Zentralblatt für Okkultismus.

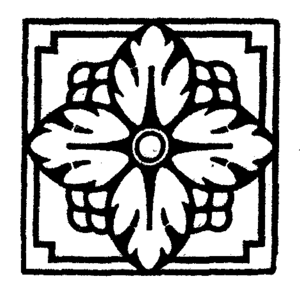
Monatsschrift

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Herausgegeben von

D. Georgievitz-Weitzer.

VII. Jahrgang (1913/1914).



Leipzig.
VERLAG VON MAX ALTMANN.
1914

Inhaltsverzeichnis.

Okkultistische Umschau.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, Herrn D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	Juli 1913.	1. Heft.

Nachdruck **aller** Originalartikel verboten.

Abonnementseinladung.

Sechs Jahrgänge des »Zentralblattes für Okkultismus« liegen abgeschlossen hinter uns und es soll nunmehr der siebente erscheinen. 7 ist aber eine dem Okkultisten und Mystiker besonders bemerkenswerte und wichtige Schlüsselzahl der Natur. Wir verweisen nur darauf, daß in den meisten Religionsystemen und auch in der okkulten Philosophie aller Völker, aus Gründen einer tieferen Naturkenntnis, die Zahl 7 als eine »heilige« Zahl angesehen wird. Nach den Anschauungen moderner Kabbalisten repräsentiert diese den Triumph des Geistes über die Materie.

Und für Anerkennung dieses geheimen Sinnes der Zahl Sieben, für Anerkennung und Begründung der Superiorität des geistigen Prinzipes in der ganzen Natur kämpft doch unser Blatt von Anbeginn an! So wollen wir hoffen, daß die Magie der Zahl Sieben dazu beitragen wird, daß speziell der nun kommende siebente Jahrgang unseres Blattes ganz besonders seinen Zweck erfüllt.

Denn unermeßlich sind die geheimnisvollen Wechselwirkungen zwischen Geist und Materie, unzählig daher die okkulten Tatsachen und Phänomene, die wir mit staunender Ehrfurcht täglich und stündlich zu sammeln Gelegenheit haben, damit auf Grund dieses ungeheueren Tatsachenmaterials, das in alle Wissenszweige menschlicher Erkenntnis eingreift!, eine neue, vollkommenere Weltanschauung sich Bahn breche, welche, weil sie nicht einseitig, sondern möglichst allumfassend ist und bessere Aussichten in sich schließt, auf die ewigen Rätselfragen von Gott, Mensch und Natur Antwort zu geben, wie eines der materialistischen Systeme.

Es steht uns jedoch fern, damit der wahren Wissenschaft irgendwie feindlich entgegenzutreten. Aber wer nicht absichtlich seine Augen und Ohren verschließt, der muß bald zugeben, daß vom Aequator bis zu den Polen sich auch heute noch fort und fort Dinge ereignen, für welche unsere Schulweisheit entweder keine Aufklärung geben kann oder welche sie ängstlich meidet, aus Furcht, daß die unerbittliche Konsequenz, welche aus jenen wohlbeglaubigten wunderbaren Tatsachen sozusagen von selbst fließt, den wissenschaftlichen Hochmut demütigen könne; aus Furcht, daß die Menschheit wieder mit mehr Ehrfurcht zu jener unendlichen Erhabenheit und Größe des schöpferischen Geistes, der seit Anbeginn des ersten Schöpfungstages unaufhörlich das ganze Weltall mit seiner Kraft und Weisheit erfüllt und durch durchströmt, emporblicken würde.

Und doch, wie kleinlich, wie beschränkt ist dieser materialistische Standpunkt! Ja, er steht mit seinen eigenen Forschungsresultaten gewissermaßen selbst in Widerspruch. Die moderne Astronomie z. B. zwingt uns, die Erde nur als ein Sandkorn im unendlichen Raum erkennen zu lernen. Wenn also die moderne Wissenschaft die Unendlichkeit des Raumes, der Energien, die ihn durchfluten, der Sternensysteme, die in ihm kreisen, lehrt, die Unzerstörbarkeit von Kraft und Stoff predigt, wie will dieselbe Naturwissenschaft es wagen, der Natur und Gottheit in anderer Hinsicht Grenzen zu ziehen? Warum soll das Leben nur auf sichtbare Formen beschränkt sein? Warum sollen unsichtbare Lebensformen nicht weitaus unvergänglicher sein wie deren grobstoffliche Spiegelbilder? Warum soll allem Leben nicht ein unzerstörbarer Wesenskern

zu Grunde liegen? Warum soll die menschliche Seele keine anderen Eigenschaften haben als die alltäglichen? Und sind uns denn die alltäglichen Funktionen der Seele schon ganz klar geworden? Was wissen wir von den Höhen und Tiefen der in der menschlichen Seele ringenden Kräfte? Warum soll endlich das ewige Reich des Geistes und seiner strahlenden Herrlichkeit nur soweit reichen, als Teleskop, Mikroskop, Wage, Reagenzglas, Retorte und einige unzulängliche mathematische Formeln und physikalisch-biologische Gesetze es gnädigst gestatten? Ist dies nicht Hochmut und Größenwahn?

Dieser kleinlichen, beschränkten und unvollkommenen Weltanschauung müssen wir immer energischer entgegentreten. Wir tun dies nicht etwa, um mit Geringschätzung auf unsere Gegner herabzublicken, sondern weil alltägliche Erfahrung und Ueberlegung uns zu dieser besseren Einsicht zwingen und weil wir darin die einzige Möglichkeit einer wahrhaft freien Forschung erblicken.

Dieser Kampf um eine höhere, bessere Weltanschauung, welche ohne Scheu an alle Probleme herantritt und dem idealistischen Monismus zum Siege zu verhelfen sucht, hat, wie wir mit Befriedigung konstatieren können, in den letzten Jahren immer weitere Kreise ergriffen und begeistert. Und wir wollen natürlich im kommenden 7. Jahrgang unser Bestes daran setzen, um durch Veröffentlichung eines möglichst reichhaltigen Tatsachenmateriales diese idealistische Bewegung zu fördern und zu kräftigen. Dadurch bleiben wir allem Personenkultus, allen Theorien, allen Schwärmereien möglichst fern und glauben so unserer erhabenen Sache am besten zu dienen.

Erfreulicherweise werden wir darin nicht nur durch unsere alten, getreuen Mitarbeiter tatkräftigst unterstützt, sondern es haben sich auch eine Reihe neuer begeisterter Autoren gemeldet, welche mit dieser vorwiegend praktischen Richtung — die deshalb keineswegs kritiklos ist — vollkommen einverstanden sind und sich bereit erklärt haben, bisher unveröffentlichte, äußerst interessante, persönlich erlebte okkulte Tatsachen und Phänomene uns zur Publikation zu überlassen, nachdem gerade unser Blatt durch seine bisherige, weit umfassende, objektive Behandlung aller okkulten Fragen und Probleme ihnen dazu am allergeeignetsten erschien. Das ist eine Wertung unseres Blattes, wie wir sie uns besser gar nicht wünschen können!

Unsere geschätzten Leser dürften schon aus Erfahrung wissen, daß unsere bisherigen Jahrgänge immer reich an aktuellen unvorhergesehenen Artikeln waren, so daß es müßig wäre, ein absolut genaues Programm des kommenden Jahrganges heute schon festzulegen. Aber wir wollen wenigstens andeuten, was die nächsten Hefte bringen werden:

Ludwig Deinhard: „Wie der bekannte englische Handleser Cheiro Okkultist wurde".

Josef Peter, Oberst a. D.: Aufsätze über Besessenheit (Dämonomanie), über Ahnungen (Warnungen, Vormahnungen, Vorschau und Anmeldung Sterbender, wie das Volk sich ausdrückt), endlich eine Arbeit betitelt „Zur Geschichte der Telepathie".

Dr. Richard Rusch: „Das Ego, seine Reinkarnationen und ihre Erkundungsmöglichkeit". — „Karmaplasma-Theorie".

G. W. Surya: Praktischer Okkultismus auf dem Lande.

Dr. Gustav von Gaj: Wie man sich das Phänomen der Materialisation erklären kann.

Wilh. T. Wrchovszky: Betrachtungen zu Maeterlincks Buch „Vom Tode". — Altes und Neues von der Wünschelrute. — Gehirn und Seele (Ein neuer Beitrag). — Zur Frage der „Rayons V(itaux)". — Die rhabdomantische Beanlagung von Frau von Tüköry. — Ueber ein neues physikalisches Experiment.

H. G. Wells: Die Geschichte des Mr. Elvesham.

Manfred Vorsüd: Okkultistische Erlebnisse.

A. von Ulrich: War es ein Geist?

Nach wie vor wird es auch unsere Sorge sein, in der „Okkultistischen Umschau" unseres Blattes sowie im Briefkasten eine solche Fülle des Interessanten und Belehrenden zu veröffentlichen, wie es in diesem Umfang und in dieser Auswahl keine andere deutsche okkultistische Zeitschrift bietet. Wir geben uns deshalb der Hoffnung hin, daß unsere geschätzten Leser vom kommenden Jahrgang ganz besonders befriedigt sein und, wie bisher, jedes Heft der Zeitschrift mit Spannung erwarten werden. So laden wir zum Abonnement auf den neuen Jahrgang des „Zentralblattes für Okkultismus" höflichst ein.

Der Herausgeber:
D. Georgievitz-Weitzer.

Der Verleger:
Max Altmann.

Altes und Neues von der Wünschelrute.

Von **Wilh. Th. Wrchovszky**, M. S. P. R.

In der Geschichte der Naturwissenschaften vom ausgehenden Mittelalter an bildet die Wünschelrute eines der interessantesten Kapitel. Jeder, welcher der Geschichte des Wünschelrutenphänomens nur einige Aufmerksamkeit zuwendet, wird — vielleicht mit großem Staunen — gewahr, daß die bloße Tatsache der Wünschelrute auch zu jenen Wahrheiten gehört, die durch Jahrhunderte hindurch auf der einen Seite andauernd bekämpft und bestritten worden sind, auf der andern immer wieder — das liegt nun einmal im Wesen einer Tatsache — durch sich für sich selbst Zeugnis abgelegt hat. Aber erst in unseren Tagen war es ihr beschieden, sich allgemeinere Anerkennung zu verschaffen, wenn auch noch nicht vollends von Seite der offiziellen Wissenschaft. Im übrigen fällt es nicht leicht, unter den naturwissenschaftlichen Tatsachen selbst ein ungefähres Seitenstück zur Wünschelrute zu finden; eine Tatsache nämlich, die mit solcher Augenfälligkeit sich beständig aufgedrängt hätte und die doch so beharrlich und hartnäckig weggeleugnet worden wäre wie die Wünschelrute. Das ist nun doch anders geworden und gewiß nicht zum Nachteil der Wissenschaft. Ich spreche hier immer nur von dem Wünschelrutenphänomen als Tatsache. Ein Haupthindernis für ihre Anerkennung durch die moderne Wissenschaft möchte ich darin erblicken, daß die wissenschaftlichen Gegner der Wünschelrute mit ihrer Anerkennung die Errungenschaften der modernen Wissenschaft für gefährdet halten und den wüsten Aberglauben vergangener Kulturepochen wieder auftauchen zu sehen glauben. Wenn nun dieses Phänomen, um das es sich bei der Wünschelrute handelt, untrennbar wäre von seiner mittelalterlichen Erklärung, wenn also — ganz allgemein gesprochen — die Geheimwissenschaften samt dieser Erklärung wieder aufleben würden, dann wären wir allerdings in einem Rückschritt begriffen in gleicher Weise, wenn wir in allen Somnambulen nur Besessene, in allen Medien nur Hexen und Zauberer sehen würden, die durch den Bund mit dem Satan in den Besitz ihrer abnormen Kräfte und Fähigkeiten gekommen seien; dann allerdings wäre die Anerkennung der Wünschelrute und schließlich der geheimwissenschaftlichen Tatsachen überhaupt ein reaktionäres Phänomen. Aber von solchen Erklärungen ist ja keine Rede mehr. Es wird lediglich die Tatsachenfrage neu aufgeworfen, ob die Phänomene überhaupt existieren, eine Frage, welche von der seichten Aufklärungsperiode übereilt verneint worden ist. Das eben war der Fehler dieser Aufklärung, daß sie die Phänomene für untrennbar hielt von ihrer damaligen Erklärung. Da man nun die Erklärung verwarf, glaubte man auch die Tatsachen beseitigt zu haben, d. h. man hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Diesen Fehler gilt es heute zu vermeiden, und wenn er vermieden wird, dann wird auch der Schein einer Reaktion verschwinden. Die Tatsachen bleiben und nur die Erklärungen wechseln.

Darum ist es in erster Linie von größter Bedeutung, solche Tatsachen zu verbreiten, die als beglaubigte Erfolge der Wünschelrute zu buchen sind. Ob die Erfolge jetzt auch schon wissenschaftlich erklärt werden können, ist für das Phänomen gleichgültig, die Hauptsache bleibt, daß das zutrifft, was der Rutengänger vorher ansagt und dass Wasser und Bodenschätze an der bezeichneten Stelle wirklich gefunden werden. Da aber das Material an den verschiedensten Stellen verstreut veröffentlicht ist und deshalb leicht vergessen werden könnte, ist es auch aus diesem Grunde wohl nicht unangebracht, eine Reihe hinreichend beglaubigter Fälle von Erfolgen der Wünschelrute*) ins Gedächtnis zurückzurufen.

Den ersten Fall entnehme ich der riesenhaften Materialsammlung Professor W. F. Barretts, die leider in Deutschland so gut wie unbekannt geblieben ist und mit der die ganze Frage nach der positiven Seite hin entschieden war, schon lange bevor sie in Deutschland überhaupt aktuell wurde. Auf über 500 Seiten hat Sir William Barrett, F. R. S., Professor der Physik an der Universität Dublin, in den „Proceedings of the Society for Psychical Research“ (1897 und 1900, Bd. XIII und XV) die Resultate seiner umfassenden zehnjährigen Forschungen über die Wünschelrute veröffentlicht. Mit außergewöhnlichem Fleiße hat Prof. Barrett die Geschichte des Phänomens bearbeitet, ist den theoretischen Grundlagen desselben nachgegangen und hat ein überwältigendes Beobachtungsmaterial gesammelt, das, wenn auch nicht gleichmäßig wertvoll, so doch, rein statistisch genommen, eine deutliche Sprache redet. Prof. Barrett hat keine Mühe gescheut, jeden einzelnen Fall so weit wie irgend möglich und von allen Seiten aufzuhellen, hat Zeugnis auf Zeugnis und Protokoll auf Protokoll gehäuft und, wenn nötig, durch Pläne und Profilskizzen weitere Erläuterungen beigegeben.

Der hier wiederzugebende Fall der „Waterford-Experimente“ findet sich mit allen Belegen in aller Ausführlichkeit in den genannten »Proceedings«, 1897, part. XXXII, S. 76/77 und 106 bis 117. Ich benutze eine kürzere Darstellung Prof. Barretts, die er 1910 in einem Aufsatze „The history and mystery of the socalled divining or dowsing rod“ (S. A.) gegeben hat.**) Prof. Barrett selbst hält den Fall für ein „experimentum crucis“. „Ich erhielt Nachricht von dem Fall“, sagt er, „durch die Liebenswürdigkeit des verstorbenen Herrn G. H. Kinahan, F. G. S., damals Chefgeologe der Geological Survey von Irland, und ein wohlbekannter und befähigter Landesgeologe. Im Jahre 1887 bedurften die Besitzer einer großen Räucherei in Waterford, Richardson u. Co.,

*) Der Genauigkeit halber muß gleich hier gesagt werden, daß die Erfolge nicht eigentlich auf Rechnung der „Wünschelrute“ zu setzen sind, sondern vielmehr von der rhabdomantischen Beanlagung des Rutengängers abhängen. W. W.

**) Siehe auch das Kapitel XII „The so-called divining- or dowsing-rod“ in Prof. Barretts sehr lesenswertem Büchlein: „Psychical Research“ London 1911.

einer Vergrößerung ihrer Wasserversorgungsanlage. Zu diesem Zwecke wurde an dem dafür am geeignetsten erscheinenden Punkte ein Brunnen von 62 Fuß Tiefe angelegt, der aber kein Wasser ergab. Sie holten darauf fachmännischen Rat ein und entschlossen sich auf Grund geologischer Begutachtung zu einer Bohrung an einer andern Stelle. Der Auftrag wurde von einer Glasgower Firma ausgeführt und ein Bohrloch bis zu 292 Fuß Tiefe abgeteuft. Da nur sehr wenig Wasser sich sammelte, wurde das Bohrloch erweitert; aber umsonst: der Wasserzutritt war so unbedeutend, daß das Bohrloch aufgegeben werden mußte. Im nächsten Jahre ließen Richardson & Co., abermals auf Grund fachmännischer Beratung, auf der Sohle des 62 Fuß tiefen Brunnens ein Bohrloch von 7 Zoll lichter Weite niederbringen. Die Arbeit wurde von der Diamond-drill Rock-boring Company ausgeführt. Mit Mühe bohrte man 612 Fuß tief durch sehr harte Silurablagerungen, aber man fand kein Wasser. Trotzdem setzte man die Bohrung bis zu einer Tiefe von 950 Fuß fort, was im ganzen — mit der Tiefe des Brunnens — eine Tiefe von 1012 Fuß unter Tage ergab. Das Ergebnis war ein vollständiger Mißerfolg, und das Bohrloch, das eine Summe von zirka 1000 Pfund Sterling gekostet hatte, wurde aufgegeben. Dann wurde auf Mr. Kinahans Rat eine weitere Stelle ausgewählt und ein Bohrloch 52 Fuß tief niedergebracht. Da aber die angetroffenen Schichten ganz die gleichen waren, riet Mr. Kinahan, die Arbeit einzustellen, da das Unternehmen aussichtslos sei. Diese vier Fehlschläge verursachten der Firma weit über 1300 Pfund Unkosten, und sie dachte schon daran, ihre Faktorei anderswohin zu verlegen, als einer der Inhaber vorschlug, einen englischen Rutengänger, John Mullins, zu Rate zu ziehen, der wunderbare Erfolge haben sollte. Man ließ Mullins kommen, der an der Grenze von Somersetshire wohnte.

Der Rutengänger kam, erfuhr aber nichts von dem, was geschehen war. Er schritt über das Grundstück, das etwa eine Ausdehnung von von 700 zu 300 Fuß hatte, und durchquerte, ohne Fragen zu stellen, schweigend, mit der Wünschelrute in den Händen, das Gelände. Plötzlich, an einer Stelle, nur wenige Yards (1 Yard = 3 Fuß = 9,14 cm) von dem tiefen Bohrloch entfernt, schlug die Zweiggabel so stark aus, daß sie in den Händen des Rutengängers zerbrach. Hier würde man reichlich Wasser finden, erklärte Mullins, und zwar schätzte er es auf eine Tiefe von 80 bis 90 Fuß. An zwei oder drei weiteren Stellen schlug die Rute gleichfalls aus, als er innerhalb oder außerhalb der Faktoreigebäude umherging, und zwar stellte sich heraus, daß diese Stellen auf einer geraden Linie lagen, die an der einen Seite nur wenige Fuß von den anderen Bohrlöchern entfernt vorüberführte. Mullins kehrte noch an demselben Abend nach England zurück und Mr. Kinahan wurde brieflich von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt. Die Bohrung wurde an der Stelle angesetzt, wo die Zweiggabel von Mullins zerbrochen

war. Es wurde allgemein als eine Geldverschwendung angesehen und ein geologischer Sachverständiger aus der Gegend beauftragt, Herrn Kinahan von dem Fortschritt der Bohrarbeit Bericht zu erstatten. Ich habe dessen Briefe, die in jener Zeit geschrieben sind, gesehen und habe die Erlaubnis erhalten, sie zu kopieren. Der Schluß klingt wie ein Märchen. Bei einer Tiefe von wenig mehr als 90 Fuß trat plötzlich Wasser in das Bohrloch; man setzte eine Pumpe ein, und die Ergiebigkeit der Wasserader war so groß, daß das Bohrloch unverzüglich zu einem Brunnen ausgebaut wurde, der, von der Zeit (1889) bis zum heutigen Tage nie versagend, ausgezeichnetes Wasser liefert, von 3000 bis zu 5000 Gallonen in der Stunde (1 Gallone 4,5 l), was nur der Tätigkeit des Rutengängers zu verdanken ist.

Herr Kilroe, von der königl. Geologischen Landesanstalt von Irland, war so liebenswürdig, die ganze Angelegenheit für mich zu untersuchen. Sein Bericht (siehe die »Proceedings«, S. 114 bis 117, mit zwei Skizzen) zeigt, daß Mullins auf eine Bruchlinie oder eine schmale Spalte im harten Ordoviziangestein (Silur) gestoßen sein muß, da die von ihm angegebenen Wasserstellen alle auf einer geraden Linie lagen. Durch diese Spalte strömte ohne Zweifel das Wasser von den benachbarten Höhen her. An der Oberfläche waren aber keinerlei Anzeichen von der Spalte, da der Fels von einer 40 Fuß mächtigen Deckschicht von Lehm mit Geschiebeblöcken überlagert war.

Wer diesen Fall durch einen Zufall oder einen glücklichen Griff des Quellenfinders zu erklären geneigt sein sollte, dem möge, nach den vorausgegangenen erfolglosen Bohrungen, die einfache Wahrscheinlichkeitsberechnung sagen, daß die Aussichten auf einen Erfolg für den Rutengänger danach nahezu unendlich gering waren.“

Anschließend an diesen Bericht gibt Prof. Barrett einen weiteren ebenso glänzenden Erfolg von John Mullins bekannt, der mit den nötigen Belegen ebenfalls in dem genannten Bande der „Proceedings“, S. 116 bis 121, veröffentlicht worden ist. »Sir Henry Harben übermittelte mir«, sagt Prof. Barrett, »die Einzelheiten eines anderen bemerkenswerten Erfolges desselben Rutengängers. Sir Henry Harben hatte sich auf seinem schönen Besitz bei Horsham in Sussex ein Herrenhaus gebaut und Wasssertürme und Seen für Springbrunnen etc. angelegt. Er hatte dann einen großen Brunnen von 90 Fuß Tiefe anlegen lassen in der Hoffnung, Wasser zu finden; aber der Brunnen war trocken geblieben. Ein zweiter Brunnen, den er 55 Fuß tief auf Grund eines Sachverständigengutachtens an einer anderen Stelle errichten ließ, hatte dasselbe Schicksal. In seiner Eigenschaft als Direktor der New River Company hatte Sir Henry Harben Gelegenheit, sich Gutachten der ersten wissenschaftlichen Autoritäten zu verschaffen. Er tat dies, und es wurde ihm nunmehr empfohlen, an einer anderen Stelle einen dritten Brunnen anzulegen. Dies geschah, und ein sehr großer Brunnen wurde 100 Fuß

tief im Horsham-Letten ausgeschachtet. Aber auch hier fand sich wenig oder gar kein Wasser. Die Sachverständigen rieten ihm nun, von der Sohle des Brunnenschachtes aus nach verschiedenen Richtungen Stollen vorzutreiben. Dies tat er mit einem Kostenaufwand von 1 000 Pfund Sterling, das Resultat war jedoch ein vollkommener Mißerfolg. Endlich, als kein Mittel helfen wollte, ließ er, wenn auch widerstrebend, den alten John Mullins kommen. Sir Henry Harben holte den Quellenfinder am Bahnhof ab, fuhr ihn an Ort und Stelle und hütete sich, irgendwelche Informationen zu erteilen. Mullins durchschritt das Grundstück mit seiner Wünschelrute und hatte, nachdem er eine Zeitlang vergeblich gesucht hatte, endlich an einer Stelle eine starke Reaktion. Hier sollte nach seiner Aussage in einer Tiefe von weniger als 20 Fuß reichlich Wasser gefunden werden. Eine weitere Reaktionsstelle fand sich nahe dabei und beide befanden sich auf einer kleinen Bodenerhebung. An diesen Stellen wurden alsbald zwei Bohrlöcher niedergetrieben, durch harten Sandstein, und eine außerordentlich ergiebige und ausdauernde Quelle mit ausgezeichnetem Wasser wurde in einer Tiefe von 15 Fuß erschlossen. Im allgemeinen sind ja wohl flache Brunnen nicht einwandfrei, hier aber erwies sich das Wasser als vorzügliches Trinkwasser.

Diese Sandsteindecke über dem Horsham-Letten war überraschend, da sie mit Mutterboden und Graswuchs überdeckt war. Die Erklärung für den Erfolg des Rutengängers hätte vielleicht in einem besonderen geologischen Scharfblick desselben gesucht werden dürfen, wenn man sich nicht damit hätte abfinden müssen, dass der Rutengänger kein Geologe und zudem in der Gegend fremd war, und wenn die Stellen nicht von den vorher zu Rate gezogenen Sachverständigen übersehen worden wären.«

Aus neuerer Zeit verdient ein Fall Erwähnung, dessen Untersuchung wir Herrn Dr. Achille Poskin-Spa verdanken. Ich entnehme die diesbezügliche Mitteilung einem lesenswerten Aufsatze Graf Karl von Klinckowstroems in der »Zeitschrift des Vereines der Gas- und Wasserfachmänner in Oesterreich-Ungarn.« (Herausgegeben von Ingenieur Friedr. Braikowich-Wien; Heft 2 vom 15. Januar 1913). Dr. Poskin, der sich seit Jahrzehnten der Hydrologie Belgiens, speziell der Erforschung und Nutzbarmachung der Mineralquellen von Spa, widmet und eine grosse Anzahl einschlägiger Arbeiten veröffentlicht hat, trat der Wünschelrute, als sich deren Beobachtung ihm bot, als skeptischer Hydrologe gegenüber. Nun schreibt er aber: »Es ist etwa zwei Jahre her, daß wir im Sommer mit einem Quellenfinder zusammenkamen. Er hat uns seine Methode detailliert vorgeführt und in meiner Anwesenheit sowie im Beisein mehrerer Assistenten seine Kunst in einer Weise praktisch betätigt, die überraschende Resultate zeitigte, und zwar auf einem Gelände, das ihm gänzlich unbekannt war.

Der Besitzer der hübschen Villa Warfaaz bei Spa, für den wir die

Fassung der kohlensäurehältigen Eisenquelle Duc de Wellington — in der Nähe der Quelle Marie Henriette — besorgt haben, wünschte eine Süßwasserquelle für seine Villa. Alteingesessene Bewohner der Gegend hatten ihm gesagt, daß sich auf dem Grundstück der Villa früher eine starke Quelle befunden habe, deren einstigen Lauf sie ihm aber wegen starker Veränderungen der Baugrundstücke durch eine Villenkolonie auch nicht annähernd angeben konnten. Keine Spur an der Oberfläche verriet die Anwesenheit eines unterirdischen Wasserlaufes. Unser Rutengänger, Herr Beaulieu, beging mit seiner Zweiggabel das Grundstück nach allen Richtungen, bis er eine starke Reaktion verspürte, die nach seiner Aussage die Stelle einer ergiebigen Quelle anzeigte. Darauf bestimmte er die Tiefe der Wasserader, und zwar auf vier Meter. Wir glaubten an keinen Erfolg, zumal sich die angegebene Stelle nicht im Talweg der kleinen Talsenkung befand, sondern am Hange einer ziemlich hohen Böschung.

Der Besitzer ließ an der bezeichneten Stelle nachgraben und hatte die Befriedigung, in einer Tiefe von vier Metern eine ergiebige und sehr reine Quelle zu finden, die seinen Wünschen voll entsprach.

Ist das nicht eine merkwürdige Tatsache? Wir haben unseren Rutengänger über die benachbarten Mineralquellen geführt und er hat uns jedesmal nicht nur die Tiefe, sondern auch den unterirdischen Verlauf derselben angeben können.«

Zu den am besten kontrollierten Erfolgen gehören die des Münchner Rohrwarts Kurringer. Er wird von seiner Behörde offiziell zur Aufsuchung von Wasserleitungsdefekten verwendet und hat oft überraschende Erfolge gehabt. Hier zwei Bespiele: Auf dem von Straßenzügen durchkreuzten Terrain des Münchner Gaswerks, Dachauerstraße Nr. 148, ist zwischen den einzelnen Gebäulichkeiten der Boden mit Kiesschotter bestreut. Keine Bodenerhebungen sind vorhanden. Ein Industriegleis durchzieht das Gelände. Entlang diesem Industriegleis liegt in zirka ein Meter Tiefe die Warmwasserleitung der Anstalt. Eines Tages zeigte das Leitungsreservoir ständigen Wasserverlust. Wurde das Rohrnetz unter künstlichen Druck gesetzt, so sank die Druckspannung in einer Weise, daß ein Defekt der Leitung unzweifelhaft erschien. Keiner der Ingenieure und sonstigen Sachverständigen wußte eine andre Abhilfe als Meter für Meter der Leitung aufzugraben und nach dem Schaden zu suchen. Der herbeigerufene Rutengänger bezeichnete beim Abschreiten über der Leitung zwei Stellen, die, 40 Zentimeter von einander entfernt, den Bereich des Defektes bezeichnen sollten. Beim Nachgraben ergab sich genau unter der einen vom Rutengänger angegebenen Stelle eine undichte Muffe, die sich bei weiterer Nachforschung als der alleinige Grund der Störung erwies. Die Leitung hat eine Länge von 30 Meter; die Zufalls- und Wahrscheinlichkeitsberechnung ergibt somit ein für den Rutengänger sehr günstiges Resultat. Als Zeugen wohnten unter andern

die leitenden Anstaltsingenieure den Versuchen und Feststellungen bei. Der andre Fall:

Im Hotel Senefelderhof in München, Senefelderstraße Nr. 14, betrug im Herbst 1911 der tägliche Wasserverbrauch gegen 50 Kubikmeter, während der Normalverbrauch 10 bis 15 Kubikmeter betragen sollte. Alle Anzeichen ließen auf einen Rohrbruch schließen. Die Länge der in Betracht kommenden Leitung betrug zirka 75 Meter. Als in früheren Jahren bereits an derselben Leitung ein Defekt entstanden war, dauerten die Aufgrabungen acht Tage, bis man die gesuchte Stelle fand. Nun war erst vor kurzem der Hof frisch gepflastert worden und man wollte neue



Frau von Tüköry auf dem Gute Jan Kubeliks in Bychory.

Unkosten vermeiden. Der zugezogene Rutengänger gab in wiederholten Untersuchungen zwei Stellen an als deutliche Reaktionsstellen der Rute. An beiden angegebenen Punkten fanden sich Rohrdefekte und der Schaden konnte sofort behoben werden. Nach Angabe des Anwesensbesitzers beträgt der nunmehrige Wasserverbrauch pro Tag zirka 13 Kubikmeter. Der Installateur, der die Arbeiten leitete und das Protokoll zeichnete, ist Johann Kropp, München, Schillerstraße Nr. 28.

Ich kann nicht schließen, ohne wenigstens zwei Erfolge einer jüngst bekannt gewordenen Rhabdomantin anzuführen, die mit ihrer eigen- und einzigartigen rhabdomantischen Beanlagung alles bisher Dagewesene in Schatten stellt; es ist Frau Charlotte von Tüköry-Algyest. Von ihren Erfolgen teile ich besonders zwei mit, die weit bekannt geworden sind.

Das neue Hotel in Bad Pistyan brauchte eine Trinkwasserquelle. Nun birgt aber die ganze Bade-Insel bekanntermaßen heiße Quellen. Frau von Tüköry entdeckte dort Juli 1911 zwei kalte Quellen. Am interessantesten ist aber ihre Auffindung einer Mineralquelle auf dem Besitztume des Violinvirtuosen Jan Kubelik in Bychory. Dort entdeckte Frau v. Tüköry vier Quellen. Die eine enthält nach der chemischen Analyse der Prager Universität dieselben Bestandteile wie die Rudolfs-Quelle in Marienbad und entspricht auch der Wirkung nach dieser Quelle. Kubelik ist über die Entdeckung seiner Quellen überglücklich und plant dort die Errichtung eines großen Kurortes. Aehnlich wie ein anderer Rutengänger — Dr. Voll*), Waldsassen — reagiert auch Frau von Tüköry nicht allein auf Wasser, sondern mit ebensolcher Sicherheit auch auf Kohle, Eisen, Silber, Gold, Kali, Petroleum, und ist jedesmal imstande, die im Boden liegende Substanz und die Tiefe genau anzugeben. Die so eigenartige und hervorragende rhabdomantische Beanlagung der Dame soll uns ein nächstes Mal im besonderen beschäftigen.

Die heilende und erneuende Kraft des Frühlings.

Von **Prentice Mulford.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von **Max Hayek.**

Das Wachstum deines Körpers wird nach denselben Gesetzen und Elementen bewirkt und verändert, die das Wachstum aller anderen organischen Körper, wie Bäume, Pflanzen, Vögel und Tiere, bestimmen und bewirken.

Im frühen Lenz jedes Jahres strömt diesem Planeten eine schöpferische Kraft aus der Sonne zu, die alle organischen Lebensformen entzündet: Bäume, Vögel, Tiere und vor allem den Menschen. Denn der Mensch ist der höchste, umfassendste und mächtigste geistbegabte Organismus auf diesem Planeten; er bedarf der größten Kraft und wird ihrer künftighin noch mehr bedürfen und zu weit größerem Vorteile bedürfen als in der Gegenwart, wo er erst lernt, sich ihrem Strome am besten zu öffnen.

Die materielle Wissenschaft nennt diese Kraft »Hitze«; aber die Eigenschaft, als Hitze bekannt, ist nur ihre äußerliche oder physikalische Manifestation. Die Eigenschaft, die, aus der Sonne stammend, als Hitze bekannt ist, wird nicht eher zur Hitze, als bis sie unseren Planeten erreicht und auf die Elemente der Erde eingewirkt hat. Wenige Meilen über der Erde gibt es nur geringe oder gar keine Hitze. Wäre diese Kraft in Hitzeform, wenn sie die Sonne verläßt oder während ihrer Reise, dann würde die Luft auf den Bergspitzen ebenso warm sein als in den Tälern. Aber wir wissen, daß auf den höchsten Gipfeln Schnee und Eis ewig sind, weil die Sonnenkraft in jenen Höhen mit den Elementen

*) Siehe Dr. Volls Schrift »Die Wünschelrute und der siderische Pendel. Mit 17 Abbildungen. Verlag Max Altmann, Leipzig.

der Erde zu wenig vermengt wird, um sie zu einem Wärmegrad umwandeln zu können, wie wir ihn in Tälern und Ebenen fühlen.

Die Sonnenkraft erzeugt die erhöhte Kreislaufbewegung des Saftes in den Bäumen, die anhebt, sobald die Sonne des neuen Jahres auf die Bäume wirkt. Der Saft ist dem Baume ein neues Leben, dem später die Knospen, Blüten und die Frucht entspringen. Das Einströmen dieser unsichtbaren Sonnenkraft gibt dem Baume das Vermögen, vermittels der Wurzeln der Erde neuen Kraftzuschuß an nährenden Elementen zu entnehmen. Es gibt ihm auch die Kraft, alle übriggebliebenen toten Blätter aus der Krone des letzten Jahres abzuschütteln, die den Winter über an ihm gehangen hatten, wie du dies in Eichenwäldern oder an Walnußbäumen beobachten kannst.

Diese Kraft wirkt in den späten Winter- oder ersten Frühlingsmonaten auch auf Tiere und Vögel, insbesonders wenn sie in ihrem wilden oder natürlichen Zustande leben, in welchem sie ihr vorjähriges Pelz- oder Federkleid abstreifen müssen. Aber dieses Abstreifen der alten, sichtbaren Dinge ist nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Veränderung, die sich im Innern der Tiere und Vögel vollzieht. Es gibt auch ein Abschütteln oder Abstreifen alter, unsichtbarer Dinge, die das ganze Wesen des Vogels oder Tieres betreffen. Sie treten durch die Poren oder auf anderen Wegen in verschiedenen Formen aus, die einen sichtbar, die andern unsichtbar, und ihnen folgen neue, innere Elemente, wie der neue Pelz, das neue Haar oder die neuen Federn nach außenhin wachsen.

Dein Körper ist demselben Gesetze untertan. Während der späten Winter- und der ersten Lenzmonate »mauserst« du dich. Du stößt die alten, toten Stoffe aus und nimmst neue auf, sofern du dieser Kraft die Gelegenheit gibst, das Beste für dich zu tun, indem du nämlich, wenn Geist oder Körper nach Ruhe verlangen, deine Geschäftigkeit ruhen läßt, wie dies auch Vögel und Tiere während ihrer Mauserperiode oder des Prozeßes, alte Elemente auszustoßen und neue aufzunehmen, tun.

Dieses Element oder die Kraft, die von dir um diese Zeit empfangen wird, ist, wie alle Kraft, dem physischen Auge unsichtbar. Der neue Pelz, das neue Federkleid des Vogels, die neue Haut und das äußere und innere Zellengewebe an deinem Körper, wenn du es erhältst, die neuen Knospen, Blätter und Zweige: sie alle sind verkörperte Offenbarungen dieser Kraft. Es sind neue Kristallisationen, die aus neuen Lösungen unsichtbarer Chemikalien stammen, worin der Vogel, das Tier, der Baum und dein Körper gebadet sind. Alle Lösungen oder alles so aufgenommene Element des letzten Jahres wurden aufgebraucht. Der Baum oder jede andere sichtbare Organisation, wie der Vogel, das Tier oder dein Körper, stehen in demselben Verhältnis zu der neuschaffenden Lösung, wie der Metallstreifen zu einer mineralischen Lösung, aus der er die von ihr zu bildenden Kristalle zieht.

Es gibt keine scharfe Grenzlinie zwischen dem, was wir Geist und

Stoff nennen. Der Stoff ist nur eine Form des Geistes oder des Gedankens, der durch das physische Auge gesehen wird. Stoff ist Kraft, zeitlich verkörpert, wie der Klumpen Kohle, in Brand gesteckt, die in ihm gebundene Kraft aussendet, um die Maschine zu treiben. Der Klumpen geht dann zum größten Teile in ein unsichtbares Element über. So sehen wir um uns herum die Kraft immer aus der physischen Sichtbarkeit in die Unsichtbarkeit übergehen und vice versa. Millionen und Abermillionen von Tonnen unsichtbaren Stoffes mögen an einem klaren Tage in einer Stunde über unseren Häuptern aufsteigen, um am nächsten Tage in sichtbarer Form, als Regen oder Schnee, niederzufallen, die wieder in wenigen Stunden später aufgesogen und unsichtbar gemacht wird.

Der Indianer nennt den Februar und März die »schwachen Monate«, weil er, ein weit schärferer Beobachter der Natur als wir, die Tendenz zur Langsamkeit und Trägheit in Tier und Mensch erkennt, die immer vorherrscht, wenn diese Kraft den organischen Körper verjüngt, durchkräftet und erneut.

Die vollkommensten Kristalle aus einem mineralischen Elemente entstammen jener Lösung, die am freiesten von Störungen erhalten wurde. Dein Körper gehorcht im Frühjahr denselben Gesetzen und seine Elemente kristallisieren sich neu. Um den vollsten Gewinn von der heilenden und erneuenden Kraft des Frühlings zu empfangen, solltest du ruhen, wann immer du dich zur Ruhe geneigt findest, möge es nun Tagesmitte oder Mitternacht sein. Wenn du Körper oder Geist entgegen ihrer Neigung betätigst, wenn du also deine Muskeln durch einfache Willenskraft zu Anstrengungen zwingst, wenn du entweder Geist oder Körper bis an den Rand äußerster Erschöpfung bemühst, unwissend, wie sehr kraftlos du bist, ehe das Werk zu Ende getan ist, wie es Tausende und Abertausende tun und durch unser unnatürliches System des Lebens und den willkürlichen Forderungen des »Geschäftes« zu tun gezwungen sind, dann verhinderst du diese heilende und verjüngende Kraft an ihrem vollsten Einströmen in deinem Körper. Du verhinderst das neue Element, das den Baum erneut und die Knospen schwellen macht, sich mit deinem Körper zu vermengen. Du hältst dich an das alte Element, das abgeschüttelt werden sollte, wie der Eichbaum alle seine toten Blätter abschüttelt, ehe der Winter vorüber ist; du trägst dann dieses tote Element, ein »totes Gewicht« mit dir herum, anstatt das neue, aufsteigende Leben. Das ist es, was, neben anderen Ursachen, die Schultern beugt, die Haare bleicht und das Antlitz durch Schrumpfung mit Runzeln durchfurcht.

Der Verfall des leiblichen Körpers, den wir »Alter« nennen, hat seine Begründung lediglich im Unglauben und Unwissen des Menschen, daß er sich die Bedingungen, um einen stetigen Kraftzufluß, der seinen Geist mit immer neuem Stoffe umkleiden würde, zu empfangen, selber zu schaffen imstande ist. Muskelstärke und fortwährende körperliche Tätigkeit allein sind nicht immer die Zeichen vollkommener Gesundheit. Im Fieberwahnsinn mag ein verhältnismäßig schwacher Mensch drei bis vier

andere Menschen zu seiner Bezähmung nötig machen. Ist der Wahn vorüber, so ist der Kranke schwach wie ein Kind; dennoch wird gerade nach solcher Krise behauptet, nun sei er außer Gefahr. In einer etwas ähnlichen Weise führen Tausende von Menschen in der Rennbahn des Berufes, im giervollen, fast grausamen Wettbewerb des Handels ein fieberhaftes, aufgeregtes Leben. Sie sind immer in Hochspannung. Sie wollen in diesem Zustande sein. Sie können nicht arbeiten, es sei denn, sie wären auf eine gewisse Höhe hinaufgespannt. Wenn die Natur manchmal aus sich selber nach Ruhe verlangt, dann sind die Nerven übermüdet, die Menschen fühlen sich erschöpft, und nun betrachten sie dieses freundliche Zeichen fälschlich als Krankheit und behandeln es dementsprechend. — Selbst in Fällen, wo Menschen auf Wochen oder Monate ans Krankenbett gefesselt und behandelt werden, als hätten sie eine gefährliche Krankheit (woran sie sogar selber glauben), erheben sie sich manchmal weit besser und stärker, als sie lange vorher gewesen. Warum? Weil in diesem erzwungenen Stillstand körperlicher oder geistiger Tätigkeit die Natur ebenso am Werke war, wie sie unter gewissen ungünstigen Verhältnissen einen abgebrauchten Körper neu aufzubauen vermochte. Und das Ergebnis ist, daß der Mensch mit einem neuen, frischen Element in den Beinen, Muskeln und Nerven sich erhebt, die ihm verliehen wurden, weil die Natur seinen Körper zu jener Ruhe brachte, in der er ausgebessert werden konnte.

Wenn du den Gedanken an die erneuende Kraft des Frühings in Ehrfurcht erwägst, obgleich du ihn fürs erste nicht voll und ganz zu glauben vermagst, dann wird dir durch solch ehrfürchtiges Erwägen viel Heil werden. Denn wenn du eine lebende Wahrheit, die sich deinem Geiste zum ersten Male darbietet, nicht von dir stößt, wird sie Wurzeln in dir schlagen und in dir wohnen und sich dir durch ihre Wohltat beweisen.

Die Menschen verbrauchen sich durch unaufhörliche körperliche Tätigkeit viel schneller auf, als allgemein angenommen wird. Die »Wetterhärte« des wetterharten Seemanns währt oft nur wenige Jahre. Er ist mit 45 Jahren ein alter Mann. Der schwerarbeitende Farmer, der das ganze Jahr hindurch von der frühen Dämmerung bis in die Nacht hinein am Werke ist und die Arbeit als die größte Tugend der Welt betrachtet, ist mit Fünfzig oft nichts weiter als eine Masse von Knochenauswüchsen und Rheumatismus. Die mittlere Lebensdauer hartarbeitender Menschen ist weit geringer als die jener Menschen, deren Beschäftigungen weniger körperliche Belastung, Anstrengung und stund-auf stündliche Plackerei, bei ganz erschöpftem Körper erfordern.

In den Minen Kaliforniens, wo ich jahrelang die Haue schwang und in Rotten arbeitete, auffuhr, Karren schob und schaufelte, bemerkte ich, daß die letzten drei Stunden des zehn und manchmal zwölfstündigen Tagewerkes von den Männern, so stark sie auch gewesen sein mochten, mit weit weniger Geist getan wurde als die Arbeit am frühen Tage, ja,

in Wahrheit war es oft nur ein Vorgeben von Arbeit, wenn nicht das Auge des Aufsehers ständig auf seinen Leuten ruhte. Warum? Weil sie körperlich nicht länger zur Arbeit tauglich waren. Es war nur ihr Wille, der die Muskeln zur Anstrengung zwang. Und von den stämmigen, wetterharten Bergleuten, die damals 25 Jahre oder etwas darum herum alt waren, um 1860 arbeiteten und in dieser Fron verblieben, ist eine weit größere Mehrzahl nicht mehr am Leben, und von denen, die heute noch leben, sind vier Fünftel gebrochene Leute.

In der Natur finden wir Perioden der Ruhe in stetigem Wechsel mit Perioden der Tätigkeit. Die Bäume ruhen im Winter. Der Kreislauf des Saftes ist träge. Weder Blatt noch Blüte noch Frucht wird erzeugt. Die wilden Tiere und Vögel tun nach des Sommers brütender Jahreszeit nur wenig. Sie fressen und schlafen. Einige Tiere und Reptilien schlafen während des ganzen Winters. Selbst der Boden muß ruhen, um die beste Ernte hervorbringen zu können. Wo er durch andauernde künstliche Düngung übermüdet wird, ist sein Ertrag an Wohlgeschmack und Nahrungswert unter dem Ertrage eines jungfräulichen Bodens. Krankheit, Mehltau und zerstörende Insekten gelangen in seinem natürlichen Zustande unerkannt zu Gedeihen. Wenn der Mensch die Tatsache erkennt, daß er seinen Körper, von der aufkeimenden Kraft der Jugend angefangen bis zum Alter von vierzig oder fünfzig Jahren, nicht ohne großen Schaden Jahr für Jahr unter vollem, unaufhörlichem Nervendrucke oder der Willenskraft aufbrauchen kann, und wenn er, in Erkenntnis dieser Tatsache, sich öfter in den Zustand völliger Ruhe und Aufnahme begibt, wie dies der Baum, der Vogel und das Tier in ihrem natürlichen Zustande tun, dann wird er sich, immer mehr und mehr aus diesem Elemente aufnehmend, einer weit besseren Gesundheit des Leibes und größerer Elastizität seiner Muskeln und seiner Kraft und Geistesfrische erfreuen. Er würde noch andere Sinne und Kräfte in sich erwecken, deren Existenz von den meisten Menschen zur Zeit noch bezweifelt wird.

Einige orientalische und indianische Rassen besitzen, teilweise auf Grund ihres ruhigeren, dem Leben des Baumes und Tieres und dem Einflusse der Jahreszeiten besser angepaßten Lebens, bis zu einem gewissen Grade diese Sinne und Kräfte. Sie besitzen nicht unsere herrschsüchtige, angriffslustige Kraft, die überfällt und erobert, wie England Indien eroberte und die Amerikaner die Indianer unterworfen und fast ausgerottet haben. Aber wisse: nicht diese Kraft ist am Ende Sieger! Die Kraft des Gedankens, die am stärksten arbeitet, wenn der Körper verhältnismäßig untätig ist, ist in Wahrheit die stärkste und endlich vorherrschende Kraft! Sie ist fein, geräuschlos und unsichtbar. Aus dem höchsten Motive heraus wirksam, verfeinert und gesittet sie die rauhen, kriegerischen, erobernden Rassen, indem sie ihnen die Zivilisation der unterworfenen aufpfropft. Solcherart wurde die Kunst und Zivilisation

der unterworfenen Aegypter den Assyrern zuteil. Jahrhunderte später übertrugen die unterworfenen Assyrer diese Kraft den siegreichen Griechen. Die Griechen unterlagen den Römern, doch die griechische Zivilisation war in Rom vorherrschend. Rom ging durch die Goten und Vandalen, die damals wilden Rassen des nördlichen Europa, leiblich unter. Aber im Reiche des Geistes ist es der Einfluß des alten Italien, der die große Rolle bei der Verfeinerung der einstigen Hunnen und Vandalen voriger Zeitalter zu Deutschen, Franzosen, Spaniern und Italienern spielte. Jede Umwälzung, Erschütterung und Eroberung ließ diese Kraft auf einem weiteren Felde Wurzel schlagen. Heutzutage studieren die besten Geister Englands ernsthaft die kürzlich aufgefundenen indischen Lehren, und diese Kraft unterwirft in gewissem Sinne England, das heute bereits zu Füßen Indiens sitzt, um die erste Lektion im Alphabet der Gesetze und der Kraft zu empfangen, die bisher seinen Gelehrten ganz unbekannt waren. »Was ist das für eine Kraft?« frägst du, »wie wird sie gewonnen? wie entwickelt?« — Es ist die Kraft, die aus den zu einem Zwecke in vollkommener Eintracht vereinigten Geistern fließt. Denn wenn du all dein Denken oder deine Kraft auf die Arbeit deiner Glieder lenkst, indem du tagein, tagaus, jahrein, jahraus dein Handwerk verrichtest, ohne auf die Anregungen und Zeitinstinkte oder Jahreszeiten zu merken, dann läßt du all diese Kraft lediglich das Instrument treiben und aufbrauchen: den Körper. Du verhinderst sie, fern vom Körper zu wirken. Du verhinderst ebenso das Einströmen und die Verwandlung dieser verjüngenden Kraft des Frühlings. Du erzeugst die Gewohnheit, den Körper immer in Bewegung zu erhalten. Du verhinderst selbst jene Pause des Schlafes, die deinem Körper die größte Kraft für die Stunden des Wachseins bringen würde. Denn wenn Geist oder Körper Tag für Tag erschöpft werden, dann bleibt dasselbe Element auch in der Nacht bestehen und erschöpft dich. Du erzeugst den Glauben und Irrtum, daß du nichts zustande bringst, es sei denn, du wärest mit Körper oder Gehirn am Werke. Du würdest nicht in den Zustand der Ruhe gelangen, wenn deine Denkkraft nicht fern und getrennt von deinem Körper arbeiten könnte, um dir zur erfüllten Zeit hundertmal mehr an segensreichem Gewinne zu bringen, als du durch bloße physische Bemühung je zu erreichen vermagst.

Die Eigenschaft des Blattes, der Wurzel oder Beere, die, als Medizin genommen, auf die inneren Organe einwirkt, ist die Kraft in jener Pflanze, die durch den Verdauungsprozeß befreit wird. Die Stärke, die du vom Brot oder Fleisch erhältst, ist die aus der Nahrung auf dieselbe Weise befreite Kraft. Verdauung ist ein langsames Verbrennen der in den Körper aufgenommenen Stoffe, wie die Kohle im Ofen verbrannt wird. Wie du die durch solche Verbrennung freigewordene Kraft gebrauchst, um den Körper zu betätigen, und der Ingenieur die Hitze zum Betriebe der Maschine ausnützt. Je jünger die Knospen, desto zarter ihre äußere

Form; und dennoch: als Medizin gebraucht, entfalten sie die wirksamste Kraft und Eigenschaft der Pflanze. Der erlesenste und stärkste Tee wird aus den obersten und zartesten Blüten der Pflanze bereitet. In Kalifornien wirkt die Blüte der Gift-Eiche auf manche Menschen schon ein, wenn sie bloß nahe daran stehen, so groß ist die ausströmende verderbliche Kraft.

Die zarten Triebe des Frühlings enthalten schon die Kräfte, die später das stärkere Blatt und den Ast bilden werden. Dein eigenes Wesen enthält im Frühling dieselben zarten, knospenden Elemente. Darum, wenn dein Körper im Frühling schwach ist, dann nimm's als ein Zeichen, daß es in dir knospet. Diese Knospen sind voll Kraft. Aber diese Kraft wird keine Zeit gehabt haben, auf dein körperliches Sein einzuwirken und das neue Bein, den Muskel und die Sehne zu bilden (die zu einer späteren Zeit erscheinen werden!), sofern du das Knospen oder die neue Kristallisation beunruhigst und durch unzukömmliche Ueberanstrengung von Geist oder Körper möglicherweise zerstörst, wodurch deinem Körper gleichsam derselbe Schaden zugefügt wird, den der Orkan einem blühenden Baume zufügt.

Vielleicht sagst du: »Ja, aber wie kann ich denn mein Geschäft weiterführen und mein Brot verdienen, wenn ich meinen Körper solcherart der Natur zur Ausbesserung hinlege?« Wir antworten: »Die Gesetze der menschlichen Berufe sind nicht die Gesetze der Natur. Wenn die Natur sagt: Ruhen! und der Mensch sagt: Arbeiten! und arbeiten will und arbeiten muß, dann erwächst ihm immer das Schlimmste daraus.« Was die Gesellschaft lasterhafte Gewohnheiten und Neigungen nennt, das sind nicht allein jene Tätigkeiten, die Krankheit, Schmerz und Tod hervorrufen. Tausende sterben jährlich unter langem Todesleiden auf den respektabelsten Betten und in der besten Gesellschaft dahin. Schwindsucht, Krebs, Irrsinn, Wassersucht, Rheumatismus, Skrofulose, Fieber wüten und werden immer unter den korrektesten Leuten (vom konventionellen Standpunkte aus betrachtet korrektest!) wüten. Warum ist dem so?

Wenn du jetzt unter Verhältnissen lebst, die es dir unmöglich machen, dir die nötige Ruhe zu gönnen, und wo du ein tiefes Bedürfnis nach dieser Ruhe in dir fühlst, dann magst du dich darauf verlassen, daß dein andauernder Wunsch, dein Gebet, dein drängendes Verlangen um die Gelegenheit, in der du von den aufbauenden Kräften der Natur empfangen und Nutzen ziehen kannst, dir diese Gelegenheit auf irgendwelche Weise zubringen werden, so daß du ihrer teilhaftig wirst. In jeder tiefgefühlten Not ist der Gedanke und der Wunsch, die solchem Notgefühle entspringen, ein Gebet und eine Kraft, die dir Hilfe bringen und dich aus den schädlichen Verhältnissen und Lebensformen herausführen werden. Wir wiederholen diese Behauptung oft. Sie bedarf häufiger Wiederholung. Sie ist die stärkste Triebfeder allen Wachstums und Fort-

schritts in ein glücklicheres und gesünderes Leben hinein. Jesus von Nazareth schloß dieses große Gesetz in die Worte: »Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan.« Er unterließ es weise, dieses Mysterium, wodurch der ernste, menschliche Gedanke, Wunsch oder Wille das verlangte Ding oder Resultat immer zur rechten Zeit hervorbringt, zu erklären. Denn dieses und andere Mysterien sind unerklärlich. Und so schnell irgendein Grund für ein bestimmtes Geschehen in der Natur vorgegeben werden kann: ein tieferes Mysterium finden wir in seiner wahren Ursache. Wir sagen: Wind ist bewegte Luft. Was setzt und hält sie in Bewegung? Wir »erklärten« einst die Gezeiten durch die Theorie von der Anziehungskraft des Mondes. Aber abgesehen von den Gezeiten, welche Kraft hält das gigantische System von Strömen in Bewegung, das stetig die Ozeane durchflutet und sich gerade in den letzten vierzig Jahren reicher offenbarte? Welche Kraft läßt unsere Lunge Tag und Nacht atmen und treibt das Blut in jedes Teilchen unseres Körpers? Sind nicht alle diese Kräfte die Kraft Gottes oder des unendlichen Geistes oder der Kraft des Guten, die in dir wirkt, wie sie in allem wirkt, was da lebt und wächst? Nun, uns wird zuletzt die Erkenntnis gegeben werden, diese Kraft erkenntnisvoll zu gebrauchen. Der Körper des Baumes, Tieres und Vogels geht endlich zugrunde, weil solche Erkenntnis fehlt. So ging in der Vergangenheit auch der materielle Teil des Menschen zugrunde. Aber so muß es nicht immer bleiben. »Der letzte große Feind, der vernichtet werden muß«, sagt Paulus, »ist der Tod«; und im Einschlusse dessen kann man sagen, daß der Mensch, im Maße wie seine Erkenntnis der wunderbaren Kräfte um ihn und in ihm und sein Glaube daran sich erhöhen, immer herrlicher und herrlicher die Linie der Wirksamkeit dieser Kräfte aufdecken und solcherart sein sterbliches Teil, in steter Erneuerung durch immer feinere Elemente, in ein unsterbliches umwandeln würde.

Besessenheit (Dämonomanie).

Von **Josef Peter**, Oberst a. D.

I.

Besessenheit im Sinne der Dämonomanie ist einer von den Zuständen, die, wie Perty treffend sagt, »zu den furchtbarsten des Menschenlebens gehören, überreich an wundersamen Erscheinungen der nächtlichen Tiefe.« Der besessene Mensch scheint von einem fremden, bösartigen Wesen in Besitz genommen zu sein, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, die Unglücklichen in der grausamsten Art zu martern. Charakteristisch ist die gleichzeitige Abneigung gegen alles, was an Gott und Religion erinnert, und die beständige Hervorkehrung

eines wahrhaft satanischen Geistes. Da überdies bei den Besessenen merkwürdige magische Kräfte auftreten, wie z. B. Hellsehen, Hellhören u. dgl., und nicht selten spiritistische Phänomene erzeugt werden, so kann es nicht überraschen, daß Manche geneigt sind, wirkliche Dämonen anzunehmen, welche von dem unglücklichen Menschenkinde Besitz ergriffen haben.

Dies ist auch die Meinung der Heil. Schrift, und die Theologen sind überzeugt, daß die Seele des Besessenen wirklich, sowohl ihren geistigen als auch ihren leiblichen Funktionen nach, zum willenlosen Werkzeug des dämonischen Willens geworden ist. Delitzsch*) vergleicht die Besessenheit mit dem Magnetismus. »Nichts« sagt er, »macht den Zustand der dämonisch Besessenen so deutlich wie der magnetische Rapport in künstlich hervorgebrachten Zuständen. Der Magnetisierte erscheint da als das schlechthin willenlose Werkzeug des Magnetiseurs und der Inhalt des Bewußtseins des Magnetiseurs spiegelt sich im Bewußtsein des Magnetisierten, so daß die Individualität des einen wie übergegangen ist in die des andern . . . . . Aus dieser dynamischen Besitzung einer Menschenseele durch die andere können wir uns eine Vorstellung von der substantiellen Besitzung einer Menschenseele durch einen Dämon bilden. In beiden Fällen sind Wollen, Denken und Empfinden des Menschen also die geistigen Wurzeln seines Innenlebens unter einen unwiderstehlichen Trieb einer fremden Macht geraten und zu Formen eines aufgedrungenen Inhalts geworden.«

Die Besessenheit ist eine seit den ältesten Zeiten bekannte Erscheinung. So erwähnen ägyptische Urkunden den seltsamen Fall der Schwester der Frau des Pharaonen Ramses Meri-Amun von der 20. Dynastie (Ende des 13. Jahrhundert v. Ch.). Das Mädchen war von einem Dämon besessen.**) Merkwürdig ist, daß das Alte Testament für den dämonischen Zustand weder Namen noch Beispiele hat. Der Bericht der Bibel über die Wutanfälle Sauls läßt eher an Irrsinn denken und die alttestamentliche Geschichtschreibung bezeichnet die von Zeit zu Zeit in Raserei übergehende Melancholie Sauls nur als Gotteswirkung. Daß die dämonische Krankheitsform eigentlicher Besessenheit nur zufälligerweise im Alten Testament nicht erwähnt wird, hält Delitzsch*) für unmöglich, denn die Thora und überhaupt das Alte Testament macht einerseits alle Arten des Zaubers, andererseits alle Gestalten gottverhängter Krankheit so geflissentlich namhaft, daß an einen solchen Zufall nicht zu denken ist.

Viele Fälle schwerer und wirklicher Besessenheit finden wir hingegen im neuen Testament. Eines der schrecklichsten Beispiele sind die Dämonischen von Gadara. Die Symptome sind in der Tat furchtbar: sie brüllen entsetzlich (Mr. 5,5.), zerreißen in unnatürlicher Stärke

*) Franz Delitzsch, System der biblischen Psychologie, Leipzig 1855.

**) Näheres siehe: von Vesme, Geschichte des Spiritismus Bd. I.

die Zwangsbande (Mr. 5,3), dulden keine Kleider (Lc. 8,27), wüten heftig gegen sich selbst (Mr. 5,5), bleiben nicht daheim, sondern halten sich Tag und Nacht in Grabstätten und auf Bergen auf (Mt. 8,28; Mr. 5,5) und überfallen wütend alle, die ihnen zu nahe kommen (Mt. 8,28). Bei Erwähnung der Gadarener gibt Delitzsch für die Richtigkeit der theologischen Ansicht über Besessenheit folgende Beweisführung: »Diese Symptome entsprechen dem, was als natürliche Krankheit Tobsucht mit Unstetigkeit genannt wird. Durch den Zug nach Gräbern und wüsten Orten (Lc. 8,29) vgl. Mt. 12,43) bekundet diese Unstetigkeit schon ihren dämonischen Charakter, aber das Krankheitsbild eines eigentlich Besessenen vollendet sich erst dadurch, daß der Dämon oder die Dämonen mit gänzlicher Verdrängung der Selbstmacht des Menschen entweder mittelbar, der menschlichen Organe sich bedienend, oder unmittelbar aus ihm sprechen. So hören wir sie sprechen aus den gadarenischen Besessenen Mt. 8,29.31; aus dem Besessenen in der Synagoge zu Capernaum Lc. 4, 34, aus welchem der Dämon laut schreiend ausfährt, Mr. 1, 26, und aus aus dem Besessenen in Ephesus, Act. 19, 15. So sprachen sie aus jenen Vielen, welche Jesus heilte, indem der Christus die Dämonen zu schweigen zwang (Lc. 4, 41). So müssen sie auch aus Maria von Magdala gesprochen haben, da ihre Zahl angegeben wird Lc. 8, 2 vgl. 8, 30. Daß es Geister wären, die aus solchen Kranken sprachen, zeigte sich daran, daß das Ausgesprochene eine über den Erkenntnisgrad der damaligen Menschen hinausgehende Erkenntnis der Person und des Werkes Jesu verriet, und daß es böse und unreine Geister waren, zeigte sich daran, daß sie nichts mit Jesu zu schaffen haben wollten und daß seine Nähe die Raserei der Besessenen steigerte.«

Ueber die Art, auf welche der Dämon sich des Besessenen bemächtigt, hat die Theologie viel gestritten, daß es aber ein böser Geist ist, daran wurde stets festgehalten. Es ist eines jener überirdischen Wesen, die unter dem Satan ein großes Reich bilden, das Reich der Dämonen (*δαίμονες*). Viele Vertreter dieser Lehre, wie z. B. Delitzsch, sind auch der Ansicht, daß »glaubhaft bezeugte Erfahrungen dafür zu sprechen scheinen, daß das Dämonenreich in seinen verderblichen Einwirkungen auf Menschen sich durch die Seelengeister unselig Verstorbener verstärkt.«

Erst in der Hälfte des 18. Jahrhunderts fing man an, die Besessenheit für eine natürliche Krankheit zu erklären. Auch Okkultisten, wie Perty, stimmten dieser Ansicht bei. Derselbe sieht in der Besessenheit eine eigentümliche Geistesstörung mit Erweckung von magischen Kräften. Die den Menschen befallende Krankheit tritt als Personifikation, auf und zwar als Personifikation eines bösartigen Wesens.

»Wie die Krankheit den Menschen quält, ihm die gesunde Nahrung und alles, was er sonst liebte, verleidet, so tut es auch ihr Spiegel-

*) Ibidem, Seite 260.

bild, der Dämon, er läßt den Besessenen nichts genießen, mißhandelt — was auch in manchen Wahnsinnsformen geschieht — und plagt den Leib, wütet gegen alles Religiöse und die, welche es gegen den Leidenden vertreten wollen. Die Ausbrüche der Wut in Dämonischen beim Exorzismus, Gebet, Bekehrungsversuchen erklären sich aus dem instinktiven Widerwillen der Besessenen gegen Mittel, die ihren Trieben ganz entgegengesetzt sind; es ist, als wenn man einen zur Wut gebrachten Hungrigen mit moralischen Betrachtungen abspeisen wollte.«*) Diese Erklärung klingt einfach und sehr aufgeklärt, allein daß sie nicht in allen Fällen die befriedigende Lösung gibt, hat Perty selbst gefühlt, denn er schreibt u. a.: »Sollte in manchen Fällen doch Besessenheit durch ein fremdes geistiges Wesen angenommen werden müssen, so wäre immer noch eher an Seelen Verstorbener als an Dämonen zu denken.«**) Dies ist auch die Ansicht Justinus Kerners. Letzterer hat die Erscheinungen der Besessenheit eingehend studiert. »Ich erstaunte« sagt Kerner,***) »die Erfahrung zu machen, daß hauptsächlich ein dämonisch-magnetisches Leiden, das wir schon durch das Neue Testament kennen lernten, das aber auch sonst im Altertum sehr bekannt war, als eines der häufigsten magisch-magnetischen Leiden noch durchaus und völlig vorkommt, wie es die Bibel beschreibt und wie es auch in den exorzistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts angegeben ist — ich meine das sogenannte Besessensein.« Kerner ist überzeugt, daß »eine Afteraufklärung« dieses furchtbare Leiden mißkannt hat, sodaß »die rationelle Medizin es kaum oberflächlich mehr beachtete und meistens mit Manie und Epilepsie verwechselte, hie und da auch unter dem nichtssagenden Namen »Monomanie« der Manie zuweist . . . . . .« Er hat keinen Zweifel, daß ein böser Dämon (»gemeiniglich ein unselig Verstorbener«) Besitz von dem Leidenden genommen hat, »sich der anderen Individualität gänzlich bemächtigt und sie nur momentan öfters wieder freiläßt.« »Es ist wahrscheinlich«, sagt Kerner, »daß sich in manchen Irrenhäusern Dämonische befinden, die irrigerweise für Wahnsinnige gehalten und so behandelt werden.« Und in der Tat, die von Kerner beobachteten und geheilten Fälle von Besessenheit scheinen die Richtigkeit seiner Anschauungen im hohen Maße zu bestätigen.

Die medizinische Wissenschaft von heute kennt die Besessenheit nicht und schreibt alle Erscheinungen dieser Art natürlichen Nerven- oder Geisteskrankheiten zu. Ohne Zweifel hat der Aberglaube und religiöser Fanatismus viele Fälle als Besessenheit angesehen, welche sich einfach durch Irrsinn, religiösen Wahnsinn, Manie oder selbst durch Epi-

*) Maximilian Perty, Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig 1872. Seite 342, I. Band.

**) Ibidem, Seite 348.

***) Siehe: »Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins etc.« Von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt in Weinsberg, 1836.

lepsie hätten erklären lassen. Es liegt ja sehr nahe, daß Irrsinnige, die an religiösem Wahnsinn leiden, von der Idee erfaßt werden, vom Teufel besessen zu sein. »Kein Wunder«, sagt de Vesme in seiner Geschichte des Spiritismus, »daß ein Verrückter, der an die Besessenheit glaubt, sich einbilden könnte, wirklich besessen zu sein und mit ähnlichen Antworten auf die Fragen einzugehen vermag, die man an den Dämon richtet. Vielleicht unterlag er auch der Suggestion der umstehenden Personen, die ihn für besessen hielten.«

Diese nicht zu leugnenden Tatsachen schließen aber die Möglichkeit der Erscheinung wirklicher Besessenheit keineswegs aus, und wer die spiritistischen Phänomene kennt, der weiß, daß Besessenheit oftmals eintritt, besonders bei jenen Menschen, welche wir mit mediumistischen Fähigkeiten begabt sehen. De Vesme sagt geradezu, daß man den Spiritismus nicht anerkennen kann, ohne auch gleichzeitig die Besessenheit anzuerkennen*), und fügt u. a. bei:

»Die Einwirkung desinkarnierter Geister auf besessene Personen läßt sich mit derjenigen des Hypnotiseurs auf das suggestionierte oder magnetisierte Subjekt vergleichen. Wenn die Persönlichkeit des besitzergreifenden Geistes vollständig oder fast vollständig an die Stelle der besessenen Person getreten ist, so ist dies das Phänomen, welches eigentlich den Namen Besessenheit verdient, gegenüber der nur teilweisen Beherrschung seitens eines Geistes, welche wir richtiger mit Umsessenheit bezeichnen. Wie sich ein Hypnotisierter aufwecken läßt, indem man aus seinem Körper den Geist, oder besser den Einfluß des Magnetiseurs entfernt, so ist es klar, daß sich auch die Besessenheit besiegen läßt.»

Sehr interessant und belehrend sind die Ausführungen G. W. H. Myers in seinem berühmten Buche »The Human Personality and its survival of bodily death« über Besessenheit. Myers erblickt in der Possession eine mehr entwickelte Form des »automatisme moteur«. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei der Possession die Personalität für einige Zeit vollkommen verschwindet und sich eine mehr oder weniger vollständige Substitution der Personalität vollzieht. Schrift und Wort sind Manifestationen des fremden Geistes. Myers ist überzeugt, daß in gewissen Fällen, wie z. B. bei Stainton Moses, ein geistiger Faktor eine große Rolle in diesen Kommunikationen spielt, d. h. daß die Erklärung durch Auto-Suggestion oder durch Impulsionen des subliminalen Ichs nicht alle Fälle deckt. »Ich zweifle nicht«, sagt der Gelehrte, »daß die Theorie der Possession als eine Sache gezeigt werden kann, die mehr ist als bloße Spekulation, als ein neuer Beweis zugunsten des Ueberlebens des Menschen nach dem körperlichen Tode.«

Nun muß aber beigefügt werden, daß Myers, obgleich er die Möglichkeit einer Besessenheit durch einen fremden Geist zugibt, ausdrück-

---

*) De Vesme, Geschichte des Spiritismus, Bd. I. Seite 429.

lich die alte Idee von der Possession durch Teufel oder Dämonen oder selbst durch Engel modifiziert wissen will. »Es existiert« sagt er »wenigstens nach unserer Kenntnis kein Beweis zugunsten der engelhaften, teuflischen oder feindlichen Besessenheit!« Und weiter führt Myers aus, daß der Teufel nicht ein Geschöpf ist, dessen unabhängige Existenz von der Wissenschaft anerkannt wäre. Alle Berichte über Teufelsbesessenheiten lassen auf Autosuggestion schließen. Man kann entgegnen, daß in den vom Teufel gebrachten Manifestationen der Teufel der besessenen Person feindlich war, und man kann fragen, ob es möglich ist, daß der Quälgeist wirklich nur ein Fragment des Gequälten ist? Wir müssen darauf antworten, daß die letztere Annahme nicht nur nicht absurd ist, sondern im Gegenteil bekräftigt wird durch die wohlbekannten Phänomene des Wahnsinns und der Hysterie. Im Mittelalter, besonders in den mächtigen und schrecklichen Autosuggestionen, deren Kosten alle der Teufel trug, erreichten diese sog. Besessenheiten eine Intensität, welche die ruhige und skeptische Atmosphäre der modernen Hospitäler zerstreut und abschwächt. Die schrecklichen Teufel, welche die Schwestern Angelika de Laudun besessen machten, würden heute in der Salpetrière als einfache Manifestationen von Narrheit (clownisme) und »attitudes passionelles« behandelt werden«.

Es würde zu weit führen, hier die interessanten und klaren Ausführungen des berühmten Gelehrten im vollen Wortlaut zu bringen. Ich kann nur noch kurz darauf hinweisen, daß Myers behauptet, daß die einzigen, welche sich des menschlichen Organismus so bemächtigt haben, daß sie diesen Ausdruck verdienten, menschliche Wesen waren und überdies von freundlichem Charakter. »Dem Teufel von Laudun, ich wiederhole es«, sagt Myers, »und anderen ist es nicht gelungen, ihre unabhängige Existenz zu beweisen. Diese Betrachtungen, hoffe ich, sind derart, daß sie jene Vorstellungen, die sich um das Wort Possession gesammelt haben, verschwinden machen.«

Man kann sich diesen vernünftigen Anschauungen gewiß anschließen, nur möchte ich darauf hinweisen, daß es nicht undenkbar ist, daß auch schlechte Charaktere den Einfluß erreichen können, einen Menschen besessen zu machen. Ich glaube nicht an die Existenz von Dämonen und Teufeln, aber mir scheint es nicht unmöglich, daß Desinkarnierte, welche von bösartigen Monoideismen getrieben werden, so gut in der Possessio eine Rolle spielen können als solche freundschaftlichen Charakters.

Voll und ganz wird man aber mit der »Formel« einverstanden sein, welche Fred. Myers für den größten Teil der sog. Besessenheiten durch den Teufel aufstellt: »Eine zeitweise Direktion des Organismus durch ein mehr oder weniger bedeutendes Fragment, das detachiert ist von der übrigen Personalität, ein Fragment, das infolge von Autosuggestion bis zur Feindseligkeit gegen die Hauptpersönlichkeit entartet und

vielleicht mehr fähig als letztere ist, gewisse Eindrücke des Unbewußten oder selbst gewisse supranormale Einflüsse zu gewinnen und handzuhaben.«

Dies ist gewißlich wahr, aber — es muß noch einmal gesagt werden — alle Fälle des Besessenseins erklärt auch diese Formel nicht. Zweifellos gibt es Besessenheitserscheinungen, welche weder die heutige Wissenschaft noch der Dämonenglaube restlos erklären kann; sie verbleiben der Erklärung mittels der spiritistischen Hypothese.

(Fortsetzung folgt).

* * *

Wie der bekannte Handleser Cheiro Okkultist wurde.

Von **Ludwig Deinhard.**

Wir haben im Januarheft 1913 dieser Zeitschrift (S. 363 u. f.) von dem im Mai 1911 in London begründeten internationalen Klub für psychische Forschung gehört. Aus der langen Reihe von Vorträgen, die dort schon gehalten wurden, hatten wir zur Wiedergabe im »Zentralblatt« zunächst den Vortrag von Miß Estelle Stead ausgewählt, worin diese von ihren okkulten Erlebnissen und von ihrem Verkehr mit ihrem im April 1912 aus diesem Leben geschiedenen Vater erzählte. Wir wollen nun heute von einem andern in dem genannten Klub gehaltenen Vortrag berichten, in dem der unter dem Nom de plume Cheiro bekannte Graf Hamon über seine bei den Mystikern Indiens gemachten wunderbaren okkulten Erfahrungen sprach*)

Der Name Cheiro hatte am 10. Mai 1912 eine große Anzahl Klub-Mitglieder angelockt. Man erwartete sich von diesem vielgereisten, wegen seines Humors und seiner Ueberschwenglichkeit besonders beliebten Redners, eine interessante Stunde. Den Vorsitz hatte der in der Londoner Society for psychical research sehr geschätzte Dr. Abraham Wallace übernommen, der in seinen einleitenden Worten betonte, daß er als schüchterner Schotte sich vor Cheiro, mit dem er schon vor langen Jahren zusammengetroffen sei, zuerst etwas gefürchtet habe wegen des unheimlichen Eindrucks, den dieser auf ihn gemacht hätte. Sehr bald aber sei er doch dahin gekommen, ihn zu bewundern. Und aus der Bewunderung sei dann schließlich die Liebe entstanden, die er heute für diese geniale Persönlichkeit hege.

Der mit Applaus begrüßte Redner begann damit, von seiner Jugend zu erzählen.**) Als Schulknabe habe er einst einen sonderbaren prophetischen Traum gehabt, in dem sich sein Schicksal so abspielte, wie es

---

*) Cheiro ist der berühmteste Handleser Englands. Vgl. die Besprechung seiner »Language of the Hand« Märzheft S. 512.

**) Vgl. The International Psychic Gazette, Juni 1912.

sich tatsächlich später abgespielt hat. Sein Vater, der den Okkultismus durchaus nicht liebte, hatte ihn damals in eine sehr strenge Schule gesteckt, in der ihm all solcher »Unsinn« aus dem Kopf gejagt werden sollte. Dort mußte er hart arbeiten. Als ihm das letzte Examen bevorstand, das ihm die Pforte zur Kirche erschließen sollte, da hatte er die Nacht vorher folgenden Traum: Es träumte ihm, er werde andern Tages um 4 Uhr bei Namen aufgerufen. Dann werde er den ersehnten Preis erhalten, der ihm aber gleich darauf vom Schicksal wieder aus der Hand genommen werde. Und dann werde er allein in die weite Welt hinausgestoßen.

Diesen Traum erzählte er andern Tages seinem Lehrer. Der meinte, es sei dies weiter nichts als eine Sache der Nerven und doch »nur ein Traum«. Punkt 4 Uhr nachmittags wurde aber wirklich sein Name aufgerufen. Und als er dann hinging, um seinen Preis entgegenzunehmen, da öffnete sich hinter ihm eine Tür, aus der das Schicksal in leibhaftiger Gestalt hervortreten zu wollen schien, um ihm den Preis wieder aus der Hand zu nehmen. — — — Zunächst empfing ihn der Bischof und wünschte ihm herzlich Glück. Dann nahm der Bischof, wie es der Gebrauch war, die Bibel zur Hand, schlug sie aufs Geratewohl auf und übergab sie ihm, um eine bestimmte Stelle vorzulesen. Es war das 37. Kapitel des Buches Hiob aufgeschlagen und der Bischof hielt ihm den 7. Vers hin. Dazu sollte er extempore einen Kommentar liefern. Es ist dies einer der merkwürdigsten Verse der Bibel, der in der englischen Ausgabe niemals richtig übersetzt worden ist. Die ersten Kirchenväter empfanden vor der aus alter Zeit stammeuden Chiromantie ein gewisses Grauen und übersetzten deshalb, als sie diesen Vers aus dem alten Hebräisch in die damalige Kultursprache zu übertragen hatten, die Stelle absichtlich falsch. Cheiro übersetzt sie folgendermaßen: »Gott ruft in den Händen aller Menschensöhne Zeichen und Merkmale hervor, auf daß die Menschensöhne ihre eigenen Werke erkennen.«*)

Zufällig kannte Cheiro schon damals diesen Vers und seine Bedeutung im Hebräischen genau. Zum Erstaunen und Schrecken der Anwesenden legte er ihn nun so aus, daß er sagte: die Seele sucht in ihrem Gefängnis in den Handlinien ihre eigene Botschaft niederzuschreiben. Wer diese Botschaft so verdolmetscht, daß dadurch die Seele in ihrer Entwicklung gefördert wird, der gehorcht dem Willen Gottes.

Diese Auslegung hatte jedoch nicht zur Folge, daß man Cheiro seinen Preis wegnahm.

---

*) Wenn dies wirklich der Sinn dieser Bibelstelle ist, dann ist das, was Luther daraus gemacht hat, irreführend. Bei Luther lautet sie: »Alle Menschen hat Gott in der Hand verschlossen, daß die Leute lernen, was er tun kann.«

Anmerkung des Schriftleiters: Ich finde in einer Bibel, übersetzt und herausgegeben von Dr. theol. Leander von Ess, Sulzbach 1873, diese Bibelstelle etwas anders wiedergegeben: »Jedes Menschen Hand versiegelt er, damit alle Menschen erkennen sein Werk.«

Als er dann zu seinem Sitz zurückgekehrt war, wurde ihm von einem Aufwärter ein versiegelter Brief übergeben, der, wie er schon im voraus ahnte, sein Schicksal entscheiden sollte. Da er in diesem Augenblick zu nervös war, um den Brief selbst zu lesen, so ließ er sich ihn vom Oberlehrer vorlesen. Der Brief enthielt die Mitteilung, daß sein Vater sein Vermögen verloren habe, und die Aufforderung, sofort nach Hause zu kommen. Eine halbe Stunde später saß er bereits in dem Bahnzug, der ihn in seine Heimat brachte.

Mit dem Beruf eines Geistlichen, auf den er sich bisher vorbereitet hatte, war es nun aus. Er hatte nun für seinen Lebensunterhalt und sein Fortkommen in der Welt selber zu sorgen.

Zunächst fuhr er einmal nach Indien. Dort angekommen, traf er, während er ohne Begleitung, ohne Gepäck und ohne jeglichen Plan auf dem Hafendamm herumwandelte, zufällig mit einem Brahminen zusammen, der ihn ansprach und mit dem er sich bald anfreundete. Durch diesen gelangte er in einen Kreis von Brahminen der Joshi-Kaste, die das Studium der Chiromantie aus unvordenklichen Zeiten her lebendig erhalten hat. Dort mußte er zuerst eine strenge Einweihung durchmachen, um das Privileg zu erwerben, daß er die merkwürdigen Dinge, die man ihm zeigen wollte, auch wirklich sehen durfte. Er erhielt so einen Einblick in Dinge, die, wie er glaubt, noch keinem Europäer gezeigt worden sein dürften. Seine dort gemachten Erfahrungen waren wirklich so ungewöhnlicher Art, daß er noch nie öffentlich davon geredet hat. Und er würde es auch — sagte er — in diesem Klub nicht wagen, davon zu reden, wenn er nicht hier ein Auditorium von psychischen Forschern vor sich hätte.

Nachdem Cheiro die nötige Initiation durchgemacht hatte, wurde von den Brahminen beschlossen, eine feierliche Manifestation ihrer psychischen Kräfte zu veranstalten, durch die sie den Beweis zu liefern beabsichtigten, daß ihre Kräfte denen der Buddhisten überlegen seien. Sie veranlaßten zu dem Zweck eine Menge Leute, sich am nächsten Tag an einem 20 Meilen entfernten Berg mit ihnen zusammenzufinden. Dort angekommen betraten die Brahminen den in dem Berg befindlichen unterirdischen Tempel, worauf sie einen Kreis bildeten und ihre okkulten Ritualien vollzogen. Sie saßen dabei ringsherum in zodiakaler Reihenfolge, d. h. auf die im Januar Geborenen folgten die im Februar Geborenen, und so ging es weiter. Jeder hatte das seinem Tierkreis-Zeichen entsprechende Sinnbild und die zugehörigen Kräuter vor sich liegen. Kohlenbecken wurden angezündet und dann ein eigenartiger Zaubergesang angestimmt. Es war ein recht schauriger Gesang, der da ringsum im Tempel ertönte und ganz wunderbare Schwingungen hervorrief. Der Gesang dauerte etwa eine halbe Stunde lang. Dann trat Stille ein.

Cheiro hörte jetzt in der Ferne das wilde Brüllen eines Gebirgs-Tigers. Das Gebrüll, das sich wie eine Antwort auf den Gesang anhörte,

kam immer näher und näher. Man sah jetzt den Kopf des Tigers im Mondlicht auftauchen. Das Tier kam nach und nach an den unterirdischen Tempel heran. Mit glühenden Augen, die wie zwei Feuerbälle aussahen, blieb es einen Moment lang stehen und schaute in die Dunkelheit hinein. Jetzt ertönte wieder der Zaubergesang. Der Tiger begann nun ganz langsam einen Fuß nach dem andern vorzusetzen, wie wenn er von unsichtbaren Kräften angezogen würde. So kam er dicht an den Zirkel heran und blieb dann bewegungslos stehen.

Cheiro bemerkte jetzt erst, daß in dem ihn umgebenden Halbdunkel mitten in dem Zirkel ein etwa fünfjähriger Knabe regungslos auf den Steinplatten lag, und erriet nun auch, was nun passieren werde. Der Tiger sprang über die auf den Boden liegenden Brahminen hinweg, schritt dann auf den Knaben zu und legte sich ruhig neben ihn hin. Inzwischen ging der Zaubergesang kräftig weiter eine ganze Stunde lang. Der Tiger wurde dadurch in Hypnose versetzt, seine Augen wurden gläsern, der Körper steif. Als dieser Moment eingetreten war, sprang einer der Brahminen empor und schlitzte dem Tier mit einem Messer den Bauch auf. Dann zog man es von dem Knaben hinweg und nahm ihm die Eingeweide heraus.

Den Knaben, der die ganze Zeit über im Zustande der Hypnose dagelegen war, brachte man hierauf in den Körper des Tieres hinein und nähte diesen zu. Damit war die Sitzung zu Ende.

Bis zum folgenden Morgen blieb der Knabe dort, wo man ihn hingebracht hatte. Bei Tagesanbruch wurde der Körper des Tieres wieder geöffnet, der Knabe herausgenommen und aus dem hypnotischen Schlaf aufgeweckt. Die Brahminen sagten jetzt dem Knaben, was mit ihm geschehen war, daß die Seele des Tigers nun auf ihn übergegangen sei und daß er jetzt die Kraft besitze, alle Tiere des Waldes unschädlich und zahm zu machen.

Eine halbe Stunde später zog man aus, um vor dem versammelten Volk die Probe vorzunehmen, ob der ganze Vorgang den gewünschten Erfolg hatte. Die Menge machte Platz, einer der Brahminen trat, den Knaben an der Hand, vor und richtete an die Leute folgende Worte: »Euer Feind ist der Tiger. Wir aber sind durch die Kraft unseres großen Gottes Brahma imstande, Euere Feinde zu unterwerfen. Diesem fünfjährigen Kind haben wir jetzt die Kraft verliehen, die wildesten Tiger der Berge zu bezwingen«.

Er sagte dann weiter zu den Leuten, sie sollten die Dschungeln durchstreifen und alle Tiger, die sie darin aufjagen, heraustreiben. In der Zeit von einer halben Stunde waren von diesen Leuten 8 Tiger zusammengetrieben, und zwar geschah dies alles in frühester Morgenstunde, einer Zeit, in der diese Tiere viel wilder sind als zu andern Tageszeiten. Wutschnaubend waren alle diese Tiger hervorgestürzt. Dem Knaben sagte man jetzt, er brauche sich vor den Tigern nicht zu fürchten, er

habe vollständige Gewalt über sie. Er lief denn auch unter die Bestien mitten hinein. Kein einziger Tiger tat ihm ein Leid an. In kurzer Zeit hatte er sich mit ihnen angefreundet und spielte mit den Tigern, wie man mit jungen Katzen spielt.

Cheiro sprach dann von der bei den Brahminen üblichen Methode, den Biß von Schlangen zu heilen. Sie bedienen sich dabei gewisser magisch wirkender Steine*) — eine Methode, die übrigens von vielen Militär-Aerzten der indischen Armee ausprobiert wurde. Er selbst wurde einmal von einer schwarzen Otter in das Bein gebissen. Nach zehn Minuten hatte er das Bewußtsein verloren. Es kehrte erst wieder zurück, nachdem man ihn zwanzig Minuten lang mit einem magischen Stein behandelt hatte. Die Steine werden in der Kehle der Königs-Cobra (Brillenschlange) gefunden, wozu gewöhnlich Jungen von 5 bis 8 Jahren herangezogen werden. Man sagt diesen dann, sie hätten die Pflicht, für ihre Vorfahren etwas zu tun. Nach ihren religiösen Anschauungen dürfen nämlich diese Leute mit Bewußtsein nichts vornehmen, was ihrem eigenen Seelenheil dienlich sein könnte, wohl aber sollen sie versuchen, für das Seelenheil derer etwas zu tun, die aus diesem Leben geschieden sind.

Man schickt also kleine Jungen in die Dschungeln, um die Cobra zu suchen. Töten dürfen sie die Schlange nicht, sie sollen ihr nur den magischen Stein herausnehmen. Es ist dies eine gefährliche Mission, die übrigens schon von vielen Europäern mitgemacht wurde. Cheiro beschreibt seine Erfahrungen auf diesem Gebiet folgendermaßen: Ein 7jähriger Junge, dem man als einzige Waffen nur einen hölzernen Knebel und einen scharfen Kieselstein mitgegeben hat, wird ausgesandt. Nachdem er die gesuchte Schlange gefunden, wirft er sich sofort flach auf den Boden. Dann beginnt er auf die Schlange loszukriechen, die ebenfalls auf ihren Gegner zuschleicht. Sobald die beiden auf zirka 10 Meter aneinander nahegekommen sind, beginnt ein eigenartiger Zweikampf von Auge gegen Auge, Seele gegen Seele. Die Augen sind beiderseits starr aufeinander gerichtet. Die Gegner kommen einander immer näher, bis auf einen Meter endlich. Damit ist der Punkt erreicht, an dem die Probe beginnen kann.

Es kommt nun darauf an, wer von den beiden zuerst müde wird. Ist es der Junge, dessen Kräfte zuerst erlahmen, dann wird er in dem Moment, in dem das von seinem Willen und seiner Intelligenz entfachte Blitzen seines Auges erlischt, von der Cobra in die Stirn gestochen. Ist es dagegen die Cobra, die zuerst müde wird, über deren Augen sich zuerst Schuppen ziehen, dann hat der Junge gewonnenes Spiel. Er stößt dann der in Hypnose übergegangenen Schlange den mitgebrachten

*) Vergleiche: »Bewährte Heilmethoden gegen Schlangenbiß und Biß toller Tiere« von G. W. Surya im V. u. VI. Jahrgang des »Zentralblattes für Okkultismus«, welcher sehr ausführliche Artikel demnächst im Verlag von Max Altmann, Leipzig, als Broschüre erscheint. (Anmerkung des Schriftleiters).

Knebel in den Rachen, sieht nach, ob sich in ihrer Kehle ein Stein angesetzt hat, und schneidet, wenn dies der Fall, diesen heraus. Auf keinen Fall wird er das Tier töten. Denn dieses kann auch ohne den Stein leben.

»Dies ist — sagte Cheiro — eine genaue Beschreibung von dem, was ich selbst gesehen habe.« — Er besitzt selbst ein halbes Dutzend solcher merkwürdigen Steine, mit deren Hilfe er schon manchen Schlangenbiß geheilt hat. Wenn die Steine ihre Kraft verlieren, dann kann ihnen diese von den Brahminen wieder verliehen werden. Wie sie dies machen, ist bis jetzt deren Geheimnis geblieben.

Zurückkommend auf die Zirkelsitzungen dieser Leute führte Cheiro weiterhin aus, daß sie eigentlich weniger die Seelen Verstorbener berufen als vielmehr die Beherrscher höherer Welten; die Kraftwesen, die die vier Elemente Feuer, Luft Wasser, Erde durchdringen und die Regenten der neun Planeten. Sie seien imstande — meinte er — diese Wesenheiten durch mystisches Anrufen in ihre Mitte zu ziehen, wobei diese zwar niemals menschliche Gestalt annähmen, aber in ihren Aeußerungen eine wunderbare Intelligenz verrieten und Wunderdinge verrichteten. Er kenne in London Leute, die dieselben Künste mit erstaunlichem Erfolg ausüben, möchte aber niemandem raten, sich in diesen Künsten zu versuchen, da sie mit ernsten Gefahren verknüpft sind.

Ein weiterer mysteriöser Vorgang, für den Cheiro an jenem Abend als Augenzeuge eintrat, ist das lebendige Begraben eines Yogis für mehrere Wochen. Auf das Grab eines solchen wurden Blumen gepflanzt, die zum Wachsen kamen. Nachdem ein Monat vorübergegangen war, wurde der Yogi wieder ausgegraben. Man rief ihn dann wieder ins Leben zurück, er befand sich vollkommen wohl. — Ein anderer Yogi, der imstande war anzugeben, was an irgend einem entfernten Orte vorging, beschrieb dem Redner eines Tages, was sich in seinem Haus in England augenblicklich zutrage; Angaben, die sich dann später als buchstäblich wahr erwiesen haben.

Cheiro kam ferner auf die Kraft der Konzentration zu sprechen, wobei er die wunderbaren Wirkungen beschrieb, die damit erzielt werden können. Er erzählte von einem seiner Schüler, der dadurch, daß er sich darauf konzentrierte, ein ihm unfreundlich gesinnter Korrespondent müsse ihm einen Brief schreiben, der ihm vollständige Genugtuung verschafft, diesen Brief wortwörtlich so erhalten habe, wie er ihn gewünscht. Cheiro gab hierzu noch einige wertvolle Winke, auf welche Weise man die Fähigkeit der Konzentration erwerben und zur Erlangung von Gesundheit, Glück und Erfolg anwenden kann.

Redner ging dann dazu über, von den interessanten Experimenten des Bostoner Arztes Dr. Heber Smith zu sprechen, eines Mediziners, der sich nicht scheut seinen Kollegen zu bekennen, daß er als Astrolog jedem Patienten sein Horoskop stelle. Wenn diesem Mann in schwie-

rigen Fällen eine glückliche Kur gelingt, dann schreibt er den Erfolg der dazu herangezogenen Astrologie zu. Die erwähnten Experimente von Dr. Smith bestanden nun darin, daß er mit einem Pendel operierte, das aus einer am Dach seines Hauses wagrecht aufgehängten Stahlstange bestand, auf die ein medial veranlagter Junge gesetzt wurde, wobei die in Bewegung geratende Stahlstange mit ihrer Spitze abwechselnd auf die verschiedenen Buchstaben eines an einer Wand angebrachten Alphabets deutete. Dr. Smith will auf diese originelle Weise überzeugende Botschaften von Verstorbenen erhalten haben.*)

Endlich beschrieb Cheiro noch einen Apparat, mittelst dessen er die mentale Kraft jedes Menschen messen zu können behauptet. Mit diesem Instrument, das offenbar dem Sthenometer des französischen Forschers Dr. med. Paul Joire verwandt ist,**) will Cheiro die zerebrale Energie eines Menschen zahlenmäßig bestimmen. Er gibt an, daß in Gegenwart eines Gefühls- oder Gemüts-Menschen die Nadel seines Apparates nach der linken Seite, in Gegenwart eines praktischen Verstandes-Menschen nach der rechten Seite ausschlüge. Und man könne es durch Aufbietung von Willenskraft dahinbringen, daß die Nadel bis zu einem bestimmten Punkt ausschlägt und dann dort stehen bleibt. Minister Gladstone soll sich für diesen Apparat stark interessiert haben und durch seine ungewöhnliche Willenskraft imstande gewesen sein, den Ausschlag der Nadel bis auf 180° zu treiben und sie dort 10—15 Sekunden lang festzuhalten. Man könne mittelst dieses Apparates auch feststellen, ob einer ein Trinker ist, ob und wie eine eingenommene Arznei wirkt und ähnliches mehr.

Zum Schluß erzählte Cheiro noch einige spiritualistische Erlebnisse und prophetische Botschaften, die ihm auf diesem Weg zugingen und sich auf wichtige Ereignisse in seinem Leben bezogen.

Mit der Rezitation seines Gedichts: »Wenn wir nur wüßten« — beschloß der Redner seinen inhaltreichen Vortrag.

* * *

Aus der außerordentlich rühmlichen Besprechung von Cheiros »Language of the Hand«, die G. W. Surya S. 512 des Märzheftes gebracht, und aus den ungemein warmen Begrüßungsworten, die ein so hervorragendes Mitglied der Society for Psychical Research, wie Dr. Abraham Wallace, an jenem Klubabend an Cheiro gerichtet hat, können wir wohl mit Sicherheit schließen, daß der Träger dieses Pseudonyms eine Persönlichkeit ist, die wirklich verdient, daß man sie ernst nimmt. Es muß dies hier betont werden. Denn was uns hier in diesem Vortrag vorgesetzt wird, sind zum großen Teil Dinge, von denen mancher

*) Es wäre interessant zu hören, was Professor Hyslop in Newyork hierzu sagt.

**) Vgl. meine Schrift: »Das Mysterium des Menschen« (Berlin 1910) S. 113.

Leser, zumal der Neuling auf diesem Gebiet, sagen wird: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Es sind in der Tat recht ungewöhnliche Dinge, die dieser vielgegereiste Mann da von den Brahminen der Joshi-Kaste erzählt. Was diese Joshis betrifft, so werden diese, wie mir der Direktor des ethnographischen Museums in München sagt, zur Kaste der Shudras gerechnet. Die Shudras sind, wie aus Dr. Hübbe Schleidens Reisewerk: »Indien und die Indier« zu entnehmen ist, durchweg Angehörige der niedersten Klassen. Nach Herbert Riesley gibt es im Distrikt Bombay etwa 11000 solcher Büsser und Bettler, die sich Joshis nennen. Sie sollen besonders in der Astrologie und der Chiromantie beschlagen sein. — Es war wohl der Hafen von Bombay, in dem Cheiro das erste Mal in seinem Leben mit einem Joshi zusammengetroffen ist. Merkwürdigerweise gibt er nirgends Ortsnamen an, so daß es in Dunkel gehüllt bleibt, in welchem Teil von Indien sich alle diese Dinge abgespielt haben. Er wird sich wohl gedacht haben, daß dies seinen Zuhörern ziemlich gleichgültig sein wird, und daß es viel wichtiger ist, daß ihm sein Auditorium glaubt, daß dies alles Tatsachen sind, was er schildert.

Daß man einen Knaben in den Leib eines frisch getöteten Tigers stecken, ihn dort, wenn auch nur für einige Stunden, lebendig begraben kann, erscheint uns Kulturmenschen als eine Scheußlichkeit. Diese Naturkinder finden offenbar gar nichts Scheußliches dabei. Der Zweck, den sie dabei im Auge haben, heiligt offenbar auch bei ihnen die etwas unsaubern Mittel. Die Behauptung der Joshis, daß dadurch, daß der Knabe stundenlang in dem Körper des Tieres drinnen steckt, die Seele des Tigers auf ihn übergehen, darf selbstredend nicht wörtlich genommen werden. Denn des Tigers Seele ist ja bereits entwichen, bevor der Knabe in den toten Körper hineinkommt. Aber was noch nicht entwichen war, als der Junge hinein kam, das ist jenes unsichtbare Glied jedes Lebewesens, das der Okkultismus als den Aetherleib bezeichnet. Und da drängt sich der Gedanke auf, daß der Aetherleib des schlafenden Knaben durchflutet und durchtränkt wurde von dem sich langsam auflösenden Aether- oder Lebensleib des Tigers. Daraus würde sich dann anstandslos die besänftigende Wirkung, die der Knabe auf jene andern Tiger ausübte, erklären. Man könnte die Wirkung auch — wie ich von befreundeter Seite hörte — vielleicht folgendermaßen deuten: Wenn der Aetherleib des Tigers sich nach dessen Tod nicht sofort auflöst, sondern in seiner Form länger erhalten bleibt, so wäre es recht wohl denkbar, daß sich diese Form durch den innigen Kontakt mit dem Tiger in der Zeit, die der Junge in dem Tierkörper verbringt, auf den Aetherleib des Jungen überträgt. Geht der Junge dann am nächsten Morgen mitten unter die wilden Tiere hinein, dann wirkt auf diese der Anblick des ins tigerhafte umgewandelten Aetherleibs, den sie hellsichtig, wie diese Tiere zweifellos sind, sehen können, besänftigend ein. — Dies wäre ebenfalls

eine Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung, wenn auch eine solche, die vielleicht auf manche Leser den Eindruck des Geschraubten macht. Jedenfalls ist sie noch immer besser als die Annahme, daß die Seele des Tigers auf den Jungen übergehe.

Nebenbei bemerkt redet der Okkultist bei Betrachtung des Tierreichs überhaupt nicht von Einzelseelen, sondern von Gruppenseelen. Danach wäre das in jedem Tier vorhandene Seelenwesen nicht wie beim Menschen eine für sich bestehende individuelle Psyche, sondern alle Individuen derselben Gattung, z. B. alle Tiger, besitzen zusammen eine gemeinsame Gruppenseele. Näheres über den Begriff Gruppenseele ist in der okkultistischen Literatur zu finden. Von den als kompetent geltenden Forschern wird uns gesagt, daß die zu diesen tierischen Gruppenseelen gehörigen Iche in der astralen Region anzutreffen wären. Ich betone, so sagen die, denen in all diesen in das Uebersinnliche hineinragende Fragen eine entscheidende Stimme zuerkannt wird.*)

Was die Jagd auf die giftige Cobra anlangt, deren Bissen in Indien jährlich etwa 10000 Menschen zum Opfer fallen, so erscheint es beinahe unglaublich, daß, wie hier berichtet wird, ein siebenjähriger Junge den Mut findet, dieser gefährlichen Bestie ganz allein gegenüberzutreten und den Kampf mit ihr allein aufzunehmen; einen Kampf, bei dem es sich nicht um physische Kraft, sondern um seelische Stärke handelt. Dazu gehört wirklich ein Heroismus, der auf starken seelischen Untergründen ruhen muß. Die Cobra unterliegt übrigens nicht bloß dem Blick des menschlichen Auges, sondern auch den Klängen der höchst primitiven Musik, die in Indien landesüblich ist, wie die Vorführungen dressierter Schlangen dieser Art durch indische Gaukler beweisen. Die sogenannten magischen Steine, die man der Cobra aus der Kehle schneidet, dürften, wenn sie wirklich die hier erwähnte Wunderkraft besitzen, vermutlich dort vielfache Verwendung finden, wenn auch niemand sagen kann, worin ihre Wirkung eigentlich besteht, mit Ausnahme vielleicht der Brahminen der Joshi-Kaste, wie Cheiro sicher behaupten wird. Die hier in München lebende Witwe des verstorbenen Zoologen Professor Dr. Emil Selenka, die ihren Gatten auf mehreren Indienfahrten begleitet hat, erfreut sich, wie ich höre, des Besitzes eines solchen magischen Cobra-Steins.

Sehr kühn und gewagt klingt für unser an die Wundertaten des Okkultisten wenig gewöhntes Ohr das, was Cheiro über die Beschwörungskünste der Joshis vorbringt, wenn er davon redet, daß diese Leute mit den Beherrschern höherer Welten, ja mit den Regenten der verschiedenen Planeten in direkten Verkehr treten könnten, und daß es auch in London Personen gäbe, die solche Künste mit Erfolg ausüben. Ob sich da bei diesen Bemerkungen Cheiros auf den andächtigen Gesichtern seiner Zuhörer und besonders auf dem würdevollen Antlitz des Vorsitzen-

*) Man vergesse dabei nicht, daß der Okkultismus keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit im heutigen Sinn erhebt.

den nicht etwas geregt, sich dort nicht ein skeptisches Lächeln eingestellt haben wird? Ich vermute so etwas. Vermutlich wird auch der Leser an dieser Stelle ungläubig den Kopf geschüttelt haben.

In diesem »International Club fo psychical research« kann aber ein Mann wie Cheiro offenbar ungeniert die unglaublichsten Dinge vorbringen, wenn er nur selbst von deren Wahrheit überzeugt ist. Widersprechen wird man ihm dort nicht. Diskussionen, wie bei uns dies üblich, finden dort offenbar nicht statt.

Man ist in okkulten Dingen in England viel toleranter wie bei uns, wo man es bekanntlich kaum riskieren kann, öffentlich von einem mediumistischen Verkehr mit verstorbenen Menschen zu reden. Bei uns erwartet man von einem Redner, der über solche Dinge öffentlich das Wort ergreift, daß er sich wenigstens bemüht, sich in den Grenzen des wissenschaftlich Beweisbaren zu bewegen, daß er nicht unterläßt, möglichst viele Gründe anzuführen, die für das von ihm Vorgebrachte sprechen. Kann er das nicht, dann wird man ihn schwerlich ernst nehmen.

Man muß sich hierbei immer vor Augen halten, daß die okkulte Forschung einen ganz besonderen Typ von Menschen erfordert, Menschen mit ganz anderen Organen, als wir sie heute besitzen, mit Organen, die in die Region des Uebersinnlichen hineinragen. Solche Organe soll die Menschheit in einer weit zurückliegenden Vergangenheit besessen haben, wie uns berufene Okkultisten versichern, und solche Organe werden sich auch bei der Menschheit der Zukunft, die über den heutigen Materialismus hinausgeschritten sein wird, wieder einstellen. Im gegenwärtigen Zeitalter sind nur sehr wenige Menschen im Besitz dieser zur okkulten Forschung notwendigen Organe, nur die Menschen, die eine besondere Schulung durchgemacht haben. Menschen dieser Art sind z. B. die indischen Yogis, die diese Schulung durchgemacht haben, vielleicht auch die Brahminen der Joshi-Kaste, von deren okkulten Fähigkeiten Cheiro so merkwürdige Dinge erzählt, daß man sie ihm kaum glauben kann.

Sicher ist, daß wir die Yogis zu den geschulten Okkultisten zählen dürfen. Wenn diese ihren Körper für längere Zeit der Erde übergeben, d. h. sich lebendig begraben lassen, dann versetzen sie ihren Körper in einen tiefen Schlafzustand, sich selbst aber, d. h. ihre höheren Glieder, versetzen sie in die übersinnlichen Regionen. Deutlicher ausgedrückt, ihr Astralleib trennt sich von den beiden andern Leibern, dem physischen und dem ätherischen, wie dies ja immer beim Einschlafen geschieht. Nur versinkt der Yogi, wenn er sich begraben läßt, nicht in Bewußtlosigkeit, wie wir, wenn wir einschlafen, sondern er besitzt die Fähigkeit, mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein in die übersinnlichen Regionen hineinzutauchen.*)

---

*) Die obigen Bemerkungen wenden sich nur an die Leser, denen der Okkultismus bis jetzt eine terra incognita geblieben ist. Die alten Leser des Zentralblattes sind ja mit diesen Dingen längst bekannt.

Was sonst noch alles von Cheiro vorgebracht wurde, seine Ausführungen über Gedanken-Konzentration und deren Wirkung auf das Gedankenleben anderer, seine Angaben über die mediumistischen Experimente von Dr. H. Smith in Boston, dies alles bedarf wohl kaum einer weiteren Erläuterung. Ueber die originelle Art dieses Dr. Smith, Mediumismus zu betreiben, werden wohl die von Prof. Hyslop in Newyork herausgegebenen Veröffentlichungen der »American Society for Psychical Research« nähere Aufschlüsse enthalten, die ich hoffentlich später den Lesern des Zentralblattes vorlegen kann. Was Cheiro darüber angegeben zu haben scheint, sind ja nur kurze Andeutungen. Sehr unvollständig ist auch der Bericht über diesen Vortrag in Bezug auf das, was Cheiro über seinen Apparat zur Bestimmung der psychischen Kraft mitgeteilt hat. Auch hier wäre eine größere Ausführlichkeit erwünscht gewesen, wie denn der ganze Bericht über den zweifellos hochinteressanten Vortrag überhaupt so viel zu wünschen übrig läßt, daß ich mich nur schwer dazu entschließen konnte, ihn den Lesern des Zentralblattes in deutscher Uebertragung vorzulegen.

Auf die Zuhörer muß aber dieser Vortrag einen mächtigen Eindruck gemacht haben. Denn der sich hinter dem Nom de plume verbergende Graf Hamon gehört allem nach zu den berufensten und erfahrensten Vertretern des Okkultismus, die das heutige England aufzuweisen hat, und zwar des Okkultismus nicht im esoterisch-theosophischen Sinn, sondern im exoterisch-phänomenalistischen Sinn, zwei Richtungen, die man immer streng auseinander halten muß.

Okkultistische Erlebnisse.

Von **Manfred Vorsüd.**

Es wird soviel von der Macht des Zufalls, von Eingebungen, von plötzlicher Hilfe in der Not erzählt, besonders von jenen, die sich »Aufgeklärte« nennen und doch tiefer im Dunkel ihrer geistigen Befangenheit stecken, als man annehmen dürfte, und dennoch gibt es weder einen blinden Zufall, noch eigne Eingebungen, noch eine aus diesen beiden Dingen hervorgehende Hilfe in der Not.

Es gibt keine Macht des Zufalls, das wissen wir Okkultisten und jene, die schon den Zipfel des Vorhangs aller Geheimnisse ein klein wenig lüften durften, ganz sicher und gewiß.

Alles ist von uns erworbnes Karma, alles weise Voraussicht eines unbegrenzt weisen und voraussehenden Logos, des Lebensgebers und Lebensbringers, das uns zugleich mit den Stufen unsrer innern Entwicklung bereit gehalten und übermittelt wird, um uns zu stärken, zu schützen, zu prüfen und zu höherm Sein zu erheben.

Was wir Eingebung nennen, kommt uns von außen und innen! Es sind Ausstrahlungen guter Gedanken hochentwickelter, selbstloser,

liebevoller andrer Seelen oder Intelligenzen, oder Bilder aus jenen Ebenen, die sich plötzlich unserm höhern Ego vor das innre Auge stellen, um uns aus Not und Drangsal zu retten. Die plötzlich eingreifende Hilfe aber, besonders bei äußern Unfällen, verrichten unsichtbare Helfer, die entweder aus der Astralebne zu uns gesendet werden oder aber uns hier auf Erden schon nahe oder eng verbunden waren.

Einige Beispiele aus dem Leben des Verfassers und Mitteilungen von seinen Freunden dürften diese Tatsachen am besten illustrieren.

Vorausgeschickt sei, daß der Autor in einem ganz freigeistigen und von allem Okkulten sehr fern abliegenden Hause aufwuchs.

Trotzdem mein Vater ein von allen Gespenster- und Geistergeschichten unbeeinflußter Mann zu sein behauptet, gab es doch zwei Dinge, bei denen er sich selbst »albern abergläubisch« nannte, die aber so oft warnend oder helfend in sein Leben eingriffen, daß er ihnen unbedingte Macht einräumte, wenn auch in Gestalt von scherzhaft sein sollenden Mitteilungen.

Wir lebten auf dem Lande, und in jener Zeit, der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde ja bekanntermaßen über die Bestrebungen der Okkultisten, Spiritualisten und Theosophen nur nachsichtig spöttisch die Achsel gezuckt.

Der eine von meines Vaters Aberglauben bestand darin, daß er der Macht der Lotoskönigin unbedingt unterworfen war. Wir wohnten in einem Gebiet großer Seen, auf denen im Sommer die sogenannte weiße Wasserrose massenhaft blühte. Nie aber gestattete mein Vater, daß eine dieser Blumen ins Haus getragen wurde, daß junge Mädchen sie sich als Schmuck ansteckten oder Kränze davon ins Haar setzten.

»Die weiße Wasserrose bringt Unglück« sagte er und machte dazu eins seiner steinernsten Gesichter, die wir Kinder fürchteten und gern vermieden. Oft, wenn eine übermütige Kinderschar bei uns zu Gaste war und wir im Boot auf den großen, unergründlich tiefen See hinausfuhren, wobei der alte Kutscher Albert als Aufsichtsperson fungierte, wollten die kleinen Mädchen immer Wasserrosen pflücken, was ihnen aber bei Strafe sofortiger Umkehr stets untersagt wurde. Mein Vater sprach nicht gerne über die Erlebnisse, die ihn von den Nymphaceen abgebracht hatten, erst viel später erfuhr ich sie. — Es war im Sommer, das ganze Gutshaus voller lieber Gäste, um das Abschiedsfest einer jungen Kusine mitzufeiern, die sich nach Norwegen verheiraten wollte und deren Verlobter in der nächsten Woche erwartet wurde.

Das reizende 18 jährige Mädchen, sie hieß Margot, bat eines schönen Abends meinen Vater, ob wir alle nicht eine Kahnfahrt über den See nach dem sogenannten Ruinenberg machen dürften. Dieser war ein erhöht gelegner Punkt am andern Ufer des Sees, der ein völlig verfallenes Bauwerk, das Nonnenkloster zum blutigen Herzen, trug. Es standen nur noch wenige Mauerreste und die Sage ging, daß hier eine

vermauerte Tür sei, die zu einem unterirdischen Gang führe, der sich unter der Oder entlang bis zur Sankt Andreaskirche der nächsten Stadt erstrecke.

Niemand war seit langen Jahren darin gewesen. Mein Vater sagte, sein Großvater erst habe die Tür zumauern lassen, weil einmal ein Unglück geschehen und ein junges Mädchen verschüttet worden sei, das sich in der Johannisnacht hineingewagt hatte.

Da mein Vater selbst durch andre Gäste verhindert war mit uns zu fahren, gab er mir und dem alten Kutscher den Auftrag, die Boote zu rudern, und außer Margot stiegen noch vier oder fünf junge Leutchen mit in den Kahn. Ich saß am Steuer und hatte die lustig plaudernde und singende Gesellschaft im Rücken. Plötzlich hörte ich den Kutscher sagen: »Nee, nee, Fräuleinchen, das erlaubt unser Herr nicht, die Blumen dürfen sie nicht mit nach Hause bringen!«

Ich hatte mich umgewendet und sah, wie Margot einen großen Strauß mit weißen Nixenblumen in der Hand hielt und eben im Begriff stand, sie mit den langen Stengeln zum Kranz zu flechten.

Auch ich warnte sie, daß ihr Onkel sehr ungehalten sein würde, wenn sie die Wasserrosen mitbrächte.

Aber sie lachte uns aus, sagte, der Ohm sei nicht so ein Narr wie ich und der alte Albert, und wand die Stengel ineinander.

Als wir landeten, hatte ich beim Anhaken des Bootes mich blutig geschrammt und mußte an der Landungsstelle erst den Finger verbinden. Die andern liefen lachend davon nach der Ruine.

Als ich ankam, fand ich die ganze Gesellschaft bereits an dem alten Gemäuer lagernd, und eine junge Dame verteilte auf grünen Kohlblättern mitgebrachte Brötchen und Früchte.

Margot sah ich nicht. Plötzlich tauchte sie auf dem alten, morschen Mauerkrönchen auf, das über uns ein Stück in den See hineinragte.

Sie trug den weißen Nixenblumenkranz im langen, gelösten, goldblonden Haar und sah geradezu bezaubernd aus.

Eine Stunde später ging der Mond auf, es war Vollmond, und wir fuhren heim, Margot den Kranz noch auf dem Haar. Ihre Schwester Lisa bat sie mehrmals, Onkels wegen den Kranz abzulegen und ihn ins Wasser zu werfen, aber sie lachte und behielt ihn nun grade auf.

Als wir daheim ans Land stiegen, fiel der Mond geisterhaft über ihre liebliche Gestalt. Da wankte sie, streckte die Hände grade aus und rief: »Manfred . . . . was ist das?«

Ich eilte herbei, aber sah nichts, und sie lachte auch schon wieder und sagte: »Ach, ihr mit eurem dummen Spuk, — das war grade, als ob eine weiße Blume aus meinem Kranze vor mir stehe und den Finger erhoben habe.«

Da kam uns mein Vater entgegen. Als er Margot in dem Wasserrosenkranz sah, wurde er bleich und ein harter Griff des sonst so ruhigen, ernsten Mannes riß ihr die Blumen vom Kopfe: »Unseliges Kind!« stammelte er, — »hoffentlich war mein Eingreifen noch rechtzeitig!«

Margot lachte wieder, aber es war ein sonderbares Lächeln. Sie fuhr mit den Händen nach den Schläfen: »Ich will hineingehn«, sagte sie, »mein Kopf tut mir so weh!«

Am andern Tage war sie so elend, daß sie bat, sie nach Hause zu schicken. Ich selbst fuhr sie zur Station und ihre Schwester reiste mit ihr nach Hause.

Das war am 25. August, am 28. sollte der Bräutigam aus dem Norden kommen. Am 27. saßen mein Vater, meine Mutter und eine junge Dame aus der Nachbarschaft nachmittag unterm Birnbaum im Garten, da kam der Postbote. »Ein Brief von Margot?« fragte der Vater.

»Nein, von Lisa . . .« Meine Mutter erbrach den Brief, wurde leichenblaß und sagte: »O mein Gott!«

Vater aber sagte: »Margot ist gestern Nacht um 12 Uhr gestorben!«

»Ja . . « erwiderte tonlos meine Mutter.

Mein Vater nickte: »Ich werde es euch nun sagen . . . ich wußte es am 24. schon, als ihr von der Wasserfahrt kamt. Die Lotoskönigin ist ihr begegnet, sie hat ihr den Todesstoß gegeben! Als ich 23 Jahr alt war,« wendete er sich an meine Mutter, »liebe Anna, du weißt es, war ich mit einem Mädchen aus sehr guter Familie verlobt. Maya zählte erst 18 Jahre. Sie wand sich bei einer Kahnfart mit mir einen Wasserrosenkranz und setzte ihn auf ihr nachtschwarzes Haar. 48 Stunden später starb sie an der Cholera. Seitdem habe ich leider noch zwei Fälle erlebt, daß Frauen oder Mädchen, die Lotosblumen pflückten und trugen, plötzlich starben, und in einer hellen Nacht habe ich erfahren warum. Die Lotoskönigin beherrscht unsern See, sie ist eifersüchtig wie die Wunschmaiden des Mummelsees; sie tötet die, die ihre Blumen pflücken . . . .

2.

In meiner Heimat, die ich schon schilderte, spielte das Wasser eine große Rolle. Alles, was damit zusammenhing, war verwoben mit Sagen und Geschichten, die in meinem Elternhause als »Unsinn« verlacht wurden, bis auf eine: die Geschichte von der Nonne oder Schlüsseljungfer, die das Haus bewahrte vor Schaden, die die Seen bewahrte vor Dürre, die Gewalt und Unrecht strafte, wo sie sich breit machten.

Von der Nonne war nie zu Hause die Rede, und ich war schon nahezu erwachsen, als ich zum ersten Male von ihr hörte.

Sonderbar war es, daß uns Kindern immer verboten wurde, in der Neujahrsnacht, wenn wir uns zu Hause befanden, aufzubleiben. Aber wir waren viel zu ehrfurchtsvoll erzogen, um eine Frage zu stellen oder gar darüber zu murren.

Meist wurde allerdings das Neujahrsfest bei den Großeltern in der Stadt verlebt und so eine Frage umgangen.

Aber nun war die Zeit meiner Konfirmation nahe. Ich sollte alle Feiertage zu meinem Seelsorger, um mich noch gehörig vorbereiten zu lassen, und während die Mutter mit den andern zu den Großeltern nach F. fuhr, blieben Vater, die alte Erzieherin, Tante Lene genannt, und ich daheim.

Ich hielt es für angemessen, den Vater zu fragen, ob wir Silvester aufbleiben dürften.

Er sagte, daß er dringend nach Cr. müsse, wo er eine Konferenz in Kreisangelegenheiten habe, und nicht wisse, ob er am Abend heimkommen könne; aber wir sollten nur schlafen gehn, für Backfische sei das nächtliche Aufsitzen nichts.

So blieben Tante Lene und ich allein zu Hause.

Das alte Fräulein legte Patiencen und ich brannte darauf, die Mitternachtsstunde zu erwarten. Ich hatte Vormittag die »Sindermann«, eine alte Tagelöhnerin, getroffen, die im Rufe stand, übersinnliche Dinge sehn zu können. Diese hatte mir geheimnisvolle Andeutungen gemacht, daß es in der Neujahrsnacht im Schlosse umginge, daß die Nonne mit den Schlüsseln käme und alle Gemächer öffne und hindurchginge als Reh ohne Kopf!

Und nun die Alte erst soviel verraten hatte, mußte sie auch mehr sagen, aber da sie mit ihrer Holzhucke nach Hause mußte, versprach sie, am Abend in die Gesindestube zu kommen und mir alles zu sagen. »Denn, Fräuleinchen«, fügte sie hinzu, »Sie sind alt genug, und es ist besser, Sie wissen, was Sie sehn, als daß Sie sich graulen; tun tut nämlich das Reh keinem Menschen nischt, und Ihnen, der Tochter vom Herrn, erst recht nich!«

Endlich, endlich konnte ich hinausschlüpfen zu der Alten, die mit ihrem Kaffeetopf und vielen Mohnstriezeln am Herde saß und die ganze weibliche Dienerschaft bis zur letzten Putenmagd um sich geschart hatte.

Ich hockte mich auf ein Bänkchen und lauschte folgender, von mir nun ins Hochdeutsche übertragenen Geschichte:

Um die Zeit, wo die alten Wenden noch im Lande hausten und mit Czernebog regierten, lebte hier ein Edelfräulein auf der Wasserburg. Sie war freigebig und gütig und hieß überall die gute Jungfer vom See. Drüben aber, da wo die Mauerreste am Wendenhügel sind, stand das Kloster der heiligen Agnes, und die Nonnen standen in stetem Kampf mit den wendischen Herren im Waldschloß. Da nun Jungfer Adelgiese, die Seejungfer, sah, daß die Wenden sich der Wasserburg nahten und der Ritter Gundobock von Lochwitz aus dem Walde ihr künden ließ, daß er käme, um sie zu freien, ging die Jungfer in das Kloster zur heiligen Agnes.

Aber alter Gewohnheit nach besuchte sie auch nun noch ihre Armen, und besonders im Winter ließ sie sich von keinem Wetter abhalten

ins Dorf zu Kaminiez zu gehen und die Kranken zu pflegen, die Hungernden zu speisen und die Traurigen zu trösten.

Es war in einer Neujahrsnacht, als sie ihren Korb am Arm und die Schlüssel der Wasserburg im Gürtel trug. Da überfiel sie der Gundobock von Lochwitz und wollte sie vergewaltigen. Aber sie schlug ihm den schweren Schlüssel aufs Haupt, und indem er einen fürchterlichen Fluch ausstieß, spaltete er mit seinem Schwerte das Haupt der Nonne. Da war es grade Mitternacht.

In der Wasserburg wurden alle Fenster hell, als gäbe es ein Fest, und alle Türen sprangen auf und ein Reh ohne Kopf schritt langsam durch alle Zimmer und Kammern, und ein großer Schlüssel klirrte im Tor. Und solange das Reh auf der Wasserburg umgeht, kann nichts Schlimmes geschehn und sie steht im Schutz der himmlischen Mächte.

Das war die Sage. — Ich saß nachher allein in meinem Bette und wartete und betete ängstlich. Da schlug es Mitternacht. Plötzlich war es ganz hell im bisher dunklen Zimmer, die Flügeltür sprang weit auf und ein weißer Nebel wallte durch den Raum.

Viele Jahre lang habe ich dann die Schlüsseljungfer in der Neujahrsnacht gesehn, bis zu jener Nacht, da das neue Jahr kam und kein Stein der Wasserburg uns mehr gehörte und Unglück und Schuld uns aus den geliebten Mauern trieben.

Als ich damals meinem Vater am Neujahrstage sagte, was ich gesehen, lächelte er und sagte: »Kind, das sind alte Sagen, aber ja, das ist wahr, auch ich bin ihr oft begegnet!«

Mein Vater war ihr besonderer Günstling, und Jungfer Adalgiese hat ihm einst, wie er mir später sagte, alles vorher gesagt, was nach seinem Tode eintreffen würde und leider auch so kam.

Mich hat sie einmal sonderbar beschützt. Wir hatten im Sommer eine Badehütte am Waldsee, und ich pflegte alle Abende hinüberzureiten und im See zu baden. Es war eines Julitages, daß ich mich zu lange am See verweilt hatte und die Sonne schon sank, als ich aus dem Wasser stieg und mich ankleidete.

Mein Pferdchen graste mit gekoppelten Füßen dicht am See und der Sattel lag nicht weit davon auf einem Stein.

Es braute sich ein Gewitter im Westen zusammen und die Dunkelheit brach rasch herein. Ich eilte, so sehr ich konnte, und sattelte, aber plötzlich riß der Riemen und ich hatte nichts, womit ich ihn befestigen konnte. Ungesattelt aber wollte ich nicht reiten, zumal mein Tier sehr störrisch war und Gewitter es scheu machte.

Schon donnerte es und ich sah mich ratlos um. Ach, wie entsetzlich einsam war es hier und im Umkreis einer Stunde keine menschliche Wohnung. Meine Eltern waren in der Stadt, Tante Lene bei ihren Ver-

wandten im Seebade. Ich fürchtete mich wohl, aber ich überwand meine Angst und versuchte den Riemen durch Handtücher aus der Badehütte zu ersetzen.

Aber es war so finster, daß ich nichts sehen konnte, und der Schimmel macht Bocksprünge bei jedem Blitz. Da stand plötzlich eine große, schlanke Frau neben mir, ergriff den gerissenen Riemen und zwei Strohhalme, die am Boden lagen, und band damit das Lederzeug. Ich erstaunte und sah beim Schein der Blitze in ein blasses Gesicht von großer Ebenmäßigkeit, aber ein breites, rotes Tuch bedeckte Brust und Hals und das dunkle Haar stak unter einer sonderbaren Kappe. Dabei war mir, als schwebe die Gestalt im Raum und sei bläulich durchsichtig. »Ich danke Euch!« sagte ich, aber schon war sie fort. Wohin? — Ich sah, daß der Sattel wie gemauert auf des Tieres Rücken lag und setzte mich auf.

Der Schimmel wieherte freudig und flog dahin. Als wir durch den Wald kamen, wurde es hell, trotzdem der Donner noch rollte, aber wir kamen trocken und ungefährdet heim. Dort sagte der Stalljunge: »Wir haben schon gedacht, Sie würden sehr naß werden, denn überm See braute sich's fast schwarz!«

Tags darauf hörten wir, daß die Badehütte vom Gewitter fortgerissen und mitten in den See gespült worden sei!

Als ich mein Abenteuer dem Vater vertraute, küßte er mich und befahl mir ernstlich, völlig über diese Sache zu schweigen. Bis heut habe ich es unverbrüchlich getan, — jetzt verzeih mir Frau Adalgise.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?

(Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen.)

Von **Friedrich Feerhow.**

2. Martin Ziegler.

Ganz originelle odische Experimente verdanken wir dem Genfer Chemiker und Homöopathen Ziegler.

»Ohne von Reichenbachs Arbeiten Kenntnis zu haben«, schreibt er in seiner hochinteressanten und leider viel zu wenig bekannten Schrift »L'Homoeopathie«*), »habe ich die gleiche Frage studiert und bin — mit ganz anderen Mitteln — nicht bloß zu denselben Resultaten gelangt, sondern es gelang mir, noch weit über ihn hinauszugehen. Ich experimentierte mit einer kleinen Pflanze, welche den wissenschaftlichen Namen

*) Herausgegeben von Aug. Zöppritz, Stuttgart 1908.

Drosera*) führt, mittels deren ich auch positive und negative Wirkungen unterscheiden konnte.«

Die Pflanze selbst befand sich nach seinen Beobachtungen in einem negativen Zustand. Um verschiedene Reizwirkungen an ihr auszuproben, fertigte er sich Platinringelchen von 3 mm Durchmesser an, die er mit einer bestimmten Polarität lud und den Drüsenhärchen seiner Drosera auflegte.

Er beobachtete nun, daß die Pflanze im normalen Zustand nur auf Ringelchen reagierte, welche positiv geladen waren (entweder durch die »Spannkraft« in Lösungen, verdünnten Gasen u. s. w.), indem sich die Fangfäden kontrahierten, wogegen negative Ringelchen nur auf die Drosera im Reizzustande einwirkten (in einer Weise, die der Autor leider nicht näher beschreibt). Die negative Polarität wurde durch Gasverdichtungen gewonnen.

Die Naturkraft, welche Martin Ziegler neu entdeckt zu haben glaubte, nannte er zunächst »Zoïzität«, und zwar aus dem Grunde, weil sie zu den Lebenserscheinungen in naher Beziehung stand. (Die »Zoïzität« entsprach der Odpositivität Reichenbachs, »Atonizität« dem negativen Od.) Bald aber kam die Zeit, wo Ziegler mit dieser Terminologie in Konflikt

---

*) »Die Drosera oder der Sonnentau ist eine kleine, zierliche Pflanze unserer Torfmoore mit rosettenförmig gestellten Blättern und kleinen weißen Blüten, die um einen aus der Mitte der Rosette entspringenden Blütenschaft stehen. Die Blätter sind rundlich (Dros. rotundifolia) oder länglich (Dr. longifolia, intermedia), dicht mit rötlichen Drüsenhaaren besetzt. Diese Haare tragen Köpfchen, welche eine klebrige Flüssigkeit aussondern, an denen kleine Insekten leicht hängen bleiben. Die Haare sind aber auch reizbar, und ist ein solches Insekt an den Drüsen hängen geblieben, so krümmen sich die meisten anderen Haare ebenfalls nach dieser Richtung hin, sodaß das Insekt bald ganz von den Köpfchen der Drüsenhaare bedeckt und festgehalten ist. Nun werden noch andere Stoffe ausgeschieden, Enzyme, welche die Fähigkeit besitzen, die in dem Insekt enthaltenen Eiweißstoffe zu lösen, zu peptonisieren. Die gelösten Eiweißstoffe werden dann durch besondere Organe (Saugzellen) aufgenommen und dem Körper der Droserapflanze zugeführt.« — — Der klebrige Stoff an den Drüsenhaaren glitzert in der Sonne wie kleine, kristallklare Tröpfchen; die Insekten werden getäuscht und vermuten Honig. Jedes Blatt besitzt gegen 200 Drüsenköpfchen. Die gefangenen Insekten werden von ihrem klebrigen Saft überzogen und ersticken schließlich darin. Der Tod erfolgt in wenigen Minuten. — »Spätestens nach einigen Tagen streckt sich die Blattfläche wieder gerade, die Drüsenhaare richten sich allmählich wieder auf, und zwischen ihnen sieht man als einzige Ueberreste von dem Insekt Stücke des Chitinpanzers, während die ganzen Weichteile verzehrt, verschwunden sind« — durch die scharfe, Eiweißkörper auflösende Flüssigkeit, welche jedes Blatt nach einem Fang ausscheidet.

»Diese Beobachtungen lassen sich sehr leicht anstellen, da sich der Sonnentau ... recht gut kultivieren läßt. Man muß nur darauf achten, daß er mit der ganzen Unterlage von Torfmoos ausgehoben und feucht gehalten wird. Je heißer dabei die Sonne auf ihn brennt, desto wohler fühlt er sich und desto rascher und energischer werden die Reizbewegungen beim Insektenfang ausgelöst.«

(Nach Dr. W. Migula, »Pflanzenbiologie«; Sammlung Göschen 127.)

geriet. Seine fortschreitenden Untersuchungen zeigten ihm, daß diese »Zoïzität« so ziemlich allverbreitet in der Natur war (»un peu partout«). Darum unterschied er später lieber eine »Süd- und Nordpolarität«. Schließlich aber wurde er mit den Arbeiten von Reichenbach bekannt: »Ich erkannte, daß ich ganz einfach sein Nachfolger war, und besonders, seit ich experimentell gefunden habe, daß diese universale Energie eine besondere Analogie mit den Schallwellen besitzt, entschloß ich mich zu der Bezeichnung »Odwellen«.

Diese odischen Wellen sind in allen organisierten Wesen vorhanden. Sie sind auch ständige Begleiter der Elektrizität, der statischen wie der dynamischen, und emanieren ständig von Stahlmagneten, die mit dem Nord- und Südende verschiedenpolarige Wellen entsenden«.

Von dem Magnetstab kommen also zwei Schwingungsformen: eine physikalische Kraft (»pouvoir dynamique«), der Naturlehre schon längst als Magnetismus bekannt; und zweitens eine Kraft, die Ziegler als »pouvoir irritant« befand (d. h. als eine physiologisch reizende Energie) und welche der Naturwissenschaft, spez. der Biologie, noch so gut wie unbekannt war, trotz Reichenbach und seinen Experimenten mit mehr als 500 Sensitiven.

Dieses physiologisch wirksame Agens galt es nun zu erforschen, und hier hat Ziegler tatsächlich ganz neue Wege eingeschlagen, die ihn von allen seinen wissenschaftlichen Kollegen unterscheiden.

»Die Droseraversuche« sagt er,*) »gestatteten nur die Feststellung, daß eine Menge von organischen wie anorganischen Körpern existiert, die wie der Magnetstab die Eigenschaft besitzen, »Süd-« und »Nordpolarität«, positives und negatives Od auszuströmen, sowie daß diesen Körpern bestimmte physiologische Wirkungen auf den Organismus zukommen.

Von den neutralen Körpern, d. h. von jenen, die nicht selbst odisch sind, haben manche eine hohe Kapazität für das Od, während sich andere fast refraktär verhalten. Darin hat das Od eine Aehnlichkeit mit der Wärme . . . . Das Kochsalz ist ein solcher neutraler Körper, und es hat für das Od eine Kapazität wie das Eisen für die Wärme. Wenn man einige hundert Gramm dieser Substanz mittels einer Odquelle bis zum Spannungsgleichgewicht lädt und sie sodann in einem paraffinierten Behälter als Isolator einschließt, läßt sich dies Chlornatrium noch nach einer Woche als starker Odkonduktor nachweisen, welcher erst nach einigen Stunden durch den Kontakt mit einem neutralen Körper entladen wird.

Ziegler ging nun den Naturgesetzen odischer Spannung nach, wie sie zunächst in verdünnten Lösungen auftrat. Durch sorgsame

*) l. c. Seite 9.

Vorkehrungen kam er zu dem Resultat, daß hier umgekehrte Verhältnisse wie beim Gravitationsgesetze vorliegen, daß die Intensität der odischen Spannung nämlich mit dem Quadrat der Molekulardistanzen wächst.

»Ich besitze Lösungen, die vor 23 Jahren hergestellt wurden und die heute noch ebenso aktiv sind wie frische Lösungen«. — Der Lösungsvorgang selbst ist eine temporäre Odquelle. (Dies letztere war ja auch schon Reichenbach bekannt).

Der Ladungsenergie solcher Lösungen bediente sich Ziegler nun, wie gesagt, u. a. auch zu seinen Versuchen über die odischen Reaktionen der lebenden Zelle. Freilich mußte er einsehen, daß er weder in der Drosera noch in irgendwelchen organischen Zellen anderer Herkunft ein Präzisionsinstrument zur Messung odischer Intensitäten erzielen konnte und ein geeignetes Odometer noch immer ausständig, aber allerdings im höchsten Grade wünschenswert war.

Auf Zieglers sonstige Odforschungen hier näher einzugehen ist nicht möglich, da unsre Studie einen weiteren Rahmen hat und nicht Detailfragen behandeln kann. Ich verweise also diesbezüglich auf das Studium der genannten französischen Schrift selbst*) und will nur noch erwähnen, daß Ziegler auf einem ganz eigenartigen Wege, nämlich durch eine Analogie zum menschlichen Sympathikus, dazu gelangt ist, einen odischen Multipikator zu bauen, und daß er behauptet, so starke Spannungen erzielt zu haben, daß darunter ein Tier in wenigen Tagen zugrunde ging.

Er hat dort auch die Vermutung ausgesprochen, daß in den Geißlerröhren mit den bekannten Phosphoreszenzerscheinungen odische Lichtphänomene vor sich gehen müssen, und hat sich schließlich auch die Frage gestellt, ob das Od nicht eine kosmische Energieform ist. Das interessante Experiment, das er in dieser Absicht angestellt hat, ist ausführlicher in meiner Broschüre »Der Einfluß der erdmagnetischen Zonen auf den Menschen« beschrieben. Hier nur in Kürze folgendes:

Reichenbach hatte auch eine Odstrahlung der Gestirne gelehrt; er hatte sie in Bezug auf Sonne und Mond ausführlich beschrieben. Ziegler war es nun um die Strahlung der Venus zu tun.

Am 6. Dezember 1852 saß er im astronomischen Observatorium von Genf. Er hatte sich eine eigene Linse präpariert, mit der es gelang, die »Odwellen« der Venus im Momente ihres Durchgangs vor der Sonne, der eben an diesem Tage stattfand, auf sein eigenes Herz zu konzentrieren. Er erzielte mehrfache Wirkungen. Zunächst ein Vibrieren wie von einer tönenden Violinsaite an den Fingern der Hand, mit welcher er die odische Leitung hielt. Dann beobachtete er eine Steigerung seiner

*) Vergl. auch: A. Zöppritz »Aus meinem Briefwechsel mit M. Ziegler.«

Pulsschläge von 84 auf 129 Schläge per Minute; das Herz war also stark genug affiziert! Nach zwei weiteren Minuten mahnte ihn ein heftiger Lendenschmerz, daß es Zeit sei, sein Experiment abzubrechen. — »Zum Glück für mich«, sagt er in seinem Bericht, »war diese starke odische Spannung negativ; denn die positive Erregung, auf das linke Herz gerichtet, hätte bei dieser übermäßigen Stärke des Reizes eine dauernde organische Störung erzeugen können.«

In dem Augenblick, wo der Durchgang der Venus vorüber war, löste sich der Krampfzustand und die Pulsschläge wurden wiederum vollständig normal.

Diesem überraschenden Experiment ließ Ziegler sowohl eine Reihe von Laboratoriumsversuchen an Tieren vorangehen als auch drei ähnliche odische Beobachtungen gelegentlich von Eklipsen nachfolgen, sodaß man seinen Erfolg nicht mehr purem Zufall zuschreiben könnte.

Es wird also Aufgabe späterer Odforscher sein, die Droseraexperimente und übrigen Versuche Zieglers möglichst gewissenhaft und unter allen Kontrollbedingungen nachzuprüfen, um zu ermitteln, ob er wirklich das Od wiederentdeckt und neu nachgewiesen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Psychometrie.

Von prakt. Arzt **P. Reinhardt.**

Die Psychometrie und ihre Anwendung.

In einer Anzahl von Fortsetzungen im letzten Jahrgange des Zentralblattes für Okkultismus wurde die Methode der Psychometrie für Anfänger in dieser okkulten Wissenschaft besprochen. Am geeignetsten für diesen Unterricht — wenn man bei solchen psychischen Fächern der persönlichen Entwicklung von einem direkten Lernen reden darf, da es sich mehr um ein Studieren der ganzen Angelegenheit und um Uebungen handelt — scheint immer noch das Originalwerk des Erfinders der Psychometrie, Professor Buchanans »Manual of Psychometry« zu sein.

Dieser hat sich beklagt, daß seine Methode von der zeitgenössischen Wissenschaft unbeachtet gelassen worden ist. Der Hauptgrund mag wohl darin gelegen haben, daß die Exakten — damals, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts, waren sie noch gar nicht so radikal exakt als am Schlusse desselben — die Schlüsse und Folgerungen fürs praktische Leben, welche die Psychometrie veranlaßte, nicht anerkennen durften. Dies geschah meines Erachtens ganz mit Recht. Selbst heutigen Tages, wo sich durch die Bekanntgabe theosophischer Tatsachen und die Beweise der spiritistischen Literatur die Wissenschaft mehr nach

dem Uebersinnlichen hinwendet, ist es immer noch zu empfehlen, sich recht zu beschränken. Es mag deshalb genug sein, wenn der praktische Psychometer nur die einfachsten Experimente bekannt macht, die im VI. Jahrgang No. 6 des Zentralblattes für Okkultismus genauer beschrieben wurden. Alle diese Experimente können zur Not noch einem Neuling in dieser Sache verständlich gemacht werden, womit, die Richtigkeit der psychometrischen Untersuchung vorausgesetzt, zur Anerkennung der Methode nur noch ein Schritt ist.

Kurz nach Erscheinen der ersten Arbeit Buchanans über Psychometrie, 1841 im »Journal of Man« hat übrigens Frau Blavatsky in ihrem Buche »Isis unveiled« (I. Band Seite 182) die Entdeckung der Buchananschen Psychometrie voll und ganz anerkannt. Anders, wie erwähnt die damalige wissenschaftliche Welt. Ich schiebe das vor allem auf das 3-bändige Buch von Denton »The Soul of Things.« Sein Erscheinen wurde durch Buchanans Manual direkt veranlaßt. Es enthält tiefgreifende Untersuchungen psychometrischer Natur über fast alle wichtigen Gebiete des Lebens, namentlich aber Altertumskunde betreffend. Dalton selbst war auf diesem Gebiete eine Autorität, er hatte weite Reisen hinter sich und verwendete seine Sammlungsgegenstände dazu, um sie durch mehrere unzweifelhaft feinentwickelte Psychometer untersuchen zu lassen. Außer der Geschichte vergangener Erdperioden wurden auch Planeten direkt durch den Eindruck untersucht und sind die Resultate so eigentümlich, bizarr und mit den herrschenden Anschauungen im schreiendsten Widerspruch stehend, daß das Buch eben dadurch keinen Erfolg haben konnte. Das hatte aber wohl eine Rückwirkung auf das ganze System der Psychometrie. Buchanan selbst nennt Dentons Bücher wunderbar, von kühner Konzeption und hochphilosophisch, womit aber kein unbeschränktes Lob ausgedrückt sein kann. Er selbst hat sich auf einfachere, näherliegende Gebiete des menschlichen Denkens beschränkt.

In den folgenden Blättern soll nun die weitere psychometrische Entwicklung Buchanans skizziert werden. Ich folge dabei seinem Manual und werde mich bemühen, immer den Faden zur einfachen Psychometrie zu zeigen, so kompliziert die Verhältnisse auch manchmal zu liegen scheinen. Der Ursprung der intellektuellen Mitteilungen kommt dabei weniger in Frage als die Methode, von dem Gedanken ausgehend, daß wir, in der Kultur unserer Zeit lebend, auch verpflichtet sind, uns mit den herrschenden Anschauungen in erster Linie auseinanderzusetzen.

Professor Buchanan hat psychometrische Briefuntersuchungen in öffentlichen Versammlungen kaum angewendet. Testuntersuchungen lagen ihm fern, sodaß er sich darauf beschränkte, aus dem Publikum selbst passende Psychometer auszuwählen, welche nach der früher angegebenen Methode auch den Charakter der Briefschreiber ziemlich richtig treffen konnten. Buchanan scheint dieser Art der Beweisführung nicht zuzuneigen, da sie nicht die einwandfreiesten Resultate liefert. Ein Gegner

wird immer Gründe finden, die psychometrische Untersuchung zu bemängeln, da er die Art der Untersuchung nicht kennt. Außerdem sind in dem vielköpfigen Gedankenkreise viel zu viel störende Einflüsse vorhanden, welche die Reinheit des Resultates erschweren.

Immerhin muß es erwähnt werden, daß er gelegentlich solcher Untersuchungen 2 hervorragende Psychometer entdecken konnte. Von diesen hat Frau Dr. B. Hayden auf einer längeren Reise durch England den bekannten Professor Robert Owen und den Schriftsteller Bulwer von der Psychometrie und dem Okkultismus überzeugt; sie war auch eine Zeit lang als Sachverständige mit Erfolg bei einer amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaft tätig. Die andere Person war eine gute Hellseherin, Frau Decker, welche später die meisten der von Buchanan berichteten Untersuchungen, nun mehr als seine Frau, regelmäßig ausführte und infolgedessen schon — durch den gleichbleibenden Rapport und die Uebung-eine außerordentliche Empfänglichkeit für psychometrische Eindrücke erwarb. Sie gewöhnte sich daran, unwillkürlich alle ankommenden Briefe psychometrisch zu bewerten, und da auch mancherlei Unangenehmes berichtet wurde oder die Briefschreiber ihr sonstwie unangenehm waren, wurde ihr das schließlich lästig. Sie öffnete solche Briefe überhaupt nicht mehr und überließ diese Korrespondenz anderen, die ihr davon berichten mußten. Sie brauchte solche Briefe überhaupt nicht mehr, um einen Eindruck zu gewinnen, zu berühren. Wenn Medien sich vielfach weigern, Tastuntersuchungen zu leisten, so liegt das häufig daran, daß sie unbewußt fühlen, daß der Briefschreiber sie auf die Probe stellen will; sie fühlen die falschen, vernichtenden Gedanken und werden gewarnt. Ich entsinne mich an einen solchen Fall. Ein solcher Prüfer legte einer Wachsomnambulen ein Bild vor, welches ein Mädchen von vielleicht 6 Jahren darstellte, mit der Frage, wie die geistigen Fähigkeiten seien. Die Somnambule wollte erst nicht untersuchen, erklärte aber die Krankheitsanlagen des Bildes und schilderte den Zustand des Kindes, wie es sich in der Schule benehmen würde. Der Fragende mußte zugeben, daß alle Einzelheiten richtig wären, inzwischen sei aber das Kind schon gestorben. Die Somnambule hatte hier rein psychometrisch untersucht und war auf die spiritistische Forderung des Fragers nicht eingegangen, der wohl gleich mit dem Spirit verkehren wollte. Vollkommne Aufrichtigkeit einem Medium gegenüber ist überhaupt, um ein Resultat zu erzielen, immer am Platze. Wenn es sich um Fragende handelt, die gewohnt sind, objektiv und unvoreingenommen sich ihre Objekte vorzustellen, also ihre eigene Persönlichkeit ganz mit allen Absichten aus dem Spiele lassen, dann werden die besten Resultate erzielt. — — Buchanan erzählt, daß seine Frau einen Brief mit 5 Siegeln, der psychometrisch untersucht werden sollte, anfangs nicht untersuchen wollte. Als sie aber aus dem Eindrucke, den der noch uneröffnete Brief machte, die Aufrichtigkeit und das Wohlwollen des Schreibers empfand, tat sie es doch und schickte den uneröffneten Brief mit ihrer Untersuchung

zurück. Sie erhielt daraufhin einen Brief von 10 Seiten Inhalt, welcher die absolute Genauigkeit der Untersuchung im einzelnen nachwies. Der Brief hatte als Einlage ein zweites Schreiben enthalten, welches genau rezensiert worden war.

Buchanan war im Amfang überrascht, daß Gegenstände, die nur in Berührung mit dem Untersuchungsobjekt gewesen waren, den psychometrischen Eindruck ganz genau so übermittelten wie das Objekt selbst. Er bemüht sich, in seinem Manual diese Kontaktwirkung dem Leser an Beispielen der praktischen Physik erklärlich zu machen. Jetzt wissen wir ja, daß alle Dinge eine Ausstrahlung besitzen, welche durch Kräfteübertragung verstärkt oder geweckt wird. So ist die phonographische Platte oder Walze mit dem Eindruck versehen. Der Psychometer fühlt schon ohne weiteres den Inhalt, hört die Stimme, die Musik, die ganze Umgebung wird gefühlt. Dies um so stärker, wenn er seine Hände anlegt, um eine Art magnetische Spannung zu bewirken. Sollte einmal durch Kontakt dieser psychometrische Eindruck verwischt worden sein, so braucht man die Walze nur spielen zu lassen, um den Grundeindruck wieder zu gewinnen. Buchanan ist schließlich durch den Verlauf seiner Untersuchungen zu der Meinung gekommen, daß nicht allein Emanationen und feine Stoffe den Träger der psychometrischen Empfindung darstellen. Dies fiel ihm besonders auf, als er bemerkte, daß Photographien den gleichen Wert hatten wie Briefe und Emanationen. Eine photographische Platte kann ja auch unzählige Male kopiert werden, gibt also unzählige Male Gelegenheit, den Platteneindruck zu übernehmen. Es liegt da klar auf der Hand, daß eine Kraft im Licht beim Durchtreten durch die Platte während des Kopierens eine dem Bilde entsprechende Aenderung erfährt. Die Lehre von einer allen Kräften zugrunde liegenden Urkraft, etwa nach Art des Prana, scheint diesen Verhältnissen am bequemsten zu entsprechen. Es ist jedenfalls sicher, daß zur Ausübung der Psychometrie außer der seelischen Ruhe eine geeignete Umgebung mit geeigneten Kraftausstrahlungen gehört; am besten ist der Aufenthalt in frischer Luft. An vielen Einzelbeobachtungen, besonders während psychometrischen Hellhörens meiner Assistentin v. Heyman, habe ich auch beobachten können, daß eine besondere Art magnetischer Hochspannung eintritt, während der es die Hellhörerin unangenehm empfindet, wenn sie berührt wird. Es sind direkt elektrische Wellen als Ursache des Hörens anzusehen, welche sich im Gehörorgan zu Tönen umsetzen; es wird meist ein leichtes schmerzhaftes Brennen in dem hellhörenden Ohre empfunden. Die Hellhörerin meint, der Ursprung dieser elektrischen Töne und Worte liege direkt in den Planeten.

Auch Buchanan setzt den Eindrücken keinen Raum als Beschränkung entgegen. Er führt mehrere Beispiele an, wo er Krankheiten seiner Bekannten, mit denen er im Rapport stand, auf viele Meilen gefühlt hat. Auch mir ist es meist möglich, mich über den augenblicklichen Zustand

meiner Kranken auf telepathische Weise zu vergewissern. Ich habe auch sehr oft mit dem gewöhnlichen Telephon Krankheitseindrücke, wenn beispielsweise ein Kranker telephonisch anfragt, bekommen, die meine Hellhörerin genau untersuchen konnte. Natürlich ist die direkte Untersuchung von Person zu Person am sichersten, aber es geht unbedingt auch in den Hauptpunkten per Telephon. Die Entfernung spielt dabei keine Rolle. Buchanan führt als Beweis für psychometrische Fernuntersuchungen auch die indische Geheimpost an, die sich zur Zeit der letzten indischen Aufstände als ganz zuverlässig herausgestellt hat. Wenn er nun glaubt, man könne auch nach der Sonne und den Himmelskörpern hin psychometrieren, so liegt darin wohl nur eine Ahnung von den planetarischen Einflüssen, denen unser Gedankenleben unterliegt. Der Psychometer tut gut, wenn er sich darauf hin recht oft prüft. Er muß sein Instrument gewissermaßen den herrschenden Planetenschwingungen anpassen. In Betracht kommt dabei auch sein Geburtshoroskop, weil er danach günstige und ungünstige Aspekte schon vor ihrem Eintreten aussuchen kann. Die verschiedenen Indispositionen zum Untersuchen, auch mangelhafte Empfindungen, lassen sich auf die falsche Wahl der Untersuchungszeit setzen. Auf Grund recht zahlreicher Planetenuntersuchungen könnte auch die Klarheit der Eindrücke nur gewinnen. Es ließen sich auch die Deutungen planetarischer Allgemeinwirkungen durch Psychometrie kontrollieren.

(Fortsetzung folgt.)

Okkultistische Umschau.

Im zweiten Bewußtsein. Unter diesem Titel berichtet Prof. Dr. Moritz Benedikt über den Fall des Dr. Trömel im „Wiener Fremdenblatt" wie folgt:

Die Affäre des Bürgermeisters von Usedom, der sich als Fremdenlegionär anwerben ließ, hat allgemeines Aufsehen erregt. Seine Angehörigen behaupten, daß der Unglückliche in einem Dämmerzustand gehandelt haben muß. Es widerspricht nicht dieser Behauptung, daß der Bürgermeister Dr. Trömel jetzt noch behauptet, er habe sich freiwillig und überlegt anwerben lassen, denn Anfälle von der Art, wie sie bei Dr. Trömel angenommen werden, können oft von langer Dauer und Wirkung sein. Die Handlungen des Bürgermeisters von Usedom in früheren Zeiten sprechen jedenfalls dafür, daß er zur kritischen Zeit sich nicht bei normalen Sinnen befand und eben jetzt noch nicht ins normale Bewußtsein zurückgekehrt ist. Sein Fall lenkt jedenfalls die Aufmerksamkeit auf eine der interessantesten psychischen Anomalien. Wir haben uns daher an den hervorragenden Psychiater Professor Dr. Moritz Benedikt um Aufschluß über Dämmerzustände gewendet. Der Gelehrte stellte uns die nachstehenden interessanten Ausführungen zur Verfügung:

„Es ist bekannt, daß es Individuen gibt, die in eine längere Epoche eines typisch veränderten Bewußtseins geraten können. Das auffälligste Symptom dieses abnormen Zustandes besteht darin, daß derartig veranlagte Menschen Unternehmungen vollständig systematisch und logisch durchführen, ohne daß es Laien

leicht möglich wäre, deren Zustand zu erkennen. Einer der interessantesten Fälle auf diesem Gebiete geistiger Erkrankungen ereignete sich in Österreich: Ein Wiener Bauunternehmer reiste in einem solchen Zustande in eine Provinzstadt, erwarb dort Grundbesitz, traf alle Anordnungen zu verschiedenen Bauten. Da er aber keine Geldmittel besaß, wurde er in den Anklagezustand versetzt. Im Laufe des Prozesses wurde nachgewiesen, daß sich dieser Mann in einem derartigen periodischen Krankheitszustande befand, der medizinisch der verlängerte Zustand vom „zweiten Bewußtsein" genannt wird.

Kürzere periodische Anfälle dieses Zustandes geben sehr häufig Veranlassung zu verbrecherischen Versuchen und Handlungen. Diese Art wird leichter erkannt, weil der Kranke sehr bald in sein normales Bewußtsein zurückkehrt. Gewöhnlich besteht bei den Kranken keine Erinnerung an das, was in diesen Zuständen vorgegangen ist. Höchstens bleibt den betroffenen Individuen eine Erinnerung an den Beginn ihres periodischen Zustandes. Dieser wiederholt sich bei manchen davon befallenen Menschen in längeren Perioden, wobei die Personen ihrer Umgebung gewöhnlich nicht das Geringste davon ahnen. Solche Leute begeben sich dann freiwillig oder auf vorherige eigene Anordnung in Anstalten, um dort die Zeit ihres veränderten Bewußtseins durchzumachen und das Wiedereintreten ihres normalen Zustandes zu erwarten. Während dieser Zeit wissen sie natürlich nichts von ihrer Erkrankung. Es kommt aber auch öfters vor, daß sie, noch bevor sie in einer Anstalt geborgen sind, zu irgend einem verbrecherischen Versuche oder einer solchen Tat schreiten.

Während die Diagnose im Dämmerzustande besonders für Laien, wie schon erwähnt, nur schwer zu stellen ist, kann der Arzt, vor allem nach Kenntnisnahme der Anamnese, viel leichter zur Diagnose gelangen. Begreiflicherweise ist für den Arzt große Vorsicht geboten, weil die pathologischen Zustände bereits zur Kenntnis der Laienwelt gelangt sind und es Laien geben kann, die im Falle eines ihnen nachgewiesenen Delikts sich auf einen solchen Zustand ausreden. Es ist oft vorgekommen, daß es sich bei solchen Zuständen um Personen aus höheren Ständen handelt. In diesem Falle werden die verbrecherischen Taten meistens nach Möglichkeit vertuscht oder die Untersuchung wird ohne weiteres Einschreiten der Behörden niedergeschlagen. Im Gegensatze zu den längeren Perioden des Dämmerzustandes gibt es auch Fälle, deren Charakteristik in zeitlich um vieles kürzeren Anfällen besteht. Interessant ist auch, daß manche Menschen, die überhaupt nicht normal veranlagt sind, in solche Zustände oft nach dem leichtesten Genusse von Alkohol verfallen.

Wichtig ist die Frage, wie sich die Gesellschaft zu ihrem Schutze gegen solche Individuen verhalten soll. Ich habe längst vorgeschlagen, daß eine Art ärztlicher Kuratel eingeführt werde, welche die Umgebung der Kranken genau darüber instruiert, auf welche Weise den üblen Folgen am besten vorgebeugt werden kann. Es sind oft hervorragende Menschen, die zeitweilig solche Anfälle haben, und es ist klar, daß man diese Bedauernswerten nicht ohne weiters aus der Gesellschaft ausstoßen kann, besonders da sie ja in ihren normalen Zeiten wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sein vermögen. Wenn die gehörigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, die auf der Verhängung der bedingten Kuratel beruhen müßten, wäre eine Schädigung der Gesellschaft ausgeschlossen.

Was nun speziell den Fall des Bürgermeisters Dr. Trömel aus Usedom betrifft, so kann kein Zweifel daran walten, daß wir es mit einem Anfalle des verlängerten Zustandes vom „zweiten Bewußtsein" zu tun haben. Seine durch die Tagesblätter verbreiteten Angaben, daß er sich mit Lust und Liebe unter die Marterherrschaft der Fremdenlegion in Algier begeben habe und sich dabei wohl befinde, sind entweder erlogen oder — und das ist der wahrscheinlichere Fall — ein Zeichen dafür, daß er aus seinem Anfall noch nicht zum normalen Bewußtsein zurück-

gelangt ist. Die weitere Entwicklung dieses Falles bleibt also noch abzuwarten. In medizinischen Kreisen bezeichnet man den besprochenen Zustand als epileptoide Geisteserkrankung, weil sie den Charakter des Anfalles mit ganz normalen Zwischenpausen hat."

Dazu gestattet sich die Schriftleitung des „Zentralblattes für Okkultismus" zu bemerken, daß es vom Standpunkt der „okkulten Medizin" noch andere Diagnosen des Falles Dr. Trömel gibt. Man denke nur an das Problem der Spaltung der Persönlichkeit, an Besessenheit, fremde Willensbeeinflussungen auf suggestivem Wege usw. Aber jedenfalls ist es anerkennungswert, daß sich die moderne Psychiatrie bereits eingehend mit solchen Fällen beschäftigt und daß dieselbe auf die Möglichkeit eines schweren Justizirrtums, bei Außerachtlassung dieser Tatsachen, hinweist. Wir benützen wieder diesen eklatanten Fall, um in Erinnerung zu bringen, wie notwendig es ist, daß sich Ärzte und Juristen eingehend über den Okkultismus informieren.

Neues zur Magie der Geschichtszahlen.

Sehr geehrter Herr! Sie hatten die Güte, in einer Fußnote zu meinem Aufsatz „1849—1870—1888—1913" zu schreiben: „Vielleicht findet sich wieder ein freundlicher Leser unseres Blattes, der uns auf ein weiteres Walten der Magie der Zahlen in der Geschichte aufmerksam macht!" — — Lassen Sie mich diesen „freundlichen Leser" sein. Ich bringe Ihnen diesmal etwas anderes als Lenormandsche Quersummenberechnungen, bekenne mich aber sofort als Abschreiber eines Abschreibers. Im Verlage von F. E. Baumann in Schmiedeberg bei Halle erscheint eine recht gut geleitete Zeitschrift „Zum Licht. Eine Brüderschaftsschrift zur Entwicklung körperlicher und geistiger Harmonie". (Richtung: christliche Theosophie im Sinne Dr. P. Brauns. — Gralsorden!) Im 119. (April-) Heft finde ich einen längeren Bericht über Magie der Zahlen, dessen Verfasser u. a. sagt: er möchte darüber etwas mitteilen aus einem um das Jahr 1852 veröffentlichten Buche, dessen Verfasser unbekannt ist. Der Anfang ist etwas mager. Dort heißt es nämlich:

Die Zahl der Merowinger.
Anfang: Clodius I. 427. Quersumme 13.
Ende: Childerich II. 670. Quersumme 13.

Im Ganzen herrschten 13 merowingische Könige.

Neu erscheint mir folgendes: „Der Zeitraum, der zwischen der Geburt des heiligen Ludwig und der Ludwigs XVI. liegt, beträgt 539 Jahre. Fügt man diese Zahl 539 dem Datum jedes besonderen Ereignisses im Leben Ludwigs des Heiligen hinzu, so findet man im Leben Ludwigs XVI. ein entsprechendes wichtiges Ereignis. Zum Beispiel:

1) Geburt des heil. Ludwig	23. April 1215
	+ 539
„ Ludwig d. XVI.	23. Aug. 1754
2) Geburt Isabellas, der Schwester L. d. H.	1225
	+ 539
„ Elisabeths, „ „ Ludw. d. XVI.	1764
3) Tod Ludwig d. VIII. Vaters Ludw. d. H.	1226
	+ 539
„ des Vaters Ludw. d. XVI.	1765
4) Heirat Ludw. d. H.	1231
	+ 539
„ „ d. XVI.	1770

5) Beginn der persönl. Regierung Ludw. d. H.	1235
	+ 539
Thronbesteigung Ludw. d. XVI.	1774
6) Ludwig d. H. schließt Frieden mit Heinrich d. III.	1243
	+ 539
Ludwig d. XVI. setzt den Vorfrieden mit Georg d. III. fest	1782
7) Ein oriental. Fürst kündet einer Gesandtschaft Ludwig d. H. an, er wolle Christ werden	1249
	+ 539
Dasselbe ereignete sich bei Ludwig d. XVI.	1788
8) Gefangenschaft Ludwig d. H.	1250
	+ 539
„ Ludwig d. XVI.	1789
9) Ludwig der H. wird von den Seinen verlassen	1250
	+ 539
Ludwig d. XVI. in derselben Lage, Flucht der Prinzen	1789
10) Beginn der Hirtenbewegung d. Apostaten Jakob	1250
	+ 539
Aufstand der Jakobiner	1789

ferner Zahlenumstellung:

1297 Heiligsprechung Ludwigs.

1792 Ende des Königtums unter Ludwig d. XVI.

Endlich Zusammenstimmung:

Karl der Große stirbt am **31. März** 814
(die Franzosen sehen Charlemagne als einen der Ihren an!)

Napoleon verliert durch die Uebergabe von Paris alle Macht am **31. März** 1814 (+ 1000)

Das sind die wichtigsten Punkte aus oben angeführtem Aufsatz. Gewiß ebenso merkwürdig wie schlagend. Wenn nun aber einmal die Lenormandsche Quersummenrechnung stimmt, das andere Mal nicht, sondern eine ganz andere Art der Rechnung, so können wir nur sagen: „Jedes Ereignis hat seine eigene Zahl und uns fehlt meist die vorherige Erkenntnis dieser Zahl!"

Nebenbei möchte ich Sie aufmerksam machen, daß ein spanisch-arabischer Mystiker, Scheich Mudschi al Eddin ibn Arabi (1172—1240), die Zahl 19 als die „Zahl des Weltalls und Weltenlaufs" bezeichnet. Der „Bab", ein bekannter islamitischer Mystiker unserer Zeit, sucht in seiner Lehre diese Zahl 19 ebenfalls zur Grundlage seiner Mystik, Weltauffassung usw. zu machen. Nähere Einzelheiten sind mir leider unbekannt. Ich las diese Stelle nur in der Münchener Monatsschrift „Janus". — Bezüglich der Ansage des Jahres 1913 als bedeutsamen Jahres für eine grosse Umwälzung führen alle Spuren nicht nach Frankreich, sondern ins — polnische Gebiet. Dort soll bald nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes (1863) das geflügelte Wort entstanden sein: „Nur mehr 50 Jahre (7×7+1 Jahre, schon bei den alten Juden als „Jubeljahr " sehr gefeiert!), und Polen ist frei!" Dieses Wort soll von einem polnischen Dichter stammen! Im Januar d. J. fanden in Galizien große Jubiläumskundgebungen für das „neue Königreich" statt, wobei das „lutherische" Deutsche Reich noch viel schlechter wegkam als das immerhin noch slavische Rußland. Bezeichnend ist die Verquickung des Religiösen mit dem Nationalen in dieser Bewegung, deren Führer u. a. allen Ernstes erklären, Christus sei

ein Pole, in Polen geboren und sein Leben sei das Sinnbild der Blütezeit des polnischen Königsreiches, sein Tod dessen Untergang. Nun komme die „Auferstehung!“ Zu Ostern d. J. sah man in Galizien überall die Bilder, wie polnische Turner, Schützen u. dergl. den großen Stein vom Grabe — Polens wegrollen. Das bekannte polnische Tagblatt „Wiek Nowy“ („Die neue Zeit“) brachte Sonnabend, den 22. März d. J. ein Gedicht: „Am Tage der Auferstehung“, das unumwunden erklärt: „Christus ist ein Pole, ein Kind unserer Czenstochauer Gottesmutter, und hier ist auch sein Grab!“ Man lache nicht über diese Verquickung von Polentum und Katholizismus, sondern bedenke, daß daraus bereits ein so entsetzlicher fanatischer Haß gegen alles „Lutherische“, d. h. Deutsche entstanden ist, dessen Wildheit kaum mehr zu überbieten ist. Vielleicht findet sich ein Leser, der diese Art polnischer Geisteserzeugnisse auf die Zahl 1913 hin untersucht. Ich kann es heute nach vielen Anzeichen nur behaupten, aber nicht schon beweisen, daß die Zahlenbeziehungen 1863—1913 und 1888—1913 aus polnischem Gebiete nach Frankreich gewandert sind!

Nemo.

Zusatz der Schriftleitung. Zu dieser Prophezeihung der Wiedererrichtung des Königreiches Polen paßt vielleicht auch ein Traum eines Mitarbeiters unseres Blattes, welcher, wie erwiesen, des öftern Wahrträume (auch solche politischer Natur) hatte. Besagter Mitarbeiter las also im Traume in lapidaren Lettern gedruckt (als Aufschrift einer Mappe, welche historische Blätter enthielt) folgenden Satz: „Das Königreich Polen wird wieder erstehen, es ist auf dem Marsche, schon zeigen sich seine Umrisse.“ Hinzugefügt sei, daß dieser Wahrträumer sich nie im tagwachen Zustande mit dem Gedanken der Wiedererrichtung des Königreichs Polen beschäftigt hat. Eben erzählter Traum wurde uns vor etwa vier Wochen berichtet und hat sich auch um diese Zeit ereignet.

Magische Kräfte des Salzes. Die merkwürdige Sitte, neugeborene Kinder einzusalzen, soll sich noch heute bei einzelnen Völkern finden. Der seltsame Brauch scheint recht alt zu sein; schon die Bibel zeugt dafür, denn bei Hesekiel XVI, 4, heißt es: „. . . . noch wurdest du mit Wasser abgewaschen, noch mit Salz abgerieben und in Windeln gewickelt . . .“, und dieses „mit Salz abreiben“ wird ausdrücklich als eine Wohltat dem Kinde gegenüber bezeichnet. Es handelt sich bei dem Einsalzen der Kinder um einen Glauben der Volksheilkunde, jedoch nicht — was bei den bekannten konservierenden Eigenschaften des Salzes zu vermuten wäre — in wirklich medizinischem Sinne, sondern die magischen Kräfte des Salzes, die gegen Unglück und Zauberei schützen, wie der Glaube vieler Völker behauptet, sollen dabei in Wirksamkeit treten. Nach einer Arbeit über die „Bedeutung des Salzes in Sitte und Brauch der Völker“, die der kanadische Psychoanalytiker Dr. Ernest Jones veröffentlicht hat, verwendete man Salz zum Schutze der Neugeborenen gegen böse Dämonen und Einflüsse, indem man ihnen entweder ein wenig auf die Zunge streute oder sie in Salz und Wasser tauchte. Der Brauch war in ganz Europa seit frühester Zeit verbreitet und ging sicher der christlichen Taufe voran; in Frankreich dauerte die Sitte, die Kinder bis zur Taufe, wo es nicht mehr nötig war, mit Salz zu bestreuen, bis 1408. Noch heutigen Tages (Jones führt dabei einen Bericht aus dem Jahre 1889 an) wird in Holland Salz in die Wiege des neugeborenen Kindes gelegt. Nach mehreren Quellen findet sich die Sitte des Einsalzens der Kinder heute noch bei den Armeniern Rußlands und bei einigen kleinasiatischen Bergstämmen; bei diesen sollen die eingesalzenen Neugeborenen sogar vierundzwanzig Stunden oder länger eingesalzen liegen bleiben! Bei den Armeniern ist das Einsalzen der Neugeborenen die Gelegenheit zu einem großen Feste. Das neugeborene Kind wird gut mit feinem Salze eingerieben; so bleibt es etwa fünf

Stunden lang liegen und während dieser Zeit wird gesungen, geschmaust und getrunken. Die ganze Verwandtschaft der Eltern nimmt an dem Feste teil. Wer sein Kind nicht einsalzt, muß nach armenischem Glauben damit rechnen, daß es zeitlebens vom Unglück verfolgt wird.

Somnambule Leistungen. Unter einem Schlafwandler stellt man sich gewöhnlich einen Menschen vor, der im Nachtgewande und zur Nachtzeit auf Dachfirsten mit unfehlbarer Sicherheit zu gehen vermag, ohne seiner Wanderung bewußt zu sein. Ein Psychiater berichtet nun in einer englischen Wochenschrift von Schlafwandlern aus der Schar seiner Kranken, die im somnambulen Zustande die merkwürdigsten Leistungen auf geistigem Gebiete zustande brachten. Zu seinen Patienten gehört zum Beispiel ein Maler, der für die nächste Akademieausstellung ein Bild malen will. Allnächtlich arbeitet er daran, ohne es zu wissen. Mitten in der Nacht steht er auf und geht zur Arbeit; nach ein paar Stunden legt er sich wieder zum Schlafe, und am nächsten Morgen ist er erstaunt über die Fortschritte seiner Arbeit. Ganz ähnlich geht es einer Malerin. Sie arbeitet merkwürdigerweise im Zustande des Schlafwandelns bedeutend besser als im Wachzustande. Besonders seltsam ist der Fall eines Journalisten. Er war regelmäßiger Mitarbeiter einer Zeitschrift und hatte für diese einen Aufsatz übernommen, der ihm viel Kopfzerbrechen machte. Er fing wiederholt an, warf das Manuskript, mit dem er nicht zufrieden war, in den Papierkorb und schließlich schrieb er dem Herausgeber, er könne den Aufsatz nicht liefern, weil er dem Gegenstande nicht gewachsen sei. Zu seiner großen Verwunderung erhielt er fast gleichzeitig einen Brief von dem Redakteur, in dem dieser den Empfang des versprochenen Manuskripts bestätigte und zugleich aussprach, der Aufsatz sei sehr gut gelungen. Der Schriftsteller ging sogleich zur Redaktion, und dort zeigte man ihm seinen eigenhändig geschriebenen Aufsatz. Er wußte durchaus nicht, daß er ihn geschrieben hatte, und es bleibt nur die einzige Erklärung, daß er ihn in einem unbewußten, traumhaften Zustande geschrieben hatte. Zu den Patienten des Psychiaters gehört auch ein Musiker, der schwer neurotisch ist. Er komponiert regelmäßig in einem unbewußten Zustande. Er weiß dies auch und bereitet sich darauf vor. Seit vielen Jahren hat er überhaupt nur unbewußt komponiert, aber trotzdem ist er an jedem Morgen doch wieder erstaunt, wenn er eine fertig geschriebene Komposition auf seinem Nachttische vorfindet. Die Reihe der Patienten, von denen der Psychiater solche Dinge erzählt, ist ziemlich ansehnlich. Besondere Erwähnung verdient noch ein Schachspieler, der nachtwandelnd Schachprobleme löst, sowie ein Geistlicher, der ebenso Predigten ausarbeitet. Dieser Prediger verfährt dabei ganz eigentümlich. Er schreibt zunächst seine Predigt auf, dann kleidet er sich an, steigt auf einen Stuhl und hält nun seine Predigt mit guter Betonung und sprechenden Gesten, als ob er auf der Kanzel stände. Sein Manuskript aber braucht er dabei nicht, denn als man ihm einmal statt des Manuskripts unbeschriebene Blätter in die Hand schmuggelte, hielt er die somnambul aufgeschriebene Predigt doch, und zwar wörtlich mit dem Texte übereinstimmend. Sein unbewußtes Gedächtnis arbeitet also außerordentlich gut, während er Sonntags in der Kirche, wenn er im wachen Zustande predigt, wegen seines schlechten Gedächtnisses die Predigt ablesen muß.

Die Vision der Mutter. Aus Großwardein wird berichtet: Vor einem Jahre hatte die Angestellte eines Kinotheaters, Frau Irma Toth, ihr einziges zwölfjähriges Töchterchen verloren. Seit dieser Zeit wurde die Mutter von Visionen verfolgt, das Kind finde im Grabe keine Ruhe, da in den Sarg Wasser eingedrungen sei. Dieser Gedanke verfolgte die arme Mutter ununterbrochen, bis sie schließlich die Stadthauptmannschaft bat, die Leiche zu enterdigen. Ihrer dringenden Bitte

wurde stattgegeben, und als die Ausgrabung vorgenommen wurde, fanden die Arbeiter schon bei den ersten Spatenstichen Wasser. Als sie weitergruben, zeigte sich, daß der ganze Sarg sich im Wasser befand. Die Leiche selbst war völlig unversehrt.

Wie viel Sterne am Himmel stehen. Die Greenwicher Sternwarte meldet, daß der Astronom Chapman binnen kurzem die Sternzählung, die er im vergangenen März begonnen hat, fertiggestellt haben wird. 53 Millionen Sterne sind es, die sein Verzeichnis dann umfaßt. Chapman selbst hat sich dieser Tage über seine Riesenarbeit geäußert. Natürlich sind diese 53 Millionen Sterne nicht Stück für Stück gezählt worden, denn damit wäre er in einem vollen Jahrhundert nicht fertig geworden, sondern es sind an einer genügend großen Anzahl von Stellen am Himmel Ausschnitte ausgewählt worden, in denen die Zählung — auf Grund von Photographien — wirklich vorgenommen worden ist. Es ist der ganze Himmel auf 206 einzelnen Aufnahmen festgehalten worden. Die Aufnahmen sind dann mit dem Mikroskop untersucht worden, aber auf diesen einzelnen Aufnahmen sind nicht die Sternbilder auf der ganzen Fläche, sondern wieder nur in Ausschnitten gezählt worden. Die ersten Arbeiten mußten übrigens, nachdem Chapman mit seinen Assistenten zwei Monate gearbeitet hatte, für untauglich erklärt werden. Nach zwei Monaten wurden nämlich die zuerst untersuchten Platten noch einmal betrachtet, und nun stellte sich heraus, daß die Astronomen mittlerweile ihre Augen so geübt hatten, daß sie doppelt so viel Sterne auf den Bildern sahen, wie bei der ersten Untersuchung. Besonders interessant ist bei der mikroskopischen Untersuchung der Platte die Art, in der die Größe der Sternbilder festgestellt wird. Es geschieht durch unmittelbaren Vergleich. In das Mikroskop wird eine Glasplatte eingeschoben, die eine Reihe winziger Flecke in stetig wachsender Größe enthält, die beim Hindurchsehen unmittelbar neben den Sternphotographien sichtbar sind. Als Vorbild für die Helligkeits- und Größenbestimmung dienen die Aufnahmen der besonders sicher gemessenen Sterne in der Nähe des Polarsternes. Soll die Größe oder Helligkeit mit diesem verglichen werden, so verwendet man die Aufnahme eines Sternes, der gerade in der Höhe des Polarsternes steht.

Die Seherin von Viterbo. Aus Rom wird berichtet: Anfang Mai d. J. starb in Viterbo Schwester Maria Benedetta Frey, eine Cisterciensern, die im Rufe der Heiligkeit stand und in der medizinischen Welt fast zu einer Berühmtheit geworden war, weil sie länger als fünfzig Jahre in einem geradezu unerklärlichen Zustande gelebt und ihre furchtbaren Leiden ertragen hat, ohne daß jemals ein Klagelaut über ihre Lippen gekommen wäre.

Infolge einer sehr schweren Rückgratserkrankung war Schwester Benedetta, eine geborene Schweizerin, seit 52 Jahren in ihrem Bette buchstäblich festgenagelt: sie konnte nicht liegen, mußte infolgedessen ständig aufrecht sitzen, und ihr Kopf wurde durch eine Binde, deren Enden mit Nägeln an der Wand befestigt waren, gestützt; das schwache Rückgrat hätte sonst das Gewicht des Kopfes nicht tragen können. Als die Nonne in jungen Jahren von der entsetzlichen Krankheit befallen wurde, erklärten die Ärzte, daß sie in ihrem Zustande höchstens ein paar Monate noch leben könne, und sie hat länger als ein halbes Jahrhundert so gelebt! Dabei blieb Schwester Maria Benedetta immer gottergeben und ruhig, ja beinahe heiter und lustig, und es kamen zu ihr jeden Tag zahlreiche mit körperlichen und seelischen Schmerzen behaftete Personen, um Trost zu suchen für ihr eigenes Leid. Ihre Zelle war besonders in den letzten Jahren das Ziel richtiger Pilgerfahrten geworden, und keiner der vielen Kranken und Bedrückten, die aus allen Teilen Italiens, ja selbst aus dem Auslande, zu ihr strömten, ging ungetröstet und hoffnungslos von

dannen. Und der Ruf der Heiligkeit der kranken Nonne war nicht, wie das sonst immer der Fall zu sein pflegt, vom ungebildeten Volke geschaffen worden, sondern hatte sozusagen seitens der geistlichen Behörden eine offizielle Billigung erfahren. Als vor zwei Jahren die Cisterciénserin eine Art Jubiläum ihres Märtyrertums feierte, richtete der Papst, der sie persönlich kannte, ein eigenhändiges Schreiben an sie; er ließ ihr dieses Schreiben, in dem er sie bat, für ihn zu beten, durch den Kardinal Dassotta zustellen, und der Kardinal zelebrierte an dem bedeutungsvollen Tage in der Klosterzelle der Schwester die Messe. Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Würdenträger der Kirche erschienen in dem engen Zimmerchen. Die Königin-Witwe, die die Schwester mehreremal persönlich besuchte, ließ aus Rom geschickte Krankenpflegerinnen kommen und stellte sie der „Heiligen" zur Verfügung. Man behauptete allgemein, daß Schwester Benedetta Prophetin und Hellseherin gewesen sei; so soll sie die Ermordung des Königs Humbert in dem Augenblick, in welchem sie in Monza geschah und bevor noch irgendein Mensch außerhalb Monzas von der schweren Bluttat Kenntnis haben konnte, mit allen ihren Einzelheiten genau geschildert haben. In Viterbo gab es Leute, die fest überzeugt waren, daß die heilige Nonne nie sterben werde, und man ist jetzt geradezu enttäuscht, weil sie doch gestorben ist und die stille Stadt sozusagen um ihre größte Sehenswürdigkeit gebracht hat. Das Kloster, in dem Schwester Benedetta (ihr weltlicher Name war Penelope Frey) gelebt und gelitten hat, ist sonst für die Außenwelt streng verschlossen; seit zehn Jahren aber war die strenge Klausur mit Erlaubnis der Geistlichkeit eigens für die Wunderschwester durchbrochen worden, so daß jedermann die Zelle, in der die Kranke lag, betreten durfte. Bemerkenswert war die Musikliebe der kranken Schwester. Früher stand vor ihrem Bett ein winziges Klavier, auf dem sie mit einer Hand spielte. Später schenkte man ihr ein besseres, das in ein Nebenzimmer gestellt wurde; irgendeine musikalische Nonne mußte der Kranken dann etwas vorspielen. Viel wird von den Prophezeiungen der Schwester, die immer eingetroffen sein sollen, erzählt. Einmal schenkte der Kardinal Bedini, Bischof von Viterbo, dem Kloster eine Anzahl Kerzen. Als die Kranke das hörte, sagte sie nachdenklich: „Diese Kerzen werden an seiner Bahre brennen." „Was reden Sie da," entgegnete die Äbtissin, „Seine Eminenz ist ja kerngesund!" „Lassen Sie sich nicht durch den Schein täuschen, Mutter," sprach Schwester Benedetta, „ich weiß, daß diese Kerzen bei seinem Begräbnis brennen werden." Und zwei Tage später war der Kardinal ein stiller Mann.

Dem durch seine Finanzgeschäfte „berühmt" gewordenen Bernardo Tanlongo prophezeite Benedetta zur Zeit des Banca Romana-Prozesses, daß er freigesprochen werden würde, und auch das war richtig. In Viterbo ist man daher fest überzeugt, daß die Kirche die Frau, die schon zu Lebzeiten eine Heilige war, auch wirklich heiligsprechen werde.

Ist der Schäfer Ast hellsehend? Alle unsere Leser, die im Deutschen Reich leben, werden sicherlich schon etwas vom „Wunderdoktor Schäfer Ast" in Radbruch bei Hamburg (an der Strecke Hannover—Hamburg) gehört haben. Ast ist seit ungefähr 20 Jahren als „Wunderdoktor" bekannt, erfreut sich eines riesigen Zulaufes und hat zweifellos an Tieren und Menschen große Kuren vollbracht.

Ganz eigentümlich ist sein Vorgang bei Stellung der Diagnose. Es genügen ihm dazu einige Haare, die er entweder selbst dem Patienten aus dem Nacken schneidet oder die man ihm von fernen Kranken überbringt. Diese Haare besichtigt er ganz kurze Zeit mit einem Vergrößerungsglas und sagt darauf prompt, was dem Kranken fehlt, verordnet gleich darauf das für diesen Fall passende Heilmittel, und nun kommt gleich der nächste Kranke dran, denn Schäfer Ast hat viel zu tun. 3—400 Personen kommen täglich zu ihm nach Radbruch und ebensoviele Briefe mit

Haarproben laufen auch pro Tag ein. Ast muß also sehr fleißig sein, um allen gerecht werden zu können.

Wer nichts vom Hellsehen weiß, hält natürlich den Schäfer Ast für einen großen Gaukler oder Charlatan. Allein damit ist der Mann sowenig abgetan, als die rechnenden Pferde von Elberfeld durch ein wissenschaftlich absprechendes Urteil aus der Welt zu schaffen waren. Den „Allesbesserwissenden" müßte schon der Umstand zu denken geben, daß man wiederholt versucht hat, dem Schäfer Ast Haare von gesunden Tieren oder toten Menschen vorzulegen, und jedesmal hat er diese sofort erkannt und schlagfertig zurückgewiesen!

Ist es nicht Hellsehen, wenn ihm ein Herr Haare einer alten Frau überbringt und Ast gleich darauf sagt: „Na, die olle Schachtel schall noch mal wedder tanzen können?" Er hatte nämlich an den Haaren erkannt, daß die alte Frau an Krampfadergeschwüren erkrankt war, und sagte dies dann gleich darauf!

Oder ist Ast ein „Charlatan", wenn er Folgendes leistet? Ein Leser unseres Blattes fuhr vor nicht langer Zeit von Berlin nach Hamburg. Im D-Zug lernt er einen mitreisenden Herrn kennen, der sich als Arzt vorstellt. „Was glauben Sie, wohin ich reise?" fragte der Arzt unsern Gewährsmann. Der konnte dies natürlich nicht erraten. Darauf sagte der Arzt: „Zum Schäfer Ast. Nicht wahr, Sie sind erstaunt darüber. Aber hören Sie mal, wie ich über die Fähigkeiten Ast's unfreiwillig bekehrt wurde. Vor einigen Jahren erkrankte meine alte Mutter so schwer, daß nach ärztlichem Urteil jede Hilfe ausgeschlossen war. Da bat mich meine Mutter, die ich sehr liebe, noch einen Versuch mit dem Schäfer Ast zu machen. Mehr um den Wunsch einer Sterbenden zu erfüllen, als irgendwie daran zu denken, daß Ast hier noch hilfreich eingreifen könne, fuhr ich also zu ihm. Er stellte aus den Haaren zu meiner nicht geringen Verblüffung rasch die Diagnose und verordnete eine ganz komisch klingende Mixtur. Ich überbrachte diese meiner Mutter, sie nahm den Trank pünktlich ein — und wurde ganz gesund. Nun bin ich selbst leidend geworden, habe vergeblich bei einigen Kollegen Hilfe gesucht und fahre nun, obwohl es wie ein Hohn auf meinen ganzen Stand klingt, zum Schäfer Ast, weil ich eben gesund werden will."

Des weiteren berichtet mir Herr Georg Korf aus Hamburg: „Zum Schäfer Ast, von dem Sie wohl schon genügend gehört haben, kam eine Frau mit ihrem Töchterchen, das an einem Siechtum litt. Ast, der jegliche Diagnose aus einigen abgeschnittenen Nackenhaaren stellt (respektive nach meiner Meinung dadurch einen Kontakt für Hellsehen und Hellhören herstellt) sagt zu der Frau: „Dat Kind hebbt se unner." (Das Kind haben sie unter, d. h. das Kind ist behext). Er verordnete verschiedene Prozeduren, Räucherungen und anderes, und von Stund an ward es mit dem Kinde besser und es wurde schließlich ganz gesund. Schäfer Ast hat Dienstags und Freitags sogenannte Sympathietage, an diesen soll er Besonderes leisten können. Es besuchen ihn immer noch täglich mehrere hundert Hilfesuchende."

Solcher Geschichten, die auf Wahrheit beruhen, sind viele im Umlauf, dagegen kommen die faulen Witze über den Schäfer Ast nicht auf. Auch der alte Hagenbeck berief ihn wiederholt zur Heilung kostbarer Tiere; bei letzteren entfällt wohl der gelehrte Einwand, daß die Erfolge des Schäfers Ast nur auf Suggestion beruhen können. Also ist er ein hellsehender Wunderdoktor mit Fug und Recht zu nennen. G. W. S.

Ein merkwürdiger Fall von Besessenheit? In dem großen, 1600 Einwohner zählenden Dorfe Käsemark, etwa 25 km von Danzig, im sogenannten Danziger Werder gelegen, lebte zu Ende des verflossenen Iahrhunderts ein junger Arbeiter Friedrich Kapitz. Der Junge diente beim Hofbesitzer Wilhelm Müller und stand schon in seiner Jugend in dem Rufe eines Hellsehers, doch legte weder er selbst

noch jemand anders großen Wert darauf. K. hatte das 18. Jahr eben überschritten, als ein guter Freund von ihm starb. Acht Tage nach dessen Tode ging der Hellseher am Kirchhof vorbei und sah seinen Freund auf der Kirchhofmauer sitzen. Der „Geist" rief ihn an, und er ging hin und sprach mit ihm. Dieses Gespräch war der von Kapetz angegebene Grund folgender, nur in kurzen Umrissen geschilderter, bis jetzt wohl unerklärter Vorgänge. Jeden Abend von 8—12 Uhr verfiel der junge Mann in einen merkwürdigen (somnambulen?! Zustand, seine Augen schlossen sich und er ging trotzdem, ohne irgendwie anzustoßen, nach dem Kirchhofe, um dort, hin- und herlaufend, angebliche Gespräche mit den Verstorbenen zu führen. Sehr oft wurde in dieser, sage und schreibe ein und einhalb Jahr (18 Monate!) dauernden Besessenheitsperiode versucht, den, im Gegensatz zu den meisten dortigen Dorfbewohnern, kaum mittelgroßen und schwächlichen Kapetz festzuhalten; aber immer vergeblich. Die zwei stärksten Männer des Ortes, Hünen von fast 2 Meter Größe und jeder 125 kg. schwer, nahmen den Hellseher in ihre Mitte und hielten ihn fest, flogen aber im Moment wie ein Paar Schulbuben zur Seite. Verschlossene Türen wurden auf wunderbare Weise zertrümmert. Von fern und nah, auch aus Danzig, kamen Neugierige, darunter Gelehrte und Laien, aber kein Mensch konnte das Geheimnis enträtseln. Öfters hob Kapetz in seinem Zustande Lasten von 12 Zentnern, woran sonst 4 kräftige Männer zu tun hatten, um dieselben nur zu lüften, mit Leichtigkeit hoch und warf sie weg. Manchmal wiederum fing er an so schnell zu laufen, daß die ihn verfolgenden Reiter nicht folgen konnten und umkehren mußten. K. „flog" nach Bericht eines Augenzeugen. Er bestieg auch Dachfirste und machte auf der Spitze die halsbrecherischsten Künste! Vergeblich war das Eingreifen der Polizei, vergeblich die Bemühungen der Ärzte und des evangelischen Pfarrers! Bei den Begräbnissen war K. ständiger Gast und ließ sich nicht halten die Pferde zu führen (immer mit geschlossenen Augen!); er sprach auch dabei immer mit den Toten und machte von Zeit zu Zeit den Führer des Leichenwagens darauf aufmerksam, sobald die Pferde stutzten (Tiere sind hellsehend!), daß wieder dieser oder jener „Tote" vor den Pferden stände. Auf seinen Zuruf gab der „Tote" dann wieder die Bahn frei. Manchmal vergruben seine Bekannten Geldstücke im Sande und Kapetz fand dieselben nachher mit geschlossenen Augen, gab auch an, wer dieselben vergraben hatte, und beschrieb die Münze. Bei der ersten Musterung wurde der Hellseher seines Zustandes wegen ein Jahr vom Militärdienst zurückgestellt. Dann wäre noch außer vielem anderen zu erwähnen, daß Kapetz es in seinem Zustande vermied, über Kreuze, welche man mittelst Stöcken auf den Boden gezeichnet hatte, zu schreiten. Die jungen Burschen spielten ihm damit manchen Schabernack, und öfters mußte er, um nach dem Kirchhofe zu gelangen, einen großen Umweg machen. In seiner Kammer führte er oft stundenlange Gespräche mit Verstorbenen.

Endlich, nach Jahr und Tag, gelang es dem katholischen (!) Pfarrer aus dem benachbarten Gemlitz, den Besessenen zu heilen, doch erfuhr niemand, auf welche Weise. Genug, Kapetz war wieder vollkommen gesund, mußte Soldat werden und verzog später nach Westfalen; weitere Nachrichten fehlen Th. S. in A.

Magische Wirkung der Gerüche. Jedermann wird aus eigener Erfahrung wissen, daß der Duft eines bestimmten Parfüms ganze Situationen — und mögen sie lange Jahre zurückliegen — wieder in der Erinnerung hervorzuzaubern imstande ist. Daß aber Parfüms übernatürliche Kräfte innewohnen, hat erst eine Pariserin, **Madame Poirson, entdeckt, die dem Mitarbeiter eines englischen Blattes** einiges über ihre merkwürdige „Entdeckung" mitteilte: „Ich habe eine große Klientel, die aus den distinguiertesten und schicksten Damen und Herren der Pariser Gesellschaft besteht," erzählte die pikante, rotgefärbte Pariserin ihrem Besucher, „und alle sind mit mir und meinen Ratschlägen, womit sie sich parfümieren sollen,

äußerst zufrieden. Vor allem rate ich denen, die eine bestimmte Person in sich verliebt zu machen wünschen, Lavendelparfüm zu benutzen. Die Wirkung wird nicht ausbleiben, und ich kann Ihnen versichern, daß noch niemand zu mir kam, um mir Mitteilung davon zu machen, daß mein Rat wirkungslos war.

Wenn jemand schlecht gelaunt und verstimmt ist, soll er nicht versäumen, sich mit einigen Tropfen Ambre royale zu besprengen. Sofort wird er heiter werden und gar nicht wissen, warum er eigentlich nicht fröhlich war. Die Wirkung dieses Parfüms auf die Nieren ist ähnlich wie die des Broms. Auch eifersüchtige Menschen werden gut daran tun, sich dieses Parfüms zu bedienen, und der Gegenstand ihrer Zuneigung wird ihnen nach kurzer Zeit gleichgültig werden. Der Duft von Moschus hat die Eigenschaft, temperamentlose Menschen in leidenschaftliche zu verwandeln. Auch der Geruch der Verbenen, die ja schon den Druiden zur Bereitung ihrer magischen Tränke gute Dienste geleistet haben, ist ein ausgezeichnetes Mittel, Liebe und Zuneigung zu erwecken, und wenn eine Hausfrau will, daß die Gäste sich in ihrem Hause wohl fühlen, so soll sie nur einige Tropfen dieser Flüssigkeit in die Weine und Liköre, die serviert werden, träufeln, und die erwartete Wirkung wird nicht ausbleiben. Selbstverständlich sind dies nur einige kleine Beispiele aus dm Schatze meiner Erfahrungen."

Wie die Pariserin erzählt, haben sich in den wenigen Tagen, die sie in London weilt, schon zahlreiche Damen der besten Gesellschaftsklassen bei ihr eingefunden, um sie über nähere Details ihrer Entdeckung zu interpellieren.

Ist die Kröte giftig? Darüber gibt wohl nachstehende grausige Wette, die wir dem Grazer Tagblatt entnehmen, Aufschluß: „Zwei Bauernburschen machten dieser Tage im Dorfwirtshause bei Altenmarkt a. d. Isper eine unsinnige Wette. Luger hatte eine Kröte gefangen und brachte das Tier in das Gasthaus. Dort ging der Bursche mit Lazar eine Wette ein, die Kröte lebend zu essen. Als Einsatz galten 10 K und fünf Liter Bier. Die anderen Gäste hielten die Wette der angeheiterten Bauernburschen für einen schlechten Scherz. Luger machte sich aber sofort an die ekliche Mahlzeit und verzehrte tatsächlich einige Teile der lebenden Kröte. Bald stellten sich jedoch Übelkeiten ein und, nachdem er einen Liter Bier ausgetrunken hatte, stürzte er zusammen und wand sich unter furchtbaren Schmerzen. Trotz verabreichter Gegenmittel war der Bursche nach einer halben Stunde eine Leiche.

Briefkasten.	Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Münster i. W., 3. Juni 1913.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Am 28. April 1913 machte mir Frau von Heymann auf Anfrage folgende Prophezeiung über das neue Prachtschiff: „Imperator" der Hamburg-Amerikalinie. Die Prophezeiung ist bestimmt und kann sehr bald auf ihre Richtigkeit geprüft werden. Sie lautet: „Er (der „Imperator") wird sich mit allen Widerständen abplagen müssen, die nur eigentlich einem lenkbaren Luftschiff passieren und entgegentreten können. Schon auf seiner zweiten Reise wird er ein schweres Unglück zu bestehen haben, wovon sich das Schiff schwerlich erholen wird."

Ich hoffe, mit dieser Bitte um Veröffentlichung in Ihrem geschätzten „Zentralblatt für Okkultismus" keine Fehlbitte getan zu haben.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Dipl.-Ing. F. Sch.

Bezüglich „Rätselhafte Wirkung des Mondlichts" in der letzten Nummer des „Zentralblattes" möchten Ihnen noch folgende persönliche Erfahrungen dienlich sein:

In San Franzisko ißt man mit Vorliebe eine austernähnliche Muschelart, die englisch „mussles", französisch „moules" heißen und namentlich in den französischen Restaurants viel serviert werden. Verlangt aber der arglose Gast dieses Gericht um die Zeit des Vollmondes, so wird ihm der Kellner regelmäßig mit Achselzucken ohne weitere Erklärung nur bemerken: „Bitte schön, mein Herr, es tut mir leid, wir haben Vollmond!" In der Tat sind um diese Zeit diese Muscheltiere dürr, wie ausgetrocknet und ohne Geschmack. Vor Jahren hatte ich Gelegenheit, mich viele Monate in der kleinen, sehr heißen mexikanischen Küstenstadt La Paz am Kalifornischen Meerbusen aufzuhalten, dessen Wasser ungeheuer fischreich ist. Eine fast kilometerlange Landungsbrücke oder „pier" erleichtert größeren Schiffen das Anlegen. Mein allabendlicher Spaziergang endete stets mit einem Besuch dieser Landungsbrücke, welche von einer immer wechselnden Menge von Hunderten von Fischern wimmelte, welche sich dort bis spät in die Nacht hinein ihre Ration Fische fing zum Küchenbedarf der Familie. Aber unfehlbar um die Zeit des Vollmondes war ich der einzige Besucher der Brücke, sonst keine Seele. Auf meine Erkundigungen nach dem Grund wurde mir der Bescheid, daß um jene Zeit die Fische schlecht schmeckten oder, wie man sich ausdrückte, „giftig seien". Robert Blum.

Herrn D. Georgievitz-Weitzer, Graz.

Ich beehre mich, zu Nr. 11, VI. Jahrgg., Mai 1913: „Ein amerikanisches Wunder" mitzuteilen, daß in der Sonntagsbeilage der Berliner Vossischen Zeitung vom 12. 1. 1908 ein Auszug aus den Erinnerungen der Gräfin Boigne zu lesen war:

„III. § 230. Ich will nicht vergessen, eine Sonderbarkeit aufzuzeichnen, an die zu glauben ich gezwungen bin, weil ich sie gesehen habe. Eine junge lothringische Bauerfrau bekam von ihrem Bruder, der zum Militärdienst ausgehoben wurde, beim Abschied ein blankes, noch unter Napoleon geprägtes Zwanzigsousstück geschenkt; sie solle es, so wünschte er, als Andenken aufheben. Sie hing sehr an ihrem Bruder, und als sie bald darauf erfuhr, daß das Regiment, bei dem er stand, in der Entfernung von einigen Meilen an ihrem Wohnorte vorbeimarschieren werde, begab sie sich zu Fuß an eine Stelle, wo es Halt machte, um dort mit ihrem Bruder einige Worte zu wechseln. Auf dem Rückwege kehrte sie, ermüdet und durstig, wie sie war, in einem Wirtshause ein, um sich bei einem Glas Bier auszuruhen. Als es ans Bezahlen ging, erinnerte sie sich erst, daß sie ja ihr bißchen Geld ihrem Bruder zugesteckt hatte; sie besaß nur noch die Münze, die sie als Andenken stets bei sich trug. Kredit wollte ihr der Gastwirt nicht gewähren, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als die Münze hinzugeben. Weinend kam sie zuhause wieder an. Ihr Mann suchte am nächsten Sonntag dasselbe Wirtshaus auf, konnte die Münze noch einlösen und brachte sie seiner jungen Frau zurück. Mit unsäglicher Freude ließ diese ihre Augen auf den die Umschrift der Münze bildenden Worten „Napoleon Empereur" ruhen, ein freudiger Schrecken durchzuckte sie und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Bald darauf gab sie einem Töchterchen das Leben. Als das Kind zwei Jahre alt war, entdeckte der Arzt einer dem Dorfe der Bauern benachbarten Kleinstadt ein erstaunliches Naturspiel bei ihm: in jedem der blauen Augen des Kindes stand in dem blauen, die dunkle Pupille umgebenden Rand in weißen Fasern die Umschrift „Napoleon Empereur". Der Anfang des zweiten Wortes war in dem einen Auge undeutlich, ebenso der Schluß des zweiten Wortes in dem anderen Auge; dagegen war der Name des Kaisers in beiden Augen vollkommen deutlich. Der Arzt beredete die Mutter, das Kind für Geld sehen zu lassen; die Augen des Kindes waren übrigens vollkommen gesund. Die Gräfin, der das Kind in den Jahren 1827 oder 1828 zuge-

führt wurde und der die Bäuerin persönlich Bericht abstattete, schließt ihre Aufzeichnungen hierüber so: „Das kleine Mädchen trug in ihren Augen das treue Abbild der Geldmünze. Ich beanspruche nicht, eine Abhandlung über Physiologie zu schreiben, um nachzuforschen, wie dergleichen vor sich gehen kann; ich versichere nur, daß ich das gesehen habe und daß jeder Betrug unmöglich war. Die Regierung widersetzte sich jeder Art von Bekanntmachung. Man erlaubte keine Zeitungsanzeige und kürzte den Aufenthalt in Paris ab. Ich habe nicht mehr davon reden hören. Wäre ein solcher Vorfall unter der Regierung des Kaisers eingetreten, so hätte der hundertfache Mund des Gerüchtes nicht hingereicht, um ihn zu erzählen." — Nachdenklich ist, daß man von dem Kinde nie wieder etwas hörte. Wer weiß, welches Ende es gefunden, vielleicht hat man Mutter und Kind hinter Klostermauern verschwinden lassen. Die streng radikale Regierung Karls X. hätte jedenfalls fürchten müssen, daß die Augen mit jener Umschrift von vielen Leuten als ein für Napoleon und seine Dynastie bewirktes Wunder angesehen werden."

Zur beliebigen Benutzung.

Hochachtungsvoll Max Strohbach.

Mehrere Anfragen. Die Adresse des im Maihefte 1913 im Artikel: „Interessante okkulte Erlebnisse" von Comtesse Ch. Valére erwähnten Herrn Prof. Heinrich Siemerling ist Wien, IX. Bezirk, Porzellangasse 9. Herr Prof. Siemerling ist Meister des Kunstgesanges und der Rhetorik, Lehrer der altindischen Atemtechnik, Spezialist für Lungen-, Herz- und Unterleibsleiden und teilt uns auf Grund einer Anfrage mit, daß er mit seinem System der Atemtechnik sehr viele Erfolge hat. Von ärztlicher Seite aufgegebene Herz- und Lungenkranke hat Herr Prof. Siemerling ohne Medizin wieder gesund gemacht. Nach seiner Ansicht wird durch eine richtige Atemtechnik der Organismus von innen heraus gekräftigt.

Dadurch werden nun, wie uns Herr Prof. Siemerling mitteilt, Nervenleiden aller Art, Neurasthenie, Gicht und auch Impotenz ohne Medizin in wenigen Monaten geheilt. Es gibt wohl, mit Ausnahme von Brüchen, nichts, was sich nicht durch eine rationelle Atmung bessern oder beheben läßt. Stotterer können nur auf diesem Wege sich eine wunderbare Aussprache aneignen. „Ich selbst", sagt Prof. Siemerling, „habe in meiner Schulzeit nicht einen Satz sprechen können, und jetzt unterrichte ich Schauspieler, Advokaten, Prediger, überhaupt alle, die ein gutes Sprechorgan haben wollen."

„Ach, wenn die Menschen nur wüßten," bemerkt Prof. Siemerling, „mit wie wenig Ausgaben man sich dauernde Jugend und Gesundheit erhalten kann! Lernt die Luft, die alleinheilende Medizin, richtig trinken, so werden Krankheiten nicht mehr vorkommen."

Bei einiger Konsequenz läßt sich in einem Vierteljahr nach Aussage von Prof. Siemerling schon viel erreichen und kann der Körper durch diese Atemtechnik bis ins höchste Alter seine jugendliche Elastizität erhalten und bewahren. Ganz besonders hervorragend sind seine Erfolge auf dem Gebiete der Gesangstechnik und Hygiene der menschlichen Stimme. „Durch diese Atemtechnik," schreibt uns Herr Prof. Siemerling am 28. Mai 1913, „habe ich unzählige Stimmen berühmter Meister wieder hergestellt. Da ich den Kehlkopf nicht als Hauptzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck betrachte, so wird jede Stimme immer schöner, der jugendliche Glanz bewahrt sich bis ins höchste Alter." Schließlich ersucht uns Herr Prof. Siemerling, dies im Interesse der leidenden Menschheit zu veröffentlichen, was wir gerne tun, müssen aber unsere Leser bitten, falls sie näheres über das System des Herrn Prof. Siemerling zu erfahren wünschen, sich mit diesem selbst in Verbindung zu setzen. (Der Schriftleiter.)

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!



Erlauben Sie mir, Ihnen beigeschlossenes Christusbild zu übersenden, welches eine ganz merkwürdige Entstehungsgeschichte besitzt.

Die junge Frau des Professors Siemerling ist nach meiner und der Ansicht verschiedener Okkultisten sehr medial veranlagt. Vor einigen Jahren, als sie noch unverheiratet war, sah sie Christus im Traum; sie neigt überhaupt sehr zu abnormen Träumen! Christus befahl ihr in diesem Traume oder in dieser Vision, sein Bild zu malen, und zwar so, wie er sich ihr zeigte! Als sie erwachte, beschäftigte sie dieser Traum unaufhörlich und es überkam sie ein furchtbar drückendes Gefühl! W i e sollte sie diesen Befehl ausführen?! Sie hatte weder zeichnen noch je malen gelernt, weil sie dafür keinerlei Talent bezeigte. Sie wurde fast trübsinnig, wie unter dem Druck einer Schuld — der Schuld des Ungehorsams! Nach ungefähr 10 Tagen faßte sie einen plötzlichen Entschluß. Nach ihrem eigenen Ermessen kaufte sie sich die nötigen Utensilien — Farben, Pinsel, präparierte, auf den Rahmen gespannte Leinwand, 3 m hoch, 2,50 m breit, zu einem lebensgroßen Bild. Sie fing die Arbeit an — ohne Modell — in 8 Tagen war das Bild fertig; sie malte täglich einige Stunden daran. Das Gemälde hängt in Karlsbad in der Andreaskirche und viele Menschen reisen hin, um dasselbe zu sehen. Alle Welt ist davon entzückt.

Die junge Frau, welche damals noch Mädchen war, ist eine geborene Karlsbaderin aus sehr guter Familie; die Eltern waren Hotelbesitzer, die Mutter lebt noch hier in Wien. In Karlsbad kennt man sie von der Wiege an und alle, die sie kennen, wissen, daß sie n i e weder Zeichen- noch Mal-Unterricht genossen hat. Ich erbat mir von ihr die Photographie des Bildes, um es Ihnen, geehrter Herr Schriftleiter, zur Verfügung zu stellen, vielleicht für eine Reproduktion im „Zentralblatt für

Okkultismus". Schon als Frau machte sie ein wunderbares Porträt von dem unglücklichen Komponisten Hugo Wolf, den sie nie gesehen hatte — er ist doch seit Jahren tot. Ich kannte ihn noch und finde die Ähnlichkeit und speziell den Gesichtsausdruck fabelhaft ähnlich; die Dame hat auch bis jetzt keinerlei Zeichenunterricht gehabt.

Ihre ergebenste

Gräfin Ch. Valère.



Vereinsnachrichten.

Gründungs-Protokoll des „Hamburger Zweiges" der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland.

Herr Dr. Hübbe-Schleiden hatte in einem größeren Kreise, der vorwiegend aus Anhängern der Theosophie bestand, einige wertvolle Vorträge gehalten über die wahre Theosophie, das theosophische Programm und über den „Orden des Sterns im Osten". Seine vielseitigen Enthüllungen und tiefen Belehrungen brachten in den Kreis seiner Zuhörer einen neuen Geist der Theosophie; und der Wunsch Dr. Hübbe-Schleidens, Mitglieder für die Theosophische Gesellschaft in Adyar (Madras) zu sammeln, bezw. an Adyar anzuschließen, fand bei einigen älteren Freunden der Theosophie freudige Aufnahme.

Ein kleines Häuflein folgte einer Einladung in die Wohnung des Herrn Ferdinand Wolff, und das Ergebnis dieser Zusammenkunft war die Begründung dieses Hamburger Zweiges der T. G. in D.

An der Begründung nahmen teil außer Herrn Dr. Hübbe-Schleiden Herr Ferdinand Wolff und dessen Frau Gemahlin, Herr Oskar Hintze und Frau Gemahlin, Herr J. C. Erichs, Herr Helmuth Wolff und Herr Georg Korf.

Zum Vorstand wurden ernannt:

Vorsitzender: Herr Oskar Hintze, Ferdinandstr. 6 II (Geschäftsstelle),
Schriftführer: Herr Georg Korf, Winterhuderweg 104,
Schatzmeister: Herr Ferdinand Wolff, Louisenweg 38 II (Zusammenkünfte).

Der Zweigverein erhielt den Namen:

„Hamburger Zweig" der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland
(Deutsche Sektion, Adyar-Madras).

Zusammenkünfte finden an jedem Donnerstag abend um $8^1/_2$ Uhr Louisenweg 38 II statt.

Nach der Begründung sprach der Vorsitzende, Herr Oskar Hintze, im Namen der Mitglieder Herrn Dr. Hübbe-Schleiden seinen Dank aus, daß er uns in Hamburg ein neues Zentrum zur Vertiefung in die Theosophie geschaffen habe. Herrn und Frau Wolff dankte er, daß sie uns so bereitwilligst ihre Wohnung als Stätte für das theosophische Studium zur Verfügung stellten. Darauf erbat er den Segen des Meisters zu unserer Arbeit.

Herr Dr. Hübbe-Schleiden sagte uns dann noch einige schöne Worte und ermutigte uns mit dem Schlußsatz:

„Der Segen der Meister wird kommen."

Alle Mitglieder drückten Herrn Dr. Hübbe-Schleiden die Hand in Dankbarkeit; und voll freudiger Zuversicht für die Zukunft trennten sich die Teilnehmer.

Hamburg, den 4. Mai 1913.

Georg Korf, Schriftführer.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. ::

Die Photographie des Gedankens oder Psychographie. Eine Studie über die Natur der Psychogone und die bisherigen Versuche von Psychogrammen. („Gedankenphotographien".) Von Friedrich Feerhow. Mit 9 Abbildungen. Leipzig, 1913. Verlag Max Altmann. Preis broschiert Mk. 1,50.

„Gedanken sind Dinge" ist das Motto dieser kurzen, aber hochwichtigen Schrift. Zwar wurde dieses Axiom schon seit einer Reihe von Jahren durch eine große Anzahl mehr oder minder guter Schriften populär gemacht, aber das große Publikum, und auch die skeptische Gelehrtenwelt, werden dazu wohl gesagt haben: „Die Botschaft höre ich wohl, allein es fehlt der Glaube!" So konnte die Existenz des Unsichtbaren mit Recht solange bestritten werden, solange keine objektiven Beweise für die Realität des Unsichtbaren zu erbringen waren. Diese Beweise in objektiver Form sind nun durch die sogenannte Gedankenphotographie gefunden worden, und Feerhow hat es ausgezeichnet verstanden, im Rahmen einer kurzen, aber keineswegs kritiklosen Schrift die deutsche Leserwelt von den tatsächlichen Errungenschaften der französischen Forscher, wie Baraduc, Darget, Luys etc., zu unterrichten.

Welche Konsequenzen diese Entdeckung der Gedankenphotographie noch nach sich ziehen wird, läßt sich heute kaum ahnen. Prof. Jodl macht in seinem „Lehrbuch der Psychologie" die treffende Bemerkung, daß die Bestätigung der Telepathie als Wahrheit eine Revolution in der Seelenkunde nach sich ziehen muß. „Das Gleiche," sagt nun Feerhow in obgenannter Schrift, „gilt auch für die Psychographie. Wenn die bisher nur für den Hellseher wahrnehmbaren Psychogone sich durch technische Hilfsmittel als Realitäten erweisen lassen, hat jenes physiologische Regime damit naturgemäß sein Ende erreicht, welches die „Mechanik des Geisteslebens" ausschließlich auf das Spiel der Neuronen beschränkt sehen will. Das gesamte Seelenleben, unsere ganze Auffassung der Bewußtseinstätigkeit erhält ein anderes Fundament und die psychologische Forschung nimmt damit eine neue Richtung. Es ist daher von der höchsten Bedeutung, die psychographischen Experimente sorgfältig nachzuprüfen und auszubauen."

Zu solchen Experimentalforschungen nun auch in Ländern deutschen Sprachgebietes anzuregen, ist wohl ein Hauptzweck dieser Schrift. Und wir sind sicher, daß dieser Appell Feerhows nicht ungehört verhallen wird. Nicht nur der Okkultist, sondern auch der Arzt und Psychologe, ja sogar der Kriminalist und Theologe werden finden, daß die Gedankenphotographie ihnen ein höchst schätzbares Hilfsmittel an die Hand gibt, um das Gedanken- und Seelenleben eines Menschen zu ergründen, wie sie auch zur wissenschaftlich unüberwindbaren Stütze ihrer Axiome dienen kann.

Welche Priesterschaft hätte z. B. nicht ein Interesse, die für das gewöhnliche Auge unsichtbaren Gedankenformen, die durch andachtvolle Erhebung der menschlichen Seele entstehen, zu studieren? Vielleicht wird die Photographie der Gedankenformen, die durch das Gebet entstehen, den wahren Glauben mehr stützen und ausbreiten helfen als alle Dogmen und Konzilien zusammengenommen? Speziell über die obenerwähnten Gedankenformen, die beim Gebete entstehen, sind in der vorliegenden Schrift hochinteressante Angaben (sogar mit Bild) gemacht, wodurch diese Broschüre allein schon hochaktuell ist.

Es ist uns leider wegen Raummangel unmöglich, noch näher auf diese so wichtige Arbeit Feerhows einzugehen. Wer darüber genauer orientiert zu werden

wünscht, muß sich schon selbst der kleinen Mühe unterziehen, sie zu lesen. Hoffentlich beginnt nun in deutschen Gauen auch ein intensives Experimentalstudium dieses neuesten und, wie es scheint, aussichtreichsten Zweiges der experimentellen Psychologie. Dann wird der Name Feerhow innig und ehrenvoll mit diesem epochalen Aufschwung einer rationellen Psychologie verbunden sein, was wir sowohl dem Autor als auch der deutschen okkultistischen Wissenschaft von Herzen wünschen. G. W. S.

Die menschliche Aura und ihre experimentelle Erforschung. Ein neuer Beitrag zum Problem der Radioaktivität des Menschen. Von Friedrich Feerhow. Mit 6 Abbildungen. Verlag Max Altmann, Leipzig. Preis brosch. Mk. 1,20.

F. Feerhow hat es sich seit einer Reihe von Jahren zur höchst dankenswerten Aufgabe gemacht, auf Grund der ganz modernen Lehre der Radioaktivität, bisher von der offiziellen Wissenschaft ignorierte, den Okkultisten aber längst bekannte Tatsachen aufs neue bekannt zu machen und deren weitere wissenschaftliche Erforschung anzuregen und anzubahnen. Dazu bot ihm die Entdeckung des englischen Arztes Walter Kilner den besten Anlaß. Kilner gelang es nämlich, durch gewisse (optische) „Schirme" die bisher nur wenigen Hellsehenden zugänglichen Erscheinungen der menschlichen Strahlung auch minder Sensitiven zugänglich zu machen. Dadurch ist es nun möglich, die menschlichen Strahlungen, das Od Reichenbachs, das geheimnisvolle Fluid eines Mesmer, die Gedankenformen der Okkultisten und die Aura der Theosophen rationeller wie bisher zu studieren. Der Autor macht uns hier mit den neuesten diesbezüglichen Überprüfungen bekannt und leistet dadurch speziell der deutschen okkultistischen Forschung einen großen Dienst, indem durch diese Abhandlung nunmehr wohl auch deutsche Okkultisten aus ihrer Passivität heraustreten und als prädestinierte Erben eines Freiherrn von Reichenbach dessen Lebenswerk fortsetzen und zur allgemeinen Anerkennung bringen werden. Feerhows obgenannte Arbeit ist also hochbedeutsam und verdient die weiteste Verbreitung, gerade in unserer Zeit, wo von gewisser Seite wieder der Versuch gemacht wird, alle Forschungen von Reichenbach bis auf Blondlot, Luys, Darget und Kilner als „Irrtum" hinzustellen. Z. Z.

Rationelle Krebs- und Lupuskuren auf Grund alter Erfahrungen tüchtiger Praktiker, sowie unter Berücksichtigung neuerer Forschungen und der Verwendung bewährter Spezialmittel. Von G. W. Surya, nebst einem Nachwort von Dr. med. Bachem. Verlag Karl Rohm in Lorch (Württemberg) 1913. Preis brosch. Mk. 1,—.

Die meisten angestammten Leser des „Zentralblattes für Okkultismus" dürften wohl wissen, daß G. W. Surya schon seit Jahren mit einer gewissen Vorliebe das Studium der okkulten Medizin betreibt. Davon legen eine Reihe seiner Bücher und Arbeiten, wie „Moderne Rosenkreuzer", „Die Sonne, das Licht und die Heilkraft des Lichtes vom geheimwissenschaftlichen Standpunkt betrachtet", ferner seine „Okkulte Medizin" und endlich sein Aufsehen erregender Artikel „Bewährte Heilmethoden gegen Schlangenbiß und Biß toller Tiere" (erschien im V. und VI. Jahrgang dieses Blattes) genügend Zeugnis ab. Speziell in der letztgenannten, sehr ausführlichen Arbeit zeigte uns G. W. Surya beispielsweise an den wohlerwiesenen Wirkungen der Spiraea ulmaria gegen die Tollwut, daß es im Pflanzenreich gar mächtige, ja wunderbar zu nennende Heilmittel gibt, die aber — sehr zum Schaden der leidenden Menschheit — für die offizielle Schulmedizin einfach nicht zu existieren scheinen. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn G. W. Surya bei seinen stillen und rastlosen Forschungen, bei seinen mannigfachen Beziehungen

zu anderen Gleichgesinnten endlich auch auf wirksame, altbewährte Mittel gegen Krebs und Lupus gestoßen ist und nun den Versuch macht, deren Benützung der Allgemeinheit im Wege dieser kleinen Schrift zugänglich zu machen. Er folgt dabei sichtlich den Spuren des Dr. med. Zimpel, indem er die Herstellung seiner zum Teil spagyrischen Spezialmittel der bestbekannten „Homöopathischen Zentral-apotheke in Göppingen (Württemberg)" übertrug, nachdem diese Apotheke, wenigstens in Deutschland, die einzige sein dürfte, die in der sorgfältigen Herstellung spagyrischer Essenzen nicht nur die weitgehendsten Erfahrungen, sondern auch die technisch vollkommensten Einrichtungen besitzt. Über den Wert der vorliegenden Schrift vom medizinischen Standpunkt hat sich Herr Dr. med. Bachem — der seit Jahren als Spezialist die operationslose Behandlung bösartiger Neubildungen mit bestem Erfolge durchführt — in einem ausführlichen Nachwort derartig objektiv und günstig geäußert, daß uns damit die Mühe jeder weiteren Besprechung erspart bleibt. Nur soviel sei noch gesagt, daß auch diese letzte Arbeit G. W. Suryas, wie alle seine übrigen obgenannten Schriften, durchwegs praktische Ziele verfolgt, wenngleich auch der Theoretiker darin Stellen finden dürfte, die des Nachdenkens und Ausbauens wert sind. Bei aller Gedrängtheit und Kürze ist es G. W. Surya wieder Bedürfnis gewesen, ein möglichst umfassendes und schlagendes Tatsachenmaterial und gute Literaturnachweise dem suchenden Leser vor Augen zu führen. Der praktische Heilkundige findet darin aber genaue Kurvorschriften für die verschiedenen Formen des Krebses und auch zur Heilung des Lupus. M. M.

„Über dich selbst hinaus." Von Deiphobe. J. L. G. Verlag von Moritz & Münzel. Wiesbaden 1911. Preis Mk. 2,—.

Ein kleines, hübsch gedrucktes Erbauungsbüchlein mit zahlreichen Meditationen.

S. Guerrier schrieb darüber: „Ein Buch, das der tiefsten Sehnsucht unserer Zeit entspricht, die auch „über sich hinaus" will . . . . Töne werden darin angeschlagen, die in mancher Seele unbewußt zittern, manchem wird dadurch zur Erkenntnis seines eigenen Selbst verholfen werden, und manchem erblüht vielleicht daraus die blaue Blume innerer Erleuchtung. — —"

Wachstum und Entwicklung. Gedanken über: „Das All, die Welt und das Ich." Von Erik Ziese. Verlag von Peter Ackt, Inhaber Julius Puff, Elbing. Preis Mk. 5,—.

Ein aus tiefinnerer, religiöser Auffassung herausquellendes Buch modernster Richtung. Von gründlicher naturwissenschaftlicher Basis ausgehend, schwingt sich das Werk zu den höchsten Gedanken der Menschheit empor. Ein lichtvolles, lebenbejahendes Buch, mit erstaunlicher Gedankentiefe, Verstandesschärfe und Liebe geschrieben. Viel Gutes, viel Neues, viel Freudiges liegt darin verborgen. — Nicht leicht und nicht von jedermann zu lesen, wer aber ernst sucht, wird für sein ganzes Leben etwas darin finden.

Zur gefälligen Beachtung. Der Schriftleiter des Zentralblattes für Okkultismus wird voraussichtlich die Monate Juli, August und September dieses Jahres zu größeren und kleineren Reisen benützen, daher er in dieser Zeit in Graz schwer anzutreffen sein wird. Manuskripte und Briefe mögen wie bisher an seine ständige Adresse: Graz, Maigasse 27 gesandt werden; jedoch ist aus obigen Gründen auf eine prompte Erledigung der Korrespondenz nicht zu rechnen. Auch wird höflichst ersucht, nur in wichtigen Angelegenheiten an den Schriftleiter zu schreiben.

Verantwortlich für Deutschland für den Inhalt der Zeitschrift: Max Altmann, Leipzig.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, Herrn D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	August 1913.	2. Heft.

Läßt sich das Leben beliebig verlängern?

Von **Nemo.**

Diese Frage scheint die Menschheit ununterbrochen seit dem grauesten Altertum beschäftigt zu haben, und wir besitzen übereinstimmende Zeugnisse aus allen Jahrhunderten, daß es Leute gegeben hat, die Mittel zur Verlängerung des Lebens besaßen. Freilich sind die Nachrichten darüber meist so unklar, vieldeutig, märchenhaft, daß wir kaum beweisen können, es habe jemals Menschen gegeben, die derlei vermochten. Ich will meine Leser nun keineswegs mit der Aufzählung solcher Nachrichten belästigen und 100 mal aufgetischte Berichte über Trophonius usw. bis zum Grafen Saint-Germain, vom Lebensbalsam, Stein der Weisen usw. hier des langen und breiten zum hundertersten Male wiedergeben, sondern ganz Neues, meines Wissens bisher in keiner Zeitschrift verwertetes, beibringen, was zugleich auch geeignet sein dürfte, neues Licht auf die vielumstrittene Mahatmafrage zu werfen.

Zu diesem Zwecke bediene ich mich des Mahaparinibbanamsuttam des Mahawaggo des Digha-Nikajo (bitte sprechen Sie die Worte so aus, wie sie dastehen!). Die meisten meiner Leser werden mit diesen Worten wenig anzufangen wissen. Jeder Theosoph weiß aber, daß die südlichen Buddhisten heilige Schriften besitzen, die älter als 2 Jahrtausende sind. Digha Nikajo ist nun die längere Sammlung der Reden des Buddho Gotamo.

Diese zerfällt in 3 Teile, deren 2. Mahawaggo oder das »Große Buch« heißt und 10 Reden umfaßt. Die 3. dieser Reden handelt von den letzten Lebenstagen des Buddho, seinem Eingehen in das Nirwana, oder wie es in der Palisprache heißt, in der diese Reden aufgeschrieben sind: »Nibbanam«, daher der Titel der Rede »Parinibbanamsuttam«. — Karl Eugen Neumann, der unermüdlich für die wissenschaftliche Erschließung jener heiligen Bücher sorgt, hat nun auch jenes Stück wort-,

sinn- und stimmungsgetreu im 2. Bande der »Reden Gotama Buddhos aus der längeren Sammlung des Palikanons« (Verlag von M. Altmann in Leipzig) übertragen.

Hier muß ich mich einer stark gekürzten Wiedergabe bedienen, die aber nichts Wesentliches wegläßt, und beginne mit der Erzählung:

»Drei Monate vor dem Erlöschen (Eingehen Buddhos im Nibbanam) begab sich Gotama Buddho mit seinem Lieblingsschüler Anando nach dem Pawaler Baumfrieden, wo er bis zum Abend zu verweilen gedachte. Dort angekommen, nahm er Platz, rühmte u. a. die Schönheit der Gegend und sagte dann (nach Neumann) wörtlich: »Wer auch immer, Anando, die 4 Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet hat, der könnte, Anando, wenn ihn danach verlangte, ein Weltalter durch bestehen, oder bis zum Ende des Weltalters! Der Vollendete (so nennt sich Buddho gerne) hat die 4 Machtgebiete geübt, gepflegt, ausgeführt, ausgebildet, angewendet, durchgeprüft, durchaus entrichtet; bei Verlangen danach, Anando, könnte der Vollendete ein Weltalter durch bestehen, oder bis zum Ende des Weltalters.

Ob nun gleich also dem ehrwürdigen Anando vom Erhabenen ein wichtiger Wink, ein wichtiger Hinweis gegeben war, so hat er es nicht zu merken vermocht, hat nicht den Erhabenen gebeten: »Bestehn, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch, bestehn möge der Willkommene das Weltalter durch, vielen zum Wohle, vielen zum Heile, aus Erbarmen zur Welt, zum Nutzen, Wohle und Heile für Götter und Menschen!« »wie da vom Bösen im Geiste umgarnt.«

Als Anando schwieg, sagte ihm der Buddho die oben angeführten Worte ein 2. und 3. Mal, doch Anando schwieg, »wie da vom Bösen im Geiste umgarnt«.

Daraufhin sagte der Buddho zu Anando »Geh hin, wie es dir nun belieben mag«, und dieser setzte sich nicht weit davon entfernt an der Wurzel eines anderen Baumes nieder. — Nun kommt Maro, der Böse, der Fürst der Welt, zum Buddho und fordert ihn auf, zu erlöschen (in Nibbanam einzugehen), da er ihm einst, als er zum 1. Male Nibbanam erreichte, erklärt hatte, erst dann vollkommen zu erlöschen, wenn er seine Lehre unter allem Volke verbreitet habe. Dies sei nun der Fall. Buddho erklärt hierauf dem Maro: ». . . . heute über 3 Monate wird der Vollendete zur Erlöschung eingehen!« Der Bericht fährt dann fort: »Da hat denn der Erhabene am Pawaler Baumfrieden klar und wohlbewußt den Dauergedanken entlassen. Damit war aber ein gewaltiges Zittern über die Erde gegangen, ein Erschauern, und ein Erschaudern und der Wolken rollende Donner dröhnten dahin.«

Auf das hin begab sich Anando und fragte den Buddho, was diese Naturerscheinung zu bedeuten habe. Dieser teilte ihm mit, es gebe 8 Anlässe zu solchen Erscheinungen. Der 7. sei soeben gewesen: »Die

Entlassung des Dauergedankens«, der 8. werde bald erscheinen: »Die Erlöschung des Buddho«.

Wie nun der Buddho die Geschichte vom Besuche des Maro erzählt, fällt es dem Anando endlich wie Schuppen von den Augen, und er spricht zum Buddho (wörtlich): »Bestehen, o Herr, möge der Erhabene das Weltalter durch . . . zum Heile für Götter und Menschen!« (Wie oben.) Der Buddho entgegnete: »Laß es gut sein, Anando, bitte nicht den Vollendeten; die Zeit ist vorbei, den Vollendeten zu bitten!« Dreimal bittet Anando, dreimal schlägt ihm der Buddho die Bitte ab und sagt dann zum Schluße: »Hättest du, Anando, den Vollendeten gebeten, so hätte er wohl zweimal deine Worte abgewiesen, aber das 3. Mal ihnen entsprochen!« — — Soweit der Bericht.

Wäre also Anando damals nicht wie mit Blindheit geschlagen gewesen, so wäre der Buddho Gotamo noch heute unter uns, und allem Gerede, ob es Lebensverlängerungsmittel gibt oder nicht, wäre durch das lebende Beispiel mit einem Schlag ein Ende bereitet. — Hier haben wir meines Erachtens das älteste Zeugnis von der Erlangung der Unsterblichkeit bei lebendigem Leibe. Deutlich, klar, einfach, nüchtern ist der Weg für jeden angegeben, der dieses »höchste Gut« erreichen will. Es besteht lediglich »in der Ausübung der 4 Machtgebiete«.

Es wäre gewiß mehr als boshaft, wenn ich meinen Lesern nicht auch das Wesen der 4 Machtgebiete mitteilen wollte. In der 5. Rede desselben Bandes, der Neumann die Ueberschrift »Scharenfürst« gab, spricht Brahma zu den 33 Göttern: »Wie gut hat doch Er, der Erhabene, der Kenner, der Seher, der Heilige, vollkommen Erwachte (alles Namen für den Buddho) diese 4 Machtgebiete dargestellt, auf daß man Mächte beherrschen, Mächte entfalten, Mächte wirken lassen kann! Und zwar welche 4 Machtgebiete? Da kann, ihr Lieben, ein Mönch das durch Innigkeit, Ausdauer und Sammlung des Willens erworbene Machtgebiet gewinnen; das durch Innigkeit, Ausdauer und Sammlung der Kraft erworbene Machtgebiet gewinnen, das durch Innigkeit, Ausdauer und Sammlung des Gemütes erworbene Machtgebiet gewinnen, das durch Innigkeit, Ausdauer und Sammlung des Prüfens erworbene Machtgebiet gewinnen.« — Das sind die 4 Machtgebiete. — — Wenn nun der Buddho recht hat und ohne Geheimniskrämerei jedem den Weg zu beliebiger Verlängerung leiblichen Lebens weist, so war jeder eifrige Buddhojünger imstande, bis zu einem Punkte vorzudringen, wo er den Gedanken leiblicher Fortdauer immerfort pflegen konnte. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet verliert der Gedanke von dem unglaublich hohen Alter der Mahatma alles Märchenhafte. Ein Mahatma ist also ein dem Buddho sehr nahe kommendes Wesen, das den Dauergedanken noch festhält und nicht, wie jener, bereits entlassen hat, um in Nibbanam einzugehen.

Nun wird vielleicht mancher Leser fragen: Der Buddhismus besteht schon gegen dritthalbtausend Jahre und zählte im Laufe dieser Zeit viele tausend Millionen Bekenner. Wie viele müßte es da nicht schon geben, die den Dauergedanken nicht entließen und seit vielen Jahrhunderten leben? Diesem Einwurf kann man nun mit dem Hinweise darauf begegnen, daß der Buddhismus in seinem innersten Wesen »Erlösungslehre« ist, aber in ganz anderem Sinne als das Christentum. Buddha lehrte die Erlösung von diesem Leben durch Erlöschung. Wer also ein Meister auf den 4 Machtgebieten geworden ist, der verlangt nicht nach Verlängerung des Lebens, sondern nach dem höheren, höchsten, dem uns Weltmenschen ganz und gar unbegreiflichen Nibbanam, und haftet weder am Irdischen noch am Verlangen nach Dasein in reiner Form (was der Christ etwa Himmel nennen würde), noch nach formlosem Dasein (was der Theosoph das höchste Dewatschan nennt). Für den Buddhisten ist jede Form des Daseins vergänglich, wesenlos und leidvoll. Daher zeigte der Buddha, wie dieser Zustand beliebig zu verlängern wäre, aber auch, was darüber hinaus liegt: »die Seligkeit Nirwanas.«*)

Verkehr mit den Planetenbewohnern.

Von **Robert Sigerus**.

»Auf der kleinen, matterhellten
Erde nicht, die jetzt dich bannt,
In dem großen All der Welten
Ist des Menschen Vaterland.

Und die Wesenscharen alle,
Von des Abgrunds tiefstem Schlund
Bis zum höchsten Sonnenballe,
Eint ein grosser Geisterbund.«

So sang in dem schönen Gedicht »Aufruf« der idealgesinnte Adolf Friedrich Graf von Schack, Mitglied der spanischen Akademie und der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor der Universitäten Leipzig und Tübingen usw. usw. Mag man obige Verse interpretieren, wie man will, ein hohes, edles Streben, ein Streben hinaus

*) Auf die Gefahr hin, päpstlicher als der Papst zu sein, möchte ich Anando verteidigen gegen den Vorwurf, den Buddho durch sein unzeitiges Schweigen um den »Genuß« eines noch Jahrtausende währenden Daseins gebracht zu haben. Wer nur einigermaßen den Buddhismus kennt, der weiß, daß da alles auf den Grundton der 4 heiligen Wahrheiten gestimmt ist, d. i. vom Leiden, seiner Ursache, Entstehung und Aufhebung. Anando, der Jahrzehnte hindurch um den Buddho war und täglich von ihm hörte, daß alles Leben Leiden sei und das höchste Ziel die Befreiung von diesem Leiden bezw. Leben, dieser Anando hätte ganz gegen die Grundlagen seines Denkens handeln müssen, wenn er dem Buddho gesagt hätte »verlängere dieses Leben, d. h. Leiden bis ans Ende der Zeiten!« Wenn Leben für Buddho nur Leiden war, so wäre die schier endlose Verlängerung des Daseins für den Buddho das allergrößte Opfer gewesen und Anando müßte sich sagen, daß er dieses Opfer niemals fordern dürfe. — — Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf eines hinweisen: Jeder Augenblick

über die beschränkten, engherzigen Grenzen des philiströsen Materialismus kann ihnen nicht abgesprochen werden. Der gewöhnliche, an der Lehmscholle haftende materialistische Philister wird ihnen gegenüber freilich achselzuckend einfach von» Phantasterei« sprechen.*) Man ist ja überhaupt mit diesem Worte, ob dessen Anwendung begründet oder nicht begründet ist, stets recht schnell bei der Hand. Und was hat kleinliche Beschränktheit nicht schon alles als Phantasterei bezeichnet! Was hat sie nicht schon alles beanstandet, belächelt und verhöhnt! In dieser Hinsicht zeigt bekanntlich die Geschichte der Wissenschaften (einschließlich der Geheimwissenschaften), der Entdeckungen und Erfindungen zahllose lehrreiche Beispiele.

Welch böses Aergernis erregte z. B. einst der griechische Philosoph Anaxagoras mit seinen Behauptungen: die Sonne sei viel größer als der Peloponnes, die Meteorsteine fielen aus dem Himmelsraum zur Erde usw. Ja, noch der Physiker Chladni, der mehr als zwei Jahrtausende später rücksichtlich der Meteorsteine mit derselben Behauptung auftrat, wurde allenthalben verspottet und für einen Toren erklärt. Und als der römische Stoiker Lucius Annäus Seneca prophezeihte: »Es wird eine Zeit kommen . . . . da die Seefahrer neue Länder entdecken werden und Thule nicht länger das fernste unter den Ländern sein wird« da wurde diese Prophezeihung gewiß von manchen seiner römischen Mitbürger, die sich als baldige Beherrscher des gesamten, wie sie glaubten, überhaupt existierenden »orbis terrarum« ansahen, mit spöttischem Kopfschütteln aufgenommen. Aehnliches ist sicher auch dem gelehrten Franziskanermönch Roger Bacon widerfahren, als er vor nunmehr siebenhundertundetlichen Jahren erklärte: »Es ist möglich, Maschinen zu konstruieren, durch welche die größten Flußschiffe, von einem Menschen gelenkt, mit größerer Schnelligkeit dahinfahren, als wenn sie ganz voll Ruderer wären. Und ebenso ist es möglich, Wagen zu konstruieren, die ohne Pferde mit unglaublicher Schnelligkeit sich bewegen . . . . Ja, auch Flugmaschinen können erfunden werden, vermöge deren ein Mensch mit künstlichen Flügeln die Luft zu durchschneiden vermöchte, nach Art eines fliegenden Vogels.«

---

unseres Lebens zeigt uns, daß nur das für uns besonderen Wert hat, was wir noch nicht besitzen. Haben wir das Gewünschte erreicht, verliert es viel oder alles von seinem einstigen Werte. Wer nun die Geschichten von den Leuten liest, denen es gelungen sein soll, ihr Leben über eine gewisse Grenze hinaus zu verlängern, der wird wiederholt auf die ihm schier unglaublich scheinende Wendung stoßen, daß dieser oder jener, der sein Leben beliebig verlängern gelernt hat, freiwillig und gerne auf das Weiterleben verzichtete. Wenn diese Bemerkung wirklichen Tatsachen entspricht, was wir weder beweisen noch leugnen können, so hätten wir eine neue Erklärung gefunden, warum trotz der Möglichkeit, das Leben beliebig zu verlängern, verhältnismäßig niemand zu finden ist, der beweisen würde, schon seit Jahrhunderten zu leben.

*) Angesichts der heute unter den Erdenmenschen herrschenden entsetzlichen Zerfahrenheit freilich mit einigem Recht!

Flugmaschinen! Wie viel Spott und Hohn ist gerade all den zähen und kühnen Versuchen zuteil geworden, die, ungeachtet des warnenden Mythus vom Sturze des Ikaros, auf dem Gebiete der Flugmaschinen- und Luftschiff-Technik unter Mühsalen und Martyrien aller Art immer wieder gemacht worden sind. Wie viel Spott und Hohn wurde auf die unermüdlichen Pioniere der Luft gehäuft, als sie stets aufs neue mit Faust in die Klage ausbrechen mußten:

»Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!«

Und selbst der hervorragende Physiker Prof. Dr. H. Helmholtz sprach sich besonders hinsichtlich der Flugmaschinen recht absprechend aus. Heute aber erheben sich die wackeren Eroberer der Luftmeere auf Flugmaschinen und Luftschiffen wagemutig empor zu den Sternen.

Zu den Sternen? Halt, so weit sind wir doch noch nicht! Und wenn Jules Verne die Helden eines seiner Romane schon vor Jahren in einer großen hohlen Kanonenkugel bis zu dem Monde befördert hat, so geschah dies eben in einem Roman.

Wohl hat man angesichts der neuen naturwissenschaftlichen Errungenschaften (intraatomistische Energie!) und im Hinblick auf die sich immer steigernde Leistungsfähigkeit der Technik schon erklärt: »Es ist theoretisch ohne Zweifel möglich, den Weltraum zu betreten.«*) Aber von der Theorie zur Praxis dürfte da doch noch ein gut Stück Weges liegen. Indes, wenn wir also auch wissen, daß eine Reise mittels technischer Beförderungsmittel auch nur bis zu dem Monde für uns Erdenbewohner vorläufig unmöglich ist, so blicken wir doch stets aufs neue sehnsüchtig und wißbegierig empor zu dem leuchtenden Firmament. Und die einen fragen: »Welche Geheimnisse breiten sich dort aus, weit, weit jenseits der ungeheueren Sternenwelten?« — Andere wieder, etwas Bescheidenere, halten sich an Heinrich Heine und fragen: »Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?« Aber diese fragen dann noch: »Sind überhaupt, außer unserer Erde, auch die anderen Planeten, z. B. unseres kleinen Sonnensystems, bewohnt? Und wenn ja, und wenn ihre Bewohner vernunftbegabte, uns halbwegs ähnliche Wesen sind, können wir mit ihnen denn nicht doch irgendwie in Verbindung treten?«

Nun, derartige und ähnliche Fragen sind ja schon vielfach gestreift und erörtert worden. So z. B. bekanntlich durch Kant, ferner durch du Prel, Schiaparelli und besonders durch Camille Flammarion. Durch letzteren u. a. bereits in der im Jahre 1865 erschienenen Schrift »Die Mehrheit bewohnter Welten. Astron., physiol. und naturphilos. Studie über die Bewohnbarkeit der Himmelskörper«; ferner in dem neueren grossen

*) Vergl. den (unter Hinweis auf die »Hamburger Nachrichten« verfaßten) Aufsatz »Gibt es ein Mittel, den Weltraum zu betreten?« Von G. Weng (»Zentralblatt für Okkultismus,« IV. Jahrg. Nr. 12 S. 711 ff.)

Werke »La Planète Mars et ses Conditions d'Habitabilité (1892).*) In dem Buche »Unbekannte Naturkräfte« (1908) erzählt Flammarion, daß in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhundertes manche Leute die Ansicht gehegt haben, der Planet Jupiter beherberge eine Rasse von höherer Entwickelung, als die unserer Erdenmenschen-Rasse es ist. Damals hat der Schriftsteller Viktorien Sardou automatisch manch Wunderbares über die Jupiterbewohner geschrieben und merkwürdige Zeichnungen entworfen; z. B. von Wohnungen dortiger Bewohner, einstiger Erdenmenschen (u. a. Mozarts, Zoroasters) und von allerlei eigenartigen Tieren und Pflanzen. Aber noch immer geht, wie Flammarion noch mitteilt, kein Jahr vorüber, ohne daß ihm in ähnlicher Weise entstandene Zeichnungen von Tieren und Pflanzen des Mondes, des Mars, der Venus, des Jupiter gebracht werden.

Dem gegenwärtigen Stande der Schulwissenschaft nach würde man allerdings heute, sagt Flammarion speziell hinsichtlich des Jupiter, »nichts derartiges auf diesem Weltkörper vermuten . . . .« Nichts derartiges! Aber vielleicht ließe sich anderes vermuten, annehmen oder glauben? Genügender Spielraum hierfür ist namentlich vom okkultistischen Standpunkt aus vorhanden. Denn Flammarion hat ja, zunächst freilich im Hinblick auf den von uns bewohnten Planeten Erde, auch erklärt: »Die Physik lehrt uns, daß wir sozusagen inmitten einer für uns unsichtbaren Welt leben, und daß es nicht unmöglich ist, daß Wesen (gleicherweise für uns unsichtbar) auch auf der Erde in einem von dem unsrigen absolut verschiedenen Empfindungssystem leben, ohne daß wir ihre Gegenwart wahrnehmen, es sei denn, daß sie sich durch Tatsachen offenbaren, die unserm Empfindungssystem faßbar sind.«**) — Dazu kommt, daß auch die Frage des Raumes und der Raumanschauung seitens der Schulwissenschaft noch durchaus nicht gelöst ist. Hat doch z. B. der berühmte englische Physiker und Chemiker Sir William Crookes gelegentlich einer seiner verschiedenen Erörterungen über Telepathie die Vermutung ausgesprochen, daß die telepathischen Vorgänge in einer Region sich abspielen, für die unsere gewohnte Raumanschauung keine Geltung mehr habe. Prof. Dr. Zöllner aber ist für die Existenz eines »vierdimensionalen« Raumes eingetreten. Und Prof. Dr. Auerbach erklärt sowohl einen zweidimensionalen, von einer Art Schattenwesen bewohnten, als auch einen vierdimensionalen Raum wenigstens für vorstellbar; auch sagt er, daß es für »höher als wir begabte Wesen« verschiedenartige Räume geben könne, wie den ebenen Raum, den sphärischen Raum, den eiförmigen Raum u. s. w. Solcherlei und ähnliche Aeußerungen und Lehren liegen bekanntlich auch von zahlreichen andern, auch spiritistischen und theosophischen, Autoren vor.

---

*) Vergl. den Aufsatz »Der Mars eine bewohnte Welt?« Von J. Peter, Oberst a. D. (»Zentralbl. f. Okk.« V. Jahrg. Nr. 4. S. 197 ff.)

**) Rede am Grabe Allan Kardecs, gesprochen von Cammille Flammarion, 1869.

Doch wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht so weit gehen. Wir wollen hier bloß an Wesen denken, die in einem, dem unsrigen gleichen oder ähnlichen Daseinszustande und Raume sich befinden und für die dieselben Raumanschauungen gelten wie für uns. Und solche Wesen, wenn auch höherentwickelt als wir, sind es wohl, an die z. B. Prof. Haeckel denkt, wenn er in dem Buche »Welträtsel« vermutet, daß auf anderen Planeten »höhere Wesen, die uns Menschen an Intelligenz und Denkvermögen übertreffen«, existieren. Gleichfalls solche Wesen sind es wahrscheinlich, die Prof. Dr. Breitung (Geheimer Medizinalrat, Koburg) in seiner kleinen Schrift »Biologie und Metaphysik« (1911) vor Augen hat, indem er davon spricht, daß vielleicht einmal eine Zeit kommen wird, »in der die Menschen des Planeten Erde so in ihrer Entwickelung fortgeschritten sind, daß sie mit gleichgearteten Wesen anderer Gestirne in Verbindung treten können.«

Die »Verbindung«, von der Prof. Breitung spricht, ist wohl nicht etwa als ein Passagierverkehr mittels irgendwelcher zu erfindenden Beförderungsmittel gedacht, sondern, wie ich glaube, bloß als eine Verbindung zum Austausche von Mitteilungen, Nachrichten u. s. w. Daß aber zur Herstellung einer solchen Verbindung eine gewisse Gleichartigkeit unseres »Empfindungssystems«, unseres psychophysischen Wesens mit jenem der betreffenden Planetenbewohner als erforderlich oder als wünschenswert bezeichnet wird, ist ganz erklärlich. Jedenfalls muß indes beigefügt werden, daß auch Wesen, die, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, von einander recht verschieden geartet sind, mit einander doch ganz gut in Verbindung und Verkehr treten können. Wenn z. B. der abgerichtete Fisch des Aquariums auf irgend ein gewohntes Zeichen des Besitzers aus der Tiefe seines Elementes, des Wassers, emporkommt, weil er weiß, daß er jetzt seine Nahrung erhält, so hat sich zwischen zwei schon ziemlich stark verschiedenen Wesen ein, wenn auch sehr einfacher Verkehr abgespielt. Hier kann auch auf eine, allerdings höchst auffallende Mitteilung hingewiesen werden, die Karl Krall, der Verfasser des Buches »Denkende Tiere, Beiträge zur Tierseelenkunde, auf Grund eigener Versuche« (1912) über seinen jungen Araberhengst Zarif macht. Auf die Frage Dr. Schoellers: »Warum sagst du mir das denn nicht mit dem Munde?« hat nämlich Zarif durch Klopfen mit dem Hufe die zwar unorthographische, aber sonst ganz richtige Antwort buchstabiert: »Weil ig kein stime hbe«.(!) Hiermit im Zusammenhange verweise ich auch auf die staunenswerten Mitteilungen über den »klugen Hund von Mannheim«, die das »Zentralblatt für Okkultismus« (VI. Jahrg. Nr. 12 S. 667) gebracht hat. Weniger erstaunlich, aber hier doch auch sehr bemerkenswert, ist Folgendes. Wie der Breslauer Psychologe Prof. Dr. William Stern (d. Z. Direktor des psychol. Seminars und Mitleiter des Institutes für angew. Psychologie in Berlin) im Jahre 1910 in der »Zeitschrift für angewandte Psychologie« veröffentlichte, hat er persönlich festgestellt, daß die berühmte taubstumme und blinde Amerikanerin

Helen Keller durch Auflegen der Hand auf das Klavier fähig war, die auf dem letzteren von ihm (Prof. Stern) gespielten Musikstücke zu empfinden, wahrzunehmen und mit lebhaftem Genuß aufzufassen. Prof. Stern war also imstande, durch sein Klavierspiel die taubstumme und blinde Dame in freudige, heitere, traurige, wehmütige usw. Stimmung zu versetzen. Eine Tatsache, bezüglich welcher sich vom psychologischen und psychophysiologischen Standpunkte aus eine Reihe hochwichtiger Fragen ergeben. Aber im Grunde genommen noch merkwürdiger bleibt die weitere Tatsache, daß genannte Dame überhaupt bloß durch ihren Tastsinn mit den vielfach ganz anders gearteten Menschen ihrer Umgebung in einen solch eingehenden Verkehr gelangen konnte, daß sie die verschiedensten Kenntnisse und eine bedeutende Bildung zu erwerben vermocht hat. Und zwar letzteres in einem solchen Maße, daß sie, wie die Tagesblätter meldeten, von der spanischen Königin eingeladen worden ist, den Unterricht des kleinen taubstummen Prinzen Don Jaime zu leiten. — Unwillkürlich gedenke ich hier der Worte des Professors, königl. preuß. Leibarztes und Staatsrates L. V. Hufeland († 1836), mit denen er seine Vorrede zu Kants Schrift »Von der Macht des Gemüts« beginnt: »Der Geist allein lebt. Das Leben des Geistes allein ist wahres Leben.« Worte, die heute, wo der flache Materialismus der letzten Jahrzehnte seine dominierende Rolle ausgespielt hat, wieder sehr an Bedeutung gewinnen. Jedenfalls lehrt das Beispiel Helen Kellers, daß der Geist für seine Betätigungen scheinbar unüberwindliche körperliche Schwierigkeiten zu überwinden vermag!*)

Aber, wie oben schon betont, die Wichtigkeit gewisser Uebereinstimmung unseres Organismus, unseres psychophysischen Wesens mit demjenigen der auf anderen Planeten ersehnten Korrespondenten kann doch nicht ganz außer acht gelassen werden. Es ist sonach auch einleuchtend, daß man vor allem die Bewohner eines Planeten ins Auge gefaßt hat, der schon auch seinerseits rücksichtlich seiner Massendichtigkeit, seiner meteorologischen Prozesse usw. wenigstens halbwegs ähnliche Verhältnisse aufweist wie unser Planet Erde. So hat man sich bekanntlich mit besonders großem Interesse dem Mars zugewendet. Und zwar um so lieber, als berühmte Astronomen, z. B. G. V. Schiaparelli in der Schrift »La vita sul Planeta Marte«, ferner L. Flammarion in seiner oben schon erwähnten Schrift »La Planète Mars et ses Conditions d'Habitabilité«, die Ansicht ausgesprochen haben, daß der Mars wahrscheinlich von einer hochintelligenten menschenähnlichen Rasse bewohnt sei. Und eine französische Dame hat, wie dies vor mehreren Jahren in den Tagesblättern zu lesen war, behufs Herstellung irgend einer Kommunikation mit den mutmaßlichen Marsbewohnern testamentarisch sogar auch schon ein ansehnliches Kapital gewidmet.

---

*) Ich sehe hier von der Unterscheidung zwischen Geist und Seele ab.

Andrerseits haben freilich einige Gelehrte hinsichtlich der Existenz von Bewohnern auf dem Mars auch Zweifel geäußert. Und in Okkultistenkreisen sind Stimmen laut geworden, die die Marsmenschen auf eine, die Intelligenz der Erdenmenschen nicht erreichende Stufe gestellt sehen wollen. Wie dem aber auch sei, der Wunsch nach einer Kommunikation mit den doch von den meisten angenommenen intelligenten Bewohnern des rotleuchtenden Planeten ist nicht erloschen. So war denn vielleicht wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens, als vor zwei oder drei Jahren die Beamten einer amerikanischen Station für drahtlose Telegraphie gelegentlich eines auffallenden Vorkommnisses an die Marsbewohner dachten. Sie hatten nämlich eines Tages Zeichen mit ihren Apparaten aufgefangen, die sie nicht entziffern konnten, und erörterten nun die Frage, ob diese Zeichen nicht vielleicht eine drahtlose Depesche der Marsbewohner darstellten. Möglich, wiewohl hinsichtlich der Ausführung schwer faßbar, wäre es daher, daß einmal sogar das Projekt einer drahtlosen telegraphischen Verbindung der Erde mit dem Mars auftauchen würde.

Die Okkultisten vermuten freilich und die Vertreter der Schulwissenschaft beginnen immer mehr darauf aufmerksam zu werden, daß die Telegraphie ohne Draht doch nur Leistungen einer Art »Organprojektion« darstellt,*) die sich mit den allerdings seltenen, aber dafür dann umso außerordentlicheren Leistungen hervorragend beanlagter, gehörig geschulter und entsprechend disponierter »Telepathen« nicht messen können. Damit sind wir wieder zu der eigentümlichen Frage einer, sagen wir: magischen, also z. B. astral-körperlichen, hellseherischen, telepathischen u. dgl. Verbindung der Erdenbewohner mit den Planeten und deren Bewohnern gelangt. In dieser Hinsicht ließe sich aus der vorliegenden Literatur noch viel Merkwürdiges erwähnen. Ich kann hier jedoch nur an einiges erinnern. Es hat z. B. Goethe in »Wilhelm Meisters Wanderjahren« in der Frauengestalt »Makarie« in menschlichem Körper sogar ein Gestirn auf unsere Erde versetzt, das die Bewegungen seiner himmlischen Geschwister fühlt. — Der Physiker und Psychophysiker Prof. G. Th. Fechner († 1887) aber vertrat nicht bloß die Ansicht, daß die einzelnen Weltkörper mit allem, was sich darauf befinde, eine Seele**) hätten, sondern er vermutete auch, daß den einzelnen Planetensystemen wieder ein höherer Geist innewohne. Natürlich wären sonach auch die Bewohner der einzelnen Planeten und Planetensysteme untereinander seelisch, geistig verbunden. — In der »Geschichte der Hellseherin und Weitseherin Philippine Bäurle aus Weilheim an der Teck« werden Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und sogar in die Sonne geschildert. — Der

*) Mit Recht hat Dr. L. Löwenfeld in seiner Schrift »Somnambulismus und Spiritismus« darauf hingewiesen, daß unser Gehirn ein Apparat von unendlich feinerem und komplizierterem Bau sei als die Vorrichtungen für die drahtlose Telegraphie.

**) Vergl. auch: G. W. Surya: Okkulte Astrophysik. (Verlag Max Altmann.)

Genfer Professor Dr. Th. Flournoy berichtet in dem Buche »Des Indes à la Planète Mars« von der interessanten Gestaltungskraft des subliminalen Bewußtseins der Somnambulen Helene Smith, welche die Marsmenschen schildert, Marslandschaften, Marstiere, Marspflanzen beschreibt und zeichnet. — Der russische Ingenieur, Grundbesitzer und Okkultist Leonid von Stamati erzählt in seiner Schrift »Das Problem, mit den vermeintlichen Marsbewohnern eine Verbindung herzustellen, erreicht« von eigenen wunderbaren Versuchen und Erlebnissen. — Der hellseherische Magnetopath Lorenz Feuerlein zu Zollikon bei Zürich hat über astralkörperliche Wanderungen nach dem Monde und dem Mars berichtet.*) Und der bekannte theosophische Schriftsteller C. W. Leadbeater macht, wie das »Neue Wiener Journal« mitteilte, in dem Buche »Okkultismus in der Natur« ebenfalls Eröffnungen über »Reisen im Astralkörper zum Mars.« — Endlich ist seitens der Frau Gräfin Ch. Valère in dem Artikel »Interessante okkulte Erlebnisse« (»Zentralblatt für Okkultismus« Nr. 11, Jahrg. VI, S. 587) bekannt gegeben worden, sie habe das, »was Herr Leadbeater in seinem Buche beschreibt — nämlich seine geistige nächtliche Wanderung zum Mars — einige Male auch selbst erlebt.«

(Fortsetzung folgt.)

Besessenheit (Dämonomanie).

J. Peter, Oberst a. D.

(Fortsetzung.)

II.

Als Beispiel dafür, daß die Besessenheit auch in unseren Tagen auftritt mit all den oben genannten charakteristischen Zügen, bringe ich folgenden Fall (entnommen aus »Luce e Ombra«. (Juni-Juli 1912):

Eine Besessenheit von 35 jähriger Dauer.

Teresa Pierini, genannt Pieracchina, war 35 Jahre lang das Opfer von hysterischen und Besessenheits-Phänomenen. R. B. (Christina) — pseudonym — eine gebildete Dame aus Florenz, bekannt wegen ihrer mediumistischen Eigenschaften, sandte an das oben genannte Journal nachstehenden Bericht über Teresa. Der Begleitbrief der Autorin lautet:

»Geehrter Herr! Ich erfülle recht spät mein Versprechen, Ihnen einige Einzelheiten über die Besessenheit der »Geisterfrau« zu senden, der von mir geholfen wurde. Ich verzichte auf den Versilianischen Dialekt der besseren Deutlichkeit willen, halte mich aber an ihre Art zu erzählen, so viel es mir die Erinnerung nach so vielen Jahren gestattet. Wenn noch einige Unterschriften von Augenzeugen nötig sind, so wie jene, welche ich diesem Brief beilege,**) so kann ich sie beschaffen; wenn

*) Vergl. den Aufsatz »Weitere Kommunikationen innerhalb unseres Planetensystems« von Karl Heise. (»Zentralblatt für Okkultismus«, V. Jahrg. Nr. 4 S. 210 ff.)

**) Wir besitzen die autographische Erklärung — unterzeichnet Beggi Santa — von der hier die Rede ist. Sie bestätigt in ihrer bäuerlichen Einfachheit, was in folgendem Bericht erzählt ist.

auch die Landleute immer bereit sind zu sprechen, so ist dies mit Schreiben weniger der Fall, auch wenn es sich nur um eine Unterschrift handelt.

Ich bin sicher, daß, wenn man jemand zum Sprechen bringt, welcher Teresa zu jenen Zeiten gekannt hat, noch viele weitere Tatsachen in Erfahrung gebracht werden. So sagte mir jemand, als ich auf die Pieracchina anspielte: Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich auf ein Stück Marmor stürzte und es mit ihren Zähnen zersplitterte, ohne sich zu beschädigen. Ich habe sie wie eine Katze auf einen Olivenbaum klettern sehen, sich dort auf einem der schwächsten Zweige wiegend und wie ein Hahn krähend. Dann stieg sie in derselben Weise herab und lief so schnell durch das Feld, daß sie von den schnellsten Jungen nicht eingeholt werden konnte.

Wenn Sie später einiges zu erfahren wünschen über die Hülfe, welche ihr durch eine Frau zu teil wurde, bitte ich es mir mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Wertschätzung R. B.
F . . . . (Lucca) (Christina)

* * *

Ich begab mich im Alter von 27 Jahren an einem Markttage nach Pietrasanta und hielt auf dem Hauptplatz an, wo ein Haufen Leute um eine Somnambule mit verbundenen Augen versammelt war. Ich verweilte nicht lange und gab auch kein Geldstück, um meine Zukunft zu erfahren, wie dies die andern taten. Ich erledigte schnell meine Geschäfte und kehrte mit einer gewissen Unruhe nach Haus: allein ich legte diesem Gefühl keine Bedeutung bei.

Doch nachdem einige Tage in dieser Unruhe verflossen waren, wurde ich plötzlich verhindert, für meine Familie zu kochen. Wenn ich mich nicht bewegte, ging es mir gut, aber sobald ich mich erhob, etwas zu tun, ergriff mich ein Magenkrampf, daß ich mich wie eine Schlange wand. Ich erschrak und fing an zu schreien: Was ist mir zugestoßen? Gestern war ich noch Herr meiner selbst, und heute bin ich der Möglichkeit beraubt, für die Meinigen zu sorgen, die vom Felde heimkommen! Und doch, etwas anderes könnte ich tun, nur dieses nicht; und dies ist doch das Notwendigste!« Ich weinte und wollte verzweifeln, diesen Tag aber mußten wir alle auf das Mittagsmahl verzichten.

Von jetzt ab begann das Leiden, welches ich neun Jahre lang die »Krankheit« nannte. Ich hatte nicht einmal die Idee, daß es Geister sein könnten, die mich in dieser Weise quälten.

Heute z. B. konnte ich nicht erreichen, das zu tun, was mir morgen erlaubt wurde. Ueberdies bemerke ich, daß mir stets das Nützlichste und Notwendigste verboten wurde, was für mich als Mutter einer zahlreichen Familie eine große Unannehmlichkeit war. Manchmal kam es vor, daß es mir ein oder zwei Tage gut ging, allein sobald ich anfing zu

hoffen, da ergriff mich die Krankheit noch grausamer; sie machte mich krumm und lahm, stumm und blind, jeder Bewegung, wie in Krämpfen, beraubt etc., gleichsam, als sollte ich die wenigen Augenblicke der Ruhe büßen. Oft mußte ich mich mit Konvulsionen und Fieber zu Bette legen; ich schlug mit Armen und Beinen schrecklich um mich und knirschte mit den Zähnen, bis sie mir brachen. All diese und noch tausend andere nicht weniger schreckliche Qualen verliefen ohne ärztlichen Besuch, da ich immer glaubte, die Sache würde vorübergehen, und zugleich fühlte, daß Medizin nichts ausrichten könne gegen jenen Willen, der mich unter seine Befehle beugte.

Schließlich hatte ich den Besuch des Dr. Gallignani von Serravezza, der nach vielem Fragen und Abhören sagte, daß ich gesund sei und die Störungen von dem Kinde kämen, das ich an der Brust hatte; ich sollte es entwöhnen und China-Absud nehmen, um Appetit zu bekommen. Es geschah, allein die Leiden häuften sich immer mehr. Nach einiger Zeit fragte ich andere Aerzte um Rat und tat stets, was sie mir verordneten, aber keiner erkannte meine Krankheit und keiner konnte mir helfen. Nun wurde mir geraten, ins Spital zu gehen, wo Dr. Moretti ordinierte. Derselbe unterwarf mich einem langen Martyrium, das nichts half. Neun Abende ließ er aus einer Gießkanne kaltes Wasser auf mich gießen; an weiteren neun Abenden ließ er mich warm aus dem Bette nehmen und in ein in Eiswasser getauchtes Leintuch wickeln. Schließlich ließ er mich an neun Tagen in einen Zuber stecken und den Körper von allen Seiten mit Wasser besprengen.

Unter anderen Qualen erwähne ich, daß, wenn man mir Wasser auf den Kopf schüttete, ich krähen mußte wie ein Hahn, und wenn mir das Wasser den Magen berührte, miauen wie eine wilde Katze oder bellen wie ein wütender Hund. Nach zwei Monaten dieses Martyriums verließ ich das Spital, gewiß nicht gebessert, wenn auch die Krankheit eine andere Richtung genommen hatte.

Es begann nun eine Periode von Quälereien, die ich mit Hunger bezeichne, weil, wenn mir erlaubt war zu essen, mich nichts sättigen konnte, und andererseits mir tagelang das Nehmen von Speise verwehrt wurde, so daß ich mit einem Ei oder etwas Milch auskommen mußte.

Oft wurde mir nicht gestattet, die Nahrungsmittel zu nehmen, die ich im Hause hatte; die »Krankheit« wollte feinere, die ich mir nicht beschaffen konnte. Ein anderesmal, wenn ich meinen Anteil an Polenta gegessen hatte, ergriff mich eine solche Magenschwäche, daß ich den Anteil aller übrigen Familienmitglieder (10 oder 12 große Schnitte) verzehren mußte. Sie gaben mir alle gerne, um mich nicht leiden zu sehen, denn sie wußten, wie sehr mich die »Krankheit« strafte, wenn ich sie nicht zufriedenstellte.

Einmal mußte ich, nachdem ich zu Abend gegessen hatte, ein Brot von fünf Pfund essen und nach einer Stunde noch mehr davon nehmen, um schlafen zu können.

Wenn nachts irgend eine Speise von mir verlangt wurde, mußte ich mich erheben und sie mir im Hause oder außerhalb verschaffen. Wenn es sich um Kohl, Salat, Kartoffeln, Knoblauch etc. handelte, mußte ich auf das Feld gehen, wo diese Nahrungsmittel sich fanden, und dieselben roh und mit der Schale essen, ausgenommen Bohnen, die ich kochen konnte. Ich mußte sie aber Stück für Stück verzehren, indem ich sie nach und nach aus der Pfanne nahm, ehe sie fertig gekocht waren.

Wenn die verlangte Speise nur beim Krämer zu haben war, wie weißes Brot, Käse, Fleisch, Stockfisch etc., mußte ich fortgehen, sie zu holen, ob ich Geld hatte zu bezahlen oder nicht. Oft hatten die Krämer, welche mein Leiden kannten, Mitleid mit mir und schenkten mir etwas, aber manchmal war die Ausgabe zu groß, weil das Brot nur als Zugabe gelten sollte und umgekehrt.

Wein und Likör wurden noch heftiger verlangt, und wehe mir, wenn ich mich widersetzte; die Qualen wurden dann unerträglich.*)

Einmal wurde ich getrieben in ein Kaffeehaus zu gehen, wo ich sieben Tassen Kaffee und Milch nehmen und eine große Platte von Brotschnitten dazu einbrocken mußte. Außerdem noch die Portion zweier Anwesenden, welche mir dieselbe abtraten.

Wenn ich vom Felde zurückkam, mußte ich die ganze Straße entlang schreien; »Welcher Hunger! Welcher Hunger!«, bis ich schließlich zu einigen Bauern kam, welche Brot im Ofen hatten, und ich mußte davon zwei oder drei Stück mit verschiedenen Tassen Milch verzehren. Es kam nicht darauf an, ob das Brot fertig gebacken war; ich mußte es essen, wie ich es in dem Momente fand, in dem die Krankheit es verlangte.

Eines Tages hatte ich eine schöne Pfanne voll Kastanien für die ganze Familie gekocht; ich mußte die ganze Portion essen, auch den Anteil der Kinder, welche weinten. Was mir am Tage geschah, wiederholte sich dann in der Nacht im Traume mit denselben Quälereien und denselben Leiden, so daß ich keine Ruhe fand, weder Tag noch nachts, nicht im Wachen und nicht im Schlafen.

Einmal schickte mich die Krankheit zu einem Bauer, um eine Melone zu betteln mit den Worten: »Der Hunger! der Hunger!« Der Bauer gab mir eine der größten Melonen, welche genügt hätte, eine Familie zu sättigen; ich aß sie ganz auf und suchte noch die Schalen aus. Nicht genug, ich ging noch zu einem anderen Bauer, der mir eine noch größere Frucht gab, welche ich zur Hälfte verzehrte; dann konnte ich nach Hause zurückkehren.

Derselbe Hunger trieb mich ein anderes Mal in ein Kaffeehaus, wo ich fünf Tassen Kaffee mit Milch trank und ein Brot um 30 Cent. dazu aß. Da ich fortfuhr, über Hunger zu klagen, ließen mir die Anwesenden, welche mich kannten, Wein bringen, ferner Brot und Mortadella in großer Menge, die ich in wenigen Minuten verschlang. Hierauf konnte ich heimgehen.

---

*) Alkoholismus kann also auch solche Ursachen haben! (G. W. Surya.)

Während dieser Periode der Hungerqualen mußte ich Tag für Tag, einen Korb am Arm wie eine Bettlerin, die ganze Umgegend von Versilia durchstreifen, von Hütte zu Hütte um Almosen bitten und über Hunger klagen; mußte mich als Krüppel und bisweilen als stumm zeigen oder auf allen vieren kriechen etc., je nachdem es die Krankheit verlangte, immer gefolgt von einem der Meinigen, die mich niemals verließen im Jammer über mein Unglück.

Ich hatte z. B. Trauben auf dem eigenen Felde, aber ich wurde gezwungen fortzugehen und sie bei anderen zu stehlen und auf der Stelle zu essen, so daß mich der Besitzer traf und mich strafte. Ich fühlte in mir, daß, wenn er Mitleid hatte, die Krankheit es übelnahm.

Wenn ich mich weigerte zu gehorchen, verdrehte es mir die Arme vollständig; es schloß mir den Mund, Qualen folterten mich und ich wurde blind, stumm, verkrüppelt, bis ich gehorchte. Dann ging es gut.

Einst befahl mir die Krankheit, eine Melone zu stehlen in Gegenwart des Besitzers des Feldes, der, statt mich zu strafen, sagte: »Nimm dir wenigstens eine gute, Aermste.« Als man sah, daß ich gesenkten Hauptes vorüberging, wie wenn ich gestohlen hätte, sagte eine der Frauen: »Iß hier, Teresina, niemand hat etwas dagegen«. Ich blieb nicht, sondern ging wie ein Dieb und aß heimlich sogar die Schalen der Melone.

Mein Mann zog Pfirsiche, um sie zu verkaufen. Als ich mich weigerte, davon zu essen, warf mich die Krankheit für einige Zeit zu Bett unter großen Leiden, um mich für meinen Ungehorsam zu strafen. Mein Mann arbeitete auf dem Felde und ich pflegte ihm das Essen hinauszubringen, wie das in unserer Gegend Brauch ist, allein oftmals hinderte mich die Krankheit hieran. Wenn ich Widerstand leistete, fühlte ich schon im voraus, welche Strafe mich nach der Rückkehr traf. Ich mußte dann mit nackten Füßen über Dornen oder Stacheln von Hecken laufen, (ohne daß die Haut verletzt wurde) oder auf den Ellenbogen und den Knien bis nach Hause kriechen.

Als meine Mutter schwer erkrankte und der Priester kam, ihr die heilige Oelung zu spenden, wollte ich der Zeremonie beiwohnen, obgleich ich innerlich fühlte, daß die Krankheit dagegen war. Aber ehe die Handlung zu Ende war, mußte ich gekrümmt und stumm die Treppe hinabeilen, um nicht zu Boden zu stürzen. Die Mutter erholte sich darauf für einige Zeit, allein ich konnte sie nicht mehr sehen und nach einigen Monaten starb sie.

Wenn es regnete, folterte mich die Krankheit noch mehr, besonders durch das Verlangen nach Likör; sie verdrehte mir eines Tages, als ich mich weigerte, den Hals, bis das Gesicht auf einer Schulter lag, und zwang mich fortzulaufen, bis ich einen Likörverkauf fand, wo man mir ein Fläschchen mit rotem süßen Inhalt brachte, das ich sofort ganz leerte, um eine zweite zu verlangen. Nun konnte ich heimkehren.

Während dieser Periode kam es auch vor, daß sich der Hunger in brennenden Durst verwandelte. Ich lief dann zu einem Brunnen in der Nachbarschaft, hielt den Mund hin und trank so lange, daß alle sich wunderten, die um mich versammelt waren und sahen, daß das Wasser verschwand — wie in einen Schlauch, sagten sie.

Nach solchem Trinken kam der Wunsch nach Kaffee, Wein und Punsch, und alle Leute erboten sich, sofort mir zu bezahlen, was ich wollte, um mich nicht leiden zu sehen. Als ich den Laden verließ, fiel ich gewöhnlich zu Boden und kroch wie eine Schlange; ich konnte keine Hand gebrauchen und kam ganz beschmutzt, zerrissen und zerschunden heim. Viel Leute folgten mir weinend und baten für mich, aber niemand konnte mir helfen.

Eine der Strafen, wenn ich mich den Befehlen der Krankheit widersetzte, bestand darin, daß ich wie eine Katze auf allen vieren auf Olivenbäume klettern und dort mich an einen der schwächsten Zweige hängen mußte; dabei krähte ich gewöhnlich dreimal wie ein Hahn. Alle sagten, daß es ein Wunder war, daß der Zweig unter dem Gewicht meines Körpers nicht brach.

Eine andere Züchtigung bestand darin, daß ich mich unter einem Stuhl wie eine Schlange durchwinden mußte, mich dabei krümmend und streckend zwischen den Füßen und Spreizen des Möbels, bis schließlich der Kopf meine Füße berührte oder umgekehrt. Es war eine furchtbare Qual, welche alle in Schrecken versetzte.

Alle diese Dinge und noch viele andere erfolgten neun Jahre lang, und ich hatte versucht, was die Medizin mir riet.

Eines Tages nun kam eine Frau zu mir, welche mich bat, mir den Magen bekreuzigen zu lassen, da sie glaubte, daß es sich um Geister handle. Ich ließ sie machen, aber bei dem zweiten Kreuzzeichen begann eine Qual, die sich beim dritten bis zur Unerträglichkeit steigerte. Ich sprang erschrocken auf und stürzte dann wie tot zu Boden. Darauf bekam ich Magenkrämpfe und Blutspucken.

Als dies die Frau sah, sagte sie: »Ja dies sind Geister und nicht nur eine Krankheit!« Sie überredete meinen Mann, mich von dem Pfarrer benedizieren zu lassen, um so mehr, als ich sagte, es immer in mir zu fühlen, daß alles unnütz für mich sei, was nicht von der Religion komme. Dr. Leone, Pfarrer von Querceta, sagte aber, daß er an Geister nicht glaube, und versagte mir jeden geistlichen Beistand. Da die Krankheit stets zunahm, trug mich mein Mann, vom ganzen Volke begleitet, das jetzt überzeugt war, daß es sich um Geister handle, zu St. Valentino di Bientina, weil man glaubte, daß dieser Heilige die Krankheiten der Seele heile.

Während der Messe verblieb ich auf dem Boden hingestreckt und zusammengekrümmt wie eine Schlange. Ich heulte wie ein wildes Tier, knirschte mit den Zähnen und hatte das Aussehen einer Bestie, welche

ihre Beute verzehrt. Ich spuckte gegen das Sakrament und verhöhnte den Priester, sobald er sich näherte, um mich zu segnen, was denselben immer mehr überzeugte, daß es sich wirklich um Geister handle.

Inzwischen hatte das traurige Schauspiel die ganze Kirche gefüllt, und ich sah die Alten weinen und die Jungen lachen.

Ich erhob mich, um dreimal die Runde um die Kirche zu machen, blind, verkrümmt und stumm. Bei der dritten Runde hielt ich vor dem Altar, kniete nieder und verrichtete mein Gebet, wie wenn ich geheilt wäre. Heimgekehrt befand ich mich nur einen Tag wohl.

Es verging einige Zeit in immer größeren Qualen. Da sich der Pfarrer immer noch weigerte mir Hilfe zu leisten, brachte mich mein Mann nach St. Ginesio sopra Camaiore zu einem anderen Priester Während des langen Weges dahin pfiff und tanzte ich auf dem Wagen, und als ich in die Kirche trat, versuchte ich die Anwesenden durch Pfeifen und Singen zum Tanzen zu bewegen. Alle waren erstaunt, daß ich die musikalischen Instrumente in besonderer Weise nachahmte, da ich doch Musik nicht kenne. Ich blieb drei Tage unter dem Exorsismus des Priesters und konnte nur wie ein Hund essen und nur mit einem Teil des Mundes trinken, dabei stets schreckliche Qualen duldend.

Doch fand ich nach der Benediktion des Priesters 14 Tage Ruhe, dann aber war es wieder wie vorher. So konnten wir die Worte bestätigen, welche der Geistliche meinem Mann bei unserer Abreise gesagt hatte: »Gebt euch keiner Täuschung hin, der Geist hat sich zu sehr festgesetzt und wird erst nach langer, anhaltender Arbeit weichen.« Von neuem vom Volke getrieben, das sich nun sehr für mein Unglück interessierte, brachte mich mein Mann in die Lombardei nach Rugolo, wo uns der Priester erwartete und in die Kirche führte, um die Exorzismen vorzunehmen. Ich spuckte ihm ins Gesicht, verhöhnte ihn, gab ihm Tiernamen und wurde schließlich ohnmächtig.

Der Gute segnete das Brot und gab es meinem Manne, damit ich es nach meiner Heimkehr essen sollte. Dies geschah und die Krankheit quälte mich einen ganzen Tag lang fürchterlich, dann aber bekam ich zehn Monate Ruhe.

Als die Krankheit wieder begann und mich folterte, wandte sich mein Mann an den Erzbischof von Pisa, der ihn an den Pfarrer von Pruno (einem Bergdorfe von Garfagnana) wies, der als Exorsist einen Ruf genoß. Der Pfarrer kam und es wurde verabredet, mich ohne mein Wissen in die Kirche zu tragen, da man fürchtete, daß ich mich sonst widersetzen würde. Allein ich, die durch eine innere Stimme alles wußte, weigerte mich zu gehen, und sie mußten mich mit Gewalt, mehr tot als lebendig und wie eine unförmliche Masse, dahinschleppen, wobei ich sehr litt. Als wir in der Sakristei waren und der Priester seine Exorzismen zu lesen begann und mir die Hand auflegte, sah ich ihn in diesem Momente, obwohl blind, doch, spuckte ihm ins Gesicht und verhöhnte ihn,

was ich dem Kruzifix gegenüber wiederholte, als sie mir es vor die geschlossenen Augen hielten.

Die Zeremonien dauerten drei Abende. Nach dem dritten Abend schien ich geheilt zu sein — allein es währte nicht lange.

Nach kurzer Zeit brachte man mich wieder nach Pruno zu dem guten Pfarrer. Es war Januar und kein Schnee auf den Bergen, aber die Gegend war öde und felsig; trotzdem sah ich das Heideland blühend wie im Frühling und wollte mich in einen Abgrund stürzen, um zu grasen und mich wie ein Tier zu lagern. Kaum in Pruno angekommen, fühlte ich mich leidend und in Verzweiflung. Als ich in die Kirche trat, fing ich wie ein Wolf zu heulen an, wälzte mich auf dem Boden wie ein Lasttier, kroch wie eine Schlange, machte mich länger und dünner und kroch unter den Bänken der Kirche umher. Auf der Erde liegend, zog ich mit dem Finger Zeichen auf das Pflaster und sprach Worte, die niemand verstand.

So blieb ich sechs Wochen, und jeden Tag, an dem ich mich in der Kirche einfand zu den Zeremonien des Priesters, welche sogar bis zu drei Stunden dauerten, mußte ich den weiten Weg immer unter verschiedenem Aussehen machen: bucklich, blind, mit gekreuzten oder verschränkten Armen, die Hände auf dem Rücken verschlungen oder auf die Hüften gelegt, wie ein Ballettmädchen auf der großen Zehe tanzen oder auf den Absätzen oder mich wie ein Betrunkener gebärden. Eines Abends mußten mich zwei Männer auf ihren verschlungenen Händen tragen, weil es die Krankheit so verlangte.

Die große Steintreppe der Kirche mußte ich in Sprüngen nehmen, je zwei oder drei Stufen überspringend, und dann setzten sich die Qualen in der Kirche fort, bis ich vor dem Altar stand, vor dem Priester, der für mich betete.

Es war ein Frater da, der, sich an den Geist wendend sagte: »Giocondo«, (dies war der Name, den sich der Geist gegeben hatte und auf den ich allein Antwort gab) »wenn du nichts anderes tun kannst, gib mir eine Maulschelle!«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als er eine Maulschelle, und zwar eine tüchtige bekam; alle lachten, er aber nahm es übel. Und dabei glaubte er nicht an Geister!

Als ich mich eines Abends wohler fühlte, wollte ich beichten, allein ich blieb bei der Beichte stumm; von allem konnte ich reden, nur nicht beichten. Dann bat ich den Priester, meinen Teil zu übernehmen; er sollte die Sünden beichten, die ich mehr oder weniger begehen konnte, ich wollte Zeichen mit der Hand machen, ob ja oder nein.

Aber in diesem Momente wurde mir der Arm steif; nun wollte ich mit dem Kopfe das Zeichen geben, aber es geschah das gleiche, und für diesen Abend mußte ich verzichten. Tags darauf kam der Priester zu mir, allein es wiederholte sich dasselbe, und er gab mir die Absolution

ohne Beichte. Als der Priester den Geist befragte, wann er aus dem von ihm besessenen Körper gehen wolle, antwortete er mit menschlicher Stimme und in frecher Weise: »Am Samstag um sechs Uhr.« Am Samstag punkt sechs Uhr stellte mich die Krankheit auf die Zehenspitzen, verlängerte das Aussehen meiner Gestalt und hielt mich so die ganze Zeit über, welche der Geistliche verwandte, um den Geist zum Gehen zu veranlassen, d. h. einige Stunden.

Der Priester wollte, daß der Geist auf ein gegebenes Zeichen zum Fenster hinausgehen solle, aber dieser weigerte sich, und so machte er es zu allen Vorschlägen von Seiten des Priesters; er fand nicht einen Ausgang nach seinem Geschmack, wie wenn er scherzen würde.

Diese Versuche dauerten einige Wochen. Inzwischen wurde ich schrecklichen Martern unterworfen, und oft mußte ich auf allen vieren kriechen, bellend wie ein Hund, oder unter die Bänke der Kirche kriechen, miauend, wie eine eingeschlossene Katze.

Alle Anwesenden, die in Menge gekommen waren, erschraken. Ich hatte von allem Kenntnis und schämte mich, aber ich konnte nicht widerstehen. Anfangs konnte ich noch beten, als ich mich aber der Religion anvertraute, konnte ich es nicht mehr so gut Selten betrat ich die Kirche, und auch diese wenige Male mußte ich, statt zu beten, pfeifen oder singen. Widerstand ich, verschloß es mir die Zähne und ich konnte den Mund nicht mehr öffnen und mich nicht mehr von den Knieen erheben; ich blieb hart und kalt wie eine Statue auf den Steinfließen der Kirche, bis es der Krankheit gefiel, mich aufstehen zu lassen. Zuerst kam ich etwas besser heim, allein es währte nicht lange.

Der Klang der Glocken war für mich ein großes Martyrium, gleichviel ob ich in der Kirche oder außerhalb derselben war, besonders bei der Elevation und dem Läuten des »Angioletto« (das den Tod eines Kindes ankündigt), bei der Freitagsglocke, bei dem Mittagläuten und dem Avemaria. Da wurde mir der Magen wie ein Blasbalg aufgetrieben, und oftmals mußte ich auf das Feld flüchten und dort stundenlang, ja manchmal tagelang bleiben. Mitunter streckte es mir die Arme gekreuzt aus, der Hals verrenkt, der Kopf verdreht; ich blieb gekrümmt, blind, der Beine beraubt und von großer Atemnot befallen.

Einmal, es war am Tage Himmelfahrt, packte mich die Krankheit beim Läuten der Glocke und verlangte Likör. Alles Volk war auf der Straße, und ich schämte mich zu Tode, an solch' heiligem Tage diesem Befehl zu gehorchen, da ich kein Aergernis geben wollte. Ich widerstand, aber ich konnte nicht in die Kirche, wohin ich mich begeben hatte, eintreten und konnte erst heimkehren nach vielen Qualen und nachdem ich eingewilligt hatte. Wenn ich mich während der Elevation außer Hause befand oder auf dem Felde, mußte ich den ganzen Tag arbeiten als Strafe für das Gefühl der Andacht, das die Glocke in meinem Herzen erweckt hatte. Niemand sagte es mir, aber ich fühlte es besser,

als wenn es in Worten ausgedrückt worden wäre. Wenn ich dann zu Hause war, mußte ich mich in den engsten Winkel des Herdes setzen, ohne die Augen zum Fenster wenden zu können, oder zum Tageslicht, das zur Türe der Küche hereindrang. Ich konnte dann mit niemand im Hause oder außerhalb desselben sprechen.

Beim Zusammenläuten des Angioletto marterte mich der Klang der Glocke in verschiedener Weise, am traurigsten aber war es, wenn er mich im Bette überraschte. Dann hob sich mein Körper plötzlich wie ein Bogen gekrümmt, und ich blieb so, nur auf die Zehenspitzen und den Kopf gestützt, besser sage ich auf das Gehirn, so stark war die Spannung des Bogens; damit war Atemnot verbunden, bis das Läuten beendet war. Während des Credo, des Mittagläutens und des Avemaria blieb ich stumm, bucklig und blind, mit Händen und Füßen schlagend und mit den Zähnen knirschend, wie wenn ich heftig frieren würde.

Wenn ich beim Abendläuten im Freien war, blieb ich wie angewurzelt in der Stellung, in welcher mich der Ton der Glocke traf. Wenn ich auf dem Ochsenwagen war, mußte ich absteigen und auf der Straße wie ein wildes Tier nach Hause springen, wo ich mich setzte und geheilt fühlte, aber doch nichts tun konnte. So mußte ich sitzen, während die Kinder aus Hunger weinten und die Tiere im Stalle brüllten!

Drei Monate lang mußte ich die steile Holztreppe hinaufspringen, welche von der Küche in den ersten Stock, wo mein Bett stand, führte, und zwar auf verschiedene, aber immer schmerzhafte Art und Weise. Zuerst mit ausgestreckten Armen (und der Raum war so eng), dann mit geschlossenen Knieen von einer Stufe zur andern springend; mit zurückgezogenen Schultern, mit verdrehtem Halse, so daß der Kopf auf den Schultern lag, (eine war dabei höher als die andere); mit verlängertem Hals, wie ein Hahn, mit einem Rücken, gekrümmt wie ein Bogen, auf den Knieen und Ellenbogen, ohne Gebrauch der Füße; mit den Händen auf den Hüften oder mit verschränkten Armen und geschlossenen Beinen springend; mit dem Magen auf den Stufen liegend, in die Höhe kriechend wie eine Schlange, ohne die Arme, Hände oder Füße zu gebrauchen, und zum Schluß mit dem Rücken auf der Treppe liegend und so Stufe für Stufe hinaufkriechend. Oft vollführte ich diese Bewegungen, welche anderen ein Wunder schienen und für mich ein Martyrium waren, pfeifend und singend, während dicke Tränen mir über die Wangen liefen und furchtbare Krämpfe den Anwesenden meine Qualen verrieten.

Wenn ich oben war, konnte ich nicht immer in das Bett gehen, und sehr oft mußte ich die ganze Nacht auf dem Wäschekasten liegen oder aufrecht in einer Ecke der Kammer stehen oder zusammengekauert auf den nackten Steinen liegen, ohne Kissen und Decken (es war Winter) oder mit einem elenden Lumpen, den zu nehmen mir aus Hohn gestattet wurde. Wenn die Krankheit mir erlaubte zu Bett zu gehen, war es nicht mein Bett, sondern das der Kinder, um es mir die

ganze Nacht über unbequem zu machen. Ich konnte mich nicht erheben, um die Kinder zu versorgen, noch meinen Mann rufen, wenn sie weinten, weil ich, sobald ich es hörte, stumm und starr wurde und blieb, bis der Morgen graute. Dann mußte ich aufstehen, wollte ich nicht den ganzen Tag an das Bett gefesselt sein. Nach der Dämmerung war es mir nicht gestattet mich zu erheben, gleichviel, ob ich die Nacht über geruht hatte oder nicht. Wenn ich für die Kinder den Brei bereiten sollte und sonst für sie etwas tun wollte, blieb ich erstarrt auf dem Platze, wo ich gerade stand, ohne ihnen helfen zu können, auch wenn sie gefallen waren oder wenn sie in Gefahr waren sich zu verletzen.

Wenn ich den älteren irgend eine Arbeit lehren wollte (auch wenn mir gestattet war zu nähen), wurde ich plötzlich blind, stumm und jeder Bewegung unfähig.

In unserer Gegend ist es Sitte, daß die Mütter über die Kinder noch in den Wickelkissen das Zeichen des Kreuzes machen, ich aber konnte es nicht tun. Eines Abends beugte ich mich schnell über den Korb meines kleinsten Kindes und machte in Eile das Kreuzzeichen über dasselbe. Ich mußte es nun den ganzen Tag wiederholen, unaufhörlich an den vier Ecken des Korbes, einmal oben, einmal unten, bis ich erschöpft zusammenstürzte.

Oftmals wurde ich verhindert, den Kindern Brot zu schneiden, auch wenn sie auf den Backtrog klettern mußten und sie, mit den Hühnern sich streitend, an den Laiben nagen mußten, wobei ich auch die Tiere nicht verjagen konnte.

Wenn ich sagen hörte »verfluchter Teufel« (was leider oftmals der Fall war), folterte mich die Krankheit in schrecklicher Weise oder ich wurde plötzlich versteinert. Ich erinnere mich, daß ich den Eimer nicht mehr aufziehen konnte und ich dort den ganzen Tag geblieben wäre, wenn ihn nicht eine Frau in das Haus getragen hätte, wohin ich ihr ganz gekrümmt und hinkend folgte.

Als ich einst an einer im Bau begriffenen Fabrik vorüberging, sprach ein Handlanger beim Aufnehmen der Ziegelsteine diese Worte. Sofort mußte ich stumm und bucklig die Runde um die Fabrik machen und nach Hause zurückkehren, immer schreiend: »Ich habe Hunger, ich habe Hunger, schnell ein Ei und eine Polenta.« Es wurde mir gegeben; ich mußte alles verschlingen mit verdrehtem Halse, das Gesicht auf den Schultern (ich weiß nicht mehr auf der rechten oder linken), dann forderte ich wieder und verzehrte es, auf die Erde gekauert, wie ein Tier. Darauf mußte ich einen Stock in die Hand nehmen, einen Korb an den Arm hängen und als alte, krüppelhafte und leidende Frau um Almosen betteln in der Nachbarschaft, und dies bis Mitternacht. Ein anderes Mal stand ich auf der Wiese und weidete die Tiere. Da kamen Männer, welche mit Holzklötzen beladen waren; einer derselben sprach jene Worte. Sogleich mußte ich mit dem Stricken aufhören, wurde stumm

und blind und konnte nicht mehr auf die Tiere achten. Die Männer wurden ganz bestürzt, hatten Mitleid mit mir, begleiteten meine Tiere nach Hause und nahmen sich meiner an, als ich von weitem ganz verwirrt folgte.

Wenn man aber jenes Wort statt auf den Teufel gegen Gott gebrauchte, mußte ich lachen, mich freuen und auch »bravo« rufen, ich mußte den Betreffenden auffordern, es nochmals zu sagen. Ebenso war es, wenn jemand fluchte.

Inzwischen starb der gute Pievano von Pruno und ich war ohne geistlichen Beistand, da unser Pfarrer sich noch immer weigerte mir beizustehen, mit der Entschuldigung, daß er an Geister nicht glaube. Einige Zeit später starb auch mein Mann. Ich fühlte mich entmutigt und wollte verzweifeln, aber eine innere Stimme, jene heilige Stimme, welche mich in den schrecklichsten Momenten meines Lebens führte, sagte mir: »Warum verzweifeln? Die Wege des Herrn sind nicht eure Wege, du weißt nicht, von welcher Seite dir Hilfe kommt. Vertraue auf Gott und er wird dich nicht verlassen« — und der Herr hat mich nicht verlassen, denn ich bin jetzt vollständig geheilt.

F . . . . (Lucca) R. B. (Cristina).

(Fortsetzung folgt.)

Okkultistische Erlebnisse.

Von **Manfred Vorsüd.**

(Fortsetzung.)

In einem Vortrage, den ich im vergangnen Winter in der Alkyone-Loge hielt, erzählte ich ein weiteres okkultes Erlebnis aus meiner Jugend, das mich lange beschäftigte und das meine Gedanken zuerst in die ausgesprochen okkultistische Richtung leitete, die ich später immer verfolgte.

Ich war noch ein Kind, vielleicht 13 oder 14 Jahre alt, als meine Eltern eines Tages nach Hamburg fuhren und mir verboten, während ihrer Abwesenheit nicht allein auszureiten, da sich mein geliebter Gaul allmählich Unarten angewöhnt hatte, die mein Leben leicht hätten gefährden können.

Ich ritt aber sonst fast täglich allein ins Feld und empfand das Verbot als eine ziemlich überflüssige Beschränkung meiner Freiheit, zumal grade Herbstferien und die Obsternte in vollem Gange waren.

Die Sonne schien und die Kastanienblätter lagen in goldnen Schwaden auf der Auffahrt vorm Schloß. Ich raschelte ein wenig darin herum und sah mich nach irgend etwas oder irgend jemand um, der mir einen Ausritt nach den Obstalleen ermöglichen konnte. Aber die Arbeiter waren alle beim Kartoffelhacken und der alte Kutscher lag mit geschwollenem Bein im Bett. Der Stalljunge, der mich sonst begleitete, war von Tante Lene nach der Stadt geschickt worden, Besorgungen zu machen. So sah ich mich auf mich selber angewiesen. Ich schlich etwas bedrückt

in den Stall, zog den Schimmel heraus, sattelte, stieg auf und ritt langsam und etwas unsicher aus dem Hofe. Draußen hatte sich ein lustiger Herbstwind aufgemacht und trieb ganze Wolken goldgelber und roter Blätter vor sich her. Das aber kränkte mein Pferdchen, es war bodenscheu und bäumte bei solchen Anlässen ganz reglementwidrig.

Ich hielt es stramm im Zügel, aber da kam ein ganzer Wall gelber Blätter wirbelnd daher geflogen und stieg ihm im Kreiseln bis an die Nase. Das nahm der Schimmel aber übel, stellte sich auf die Hinterhand und schüttelte wild die Mähne, die mir in die Augen stob und mir den Halt raubte. Ich fiel, blieb aber im Bügel hängen und wurde ein Stück von dem davonrasenden Tier geschleift. Als ich zum Bewußtsein kam, stand der Schimmel still, ein Mann von hoher Statur in einfacher Kleidung hielt ihn am Kopf und streichelte die Nüstern des Pferdes. Ein anderer Mann hielt mich im Sattel, er stützte meinen Rücken mit der Hand und ordnete die Zügel für mich, die er mir zwischen die Finger schob. Dann wendete der andere den Gaul mit der Nase nach Hause zu.

Ich fühlte dann noch ein leises Rieseln, wie wohligen Blutstrom, durch meinen bis dahin ganz benommenen Kopf, und merkte, daß der Mann, der mich aufgesetzt hatte, mit der Hand über mein Haar strich. Ich stammelte etwas von Dank und sie möchten doch mitkommen, damit ich ihnen daheim ein wenig ihre Guttat vergelten könne. Da lächelten sie leise, aber so verklärt, als ginge die Sonne noch einmal grüßend über den Himmel, dann ritt ich fort. Als ich mich zehn Schritte weiter umsah, konnte ich die beiden Männer, die ich für Obstkäufer hielt, trotz der ganz flachen Gegend, nicht mehr entdecken.

Abends, als die Leute vom Obstpflücken heim kamen, fragte ich den Aufseher, ob zwei Käufer dagewesen wären, was jedoch entschieden verneint wurde. Unsichtbare Helfer hatten mich trotz meines Ungehorsams gegen das Verbot der Eltern beschützt. Ich habe damals bitterlich bereut und um Vergebung gebetet, auch am gleichen Abend meiner Mutter alles brieflich gebeichtet.

Kurze Zeit danach war ich Gast bei einer befreundeten Familie W. in Kr. Die älteste Tochter, ein sehr hübsches, etwas gefallsüchtiges Mädchen, hatte ihren Vater gebeten, ob er sie nicht zu ihrer Ausbildung in Musik nach B. schicken wolle, damit sie ihr schönes Talent verwerten könne. Aber die Mittel waren knapp und die Zahl der Kinder im Hause groß. Der Vater, ein Landrichter, schlug Gretes Wunsch ab mit dem Bemerken: »Ja, wenn ich nicht meinen Bruder, den armen Onkel Pastor in Z., noch unterstützen müßte; eher aber, so lange Onkel Fritz den Emeritus mit unterhalten muß, geht's nicht!« Grete hörte nun, daß ihr Onkel von seiner schlechten Pfarre noch einen früheren alten Pastor ernähren mußte, denn damals gab es noch Pfründen, die an keiner Ecke reichten und Lasten trugen, die heut unerhört scheinen würden.

So ging's auch hier, und bei Pastors war außerdem der Storch Stammgast, der jedes Frühjahr ein neues Baby mitbrachte. Der Emeritus, sehr alt und krank, wurde im Hause verpflegt und bekam außerdem die Hälfte der Einnahme. So kam es, daß der Landrichter seinen Bruder unterstützen mußte. Grete aber betete heimlich alle Tage: Ach lieber Gott, laß doch den alten Emeritus sterben!«

Eines Mittags saßen wir während meines Besuchs bei W.'s bei Tisch, Grete mir gegenüber. Plötzlich sah sie wie entgeistert nach der Tür, sprang auf, brach in Tränen aus und schrie: »Vater, Vater, eben ist der Emeritus gestorben!«

Alle schüttelten ungläubig den Kopf und Grete wurde wegen ihrer dummen Rede ernstlich gescholten.

Nachmittags aber kam ein Bote aus Z. vom Pastor-Onkel, der die Nachricht brachte, daß der alte Pastor mittags um 1 Uhr plötzlich sanft eingeschlafen sei! Es war genau zu der Zeit, wo Grete vom Tische aufsprang! Später erzählte sie, sie habe den alten Mann ganz weiß, wie im Sterbehemd, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopfe in die Tür lugen und diese einen Spalt aufmachen und ihr zunicken gesehen, was sie auf ihr Gebet um seine Erlösung geschoben habe.

Ich war nun etwa 14 Jahre alt und der Krieg mit Frankreich tobte. Ich habe damals zum ersten Mal den Eindruck des Hellsehens gehabt, was ich in den »Mitteilungen der Gesellschaft für psychische Forschung« im Oktober 1912 erzählt habe.

Dies Hellsehen muß ein Erbteil meiner Mutter, die sich nie über ihre esoterischen Fähigkeiten äußerte, sein. Nach ihrem frühen Tode sind mir von Freunden und Verwandten viele Dinge übermittelt worden, die auf diese Eigenschaft bei ihr hindeuten.

So hat sie auch in einer Neujahrsnacht, kurz vor ihrem Tode, ein wunderliches Erlebnis gehabt.

4.

Die erste Jugendzeit war vorüber und der Ernst des Lebens kam sehr bald und ungebeten. Die glückliche Heimat verwandelte sich durch den Fortgang der Mutter ins Jenseits in eine trübe Stätte, und der Vater, noch immer lebensfroh und weltliebend, hatte bald eine Schar von Fremden um sich, die alles andere taten als sein Interesse wahrzunehmen. Ich selber war verheiratet und fern der Heimat, die uns keine mehr war.

Die Gabe des Hellsehens in Zeit und Raum hatte sich ohne jegliches Zutun meinerseits sehr ausgebildet, und es kam vor, daß ich Ereignisse voraus wußte, die einen oder einige Tage später eintrafen und die mich dann beim Eintritt keineswegs überraschten.

Darüber habe ich in den »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für psychische Forschung« ausführlich berichtet und möchte hier nur einiges wiederholen, damit man sieht, wie wenig ich dazu getan habe,

die Eigenschaft zu entwickeln und wie wunderbar meine hohe Führung mich geleitet hat.

So sah ich schon als 15jähriges Mädchen meinen späteren Mann und damaligen Jugendgespielen, der freilich einige Jahre mehr als ich selber zählte, bei Metz verwundet werden, sah in derselben Stunde ihn in die Ackerfurche blutend niedersinken, wo französische Chassepots ihm beide Unterarmknochen zerschmettert hatten, und sah ihn von französischen Krankenträgern in ein Lazarett bringen.

Einige Jahre später, als ich längst seine Frau war, habe ich einen schweren Sturz vom Pferde ebenso deutlich vorausgesehen und meinen Mann beschworen, an jenem Morgen nicht zu reiten. Als er dann stürzte und die Aerzte fragten, ob man mich vorbereiten solle, erwiderte er: »Nein, sie weiß es schon, es ist nicht nötig!« Zur selben Stunde hatte ich bereits das Bett zu seiner Aufnahme gerichtet, und als der Transport kam, erübrigte es sich nur ihn niederzulegen. Man erstaunte darüber und glaubte, ich habe vielleicht doch durch irgend einen Bekannten telegraphisch Nachricht erhalten, was aber nicht der Fall war.

Oft erstaunte ich selbst, wenn mir plötzlich, mitten in lebhafter, absolut nicht geistiger Unterhaltung, ein schwarzer Rahmen vor den Augen erschien, der dann in seinem Umriß irgend ein Bild zeigte. So einmal einen neuen Wohnort mit allen Details der Wohnung und der Aussicht über Strom und Berge etc. etc.

Eine weitere am Tisch in spiritistischer Sitzung vorgekommene okkultistische Nachricht dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein:

Vor 25 Jahren hatte ich einen jungen Virtuosen kennen gelernt und gelegentlich eines Niederrheinischen Musikfestes mit ihm eine herzliche Freundschaft geschlossen. Da ich glücklich verheiratet und Mutter mehrerer guter Kinder war, lag mir nichts ferner, als jenem Manne irgendwelche leidenschaftlichen Gefühle einflößen oder sie gar teilen zu wollen. Trotzdem begann er mir Briefe zu schreiben, die nicht ganz einwandfrei waren, und ich wies ihn nach dem zweiten derartigen Tintenerguß in seine Schranken zurück. Ein Jahr verging, ohne daß ich Manfred, wie er sich nannte, wiedergesehen hatte, und seine Briefe waren Karten gewichen, die zwar immer noch große Verehrung, aber nichts Häßliches aussprachen. Da bekam ich von Altona aus einen Brief, ganz verzweifelt, er müsse mich sehen, müsse mich hören . . . usw. — Ich war ganz konsterniert, denn ich hatte mit keiner Silbe mehr an solche Ideen seinerseits gedacht. Ich schrieb ihm sehr ernst, er solle mir doch nicht die schöne Illusion rauben, einen wahren und echten Freund in ihm gefunden zu haben; an ein Wiedersehen oder eine Dummheit meinerseits sei in keinem Falle zu denken. Umgehend erhielt ich eine Karte: »Ich werde Sie wiedersehn, unter allen Umständen werde ich Sie wiedersehn.«

Ich war außer mir über ihn und seine Unvernunft und schrieb ihm

eine sehr ernste und entschiedene Epistel. Nach drei Tagen kam diese mit dem Vermerk zurück: Adressat verstorben. — Auf Anfrage bei einem seiner Kollegen erfuhr ich, daß er bei Verwandten in Br. der Dyphtherie, die dort herrschte, erlegen sei.

Es tat mir sehr leid, und ich war eigentlich froh, daß er meinen zornigen Brief nicht mehr erhalten hatte.

Jahre vergingen. Im Juni 1912 waren es seit dem ersten Sehen zwischen Manfred und mir 25 lange Jahre. Ich hatte, offen gestanden, die ganze traurige Episode so gut wie vergessen. Wir saßen am Tisch, ein kleiner Kreis, der sich regelmäßig im engsten Zusammenschluß allwöchentlich zu Sitzungen zusammenfand. Da pochte der Tisch: Manfred . . . und begehrte mich zu sprechen.

Er sagte mir, endlich sei ihm vergönnt, sich bemerklich zu machen, er sei seit 25 Jahren immer um mich und erinnerte mich an allerlei Vorkommnisse, die nur ich wissen konnte und bei denen er mir die Situation sozusagen gerettet hatte. Er schloß: »Und du wirst mich auch wiedersehen!« — »Willst du dich materialisieren?« fragte ich. Manfred: »Nein, aber schreibe einen Brief an Herrn S. in D., er hat Bilder von mir; bitte ihn, dir eins zu schicken.!«

Meine Bekannten, die mit am Tisch saßen, bestürmten mich: »Schreibe doch, bitte!« — Und ich tat es. Und mit wendender Post kam ein Brief von dem mir gänzlich unbekannten Herrn S. aus D. mit Einlage eines wohlgetroffenen Bildes des längst Verstorbenen! Herr S. schenkte mir ausdrücklich das Bild; und es steht jetzt vor mir und sieht mir zu, wie ich diese Zeilen schreibe.

Seitdem fühle ich nun auch die wunderbare sorgende Hilfe jenes liebenden Intellekts, der bei mir weilt, wo ich auch bin. Ich gehe nicht so weit, wie eine bekannte Spiritistin, die ihrem Freunde aus der Astralwelt stets einen Stuhl freiließ, aber ich weiß, neben mir ist eine Intelligenz, die mir wohl will, die mich schützt, die mich liebt und die sich nicht reïnkarnieren läßt, weil sie warten will, bis auch ich in ihrer Welt anlange.

Man sagt, astrale Intelligenzen betrügen oft die Spiritisten. Auch eine liebe Freundin von mir hat darunter zu leiden gehabt. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß man nur betrogen wird, wenn man fragt, und da den Geistern Zeit und Raum ein ununterscheidbarer Begriff geworden ist, so wissen sie nicht, was antworten, und lügen etwas Beliebiges zusammen, wie Kinder, die etwas erzählen sollen, wofür ihnen das Verständnis fehlt. So lange man nicht fragt, so lange man keine Weissagungen verlangt und keine Entscheidungen über irdische Dinge haben will, wird man nie belogen. Die astralen Wesenheiten werden immer ihre Intelligenz in den Dienst jener Menschen stellen, die sie lieben und die in ernster Wissenschaft, um zu erforschen, gekommen sind, nicht von Neugierde geplagt, wie dies oft der Fall ist, oder quasi als Gesellschaftsspiel die tiefsten Gründe ausbohren wollen.

Kurz vor ihrem Tode hatte meine Mutter ein sonderbares Erlebnis, das sie mir schrieb. Es war Silvesterabend, mein Vater wie gewöhnlich in die Stadt gefahren, meine schon gelähmte Mutter allein mit der alten Haushälterin Minna im alten Schloß am Wasser, das ich in den ersten Seiten der »Okkultistischen Erlebnisse« beschrieben habe. Die Haushälterin, eine alte, bewährte Person, hatte sich strickend an den Ofen gesetzt, während meine Mutter im Rollstuhl an ihrem Tische saß und Patiencen legte. Sie konnte die Füße nicht bewegen, war aber immer mit den Händen tätig, so lange sie es noch vermochte. Es war nicht fern von Mitternacht, da horchten beide Frauen auf. Unter dem Krankenzimmer meiner Mutter lag ein großer, unbenutzter Festsaal, der seit meiner Hochzeit wohl kaum einmal benützt worden war. Er war verschlossen und ungeheizt und die Fensterladen mit dicken Eisenstangen verwahrt. In diesem Saal schienen den beiden einsamen Frauen plötzlich Stimmen zu erklingen, sie lauschten angestrengt und vernahmen das Getrappel vieler Füße und ein Geräusch, als ob ein schwerer Gegenstand niedergesetzt würde. Minna, eine starke, resolute Person, rief die große Dogge, die sich auch knurrend aufgerichtet hatte, während sie bis dahin ruhig auf dem Teppich an der Tür gelegen hatte. Minna nahm eine Lampe und ging die Treppe hinunter, gefolgt von dem Hunde. Sie schlich sich zur Haustür, öffnete diese und sah sich erst einmal den Saal von außen an, denn sie dachte, vielleicht wären vorwitzige Mägde darin und tanzten oder die Knechte wären von der Hofseite vielleicht durch die Fenster eingestiegen. Sie hörte, als sie durch den Hausflur ging, ganz deutlich singende Stimmen vom Saale her. So ging sie resolut auf die Tür zu. Sie war verschlossen, vor den Fenstern lagen unberührt die Stangen und Läden, und auch von der Gartenseite aus war nicht das geringste zu bemerken. Die Mägde saßen in der Gesindestube bei den Pfannkuchen, gossen Blei und aßen Aepfel. So ging Minna wieder hinauf und meine Mutter sah ihr gespannt entgegen. »Nichts!« sagte Minna und meine Mutter nickte: »Heute nichts«, aber da sieh! Auf dem Fußboden lagen drei Kalenderzettel, die aus einem Buche gefallen waren. Der eine trug das Datum: 20. Februar, der zweite den 11. März, der dritte den 14. März. Im selben Jahre am 20. Februar legte sich meine Mutter mit einer erneuten Lähmung, die jetzt auch die Hände ergriffen hatte, zu Bett. Am 11. März starb sie, und am 14. März stellten sie ihren Sarg mitten in den großen Saal, viele Füße scharrten über den Estrich und viele weinende Stimmen klangen empor nach dem stillen Zimmer, in dem sie ihre Augen für diese Welt geschlossen hatte.

Am Tage nach jenem Silvester schrieb sie mir: »Sei nicht traurig, Kind, meine Leiden sind bald vorüber. Seht zu, daß Du Mitte Februar kommen kannst, ich möchte dich gerne noch ein wenig haben.«

Ich konnte aber erst am 16. Februar reisen, und zwei Tage später verlor sie die Besinnung und ich durfte sie nur noch pflegen.

Auch als 10 Jahre später mein Vater starb, wußte ich es voraus. Wir saßen ganz gemütlich in der Garnison beim Kaffee, als ein furchtbarer Knall uns auffahren lies. Der Diener, der gerade im Zimmer war, sagte: »Es hat wer geschossen!« und stürzte auf die Straße, um den Uebeltäter zu ergreifen. Mein Mann und die Kinder suchten alle Zimmer ab. Ich aber ging in die Küche und sagte zu meinem Mädchen: »Ich werde noch heute Nacht abreisen müssen«, gab ihr alles heraus und die nötigen Instruktionen für eine längere Abwesenheit. Am Abend kam das Telegramm, das uns an das Sterbebett meines Vaters rief.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dissertation über „Gespenster-Recht“ aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.** Einleitung von **G. W. Surya.**

Die verehrten Leser des Zentralblattes für Okkultismus dürften wohl aus glaubwürdigen Quellen wissen, daß Phantome, Gespenster und Spukhäuser keineswegs nur in der überreizten Phantasie einiger Schwachköpfe existieren, sondern daß sich derlei okkulte Phänomene nachweisbar seit dem grauen Altertum bis auf unsere Tage in typischer Form in verschiedenen Ländern für den Kenner derartig häufig wiederholt haben, daß wir an deren Existenz nicht gut zweifeln können. Oft genug hat die moderne Polizei und Klerisei gegen allerlei Spuk ohnmächtig eingegriffen, ein vermuteter Spaßvogel oder Bösewicht konnte nicht als Urheber des Spukes entlarvt werden; und mehr als ein schönes Schloß ist noch unbewohnbar, weil sich darin allnächtlich oder auch am hellen Tag Dinge ereignen, die auch mutigen Leuten zu viel sind. Die allgemeine Tagespresse sucht derlei für die materialistische Wissenschaft höchst peinliche Vorfälle entweder totzuschweigen, oder es wird von »Entlarvungen« berichtet (die aber meist nur in der Phantasie des Reporters sich abgespielt haben) und das große Publikum ist damit befriedigt. Dieses Vertuschungssystem arbeitet ganz ausgezeichnet; die Ehre der Wissenschaft, die Ruhe des Publikums wird dadurch immer gerettet.

Wäre dem nicht so, so müßten sich auch heute noch hier und da Gerichtsbehörden mit juristischen Folgen von diversen Spukerscheinungen befassen. Allein, davon hört man wohl nie! Wofür gibt es sonst den modernen Psychiater und Psychologen, der als Sachverständiger beweist, daß es sich selbstverständlich nur um Einzel- oder Massenhalluzinationen handeln kann, wenn auch simple Zeugen eines Spukhauses noch die Beulen am Kopfe zeigen könnten, die sie in der letzten Spuknacht im fraglichen Spukobjekt erhielten. Solche wackere Zeugen riskieren nur die nachherige Abführung in eine Landesirrenanstalt; sie sind daher so

klug und schweigen. So verläuft alles hübsch im Sande. Der geprellte Mieter oder Käufer eines solchen unbewohnbaren Objektes, dessen Besitzstörung sich aber vor den Behörden, wie wir soeben vernommen haben, kaum nachweisen läßt, zieht schließlich in aller Stille von dannen, um nicht zum Schaden auch noch den Spott der aufgeklärten Nachbarn zu empfangen. So wird es wohl noch eine Weile weiter gehen, bis endlich von berufener Feder eine Aufklärung für Juristen über Okkultismus erscheint. (Eine solche und ebenso eine zweite derartige Aufklärungsschrift für Aerzte befindet sich im Verlag von Max Altmann, Leipzig, in Vorbereitung).

Andres war dies in verflossenen Jahrhunderten. Da war der Glaube an Geister, Gespenster, Spukerscheinungen u. s. w. ziemlich allgemein verbreitet, und zwar nicht nur im ungebildeten Volke, sondern auch in Gelehrtenkreisen. Ja, der Verkehr zwischen Menschen und Geistern griff sogar in mancherlei Angelegenheiten des praktischen Lebens derartig ein, das sich Rechtsgelehrte allen Ernstes und mit größtem Eifer der Aufgabe unterzogen, die juristischen Folgen dieses Verkehrs gewissenhaft nach allen Seiten hin zu prüfen und zu erörtern.

Das Fazit dieser Arbeiten ist uns in Gestalt einer Anzahl mehr oder minder umfangreicher Schriften erhalten, die, wenn sie sich auch nicht als ein vollkommen durchgearbeitetes »Gespenster-Recht« repräsentieren, doch die beste Unterlage für ein solches abgeben würden, wenn man einmal einen derartigen Beitrag zur Gesetzgebung schaffen wollte.

Und wer weiß, ob nicht schließlich die gesetzgeberischen Kreise jener Zeiten noch ein Gespenster-Recht der Gesetzessammlung beigefügt hätten, wenn nicht die »Aufklärungsepoche« des 18. Jahrhunderts den Geisterglauben gewaltig in Mißkredit gebracht und damit naturgemäß einem den Geistern gewidmeten Gesetzwerke die Grundlage entzogen hätte. Aber da es sich in der Wissenschaft des öfteren ereignet hat, daß eine Ansicht, die in einem Jahrhundert als lächerlich galt, im nächsten Jahrhundert wieder wohlbegründet zu Ehren und Ansehen kam, so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir auch eine Renaissance eines »Gespenster-Rechtes« erleben können.

Wie dem auch sei, wir glauben, daß speziell die verehrten Leser des Zentralblattes für Okkultismus diese interessanten spiritistisch-juristischen Abhandlungen zu schätzen wissen und in diesen mehr als merkwürdige Kulturdenkmäler einer verschollenen Periode sehen werden.

Eine der interessantesten Arbeiten dieser Art ist unstreitig die Dissertation über »Gespenster-Recht« von einem gewissen Andreas Becker aus Halle-Magdeburg. Dieselbe wird oft fälschlich dem berühmten Rechtslehrer Joh. Sam. Stryk zugeschrieben, ist aber nur unter dessen Dekanat in Halle am 25. Juni 1700 von dem genannten Becker öffentlich verteidigt worden. Interessant ist diese Arbeit auch deshalb, weil sie

uns nicht nur einen Einblick in das Geistesleben des deutschen Volkes der damaligen Zeit gibt, sondern besonders einen eigenartigen Aufschluß über das Denken und Handeln hervorragender Männer der Wissenschaft gewährt. So sehen wir z. B., wie zwei so berühmte Rechtslehrer, wie die beiden Stryk (Vater und Sohn) es waren, sowohl die Existenz von Gespenstern unbedingt annehmen und verteidigen, als auch dem Eingreifen der Gespenster in die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens eine solche Bedeutung beimessen, daß sie daraus sogar gewisse Rechtsverhältnisse geschaffen wissen wollen.

Auf alle Fälle, wie man auch über Gespenster und dergleichen denken mag, bleibt diese Arbeit in kulturgeschichtlicher Beziehung sehr wertvoll. Schon aus diesem Grunde mag diese Dissertation (in der vorliegenden Uebersetzung) hier der Vergessenheit entrissen werden. Juristen und Nichtjuristen werden beim Lesen der Schrift gewiss auf ihre Rechnung kommen.

Juristische Dissertation
über
Gespenster-Recht,
oder
»Inwieweit jemand aus Furcht vor Gespenstern sich ein Recht anmaßen könne.«
Unter dem Vorsitz von Herrn Joh. Samuel Stryk,
Doktor beider Rechte, öffentl. ordentl. Professor und Dekan der juristischen Fakultät,
verteidigt von Andreas Becker, Halle-Magdeburg, an der Friedrich-Universität,
am 25. Juni 1700.

Gedruckt bei Hendel, Halle-Magdeburg, 1738.

Gott schenke sein Gedeihen!

Vorwort.

Wer einmal die glücklichen Zustände unseres Jahrhunderts gegenüber den früheren hervorheben will, der soll ja nur als einen hervorragenden Beweis dafür den wunderbaren Aufschwung der Wissenschaft heranziehen. Das ist in der Tat nicht ungereimt. Denn was einst in den freien Diziplinen ungepflegt, formlos und vergraben da lag, das sehen wir jetzt wohldurchgebildet erstehen, sich in seinem Glanze erheben und gewissermaßen wieder zu Atem kommen. Und im Vorwärtsschreiten sind die Wissenschaften gewachsen, gleichwie die Fama. Hierin werden wir von Tag zu Tag durch neue Beweise auf den wissenschaftlichen Gebieten bereichert. Um nicht die einzelnen »Fakultäten« (wie sie allgemein genannt werden) durchzugehen — wer vermag nicht etwa die bewundernswerten Fortschritte in unserer Jurisprudenz zu erkennen? Mag diese auch an sich sehr öde erscheinen wegen der unbegrenzten Materien, mit denen sie sich beschäftigt; mag sie auch sehr ausgedehnt sein wegen der vielen Gebiete, in welche sie zerfällt — heute aber ist

sie so sehr durchgearbeitet, daß wir das, was von den alten Rechtsgelehrten anfangs in einem kurzen Aufsatz behandelt worden ist, jetzt in einem vollständigen Schriftwerk zusammengestellt besitzen, und daß das, was von jenen stückweise erwähnt ist, jetzt in einer umfassenden Bearbeitung vorliegt. Sicher ist, daß zu der lebendigen Darstellung der Jurisprudenz vor allen Dingen aber die öffentlichen Disputationen das meiste beigetragen haben; in diesen pflegen bekanntlich nach der schon sehr alten Sitte der Akademien die besonderen Rechtfälle, Rechtsgeschäfte, Gesetze und Streitfragen (Kontroversen) erörtert und besprochen zu werden. Dieses Verfahren aber hat dahin geführt, daß die Zahl der juristischen Disputationen einen solchen Umfang angenommen, daß man heutzutage, wenn man einmal ein Thema zur öffentlichen Diskussion stellen soll und denselben Kohl nicht zweimal gekocht auftischen will, aufs sorgfälltigste nachforschen muß, ob nicht vielleicht schon längst von jemand anders die vorzulegende Materie behandelt worden ist. Dies habe ich mir auch jetzt zur Sorge gereichen lassen, und sehr zu meinem Glück. Denn als ich die für die Inaugural-Prüfung bestimmte Materie zu bearbeiten angefangen hatte, merkte ich, daß etwas übersehen worden war: Von einem Freunde ist wider Erwarten vor mehreren Jahren eine Disputation über denselben Gegenstand gehalten und nach ganz derselben Methode verfaßt worden. Ich änderte also gleich meinen Entschluß, ließ das erste Thema fallen und wählte von den vielen, die mir dann in den Sinn kamen, die vorliegende Materie: »Ueber Gespenster Recht« aus, die zwar etwas sehr eigenartig ist, aber, wie ich hoffe, doch nicht ganz unnütz. Denn je seltener in den Sammlungen des bürgerlichen Rechts die Erwähnung von Gespenstern vorkommt, um so mehr hielt ich es für die Allgemeinheit vorteilhaft, wenn ich das, was beinahe Tag für Tag die Praxis erheischt, hier einmal kurz besprechen würde, allerdings mehr auf Vernunftsgründe gestützt, als mit Zitaten der Doktoren gespickt, die ja doch immer von einander abweichen. Daraus erhellt zugleich, daß dieser Stoff doch wohl nicht so spröde ist, wie er etwa auf den ersten Blick erscheint, ja daß er vielleicht sogar mehr Wert hat als jene Spitzfindigkeiten, welche einige mit vieler Mühe und Not ohne jede Hingabe an das Thema bisweilen aus dem alten Recht (dem römischen sowohl wie dem Justinianischen) heraustifteln und vorlegen; denn durch diese wird ja weder der Ruhm Gottes noch das Wohl unseres Staates wesentlich gefördert, wie ich glaube. Uebrigens konnte ich wegen der beschränkten Zeit und infolge anderer Hindernisse an dieser Stelle nicht ausführlicher sein; indessen wird sich, wenn Gott mir Gesundheit und Kraft verleiht, vielleicht einmal Gelegenheit bieten, die Arbeit wieder zur Hand zu nehmen.

§ 1. Wie der höchste Schöpfer der Dinge von Anfang an alles dem Menschen zuliebe in unnachahmlicher Güte und Mannigfaltigkeit geschaffen hatte, sodaß es auf dem soeben ganz neu erstandenen Erdkreis nichts gab, an dem sich der Mensch nicht von ganzem Herzen und sichtlich

freuen konnte, so hatte er ihm selbst zugleich auch eine Art stellvertretende Gewalt über alle Schöpfungswerke übertragen, deren Ausübung er mit der größten Unwandelbarkeit seines Geistes unverdrossen handhaben sollte, jeder Furcht bar und unbewußt, weil er sich gegen alle feindlichen Angriffe sicher genug fühlte. Nachdem aber der Mensch auf Antrieb des Teufels von dem geraden Wege der göttlichen Bestimmung abgewichen war, ging er daraufhin sofort jenes so außerordentlich beglückenden Besitzes des Seelenfriedens verlustig und wurde zugleich so scheu und furchtsam, daß er jetzt sogar vielfach schon beim Geräusch eines Blattes aufschreckt, während er bis zu jener Zeit selbst vor Gottes Majestät niemals bebte. Dieser höchst unglückliche Umschlag hat den Menschen soweit heruntergebracht, daß er nicht nur die meisten unvernünftigen Lebewesen, sondern sogar von allen Dingen am meisten den Teufel fürchtet, der doch von Anfang an eigentlich zu seiner Bedienung geschaffen worden war. Ja, er fürchtet sich vor ihm als seinem erbittertsten Feind, der wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, wen er verschlinge. (1. Petri, 5, 8.) Denn wie er nicht nur schon durch seinen Namen allein schrecklich sein kann, so läuft auch alles, was immer jemals auf dem gesamten Erdkreis von jenem ins Werk gesetzt wird, schlechterdings geradezu auf das Erschrecken, nein, vielmehr auf das Verderben und die Vernichtung des Menschen hinaus. Und da er die Gelegenheit, Schaden anzurichten, für desto günstiger hält, je mehr er auf unsere äußeren Sinne einwirken kann, so ist es ihm schon längst zur Gewohnheit geworden, sich zu jenem Zwecke der mannigfaltigsten, zur Erregung von Schrecken geformten Gestalten zu bedienen, die er beständig in Anspruch nimmt, bald um Tätlichkeiten zu begehen, bald um einen Schabernack zu spielen. Diese Gestalten aber pflegen mit dem allen Völkern gemeinsamen Ausdruck »Gespenster« (Spektra) bezeichnet zu werden, und über diese wollen wir in vorliegendem einiges, d. h. soweit sie in unserm Recht erwähnt werden müssen, erörtern.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?

(Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen.)

Von **Friedrich Feerhow**.

(Fortsetzung.)

3. Professor Oskar Korschelt.

Die folgenden Ausführungen stützen sich in erster Linie auf die einzige offizielle Publikation von Korschelt, die heute längst vergriffen ist und aus mir unbekannten Gründen nicht wieder aufgelegt wurde, betitelt: »Die Nutzbarmachung der lebendigen Kraft des Aethers in der Heilkunde, der Landwirtschaft und der Technik.« Berlin, Verlag von Lothar Volkmar, 1892.

Korschelt war nicht Mediziner, sondern Chemiker. Er studierte in Dresden und Berlin, war in Dresden und Leipzig an Brauereien als Chemiker tätig und folgte 1876 einem Rufe der japanischen Regierung nach Tokio, wo er als Professor der Chemie an der dortigen Universität lehrte und später ein chemisches Laboratorium im Ministerium für Ackerbau und Handel leitete. 1884 kehrte er als Ritter des japanischen »Ordens der aufgehenden Sonne« nach Deutschland zurück und war dort ausschließlich für seine Erfindung — die Aetherstrahlapparate — tätig.

Ueber das Wesen und den Zweck dieser Apparate hat Prof. Korschelt u. a. in Heft 14, Jahrgang 1891/92 der Zeitschrift »Zur guten Stunde« (Berlin, Rich. Bong) eine Abhandlung veröffentlicht. Er pflichtet dort dem Lichtlufttherapeuten Arnold Rikli bei, wenn er den Menschen als eine »wandelnde Nervenpflanze« betrachtet, und fügte hinzu: »Der Mensch ist imstande, lebendige Kraft außer aus der Nahrung auch aus den Sonnenstrahlen (dem Aether der Physiker) in sich aufzunehmen.«

Wir sollen fähig sein, gleich den Pflanzen unseren Krafterwerb direkt aus den Sonnenstrahlen zu bestreiten. Korschelt ist der Ueberzeugung, daß der Mensch wirklich nicht »vom Brote allein« lebt, sondern die lebendige Kraft des Aethers unmittelbar assimilieren kann, wogegen der Umweg über den Stoffwechsel, wenn dieser die alleinige Ernährungsquelle bildet, eine große Energievergeudung darstelle.

Die von ihm erfundenen Apparate — die »Sonnen-Aether-Strahlapparate« — bestehen aus kleinen Holzscheiben, auf welchen eine Kupferkette spiralig oder sternförmig angeordnet ist. Die Kette besteht aus Spiralgliedern mit je drei Umgängen, die ineinander gedreht sind (Filigranarbeit). Von solchen Scheiben behauptete Korschelt, daß sie lebendige Kraft in direkt von Lebewesen assimilierbarer Form ausstrahlen.*) Die Ausstrahlung finde Tag und Nacht ohne Unterbrechnng in gleicher oder beinahe gleicher Stärke statt, solange die Ketten in ihrer Anordnung verbleiben, ohne daß im geringsten eine Zufuhr von Kraft nötig ist.

Auf Grund einer Theorie, deren Auseinandersetzung hier zu weitläufig wäre, hielt sich Korschelt zu der Annahme berechtigt, daß die freien Aetherteilchen der Atmosphäre in den Kettenwindungen eine so geartete Bewegungsform annehmen müssen, daß sie von den Spiralen der Scheibe in parallelen Strahlenbündeln von senkrechter Richtung abgeschleudert werden. Er bezeichnete diese als »dunkle Sonnenstrahlen«, — »dunkel, weil die Aetherteilchen der Atmosphäre ihre Schwingungen an die irdischen Moleküle abgegeben haben, also nicht mehr leuchten und wärmen können.«

Nach seinen Beobachtungen wirkten die Strahlscheiben steigernd auf die Intensität aller Lebensprozesse ein, sei es auf die der Menschen,

*) Korschelts Porträt und Abbildung mehrerer Apparate siehe in den »Okkultistischen Bilderbogen« Nr. 2 (Preis 50 Pfg., zu beziehen durch den Verlag dieses Blattes) und in der erstzitierten Schrift von Prof. Korschelt.

der Tiere oder der Pflanzen, ja sogar auf die Kristallisation. Er verzeichnete günstige Wirkung »bei allen Krankheiten, namentlich Nervenleiden, Fieber und Rheumatismus.« Sie wirkten als Schlafmittel, zur Kräftigung von Gesunden, und namentlich wurde ihnen eine erstaunliche Beförderung des Pflanzenwuchses zugeschrieben.

Korschelt nimmt eine eigentümliche Stellung zu Reichenbach ein. Obwohl wir seine theoretischen Anschauungen in diesem Punkte nicht teilen können, fordert es gleichwohl die Objektivität, diese Ansicht anzuführen.

Er tritt warm für die Odlehre ein: »Die Reichenbachschen Werke«, sagt er*), »sind zwar kurz nach ihrer Veröffentlichung viel gelesen worden, nachher aber, als die Wissenschaft in den fünfziger Jahren materialistisch wurde, aus der Reihe der wissenschaftlichen Werke gestrichen worden. Reichenbach selbst, der hochbetagt in den sechziger Jahren starb, mußte die bittere Erfahrung machen, daß seine gewissenhaften, höchst mühsamen Arbeiten, denen er die beste Zeit seines Lebens gewidmet hatte, für Narrentreiben erklärt wurden, weil der Wissenschaft die Fähigkeit, sie zu verstehen, abhanden gekommen war.«

(Ferner Seite 103:) »Es ist Reichenbach nicht gelungen, Anwendungen von Od in der Weise zu machen, daß neue Wirkungen in der Natur erzielt worden wären, welche die Menschen regelmäßig zu ihrem Vorteil hätten benutzen können.«

»Mit solchen Anwendungen hätte Reichenbach die Wissenschaft gezwungen, die neue Naturkraft anzuerkennen und in das System der Natur aufzunehmen; da er aber ohne solche praktischen Anwendungen und nur mit wissenschaftlichen Untersuchungen und Theorien kam, so wurde ihm ein Los bereitet, gegen das der im Mittelalter Leuten seiner Art gewidmete Scheiterhaufen anständige Behandlung zu nennen ist.«

»Mir ist, ich will nicht sagen das Glück, sondern das Schicksal zuteil geworden. die erste praktische Anwendung des Od zu finden — in der Heilkunst. Damit allein ist aber noch nichts genutzt, denn die Medizin ist noch keine Wissenschaft, sondern nur eine Ansammlung von wenig Wissen und viel Meinungen. Da entscheiden zufällige Umstände, ob eine Wahrheit Annerkennung findet oder nicht. Die Wissenschaft zu zwingen, die neue Naturkraft anzuerkennen und selbst an das Studium derselben zu gehen, dazu gehören Anwendungen derselben in der Technik etc.« — —

In der »Sphinx«, Maiheft 1889 hatte ein »ungenannnter Physiker«, der eine sehr bekannte deutsche Autorität sein soll, einen Aufsatz »Od und Elektrizität« veröffentlicht, in dem er nachzuweisen suchte, daß die nunmehrigen Physiktheoretiker inzwischen hypothetisch (aber unbewußt) schon den Boden für alle jene Phänomene bereitet hätten, die

*) »Nutzbarmachung des Aethers etc.« S. 93.

Reichenbach seinerzeit nicht bloß als Möglichkeiten, sondern als Wirklichkeiten vorbrachte.

Diese Abhandlung erschien Korschelt wertvoll genug, um sie vollständig in seinem Buche zu zitieren, denn sie brachte die Anerkennung eines Fachmannes, »daß die Reichenbachschen Entdeckungen einen hohen wissenschaftlichen Wert haben und unsere Vorstellungen von der Konstitution der Materie ungemein bereichern.« »Freilich hätte es diesem Fachmann besser angestanden«, meint Korschelt, »statt sich seinen Fachgenossen gegenüber durch die Wendung am Schlusse der Abhandlung: »wenn Reichenbachs Od eine Realität ist« zu salvieren, einfach an eine Nachprüfung der von Reichenbach beobachteten Erscheinungen zu gehen und, falls er sie hätte bestätigen können, das offen und ehrlich zu erklären. Im anderen Falle aber hätte er sich durch die Beseitigung von Hirngespinsten ein großes Verdienst erworben.«

Nun zur Sache selbst: »Hertz hat nachgewiesen, daß lange und langsame Aetherschwingungen existieren. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß von allen Körpern niederer Temperatur, die bisher als inaktiv angesehen wurden, den langen Perioden der Bewegung ihrer Moleküle entsprechend lange Aetherwellen ausgehen, und die scheinen dem Od Reichenbachs zu entsprechen. Ein Auge, das solche lange Wellen sehen könnte, müßte im Finstern alle Körper, namentlich alle regelmäßig gebauten Körper, wie die Kristalle, leuchten sehen. Ferner, meint der ungenannte Physiker, müßte das Od, wenn es eine solche Wellenerscheinung wäre, in seiner Verbreitung im Raume Umkehrungen, Knotenpunkte bilden, genau, wie dies Hertz bei seinen langen Wellen beobachtet hat. Beides ist nun nach den Beobachtungen von Reichenbach in der Tat der Fall, und damit ist die Identität des Reichenbachschen Od und der langen Wellen von Hertz sehr wahrscheinlich gemacht.

Es gibt aber unter den von Reichenbach beobachteten Erscheinungen eine, die sich durch diese Voraussetzungen nicht erklären läßt, der ungenannte Physiker läßt sie auch unberücksichtigt. Das ist die Od-Flamme (vergl. bei Reichenbach §§ 38 bis 52 seiner Schlußbetrachtungen, S. 99 bis 101, und namentlich §§ 48—50).

An den Magneten und Kristallen bildet das Odlicht einen von den Polen ausgehenden flammenartigen Strom, der in der Richtung der Magnetarme und Kristallachsen fast geradlinig fortgeht. Das sind die gleichgerichteten Aetherschwingungen, die von diesen natürlichen Aether-Strahlapparaten ausgesendet werden.«

Nach dem Satze: Sind zwei Größen einer und derselben dritten gleich, so sind sie auch untereinander gleich, müßte nun nach Korschelts Deduktionen die Indentität von »Heilmagnetismus« (oder wie er auch bezeichnet wird: »Lebenskraft«) mit dem Od gefolgert werden. Indessen dürfte das kaum zutreffen; ich weiß mich vielmehr in Ueber-

einstimmung mit einem der hervorragendsten Theoretiker und Praktiker des »Animalmagnetismus«, wenn ich die beiden Energien als essentiell verschieden auffasse. Auch Durville hatte zuerst an diese Identität geglaubt, gleich vielen seiner Vorgänger. Später erkannte er dies als einen Irrtum, und in seiner Broschüre »L'Application de l' Aimant« etc. sagt er ausdrücklich, daß die »force brute« (anorganische Kraftform) oder Od des Magnets z. B. nicht direkt dem Organismus assimilierbar ist, sondern erst nach einem Transformationsprozeß (»vitalisation«) zu dem werde, was ein Heilmagnetiseur dem Patienten zustrahlt.

Auf jeden Fall hat Korschelt die Ueberzeugung von der Wesensgleichheit des »Lebensmagnetismus« mit langen Hertzschen Wellen zur Konstruktion seiner Apparate geführt, und es steht wohl außer Zweifel, daß er mit diesen eine Strahlung erzielte, die biologisch, chemisch und physikalisch von höchster Bedeutung ist.

Korschelt beansprucht nichts Geringeres, als durch seine »Aetherstrahlapparate« »den diffus in der Atmosphäre sich bewegenden Aether zu verdichten und gleichzurichten, indem man ihn der Anziehung passend geformter fester Körpern unterwirft, um die er zum Rotieren gelangt, um schließlich verdichtet oder gleichgerichtet oder beides von demselben ausgestrahlt zu werden. — Das ist das Prinzip meiner Erfindung.«

Auf einem Umwege, nämlich über den der »langen elektrischen Wellen«, gelangte er später zur Konstruktion der Strahlapparate ohne Elektrizität. Die Wirkung der letzteren erwies sich als gleichartig, und so wird es sich empfehlen, zunächst seinen Apparat mit elektrischem Betrieb zu prüfen. Ich will nur das eine vorausschicken, daß zufolge der Versuche von Reichenbach und Durville jede elektrische Spannung als ein starker Odgenerator wirkt,*) Korschelt also im Prinzips nicht von Reichenbach Verschiedenes gefunden hätte, vorausgesetzt daß seine Strahlung eben mit dem Elektro-Od identisch ist.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß in Frankreich mehrere Forscher mit Erfolg versucht haben sollen, durch Elektrizität die animistischen Phänomene bei als spiritistisch betrachteten Experimenten zur verstärken. Der Leser wird sich hier auch an die früher beschriebenen »Elektrographieen« von Dr. Narkiewicz-Jodko erinnern.

Auch möchte ich vor der Beschreibung von Korschelts Arbeiten und Resultaten nicht unerwähnt lassen, daß Reichenbach vom Gesichtspunkte der Odlehre die Wirkung der Baquets (»magnetischen Zuber«) von Mesmer verständlichen konnte und daß sich diese noch besser begreifen läßt, wenn man sich die obige Transformationsannahme Durvilles zu eigen macht. Demnach hätte Korschelt auch hierin schon einen Vorläufer

*) Vergl. auch A. W. Gray, »Ueber die Ozonisierung das Sauerstoffs bei der stillen elektrischen Entladung« in: Annalen d. Physik, 1904, (4), XIII, 3, S. 478, und ebenda; Warburg, S. 464.

gehabt, nämlich in der Idee, anorganische Kräfte maschinell in organische umzuwerten. Was bei den Zubern tatsächlich wirkte, war das »Chemi-Od«.

Es folge nun seine eigene Schilderung des Weges, der ihn zur Erfindung der Strahlapparate geführt hat:*)

»Jede heilmagnetische Behandlung erfordert von Seiten des Heilenden die Ausgabe einer gewissen Menge Kraft. Ebenso wie ein Arbeiter täglich nur eine bestimmte Menge Kilogramm-Meter verrichten kann und, wenn er dauernd mehr leistet, den Mehrbetrag nicht durch Mehrzufuhr von Nahrung decken kann, sondern sich sein Leben verkürzt, so auch kann der Heilmagnetiseur täglich aus dem ihm zur Verfügung stehenden Kraftüberschuß nur eine geringe Anzahl von Heilbehandlungen leisten, weniger, als bei der geringen Entlohnung, die man ihm gewähren will, zu seinem Lebensunterhalt hinreicht. Er muß also über seine Kräfte arbeiten und sein Leben verkürzen. Dazu kommt noch der schädliche Rückstrom der Krankheitsstoffe vom Kranken, den er bei aller Vorsicht nie ganz abwehren kann und der besonders bei solchen Krankheiten, wie Syphilis, Krebs, Schwindsucht und dgl., sehr giftig wirkt. — — Noch gibt es aber eine andere Schwierigkeit, die die Anwendung des Heilmagnetismus nicht wird allgemein werden lassen: . . . . Nicht nur die Lebenskraft des Heilenden, sondern auch sein Charakter teilt sich dem Kranken mit, und umgekehrt fließt der Charakter des Kranken in den Heiler ein. Die meisten Heilmagnetiseure in Deutschland essen möglichst viel Fleisch und trinken schwere Biere oder Weine, weil sie, zwar in Uebereinstimmung mit der Physiologie, aber irrtümlich, meinen, so ihre großen Kraftverluste am ehesten zu ersetzen. Dadurch machen sie sich stumpfsinnig, so daß sie vielleicht nur in einzelnen Fällen von diesen wechselseitigen Einflüssen . . . . etwas merken. Nichtsdestoweniger bestehen diese stets. Die sittlichen Gefahren, welche den Heilmagnetismus begleiten, liegen dadurch auf der Hand.« — —

So sah sich Korschelt veranlaßt, nachzudenken, »ob es nicht einen Weg gebe, heilmagnetische Kraft außerhalb des Menschen zu erzeugen, um so die Gefahren, die der Heilmagnetismus besonders für den Heiler, aber auch für den Kranken in sich birgt, zu vermeiden.«

»Die Aufgabe, die ich mir zur Lösung gestellt hatte, war also das Gegenteil von der, die Mesmer gelöst hatte. Mesmer fand zuerst, daß Magneten eine Heilkraft inne wohne, wenn er sie in die Hände nahm und mit ihnen Striche an den Kranken entlang machte. Erst später beobachtete er, daß auch unter Weglassung des Magneten schon Striche mit den Händen allein heilend wirkten und fand so den Heilmagnetismus. Ich weiß nicht, ob Mesmer schon die Tatsache bekannt war, daß Magnete, ohne daß sie von der menschlichen Hand berührt sind oder waren, Heilwirkung, wenn auch schwach, haben. Mir war das unbe-

*) loco cit. S. 61 bis 87.

kannt, als ich zuerst den Entschluß faßte, Apparate herzustellen, die heilmagnetische Kraft ausstrahlen; glücklicherweise, — sonst hätte ich höchst wahrscheinlich meine Strahlapparate niemals gefunden.«

»Da fiel mir im November 1889 auf einem Berliner Bahnhofe der Vortrag von Hertz in Bonn: »Ueber die Beziehungen von Licht und Elektrizität«, den er auf einer der letzten Naturforscherversammlungen gehalten hat, in die Hände. Hertz berichtet darin über lange Wellen, die sich bilden, wenn zwischen zwei nahen Drahtspitzen ein Strom in Funken übergeht. Er maß die Länge der Wellen und fand sie zwischen 6 und 1/3 Meter lang, eine ganz ungeheure Länge, wenn man bedenkt, daß die längsten bis jetzt gemessenen Aetherwellen, die äußersten dunklen Wärmestrahlen, 0,0048 Millimeter lang waren.«

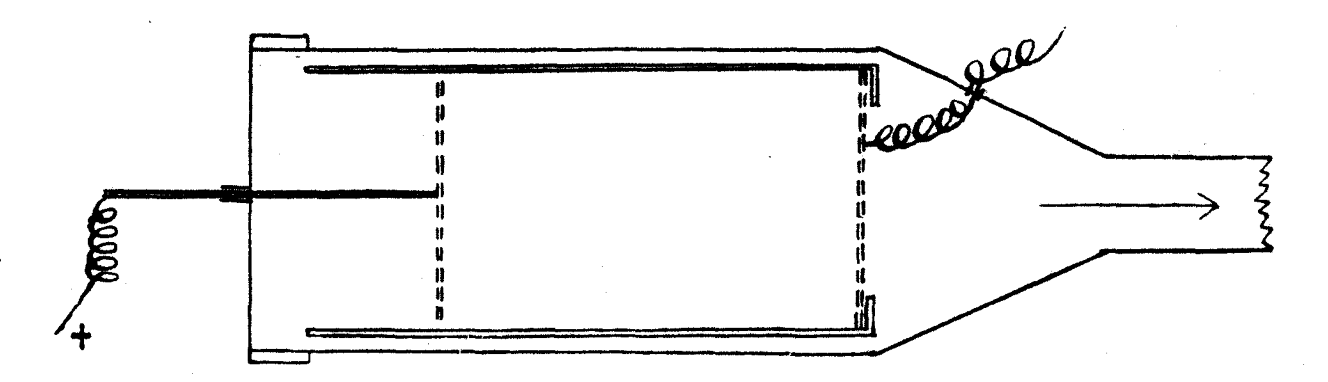
»Wenn ich nun auch die Ansicht von Hertz über das Wesen der langen Wellen durchaus nicht teilte, . . . so war ich doch von der Wichtigkeit der Hertzschen Entdeckung vollkommen durchdrungen. Ich erinnerte mich der Auseinandersetzungen von J. G. Vogt in seinen Erkenntnisschriften, wonach die Schwingungen der Moleküle im organischen Leben langsam sein müssen, im Gegensatze zu den schnellen Bewegungen des Anorganischen. War zwischen den langen Wellen von Hertz und den kurzen Licht- und Wärmewellen dieselbe ungeheure, vielleicht unausfüllbare Kluft wie zwischen dem Organischen und dem Anorganischen? Vielleicht waren die langen Wellen von Hertz identisch mit den langsamen Schwingungen, die der Hand des Heilmagnetiseurs entströmen.«

»Daß letztere langsam sind, lehrte mich mein eigenes Gefühl bei Ausführung der Striche. Die Ueberzeugung, daß es sich so verhalten müsse, befestigte sich in mir mit längerem Nachdenken immer mehr. Es handelte sich also nur noch um einen besseren Weg zur Erzeugung der langen Wellen. Daß bei der Funkenbildung sich nur ein ganz geringer Bruchteil der Elektrizität in lange Wellen umsetzen werde, war mir ohne weiteres klar.«

Er überlegte nun, wie dieser Zweck am besten zu erreichen sei; im Frühjahr 1890 stellte er schließlich folgenden Versuch an:

»Ich nahm zwei kreisförmige Kupferscheiben von 1½ Millimeter Dicke und 13 Zentimeter Durchmesser und stanzte in regelmäßigen Reihen quadratische Löcher von 10 Millimeter Weite in denselben aus. Die Streifen zwischen den Löchern waren 2½ Millimeter breit. Dann ließ ich aus Buchenholz einen zylindrischen Ring ausdrehen von 13½ Zentimeter innerem und 16 Zentimeter äußerem Durchmesser und 12 Zentimeter Länge. An einem Ende war ein nach innen vorspringender Rand angedreht. An die Innenseite des Randes nagelte ich die eine Scheibe an und lötete an dieselbe einen umsponnenen Draht. An die Mitte der anderen Scheibe lötete ich einen runden Kupferstab von ½ cm Durchmesser senkrecht zu derselben. Den Holzring brachte ich

in eine Büchse von verzinntem Weißblech, welche auf der einen Seite einen Ansatz in Form eines abgestumpften Kegels hatte, an welchen wieder eine Röhre von 1 1/2 Meter Länge angelötet war. Auf der andern Seite war die Büchse mit einem übergreifenden Deckel verschlossen, der in der Mitte einen Stutzen hatte. Alles aus Weißblech.



Die durchlochte Scheibe mit dem Stab führte ich in den Holzring ein, wie die Figur zeigt, ein Korkstopfen isolierte den Stab im Stutzen. Der Leitungsdraht der anderen Scheibe führte durch einen Korkstopfen in einem Stutzen am trichterförmigen Teil hinaus. Die innere Scheibe war mit dem Zinkpole, die äußere Scheibe mit dem Kohlepole eines Chromsäureelements verbunden. Die äußere, also positive Scheibe war verschiebbar in dem Holzring. Entstanden lange Wellen an den Scheiben, wenn die Leitungsdrähte mit dem Element verbunden waren, so mußten sie hauptsächlich an dem offenem Ende des langen Rohres heraustreten. Deshalb hatte ich auch die negative Scheibe nach dem Rohre zu angeordnet, weil ich mir dachte, daß die Wellen von der positiven nach der negativen Scheibe zu entstehen mußten. Die positive Scheibe war verschiebbar gemacht, weil ich annahm, daß mit dem größeren Abstande der Scheiben auch die Längen der entstehenden Wellen wachsen würden, man also auf diese Weise nach Belieben längere und kürzere Wellen erzeugen könne«. (Fortsetzung folgt.)

Praktische Psychometrie.

Von prakt. Arzt **P. Reinhardt.** (Fortsetzung.)

Auf mich selbst machen immer Quadraturstellungen der Sonne einen starken Eindruck, auch der Eintritt der Planeten in ein neues Tierkreiszeichen ist fühlbar u. s. f.

Diesen Einflüssen kann ja wohl kaum ein Psychometer entrinnen, sie müssen also in Rechnung gezogen werden. Sonst ist ein einsamer, ruhiger Ort wegen Mangel störender Nebeneindrücke zu empfehlen . . Ein bloßer Ortswechsel bringt nur einen Wechsel der Neben- oder Ortseindrücke. Viele psychometrische Eindrücke sind schon innerlich vorhanden, sie werden aber vor der Menge der auf den Menschen fortwährend einstürmenden Gedankenschwingungen anderer Personen nicht empfunden. Das Alltagsleben betäubt wohl die im Menschen liegenden Intuitionen. So kann man auch im Alltagsleben schwer zur Selbster-

kenntnis kommen. Erst in der Stille hört man die Stimme des Inneren, die eine gründliche Aenderung von Mängeln ermöglicht, während äußerliche Einflüsse nur kurzandauernde Suggestionen darstellen, welche gehen und verschwinden.

Uebrigens lassen sich Ferndiagnosen von Bekannten zum Teil auf unbewußte astrologische Berechnungen zurückführen. Jeder Mensch stellt astrologisch einen Planeten dar, der mit seinen jeweilig guten und schlechten Aspekten auf seine Freunde, auch auf seine Umgebung gut und schlecht einwirkt, sodaß seine Psyche seinen Freunden und Bekannten astrologisch — aus Erfahrung — bekannt ist. Wenn nun neue Planetenstellungen eintreten, werden diese Freunde gleich den anderen Wirkungen auf das Seelenleben mit kalkuliert. So entstehen auch gleich Empfindungen für die nächste Zukunft. Oft treten Krankheiten, die ein Psychometer fühlt, erst nach einigen Tagen auf, und ist das nicht zu verwundern, da der Zeitbegriff bei vielbeschäftigten Psychometern infolge der immer mehr zunehmenden Gleichgültigkeit gegen tägliche Erlebnisse schwächer wird. Auch Frau Professor Buchanans schwächste Seite war die Taxation des Alters der untersuchten Personen. Ich kenne einen Hellseher — rechne ihn, was die Methode anlangt, zu den Psychometern — der dagegen sehr exakte Zeitbestimmungen macht, aber nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Er will durch diese genauen Altersangaben Verstorbener beweisen, daß die hellgesehenen Personen mit den Verstorbenen identisch sind.

Einige Erlebnisse Buchanans verdienen noch besondere Beachtung. Wenn zwei Psychometer gegenseitig in Verkehr treten, fühlen sie sich sehr intensiv. Als Frau B., die sonst immer die Charaktere der ins Haus Tretenden vor der persönlichen Berührung fühlte, den Eintritt eines ihr unangenehmen Psychometers in ihr Haus merkte, wünschte sie innerlich, daß der Besuch nicht zu ihr käme. Das geschah auch nicht. Der Herr, welcher umkehrte, erzählte, er habe das Gefühl gehabt, als faßte ihn eine Dame am Arm und führte ihn hinaus. Diesem widerstand er nicht. — Ist das der Doppelgänger gewesen oder der plastisch gefühlte Gedanke? Wohl das letztere. Ich habe mit der bildlich empfundenen Wirkung der Gedanken oft operiert, habe aber niemals den »Doppelgänger« ausgeschickt. Es ist ja erklärlich, daß Gedanken, wenn sie gefühlt werden können, von einigen Menschen, selbst wenn sie nicht immer hellsehen, als ein Bild empfunden werden können. Es ist ja auch ohne Zweifel eine ganz alltägliche Erscheinung, daß Gedanken allein schon Fernwirkung zeitigen, bewußt oder unbewußt gewollt. So lassen sich auch Kranke, mit denen der Arzt in Rapport steht, durch seine suggerierenden Gedanken aus der Entfernung beeinflussen. Darüber existieren in der Literatur der Magnetopaten einige recht beweisende Beispiele.

Buchanan hatte seine Spezialmethode bei Ferndiagnosen. Zuerst

macht sich an den Stellen des phrenologischen Freundschaftssinnes, also an den Seiten der mittleren Schädeldecke, ein unangenehmes Ziehen bemerkbar. Es kam also von seiten mit ihm in Rapport Stehender eine Meldung telepathischer Natur. Er nahm dann seine Freunde in Gedanken durch und fand auch durch Vergleich mit dem gekommenen Eindruck den Richtigen. Dann fühlte er an seinem Körper den Sitz und die Art der Krankheit ab. Ein mir bekannter Psychometer fühlt Krankheiten außer an der richtigen Stelle im Gesicht, und so gibt es noch mehr Möglichkeiten, da das Prinzip der Symmetrie bis in Einzelheiten nachgewiesen werden kann. Da wird wohl auch jeder seine Besonderheiten haben, die kein größeres Interesse verdienen.

Als Buchanan gefunden hatte, daß sowohl mit Photographien als auch mit Emanationen von Untersuchungssachen gut psychometriert werden kann, versuchte er, den Eindruck durch Aufschreiben des Namens der zu untersuchenden Person hervorzurufen. Das gelang ihm. Buchanan meint nun, daß dieses Verfahren prinzipiell für alle Verhältnisse möglich sei. Der bloße Name einer Person, eines Ortes wirkt wie ein Signal. Die aufgerufenen Eindrücke lassen sich durch den Psychometer zu einem klaren Bilde verarbeiten. In der 2. Hälfte seines Handbuches hat Buchanan nun eine Menge von Einzeluntersuchungen dieser Art protokolliert, über die kurz berichtet werden soll.

Diese Untersuchungen sind auf jeden Fall bemerkenswerte Beiträge zum Lesen im Astrallichte. Es fragt sich nur, in wie weit solche Untersuchungen Glauben verdienen und welche Bedingungen an solche Untersuchungen allgemeiner Natur geknüpft werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Mystisches von Kaiser Wilhelm II. Eine englische Wochenschrift glaubt die Frage, ob der Kaiser abergläubisch sei, bejahen zu müssen. Das Blatt schreibt: Der deutsche Kaiser besitzt einen Ring, den er immer trägt und den er als seinen persönlichen Talisman betrachtet. Die Tatsache ist allgemein wenig bekannt, aber durchaus zuverlässig. Dieser Ring steht im Mittelpunkte einer eigenartigen Legende. Zur Zeit des Kurfürsten Johann von Brandenburg, eines der ersten Hohenzollern, brach ein Dieb im Schlafzimmer des Fürsten ein und ließ auf seinem Bett einen kleinen, wertlosen Stein zurück, worauf er sich im Dunkel der Nacht entfernte. Man hörte nie wieder etwas von ihm. Der Stein aber wurde aufbewahrt und gehört seit jenem Tage zu den kostbarsten Schätzen des Hauses Hohenzollern. Der Vater Friedrichs des Großen ließ den Stein in einen Ring fassen und seit damals wurde das Juwel von den verschiedenen aufeinanderfolgenden Monarchen nicht wieder aus der Hand gegeben. Wilhelm II. besitzt außerdem noch einen zweiten Ring, der seit Jahrhunderten im Rufe steht, seinen Träger gegen jedes Übel zu schützen. Dieser Ring stammt aus der Zeit, als die Markgrafen von Nürnberg sich zur Befreiung des

Heiligen Grabes aufmachten, und Markgraf Ulrich soll es gewesen sein, der sich unter den Mauern Jerusalems nach blutigem Kampfe mit einem Sarazenen des Ringes bemächtigte. Der Kaiser trägt diesen Ring am Mittelfinger der linken Hand. Er ist von massivem Golde und enthält nur einen quadratischen dunklen Stein. Außerdem hat der Kaiser auch sonst noch zahlreiche Eigentümlichkeiten. So verabscheut er Katzen, und niemals ist ein Vertreter dieses Geschlechts in seine Nähe gelassen worden. Bei dem letzten Besuche des Kaisers in England war man gezwungen gewesen, alle Katzen in den Schlössern, die der Kaiser bewohnte oder besuchte, heimlich einzuschließen. Der Lieblingsstein des Kaisers ist, wie das Blatt weiter behauptet, der Achat, der, wie es heißt, seinem Besitzer langes Leben, Gesundheit und Reichtum sichert.

Die Wünschelrute gegen Blitzgefahr. Der bekannte Wünschelrutenfachmann Otto Edler von Gräve machte unlängst interessante Mitteilungen von einer eigenartigen Verwendung der Wünschelrute zur Abwendung der Blitzgefahr. Gerade jetzt bei Beginn des Sommers werden seine Mitteilungen, die in dem amtlichen Blatte Aufnahme gefunden haben, allgemeines Interesse erregen. In Anbetracht des Umstandes, daß jährlich ungefähr sechs Millionen Mark des Nationalvermögens durch Blitzschäden verloren gehen, muß man diese Methode, die zuerst 1902 von Herrn von Bülow und später 1906 vom Prinzen Carolath empfohlen wurde, doch etwas mehr beachten. Bei Anlage der ländlichen Gehöfte wird naturgemäß darauf Rücksicht genommen, daß sie in der nächsten Nähe von Wasserstellen oder Quellen errichtet sind. Dadurch tritt verhältnismäßig oft der Fall ein, daß ein Teil der Gebäude auf sich kreuzenden unterirdischen Wasseradern erbaut und durch diesen Umstand der Gefahr eines Blitzschlages besonders ausgesetzt ist. Bei einem Besitzer Redner in Abbau Mohrungen erfolgten Anfang August drei starke Blitzschläge innerhalb 15 Minuten. Bei dem ersten Schlage wurde eine Kuh etwa 10 m vom Wohnhause erschlagen, der zweite Schlag entzündete das Stallgebäude, wobei dieses und die Scheune total vernichtet wurden. Der dritte Schlag zersplitterte, etwa 80 Meter von der anderen Seite des Wohngebäudes entfernt, den Eichenpfahl einer Viehkoppel. Es gelang am folgenden Tage, mittels der Wünschelrute die drei Stellen genau zu bestimmen, obwohl der Besitzer selbst von der Zersplitterung des Eichenpfahls durch den dritten Schlag keine Kenntnis hatte. Die gefährdeten Punkte ließ er sofort durch Merkmale festlegen und die neuen Gebäude wurden nicht mehr an derselben Stelle errichtet. Herr von Gräve hat an mehreren Orten die Stellen gefunden, wo viele Jahre vorher der Blitz eingeschlagen hatte. Alles dies ist wohl geeignet, Einblick in ein neues Gebiet zu schaffen, das die Wünschelrute zu beherrschen berechtigt wäre. Gerade diesen Aufstellungen gegenüber, die ein Bild von der Möglichkeit segenbringenden Wirkens der Wünschelrute auf dem Gebiete der Feuerversicherung geben, wäre es besonders wünschenswert, daß die Wissenschaft sich dieser Frage annähme, um durch Feststellungen der Grundregeln dieser rätselhaften Kraft der Wünschelrute ihr weitere Gebiete zu erschließen. Einerseits können große Werte neu entdeckt (man denke an Wasser, Kohle, Metalle, Kali usw.), andererseits dem Nationalvermögen, wie oben beschrieben, erhalten werden.

Zur Erforschung der ägyptischen Derwischorden unternimmt ein junger deutscher Gelehrter und Journalist, P. Schwidtal aus Posen, mit Unterstützung Andrew Carnegies eine auf drei Jahre berechnete Reise nach Kairo. Hier sollen das Lehrsystem und die praktischen Übungen der Derwischorden einer wissenschaftlichen Beobachtung und Kritik unterzogen werden. Diese Orden, von denen die Mewlawi und Bektaschi die bekanntesten sind, besitzen ein eigentümliches System geistiger Schulung, das in der ganzen Welt einzig dasteht. Ihr Zweck ist die Wie-

dervereinigung der Seele mit dem göttlichen Prinzip, gleichbedeutend mit der Erlangung höchster Weisheit, Glückseligkeit und magischer Kräfte. Namentlich soll das Phänomen der Levitation (das ist die Fähigkeit in der Luft frei zu schweben) untersucht werden. Die Expedition wird außer dem Leiter aus einem Sekretär und einem Maler bestehen.

Ein Spukhaus in der Bretagne. Zu Rennes, in der frommen Bretagne, ist ein Haus entdeckt worden, in dem es seit einiger Zeit in gefährlicher Weise spukt. Es liegt auf dem Missionsplatze, und seit mehreren Tagen gehen dort nächtlicherweile allerhand Geister um. Gegenstände wechseln ihren Platz, anscheinend spontan; teure Vasen fliegen auf den Boden und zerbrechen dabei, und vor allem hat man bemerkt, daß ein an der Wand hängender Christus aus seinen Wunden blutet. Die kirchliche Behörde wurde benachrichtigt und „konstatierte“ diese seltsamen Vorgänge. Der beauftragte Priester weihte nun das Haus und beschwor die Geister, die sich aber an diese Kriegserklärung nicht kehrten, sondern ihren Spuk fortsetzten. Nun sandte der Bischof gleich zwei Kanonici, die aber übel empfangen wurden. Der eine erhielt von den Geistern eine Serviette ins Gesicht geworfen, dem andern schlugen sie den Weihwedel aus der Hand. Auch ein dritter Geistlicher, den man als Nachhut aufgeboten hatte, vermochte nichts auszurichten. Allerhand Lärm und Heulen, das sich wie das eines getretenen Hundes ausnahm, dauerte an, und die Vasen flogen vor den Augen der Geistlichkeit, von unsichtbaren Händen geschleudert, auf den Boden. Die Geistlichkeit ist konsterniert und schweigt sich den neugierigen Journalisten gegenüber aus, um ihre Niederlage nicht eingestehen zu müssen.

Ein ungewöhnlich langer Scheintod. Über einen Fall von ungewöhnlich langem Scheintode berichtet Kreisarzt Dr. Hofacker-Düsseldorf. Zu einem 16 Tage alten Drillingskinde wurde der Arzt gerufen mit der Bestellung, das Kind sei gestorben. Er fand an ihm kein Lebenszeichen, keine Atmung und kein Zeichen von Herztätigkeit. Dieser Zustand blieb 15 Minuten unverändert, der Körper war aufs äußerste abgemagert, die Haut grau und welk. Unter diesen Umständen trug der Arzt kein Bedenken, den Tod zu konstatieren. Am nächsten Tage, 27 Stunden später, wurde der Arzt wiederum gerufen mit der Angabe, das Kind lebe noch. Tatsächlich fanden sich Zeichen eines äußerst geringen Lebens, nämlich kurze, schnappende Atemzüge, die in Zwischenräumen von ½—3 Minuten erfolgten. Von einer Herztätigkeit konnte auch jetzt noch nichts festgestellt werden. Die vermeintliche Leiche hatte in der Nacht in einem kalten, von der übrigen Familie nicht bewohnten Zimmer, also unter ungünstigen äußeren Verhältnissen gestanden, die geringen Lebenszeichen waren in der Zwischenzeit von niemandem bemerkt worden. 2—3 Stunden später, also etwa 25 Stunden nach dem ersten Besuche, konnte nun der unzweifelhafte Tod durch die jetzt deutlich aufgetretenen Totenflecke konstatiert werden. Es genügt demnach nicht, daß bei der Leichenschau das Aufhören der Herz- und Atemtätigkeit festgestellt wird. Man muß vielmehr fordern, daß die sicheren Zeichen des Todes, Leichenstarre und Totenflecke nachgewiesen werden. Hierzu ist aber nötig, daß die Leichenbesichtigung nicht zu früh nach dem vermeintlich eingetretenen Tode vorgenommen wird.

Das Vaterunser ein Gedicht? Auf der Jahresversammlung der Amerikanischen Orientalischen Gesellschaft hat Professor C. C. Torrey von der Yale-Universität, wie die „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ berichtet, einen Vortrag gehalten, durch den auf den Charakter und den Ursprung des ehrwürdigsten und allgemeinsten Gebetes der Christenheit, des Vaterunsers, ein neues Licht geworfen wird. Professor Torrey suchte nämlich den metrischen

Ursprung des Vaterunsers wahrscheinlich zu machen. Er geht dabei von der älteren Form des Vaterunsers aus, wie es bei Lukas steht, und versuchte es in sein aramäisches Original zurückzuübersetzen, in welcher Sprache ja das Lukas-Evangelium ursprünglich geschrieben war. Dabei stellte sich denn heraus, daß es aus vier metrischen Zeilen bestand. In zweien dieser Verse war das Metrum ganz offenbar ersichtlich; für die beiden anderen Verse waren nur kleine Änderungen nötig, um sie in ein Metrum zu bringen, welches ein siebensilbiger Vers war, wie er sich im Aramäischen bis ins vierte Jahrhundert v. Chr. nachweisen läßt. Professor Torrey stützte schließlich die Vermutung, daß wir das Vaterunser ursprünglich uns als ein Gedicht zu denken haben, durch den Hinweis darauf, daß bei aramäischen und späthebräischen Grabschriften und Gebeten vielfach die metrische Form nachweislich im Gebrauche gewesen ist.

Das Licht der Erde. Man erinnert sich an die Versuche, die vor einigen Jahren ein Gelehrter vorschlug, um eine Verbindung der Erdenbewohner mit den Marssöhnen, falls solche vorhanden wåren, zu ermöglichen. Es sollte ein riesenhaftes rechtwinkliches Dreieck erbaut werden von derartigen Dimensionen, daß man es auf dem Mars wahrnehmen könnte. Die Weltgültigkeit des Pythagoreischen Lehrsatzes, der auch den Marsbewohnern bekannt sein müßte, sollte dann eine allmähliche Verständigung ermöglichen. Eine solche gehört vielleicht nicht zu den völligen Utopien. Denn falls der Mars bewohnt ist, kann man auf ihm die Erde als einen starken Leuchtstern wahrnehmen. Die Erde strahlt bekanntlich trotz ihrer erstarrten Rinde Licht aus. Man hat beobachtet, daß bei dunkler, mondloser Nacht die Helligkeit am Firmament an Stärke die Gesamtheit aller Lichtmengen übertrifft, die jeder einzelne Stern einzeln versendet. Selbst die dunkelsten Regionen des Erdballes scheinen von einem sich weit verbreitenden Licht erhellt zu sein, das seinen Ursprung wahrscheinlich in dem Luftkreise der Erde hat: es ist dies das „Licht der Erde“. Verschiedene Gelehrte haben gefunden, daß diese Lichtstärke dem zehnten Teile des Lichtes eines Sternes erster Größe entspräche. Man hat dieses Phänomen einem andauernden Nordlicht zugeschrieben, das sich hauptsächlich im Spektroskop durch seinen charakteristischen grünlichen Schein, der in dunklen Nächten am ganzen Himmel sichtbar ist, offenbart. Diese Ansicht vertrat Campbell. Es gibt aber jetzt eine neue Erklärung: Die beständige Reibung der höchsten Atmosphäre durch die Sternschnuppen und kosmischen Teilchen kann ebenfalls dies Licht hervorrufen. W. J. Humphreys hat die Masse des meteorischen Stoffes berechnet, die zur Erklärung des Phänomens genügen würde. Die Ziffer, die er gefunden hat, steht ziemlich im Einklang mit der Menge der kosmischen Teile, die täglich die Erde treffen. Diese Menge hat man durch direkte Beobachtung geschätzt.

Verschiebungen innerhalb des periodischen Systems der Elemente. Einer der führenden Gelehrten auf dem Gebiete der Radiumforschung, Professor Soddy, hat sich über eine Frage ausgesprochen, die durch die überraschenden Ergebnisse der Untersuchungen über die Strahlungsvorgänge brennend geworden ist. Die Gelehrten müssen jetzt eingestehen, daß die alte Lehre von den Elementen eine unheilbare Erschütterung erfahren hat, nachdem der Nachweis geliefert worden ist, daß ein Element durch langsame Zersetzung in ein anderes übergeht. Damit ist aber auch die Axt an die Wurzel eines Baumes gelegt, in dessen Schatten sich die Naturforschung seit langer Zeit so wohl gefühlt hat, daß sie ihn für unentbehrlich gehalten hat. Das ist das periodische System der Elemente, dessen Aufbau besonders zuverlässig erschien, da er nach dem berühmten Vorgang von Mendelejew die Möglichkeit gab, das Vorhandensein von Elementen vorauszusehen, ehe sie wirklich aufgefunden worden waren. Und danach kann man auch

jetzt nicht wohl bezweifeln, daß dies periodische System eine innere Berechtigung haben muß, wenn sich auch seine Auffassung und Erklärung auf Grund der neuen Erkenntnis von dem Wandel der Elemente zu ändern haben wird. Soddy vergleicht nun dies System mit einer Augenblicksphotographie, die von einer Stufe der stofflichen Entwicklung aufgenommen worden ist. Im Licht der neuen Forschung wird sich dies System der Elemente derart verändern, daß sie sich zu dem früheren Bild verhält wie eine kinematographische Aufnahme zu einer Einzelphotographie. Die Elemente verschieben sich eben im Verlauf ihrer durch die Strahlung herbeigeführten Zersetzungen. Nach neuen Forschungen von Professor Alexander Fleck können diese Verschiebungen derart vor sich gehen, daß sich 35 bisher unterschiedene Elemente auf 10 Plätze des periodischen Systems zusammendrängen. Es hat sich aber herausgestellt, daß die auf denselben Weg gelangenden strahlenden Elemente in all ihren Eigenschaften übereinstimmen. Für zwei von ihnen, Thorium und Jonium, ist sogar Gleichheit des Spektrums nachgewiesen worden. Der Chemiker würde sie überhaupt für ein und dasselbe Element erklären, wenn sie sich nicht in ihrer Strahlung unterschieden.

Der Geist Massenets. Aus Paris wird gemeldet, daß während der Proben zu Massenets nachgelassener Oper „Panurge" im Gaîté-Theater der „Geist" des vor Jahresfrist verstorbenen Komponisten erschienen sei. Zuerst bemerkte der Bariton Marcoux die Erscheinung. Massenet schien in einer Kulisse zu stehen, mit den Händen taktierend, von Zeit zu Zeit beifällig oder mißfällig dem Gange der Probe folgend. Der Bariton wagte, aus Furcht ausgelacht zu werden, nichts von der Erscheinung zu sagen. Sie wurde aber nach und nach von sämtlichen Mitwirkenden bemerkt. Da der Gedanke nahe lag, daß sich irgend jemand einen Ulk geleistet habe, wurde das ganze Theater sorgfältig abgesucht, jedoch ohne Erfolg. Die Erscheinung wiederholte sich bei mehreren Proben. — Die Tagesblätter finden nun keine andere Erklärung, als daß es sich hier um einen seltenen Fall von Massensuggestion zu handeln scheine. Wie aber, so fragen wir, wenn es keine Massensuggestion war? Dann versagt die Weisheit des Durchschnittsjournalisten, und er wird höchstens zugeben, daß es eben zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als sich die Schulweisheit träumen läßt." Es ist aber für Kenner der okkultistischen Literatur durchaus kein so seltener Fall, daß ein Phantom spontan vielen Menschen sichtbar wurde. Wir entnehmen den obigen Fall dem Abendblatt der „Grazer Tagespost" vom 26. Juni 1913 und sind nun gespannt, welche weitere Nachrichten darüber einlaufen werden.

Schopenhauers Stellung zum Okkultismus. In seiner „Neuen Paralipomenis" führt Schopenhauer aus, wie man nie vergessen dürfe, daß die Dinge zwar einerseits ganz begreiflich seien und ihr Zusammenhang völlig faßlich ist (Seite der Erscheinung), daß sie aber andererseits durchweg geheimnisvoll, rätselhaft, schlechthin unbegreiflich sind (Seite des Dinges an sich). Dann werde man nicht gewisse Annahmen, weil sie auf jener ersten Seite keine Statt haben können, schlechthin verwerfen, wie da sind Vorsehung und Leitung der zufälligen Begebenheiten, Geistererscheinungen, Magie, Prophezeiungen, Sympathie u. dergl. m. Denn man würde im höchsten Grade einseitig urteilen.

Daran knüpft Dr. O. F. Damm in seiner für den Laien sehr empfehlenswerten populären Schopenhauer-Biographie (Reklam Nr. 5388/90) folgende Bemerkungen:

Hier also ist der sehr bemerkenswerte Zusammenhang der magischen Anschauungen Schopenhauers mit dem Grundgerüst seines philosophischen Systems in unzweideutigster Weise aufgedeckt. Er sucht sich theoretisch über diese merk-

würdige Seite seiner Persönlichkeit Rechenschaft zu geben, und damit gewinnen diese Momente seines Wesens, um derentwillen er bis in die neueste Zeit hinein von oberflächlichen Beurteilern so lebhaft getadelt und mit Spott und Hohn überschüttet worden ist, eine ganz andere, durchaus konsequente Bedeutung. Wir haben an anderer Stelle bereits betont, daß Schopenhauer fest an warnende und weissagende Träume, an Mesmerismus, an das Tischrücken, an Somnambulismus, an das „zweite Gesicht", an das Erscheinen Verstorbener, überhaupt an das Hereinragen der Geisterwelt in die Alltäglichkeit geglaubt hat, und zwar ist er diesem Glauben von Jugend an bis in sein spätestes Alter unverbrüchlich treu geblieben. Ja, er hat sich nicht gescheut, trotz seiner umfassenden Kenntnisse auf sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaften und namentlich auch der Medizin, in sehr entschiedener Weise für das Berechtigte der erwähnten vielumstrittenen Phänomene einzutreten. Von besonderem Interesse sind in dieser Beziehung wegen der Reichhaltigkeit der darin niedergelegten Beobachtungen in den „Parergis und Paralipomenis" I die beiden ungemein frisch geschriebenen Abhandlungen: „Transzendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" und „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt."

Hierher gehört auch der siebente Abschnitt der Schrift „Über den Willen in der Natur", betitelt „Animalischer Magnetismus und Magie". Hier konstatiert Schopenhauer die Tatsache, „daß kein magnetischer Akt ohne den Willen wirksam ist, hingegen der bloße Wille ohne äußern Akt jede magnetische Wirkung hervorbringen kann. Die Manipulation scheint nur ein Mittel zu sein, den Willensakt und seine Richtung zu fixieren und gleichsam zu verkörpern." Schopenhauer gibt dann im weiteren Verlauf seiner Darstellung eine ganze Reihe merkwürdiger Fälle und interessanter Beobachtungen aus dem Gebiet der Magie, des Hellsehens usw. Sehr beachtenswert sind auch seine Ansichten über die Schwierigkeit, einwandfrei beglaubigte Berichte über den Verlauf hypnotischer und spiritistischer Experimente zu erlangen, und zwar gelte dies sowohl für die Vergangenheit als für die Gegenwart. Zugleich habe von jeher der Aberglaube bei allen hier in Frage kommenden Geschehnissen seine Hand häufig im Spiele gehabt. Überdies sei in den Schriften selbst der bedeutendsten Alchimisten ein Wust von Lug und Trug und Unsinn enthalten, so daß es schwer sei, die wenigen echten Goldkörner herauszufinden. Eine Berichtigung, eine Klärung der Ansichten sei in neuerer Zeit einmal durch das Aufblühen der Naturwissenschaften, namentlich durch die Entwicklung der Medizin, eingetreten, sowie zweitens durch die Kantische Philosophie, durch die Lehre von der Erscheinung und dem Ding an sich. Sehr interessant ist a. a. O. (III. Band Sämtl. Werke, S. 304 f.) die Stelle: „Um über alle geheime Sympathie, oder gar magische Wirkung, vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blick in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätseln und Unbegreiflichkeiten versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge noch uns selbst von Grund aus kennen und verstehen. Die dieser Gesinnung entgegengesetzte ist es eben, welche macht, daß fast alle großen Männer, unabhängig von Zeit und Nation, einen gewissen Anstrich von Aberglauben verraten haben. Wenn unsere natürliche Erkenntnisweise eine solche wäre, welche uns die Dinge an sich und folglich auch die absolut wahren Verhältnisse und Beziehungen der Dinge unmittelbar überlieferte, dann wären wir allerdings berechtigt, alles Vorherwissen des Künftigen, alle Erscheinungen Abwesender, Sterbender oder gar Gestorbener und alle magische Einwirkung a priori und folglich unbedingt zu verwerfen. Wenn aber, wie Kant lehrt, was wir erkennen, bloße Erscheinungen sind, deren Formen und Gesetze sich nicht auf die Dinge an sich selbst erstrecken, so ist eine solche Verwerfung offenbar voreilig, da sie sich auf Gesetze stützt, deren Apriorität sie gerade auf Erscheinungen beschränkt, hingegen die Dinge an sich, zu denen auch unser eigenes

inneres Selbst gehören muß, von ihnen unberührt läßt. Eben diese aber können Verhältnisse zu uns haben, aus denen die genannten Vorgänge entsprangen, über welche demnach die Entscheidung a posteriori abzuwarten, nicht ihr vorzugreifen ist.“ E. G. H.

Wunderbare Heilung einer Blinden. Eine rätselhafte Heilung einer Blinden versetzt die Londoner Augenärzte in nicht geringe Aufregung. Das Dienstmädchen Katharina Welsh war seit ihrer Kindheit sehr kurzsichtig. Ihr Leiden verschlimmerte sich derart, daß sie seit zwei Jahren völlig erblindet war, trotzdem sie in der Behandlung erster Fachärzte sich befand und mehrfach operiert wurde. Schließlich wurde ihr Fall, dessen Ursache nicht feststand, für hoffnungslos angesehen. Da erkrankte ihre Großmutter, an der die Welsh sehr hing, und, so erzählt das Mädchen selbst, der Wunsch, die Sterbende noch einmal sehen zu können, verfolgte das Mädchen Tag und Nacht. Als die alte Frau gestorben war, vergoß die untröstliche Enkelin wahre Tränenströme und brach schließlich am Grabe in einem Weinkrampf zusammen. Als sie wieder zum Bewusstsein gekommen war, hatte sie ihr Augenlicht wiedergewonnen. Fräulein Welsh suchte wiederum einen ihrer Ärzte auf, der die Tatsache feststellte, ohne eine Erklärung dafür zu haben. Während in den ersten Tagen nach der Heilung sich noch eine starke Kurzsichtigkeit bemerkbar machte, verfügt die Geheilte jetzt über eine normale Sehstärke.

Die Ursache dieser wunderbaren Heilung dürfte wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer Selbstheilung durch eigene Willensanstrengung (Wunschkraft!) zu suchen sein. Sie ist aber immerhin sehr bemerkenswert und demonstriert wieder klar, wie ungeheuer groß unter Umständen die Macht des Seelischen über die Körperlichkeit ist. Im intensiven „Wünschen“ liegt mehr Magie als wir heute ahnen. Richtig wünschen, wollen und denken können ist aber ein Zauberschlüssel, den erst wenige Menschen gebrauchen gelernt haben.

Haeckels Nachfolger in Jena über die denkenden Pferde. Aus Jena wird uns berichtet: Professor Dr. Plate (Jena), der Nachfolger Haeckels, hielt dieser Tage in der Medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft einen ungemein interessanten Vortrag über die denkenden Pferde in Elberfeld. Er kam zu dem Resultat, daß die Pferde wohl imstande seien, zu lesen, die menschliche Sprache zu verstehen, und daß sie auch Zahlenbegriffe hätten. Professor Plate erblickt indes in dieser Tatsache keine Gefahr für den Gedanken der Entwicklungslehre. Es habe seit langem als feststehend gegolten, daß die Tiere Verstand besäßen, und nun sehe man, daß man eben den Verstand der Pferde unterschätzt habe. Aber es sei sehr wünschenswert, auf diesem Gebiet weitere Forschungen zu machen. Plate hält es für sehr vorteilhaft, eine größere Kommission zur weiteren Prüfung des Tierverstandes zu bilden. Er selbst hat drei Tage zur Prüfung der Pferde in Elberfeld geweilt. Irgendeine Täuschung seiner Person war, wie er ausführt, nicht möglich, da er mit den Pferden allein war. Er hat den Tieren, von denen eines blind ist und dem man die Aufgabe nur durch das Gehör übermitteln kann, 300 Aufgaben vorgelegt, die er in drei Gattungen einteilt: leichte, schwere und sehr schwere Aufgaben. Die schweren Aufgaben sind die, bei denen die Zahlen und Buchstaben an die Tafel geschrieben wurden, die Erklärung von Bildern und das Rechnen mit farbigen Zahlen, die die Pferde erst nach der Farbe auszusuchen haben. Sehr schwere Aufgaben sind das Ausziehen von Wurzeln aus zum Teil neunstelligen Zahlen. Von den leichten Aufgaben, die Professor Plate den Tieren vorlegte, wurden 51 Prozent gelöst, von den schweren 36,8 Prozent und von den sehr schweren 10 Prozent. Nach Professor Plate spricht dieses Verhältnis entschieden gegen einen Zufall und für eine Denkarbeit der Tiere. Er erklärt, daß die Tiere Zahlen und Worte

unserer ihnen völlig artfremden Sprache nicht nur verstehen, sondern auch ablesen können; anderseits würden sich die Pferde auch in unserer Sprache, wenngleich in ihrer besonderen Orthographie, verständlich machen. Der Gelehrte führte weiter aus, daß die leichten Lösungen meist gleich erfolgten, mitunter auch erst beim zweiten und dritten und selbst noch beim neunten und zehnten Fragen. In einem gewissen Prozentsatz der Fälle versagten die Tiere auch vollständig; es komme vor, daß sie unlustig, faselig oder auch müde seien. Beim Wurzelausziehen liegt, wie Professor Plate weiter erklärte, im Gegensatz zur Lösung der anderen Aufgaben mehr ein Raten als eine rechnerische Überlegung vor; reiner Zufall erscheint ihm dagegen auch hier ausgeschlossen.

Das Gespensterhaus. Wir entnehmen diesen Bericht einer der bedeutendsten Zeitung Italiens, dem „Corriere della Sera", vom 3. Januar 1913: „Es war am Abend des 22. November 1912, als sich die Familie Didier bereits schlafen gelegt hatte und von der Turmuhr des gegenüberliegenden Domes der letzte Glockenschlag zwölf ertönt war, da erscholl plötzlich ein heftiger Schlag an der Wand zwischen dem Salon der Didierschen Wohnung und dem Schlafzimmer der anstoßenden. In beiden Etagen stand man sofort auf, und nach Verlauf einer kleinen Weile erfolgte der zweite Schlag, ebenso heftig wie der erste. Das ging wohl eine Stunde lang so fort. Da die Familie Didier keine Ahnung vom Spiritismus hatte und noch niemals dergleichen übersinnlichen Vorkommnissen gegenüberstand, so schrieb sie natürlich die Ursache des seltsamen Wandschlagens allem anderen statt Geistern zu. Am anderen Morgen begegneten sich die Frauen der in der Rede stehenden, durch die Geräusche in der Nacht belästigten Familien, und Frau Didier redete die Nachbarsfrau mit den Worten an: „Was ist denn in der vergangenen Nacht bei Ihnen los gewesen, daß Sie so an die Wände schlugen?" — „Das hätten wir getan?" Sind Sie so gut. Ich bin gerade auf dem Weg zu Ihnen, um mir auszubitten, daß es aber in der nächsten Nacht ruhiger hergeht als in der vergangenen. Dieses laute Schlagen!" — „Aber bei Gott, wenn Sie es nicht gewesen sind, wer soll es denn getan haben?" „Ich bitte Sie, Sie sind es auch nicht gewesen?" Aus diesem Zwiegespräch sah man nun, daß es sich nicht um einen Schabernack handelte, den der eine dem anderen zu spielen gesonnen sei, auch ließ sich leicht die Überzeugung verschaffen, daß ebenfalls seitens der Bewohner der anderen Etage nicht jener Lärm ausging. Jede Nacht, während einer vollen Stunde, begann Glockenschlag 12 Uhr der furchtbare Lärm. Die beiden so geplagten Familien gerieten schier außer sich und sie erzählten den Nachbarn von jenem sonderbaren Vorkommnis, in der Hoffnung, daß es ihnen gelänge, ein Mittel gegen die Störung ausfindig zu machen. Gar manch Absonderliches trug sich dann hier zu. Einer der hinzugezogenen Zeugen behauptete, daß die Schläge von komprimierter Luft herrührten, die in der Wand eingeschlossen sei. Doch wie man auch die Mauer durch kleine Löcher untersuchte, den jeden Abend auftretenden Phänomenen gebot dies keinen Einhalt. Endlich kam ein Ingenieur auf den ingenieusen Gedanken, daß es sich um einen kleinen Motor oder einen ähnlichen Apparat handle, der sich in der Nachbarschaft befinden müsse. Ein Elektrotechniker wollte natürlich die Erscheinungen auf Elektrizität zurückführen. Demzufolge ward der Strom für das ganze Haus abgestellt. Aber auch dieses hatte ebensowenig Erfolg.

Eines Tages nun kam es vor, daß Herr Didier aus Ärger mit der Faust auf einen Koffer schlug. Unmittelbar gleich darnach erscholl ein heftiger Schlag in der Wand. Man schlug mehrmals mit der Faust auf den Koffer und gleichzeitig ertönten ebenso viele Schläge an der Wand. Nun war es Zeit, daß sich die Polizei hineinmischte. Sie fahndete auf einen Urheber des schlechten Streiches und nahm dieserhalb die Wohnungen in Augenschein. Auf beiden Seiten wurden Geheimpolizisten aufgestellt, aber trotz eifrigster Überwachung gelang es nicht, der Ursache des

Spukes auf die Spur zu kommen, und nach wie vor ließen sich die lauten Klopftöne vernehmen. Alle erdenklichen Mittel waren nun angewendet worden, und da sie sich sämtlich als vergeblich erwiesen, so ließ man es ruhig darauf ankommen und versuchte trotz des Getöses sich der Nachtruhe hinzugeben. Das wirkte; denn nun auf einmal verstummte das Lärmen. Am heiligen Abend aber und in der Sylvesternacht erschollen die Laute von neuem, und dabei noch in so eigentümlicher Art, daß wohl nicht der geringste Zweifel oblag, es wolle jemand seine Anwesenheit dokumentieren und womöglich seine Gratulation zu den bevorstehenden Festen vorbringen. Freunde rieten nun zum Exorzismus. Aber seit jener Zeit treiben die unsichtbaren Wesen ihr Unheil schlimmer als je.

Der Traum des Waldarbeiters. Am 20. April 1913 stieg in Cassel der Luftballon „Ilse" auf, der seitdem verschollen war. Offenbar ist dieser in ein Gewitter geraten, von dem er zerstört wurde. Denn Ende April wurden die Überreste des verbrannten Ballons sowie seines Führers, des Kaufmanns Franz Weyland aus Cassel, vom Waldarbeiter Heldmann aufgefunden. Dieser ist in den Forsten bei Klein-Almerode seit etwa vierzig Jahren tätig. Er erklärte, daß tatsächlich ein T r a u m, den er in der Sonntagnacht hatte, der Anlaß gewesen sei, daß er sich auf die Suche nach dem Ballon „Ilse" begeben habe. Heldmann hat sich am Sonnabend abend, dem 26. 4., von der Arbeit kommend, zur gewohnten Abendstunde zur Ruhe begeben. Lange Zeit lag er schlaflos, bis er endlich den ersehnten Schlaf fand. Aber schon nach kurzer Zeit (es war um die frühe Morgendämmerung) schreckte er aus einem schweren Traum empor, vollkommen in Schweiß gebadet, und dachte lange über den Traum nach, den er eben gehabt hatte. Allmählich wurde ihm dessen Bild klar: Er sah den Ballon „Ilse" im Walddickicht liegen, der Führer war tot und der Ballon verbrannt. Nun befaßte er sich mit dem Gedanken, was unter diesen Umständen zu tun sei, und beschloss, sich sofort auf die Suche zu begeben. Er bat seine Frau, ihm ein Frühstück zurecht zu machen und ging dann in den Wald. Immer deutlicher trat nun das Bild vor seine Augen, das er im Traum gesehen hatte. Direkten Weges ging er auf den Kopf des Günthersberges zu, und dort fand er die Reste des Ballons und den Führer genau in derselben Lage und an der gleichen Stelle, wie der Traum es ihm gezeigt hatte. Heldmann steht auf dem Standpunkt, daß zwischen diesem Traum und der Auffindung des Ballons ein Zusammenhang besteht und daß gewissermaßen e i n e i n n e r e S t i m m e ihm gesagt habe, er müsse im Walde nach dem Ballon „Ilse" suchen. Es ist allerdings in jenen Tagen viel über den Ballon gesprochen worden und über die Möglichkeiten, unter denen er verunglückt sein könnte. Zwischen diesen Erzählungen und seinem Traum besteht aber wohl k e i n Zusammenhang. Jedenfalls steht Heldmann auf dem Standpunkt, daß er den Ballon s o gefunden habe, wie es ihm im T r a u m erschienen sei.

Was die Linien in König Ferdinands Hand verkünden. Die Geschichte von einer merkwürdigen Prophezeiung, die dem König Ferdinand von Bulgarien zuteil geworden ist, wird jetzt in Paris erzählt. Der hervorragende Historiker M a n c i n i, der im vorigen Mai gestorben ist, besuchte vor einigen Jahren den bulgarischen Hof, wo er der Gast des damaligen Fürsten Ferdinand war. Der Fürst, der wußte, daß Mancini einen großen Ruf als Wahrsager aus der Hand besaß, ließ ihn aus den Linien seiner Rechten die Zukunft lesen. „Ich sehe tiefe Trauer für Eure Hoheit und für Bulgarien", so prophezeite damals Mancini. „In fünf oder sechs Jahren von jetzt an sehe ich eine große Freude in Form einer Standeserhöhung, und im Jahre 1912 die Verwirklichung eines Traumes, an die Eure Hoheit heute noch kaum zu glauben wagen." „Und dann?" fragte Fürst Ferdinand. Der Wahrsager zögerte. „Sagen Sie mir die Wahrheit," drängte der andere. „Das Glück wechselt rasch," meinte nun Mancini. „Im J a h r e 1 9 1 3 — ich hoffe, daß ich mich damit irre — lese ich eine Katastrophe für Bulgarien und für Sie selbst."

Die Prophezeiungen sind bisher eingetroffen: Die Trauer kam beim Tode von Ferdinands Mutter, die Freude bei der Krönung des Fürsten zum Zaren der Bulgaren. Dann kam 1912 der Sieg über die Türken und dann? — Das Jahr 1913 ist noch nicht vorbei . . . .

Kartoffeln als Mittel gegen die Gicht und Harnsäure. Der Kopenhagener Arzt Dr. Hindhede ist durch viele Versuche zu der Überzeugung gelangt, daß unter den Nahrungsmitteln, die besonders geeignet sind, die Harnsäure aufzulösen, an erster Stelle die Kartoffel steht. Dann folgt Brot, das heißt Grahambrot und Obst. Eine Diät aus Kartoffeln, Brot und Obst würde daher dem Ideal der Gichtkost am nächsten kommen; möglicherweise verträgt die Diät auch einen kleinen Zusatz von Milch. Diese Kurmethode der Kartoffel-Brot-Obst-Diät ist viel billiger als die Mineralwässer, von den noch viel kostspieligeren Badereisen gar nicht zu reden. Hindhede neigt auch zu der Ansicht, daß das Wasser, in dem die Kartoffeln gekocht sind, gleichfalls ein vorzügliches Mittel gegen die Gicht bildet. Das Trinken von Kartoffelwasser ist übrigens ein altes Hausmittel. Dem Einwand, daß Kartoffeln schwer verdaulich sind, begegnet Hindhede mit dem Hinweis darauf, daß sie gewöhnlich nicht genügend gekaut werden. Um das zu vermeiden, empfiehlt er, die Kartoffeln auf dem Teller stets mit der Gabel zu zerdrücken. Wenn das auch nicht sonderlich elegant und korrekt aussieht, was tut der Gichtkranke nicht alles, wenn er Aussicht hat, von seinem schmerzhaften Übel befreit zu werden!

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Fonyod fürd 24. Juni 1913.

Sehr geehrter Herr Georgievitz-Weitzer!

Folgender interessanter Fall ereignete sich hier am Plattensee (Ungarn) im Dorfe Csehi (Zala Comitat) in der Familie eines ehrsamen Baumeisters. Das zehnjährige Töchterchen dieser sehr braven, fleißigen Leute ist augenscheinlich das Opfer finsterer Gewalten. Vor Jahresfrist also ging das Kind abends heim und sah an einem Kreuzweg eine alte Frau auf einem Ziegenbock reitend. Von diesem Augenblick an ist das Kind wie besessen. Es klagt darüber, daß die alte Frau ihm erscheine und fort und fort dränge, es solle die „Hexerei" übernehmen, also ihre Nachfolgerin in der schwarzen Kunst werden. Das Kind nannte auch den Namen einer 90-jährigen Greisin und deren 75jährigen Tochter aus einem entfernten Dorf. Also eine lebende, entfernte Frau plagt das arme Kind. Diese alte Hexe reitet auf dem Rücken des Kindes wie auf einem Pferde im Zimmer herum und das Kind wiehert dabei wie ein Pferd. Seit sechs Wochen will das Kind keine Nahrung zu sich nehmen und erklärt, es bekomme genug zu essen, wenn es die alte Hexe am Rücken auf den Hexenberg (Gellerthegy) trage; dort tanzen schöne Frauen und diese gäben ihm auch zu essen. Die armen Eltern sind, wie man sich denken kann, verzweifelt und haben schon einige Ärzte um Rat gefragt, allein keiner konnte helfen.

Eines Morgens erwacht der Vater des Kindes müde und in Schweiß gebadet. Er beklagt sich darüber und sein Töchterchen sagt darauf sofort: „Ja, Papa, du warst ja in der Nacht auch mit mir eingespannt, die Alte hat dich auch gepeitscht und du mußtest laufen." Nach diesen Ereignissen sehnte sich die Kleine, einen Wallfahrtsort, der der heiligen Maria geweiht ist, zu besuchen. Sofort erschien (nur immer dem Kinde sichtbar) die Alte und sagte, sie wolle nicht, daß das Kind diese Wallfahrt antrete. Die Alte sagte, sie werde schon Sorge tragen, daß alle Uhren im Hause stehen bleiben, damit niemand wisse, wie spät es sei. (Offenbar damit man nicht mehr rechtzeitig auf die Bahn komme.)

Das sah das Kind und sagte zum Vater: „Schau, Papa, jetzt geht sie zur Pendeluhr, jetzt hält sie diese auf!"

Daraufhin ergriff der Vater ein Messer und stieß mit demselben in der Richtung, wo er die Hexe neben der Uhr vermutete. Das Messer blieb im Türstock stecken. „So, Papa, jetzt hast du die Alte getroffen, laß nur das Messer stecken, wo es ist."

Gleich darauf schreit aber das Kind: „Die Alte hat mich gebissen!" Und wirklich zeigten sich an den Händen die Spuren des Bisses. Dann hat ihr die Alte den Kopf zu Boden gedrückt und das Kind schrecklich gemartert. Man konnte das Kind aus dieser Lage nicht befreien, es war wie mit dem Boden verwachsen. Alle diese Dinge konnte ich nicht glauben und ging daher in das Haus der Kleinen, um mich davon persönlich zu überzeugen.

Als ich kam, fand ich das Kind im Bette, die Augen hatte es geschlossen und neben ihm saß die Mutter. Ich berührte das Kind leise auf der Stirne, darauf erbebte das Kind. Ich wartete nun, was weiter kommen werde. Auf einmal dreht sich das Kind mir zu und ich sehe, daß sich dessen Gesichtszüge verändern, es bekommt einen wahren Pferdekopf, was schrecklich anzusehen war. Dann öffnete es auch den Mund und wieherte wie ein Pferd. Darauf verfiel das arme Kind in Krämpfe, rollte sich wie eine Kugel zusammen und wurde im Bette hin- und hergeschleudert.

Obwohl das Kind, wie man mir sagte, seit sechs Wochen nichts gegesen hat, so fiel es mir auf, daß es wohlgenährt aussah, es war auch beispielsweise an den Händen nicht abgemagert.

Nun erzählten sich die Leute in unserem Dorfe, daß dieser Tage eine 75jährige Frau von jenem entfernten Dorfe, wo die Hexe wohnt, hier eingetroffen sei und die Leute gebeten habe, sie sollen das Messer, welches der Vater der Kleinen in den Türstock stach, herausziehen, denn ihre Mutter sei krank und wird nicht eher genesen, bis das Messer herausgezogen sei.

Als dem Vater der Kleinen dies zu Ohren kam, sagte er, er werde das Messer nicht herausziehen, sondern im Gegenteil noch fester hineinschlagen.

Die Familie leidet unter diesen Ereignissen schrecklich, seit Wochen kann der Baumeister vor Aufregung nicht mehr seiner Arbeit nachgehen.

Hochachtungsvoll Dr. M. E.

Nachtrag zu dem früheren Artikel:

„Sind Bewußtsein und Denken an das Gehirn gebunden?"

Von Wilh. Th. Wrchovszky.

In No. 8 dieser Zeitschrift (VI. Jahrgang, Februar 1913) suchte ich in einem, obigen Titel tragenden Artikel zu zeigen, daß Bewußtsein und Denken nicht unter allen Umständen an das Gehirn gebunden sind. Für diese Anschauung lassen sich eine ganze Reihe logischer und psychologischer Argumente vorbringen, aber die Entscheidung in dieser Frage ruht doch auf einwandfrei beobachteten Tatsachen, die keine andere Interpretation zulassen dürfen als die, daß die seelischen und geistigen Vermögen des Menschen nicht ein Produkt seines Gehirns sind, sondern als selbstständige Faktoren aufzufassen sind. In dieser Arbeit habe ich einige solcher Tatsachen mitgeteilt, die mir geeignet schienen, eine solche Auffassung zu stützen. Und ich war durch die Freundlichkeit des Herrn Univ.-Prof. Dr. W. Rein-Jena in der Lage, von einem Falle zu erzählen, der sich in den letzten Jahren in Jena ereignet hat. (Siehe Seite 410 des Februar-Heftes 1913.) Ich bedauere es allerdings, daß ich gerade zu diesem Falle damals noch keine genauen Details beibringen konnte.

Stets bemüht, in allen Dingen und Fragen möglichst bis zur Quelle zurückzugehen und nichts in bloßem Vertrauen aus zweiter oder dritter Hand zu übernehmen — das sei aber keineswegs Ausdruck meines Mißtrauens

gegen meine Gewährsmänner resp. ihre Mitteilungen! — habe ich mir die Mühe genommen, auch in diesem letzten Falle möglichst originale Details zu gewinnen und wendete mich direkt an Herrn Professor Duerck mit der Bitte um freundliche Mitteilung aller Einzelheiten, die auf jenen mir von Herrn Prof. Rein mitgeteilten Fall Bezug haben. Ich erachte es als meine Gewissenspflicht, die eingelangte Antwort hier vollständig wiederzugeben, wenn auch damit der betreffende Sachverhalt eine gewisse Korrektur erfährt. Aber mir war immer darum zu tun, Tatsachen so mitzuteilen, wie sie sind, und nicht so, wie sie mir passen!

Der Brief, für den ich Herrn Professor Duerck auch an dieser Stelle meinen besten Dank sage, hat folgenden Wortlaut:

Pathologisches Institut des städt. Krankenhauses rechts d. Isar.

München, den 18. Juni 1913.

Sehr geehrter Herr!

Herr Professor Duerck, im Besitze Ihrer gefl. Zuschrift vom 15. d. M., liegt seit mehreren Wochen an den Folgen einer Leicheninfektion schwer erkrankt im Krankenhause und läßt Ihnen Folgendes mitteilen:

1. Es handelt sich bei dem betreffenden Falle offenbar um den bekannten Verlagsbuchhändler Dr. Gustav Fischer. Die Obduktion von dessen Leiche wurde von Professor Duerck vorgenommen.

2. Herr Dr. Gustav Fischer starb, wie die Sektion und mikroskopische Untersuchung ergab, an akuten, umschriebenen Erweichungsprozessen im Gehirn, besonders in der Brücke und im verlängerten Mark, infolge von primärer Gefäßerkrankung.

3. Es kann keine Rede davon sein, daß „das Gehirn sich bei der Sektion als stark degeneriert erwies“.

4. Die Tatsache, daß Herr Dr. Gustav Fischer sich einige Zeit vor seinem Tode mit Freunden in logischer Weise über schwierige Probleme unterhielt — was Professor Duerck wohl bekannt ist — erscheint nicht im geringsten merkwürdig, sondern bei der bekannten hohen Intelligenz des Herrn Dr. Gustav Fischer ganz selbstverständlich.

5. Jede andere Darstellung würde den Tatsachen nicht entsprechen. Herr Professor Duerck läßt Ihnen mitteilen, daß er gegen jede andere als die vorstehend gegebene Darstellung Verwahrung einlegen müßte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

I. A.: Dr. C. Fahrig, Assistenzarzt.

Ich begnüge mich heute damit, den obigen Brief einfach zu reproduzieren. Auf den Gegenstand komme ich demnächst ausführlicher zurück, verweise aber noch auf das unter den Notizen des nächsten Heftes sich befindende Referat über den letzten Vortrag Professor Henri Bergsons vor der Society for Psychical Research, London.

Rationelle Krebs- und Lupuskuren. Zufolge meiner unter diesem Titel erschienenen Broschüre erhalte ich mehrere Anfragen um Angabe jener Ärzte, an welche sich Kranke wenden sollen, die sich nach den in dieser Schrift entwickelten Grundsätzen behandeln lassen wollen. Daraufhin kann ich erfreulicherweise melden, daß sich die nachstehenden Herren Ärzte bereit erklärt haben, diesen Wünschen der Patienten entgegenzukommen:

Herr Dr. M. Bachem, Frankfurt a. Main, Finkenhofstraße 46.
Herr P. Reinhardt, prakt. Arzt, Bremen, Am Wall 194.
Herr Dr. C. D. Isenberg, Hamburg, Lübeckerstraße 11.
Herr Dr. Carl Max Sonntag, Dresden-Langebrück, Wilhelmstraße 10.

(G. W. Surya.)

Vereinsnachrichten.

Die Errichtung eines Erinnerungszeichens für Dr. Karl du Prel.

Von der Vereinsleitung des „Wiener Leseklub „Sphinx“ zur Gründung und Erhaltung einer Bibliothek für Okkultismus“ erhalten wir folgende Zuschrift:

Dank der Unterstützung verschiedener geheimwissenschaftlicher Vereine sowie einzelner Persönlichkeiten nimmt die eingeleitete Sammlung zur Errichtung eines Erinnerungszeichens für Dr. Karl du Prel ihren Fortgang. So steuerte, um nur einige von den Vereinen zu nennen, der „Deutsche Spiritisten-Verein“ in Köln allein 10 Bausteine à 50 K zur Sammlung bei, während die Berliner Loge „Justinus Kerner zur Einigkeit No. 1 in Deutschland“ 5 Bausteine widmete. Doch auch die Mitglieder des eigenen Klubs haben, trotzdem dieser nur ein kleiner Verein ist, bereits 7 Bausteine dem Denkmalfonds gewidmet. Die Kosten des zu errichtenden Erinnerungszeichen wurden s. Z. mit 3000 K im Mindestvoranschlage angenommen. Bis anfangs Juni 1913 sind 2593 K 26 h an Spenden eingelaufen. Auch liegen bereits von einigen namhaften Bildhauern interessante und charakteristische Entwürfe zum projektierten Denkmal vor. Die Entscheidung über das zur Verwirklichung kommende Projekt wird im September d. J. gefällt werden, das Erinnerungszeichen selbst wird im Jahre 1914 errichtet werden. Da noch 400 K zu den veranschlagten Kosten von 3000 K fehlen und überdies die Propaganda-Auslagen nicht unerhebliche sind, ergeht nochmals an alle Anhänger der okkulten Wissenschaft, so wie sie Karl du Prel in seinen Werken vertreten hat, die höfliche Bitte, an der Ehrung des großen Meisters teilnehmen und Spenden für das Denkmal an den Vize-Präsidenten des Vereins, Herrn Heinrich Parzer, k. k. Ober-Revidenten der Direktionskasse, Wien, II, Nordbahnhof, einsenden zu wollen. Die einbezahlten Beträge werden in der nächsten Nummer unserer Vereinsmitteilungen ausgewiesen werden.

Für die Vereinsleitung des „Wiener Leseklub „Sphinx“ zur Gründung und Erhaltung einer Bibliothek für Okkultismus“:

Franz Herndl, Präsident, Wien XII, Tivoligasse 54.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. ::

The Principles of astrological Geomancy. The art of divining by punctuation according to Cornellius Agrippa and others, with an appendix containing 2048 answers to questions by Franz Hartmann, M. D. New and revised Edition. London, William Rider & Son Ltd., 8 Paternoster Row E. C., 1913. Preis gebunden 3 Schillinge 6 Pence.

Im vorliegenden Werke haben wir die letzte größere literarische Arbeit des im vorigen Sommer verstorbenen weltbekannten deutschen Mystikers und Okkultisten Dr. med. Franz Hartmann vor uns. Er zeigt uns darin den inneren Zusammenhang der uralten Kunst der Geomantie mit der Astrologie und schuf dadurch ein vom okkulten Standpunkt sicherlich sehr beachtenswertes Werk. Aber man irrt sich, wenn man in dem vorliegenden Werk nur eine Art von „Orakel“ sehen wollte. Dagegen verwahrt sich der Autor schon in den ersten Sätzen seines Vorwortes. Vielmehr soll das vorliegende Buch ein Hilfsmittel sein, um dem angehenden Forscher mit den Prinzipien der okkulten Wissenschaften vertraut zu

machen und so nach und nach seine Intuition zu erwecken. Denn ohne Intuition ist auch mit den Regeln der Geomantie nicht viel zu erreichen. Dr. Franz Hartmann gibt dafür gleich im Vorwort ein drastisches Beispiel: „Ein Buch, welches die Kunst des Farbenmischens lehrt, wird dennoch aus einer Person, welche kein Talent für die Malerei besitzt, keinen Künstler machen; jedoch kann dasselbe Buch für eine künstlerisch veranlagte Natur sehr wertvoll sein." Die Geomantie ist eine „divinatorische Kunst" und daher, wie schon das Wort sagt, eine göttliche Kunst. Die zur höheren Erkenntnis erwachte menschliche Seele ist allein imstande, vermittelst der Intuition solch eine hohe Kunst richtig auszuüben. Die menschliche Seele partizipiert im Maßstabe ihrer Entwicklung an den hohen Eigenschaften ihres göttlichen Ursprunges. In Gott aber gibt es weder Raum noch Zeit, das Göttliche in uns ist über Raum und Zeit erhaben und es vermag also auch den Schleier der Zukunft zu durchdringen. Wie aber ein Blinder selbst durch das beste Teleskop seine Sehkraft nicht verstärken kann, so wird auch eine geistig-blinde Seele nicht imstande sein, aus den rein technischen Regeln der Geomantie Nutzen zu ziehen. Ob nun jemand Intuition besitzt oder nicht, das kann allein der praktische Versuch entscheiden. Die Resultate der Anwendung der im vorliegenden Buch gegebenen Regeln werden also sehr schwankende sein, je nach der Persönlichkeit, die sie anwendet. Aber dies ist schließlich in jeder Kunst der Fall! Das Handwerkzeug und die Regeln der Technik machen allein noch niemanden zum Künstler. Anlage und Übung allein führen nach alter Erfahrung zur Meisterschaft. Dr. Franz Hartmann, dem man wahrlich Intuition nicht abzusprechen vermag und aus dessen Werken unleugbar ein hohes Wissen spricht, teilt uns auch in der Einleitung des eben besprochenen Werkes mit, daß es ihm gelungen ist, vermittelst dieser Art von Geomantie in seinen Vorhersagungen 83 Proz. Treffer zu erzielen. Mehr Treffer wird beispielsweise ein sehr guter Rutengänger mit der Wünschelrute auch nicht erzielen, und man wird trotz der Möglichkeit, in 17 Fällen unter hundert mit der Wünschelrute kein Wasser zu finden, diese doch nicht als ein unbrauchbares Instrument bezeichnen. Also kann auch die Geomantie, trotz der Möglichkeit der Fehlschlüsse, dennoch als eine brauchbare Kunst angesehen werden. G. W. Surya.

Einweihung. Der Weg zur Vollendung des Menschen. Vorträge, gehalten im Jahre 1912 in London, von Annie Besant, Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft. Autorisierte Übersetzung von Leonore Spindler. Verlag Max Altmann, Leipzig 1913. Preis brosch. Mk. 2,—; geb. Mk. 2,80.

Inhalt: I. Der Mensch im Weltleben. II. Der Meister wird gesucht. III. Der Meister wird gefunden. IV. Das Leben des Christus. V. Der sieghafte Christus und das Wirken der okkulten Hierarchie. Anhang: Warum glauben wir an das Kommen eines Weltenlehrers?

Was die weltbekannte Verfasserin mit diesen Vorträgen bezwecken wollte, ist im Vorwort klar ausgesprochen: „Nichts ist neu in diesen Vorträgen; nur alte Wahrheiten werden neu gebracht. Aber die Wahrheiten sind so lebendiger Art, daß sie, wenn auch alt, doch niemals wertlos werden, und wenn sie auch bekannt sind, es doch immer etwas darüber zu sagen gibt, was über sie ein neues Licht wirft, ihnen neuen Reiz verleiht. Denn sie berühren die tiefsten Tiefen des Seins und tragen den Hauch des Himmels in das niedere Erdenleben.

Fortwährend beschäftigt mit den Angelegenheiten des täglichen Lebens, verlieren leicht die Meisten solche „Dinge, die zu ihrem Frieden dienen", aus den Augen. Darum ist den Ernsten und Strebenden der Ruf willkommen: „Hebet euere Augen auf zu den Bergen!" Die ewigen Wahrheiten bringen immer das erhebende Gefühl des Friedens mit sich, wie der Anblick schneiiger Gipfel müde Wanderer stärkt, die auf staubigen Straßen in den tiefen Tälern unten mühsam sich voranschleppen.

Mag diese Neuverkündigung uralter Tatsachen der Geistesschülerschaft und Meisterschaft einige Leser zu dem Streben danach begeistern, andere zur Ausdauer ermutigen. Mag sie einigen dazu verhelfen, an die Möglichkeit zu glauben, das Gebot des Meisters auszuführen: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wie alle Vorträge der Frau Besant, so zeichnet sich auch diese Serie von Vorträgen durch Klarheit, Gedankentiefe, Herzenswärme und Schönheit der Sprache aus, so daß sie jeder dafür empfängliche Leser mit Nutzen und Befriedigung lesen wird. Es ist sicher ein Verdienst des Verlages Max Altmann, daß er sich bemüht, die Vorträge, welche die theosophische Führerin A. Besant alljährlich in London hält, ehestens dem deutschen Leserkreis zugänglich zu machen. Man mag über A. Besant denken wie man will, es lebt in ihr ein großer Geist und eine edle Seele, wenn sie auch persönlich noch nicht die höchsten Stufen der Vollendung erklommen haben mag. Aber sicher ist, daß A. Besant unermüdlich für eine höhere Weltanschauung kämpfend tätig ist; sie gehört zu jenen strebenden Geistern, die ihre ganz Kraft daran setzen, die ganze Menschheit zu heben, womit jeder einsichtsvolle Okkultist einverstanden sein wird. z. z.

Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit. Herausgegeben von Ferdinand Freiherrn v. Paungarten. Äußerungen bekannter Persönlichkeiten zu dieser Frage, darunter Peter Altenberger, R. v. Amira, August Bebel, Michael Gg. Conrad, Rich. Dehmel, Otto Ernst, Gustav Falke, Fidus, R. H. Francé, M. E. delle Grazie, Lud. Gurlitt, Ernst Haeckel, Sigurd Ibsen, Ellen Key, Jos. Köhler, Karin Michaelis, Max Nordau, Peter Rosegger, Hugo Salus, Rich Schaukel, Max Schillings, Johannes Schlaf, St. Sinding, Rudolf Steiner, H. Thode, Hans Thoma, Rich. Voß, Ludwig Wahrmund, Frank Wedekind, E. v. Wolzogen u. a. m. Verlag Ernst Reinhardt, München 1913. Preis brosch. Mk. 1,80.

Es war entschieden ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit unter Zuhilfenahme der populärsten Persönlichkeiten zu beleuchten. Wenngleich das vorliegende Werk natürlich in erster Linie Verheiratete interessieren dürfte, so ist es eigentlich nicht minder wichtig, ja sogar wichtiger für jene, welche im Begriffe stehen eine Ehe zu schließen, damit dieselben womöglich aus den Erfahrungen anderer Nutzen ziehen können. Neben ernsten und tiefen Gedanken über das ungemein schwierige und vielseitige Problem der Ehe, kommen auch humoristische Einflechtungen vor, die die Lektüre dieses guten Sammelwerkes sicherlich noch angenehmer machen. Alles in allem: Das Buch ist hochmodern, aktuell und fördert jeden Leser durch die Vielseitigkeit der darin niedergelegten Anschauungen; es wird aber auch heute in hundert Jahren sicher wieder zur Hand genommen werden, um Vergleiche anzustellen, wie man damals, als gerade das Flugproblem gelöst war, über die Ehe dachte. Ob die Ehe dann noch in der heutigen Form bestehen wird? Auch darüber findet der geduldige Leser Auskunft in dem vorliegenden Buche. z. z.

„Geheime Wissenschaften", enthaltend „Die theoretische Kabbalah". Aus dem hebräisch-aramäischen Idiom übersetzt und mit ausführlichen Erläuterungen versehen von Dr. Erich Bischoff. Ca. 250 Seiten mit Abbildungen. Verlag von Hermann Barsdorf in Berlin W. 30. Preis eleg. brosch. Mk. 6,—. Geb. Mk. 7,50.

Inhalt: Vorwort. Einleitung. 1. Abteilung. Abhandlungen. Die Lehren des Sohar. 2. Abteilung. Texte. Das Buch Jezirah. Auszüge aus dem Sohar. Aus der späteren Kabbalah. 3. Abteilung. Erläuterungen. Schlußwort.

Mehr als je wendet sich heute der Wahrheit und inneren Frieden suchende Sinn wiederum den alten Bahnen der Mystik zu. Weit haben sich in den letzten

Jahrzehnten die geheimnisvollen Pforten indisch-esoterischer Lehrsysteme aufgetan, selbt die Steine Babyloniens haben von verborgener uralter Weisheit zu reden begonnen und die christliche Mystik ist uns schon längst kein fremdes Wesen mehr.

Nur ein Gebiet war bisher weiteren Kreisen mit sieben großen Siegeln verschlossen, trotz seiner eminenten kulturhistorischen und religionsgeschichtlichen Bedeutsamkeit: das weite und tiefe Reich der jüdischen **Kabbalah,** dessen Anfänge bis in die ältesten Fernen der geistigen Menschheitsentwickelung zurückreichen und das noch heute, zumal unter dem Judentume des Ostens, ungezählte Scharen von Untertanen umschließt.

Dr. Erich Bischoff, der Verfasser des weitverbreiteten, von der wissenschaftlichen Kritik wie von okkultistischen und kulturhistorisch interessierten Kreisen lebhaft begrüßten „Kabbalah"-Katechismus (Leipzig 1903), hat es nunmehr unternommen, die **Elemente der Kabbalah** in zwei Teilen ans Licht zu ziehen, deren erster die „theoretische Kabbalah" enthält.

Besonderen Wert für alle, die sich in dieses für die weitere Allgemeinheit hiermit geradezu erst erschlossene Wissensgebiet vertiefen wollen, werden die Übersetzungen der kabbalistischen Originale haben, welche, mit gemeinverständilchen Einführungen und ausführlichen Erläuterungen versehen, eine vielfach ganz neue Welt des Denkens und Wollens erschließen.

Das berühmte Buch Jezirah (Von der Formung der Welt) kündet hier, in deutscher Übertragung und eingehend kommentiert, seine uralten, tiefsinnigen Lehren.

Der Sohar, dieser „Universalkodex der Kabbalisten", liegt in umfangreichen, systematischen Auszügen aus seinem großen Urwaldtexte sorgsam und verständlich übersetzt sowie reichlich erläutert vor.

Ebenso ist die spätere Kabbalah charakteristisch vertreten, und ganz besonders dürfte interessieren, was Rabbi Isaak Lutja, der „Löwe" der Kabbalah, über die Seelenwanderung zu offenbaren weiß.

Die klar geschriebenen Einführungen und Übersichten befähigen im Verein mit den eingehenden Erläuterungen einen jeden, aus diesen bisher nur sehr wenigen modernen Menschen zugänglichen alten Weisheitsquellen zu schöpfen.

Die Ausstattung des Bandes ist eine würdige.

Bhagavadgîtâ. Des Erhabenen Sang. Übertragen und eingeleitet von Leopold von Schroeder. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912. Br. Mk. 2.—.

Die Gita, in Indien seit Jahrtausenden berühmt und hochgefeiert, gehört zu den ersten Werken der altindischen Literatur, die in Europa bekannt geworden sind. Sie ist aber auch seit der Veröffentlichung der englischen Übersetzung durch Wilkins (1785) wiederholt in europäische Sprachen übersetzt worden, darunter sechsmal ins Deutsche allein. Dieser Umstand beweist wohl, mit welcher Kraft poetische Schönheit und philosophische Tiefe dieser geistvollen Dichtung auf den Sanskritisten wirken. Auch muß hier gesagt werden, was von jedem inspirierten oder doch gehaltvolleren Buche gilt: je nachdem, was für ein Geist sich mit diesem Buche beschäftigt, danach richtet sich, was er aus ihm zu schöpfen vermag. (Siehe z. B. die ganze Reihe von Faust-Erklärern!) Die vorliegende, im Versmaß des Originals gegebene Übersetzung der Gita durch den Wiener Sanskritisten Prof. von Schroeder ist die reife Frucht einer gründlichen gelehrten Beschäftigung mit dem Ideengehalt dieser herrlichen Dichtung und einer liebevollen Vertiefung in ihn. Die Einleitung ist das Abgeklärteste, das über die Gita geschrieben worden ist. W. Wky.

Verantwortlich für Deutschland für den Inhalt der Zeitschrift: Max Altmann, Leipzig.

Zentralblatt für Okkultismus.

= Monatsschrift =

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, Herrn D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	September 1913.	3. Heft.

Neue Offenbarungen des siderischen Pendels.

Das Leben bergende photographische Bildnis.

Von **F. Kallenberg.**

Zu Versuchen auf diesem Gebiete wurde ich erstmals angeregt durch Dr. Adam Volls interessante Schrift über die Wünschelrute und den siderischen Pendel.*) (Verlag Max Altmann, Leipzig.) Meine im Frühsommer 1911 begonnenen Experimente erstrecken sich fast ausnahmslos auf den letzteren. Während ich nur kurze Zeit in primitiver Form und mit nicht ganz befriedigenden Ergebnissen die Wünschelrute handhabte, fand ich bald, daß der magnetische Pendel in mir ein vorzügliches, nicht nervöses und selbst unter erschwerten Verhältnissen zuverlässiges Medium besitzt. Meine persönliche Stellung zu diesem Instrument ist folgende: Fern von jeder Absicht, sei es durch den Blick, sei es durch Einsetzen der Willenskraft, Resultate erzielen zu wollen, verhielt ich mich stets abwartend, neugierig auf das, was sich ereignen würde, Unklarheiten gegenüber sofort bereit zur Nachprüfung und Selbstkontrolle. Meine Beobachtungen, so erstaunlich sie sein mögen, können demnach unter keinen Umständen die Folge einer Autosuggestion, eines Selbstbetruges sein. Hierher gehört auch die Tatsache, daß der Pendel in meiner Hand seine dynamischen Bewegungen auch dann fortsetzt, wenn der Blick vom Objekt abgewandt ist oder wenn ich mich mit einer daneben stehenden Person unterhalte.

Wie Dr. Voll zutreffend hervorhebt, schwingt der Pendel nicht in jedes Mediums Hand in derselben Weise; das tut nichts zur Sache, wenn er nur überhaupt ausschlägt und den charakteristischen Eigenschaften des Objekts antwortet. Ich selbst muß mit dem Gesicht genau von Norden nach Süden, parallel der Erdachse, stehen. Nehme ich meine Stellung umgekehrt oder ost-westlich ein, dann verharrt der Pendel in

*) Magnetischer Pendel, auf der gleichen Idee wie die Wünschelrute beruhend.

vollkommener Ruhe, obwohl ich dabei häufig den elektrischen Strom fühle. Stillstand des Pendels tritt auch rasch ein, wenn ich einen Metallgegenstand in die linke Hand nehme. Ueber eine Ausnahme berichte ich am Schlusse dieser Abhandlung. Mein in der rechten und linken Hand gleichmäßig funktionierender Pendel besteht aus einem gedrehten, 30—35 Zentimeter langen Seidenfaden, der am unteren Ende einen einfachen goldenen Ring (Trauring) trägt und am oberen Ende am letzten Glied des Zeigefingers befestigt ist. Der Experimentierende muß sich im übrigen alles Metalls, welches er am Körper trägt, entledigen, weil dies den Strom ableitet. Durch starken, meinen Arm entlang laufenden elektrischen Strom entstehen im letzteren zwar Zuckungen, sie vermögen jedoch nur Unruhe, nicht aber Schwingungen, geschweige denn solche regelmäßiger und dauernder Art, zu erzeugen. Ebensowenig tun das Eigenbewegungen, d. h. Neigungen meines Körpers. Die dynamische Aktion des Pendels ist am lebhaftesten, wenn er 3—4 Zentimeter über dem Objekte schwebt. Ich habe, im höchsten Maße gefesselt durch die merkwürdigen und verschiedenartigen Phänomene jenes simplen Instrumentes, eine außerordentlich große Zahl von Körpern, lebenden und sog. »toten« Materien, ihrer Reaktion unterworfen, wobei meine subjektiven Eigenschaften als Leiter sich stets drastisch zeigten. Ehe ich zu viel Wichtigerem übergehe, sei Nachstehendes erwähnt: In die Ausstrahlungszone der Jonen (die Verbindung von Atomen und Elektronen) eintretend und von dieser Strömung fortgerissen, schwingt der Pendel im Kreise über Ost und Süd über Gold, in der Ellipse dagegen über Silber. In der Hand manch anderer Medien verhält er sich gerade umgekehrt. Zwischen beiden Metallen hängend, begann er in erweiterter Ellipse zu kreisen. Je nach der Wahl des Gegenstandes verfolgte der Pendel seine Bahn in den präzisesten Abstufungen von der Nord-Süd-Richtung und der schmalen Ellipse bis zum vollendeten Kreise. Der hier gegebene Raum gestattet nicht die Aufzählung all' der Stoffe, welche ich in den Bereich meiner Experimente zog. Eine Menge derartiger Versuche ist auch durch Veröffentlichungen anderer bekannt geworden. Nachdem ich mein magnetisches Talent solcherweise in allen erdenklichen Variationen erprobt hatte, sagte ich mir, daß ich, um zu tieferer Erkenntnis der Eigentümlichkeiten des siderischen Pendels zu gelangen, dabei nicht stehen bleiben durfte. Ich dehnte daher zunächst die Versuche auf die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände aus, die von ein und derselben Person längere Zeit benutzt worden waren. Dies tat ich in der Erwartung, daß sich hierbei scharf umgrenzte, charakteristische Schwungbahnen des Pendels ergeben würden. Mit anderen Worten: Ich hoffte einen vom individuellen Magnetismus diktierten Pendelausschlag zu sehen. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht! Ich fand, daß der Pendel über allen von meiner Frau benützten Gegenständen, mochten sie ihrem Nähtisch, Schmuck, Wäsche-

schrank, ihrer Toilette angehören, mochte es ein Notenheft oder ein von ihr häufig gebrauchtes Ruhekissen sein, in schmaler Ellipse kreiste, d. h. in jener Bahn, welche sich als ihr subjektiv eigentümlich erwiesen hatte. Schopenhauer wies auf solche subjektive Ausströmungen hin, ohne sie jedoch durch physikalisches Experiment bestätigen zu können. Ich fand weiterhin, daß die gleiche Erscheinung bezüglich jeder anderen Person, sofern sie nur ein halbwegs guter magnetischer Leiter ist, zutrifft. Solche Medien sind die meisten Menschen, deren Jonenausstrahlung sich alsdann in der beschriebenen Weise äußert. Ein untrüglicher Beweis dessen, daß hier keine Täuschung vorliegt, ist in dem Umstand zu erblicken, daß z. B. meine Pendelbahn über allem neutralen Gold (geprägte Münze, goldene Uhren usw.) im Kreise geht, während sie über dem von meiner Frau 29 Jahre lang getragenen Ehering zur schmalen Ellipse wird! Mein persönlicher, den Gebrauchsgegenständen, wie Taschenmesser, Geldbörse, Notizbuch usw., eigener Pendelausschlag ist der Kreis. Dieser ausgeprägte Unterschied zwischen neutraler und individueller Reaktion des magnetischen Pendels muß besonders betont werden.

Wird der Pendel über von mehreren Personen längere Zeit benützte Gegenstände geführt, so entscheidet das stärkste Medium unter jenen die Richtung und das Temperament der Flugbahn.

Der siderische Pendel über dem photographischen Bildnis.

Die außerordentliche Empfindlichkeit = Aufnahmsfähigkeit der photographischen Platte hat der Wissenschaft, vor allem der Astronomie, schon die wertvollsten Dienste geleistet, die Kenntnis davon ist zum Gemeingut aller Gebildeten geworden. Trotzdem wurde ihre Leistungsfähigkeit bisher unterschätzt. Der siderische Pendel, in Verbindung mit der photographischen Platte gebracht, offenbart uns nichts Geringeres, als daß die photographische Wiedergabe von Mensch und Tier, ob im Negativ oder im Positiv, der lebendige, dauernde, von der Strömung der Jonen umkreiste Reflex der charakteristischen Wesenseinheit des betreffenden Individuums ist!

Die Photographie, auch im aufgeklebten Positiv, ist nicht bloß eine Art Bürstenabzug, sondern sie lebt. Der siderische Pendel nimmt die über ihr kreisenden Jonenschwingungen auf, ja er leistet noch weit mehr, da er sogar die Unterschiede des Geschlechtes, die Unterschiede der Temperamente, normale und krankhafte Veranlagungen im Menschen und im Tier mittelst eigentümlicher Veränderungen der Schwungbahn (Umschaltungen) mit erstaunlicher Genauigkeit verrät! Meine Untersuchungen umfassen selbstredend eine ungezählte Reihe photographischer Aufnahmen, zunächst mir bekannter Personen, dann Typen und Tierbilder aus fernen Ländern; Objekte, welche zum Teil Pendelausschläge von verblüffender Charakteristik hervorrufen! Beachtenswert erscheint in erster Linie der maskuline und feminine Pendelschwung, jener ein Kreis, dieser

eine Ellipse. Ferner die das Temperament des Objektes in mehr oder minder heftigen Ausschlägen kundgebenden Schwingungen. In einzelnen Beispielen ist der sexuelle Einschlag einer anormalen Veranlagung unverkennbar. Sehr schön wirkt in der Beachtung der gleichmäßige, durch nichts irritierte Pendelschwung über den Photos nach Naturmenschen und Tieren, aber auch über Bildnissen kerngesunder, geistig hochstehender Persönlichkeiten. Wenn ich sage, daß ich meine Untersuchungen auf Inder, Tibetaner (z. B. den Taschi-Lama), Sandwich-Insulaner, Affen usw. ausgedehnt habe, so wird sich der Leser wohl eine Vorstellung davon machen können, wie gründlich und mit welch reichem Beobachtungsmaterial ich zu Werke ging. Die Hawaii-Insulaner kamen unter dem siderischen Pendel sehr schlecht weg, vor allem die Hula-Tänzerinnen. Die Degeneration, die Unmoral dieses im Aussterben begriffenen Volksstammes zeigt der Pendel mit erbarmungsloser Deutlichkeit an! Ueber den Hula-Tänzerinnen z. B. gibt er sich mit der femininen Ellipse gar nicht mehr ab, sondern gerät augenblicklich in heftige Querschweifungen west-östlicher Richtung, das Anzeichen von krankhafter Veranlagung, in diesem Falle von perverser Sinnlichkeit. Ein junger Hawaii-Insulaner demonstriert gleich zu Anfang der Pendelbewegungen die weibliche Ellipse, dann kurzen Stillstand des Pendels, endlich temperamentvolle Querschwingungen. Die Unterscheidung der letzeren, wo es auf bloße Nervenüberreizungen oder krankhaft-sinnlichen Einschlag ankommt, muß übrigens mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geübt werden, damit der Beobachtende nicht das Opfer eines Irrtums wird. Ueber meinem eigenen Bildnis verharrt der Pendel in vollkommener Ruhe, da ich keinen elektro-magnetischen Strom gegen mich selbst führen kann. Die Glasplatte des umgewendeten Negativs isoliert das letztere gegen die Einwirkung des Pendels, Positive unter Glas reagieren dagegen ungehindert.

Fließendes Wasser in landschaftlichen Aufnahmen versetzt den Pendel in höchste Unruhe, besonders wenn man ihn sachte aufstoßen läßt; in diesem Falle wird er durch die Radioaktivität der Strömung förmlich in Wirbeln fortgerissen! Ueber der Brandung des pazifischen Ozeans an der kalifornischen Küste, in den Wirbeln des großen Yosemitefalles, in den Stromschnellen des Niagara -- NB. nur photographische Aufnahmen — gerät der Pendel geradezu ins Springen oder er wird von einem Trichterschlund so energisch angezogen, daß er den Ausweg aus ihm nicht mehr findet!

Als ich zum ersten Male die Schwingungen über der photographischen Platte wahrnahm, kam mir das so neu und sonderbar vor, daß ich einer Täuschung zu unterliegen glaubte. Ich meinte, die Pendelbewegung möchte durch chemische Substanzen der Platte und des Positivs verursacht sein. Das Faktum jedoch, daß der Pendel z. B. über gewissen Gruppenbildern männlichen und weiblichen Ausschlag zeigt, über

meiner Person innerhalb und außerhalb eines Gruppenbildes stillsteht, allen Temperamentabstufungen folgt usw., hebt jeden Zweifel an der rein subjektiven Reaktion der Photographie auf. Ungemein lebhaft sind, wie gesagt, die Pendelschwingungen über Wasserläufen, Fontänen, Kaskaden, in deren Längsachse sie sich bewegen. Still liegende Seen veranlassen den Pendel zu ruhiger Ausführung eines Kreises. An der Peripherie des Wassers, an den Ufern nnd an den Wolkenrändern ist der Ausschlag am lebhaftesten. Da und dort stehen einzelne Stellen in der Atmosphäre unter hoher elektrischer Spannung, die sich augenblicklich dem Pendel mitteilt.

Die Dauer der Emanationsfähigkeit der photographischen Platte scheint unbegrenzt zu sein, denn vor 40 und 50 Jahren angefertigte Bilder, noch dazu wenig gut erhaltene, ergaben ebenso lebhafte Schwingungen wie neuere Aufnahmen. Von Kinderbildern erhält man raschere Ausschläge wie von solchen erwachsener Personen, da sie mehr Temperament besitzen. Wird das Pendelnde, also der Ring, in noch beinahe schwebender Lage auf das Bildnis niedergelassen, so wird er von Emanationen ergriffen, die nervös und unregelmäßig besonders im Gesicht, in der Herzgegend, an den Fingerspitzen und an den Haarenden erscheinen.

Sehr beachtenswert ist, daß im aufgesetzten Pendel der elektromagnetische Strom nicht dadurch abgeleitet bezw. aufgehoben werden kann, daß man einen anderen Gegenstand in die linke Hand nimmt! Die Unmittelbarkeit der Emanation hält in diesem Falle das Pendelende fest. Ich habe den siderischen Pendel noch nicht über photographische Aufnahmen des gestirnten Himmels geführt, bin jedoch überzeugt, daß uns hier große Ueberraschungen bevorstehen.

Der siderische Pendel über der Handschrift. Die Resultate meiner Beobachtungen geben den Graphologen durchaus recht in ihrer Behauptung, daß die Handschrift eines Menschen eine Drei-Einheit seines Charakters, seiner Gemütsverfassung und seines Temperaments darstellt! Ueber der Handschrift schwingt der Pendel analog dem photographischen Bildnis des Schreibenden, er unterscheidet ohne Zögern zwischen männlicher und weiblicher Schrift, er gibt von Wort zu Wort, von Zeile zu Zeile die jeweiligen Erregungszustände des Autors wieder, sobald er — wie ich das bei der Photographie geschildert habe — mit dem Blatt, d. h. den Schriftzügen in Berührung gebracht wird. Auch die Emanationskraft der Handschrift scheint unverlierbar zu sein. Denn ich habe dem Pendel Manuskripte aus den Jahren 1791, 1825 und 1826 unterbreitet, denen gegenüber er sich nichts weniger als passiv verhielt. In der Hand eines vertrauenswürdigen magnetischen Leiters bildet also der siderische Pendel ein willkommenes Werkzeug für den Schriftsachverständigen.

Vor den Schlußfolgerungen aus dem, was ich dem Leser hier dargeboten, will ich nun, wenn auch nicht meine Gedanken, so doch die Feder Halt machen lassen. Mißbrauch des Gesagten, unerfahrene, überlegen tuende Skepsis kann ich nicht hindern, fürchte sie auch nicht. Goethe sagt ja sehr hübsch:

»Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar:
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!«

Und schon dieser Geistesheros arbeitete mit dem siderischen Pendel!

Zusatz der Schriftleitung. Wir waren selbstredend bemüht, uns mit dem Verfasser des vorliegenden hochinteressanten Artikels (welcher sowohl im Bayreuther Tageblatt als auch in der M.-M.-Abendzeitung erschien, was gewiß ein Zeichen dafür ist, daß nun auch in einigen Tageszeitungen ein Umschwung zu Gunsten des Okkultismus einzutreten scheint) in Verbindung zu setzen und erhielten daraufhin von Herrn F. Kallenberg nachstehende Zuschrift:

Bayreuth, 14. Juni 1913.

Hochgeehrter Herr!

Daß Sie an meiner Forschungsarbeit besonderes Interesse nehmen werden, dachte ich mir wohl! Meinerseits haben Sie die Erlaubnis, den betreffenden Artikel in extenso in Ihrem Blatte aufzunehmen. Binnen zirka 2 Monaten wird mein Buch über diese Entdeckungen erscheinen. Auch Oelgemälde, Aquarelle und Handzeichnungen habe ich jetzt zum Reden gebracht; sie strahlen gleich der Photographie die individuelle Elektro-Energie des Künstlers, sein Wesen nach Geschlecht, gesunder oder kranker Verfassung (Temperament) aus, ganz analog auch dessen Handschrift.

Um aber den Pendel über Oelgemälden etc. zum Schwingen zu bringen, muß er erst auf das Bild niedergelassen werden, damit er den diesem innewohnenden Magnetismus ansauge. Auch über dem eigenen Bildnis geht der Pendel nur, wenn man den Ring zuvor aufsetzt. Ferner bestimmt der Pendel auch das Geschlecht der Bruteier. Dieses Experiment machte ich heute zum erstenmal.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener
F. Kallenberg.

Herr Kallenberg war auch so freundlich, diesem Schreiben einen ergänzenden Zeitungsausschnitt zu obigem Artikel beizulegen, welchen wir nachstehend ebenfalls abdrucken:

Die Sicherstellung der siderischen Pendelversuche.

Nachdem nun die Ergebnisse meiner elektro-magnetischen Arbeiten in die breiteste Oeffentlichkeit gelangt sind, muß ich es mit größter Dankbarkeit anerkennen, daß sie überall ernst genommen werden. Ich habe, mindestens bis heute, keine witzelnde oder höhnende Zuschrift erhalten, wie das in solchen Fällen doch häufig der Fall zu sein pflegt. Trotzdem fehlt es nicht an Stimmen, welche absolut zweifelsfreie Garantien auf physikalischer Basis für die Richtigkeit meiner Schlußfolgerungen fordern. Dieses Verlangen ist sehr berechtigt, denn unmöglich kann ich erwarten, daß im Angesicht einer Entdeckung so ungewöhnlicher Art und Tragweite Jedermann vom ersten Augenblick an fest überzeugt sei. Herr Dr. R. de C. in B. schreibt mir u. a.:

»Zu Ihren interessanten Mitteilungen über das siderische Pendel gestatte ich mir Folgendes zu bemerken, ohne Sie in irgendwelche Korrespondenz ziehen zu wollen: Daß eine Photographie auf das Pendel durch den Experimentator (gewissermaßen als Resonanzboden) hindurch bewegend wirkt, läßt sich physikalisch so erklären, daß die hellen Punkte der Photographie kräftiger oder schwächer ausstrahlen wie die dunkeln und dadurch, durch ein Wechselspiel von An- und Abstoßung, schließlich dem Pendel eine bestimmte Schwingungsfigur über dem Bilde erteilen. Daß aber diese Schwingungsfigur ein Reflex des Wesensgehalts der dargestellten Person sein soll, ist eine zu weit gehende Folgerung. Dazu müßte vor allem bewiesen werden, daß diese Pendelausschläge und -Figuren die gleichen bleiben, wenn Sie selbst gar nicht wissen, welches Bild vor Ihnen liegt, d. h. mit verbundenen Augen das Pendel halten. Ist dies nicht der Fall, dann trifft die Vermutung zu, daß der seelische Eindruck, den die Bilder auf Sie selbst machen, sich unmerklich, durch minimalste Muskelzuckungen, auf das Pendel überträgt.«

Auf derartige Einwände, welche sämtlich auf subjektive Beeinflussung des Experimentators durch das vor ihm liegende Bildnis usw. hinauslaufen, bin ich längst vorbereitet! Wenn diese Annahme auch nur die allergeringste Aussicht hätte, durchzudringen, mir eine Niederlage zu bereiten, so wäre ich nicht so töricht gewesen, mich mit meinen Schlußfolgerungen vor die Haustür zu wagen!

Tatsache ist, daß der Pendel, auch wenn das Objekt durch einen Papierbogen oder Kuvert vollkommen verdeckt und mir gar nicht bekannt ist, dieselben charakteristischen Schwindgungen in gleicher Reihenfolge und Stärke ausführt, wie wenn der Gegenstand offen vor mir liegt! Darin besteht auch nicht der kleinste Unterschied!

Ich habe das hier in Bayreuth schon wiederholt vor Zeugen erhärtet und betrachte es als das wichtigste Rüstzeug der Selbstkontrolle.

Allerdings wäre es besser gewesen, wenn ich das gleich gesagt hätte. Ebenso wie hier werden fortan auch anderwärts viele, sehr viele mit dem siderischen Pendel experimentieren und — je nach ihrer magnetischen Veranlagung — ihre Versuche gelingen sehen. Ich warne nochmals davor, das Instrument in der Handschriftkunde anders denn als ergänzendes Werkzeug zu benutzen. Ein Komponist, welcher seine Notenschrift kontrollierte, fand, daß der Pendel genau den Emanationen des Gehirns folgte, er stand an jenen Stellen still, wo er sich lange besonnen hatte, und schritt rascher voran, wo die Arbeit glatt vonstatten ging. Selbstverständlich arbeitet der Pendel auch über der verdeckten Schrift. Im eingerahmten Positiv der Photographie durchschlagen die Jonenschwingungen das Glas, ebenso einen darübergelegten Papierbogen. Mit den Fähigkeiten des siderischen Pendels darf von Berufenen nicht planlos herumdilettantiert, sondern die Resultate müssen tausendfach vermehrt und in ein System gebracht werden. Das betrifft hauptsächlich die ärztliche Diagnose. F. Kallenberg.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesen Entdeckungen des Herrn Kallenberg eine epochemachende Erweiterung des experimentellen Okkultismus begrüßen, deren zahllose praktische Anwendungsmöglichkeiten sogar jedem Laien sofort in die Augen springen müssen. Bestätigt erscheint durch diese Versuche des Herrn Kallenberg der uralte okkultistische Grundsatz, daß die Materie überaus aufnahmefähig für allerlei Gemüts- und Gedankenausstrahlungen ist. Bestätigt erscheint wieder die Odlehre und auch die uralte Ansicht der Orientalen, daß das Porträt eines Menschen mit dem Original in einem gewissen »magnetischen Zusammenhang« steht, weswegen auch die meisten gläubigen Mohammedaner eine Scheu haben, sich oder ihre Angehörigen photographieren zu lassen, weil man eben im Orient immer der Ansicht war, daß solch ein Abbild zu magischen Zwecken mißbraucht werden könne usw. Sicher wird auch Oberst Graf de Rochas diese Experimente des Herrn von Kallenberg mit großem Interesse studieren, da diese auf ganz anderem Wege Rochas' Forschungen über den magischen Zusammenhang eines photographischen Negativs mit dem lebenden Original verifizieren.

Geradezu Großartiges könnten aber die Forschungsresultate in Verbindung mit der Physiognomik und Graphologie leisten. Vor kurzem hat z. B. der Wiener Graphologe R. Schermann anläßlich des Spionagefalles des Oberst Redl in Tagesblättern erklärt, daß ein geschickter Graphologe Redls Charakter lange vorher durchschaut hätte, ehe seine Spionage so große Dimensionen annehmen konnte. Schermann sagt darüber folgendes:

»Was speziell die Spionage betrifft, die ja stets mit Schriften arbeitet, so scheint die Anwendung der Graphologie hier geradezu durch die Natur der Sache geboten. Die charakteristischen Merkmale der Schrift

eines Verräters, z. B. der Schrift des Obersten Redl, werde ich leicht im voraus anzeigen können. Ich habe seinerzeit aus der Schrift eines Einbrechers gesagt, daß er eine besondere Vorliebe für Laubsägearbeiten habe, und die Hausdurchsuchung bestätigte dies. Wenn so spezialisierte und erworbene Gewohnheiten in der Schrift zum Ausdruck kommen, um wieviel mehr die Eigenschaften eines Menschen, der ein Doppelleben führt, der in steter Furcht vor Entlarvung lebt, der jederzeit darauf bedacht ist, sich zu decken, der frech und entschlossen ist usw. Durch Uebung kann man die Rekonstruktion der Schrift sehr weit treiben. Eine bekannte Wiener Graphologin könnte erzählen, daß ich ihr einst nach einem Vortrage, den sie hielt, ihre eigene Unterschrift vorschrieb, wie ich sie mir aus der Beobachtung ihrer Gesten konstruieren konnte«.

Wir wollen hier nur auf die außerordentliche Bedeutung der Anwendung der Charaktergraphologie für das Spionagewesen aufmerksam machen. Ein Ressort, das selbst ein Schutzmittel für ungeheuer große Interessen darstellt und daher kostspielig arbeitet, darf selbst alles vornehmen, um sich selber zu schützen. Vor allem müssen jene Personen, denen die Handhabung so heikler Dinge anvertraut wird, nicht nur auf ihre wissenschaftlichen Fähigkeiten, sondern auch auf ihren Charakter hin geprüft werden. Dies ist so wenig entehrend, wie etwa die Einholung der Nachricht, ob der Mann schuldenfrei sei, die ja in solchen Fällen üblich ist. Ferner würde es sich empfehlen, alle Schriftstücke der bewußten Art graphologisch nachzuprüfen. Gerade bei der Niederschrift von Dingen, in denen große Interessen niedergelegt erscheinen, kommen die Gedanken respektive Verstellungen des Schreibers scharf zum Ausdruck. Aus der Schrift eines Spions wird man wohl auch ersehen können, ob er nicht etwa ein Gegenspion ist. Eine vernünftige Anregung wäre auch die, die Meldezettel aller verdächtigen Personen graphologisch zu untersuchen. Die Depeschen militärischen Inhalts oder Chiffredepeschen verdächtigen Charakters könnten durch Prüfung die Gedanken und Absichten des Schreibers erkennen lassen. Die Graphologie kann die Verbrechen im Keime aufspüren und kann den Täter überführen. In der Schrift verrät sich alles, selbst das, was der Schreiber selbst nicht weiß.

Nun denke man sich die praktischen Kenntnisse eines Schermann und Kallenberg kombiniert. Man wird dann zugeben müssen, daß den Regierungen im Kampfe gegen die so gefährlichen Spione im eigenen Lager neue und große Hilfsmittel mit einem Schlage zu Gebote stünden, wenn sie diese gebrauchen wollten. Ob sich die Regierungen aber dazu entschließen werden, ist fraglich und hängt ganz von der Meinung des betreffenden Ressortchefs über den Wert dieser Hilfsmittel ab. Aber vielleicht wird die Polizei, oder eher noch irgend ein Institut von Privatdetektiven, damit beginnen, auf solche Weise den Charakter von verdächtigen Personen zu durchleuchten. Wenn nicht bei uns, so sicher bald in England und in Amerika.

Das Rätsel der Sphinx von Gize.*)

Von **Ludw. Deinhard.**

Durch die Tagesblätter wurde vor kurzem eine Nachricht verbreitet, die für Anhänger des Okkultismus darum ein besonderes Interesse besitzt, weil es sich hier um die Sphinx von Gize bei Kairo handelt, um jene rätselvolle Kolossalfigur, die jeden Beschauer mit ehrfurchtsvoller Scheu erfüllt. Es wurde nämlich berichtet, daß es dem Ägyptologen Prof. Dr. G. A. Reisner von der Harvard-Universität (Boston) gelungen sei, in das Innere dieses riesenhaften Standbildes einzudringen und dabei die merkwürdige Entdeckung zu machen, daß im Kopf der Statue zwei tempelartige Kammern angelegt sind, und daß sich im Innern des gewaltigen Sphinxleibes eine mächtige Tempelanlage befindet, die mit den oben befindlichen Kammern durch eine Treppe verbunden ist.

Die Reisnersche Entdeckung hat nach der Londoner Zeitschrift „The Sphere" (Nummer v. 23. März 1913) kurz die folgende Geschichte:

Schon vor langen Jahren hatte man oben am Scheitel des Sphinxkopfes eine Versenkung bemerkt. Aber niemand hatte besonders darauf geachtet, bis endlich in jüngster Zeit ein junger amerikanischer Gelehrter, Professor Reisner aus Boston, die Sache näher untersuchte. Diese Versenkung war schon von dem Pariser Maler und Kupferstecher Baron Denon, der den General Bonaparte nach Ägypten begleitete, i. J. 1802 entdeckt worden. Denon gab später an, daß er dort in eine etwa 3 Meter tiefe Öffnung hinuntergestiegen sei.

Diese von Denon vorgefundene Öffnung ist seither wieder aufgefüllt worden. Man hatte früher angenommen, daß sie wohl von den dort angesiedelten beutegierigen Araberstämmen herrühren werde. Bei näherer Untersuchung erschien diese Öffnung aber doch zu weit, um diese Annahme wahrscheinlich zu machen. 1835 begannen Colonel Vyke und

*) Über die in vorliegendem Artikel gemeldete Entdeckung wurde wohl in allen Tagesblättern Meldung erstattet, aber kurz darauf dementierten diese Blätter dieselbe Sache, indem sie darauf hinwiesen, daß es sich hier offenbar um einen amerikanischen „Bluff" handle. Daraufhin hat sich der Schriftleiter dieses Blattes an Herrn Ludwig Deinhard gewandt, ersuchte diesen, in Fachkreisen über die Entdeckung des Ägyptologen Prof. G. A. Reisner ein Urteil einzuholen, und erhielt darauf, datiert vom 21. 5. 1913, folgenden Bescheid: „Auf Ihr geschätztes Schreiben vom 17. 5. 1913 möchte ich ergebenst erwidern, daß mir der Direktor des ethnographischen Museums in München, Prof. Dr. Schermann, heute mitgeteilt hat, daß er in Bezug auf die Glaubwürdigkeit der durch die Tagesblätter verbreiteten Nachricht über die von dem bekannten Aegyptologen Prof. Reisner im Haupte der Sphinx von Gize vorgefundenen Kammern keinerlei Zweifel hege. Prof. Reisners Name bürge, meinte Prof. Schermann, dafür, dass hier jeder Verdacht an der Richtigkeit dieser Nachricht ausgeschlossen sei. Die Londoner illustrierte Wochenschrift „The Sphere", aus der ich das Material zu meinem Artikel entnommen habe, macht den Eindruck eines vornehmen Familienjournals, auf das man sich beziehen kann".

Die Schriftleitung des Zentralblattes für Okkultismus dankt an dieser Stelle nochmals bestens Herrn Ludwig Deinhard für diese Auskünfte und hofft, daß nun unsere geschätzten Leser den vorliegenden Artikel daraufhin desto mehr würdigen werden.

Mr. Perring an der Schulter der Sphinx Bohrversuche anzustellen, geleitet von dem Gedanken, es könnte sich vielleicht dort ein Zugang ins Innere finden. Als aber bald darauf die Bohrstange abbrach, da wurden die Versuche wieder aufgegeben.

Professor Reisner ist nun offenbar auf den Gedanken gekommen, daß die vorhandene Senkung oben am Kopf doch anders erklärt werden müsse, als man bisher angenommen hatte. Als der junge Gelehrte an dieser Stelle mit einem Messer den von der Sonne zusammengebackenen Sand anbohrte, fand er, dass dieser Sand zwar sehr hart war, aber doch nicht von einer unüberwindlichen Härte. Was er nun zunächst vornahm, war, sich die Berechtigung zu sichern, an der betreffenden Stelle weitere Ausgrabungen vornehmen zu dürfen. Dies war gewiß keine leichte Sache, denn die ägyptische Regierung wird sich wohl kaum sehr bereitwillig gezeigt haben, ihm ein so wertvolles Recht einzuräumen. Dann war die schwierige Aufgabe zu lösen, sich die nötigen Arbeiter zu verschaffen, Leute zu finden, die es wagten, an diesem die Wüste beherrschenden Genius, der für sie und ihre Vorfahren durch viele Generationen hindurch ein Gegenstand tiefster Verehrung gewesen war, eine derartige Arbeit vorzunehmen. Es glückte endlich Reisner, unter den weniger abergläubischen Fellahs ein paar Leute zu finden, die sich bestechen ließen, in seine Dienste zu treten und die mühselige Arbeit des Grabens zu übernehmen.

Der Sand, den man in die früher vorhandene Öffnung hineingeworfen hatte oder der dort vom Wind hineingeweht worden war, wurde entfernt und als man dann tiefer und tiefer grub, entdeckte man nacheinander zwei im Kopf der Sphinx befindliche Kammern, eine kleinere und darunter eine größere, die mit jener durch einen Gang verbunden ist. Und diese Kammern erwiesen sich als kleine, tempelartig ausgestattete Räume. Man fand ferner einen durch den Hals der Sphinx hindurchgehenden Tunnel vor, der zu einem mächtigen, das Innere des Sphinxleibes ausfüllenden Tempel führt.

Professor Reisner soll die im Kopf der Sphinx vorgefundenen beiden Kammern für das zu dem unteren Tempel gehörige »Heiligste« resp. »Allerheiligste« erklärt haben.

Die Sphinx von Gize*) stellt bekanntlich in ihrer äußeren Erscheinung die aus dem natürlichen Fels herausgehauene Kolossalfigur eines liegenden Löwen dar, die mit Flügeln versehen ist und den Kopf des Sonnengottes Horus trägt. Wer ihr Erbauer war, darüber sind sich die Ägyptologen nicht einig. Man weiß nicht recht, ob man den König Menes, den ältesten unter den historischen Beherrschern Ägyptens, oder den König Chafre als den Schöpfer dieser Kolossalfigur anzusehen hat, die trotz der Zerstörung durch Naturgewalten und durch Menschenhände auf den Beschauer noch heute einen mächtigen Eindruck macht. Es trifft

*) Richtiger wäre der Sphinx zu sagen, nicht die Sphinx. Denn der Kopf ist männlich. Aber es ist nun einmal üblich, diese Figur als weiblich zu betrachten.

nach meiner eigenen Erfahrung vollständig zu, was Karl Baedeker in seinem Reisehandbuch für Ägypten über diese Sphinx schreibt: „Sie hat sich einen gewaltigen Ausdruck voll Kraft und Größe bewahrt; voll tiefer Gedanken blicken die Augen in die Ferne, der Mund lächelt noch, das ganze Antlitz zeigt den Stempel anmutiger Schönheit."

Was stellt sie nun in Wirklichkeit dar, diese merkwürdig zusammengesetzte Figur mit dem Männerkopf, dem Stiernacken, dem Löwenleib und den Adlerflügeln? Und zu welchem Zweck haben wohl die jüngst entdeckten Kammern in ihrem Kopf gedient? Zur Lösung dieser Fragen, auf die die Agyptologie keine befriedigende Antwort zu geben vermag, müssen wir uns schon entschließen, beim Okkultismus anzuklopfen. Hören wir also jetzt, was die okkulte Forschung dazu sagt.

Um uns über den vermutlichen Zweck jener Kammern aufzuklären, müssen wir an die Vorgänge bei der ägyptischen Einweihung in die Mysterien denken; Vorgänge, die sich in verborgenen Räumen abspielten und die damit begannen, daß der genügend vorbereitete Schüler, der nun eingeweiht werden sollte, von seinem dazu berufenen Lehrer in Tiefschlaf versetzt wurde. 3½ Tage währte dieser Tiefschlaf, während dessen der Schüler mit der übersinnlichen Welt und ihren Bewohnern Bekanntschaft machen konnte. Zu diesem Vorgang dienten vermutlich die Kammern im Innern der Cheopspyramide und höchstwahrscheinlich auch die beiden Gemächer, die sich jetzt im Haupt der Sphinx vorgefunden haben.

Wie erklärt nun aber der Okkultismus die Sphinx-Figur, dieses so eigentümliche Gebilde aus menschlichen und tierischen Formen?

Es gab in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts eine Zeit, sie liegt sehr weit zurück, lange, lange vor der ägyptischen Kulturperiode, in der bald der physische Leib, bald der Ätherleib, bald der Astralleib, bald das Ich ein gewisses Übergewicht über die anderen Grundteile besaß. Die Folge dieses wechselnden Übergewichts war, daß sich abwechselnd Menschen mit einem vorwiegenden physischen Leib, Menschen mit einem vorwiegenden Ätherleib, Menschen mit einem vorwiegenden Astralleib und endlich auch solche Menschen entwickelten, bei denen das Ich besonders ausgebildet war. Daraus ergaben sich nun die verschiedenen Entwicklungsstufen, deren Benennungen uns in der Apokalypse*) entgegentreten. Wir begegnen so der Stufe der Stierheit, der Stufe der Löwenhaftigkeit, der Stufe der Adlerhaftigkeit oder des Vogels. Bei jenen Menschen endlich, bei denen das Ich ein besonderes Übergewicht besaß, bei denen das Ich sich besonders ausgebildet hatte, bei diesen ergab sich ein Wesen, in dem die 3 anderen Menschentypen gewissermaßen harmonisch zusammengeflossen waren. Und dieses Wesen, in dem also sämtliche Typen vereinigt waren, dies ist das Urbild der Sphinx von Gize, deren Kopf ein Menschenantlitz trägt und deren Leib ein Mittelding von Stier, Löwe und Adler darstellt.

*) Offenbarung Johannis 4. 7.

Diese Sphinxgestalt stellt demnach eine bestimmte Entwicklungsstufe des Menschen symbolisch dar, eine Stufe, mit der die ägyptischen Eingeweihten nur durch okkulte Forschung bekannt werden konnten, nur durch das Studium jener lebendigen Schrift, die man sich gewöhnt hat Akasha-Chronik zu nennen und in die einzudringen eben nur dem möglich ist, der den dazu nötigen Entwicklungsgrad erreicht hat.

Okkultistische Erlebnisse.

Von **Manfred Vorsüd.**

(Schluß.)

Die bisher erzählten Erlebnisse auf okkultem Gebiet geben mir nach und nach die Gewißheit, daß ich vielleicht irgend eine besondere Gabe besitze, die mir von oben gegeben und zu irgend einem Zwecke dienen soll. Aber das Leben warf mich soviel umher und die Ansprüche der Familie und der großen Geselligkeit verwischten immer wieder, was in mir zu dämmern begann.

Sehr seltsam war es, daß ich als ganz junge Frau in einer volkreichen Stadt nur einmal ein sonderbares Erlebnis hatte.

Wir waren zu einer großen Gesellschaft gebeten, bereits angekleidet und ich verabschiedete mich eben von meinem kleinen Kinde, als sich ein Dunst um meine Augen legte und eine alte Dame plötzlich neben mir stand, eine Verwandte meines Mannes, die ihn erzogen, bisher seines verwitweten Vaters Haushalt geführt und die jüngeren Kinder bemuttert hatte. Diese alte Großmama, wie wir sie nannten, stand also plötzlich neben mir, sah mich groß und traurig an und war wieder verschwunden.

Mein Mann drängte zum Gehen und ich hatte plötzlich alle Lust verloren, die Gesellschaft zu besuchen, aber da kein äußerer Grund zur Absage vorlag, mußte ich mit. Unterwegs erzählte ich meinem Mann, daß ich eine unerklärliche Bangigkeit fühle und vorhin Großmama so leibhaftig vor mir gestanden habe. Er lachte und meinte, ich werde wohl Hunger haben und davon überreizt sein. Als wir bei den Bekannten ankamen, war da eine große, glänzende Versammlung und es ging sofort zu Tisch. Ich zwang mich förmlich etwas zu genießen und trank ein Glas Sekt, aber die schwere Bangigkeit wich nicht. Wir gingen erst nach Mitternacht nach Hause, von unten sahen wir das Fenster des Wohnzimmers erleuchtet. Schnell lief mein Mann voran hinauf, als ich eintrat, saß unsre alte Kinderfrau im Lehnstuhl am Tisch. Sie hatte uns erwartet, weil eine Depesche um 9 Uhr gekommen war: Großmama um 7 Uhr (genau die Zeit, da sie mir erschienen war) auf der Kellertreppe gefallen, große Gefahr! Vater.

Noch in der Nacht reiste mein Mann ab.

Die alte Frau, sie war 78 Jahre, konnte schon nicht mehr sprechen,

aber sie tastete nach meines Mannes Hand und er fühlte die Frage nach mir. Er sagte, ich ließe sie tausend Mal grüßen, die Kleine bedürfe aber meiner, und sie nickte. Dann kurz vor ihrem Ende erzählte mein Mann, daß ich sie gesehen hätte. Sie nickte wieder und sagte: »Ich sie auch«, — dann mühsam: »Sie war in einem grünen Seidenkleide mit weißen Wolken!«

Das stimmte auch, denn ich hatte ein seegrünes Gesellschaftskleid, nach damaliger Mode mit weißem Seidenmull garniert, an.

Als wir später in eine Stadt kamen, in der die See nahe und große Waldungen ringsherum lagen, hatte ich sehr viele Bilder zu sehen. Der schwarze Rahmen stieg fast alle Abende im Dämmer auf und zeigte mir die Bilder, die ich sehen sollte und die ich schon früher einmal in den »Mitteilungen für psychische Forschung« veröffentlichte.

Sehr sonderbar war ein Erlebnis aus viel späterer Zeit.

Meine Tochter war verheiratet und hatte einen kleinen Jungen. Da die Pflegerin erkrankte, fuhr ich zu ihr, und nun ereignete sich etwas, das kaum glaublich klingt, aber das ich, so wahr ich lebe und dies schreibe, in aller Klarheit erlebt habe.

Zehn Tage nach der Geburt des Kindes wünschte meine Tochter, daß ich in ein Gastzimmer zöge, da sie sich wohl genug fühle, die Nacht nur mit der Kinderfrau, die das älteste Kind verwahrte, unten im Schlafzimmer zuzubringen. Ich war's zufrieden, denn die letzten unruhigen Nächte ohne Schlaf hatten mich sehr aufgeregt und erschöpft. — Das Haus meiner Tochter war ein früheres altes Kloster, ein Riesenbau, dessen uralte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Grundmauern wahre Festungen zu sein schienen, und in der Küche der anstoßenden Leute-Eßstube sah man noch die Nieschen, wo die Altäre und Kapellen der Kirchenkrypta gewesen waren. Natürlich hieß es in der ganzen Gegend, die alten Mönche von D. spukten, und oft wurden sonderbare und auffallende Geräusche vernommen Einige besonders beherzte Leute wollten so gar ab und zu einen kleinen Mönch mit hochgeschlagener Kappe und langerbrauner Kutte im Park, auf dem sogenannten Konsulenweg, bemerkt haben. Oft grub er an ganz harten Stellen auch im Walde, und zur Mittsommerzeit hörten die Mägde, die über der Kapellenstube schliefen, sein leises, langgezognes Singen.

Dicht an das Zimmer, das ich nun beziehen sollte, stieß der alte, sehr wacklige und darum selten betretene Zellengang, an dem noch die kleinen Kammern, die einst die Mönche innegehabt hatten, standen, durch Holztüren von altersschwarzem Eschenholz von dem hochgewölbten, massiven, dickmauerigen eigentlichen Gange abgetrennt.

Wie die Immenzellen hingen diese verwitterten Kabinen in dem Steinbau, in einigen sah man noch klobige, alte Kruzifixe an der Wand eingemeißelt, und eine der Zellen, die andern wurden für allerlei Gartengeräte und Vorräte benutzt, stand immer leer. Niemand getraute

sich dort länger, als zur raschen Reinigung nötig war, zu verweilen. Diese Zelle hieß die Kammer des braunen Mönchs. Sie stieß mit ihrer starken Mauer direkt an mein Zimmer, das im sogenannten Neubau des Schlosses, der aber auch ein paar hundert Jahre zählte, lag und über Eck an den alten eigentlichen Klosterflügel anstieß.

Niemand konnte denken, daß eine Verbindung zwischen den beiden Gebäuden bestehen könne. Die dicken Quadern des alten Baues waren meterdick, das neue Haus stark aus Ziegeln erbaut und mit Zinnen und Turm gekrönt.

Ich ging an jenem Tage also ganz fröhlich zur Ruhe, hatte der Wärterin eingeschärft, mich zu rufen, falls meine Anwesenheit nötig würde, und löschte gegen 11 Uhr abends ganz ruhig meine Lampe.

Ich schlief auch, ermüdet wie ich von den letzten Nachtwachen war, bald ein und war ganz erschrocken, als es plötzlich heftig an meine Tür pochte. Ich machte schnell Licht, warf einen Morgenrock über und lief hinaus. Draußen war alles still. Ich dachte, die Wärterin sei rasch wieder hinabgelaufen, da sie unentbehrlich sein mochte, und eilte, die Lampe in der Hand, über den breiten Flur und die alte, knarrende Holztreppe hinunter, trat leise und behutsam in das Schlafzimmer meiner Tochter und des Neugeborenen und fand sie fest schlafend. Auf dem Sofa aber lag ruhig und tief schnarchend, halb angekleidet die Wärterin.

Das war mir denn doch etwas bunt, wer konnte mich aus dem mir so nötigen ruhigen Schlaf gestört haben? Ich ging durch das Treppenhaus und die Zimmer nach dem Schlafzimmer des Hausherrn, hatte er sich etwa einen unangebrachten Scherz mit der Schwiegermutter erlaubt? Aber seine verriegelte Tür und ein ruhiges Atmen hinter derselben zeigten mir, daß ich falsche Fährte eingeschlagen hatte. So stieg ich ärgerlich wieder in mein Zimmer hinauf, legte mich nieder, ließ aber die Lampe brennen. Die Türe verriegelte ich und sah auch noch in einen tiefen Wandschrank, der an der Seite, wo der Klosterbau an den neuen Bau anstieß, lag. Auch hier hingen ganz friedlich meine Kleider und Mäntel und gaben keinen Laut.

So beruhigte ich mich allmählich und löschte wieder die Lampe, schlief auch ein, bis mich ein erneutes, sehr dringliches Klopfen wieder aufschreckte. Ich zündete die Lampe wieder an, ersah auf der Uhr, daß es etwa gegen halb zwei ging, und fragte ohne aufzustehn, wer da sei. Keine Antwort, aber stärkeres Pochen und schlürfende Schritte auf dem großen Hausflur.

Ich stand also getrost wieder auf, kleidete mich ganz ordentlich an, denn um vier Uhr wurde es ja Tag auf dem Gutshofe, und die Nächte im April waren ja schon kürzer. Als ich herauskam, wehte mir etwas die Lampe aus, aber die großen Fenster des Flures zeigten hellen Mondschein, der breit und weiß auf den Dielen lag. Ich horchte hinunter, aber alles war still. Da fiel mir ein, drüben schlafen ja die Mägde, viel-

leicht hatte denen das Klopfen gegolten und ein Liebhaber sich eingeschlichen, der die Flügel des Hauses verwechselt haben mochte. Ich beruhigte mich mit der Idee und hatte nicht Lust, mich in die fragwürdigen Abenteuer der Dienstboten zu mischen, wollte aber am Tage darüber mit der Wirtschafterin und meinem Schwiegersohn sprechen.

Ich blieb nun auf, legte mich auf die in meinem Zimmer befindliche Chaiselongue und schlief auch trotz der etwas unbequemen Stellung ein.

Punkt drei Uhr schreckte ich aber wieder auf, ein lautes Geschrei drang herein, heftiges Klopfen und dazwischen ein starkes Poltern wie von stürzendem Hausrat. Aber es kam eigentlich aus keiner bestimmten Richtung, es hörte sich an, als trubelte es in der Luft und unter den Füßen und rechts und links. Merkwürdig. Ich ging an die Tür und horchte, aber es blieb wohl zehn Minuten lang dasselbe; ich hörte ein winselndes Schreien, hörte das Stürzen der Möbel, hörte das furchtbare Pochen.

Und plötzlich war mir's, als sage mir jemand: Es ist nebenan, in der Zelle des braunen Mönchs.

Kurz entschlossen verließ ich meine Stube, die Lampe in der Hand, ging die Treppe hinab, schloß die Haustüre auf und stieg nun in der Ecke des alten Baues eine von außen zu einer alten Türe führende Stiege hinab, die in den Zellengang führte.

Dort hörte ich noch das unheimliche Stöhnen, bis ich an die Zelle gelangte, die ich suchte. Dort war alles still, — die Tür weit offen, aber alle Kammern still, verschlossen und einsam, nicht mal Katze oder Maus zu sehen. Ich leuchtete alle Winkel ab. Nichts. Leise sprach ich vor mich hin: Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn!

Da krähte draußen der Hahn und vom Schloßturm schlug es halb vier Uhr. Ich kehrte in meine Stube zurück, entkleidete mich und schlief nun ungestört bis in den hellen Tag.

Vorsichtig kundschaftete ich, ob jemand außer mir die seltsamen Vorgänge beobachtet hätte. Aber ich konnte nichts erfahren.

Acht Tage später wiederholte sich dasselbe. Ich gab nun nicht Laut, stand nicht auf, holte nur aus meinem Koffer ein kleines elfenbeinernes Kreuz, hielt es hoch und betete sehr stark für die arme, ruhelose Seele.

Dann reiste ich ab.

Etwa drei Monate später reiste ich wieder hin und bat besonders, wieder in der Eckstube wohnen zu dürfen, denn ich war direkt gespannt, ob mein nachbarlicher Geist wieder Tumult machen würde.

Gegen Abend, es war schöner, warmer Sommer, saß ich allein im Garten unter den alten Blutbuchen des Konsulenganges. Da wuchs plötzlich vor mir eine kleine, braune Gestalt aus der Erde, mit Spaten und Hacke geschultert über der braunen Kutte und ein paar liebe, freundliche, aber traurige Augen sahen mich unter der braunen Kutte an. Drei Mal

nickte der Kleine mir lächelnden Mundes zu, dann zerfloß er in Duft.

In der Nacht aber sah ich ihn wieder und er sprach zu mir: »Ich bin Georg Nellenberger, der braune Mönch; ich habe gesündigt gegen das Gesetz des Ordens. Ich liebte die Schwester, die mich in schwerer Krankheit pflegte, und wollte sie besitzen, und da sie mich abwies, ermordete ich sie in meiner Zelle. Das ist das Geheimnis des armen braunen Mönchs! Ich büße und schütze dies Haus mit allen, die darinnen sind, aber dreimal im Jahre bin ich verdammt, dreimal zu toben und zu rasen, wie ich in jener Nacht gerast habe, da ich die arme Schwester umbrachte. Es sind 300 Menschenjahre her — bete und habe Mitleid mit dieser armen Seele«.

Mir war's als habe ich noch den tonlosen Klang dieser müden Stimme im Ohr, als ich erwachte, und gelobte, ja ich bete für dich, armer Georg Nellenberger.

Jahre sind seitdem vergangen, da wurde mir an einer andern Stelle ein Enkel geboren. In der Nacht des 3. April, als das Kind zur Welt kam, hatte ich einen seltsamen Traum; es war aber sicher kein Traum, sondern eine Fügung. Ich erwachte, sah den kleinen Mönch von vor 10 Jahren vor mir stehen und hörte wieder die Stimme von damals. Eigentlich hatte ich der Begebenheit Jahre lang nicht gedacht, am wenigsten in letzter Zeit. Die Stimme sagte: »Ich werde wiedergeboren, um gut und glücklich zu sein!«

Morgens erhielt ich die Depesche von meinem Sohn, daß ein Knabe geboren sei, und daß er, was nie verabredet war, den Namen Georg führen solle! Ich war erschüttert und habe dies Kind ganz besonders in mein Herz geschlossen.

Vor einiger Zeit wurde mir kundgetan, daß ich sehr magnetisch sei und Kräfte besäße, die noch vor 20 Jahren unglaublich gewesen, jetzt aber durch die okkulte Strömung, die durch die Welt gehe, ans Licht kämen: Magnetströme, die Heilkraft und vor allem Hellsehen und Hellhören mit sich führten.

So hörte ich jede Nacht wunderbare Musik, und zwar so deutlich, daß ich die einzelnen Stücke erkennen konnte. Ich hatte einen jungen Bekannten, einen Musiker, der mir sehr zugetan war. Ich ging oft in seine Konzerte, und wenn ich meine Hellhörnächte hatte, fragte ich ihn wohl: Was haben Sie den und den Abend um die und die Zeit gespielt? Dann nannte er regelmäßig das Stück, das ich gehört hatte. Plötzlich aber versagte dies Hellhören. Es war, als könne ich wohl die ferne Gestalt des Freundes in Nebel gehüllt wahrnehmen, aber seine Geige hörte ich nicht mehr. Und dann wurde er eines Tages sehr unangenehm gegen mich, nannte meine Gabe verrückten, hysterischen Blödsinn und er wolle von dem dummen Zeug nichts mehr hören.

Traurig kam ich in später Stunde aus seinem Konzert zurück und hörte nun Stimmen, sah den jungen Künstler von Menschen, hauptsächlich Frauen umgeben, sah mich selber in dem Kreise, aber abseits von ihnen, und alle lachten und wiesen mit höhnischen Geberden auf mich.

Man hatte, wie ich erfuhr, sich sehr darüber amüsiert, daß ein junger Künstler seine freundschaftliche Devotion an eine alte Dame gerichtet hatte, die er sonst so gern »Großmütterlein« genannt, die ihn sehr lieb hatte, wie eben eine Sechzigjährige einen Knaben gern haben kann, dem sie gern auf seiner künstlerischen und menschlichen Bahn weiterhelfen möchte, — und hatte ihn und mich verhöhnt.

Aber da kam mir ein anderer Trost.

Selbst musikalisch begabt, hatte ich vor genau 25 Jahren ein Musikfest in D. mitgemacht und auf der Altseite mitgesungen. Ich war damals noch sehr jung, noch nicht lange vermählt und sehr frisch und lustig.

Neben mir, unter Violaspielern, befand sich ein junger, sehr hübscher Künstler, dem ich scheinbar sehr gefiel und der mich während der Proben und Aufführungen sehr gut unterhielt und mir sehr stark den Hof machte. Ich war jung, glücklich verheiratet und sehr übermütig, ließ mir die Huldigungen um so mehr gerne gefallen, als der junge Künstler dabei in den Grenzen der Schicklichkeit blieb und sehr angenehm zu plaudern und ein wenig zu meditisieren wußte. Die Tage vergingen auf diese Art sehr hübsch und am letzten Abend bat ich den Musiker, mir doch eine Münze mit seinem Namen für mein Bettelarmband zu schenken, damals grassierte diese Mode sehr.

Er versprach es, aller Freuden voll, und nahm sehr warm und herzlich Abschied, mich bittend, seiner zu gedenken und ihm mal zu schreiben.

Kaum vier Tage danach erhielt ich aus K., wo er ein Konzert gab, die Münze mit seinem, aber auch meinem Namen verschlungen. Ich bedankte mich mit einer lustigen Karte, — dann schrieb er mir, und ein Briefwechsel entspann sich, der mich amüsierte, aber mir einige Herzbeklemmung verursachte, da seine Briefe immer glühender und flehender wurden. Dann, nach genau einem Jahre, erhielt ich aus Aachen, wo ein Musikfest war, eine Karte, er wolle und müsse mich wiedersehen. Ich lehnte ab. Dann kam ein verzweifelter, ganz wilder Brief, den ich erst nicht beantworten wollte; aber mir war, als müsse ich ihn doch trösten, da ich die Ursache seines Schmerzes war. Ich schrieb freundlich, aber sehr ernst und mahnte ihn, sich nicht so toll zu geberden, ich habe durchaus nicht die Absicht, seinetwegen Dummheiten zu machen etc. Wenige Tage später kam der Brief zurück mit dem Vermerk: »Adressat verstorben.«

Soweit ist nichts an der Sache zu bemerken, aber genau 25 Jahre später meldete sich in unserm Tischzirkel ein Spirit, der sich mit dem Namen jenes Musikers nannte und mich anwies, an einen Herrn in D.

zu schreiben, der noch von ihm Bilder habe; ich solle mir eins senden lassen!

Meine spiritistischen Freunde am Tisch rieten mir, doch gleich zu schreiben; ich tat es auch am gleichen Tage und wandte mich an den Herrn, den der Spirit mir mit Namen und Adresse gesagt hatte. Mit wendender Post erhielt ich eine große Photographie des Toten und einen wunderbaren, freundlichen Brief jenes Herrn, der des Toten bester Freund gewesen war.

Seitdem ist dieser Geist immer bei mir, ich fühle seine schützende Gegenwart, seine Hülfe, allerdings auch seine eifersüchtige Ueberwachung aller Gedanken und Handlungen.

Damit könnte ich nun meine okkultistischen Erfahrungen abschließen, aber ein paar Sachen, mir von guten Freunden mitgeteilt, sind noch beachtenswert.

So erhielt eine Bekannte durch mediumine Vermittelung aus dem Jenseits einen Brief, der ihr schon lange zugedacht war und enthüllte, daß ein Mann, dessen rätselvollen Tod man sich nicht hatte erklären können, durch Selbstmord geendet habe, da er jene Frau, die Gattin und Mutter war, geliebt und nie von ihr besonders beachtet wurde. Verwandte dieses Mannes gaben dann auch zu, bei ihm eine inzwischen vernichtete Notiz gefunden zu haben, die sein wunderliches Ende zwischen Felsen im Wasser erklärte. Dabei erinnere ich mich eines andern Erlebnisses. Eine Freundin von mir liebte es, abendliche Spaziergänge zu machen. Eines Abends im Februar, es dunkelte schon, eilte sie dem Hause zu, das ziemlich weit vom Dorfe an der Straße lag, als ein Mann auf sie zutrat und sie bat, ihm doch den Weg nach dem großen Gasthofe des Dorfes zu zeigen. Bekanntlich hat in Thüringen jedes Dorf seinen Gasthof, der immer für Fremde jeden Ranges eingerichtet ist.

Die Dame tat es, und als er sich bedankte, sah er sie erstaunt an und fragte: »Sind Sie nicht Emma?«

»Ja, — woher kennen Sie mich?«

»Nun, erinnern Sie sich eines Abends in Berlin, als ich von Ihrem Hause Abschied nahm und Sie mich baten, zu schreiben, — ich bin Bruno B.?«

Ja, sie erinnerte sich!

Sie waren damals jung und sehr verliebt in einander gewesen, dann hatten sie sich aus den Augen verloren.

Und nun war er ihr hier durch »Zufall«, wie sie sagten, wieder begegnet. Lange saßen sie zusammen in der kleinen Vorlaube des Wirtshauses und tauschten ihre Erlebnisse aus.

Endlich ging Emma.

Er wanderte am andern Tage weiter.

Sie stand in ihrem Garten und sah hinüber zu den Bergen, dort war Bruno jetzt.

Sie ließ sich unter einem Apfelbaum nieder, der schon reife Früchte trug, und plötzlich hörte sie sich rufen mit Brunos Stimme: Emma!

Sie erschrak, war er zurückgekehrt?

Sie eilte ins Haus, das sie allein mit ihrer Dienerin bewohnte. Martha hieß diese, aber sie hatte niemand gesehen.

Emma setzte sich an den Tisch und ließ sich das Abendessen auftragen. Als sie ihren Stuhl zurückschob, hörte sie wieder den Ruf Brunos. Jetzt sprang sie auf und rief so laut sie konnte zum Fenster hinaus: »Wo bist du, komm!«

Das Echo gellte das »Komm!« zurück.

Am andern Tage las sie in der Ortszeitung, daß in dem Gebirge oberhalb der Xfälle ein älterer Herr, sehr gut, so und so gekleidet, abgestürzt und gleich tot gewesen sei. Das Erdreich müsse nachgegeben haben, da große Regenfälle der letzten Zeit es erweicht haben mußten. In der Manteltasche des Verunglückten habe man ein Notizbuch gefunden, darin die Rechnung des Dorfgasthofs zu Y., wo er am Abend vorher übernachtet haben mußte.

Emma war tiefbewegt von dem Ereignis und erzählte es mir unter Tränen. Der eben wiedergefundene Freund ihrer Jugend hatte so kurz nur dies Wiedersehen überlebt.

Ein weiterer Fall des Eingreifens übernatürlicher Kräfte in das Leben von Menschen, die vor Betrug und Unbill beschützt werden sollen, ist noch folgender. In meiner Heimat lebte ein sehr reicher Weinhändler, der eine einzige, sehr schöne, aber sehr leidende Tochter hatte, die fast das ganze Jahr in Italien oder sonstigen südlichen Ländern zubringen mußte. Margarete war für uns jüngere Mädchen immer eine Art »Wundertier«, wenn sie im Sommer auf ein paar Wochen nach Hause kam, mit ihren schönen seidnen Kleidern, den großen, blumengeschmückten Hüten und der ganzen eigenartigen zarten Erscheinung. Wir nannten sie bloß die »weiße Greta« und suchten auf alle Weise in ihre Nähe zu gelangen, umso mehr, als sie damals eine Negerin als Bedienung mitgebracht hatte, die Jimmy hieß und große goldene Reifen in den Ohren trug. Jimmy konnte uns zudringliche kleine Spatzen nicht leiden, denn wir achteten auf alles, was sie tat, und das war der ebenholzfarbenen Schönheit sehr unbequem.

Die weiße Greta hatte sich eines Tages in der Fremde mit einem sehr vornehmen Herrn, einem Südfranzosen, so hieß es, verlobt und kam nun strahlend vor Freude nach Hause. Die alten Aerzte schüttelten den Kopf, die Eltern weinten, aber Greta hatte ihren Kopf für sich, war ihr doch stets aller Wille geschehen.

Sie lag an einem Sonntagmorgen in der Hängematte in ihrer Eltern großen Garten und wir Kinder spielten in dem unsern, der daran anstieß. Plötzlich sahen wir, daß Greta auffuhr und sich bemühte, die Hänge-

matte zu verlassen, die aber etwas hoch hing und daher den Abstieg für die schwache Kranke erschwerte. Mein Vetter, ein Junge von 13 Jahren, und ich kletterten rasch über das Staket, ihr zu helfen, und als sie auf den Füßen stand, sagte sie, sie habe einen Stein aus dem Ringe, den ihr Verlobter, Marquis Jérome Mareno, ihr geschenkt hatte, verloren. Wir suchten mit ihr rund um die Matte, im ganzen Garten, aber der Stein war und blieb verschwunden.

Wir mußten Jimmy rufen, und als Hans, mein Vetter, an die niedrigen Fenster der Mägdekammer klopfen wollte, worin sie sich befand, sah er, daß Jimmy mit Wohlgefallen irgend etwas zwischen den Fingern hielt, was in der Sonne funkelte. Wie ein kleiner Tieger sprang er auf sie zu und wollte ihr die Beute entreißen, aber Jimmy steckte das Etwas in den Mund.

Ein Fruchtbonbon, sagte sie lachend und grinste uns mit ihren weißen Zähnen schlau an.

Wir konnten nichts als den Auftrag ihrer Herrin ausrichten, daß Jimmy den Stein suchen helfen solle.

Aber auch sie fand ihn nicht.

Die Hochzeit wurde festgesetzt, fieberhafte Tätigkeit herrschte im Hause von Gretas Eltern, und auch wir Kinder waren lebhaft beteiligt, sollten wir doch am Polterabend einen Blütenreigen aufführen.

Der Tag rückte näher und Greta sah weißer und zarter als jemals aus.

Dann fuhr sie eines Morgens bei uns vor und bat, ob ich sie zur Bahn begleiten dürfe, sie wolle die Verwandten ihres zukünftigen Gatten abholen.

Ich bekam Erlaubnis und das Auto tutete rasend schnell davon.

Der Zug fuhr ein. Wir beide standen, von Jimmy eskortiert, auf dem Bahnsteig, als plötzlich Greta aufschrie, — auf den Schienen sah sie etwas grün blitzendes liegen, den verlornen Stein.

Sie lief darauf zu, wollte sich darauf stürzen, aber schon brauste der Zug in die Halle und ich konnte Greta noch an dem Mantel zurückreißen.

Aber Jimmy war vorwärts gesprungen, hielt den Stein schon in der Hand, das Bahnpersonal wollte sie hochreißen . . .

Was weiter geschah, erfuhren Greta und ich erst später.

Die Verwandten waren angekommen, aber sie fanden Greta ohnmächtig, mich aber ganz verstört und zitternd.

Jimmy war schwer verwundet. Sie hatte damals den Stein gestohlen und ihn bei unserer Annäherung in den Mund gesteckt. Nun aber der Bräutigam kam, wußte sie, würde er dem Verbleib des Steines nachforschen und deshalb warf sie ihn im Moment der Einfahrt des Zuges auf die Schienen. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß ihre Herrin es

bemerken würde. Als sie nach einigen Tagen starb, gestand sie vorher noch andere Veruntreuungen.

Greta aber wurde so krank, daß an Hochzeit nicht zu denken war. Sie starb auch bald und es stellte sich dann heraus, daß der Bräutigam ein ganz abenteuerlicher Mensch und seine Familie sehr fragwürdiger Natur war.

Dies alles ist nun wieder eine Alltagsgeschichte, aber das Merkwürdige sind 2 Briefe, die man mir gab, als ich erwachsen war, weil sie von mir sprachen. Der erste Brief war aus Amerika und mit »Dein Doll« unterzeichnet; der zweite von einer alten, halbblinden und tauben Näherin in unserm Städtchen.

Der erste Brief lautete: »Wir sind weit getrennt, Greta, Du kennst mich nicht, aber ich liebe dich, weil du arm bist in allem Reichtum.

Vertraue deiner Dienerin nicht, achte darauf daß die kleine Dina soviel als möglich um dich sei, sie ist deines Schutzengels irdische Reinkarnation. Ich grüße dich. Dein Doll.«

Greta hat, als sie den Brief empfing, heftig geweint, sie wisse nicht, wer Doll sei, sie kenne auch die amerikanische Stadt nicht, aus der der Brief aufgegeben war.

Der zweite Brief hieß:

»Liebe Greta! Sie sind ein Kind gewesen ohne Freude, — Sie sind ein Mädchen geworden ohne Freude, — Sie werden sterben ohne Freude!

Lassen Sie sich von Dina einen Korb voll Sonne bringen.

Man sagte mir, Sie würden bald sterben. Dann sagen Sie Ihrem Schutzengel, daß die alte Katrin Sie gewarnt hat vor der schwarzen Schlange und daß Sie, die weiße Greta, nicht den Schmutz der Straße an ihr Kleid heranlassen sollen. Das schreibe ich Ihnen, denn ich will Ihr Bestes. Katrine!«

Daß in mir der Schutzengel der armen Greta sich inkarniert haben sollte, war mir sehr interessant, — und ich fühle noch heute, daß ein Stückchen Wahrheit darin ist, denn noch jetzt flutet eine warme Sehnsucht durch mein Herz, daß ich jenem armen, schönen Wesen hätte helfen können!

Ich werde weitere okkultistische Erfahrungen in einiger Zeit mitteilen, wenn meine Gesundheit wieder fester und meine Arbeitskraft stärker geworden ist. Bis dahin — Gott zum Gruß!

Eine Dissertation über „Gespenster-Recht“ aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.**

 (Fortsetzung.)

§ 2. Damit die Abhandlung nach einer bestimmten Ordnung vor sich geht, schicken wir zunächst dem üblichen Brauch gemäß eine Er-

klärung des Namens und der Erscheinung voraus. »Spectra« ist zweifellos abzuleiten von dem Wort »specio« (ich sehe), was dasselbe besagt wie »video« (ich sehe), weil jene Gestalten meistens mit dem Gesicht wahrgenommen werden. (Siehe G. J. Vossius: Etymolog. sub voce specio, und Bekmann: de orig. linguae lat. p. m. 1074). Daher heißen sie bisweilen auch »visiones« (Visionen), im Griechischen »φάνταςμα« (wie Erasmus im 14. Kapitel Matthäi angibt*), im Deutschen »Gespenst, Poltergeister«, weil sie häufiger mit Gepolter auftreten. Die Gespenster aber sind da, um zu schrecken und zu schaden, gemäß ihrer höheren (göttlichen) Vollmacht. Es sind bösartige Geister in den verschiedensten Gestalten, teils sichtbar, teils unsichtbar und doch gegenwärtig, bald die Menschen beunruhigend, bald die Gegenden unsicher machend. Natürlich ist es an sich ganz klar, daß wir hier nicht zu sprechen haben über jene »Visionen«, die bisweilen von Gott selbst den Gläubigen gezeigt werden, entweder zum Troste oder als gutes Omen oder zum Zwecke einer Verkündigung. Von dieser Art können wir eine ganze Menge in der Hl. Schrift nachweisen. (Siehe Apostelgesch. Kap. 12, V. 9; Kap. 16, V. 9; Kap. 27, V. 23 usw.) Diesen aber kann, wenn man sich richtig und genau ausdrücken will, weder der lateinische Name »spectra«, noch der griechische »φάνταςμα«, noch der landläufige »Gespenst« beigelegt werden.

§ 3. Wenngleich also jene Geister ein und desselben Ursprungs und gleicher Natur und daher unter sich kaum von einander zu unterscheiden sind, so pflegt man sie doch an vielen Stellen auch verschieden zu benennen und dadurch auseinander zu halten, weil sie in Anbetracht der Art und Weise ihres Auftretens doch wieder sehr vielfältig sind. So werden, um nur die hauptsächlichsten zu verzeichnen, die Geister, die in Häusern erscheinen: »lares« und »lemures-« »Hauß-Götter« und speziell »Kobold« genannt; diejenigen, die an Gewässern (Flüssen) gesehen werden: »nymphae«, »Nixe«, »Wasserfrauen« (vielleicht die »Sirenes«, »Nereides« und »Naiades« der Alten!); die in der Luft hausen »fliegender Drache«, allgemein: »Der Drache« (siehe Jes. Kap. 13, Vers 22); in den Wäldern und an einsamen Orten: »Feld-Geister«, »Feld-Teuffel« (Jes. 34, 14.), (bei den Alten Satyrn, Faune); auf den Bergen: »Berg-Götter« (hierher gehört das berühmte Gespenst des Riesengebirges: der »Rübezahl«, über den Joh. Prätorius in »Special. Comment.« berichtet); in den Bergwerken: »Berg-Männigen« (siehe Kasp. Posner: de virunculis metallicis, Disp. anno 1667 Jenae habita). Dieselben werden von Agricola (de animant. subterran.) eingeteilt in harmlosere, die niemand verletzen, und grausamere, die nicht selten den Bergleuten den Tod bringen, (siehe Joh. Prätorius: Anthropodemo Plutonico p. m. 139). Bei den Juden war auch einst ein

*) Vers 26: . . . λέγοντες, ὅτι φάντασμά εστι καὶ ἀπὸ τοῦ φόβου ἔκραξαν. — . . . und sprachen: »Es ist ein Gespenst«, und schrieen vor Furcht. (Anm. d. Verf.)

Teufels-Gespenst unter einem besonderen Namen bekannt oder berüchtigt: »Lilith«. Dasselbe trat in weiblicher Gestalt auf und pflegte die kleinen Kinder, die beschnitten werden sollten, manchmal zu töten oder ganz mit sich fortzuführen. (Frommann: de Fascinat. l. 3, part. 7, c. 2, § 2; Bodin: Daemonom. p. 37.). Nicht selten werden bei den Alten die »Lamiae« (»Vampyrn«) erwähnt. Dieses waren (nach Bekmann: de orig. t. l. p. m. 504) Gespenster, welche in schöner Frauengestalt erschienen und den Jünglingen vorlogen, sie wären in Liebe zu ihnen entbrannt, während sie in Wirklichkeit dieselben nur verderben und aufzehren wollten. Hier ist auch der sehr bekannte Name »Incubi« und »Succubi« einzuschalten, soweit er natürlich nicht jene Krankheit, über welche die Aerzte ausführlich berichten, sondern den Dämon, der dabei sein Spiel treibt (Ephialtes und Hyphialtes) bezeichnet; ein Vorkommnis, das nach dem Geständnis der weisen Frauen durch unzählige Beispiele bestätigt werden kann. (Fromm.: d. l. p. 874.) Das wäre etwa das, was über die hauptsächlichsten Gestalten der Dämonen, die sichtbar erscheinen, zu sagen wäre. Wie wir oben schon gelegentlich bemerkten, kann der Teufel, obwohl er keine Gestalt lieber anzunehmen pflegt als die menschliche, doch niemals jene so trefflich nachahmen, daß die Verstellung nicht sogar auch den naiveren Menschen auffiele. Denn entweder trägt er in seinen Mienen Scheußlichkeit und Häßlichkeit zur Schau oder er hat Füße und Hände, die durch Krallen oder Klauen, ähnlich denen der Geier, verunstaltet sind; oder er fällt sichtlich durch ein bekanntes Kennzeichen auf, welches die Unsauberkeit seiner Natur verrät, (dies sind die Worte des Nic. Remigius: Daemonolatriae lib. 1, p. m. 51.)

§ 4. Auch gibt es noch bösartige Geister unter dem Namen »Gespenster«, die nicht sichtbar sind. Diese machen sich bemerkbar, indem sie Lärm verursachen, auch in den Häusern Verwirrung anrichten, z. B. Töpfe, Schüsseln und dergl. durcheinanderstürzen oder Bänke und Tische die Treppen hinabwerfen, oder indem sie schreckliche Stimmen machen und die verschiedensten Töne von sich geben. Derlei treiben sie noch mehr, wobei wir aber nur durch unsere äußeren Sinne über die Anwesenheit des Teufels in Kenntnis gesetzt werden, denn zu sehen vermögen wir von ihnen nichts. Und dies wird, glaube ich, speziell durch unsern landläufigen Begriff »spücken«, »es spücket« ausgedrückt. (Siehe B. Dn. Seckendorff: Christenstaat p. m. 47, wo der Verfasser betreffs seiner eigenen Erfahrung in Fällen dieser Art Zeugnis ablegt.)

§ 5. Nun pflegt ja der Fürst der Finsternis die schrecklichen Gespenstergesichte meistens zu nächtlicher Zeit zu zeigen, weil diese an sich schon voll Schrecken ist. Ich weiß daher nicht, wie auch sogar die Mittagszeit sowohl einst als auch heute noch allgemein in einem bösen Verdacht steht, insofern als die Alten glaubten, der Teufel sei besonders um diese Zeit tätig. Hierauf deuten einige Worte des Psalm 91, V. 7 hin: »Non timebis a timore nocturno, a sagitta volante in die, a peste per-

ambulante in tenebris, ab incursu daemonio meridiano«. So lautet die Lesart der Vulgata. Einige Schriftgelehrte geben sich allerdings Mühe, die Grundlage hierfür anzuzweifeln (siehe Geier: Comment. ad Ps. p. 274) Chaldäus (oder: der Chaldäer?) aber erkennt die Schar der Dämonen ausdrücklich an, und Backius bemerkt (in h. Ps.): »daß die alten teutschen Bibeln, ante Lutherum*) vertirt, setzen hie einen Mittags-Teufel.« (Vergl. Arnd in h. l. und Wedel. Disp. Medica de Spectris, cap. 1.) Was für eine Bewandtnis es auch immer mit jener Stelle hat, die Tatsache selbst oder wenigstens sicher der Glaube daran (d. h. an die Erscheinungen zur Mittagszeit) steht bei allen Landbewohnern fest.

§ 6. Damit aber niemand glaube, ich hätte all dieses, was bisher über die Natur und die Unterscheidung der Gespenster angeführt ist, umsonst gesagt, und zwar deswegen, weil gerade die Existenz der Gespenster so unsicher ist, daß sie eher aus dem Geschwätz der alten Weiber oder den Fabeln der Leichtgläubigen hervorgegangen scheine als aus der Wahrheit selbst, so dürfte es jetzt in höchstem Grade notwendig sein, kurz zu betrachten, auf welche Unterlage sich denn die ganze Sache stützt, bevor wir über das Gespenster-Recht selbst berichten. In der Tat wundere ich mich durchaus nicht darüber, daß in den Zeiten der früheren Jahrhunderte an der Wirklichkeit der Gespenster heftig gezweifelt wurde, und zwar besonders von jenen, welche an Verstand die große Menge überragten. Denn die allzugroßen und groben Betrügereien der Mönche, die sich durch die erdachten Gespenster-Schrecknisse wer weiß was all für Vorteile zu verschaffen gewohnt waren, hatten damals alles verdächtig gemacht, indem jene durch die verschiedensten Spielereien die arglosen Gläubigen täuschten. Sie taten dies hauptsächlich, um ihren Glauben, oder besser ihren Aberglauben zu bekräftigen. So findet man z. B. bei den Schriftstellern jener Zeiten sehr zahlreiche Angaben über falsche Erscheinungen kürzlich verstorbener Menschen, die meistens mit weinerlicher Stimme ihre Freunde baten, die Bußgebete der Priester durch eine entsprechende Belohnung zu verkürzen, damit sie selbst um so schneller aus dem Fegefeuer entlassen würden (siehe Delrio: Disquis. mag. Tom. 1. p. 233; Pexenfelder: Concionat. Hist. p. 1, p. 331; Erasmus: Epistol. lib. 22, wo er die sehr bekannte Geschichte von dem Pfarrer erzählt, der die Menschen dadurch foppte, daß er Krebse in der Begräbnisstätte aussetzte. Vergl. auch Sleidanus: l. 9. Comm.) Durch solche und ähnliche Listen wurde der von alters herstammende und bei unsern Vorfahren längst eingebürgerte Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen hier und dort »umgingen«, außerordentlich befestigt. Hierzu sagt der selige Luther: Tom. 5 germ. Ien. tract. »Des Fegfeuers Wieder-

*) Luther übersetzt die zitierte Stelle so: »Daß du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen des Nachts, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pestilenz, die im Finstern schleichet, vor der Seuche, die im Mittage verderbet.«
(Anmerkung des Verfassers.)

ruff«, fol. 168: »St. Gregorius zeigt an viel Exempel von den Geistern, so erschienen sind, welchen er als ein gut einfältig Mann geglaubt, als wärens Seelen, da nun offenbar ist, daß Teufel sind.« Hiervon stammt auch, wie ich vermute, der Ausdruck unserer Sprache, den wir bisweilen auf Tote anwenden: »daß sie irre gehen«.

§ 7. Nachdem das Licht des Evangeliums durch Luthers Auftreten wieder entzündet worden war, verschwand zwar der eitle Glaube betreffs der Seelen der Verstorbenen, aber die Gespenster wurden dennoch auch von dieser Zeit an keineswegs geleugnet. So fügt z. B. Sleidanus an der zitierten Stelle (9.), wo er berichtet hatte, daß die Gespenster unter der Herrschaft der Päpste sehr häufig aufgetreten wären, hinzu: »Nachdem aber Luthers Lehre bekannt geworden war und eine gewisse Stärke erlangt hatte, verschwanden allmählich dadurch die Gespenster. Denn Luther zeigt aus den heiligen Schriften, daß die Seelen der Toten Ruhe hätten und auf den jüngsten Tag des Gerichts warteten; dann sagt er, jene Verwirrungen, schreckhaften Geräusche und gespensterhaften Erscheinungen würden vom Teufel verursacht, der keine Gelegenheit vorübergehen ließe, die Gottlosigkeit und Irrtümer im Menschengeiste zu festigen und das Verdienst unseres Erretters Christi zu schmälern (p. m. 242).« So hat auch schon im Jahre 1570 ein Züricher Theologe, Ludw. Lavater, ein besonderes Büchlein über »Gespenster« herausgegeben, in dessen erstem Teile er zeigt, daß Gespenster (und überhaupt Geister) existieren und bisweilen den Menschen erscheinen. Es hatten nämlich damals viele, nicht nur ungebildete Leute, sondern sogar sehr hervorragende Männer (wie seine Worte in: Epist. dedicat. lauten), verwundert gefragt, ob es denn Gespenster gäbe und was sie denn eigentlich wären. Dabei gedenkt er auch des Rivius, der über denselben Gegenstand sehr interessant geschrieben habe.

§ 8. In unserm Jahrhundert haben sich dann Leute gefunden, die kein Bedenken tragen, über jede Erwähnung von Gespenstern zu lächeln und die geschichtlichen Nachrichten über solche für Altweibergeschwätz zu halten; sie leugnen daher auch die Existenz derselben schlankweg ab. Doch sind diese Leute nicht alle über einen Kamm geschoren und versuchen nicht gleichmäßig mit denselben Argumenten ihren Standpunkt zu vertreten, auch nicht mit derselben Zuversicht. Einige nämlich leugnen die Existenz der Gespenster, wie man gewöhnlich sagt, wider besseres Wissen, d. h. obwohl sie von der Unrichtigkeit der Sache keineswegs überzeugt sind. Sie tun es nur, weil es heutigentags für eine, ich weiß nicht wie vornehme Gesinnung gilt, das, was allgemein sogar für richtig gehalten wird, kurzerhand kühn anzufechten, ohne daß man deshalb aber mit Beweisen für das Gegenteil gerüstet ist. Andere bekämpfen die Erscheinungen von Dämonen insgesamt, vertiefen sich aber gerade durch die Art ihrer Erörterung so sehr in die ganze Sache, daß sie aus Zweifeln neue Zweifel hervorzubringen und Ungewisses noch ungewisser zu machen scheinen. Zu diesen muß man nach Recht und

Verdienst auch Balthasar Becker, einen Mann von nicht gewöhnlichem Talent, rechnen; derselbe ist ja sehr bekannt durch ein Buch, das er »Orbis fascinatum« betitelt hat. Dieser Mann (er ist selbst beinahe von dem Zauber inhaltloser Philosophie umstrickt!) verspricht: das, was man mit den Händen greifen konnte, aufzuklären und zu verdeutlichen; er schafft dabei aber noch größeres Dunkel; ja er wirft geradezu mit den kleinlichen Schlußfolgerungen, die er aus der Hl. Schrift heraustiftelt, jede Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Wahrheit, über den Haufen. Sein Buch wimmelt von unzähligen Verdrehungen, Trugschlüssen und falschen Hypothesen und hinterläßt in dem Leser nur das Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels.

Bemerkenswert ist das Urteil des Petr. Poiret darüber (in: part. 3. ver. met. inven. verit. p. m. 170).*) Siehe vollständig in Prof. Melch. Leydeckers (Utrecht) Dissert. Historico-Theologica Beckero opposita, quae prodiit a. 1692. Vergl. Ludw. Benthem: Holländ. Kirchenstaat, part. 2, cap. § 55 ff. — Andere führen alles, was über Gespenster-Erscheinungen, ebenso wie über ihre eigenartigen Wirkungen erzählt wird, einfach auf ganz natürliche Dinge zurück und bringen aus den gelehrten Werken der Physiker eine Menge Erklärungen von wunderbaren Erscheinungen (Phänomen) vor, die leicht für dämonische gehalten werden können, weil sie den ungebildeteren Leuten nicht bekannt sind. Schließlich fügen sie auch noch einige künstliche Nachahmungen an, die an die Art der Gespenster ganz nahe heran kommen. Anstelle einer Besprechung wollen wir hier nur die Worte des glückseligen Arnd (contio 3. in Ps. 91.) einschieben: »Der Satan mischet sich offt in natürliche Würckungen mit ein, denn er siehet immer, wie er der Natur gebrauchen möge zu seinem Vortheil, daß er sein Werck mit durchtreibe«. — Andere wieder sind der Ansicht, den Glauben an Gespenster der bloßen Einbildung, der Melancholie oder der Dummheit der Menschen, die leicht erschrecken und furchtsam sind, zuschreiben zu müssen. Sie meinen, wie wir selbst gern zugeben, daß viele (namentlich von Gewissensbissen gequälte) Leute früher sowohl wie auch heute noch irgendeine schreckhafte Gestalt für ein Gespenst gehalten haben, da ja (nach Weisheit Salomos 17, 11) »ein erschrocken Gewissen sich immerdar des Aergsten versieht«. Dies zu leugnen kann sich zwar nur ein Starrkopf unterfangen, aber aus Dingen, die vielleicht hie und da einmal vorkommen, einen allgemeinen Schluß zu ziehen, das halten wir doch für zu gewagt. — Außerdem gibt es noch manche, die, um die Wahrheit zu sagen, aus keinem andern Grunde über Gespenster lächeln als deshalb, weil sie durch ihre Ungläubigkeit soweit gebracht werden, daß sie überhaupt an keine Geister glauben. Solches berichtet z. B. die Hl. Schrift über die Sadduzäer (Apostelgesch. 23, 8). Und diese leiden an einem sehr unheilvollen Irrtum. Denn das

*) Hier folgt im Text ein Auszug dieses Urteils; da es aber für die Sache selbst nicht von Belang ist und anscheinend hier persönliches Gebiet betreten wird, so kann die betr. Stelle ruhig weggelassen werden.

ist sicher: wer beharrlich leugnet, daß jemals irgendwelche Gespenster wirklich aufgetreten wären, der zweifelt, glaube ich ganz bestimmt, selbst an der Existenz des bösartigen Geistes und kommt, wenn er bei dieser Meinung beharrt, dem Atheismus sehr nahe (wenigstens nach meiner Ueberzeugung). (Fortsetzung folgt.)

Verkehr mit den Planetenbewohnern.

Von **R. Sigerus**. (Fortsetzung.)

Ohne auf jene verschiedenen Veröffentlichungen einzugehen, werde ich meinerseits in den nachstehenden Ausführungen mich des Näheren der Frage etwaiger Möglichkeit telepathischen Verkehrs von der Erde bis zu dem Mars zuwenden. Zu diesem Zwecke muß ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, vor allem auch bei dieser Gelegenheit feststellen, was ich eigentlich unter Telepathie verstehe. Ich verstehe darunter, laut meiner Schrift »Die Telepathie«*), die Uebertragung von Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen, Gedanken von seiten einer Person, des »Agenten«, auf eine andere, den »Perzipienten«, mit Ausschluß der gewöhnlichen Vermittlungsweisen der Laut-, Schrift- oder Zeichensprachen einerseits und der allgemeinen Sinnesfunktionen andererseits. Man kann nun das Zustandekommen einer solchen Uebertragung als einen rein geistigen Vorgang ansehen. Dies tut z. B. Prof. Dr. E. Haeckel, indem er die Telepathie als »Fernwirkung ohne materielle Vermittlung« definiert. Da er aber Geist, Seele, Energie einerseits und Materie andererseits als ewig gleichzeitig sich dokumentierende Eigenschaften eines Dritten, nämlich seiner rätselhaften »Substanz«, ansieht, so kann er natürlich die Möglichkeit einer Fernwirkung ohne materielle Vermittlung nicht zugeben. Er leugnet daher, ohne sich viel um die vorhandenen vielen Tatsachen zu kümmern, ganz einfach die Möglichkeit der Telepathie überhaupt. — Auf Grund einer andern Weltanschauung kann man aber, wenn man will, eine Fernwirkung auch ohne materielle Vermittlung für möglich halten. Also eben einen rein geistigen Vorgang. Und da das rein Geistige erhaben ist nicht bloß über Zeit, sondern auch über Raum, so könnte es, vom entsprechenden Standpunkte aus, nicht als phantastisch erscheinen, wenn angenommen würde, daß es für telepathische Vorgänge überhaupt keine Entfernung gäbe. Telepathischer Verkehr von der Erde zum Mars wäre also gar nichts besonderes.

Die Sache kann sich aber, z. B. auch für einen idealistisch-spiritualistischen Standpunkt, anders gestalten. Und sie kann sich tatsächlich in phantastischem Lichte zeigen, sobald bei der Erwägung der Möglichkeit telepathischen Verkehrs auf so große Entfernungen jene Erscheinungs-

---

*) »Die Telepathie, Telästhesie, Telenergie, Mentalsuggestion, magische Gedankenübertragung usw.« Von Robert Sigerus. Leipzig, Max Altmann.

form des Geistigen in Betracht gezogen wird, die sich in unzähligen Mannigfaltigkeiten als Materie darstellt. Denn unwillkürlich schreckt man dann vor dem Gedanken zurück, daß der doch so kleine menschliche Körper imstande sein soll, bei der telepathischen Fernwirkung eine materielle Vermittlung auf eine beträchtliche Anzahl von Millionen Kilometern zu veranlassen. Und die Entfernung des Mars von der Erde schwankt ja, je nach der Stellung der beiden Planeten, zwischen rund 59 und 400 Millionen Kilometer. Also auf mindestens etwa 59 Millionen Kilometer muß sich bei telepathischem Verkehr von der Erde bis zu dem Mars die vom menschlichen Körper ausgehende materielle Wirkung erstrecken.

Andererseits zeigt sich aber, daß die weitaus meisten Autoren, wie ich dies schon bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders in meiner oben erwähnten Schrift »Die Telepathie«, ausführlich dargetan habe, eben immer wieder auf eine materielle Vermittlung hinweisen.

So hat z. B. du Prel von vornherein erklärt: ». . . . die Gedankenübertragung kann doch nicht darin bestehen, daß der Gedanke als solcher die Wanderung durch den Raum antritt. Wir brauchen noch ein Vehikel . . . .« Als dies Vehikel bezeichnet er freilich zunächst nicht gerade ein Materielles, sondern »eine im Agenten liegende, von seiner Psyche beeinflußbare Kraft.« Und zwar erblickt er diese Kraft im animalischen Magnetismus, der ihm identisch ist mit Reichenbachs »Od«. Tatsächlich wandelt sich jedoch in seinen verschiedenen Ausführungen diese Kraft, so wie auch bei Reichenbach, erst recht in etwas Stoffliches, Materielles. Und Mesmer, der Begründer der Lehre vom animalischen Magnetismus, hat letzteren als eine besondere Bewegung des das ganze Universum ausfüllenden materiellen Fluidums angesehen. Er erklärte, daß die Seele des Magnetisierten auf die Weise mit der Seele einer anderen Person in Verkehr treten könne, daß die »durch die Vorstellungskraft modifizierten Bewegungen im Gehirn und in den Nerven, wenn sie dem subtilen, das Universum erfüllenden Fluidum, welches mit der Nervensubstanz in Kontinuität ist, mitgeteilt werden, sich dem inneren Sinne der anderen Person fühlbar machen.« Dabei schrak Mesmer freilich nicht davor zurück, sogar auch hinzuzusetzen, daß dieser Vorgang sich »auf unendliche Distanzen erstrecken könne.« Hiernach hätte er also telepathischen Verkehr von der Erde zum Mars natürlich für durchführbar gehalten.

Mesmers Anschauungen bezüglich der Erklärung der telepathischen Vorgänge erscheinen in verschiedener modifizierter Weise auch durch diejenigen neueren Autoren vertreten, die statt der Mesmerschen Fluidal-Bewegungen eine Art elektrischer oder sonstiger physikalischer Vorgänge im Aether (z. B. Schwingungen) annehmen; so durch Crookes, Barrett, Simony, E. v. Hartmann, Lázár Baron von Hellenbach, Dr. G. von Gaj, Dr. Krainsky usw. Diesem gemäß habe auch ich bei

verschiedenen Gelegenheiten, z. B. in meiner erwähnten Schrift »Die Telepathie«, desgleichen in meinem Aufsatze »Zur Theorie und Praxis der Telepathie« (»Zentralblatt für Okkultismus«, VI. Jahrg., Nr. 8., S. 425.) meine eingehende Hypothese entwickelt bezw. angedeutet.

Einen besonderen Standpunkt hat der Moskauer Arzt Dr. N. Kotik eingenommen in seiner bekannten Schrift »Die Emanation der psychophysischen Energie. Eine experimentelle Untersuchung über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.« (1908).*) Wie schon der Titel dieser Schrift besagt, spricht Dr. Kotik von einer unmittelbaren Gedankenübertragung. Eigentlich ist letztere ja aber erst recht eine mittelbare. Sie wird nämlich durch eine »strahlende psychophysische Energie« vermittelt, die beim Denken im Gehirn der einen Person entsteht und unter günstigen Umständen ins Gehirn anderer Personen übergeht und hier das Auftreten genau der gleichen Vorstellungen bedingt, mit denen ihre Entstehung im Gehirn der ersteren Person einhergegangen ist. Dabei zeigt aber auch diese strahlende phychophysische Energie, die sozusagen eine Art Radioaktivität darstellt, gewisse materielle Eigenschaften. Sie »fließt« nämlich im Körper hin und her, sie »fließt« an einem Kupferdraht dahin sie bleibt an Papier haften usw.

Selbstverständlich kann ich hier nicht näher auf Dr. Kotiks Ausführungen eingehen. Immerhin möchte ich hinsichtlich der Radioaktivität einiges bemerken. Zunächst sei daran erinnert, daß es sich bei den radioaktiven Vorgängen, wie dies ja auch aus Dr. Kotiks Schrift hervorgeht, um Verschiedenes handelt. So bestehen die α- und β-Strahlen des Radiums aus Elektronenströmen. Und man hat die Geschwindigkeit der α-Strahlen mit 18000 Kilometer für die Sekunde, dagegen die der β-Strahlen mit 300000 Kilometer für die Sekunde berechnet.**) Die γ-Strahlen aber scheinen eine Art elektromagnetischer Wellen zu sein. Die sogenannte »Emanation« endlich scheint, wie die α- und β-Strahlen, aus Elektronen zu bestehen, wobei aber die Emanation nach Art der Gasmoleküle langsam durch den Raum difundiert. Uebrigens haben sowohl die verschiedenen Strahlen als auch die Emanation die Tendenz, sich nach allen Richtungen des Raumes zu verbreiten. — Wenn nun auch bedacht werden muß, daß psychophysische Vorgänge letzten Endes doch immer etwas anderes sind als rein physikalische und rein che-

*) Vergl. hierzu den Aufsatz »Sind Bewußtsein und Denken an das Gehirn gebunden?« Von Wilhelm Wrchovszky (»Zentralblatt für Okkultismus«, VI. Jahrg., Nr. 8., S. 405 ff); desgleichen den Aufsatz »Zum Verständnis telepathischer Phänomene.« Von Dr. G. v. Gaj (»Zentralblatt für Okkultismus«, VI. Jahrg., Nr. 12., S. 650 u. 651 nebst Note der Schriftleitung).

**) Die Berechnungen der verschiedenen Forscher über die Geschwindigkeit, mit welcher das Radium seine Elektronenscharen ausschleudert, weichen übrigens voneinander ab.

mische, so bietet dennoch allerdings auch die Radioaktivität gerade so wie die Elektrizität, speziell die Telegraphie ohne Draht, zweifellos Analogien und Anhaltspunkte zur Erklärung der telepathischen Vorgänge.

Nach dieser Abschweifung weise ich noch darauf hin, daß auch Annie Besant laut ihrem Buche »Das Denkvermögen, seine Beherrschung und Ausbildung« (M. Altmann, Leipzig) bei Erklärung der telepathischen Gedankenübertragung eine, allerdings überaus feine materielle Vermittelung annimmt. Dies geschieht zum mindesten hinsichtlich der von ihr im Gegensatz zu einer »psychischen« Gedankenübertragung angenommenen »physischen« Gedankenübertragung. » . . . Gehirnschwingungen setzen den umgebenden Aether in Vibration; diese Vibrationen setzen sich dann fort, erreichen schließlich ein zweites Gehirn und versetzen nun die physischen und ätherischen Teilchen dieses zweiten Gehirns in Schwingungen . . .« usw. Freilich müßte nun der Gegensatz zwischen »physisch« und »ätherisch« erörtert werden, doch würde dies hier allzuweit führen. (Vergleiche auch das Buch »Die Gedankenformen.« Von Annie Besant und F. W. Leadbeater. Mit Vorwort von Franz Hartmann.

Jedenfalls geht aus all dem Vorausgeschickten zur Genüge hervor, daß die materielle Vermittlung bei der Erklärung der telepathischen Vorgänge eine sehr bedeutende Rolle spielt. Fragen wir uns nun nochmals, ob denn der kleine menschliche Körper imstande sein kann, von der Erde bis zum Mars, also auf eine Entfernung von mindestens etwa 59 Millionen Kilometer, entsprechende materielle Wirkungen zu erzielen. Da ist vor allem hinsichtlich jener Erklärungshypothesen, die (wie z. B. die meinige) eine nach allen Richtungen sich ausbreitende Erregung oder Schwingung der vermittelnden Materie (Fluidum, Aether usw.) annehmen, etwas hervorzuheben. Diese Hypothesen erleichtern nämlich zwar die Erklärung mancher hier auf unserm kleinen Erdball vorkommender telepathischer Fälle, in denen ein Agent gleichzeitig auf mehrere Personen einwirkt, die sich in verhältnismäßig weit voneinander entfernten Orten befinden. Dagegen aber setzen diese Hypothesen bedeutend größere Leistungen des Agenten voraus als solche Hypothesen, die sozusagen bloß Streckenwirkungen des Agenten annehmen. Denn den ersteren nach würde sich z. B. in dem für uns hier gegebenen Falle die Wirkung ja nicht bloß in gerader Linie von der Erde bis zum Mars erstrecken, also nicht bloß auf eine etwa 59 Millionen Kilometer lange Strecke, sondern sogar auf eine sich nach allen Richtungen ausdehnende weite Sphäre, deren Durchmesser etwa 118 Millionen Kilometer betragen würde!

Der mit dem Nobelpreis gekrönte schwedische Naturforscher Svante Arrhenius hat (wie dies übrigens auch von Helmholtz u. a. geschehen ist) die Frage aufgeworfen, ob nicht Keime organischen Lebens aus dem

Weltraum von andern Weltkörpern, etwa durch Lichtstrahlendruck, zur Erde gelangen konnten oder könnten. Allein was will das bedeuten gegen die Vorstellung, daß wir scheinbar doch so schwache Menschen unsere Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, Gedanken im Wege materieller Wirkungen gleichzeitig nicht bloß einzelnen Marsbewohnern, sondern (falls es z. B. auch auf dem Monde uns halbwegs ähnlich organisierte Wesen geben würde) etwa auch einzelnen Mondbewohnern bekannt geben könnten! Ich räume nun ein, daß die Annahme derartiger ungeheuerer Leistungen auf den ersten Anblick wohl nun wirklich als recht phantastisch bezeichnet werden kann. Aber betrachten wir die Sache etwas näher.

Schon der wegen seiner großen Gelehrsamkeit auch von Kaiser Maximilian I. hochgeachtete Humanist Johannes Trithemius, Abt von Sponheim, sowie sein Schüler Agrippa von Nettesheim wußten auf Grund ihrer eigenen erfolgreichen Versuche, daß telepathischer Verkehr auf sehr große Entfernungen bewerkstelligt werden könne. So äußerte sich Agrippa, daß ein solcher Verkehr »auf jede noch so weite Entfernung möglich sei.« Und später hat Mesmer, wie oben schon erwähnt, die Ansicht ausgesprochen, daß der telepathische Verkehr sich auf »unendliche Distanzen« erstrecken könne. Auch wimmelt ja die alte, neuere und neueste Literatur von Berichten über konkrete Fälle, in denen sich — wenigstens zwischen den Erdenbewohnern — telepathische Vorgänge auf verhältnismäßig sehr große Entfernungen abgespielt hatten. Neuerlich hat bekanntlich Prof. Dr. L. Staudenmaier in seinem Buche »Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft« sich der Frage zugewendet. Indem er hierbei auf die Radioaktivität hinweist, erklärt er, »daß der Zerfall von Radium das vieltausendfache an Energie liefert wie die allerenergischesten bisher bekannten rein chemischen Vorgänge bei gleicher Gewichtsmenge, daß ferner z. B. ein Gramm Radium so viel Wärme liefern kann wie ungefähr sechs Zentner Steinkohlen bei der Verbrennung . . . Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, würde auch jeder Mensch in seinem Körper ungeheuere Energiemengen aufgespeichert haben, und wir müßten dann nur annehmen, daß ausnahmsweise in abnormen Fällen durch Atomzerstäubung entsprechende Quantitäten frei gemacht und damit Aethererregungen auf gewaltige Entfernungen erzeugt werden können«.

Allein die Größe der »gewaltigen Entfernungen«, auf die sich die Aethererregungen erstrecken könnten, läßt sich in exakter schulwissenschaftlicher Weise umsoweniger berechnen, als ja schon die Psychophysik was die telepathischen Vorgänge anbelangt, wenigstens heute, vollständig versagt. Harrt doch z. B. ja auch die vom einstigen österreichischen Minister Dr. A. Schäffle vor bald vier Jahrzehnten (in dem Werke »Bau und Leben des sozialen Körpers«) gestellte Frage: »Wer aber weiß denn die Zahl oder Form der Schwingungen zu berechnen, welche

Träger von Gedanken und Entschlüssen sind?« — noch immer der Beantwortung. Und sie wird wohl noch lange der Beantwortung harren. Immerhin hat Dr. J. Th. Faucheur in dem Aufsatze »Ein mystisches Erlebnis« (»Zentralblatt für Okkultismus«, V. Jahrg., Nr. 4., S. 233) die Erwartung ausgesprochen, daß vielleicht doch bald wenigstens nachgewiesen sein wird, »daß Gedanken — dem Lichte und Schalle vergleichbar — Bewegungen vorstellen, deren Wellenkodex wir ebenso wie Licht- und Schallwellen bestimmen können«.

Heute aber müssen wir uns hinsichtlich der Tragweite der telepathischen Aktion die etwaigen Möglichkeiten durch Analogien, Vergleiche und Annahmen halbwegs anschaulich zu machen versuchen. Zu diesem Zwecke wollen wir uns zunächst vor Augen halten, welch ungeheuere Energiemengen in der Materie aufgestapelt sind. Sie sind so groß, daß im Stadium der Auflösung die Bewegungsgeschwindigkeit der die Materie bildenden Atome von der Erde bis zu dem Mond in 4 Sekunden sich fortpflanzen würde, während ein modernes Artilleriegeschoß denselben Weg erst in fünf Tagen zurücklegen könnte.*) In anschaulicher Weise hat G. W. Surya in seinem okkultwissenschaftlichen Roman »Moderne Rosenkreuzer oder die Renaissance der Geheimwissenschaften« (M. Altmann, Leipzig) die ungeheuere Energiemenge, die sich bei der Dematerialisation oder Auflösung der Atome in Aether ergeben würde, geschildert. Er läßt nämlich das ansehnliche, etwa 2 400 000 Kilogramm schwere Schiff »Sirius« des Lord E. durch »Aetherkraft« bewegen. Und zwar kann das Schiff mit der Energiemenge, die in einem einzigen Kilogramm Materie schlummert,**) mit Eilzugsgeschwindigkeit 5720 Kilometer fahren!

Wenden wir uns jedoch wieder unserm eigentlichen Thema zu, nämlich der Tragweite der telepathischen Aktion, die wir uns eben durch Vergleiche, Analogien und Annahmen einigermaßen anschaulich machen möchten. Stellen wir uns zu diesem Zwecke zunächst einmal vor, daß an einem recht dunkeln Sommerabende sich an einem freigelegenen Punkte eines größeren Gartens ein Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca)

---

*) Vergl. den schon zitierten Aufsatz »Gibt es ein Mittel, den Weltraum zu betreten?« Von G. Weng. (»Zentralblatt für Okkultismus«, IV. Jahrg., Nr. 12., S. 714, 715.)

**) Nach den Berechnungen neuerer Physiker (vergleiche Gustav le Bon, »Die Entwickelung der Materie«) ist diese intraatomische Energie, um welche es sich hier handelt, noch weitaus größer! Nach Gustav le Bon z. B. dreihundert Mal größer, als ich meinen Berechnungen des »Sirius« zu Grunde gelegt hatte. Um den »Sirius« mit 50 Knoten (92,6 Kilometer) pro Stunde 5750 Kilometer weit fahren zu lassen, wären erst zirka 3 Gramm Materie in Aether aufzulösen. Eine Reise um die Erde des »Sirius« mit 50 Knoten Stundengeschwindigkeit würde demnach mit zirka 21 Gramm dissoziierter Materie möglich sein. — Andere Physiker nehmen die intraatomische Energie noch 7mal so groß wie le Bon an. Dann würden 3 Gramm dissoziierter Materie für eine Reise des »Sirius« um die Erde genügen!

G. W. Surya.

befinde. Gute Augen können die Lichtstrahlen des Würmchens, oder besser Käferchens, auf eine Entfernung von mindestens zwanzig Metern wahrnehmen. Das zarte, schwache Geschöpfchen, dessen Länge etwa dreizehn Millimeter und dessen Gewicht etwa fünf Gramm beträgt, vermag also auf eine Umgebung zu leuchten, deren Halbmesser zwanzig Meter und deren Durchmesser vierzig Meter beträgt. Fragen wir nun, auf Grund welcher Prozesse das Leuchten bei dem Käferchen vor sich geht. Hierüber sind die Naturforscher noch nicht recht im Klaren. Daß es sich aber nicht etwa um radioaktive Vorgänge handelt, scheint festzustehen. Nehmen wir jetzt an, es sollten sich, ähnlich, wie dies Dr. Kotik sowie auch andere, besonders aber der Chemiker Prof. Dr. Staudenmaier, hinsichtlich der telepathischen Vorgänge annehmen, bei der Phosphoreszenzerscheinung des Leuchtkäfers plötzlich radioaktive Vorgänge abspielen. Es wäre dann — nach Staudenmaiers oben zitiertem Ausspruche — das »vieltausendfache« an Energie gegeben.

Da uns aber mit dem Ausdruck »vieltausendfach« nicht geholfen ist, müssen wir zusehen, welch eine bestimmte Summe wir da annehmen können. Die Wärmeentwickelung anbelangend, hat uns Prof. Staudenmaier einen Anhaltspunkt gegeben, indem er sagt, daß ein Gramm Radium so viel Wärme abgeben könne, als sechs Zentner Steinkohle bei der Verbrennung. Hiernach würde sich folgendes ergeben. Ein (Zoll-) Zentner = 50 Kilogramm = 50 000 Gramm. Sechs (Zoll-) Zentner = 50 000 × 6 = 300 000 Gramm. Dies besagt also, daß bei der Erzeugung von Wärme ein einziges Gramm Radium 300 000 mal, d. i. dreihunderttausendmal so viel Energie entwickelt als ein Gramm Steinkohle. Es handelt sich weiter vor allem darum, ob wir im Anschluß an unsere bisherigen, freilich schon sehr kühnen und willkürlichen Annahmen es wagen sollen, statt der einfachen chemisch-physiologischen Lichtenergie des Leuchtkäferchens beziehungsweise statt gewöhnlicher Wärmeenergie eine dreihunderttausendmal stärkere radioaktive Energie anzunehmen. Wie bekannt, obwalten zwischen Licht und Wärme mehrfache Uebereinstimmungen: gleiche Fortpflanzungsgeschwindigkeit der strahlenden Wärme sowie des Lichtes von beiläufig 300 000 Kilometer in der Sekunde, gleiche Reflektierung der Wärmestrahlen und des Lichtes, Fortpflanzung von Wärme und Licht durch den luftleeren Raum usw. Wenn wir uns mit Rücksicht hierauf zu der erwähnten Annahme entschließen, so müssen wir aber auch noch annehmen, daß die radioaktive Kraftentwickelung des Leuchtkäfers derjenigen eines ganzen Grammes von Radium entspräche. Damit wäre dann allerdings die oben bezifferte Energiesphäre des Leuchtkäferchens ganz ungeheuer erweitert. Ihr Halbmesser würde dann nämlich betragen: 20 × 300 000 = 6 Millionen Meter = sechstausend Kilometer. Ihr Durchmesser aber würde betragen: 40 × 300 000 = 12 Millionen Meter = zwölftausend Kilometer.

Nehmen wir nun an, der Mensch sei, wie dies Dr. Staudenmaier und andere ja eben anzunehmen geneigt sind, in der Tat zu radioaktiver

Energieentwickelung befähigt. Nehmen wir weiter an, daß der Mensch im Verhältnis zu seinem Körpergewicht dieselbe radioaktive Energie entwickeln könne, wie wir sie für den kleinen Leuchtkäfer angenommen haben. Nehmen wir endlich als Gewicht des Menschen 60 Kilogramm, d. i. 60 000 Gramm, an. Demnach würde der Mensch, da wir das Gewicht des Leuchtkäferchens mit fünf Gramm angesetzt haben, zwölftausendmal schwerer sein als das Leuchtkäferchen; er würde aber auch eine zwölftausendmal stärkere radioaktive Energie entwickeln können. Es würde demnach der Mensch seine radioaktive Wirkung auf eine Sphäre ausüben, deren Halbmesser $12\,000 \times 6000 = 72\,000\,000$, d. i. zweiundsiebzig Millionen Kilometer betragen würde.

Da nun die geringste Entfernung des Mars von der Erde, wie oben erinnert wurde, bloß etwa 59 Millionen Kilometer beträgt, der soeben berechnete Halbmesser der angenommenen radioaktiven Wirkungssphäre des Menschen aber zweiundsiebzig Millionen Kilometer betragen würde, so wäre wenigstens zur Zeit der Erdnähe des Mars eine radioaktive bezw. telepathische Einwirkung des Menschen auf Bewohner des Mars denkbar.

Aber die Kette unserer Annahmen ist gewagt, willkürlich und locker! Und selbst wenn die gemachten Annahmen — nach Erfordernis — Wirklichkeiten würden, so kämen erst recht noch manch andere, schwerwiegende Fragen in Betracht. Es geht jedoch nicht an, hier noch auch darauf einzugehen. Insoweit es sich dabei um Schwierigkeiten handelt die auch auf unserm Erdball dem telepathischen Verkehr und namentlich der erstmaligen Herstellung des telepathischen Rapportes der Regel nach entgegenstehen, verweise ich nochmals auf meine Schrift »Die Telepathie« und meinen Aufsatz »Zur Theorie und Praxis der Telepathie« (»Zentralblatt für Okkultismus«, VI. Jahrg., Nr. 8 ff). Jedenfalls müßten sich jene Schwierigkeiten bei einem Verkehr mit Planetenbewohnern in mancher Hinsicht noch sehr wesentlich steigern. Andererseits ließe sich freilich, z. B. bei den mutmaßlichen Marsbewohnern, vielleicht eine bedeutendere telepathische Perzeptionsfähigkeit voraussetzen, als sie bei den meisten Erdenbewohnern gegeben ist. Auch sagt ja Schiller mit Recht: »Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.« Und es läßt sich, wie bei gar vielen Gelegenheiten, auch hier wieder der Worte des berühmten französischen Physikers Aragos gedenken: »Wer außer dem Bereich der reinen Mathematik das Wort unmöglich anwendet, ist mindestens unvorsichtig.« Weiter sei der neuerlich vom Philosophen Henri Bergson u. a. vertretene Standpunkt festgehalten, daß das Materielle letzten Endes vom mächtigen Geistigen abhängig ist und daß das Letztere das eigentliche Leben der Welt ist.

So mag denn der Verkehr und speziell der telepathische Verkehr der Erdenbewohner mit Bewohnern des Mars oder irgend eines andern Planeten oder Trabanten als ein kühnes Problem gelten, dessen theoretischer Betrachtung ohne weiteres einmal einige Augenblicke der Muße gewidmet

werden dürfen. Umsomehr als dieses Problem in gewisser Beziehung an Goethes erhebenden Ausspruch mahnen kann: »Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht, mit ihren tausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßlichen Räumen über ihm wölbt, weil er klar und tief fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen.» Auch liegt ja das Problem in der Richtung einer Bekräftigung der von mir eingangs zitierten schönen Worte Schacks:

»Und die Wesenscharen alle,
von des Abgrunds tiefstem Schlund
bis zum höchsten Sonnenballe,
eint ein großer Geisterbund.«

Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?

(Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen.)

Von **Friedrich Feerhow.**

(Fortsetzung.)

Ein Mittel, die Länge etwa entstehender Wellen zu messen, hatte er damals nicht, überhaupt hätte er nicht gewußt, ihr Entstehen anders als durch ihre physiologische Wirkung auf den Menschen nachzuweisen. „Es müßten also zwei Voraussetzungen gleichzeitig zutreffen, ehe von einer Wirkung des Apparates etwas zu verspüren gewesen wäre. Ich ging daher an den Versuch mit recht wenig Hoffnung auf Erfolg.

Beim Verbinden der Drähte mit einem Chromosäureelement fühlte ich aber doch an der inneren Handfläche, die gegen die Rohröffnung gehalten wurde, eine schwache Wirkung. Ein ganz leiser, kühler Lufthauch strich sofort gegen die Hand, nach längerer Zeit trat schwaches Prickeln auf der Haut in der inneren Handfläche und schwaches Ziehen in den Muskeln der Hand und des Unterarmes ein. Ich nahm hierauf zwei kleine Chromosäureelemente, verband sie auf Oberfläche und schloß die Drähte an. Jetzt traten die oben beschriebenen Wirkungen gegen die Hand deutlich ein, und zwar nicht bloß bei mir, sondern auch bei magnetisch unentwickelten Personen.

Nun richtete ich die Rohrmündung schräg von oben gegen den Hinterkopf eines achtzehnjährigen Mädchens, das durch langjährige Arbeit in Webereien mit Krankheitsstoffen ziemlich belastet war. Das Mädchen saß nicht eine Minute unter dem Rohre, da begann es schon über einen Druck auf der Stelle des Hinterkopfes zu berichten, gegen welche das Rohr gerichtet war, dann fühlte sie ein Strömen vom Kopfe durch den Körper gegen die Fingerspitzen und Zehen. Sie berichtete von einem Gefühle von Wärme auf dem Hinterkopfe, bald im ganzen Körper, und drei Minuten nach Beginn des Versuches brach über den ganzen Körper ein

warmer Schweiß aus. Sie wurde schläfrig, fühlte sich mit dem Kopf gegen das Rohr gezogen und die Bewegungen wurden schwer. Der Versuch wurde nach fünf Minuten unterbrochen, um den Eintritt des magnetischen Schlafes zu verhüten.

Noch im selben Jahr behandelte Prof. Korschelt 30 oder 40 andere Patienten in der gleichen Weise, jeder wurde einer Reihe von »Sitzungen« unterzogen. Als Resultat ergab sich, »daß in allen Fällen der Apparat ebenso wie eine gelinde heilmagnetische Behandlung wirkte«.

Kopfschmerzen und Migräne verschwanden entweder schon unter dem Rohr oder bald nachher oder wurden wenigstens sehr gelindert. Rheumatische Fälle zeigten ebenfalls günstige Wirkung durch Linderung der Schmerzen und, was mir bemerkenswert erscheint, lokalen Schweiß an den erkrankten Stellen, wobei auf diesen Schweißtropfen sichtbar wurden, während der (übrige) Körper schweißfrei blieb. Atembeschwerden verringerten sich stets. Erhöhter Puls wurde stets um etwa 10 bis 11 Schläge in der Minute herabgesetzt, wenn soviel Spielraum vorhanden war, z. B. von einigen achtzig auf einige siebzig Schläge. Waren vor der Bestrahlung nur einige siebzig Schläge da, so sank der Puls während und bis zu einigen Stunden nach der Bestrahlung auf etwa 67 Schläge. Ausscheidung von widrig riechenden Stoffen durch die Haut wurde oft beobachtet«.

Die Dauer der Bestrahlung und die Anzahl der nötigen Wiederholungen der Sitzung war individuell verschieden.

»Durch Verschieben der positiven Scheibe«, fährt Korschelt fort, »so daß sie der negativen Scheibe näher oder ferner stand, konnte die Wirkung des Apparates abgeändert werden. Für gewöhnlich hielt ich die Entfernung der Scheiben auf 6 Zentimeter. Näherten sich die Scheiben einander, so wurde die Wirkung stärker, heftiger, sozusagen stechender, als wenn die Wellen kürzer geworden wären. Solche Nahestellung wandte ich bei Unempfindlichen an. Stellte man die Scheiben auf größeren Abstand, so fühlte man sich angenehmer, ruhiger beeinflußt, weil die Wellen länger waren. Ich beobachtete, daß jede Person mit einem bestimmten Abstand am besten harmonierte.

Die dem Rohre entströmende Kraft macht sich nicht nur an seiner Mündung bemerkbar, sondern erfüllt nach kurzer Zeit, etwa einer Viertelstunde, das Zimmer. Man fühlt die gleichen Wirkungen, welche man bei direkter Bestrahlung des Hinterkopfes hat, nur erheblich schwächer. Ferner nimmt die Luft in dem Zimmer einen frischen, angenehmen Geruch an, waldartig, kühl, erfrischend.

Man sieht übrigens auch die Wellen, wenn man mit geschlossenen Augen unter dem Rohre liegt, als schwingende Lichtstreifen. Daß in der Tat das Zimmer, in welchem ein Apparat in Gang gesetzt wird, eine stark wirkende Kraft enthält, wird auch dadurch bewiesen, daß hochsensitive Personen, ohne sich unter das Rohr zu legen, durch bloßen

Aufenthalt in dem Zimmer nach wenigen Minuten in Lethargie verfallen und solange darin bleiben, als man den Apparat nicht abstellt.«

Korschelt rät darum, solche Personen rechtzeitig aus dem Zimmer zu entfernen oder, wenn der Zustand sie schon ergriffen hat, sie ruhig liegen zu lassen, bis sie von selbst erwachen.

»Die Frage, ob die Heilwirkung meines Apparates, oder besser gesagt die Heilwirkung, die ich bei Benutzung meines Apparates beobachtete, von dem Apparat oder von mir selbst oder von beiden Faktoren herrührte, hatte ich natürlich von Anfang an im Auge. Ich fand, daß der Apparat ebensogut in meiner Gegenwart als in meiner Abwesenheit wirkte. . . . Es gehören ferner zu so plötzlich eintretenden und dabei so starken Wirkungen, wie ich sie oben beschrieben habe, ganz erhebliche Kraftmengen«.

Es schien ihm damit bewiesen, daß die Kraft, welche bei jenen Versuchen wirkte, nicht von ihm stammte, sondern wirklich aus dem Rohre strömte und umgewandelte Elektrizität war. Er war der Ueberzeugung, daß die neue Transformationsform nichts anderes als (künstlich hervorgerufener) Heilmagnetismus sei.

»Freilich werden mir da die Mediziner entgegnen«, führte Korschelt aus, »der Heilmagnetismus sei ja selbst von der Wissenschaft noch nicht anerkannt, sondern werde von ihr als Irrwahn und Schwindel bekämpft und geleugnet. Ich hätte also vor allen Dingen den Heilmagnetismus selbst erst als tatsächlichen Heilfaktor über allen Zweifel feststellen müssen. Darauf muß ich erwidern, daß ich nicht für die Unwissenheit der bestellten Vertreter der medizinischen Wissenschaft verantwortlich zu machen bin.«

Schließlich sagt er, bei Besprechung der Versuchsbedingungen: »Diejenigen Mediziner, welche meine Versuchsergebnisse nachprüfen wollen, seien auf einen Umstand aufmerksam gemacht, welcher das Fehlschlagen des Versuchs bedingen kann. So gut wie der Wunsch des Versuchsanstellers oder des mit dem Apparate behandelten Kranken, günstige Resultate zu erhalten, dieselben herbeiführen kann, entweder durch Uebertragung heilmagnetischer Kraft vom Versuchsansteller auf den Kranken oder durch innere Entwicklung solcher Kraft im Kranken selbst, so kann auch ebensoleicht Voreingenommenheit des Versuchsanstellers oder Mißtrauen des Kranken ein Ausbleiben der erwarteten Erscheinungen bewirken. Das mögen die Mediziner wohl berücksichtigen.«

Tatsächlich bezeugen eine Anzahl von Zeugnissen, besonders solche von praktischen Aerzten, daß es sich hier nicht um pure Autosuggestionen gehandelt haben kann*). Korschelt hat eine Auswahl dieser Atteste, die sich über zehn Jahre (1892 bis 1902) erstreckten, in dem Prospeckt über seine Strahlapparate**) gesammelt herausgegeben. Wenn man die dortigen

*) Uebrigens sind Pflanzen, deren Wachstum enorm beschleunigt wurde, wohl nicht durch die Gärtner suggestiert gewesen!

**) Dieser war seinerzeit vom Erfinder selbst (Leipzig, Fichtestrasse 4) zu beziehen. Jetzt scheint der Betrieb aufgehoben zu sein.

Schilderungen über die Wirkung der Apparate liest, muß man sich füglich wundern, daß sie nicht eine viel weitere Verbreitung fanden und jetzt förmlich verschollen sind.

Diese Wirkungen waren tatsächlich ebenso überraschende als vielseitige: Ließ er den Strom von zwei Meidingerelementen, auf Oberfläche geschaltet, in die Platten gehen, welche etwa 4 cm Abstand hatten, so gelang es auf diese Weise, das Reifen alkoholischer Getränke zu beschleunigen. Bei Portwein und besonders Bordeauxweinen erzielte er nach einer Bestrahlung von mehreren Tagen eine nach dem Urteile von Fachleuten ganz erhebliche Verbesserung des Geschmacks. Sogar Kartoffelrohsprit, der frisch einen pestilenzartigen Geruch und Geschmack hatte, wurde wesentlich verbessert; er wurde nach einer Woche soweit gebracht, »daß er, mit einigem Parfüm versetzt, als gewöhnlicher Fusel hätte verkauft werden können. »Die Geschmacksverbesserungen waren übrigens bei allen Proben so deutlich, daß der stumpfeste Laie sie bemerkte.«

Am augenfälligsten muß wohl die Erscheinung der Pflanzenwachstumsbeschleunigung bezeichnet werden. Zu diesen Versuchen, soweit sie mittels Elektrizität ausgeführt wurden, dienten konstante Elemente. Einige der auffälligsten Resultate wurden in einem ungeheizten Zimmer erzielt, das nur wenige Grade über Null hatte. »In einem wenig beleuchteten Winkel des Zimmers,« sagt Korschelt, »standen auf dem Fußboden eine Anzahl Myrthenstöcke, jeder etwa eine Spanne hoch. Diese entwickelten unter ihren äußerst ungünstigen Umständen zu meinem Erstaunen frische Triebe, zwar niemals länger als wenige Zentimeter. Jedesmal, wenn die konstanten Elemente abgestellt wurden, verkümmerten diese Triebe; kamen die Elemente wieder in Gang, so lebten einige von den Trieben wieder auf und wuchsen mühsam weiter und neue entstanden.«

Nachdem er seine unerschöpflichen Strahlscheiben ohne Elektrizität erfand, wurden die Effekte noch erstaunlicher:

»Die Wachstumsbeschleunigungen, die man mit den Untersetzern erzielt, sind auf die Dauer sehr beträchtlich. Will man aber einen raschen Beweis der Wirkung haben, so nehme man Hyazinthenzwiebeln, treibe einige mit dem Untersatz, andere ohne denselben und vergleiche das Resultat. Nur muß dann die Vorsicht gebraucht werden, die Zwiebeln ohne Untersatz nicht neben den anderen stehen zu lassen, auch andere Pflanzen nicht in die Nähe hinzustellen . . . .«

»Auch an Pflanzen, die im Eingehen sind, läßt sich die Wirkung der Strahlscheibe deutlich nachweisen. Ich habe z. B. einmal einen Fuchsienzweig, der abgebrochen war und im Sommer mehrere Tage lang auf dem Straßenpflaster gelegen hatte, also vollständig vertrocknet war, in einer Flasche von ungefähr $^1/_8$ Liter voll Wasser neben einen Untersatz gestellt, der schon mit einer Pflanze besetzt war. Nach drei Wochen

trieb der Zweig, soweit er in der Flasche war*), Wurzeln und wurde nach einigen Tagen in Erde verpflanzt und bestrahlt. In der dritten Woche der Bestrahlung war der Zweig schon tüchtig gewachsen, es kamen die ersten Knospen, und in der fünften Woche war aus dem Zweige ein Stock, doppelt so hoch als der Zweig, geworden, der siebzig Blüten und Knospen hatte.

Ein Kaktus, der zehn Jahre in derselben Wohnung gestanden und nie eine Blüte entwickelt hatte, brachte nach einigen Wochen Bestrahlung acht vollkommene Blüten und ferner eine Menge neuer Blätter, die bald die Größe der alten Blätter hatten. Verkrüppelte Hyazinthen, deren Stengel nicht wachsen will, so daß die Blüte in den Blättern sitzen bleibt, wachsen sich auf dem Untersatz wieder aus, welches Kunststück kein Gärtner zuwege bringt.« U. s. w.

Sehr zu denken gibt in dieser Hinsicht die Beobachtung des berühmten Hortikulturisten Daniel Hovibrenk (Ritter des Franz-Josefsordens etc. und Ehrenmitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften) in Wien-Hietzing, die er Prof. Korschelt im November 1892 mitteilte, nämlich daß Glashaus-Chrysanthemen nicht nur eine ungemein rasche und reiche Blütenentfaltung zeigten, sondern daß die sämtlichen wunderbar ausgebildeten Blüten merkwürdiger Weise nicht dem Licht, sondern der Strahlungsampel zugewendet waren.

Am Menschen wurden gleichfalls sehr günstige Wirkungen erhalten, und zwar nicht nur, wie erwähnt, am Kranken, sondern auch am Gesunden. Hauptsächlich sind dies: vertiefter Schlaf, Reduktion der erforderlichen Schlafdauer um 2 bis 3 Stunden, rasches Einschlafen, Steigerung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Auch sollen manche Personen durch den Apparat wieder die verlorene Gemütsruhe gewonnen haben. Nervenkranke fanden am raschesten Besserung unter der Ampel, die sie sich zu Häupten ihres Bettes an die Decke hängten.

Brachte man dagegen eine Strahlscheibe ans Fußende des Bettes, so wurde selbst dem Gesunden der Schlaf gestört.

In jeder Anwendungsform wurde durch elektrische Ströme die Wirkung der Aether-Strahlapparate verstärkt. Beim Arbeiten im großen Maßstabe mußten geschlossene Ströme angewandt werden.

In vielen Fällen galt es, die Bestrahlung je nach den Zwecken zu individualisieren, so z. B. bei Getränken verschiedener Gattung oder bei der Behandlung verschiedener Krankheiten und verschiedenartig veranlagten Patienten, wo das Material nach der psycho-physischen Konstitution bemessen werden mußte. In bestimmten Umständen wurden vergoldete Spiralketten, in anderen versilberte oder verkupferte vorgeschrieben. Interessant ist die Mitteilung Korschelts, daß hochsensitive Personen beim

*) Es wurde kein Wasser nachgegossen.

Tageslicht einen Aetherwirbel um die Drahtscheibe sahen, der außen von links nach rechts um die Doppelspirale herumlief. Um den Aufsatz rotierte ein anderer Wirbel, von rechts nach links fließend. Beide Wirbel vereinigten sich dann zu einem Kegel, und in ihnen wurden verschiedene Farben sichtbar, deren Durcheinanderspiel schließlich alle Nüancen des Regenbogens erzeugte.

Die verschiedene Wirkung von verschiedenen Metallen an der Strahlscheibe erklärte sich Korschelt in der Weise, daß er »mehrere Arten von Aether« annahm, »wofür ebenfalls direkte Beobachtungen Sensitiver sprechen. Dieselben sehen den Aether in fünf verschiedenen Farben (blau, gelb, grün, rot, weiß), wie schon die Tatwa-Philosophen Altindiens wußten.«*) (Fortsetzung folgt.)

Praktische Psychometrie.

Vom prakt. Arzt **P. Reinhardt**.

(Fortsetzung)

Professor Buchanan hat also eine Reihe von Namenuntersuchungen verschiedener Personen angestellt. Der Name der Person wurde notiert, der Zettel gefaltet, der Psychometer untersuchte. Jedenfalls ist Buchanan bei den Untersuchungen zugegen gewesen. Er wird während der Untersuchungen an die soeben untersuchte Person gedacht haben. Es handelt sich dann um Gedankenübertragung. Er hätte sich den Zettel ersparen können. Aber selbst wenn er sich während der Untersuchung mit irgend einer anderen Sache beschäftigt hätte, konnte der Psychometer mit seiner Psyche in Rapport treten. So ist es ja bekannt, daß der Magnetiseur mit einem Somnambulen ganz automatisch mit und ohne Absicht in Beziehung treten kann und daß die Tätigkeit unseres geistigen und seelischen Körpers oft viel weitgehender ist als die des materiellen Körpers.

Es liegt kein Grund vor, bei diesen Buchananschen Untersuchungen an höhere geistige Phänomene, Lesen im Astrallicht, Allbewußtsein oder Sonstiges zu denken. Mindestens reicht die gewöhnliche psychometrische Erklärung aus — und zwar ist das ganz im Geiste Buchanans, der seine Methode als eine reine wissenschaftlich-praktische Methode des Alltagslebens hinstellte.

Aus der Fülle der Einzeluntersuchungen greife ich nur ein Beispiel heraus:

Gautama Buddha. — — — — Es ist ein Mann aus der Vergangenheit. Es muß ein geschichtlicher Charakter sein. — — — Soweit ich seinen Charakter erfassen kann, ist seine Moral hoch und rein. Es war ein sehr guter Mensch. (In diesem Augenblick fühlte ich [Buchanan]

---

*) Von H. Ottinger in St. Gallen wurden neuerdings Strahlapparate in den Handel gebracht, die jene von Korschelt an Wirkung übertreffen sollen.

den Einfluß eines sehr hohen und sehr intellektuellen Wesens.) Seine Bestrebungen waren freiheitlich und religiös. Sein Hauptzweck war die Aufstellung eines Religionssystems. Ein unerschrockener Geist, der seine Meinung furchtlos zu verbreiten suchte. — —

Ich bin jetzt unter Märtyrern und bei schrecklichen Szenen. — —

(Was war seine Umgebung?) — — Seine Umgebung waren Götzenanbeter. Er mußte ganz allein ein besseres System ausarbeiten. In der Jugend lebte er in einem Religionssystem, das ihm zuwider war, aus dem er allmählich herauswuchs. — —

Es war ein warmes Klima. Seine Umgebung war in seiner Jugend gar nicht beliebt. Die Regierungsform war tyrannisch. Bei keinem Vergehen gab es Begnadigung. Er gehörte den höheren Ständen an und zu den intelligentesten. Er stand gesellschaftlich sehr hoch und wurde sehr bewundert. Er strebte nicht nach Reichtum.

(Wie war seine Laufbahn?) Er begann als Reformator in religiösen und politischen Verhältnissen, denn alles erschien ihm schlecht in der Regierung und der Kirche — — er wandte allen den Rücken. Er war ein großer Erzieher. Er verbrachte Jahre in Meditationen und in der Einsamkeit, ehe er seine Pläne bekannt machte. Dann ging er kühn vorwärts und predigte seine Ansichten mit großem Erfolg. Er konnte die Volksmenge lebhaft bewegen. Es gab einen allgemeinen Widerstand gegen ihn als Neuerer und gefährliches Element seitens der Priester Dadurch wurde eine Empörung hervorgerufen. Die Staatsgewalten suchten ihn zu unterdrücken — — er hatte dadurch viel Unruhe und war oft in Lebensgefahr. Er wurde zu Unrecht angeklagt. Schließlich konnte er seine Lehren festen Fuß fassen lassen unter dem Beifall der Verständigen und Gebildeten. Seine Lehren haben Dauer bis in die Gegenwart gehabt.

(Wo geschah dieses alles?) — In einem warmen Lande, südlicher als unser Land, weit im Osten. Die Entfernung kann ich allerdings nicht abschätzen; es war ein Ort im Altertum. Ich habe mehr Eindruck von seinem Geiste und seinem Leben.

(Wie viele Anhänger hat er heute?) — Mehr, als man wohl annimmt. Sehr viele.

(In welchem Zeitalter war es?) — Vor der christlichen Zeitrechnung, diese Lehre hatte viele Prinzipien von Christus — er war wie Christus ein Prophet.

(Wie kann man ihn mit Christus vergleichen?) — Er war ihm sehr ähnlich. Seine Geburt wurde vorausgesagt, wie die von Jesus, und sein Charakter ähnelte dem seinen. Er verrichtete Dinge, die man als Wunder ansah — er heilte Kranke. Er lehrte die Sittlichkeit und einen Glauben an Gott statt an Götter, er lehrte Liebe und Treue, das zu tun, was uns getan werden soll. Er suchte den Krieg und die Mißhandlung von Tieren zu verhindern.

(Seine Lehre und seine Anhänger zur heutigen Zeit?) — Es sind Leute mit dunkler Hautfarbe, so dunkel wie Araber. Nicht hochgewachsen, friedlich und maßvoll in allen Dingen. Ihr Glaube ist fest auf ihrer Ueberlieferung begründet. In den äußeren Formen ist dabei eine Aehnlichkeit mit dem Katholizismus. Sie glauben, daß ihre Lehre älter und besser ist als die christliche. Sie sind strenge Vegetarier und meiden den Fleischgenuß.

(Die Art seines Todes?) — Er wurde nicht wie Christus gekreuzigt. Die Priester suchten ihn zu überlisten, so daß er schließlich in die Hände seiner Feinde geriet und sein Leben durch Verrat verlor.

Er lebte nicht in einem biblischen oder apostolischen Geiste. Es sind ganz andere Gedankenkreise, so, wie die der griechischen Philosophen. Es ist die Religion eines ausgeklügelten Intellektes. Wunder haben darin wenig Platz (Vernunft und Naturalismus, wie bei den Unitariern). Er glaubte bis zu einem Grade an die Unsterblichkeit der Seele, aber nicht bis zur wirklichen Konsequenz der Christen. Er sah das geistige Leben nicht klar genug, er hatte aber viel geistige Elemente in sich. —

Der ganze Gang der Untersuchung mit seinen immer enger begrenzten Fragen deutet m. E. auf reine Psychometrie hin, wobei Buchanan der Geber und der Psychometer der Empfänger war. Jedenfalls war Buchanan mit der Philosophie des Buddhismus nach der Möglichkeit seiner Zeit bekannt.

Wenn Buchanan diese Untersuchung in der Gegenwart nochmals wiederholen würde, würde er zu noch anderen Resultaten kommen.

Es mag für ungeübte geistige Seher, Psychometer und Okkultisten in der Namenuntersuchung ein gewisser Reiz liegen, ohne Vorstudien über schwierige Sachen glattweg urteilen zu können. Jedenfalls sind aber selbst die relativ guten und eingehenden Buchananschen Untersuchungen nicht wissenschaftlich einwandfrei.

Es erübrigt sich, auf weitere Untersuchungen des Manuals einzugehen. Der Grund für die ausnahmsweise Reichhaltigkeit der Angaben liegt einesteils in der wissenschaftlichen Erfahrung Buchanans in den betreffenden Fächern, die ja zum Teil einen unbewußten Fond von ihm selbst unbewußten Kenntnissen darstellten, die durch den Psychometer zum Bewußtsein gelangten, so daß sie ihm selbst als aus weit entfernter Quelle stammend erscheinen mochten, andererseits lag es an der psychometrischen Erfahrung seines Partners, der in früheren Jahren als Medium gut gearbeitet hatte. Mag das Resultat nun auch gedeutet werden wie man will, jedenfalls stellen die Buchananschen Namenuntersuchungen einen wichtigen Beitrag dar in der subjektiven Diagnose. — — — Einen wirklichen Wert erhalten alle derartigen persönlichen Meinungen erst durch die objektive Begründung. Wenn die Psychometrie sich in dieser Richtung bewegen wird, wird sie jedenfalls von keiner Seite bekämpft

werden, da es ja jedem freistehen muß, aus welchen Grundlagen unsere Kenntnisse stammen. Sie müssen nur einen realen Wert darstellen und einen, wenn auch kleinen Beitrag zur Kulturentwicklung bedeuten.

(Fortsetzung folgt.)

Okkultistische Umschau.

Ein sechsjähriger Knabe dirigiert das „Meistersinger"-Vorspiel. Italien hat ein neues musikalisches Genie, einen sechsjährigen Knaben namens Ferero. Vor einem tausendköpfigen Publikum hat der kleine Ferero, dessen Begabung durch einen Zufall entdeckt wurde, im Augusteum zu Rom das „Meistersinger"-Vorspiel dirigiert und noch dazu auswendig. Etwas Ähnliches war noch nicht da. Im Auditorium befanden sich viele hervorragende Musiker Italiens, die alle ihr Erstaunen über das phänomenale Talent des Wunderknaben zum Ausdruck brachten. Man kann auf seine weitere Entwicklung gespannt sein. — So konnte man kürzlich in allen Zeitungen lesen. Falls es sich nicht herausstellen sollte, daß der Knabe Ferero trotz seines kindlichen Alters intensive Musikstudien betrieben und sich derart auf natürliche Weise seine musikalischen Kenntnisse erworben hat, so bleiben uns wohl nur zwei Erklärungsmöglichkeiten. Ferero ist entweder die Inkarnation eines bedeutenden Musikers oder er ist medial veranlagt und dient unsichtbaren Intelligenzen lediglich als Werkzeug. Vielleicht hat sich Richard Wagner selbst in Ferero wiederverkörpert? Wir wissen doch alle, daß Richard Wagner eine große Vorliebe für Italien besaß, und es ist auch anzunehmen, daß Richard Wagner sich künstlerisch noch lange nicht ausgelebt hatte. Also zog es ihn vielleicht wieder zur Erde nieder. Italienische Okkultisten sollten einmal den Knaben Ferero tüchtig ausfragen oder seine Eltern um Auskünfte bitten, ob der kleine Ferero nicht Erinnerungen an seine frühere Inkarnation hat. Wie wäre es zum Beispiel, wenn man den kleinen Ferero (ohne ihn über den Zweck der Reise aufzuklären) nach Venedig brächte und ihn insbesondere den Palazzo Vendramin (wo Richard Wagner starb) zeigte?

Hypnotismus und Brugsch-Pascha. Eine Erinnerung von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. — Es war im Empfangssalon eines Berliner Arztes für hypnotische Behandlung, der mein Interesse für die Sache kannte und mir erlaubt hatte, bei ihm zu „hospitieren". Nachdem ich schon verschiedene recht interessante Fälle in diesem Salon miterlebt hatte, kam ein älterer Herr mit grauem Haar und lebhaften dunklen Augen dorthin. „Ich heiße Brugsch," führte er sich ein, „Brugsch-Pascha", setzte er mit leichtem Lächeln hinzu. Der Doktor reichte ihm die Hand. „Ich kenne Ihre Bücher und verfolge mit größtem Interesse Ihre ägyptischen Forschungen", sagte er. „Was führt Sie zu mir?" Brugsch-Pascha sah mich fragend an. Ich nannte meinen Namen und bot an, mich zurückzuziehen, wenn ich störte. „Nein," rief er lebhaft. „Sie sind Schriftstellerin, da gehören Sie zum Clan!" Und nun erzählte er, daß er direkt von Ägypten nach Berlin gekommen sei, um sich hypnotisch behandeln zu lassen, weil er überzeugt sei, daß er nur so gesund werden könnte. „Wie sind Sie zu dieser Überzeugung gekommen?" fragte der Arzt. Brugsch-Pascha sah ihn und mich abwechselnd mit seinen merkwürdig glänzenden Augen an. „Sie können lachen, wenn Sie wollen, aber die Wahrheit ist's doch; ich habe diese Überzeugung gewonnen, als ich einen Papyrus entzifferte, den ich in den Königsgräbern von Theben gefunden hatte. Da erzählte ein Tempelwärter, wie er

erkrankt und wie er geheilt worden sei. Der Mann hatte, wie ich, in den letzten Jahren hauptsächlich in den Gräbern gehaust, hat wohl, wie auch ich, Leichenstaub geschluckt, zu wenig frische Luft und Bewegung gehabt — kurz, er hat einen quälenden Husten und Atemnot bekommen, was man eben heutzutage Asthma nennt — genau wie ich. Er hat alle möglichen Ärzte konsultiert — die alten Ägypter haben gute Ärzte gehabt, haben überhaupt von manchen Dingen mehr gewußt als wir, das können Sie mir glauben — aber geholfen hat ihm keiner. Da ist der Mann zu einer alten Frau gegangen, die in einer Höhle im Gebirge wohnte, und diese hat mit ihm eine Kur vorgenommen, die er ganz genau beschreibt und die nichts anderes gewesen ist als das, was wir heute eine hypnotische Kur nennen. Nun habe ich mir gesagt: Was den Tempelwärter von seiner Atemnot befreit hat, das hilft mir auch — und da bin ich. Seit einem Jahre schlafe ich keine Nacht mehr ordentlich, sobald ich ins Bett komme, fängt die Atemnot an — es ist genau die Geschichte vom Tempelwärter von Theben. Also nun helfen Sie mir, Herr Doktor, die „Höhle" wird ja dazu nicht gerade notwendig sein." — Der Doktor sah sich den merkwürdigen Patienten prüfend an. „Ich bin kein Hexenmeister," sagte er. „Ich möchte Ihnen meine Art der Behandlung erklären, ehe ich einen Versuch mache. Nehmen Sie an, eine Uhr tickt in einem Zimmer, durch dessen offene Fenster der ganze Straßenlärm hereindringt. Sie hören das Ticken der Uhr nicht dabei. Nun schließen Sie die Fenster, und sobald der Lärm ausgeschaltet ist, hören Sie die Uhr. Durch den hypnotischen Schlaf schalte ich alles aus, was Ihr Gehirn beschäftigen kann, und in diesem Zustand vollkommener Ruhe hinein gebe ich Ihnen die Suggestion, gebe ich Ihrem Gehirn die Vorstellung vollkommener Gesundheit. Ihr Gehirn nimmt diese Vorstellung auf, wie Sie das Ticken der Uhr hören, weil kein Lärm von außen stört, und diese Vorstellung beeinflusst Ihren ganzen Körper. Sie können meiner Behandlung insofern helfen, als Sie sich willig dem Schlaf, dem Ausschalten aller störenden Einflüsse, hingeben. Verstehen Sie, wie ich das meine?" — „Vollkommen — aber ich möchte Ihnen noch etwas sagen. Es ist eine Erinnerung, die mich oft des Nachts stört und die Anfälle geradezu hervorruft. Ich hatte dem Museum von . . . . . eine Pharao-Mumie versprochen. Da wurde plötzlich die Versendung der Mumie verboten. Mein Versprechen wollte ich aber halten und eine unmoralische Handlung konnte ich in der Entwendung einer Mumie auch nicht erkennen. Also machte ich mich eines Nachts mit einem Gehilfen darüber her, einen Pharao, den ich schon zu dem Zweck zurechtgemacht hatte, nach einer Barke zu bringen, die uns erwartete. Ich trug den Kopf der Mumie, mein Gehilfe die Füße, so machten wir uns auf den Weg. Aber wir wurden verfolgt und bei der Eile der Flucht brach die Mumie mitten durch. Na, wissen Sie, die Mumie eines vor ein paar tausend Jahren verstorbenen Pharao ist schießlich nichts Menschliches mehr, — aber der Krach, mit dem sie zerbrach, ging mir trotzdem durch Mark und Bein. Schließlich sind wir — jeder mit seinem halben Pharao — glücklich entkommen und das Museum hat die beiden Hälften wieder zusammengeflickt. Aber an mir rächt der Pharao sich allnächtlich — 's ist schon fast eine Zwangsvorstellung. Nun sehen Sie, wie Sie damit fertig werden." — Der Doktor begann die Behandlung. Brugsch-Pascha kam täglich, wurde eingeschläfert und bekam seine Suggestion. Nach acht Tagen hatte er — zum ersten Male seit einem Jahr — einen ununterbrochenen Schlaf von fünf Stunden, wachte aber wieder mit dem Schrecken über den Pharao auf. Nach vierzehn Tagen schlief er die ganze Nacht. Die Atemnot war gehoben, der Pharao vergessen, und wenn man bei einem 70jährigen Mann von einem „Aufblühen" reden kann, so fand ein solches tatsächlich statt, und Brugsch-Pascha sah um Jahre verjüngt aus, wenn er lächelnd sagte: „Ich wußte es ja, mein Tempelwärter hat recht gehabt."

Der Mann mit den zwei Seelen. In der letzten Vierteljahrssitzung der medicopsychischen Vereinigung hat Dr. Gerhard Hart einen Vortrag über einen eigentüm-

lichen Fall von doppelter Persönlichkeit bei einem seiner Patienten gehalten. Dieser war ein Mann von 28 Jahren, der bereits in ein Krankenhaus eingeliefert worden war, weil er an verschiedene Leute drohende Telegramme ausgesandt und sich auch sonst in einer auffälligen Weise benommen hatte. Es wurde festgestellt, daß jene Telegramme sämtlich in eine Zeit von einigen Wochen gefallen waren, und der Urheber wußte nicht die geringste Auskunft über sie zu geben. Ferner fand sich, daß der junge Mann noch andere Zeitabschnitte seines Lebens während der letzten Jahre vollkommen vergessen hatte. Dadurch wurde der Verdacht einer „doppelten Persönlichkeit" erregt und die Richtigkeit dieser Vermutung bald durch hypnotische Versuche bestätigt. In der Hypnose nämlich wurde das im wachen Zustande gänzlich erloschene Gedächtnis an diese Zeitabschnitte und die darin geschehenen Begebenheiten aufs neue belebt.

Soweit wären die Tatsachen, wenn auch interessant genug, doch nicht unerhört. Bei den weiteren Untersuchungen kamen aber neue Erscheinungen zur Beobachtung. Eines Tages wurde der Kranke von einem Onkel besucht, gegen den er, wie er eingestand, eine starke Abneigung besaß. Nachdem der Besuch vorüber war, fragte Dr. Hart nach den Ursachen dieser Abneigung, worauf sich das Benehmen des jungen Mannes plötzlich zu ändern begann. Während er bis dahin immer sehr höflich gewesen war, brach er plötzlich in Wut aus und behauptete auf das bestimmteste, daß er Dr. Hart niemals vorher gesehen habe, obgleich mehr als zwanzig längere Begegnungen zwischen ihm und dem Arzt stattgefunden hatten. Als ihm nun gewise Vorgänge aus der letzten Vergangenheit in Erinnerung gebracht wurden, von denen er selbst gesprochen hatte, erklärte er, der Arzt müsse verrückt sein, und empfahl ihm eine Radfahrt ins Freie zur Abkühlung seines erhitzten und verwirrten Gehirns. Einige Sekunden darauf aber setzte sich der junge Mann plötzlich nieder, klagte über Kopfschmerzen, kehrte fast unmittelbar zu seiner gewöhnlichen Haltung zurück und zeigte auch nicht die geringste Erinnerung an irgend etwas, was seit dem Besuch des Onkels geschehen war. Er war also wieder einmal ein anderer Mensch geworden, und es war für den Arzt klar, daß der Wechsel durch die einfache Frage nach den Gründen der Abneigung gegen den Besucher hervorgerufen worden war. In der Folge wurde in der Tat festgestellt, daß jenes Überspringen von einer Persönlichkeit zur anderen stets dann eintrat, wenn ein wunder Punkt im Seelenleben des Kranken berührt wurde oder, mit anderen Worten, wenn eine Gefahr bestand, daß eine der begrabenen Erinnerungen wieder ans Licht gezogen werden sollte.

Die zweite Persönlichkeit, die Dr. Hart in so unerfreulicher Weise kennen gelernt hatte, verhielt sich ihm gegenüber in der Folge argwöhnisch und feindselig, während das gewöhliche Benehmen des Patienten gleichmäßig blieb und Mißmut und Bedauern über das Verhältnis der anderen Persönlichkeit an den Tag legte. Dr. Hart bezeichnet die Ausbildung jener zweiten Persönlichkeit in diesem Falle als eine Art von physiologischem Kunstgebilde und als ein Ergebnis eines Widerstandes gegen die Enthüllung bestimmter Erinnerungen. Dieser Widerstand zeigt sich gewissermaßen in einer lebendigen Form kristallisiert, und die zweite Persönlichkeit war gleichsam ihre Inkarnation. Daraus entwickelt sich eine heftige Reizbarkeit gegen den beobachtenden Arzt, der nur durch besondere List und Rücksicht Fortschritte in der Erkenntnis und Behandlung des Falles machen konnte. Dennoch wurde der Kranke geheilt. Zur großen Überraschung des Arztes selbst nämlich verschwand jene zweite Persönlichkeit, nachdem all die gewaltsam zurückgedrängten Erinnerungen ans Licht gebracht worden waren, und der Patient wurde darauf wieder ganz vernünftig. — Es liegt aber auch die Möglichkeit vor, daß der Mann nur an einer hochgradigen Hysterie litt.

Die Chemie des Alterns. Noch ist es nicht lange her, daß Professor Metschnikoff seine überraschenden Entdeckungen über die Ursache des Alterns veröffentlicht hat, und bereits tritt wieder ein anderer französischer Gelehrter mit einer neuen Erklärung dieser Naturerscheinung hervor. In der jüngsten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften hat Professor Armand Gautier in einem durch Experimente erläuterten Vortrage nachzuweisen versucht, daß das Altern auf dem Verlust von Fluor und Phosphor beruhe. Je mehr der Mensch altere, umsomehr verliere er diese beiden Elemente, die durch ein bis jetzt noch unbekanntes Naturgesetz miteinander zusammenhängen. Auf Grund zahlreicher Versuche hat Professor Gautier seine Forschungen auf folgende Formeln zusammengezogen: 1. Die Organe des menschlichen Körpers enthalten eine mehr oder weniger bedeutende Menge von Fluor. 2. Je mehr unsere Organe altern, desto mehr verlieren sie Fluor und Phosphor, und zwar beruht der Phosphorverlust einzig und allein auf dem Rückgang an Fluor. Das Fluor ist das Bindematerial des Phosphors. Wenn wir also das Fluor des menschlichen Körpers erhalten können, so werden wir auch den Phosphor erhalten und werden infolgedessen nicht so rasch oder gar nicht altern.

Die geborstene Trommel. Aus Ashford in der englischen Grafschaft Kent wird ein seltsamer Vorfall mitgeteilt, der wieder einmal beweist, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ein junges Mädchen in dem genannten Ort, Miß Clara Hayward, erkrankte vor einigen Tagen ganz plötzlich. In der neunten Abendstunde etwa verlor die Leidende das Bewußtsein, und um dieselbe Zeit hatte der Verlobte des Mädchens, der Trommelschläger eines Bühnen-Orchesters in York ist, das Mißgeschick, daß ihm sein Instrument unter den Händen barst. Eine Art Herzbeklemmung bemächtigte sich dabei des jungen Mannes, doch schrieb er das ihn erfassende atemraubende Angstgefühl dem Verdruß über die peinliche Störung zu, die sein Mißgeschick während der Vorstellung verursachte. Am andern Morgen erfuhr Mr. Underwood, der ruhelos die Nacht verbracht hatte, den Tod seiner nach wenigen Stunden gestorbenen Braut, mit der ihn innigste Liebe verband.

Wie lange wächst der Mensch? Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß der Mensch mit dem 25., höchstens 30. Jahre „ausgewachsen" sei. Soweit es sich um das Längenwachstum handelt, stimmt dies ungefähr, denkt man aber an das Körpergewicht, so ist die Annahme ganz falsch. Nach neueren Arbeiten Friedenthals, über die die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift" berichtet, nimmt der männliche Europäer bis zu seinem 50. Jahre zu. Die richtige Feststellung der Wachstumskurve ist sehr schwer. Das Maximum der Gewichtsvermehrung mit einer täglichen Zunahme von 40 Gramm liegt zehn Tage nach der Geburt. Im Alter von 135 Tagen beträgt die Zunahme noch 30 Gramm und im Alter von 1375 Tagen 4 Gramm. Von da an zeigt die absolute Zunahme unregelmäßige Schwankungen; sie währt bis zum Alter von 18.530 Tagen (etwa 43¾ Jahren) und beläuft sich dann noch auf durchschnittlich 1.4 Gramm am Tage. Das Maximum der prozentischen Zunahme liegt am Lebensanfange, also vor der Geburt, wo es durchschnittlich 1200 Prozent am Tage ausmacht. Von der ersten Zunahme nach der Geburt mit 1.2 Prozent täglich sinkt die Gewichtszunahme mit nur geringen Schwankungen. Das Wachstum des Menschen erfolgt nicht gleichmäßig, sondern zu ganz verschiedenen Zeiten erleiden die verschiedenen Organsysteme das Maximum ihrer Wachstumsgeschwindigkeit. Noch lange nach Beendigung des Gesamtwachstums können gewisse Organe eine erhebliche Zunahme der lebenden Substanz aufweisen. Vergleiche zwischen Menschen und Affen haben ergeben, daß die Gewichtskurve (und sicherlich auch die Wachstumskurve) der anthropoiden Affen nach den heute vorliegenden Daten mehr der Gewichtskurve des Menschen ähnelt als der Gewichstkurve der niederen Affen.

Ein Omen? Man schreibt uns aus Rußland Mitte Juli 1913: Der in der Umgegend Moskaus lebenden Bevölkerung hat sich große Erregung bemächtigt. In einer der letzten Nächte erschien plötzlich am klaren Himmel ein großes, flammend rotes Kreuz. Die Erscheinung war etwa eine halbe Stunde mit bloßem Auge deutlich wahrnehmbar. Trotz später Nachtstunde strömten die Leute aus ihren Häusern, angsterfüllt in die Betrachtung des unheimlichen Zeichens versunken. Einige besonders arge Schwarzseher meinten, es käme nun wohl der Untergang der Welt. Da erinnerte man sich an ein altes Mütterchen, das sich gut in Prophezeiungen verstand. Sie wurde schleunigst herbeigeholt. Aller Augen hingen an ihren Lippen. „Es gibt Krieg," sagte die Alte nach kurzer Betrachtung. Im Jahre 1877, vor dem Türkenkriege, habe sie mit ihren eigenen Augen ein gleiches Kreuz am Himmel leuchten sehen. Der Ausspruch ging von Mund zu Mund. In dieser Nacht ging im Dorfe niemand zur Ruhe. Die Weissagung der Alten hatte gezündet. Die stellungspflichtigen Leute rüsteten nun für den Feldzug. Sie begannen damit, ihr Hab und Gut zu verschleudern. In Feindesland braucht man Bargeld. Unterdessen hatten die Behörden davon erfahren, daß sich die Moskauer Landbevölkerung anschickt, gegen einen unsichtbaren Feind zu Felde zu ziehen. Zur Beruhigung wurden Verwaltungsbeamte in die Dörfer geschickt. Trotz aller Versicherungen, daß Rußland gar nicht daran denke, Krieg zu führen, die Himmelserscheinung vermutlich aber nur eine Luftspiegelung oder ein Nordlicht gewesen, ließen sich die Leute keines Besseren belehren. „Was wir gesehen, wissen wir ganz genau. Es gibt eben Krieg. Wenn der Herr Gouverneur das Gegenteil behauptet, so täuscht er sich eben . . . bei allem Respekt für seine Exzellenz, die alte Marfa hat es gesagt, und Marfa hat immer recht."

Zweimal gestorben. In der Pariser Akademie der Wissenschaften und in der chirurgischen Gesellschaft erstattete der bekannte Pariser Arzt Dr. Bouchon einen interessanten Bericht über den Verlauf einer eigenartigen Operation, die er an dem Herzen einer gestorbenen Frau vorgenommen hatte. Die Frau war von einem Automobil überfahren worden, die Räder gingen über ihre Brust und sie war bald tot. Unmittelbar nach ihrem Tode öffnete der Chirurg den Brustkasten der Toten und stellte fest, daß die rechte Herzseite geplatzt war und eine fast drei Zoll lange Wunde aufwies. Er vernähte nun diese Wunde, injizierte ein Serum und begann das Herz zu massieren. Eine Minute später setzte die Herztätigkeit wieder ein und der Puls wurde deutlich fühlbar. Diese wiedererweckte Herztätigkeit und Blutzirkulation dauerte 35 Minuten, worauf die Frau zum zweiten Male starb. Der Tod trat infolge einer schweren Verletzung der Leber und anderer vitaler Organe ein. Dr. Bouchon zieht aus dem Ergebnis seiner Operation den Schluß, daß im Falle einer gewaltsamen Herzverletzung, etwa durch einen Messerstich oder dergleichen, es möglich sein könnte, die Toten wieder zum Leben zu bringen und auch am Leben zu erhalten, vorausgesetzt daß die Operation sofort ausgeführt werden kann.

Rockefellers Geheimnis der ewigen Jugend. J. D. Rockefeller feierte kürzlich seinen 74. Geburtstag auf seinem Herrschaftssitze in Cleveland (Ohio), im Vollbesitz einer jugendlichen Frische, die bei allen Anwesenden billig Verwunderung erregte. Zum Dank für ihre Glückwünsche verriet er seinen Gästen das Rezept, dem er seine unvermindert erhaltene jugendliche Spannkraft verdanken zu müssen glaubt. „Frische Luft, einfache Nahrung, Leibesübung, ein ruhiges Gemüt und ein oder zwei Freunde sind die Mittel, es in der Kunst, sich jung zu erhalten, zu etwas zu bringen", erklärte der reichste Mann der Welt. „Jugend ist eine Sache des Trainings. Da die Energieverschwendung eine der Extravaganzen unserer Zeit bildet, so sind augenblicklich Energieerhaltung und Mäßigkeit in allen Verhältnissen Dinge, die nicht hoch im Preise stehen." Rockefeller machte auch an seinem Geburtstage

keine Ausnahme von seiner gewohnten Lebensweise. Er spielte vormittags Golf, machte nachmittags seine Autotour und versammelte sich des Abends mit seinen Angehörigen zum Diner. Der alte Milliardär nimmt an geschäftlichen Dingen längst keinen Teil mehr und widmet sich fast nur noch dem Golfspiel. Er ist im übrigen streng kirchlich gesinnt und besucht regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst.

Zauberei im Dienste der Polizei. In der „Calcutta Review" berichtet der Indianer Chandra Mitra über einige der beliebtesten Zaubermittel, Diebstähle aufzudecken. Einer in Kashmir wohnenden Engländerin waren verschiedene Dinge gestohlen worden. Der herbeigerufene Polizist griff zu dem Mittel der Zauberei. Als Medium diente ein — Teekessel. Madame Cotter Morison, so hieß die Engländerin, erzählt, daß der Mann nacheinander mehrere mit den Namen ihrer Diener beschriebene Zettel zusammengerollt in den Ausguß des Teekessels gesteckt habe. Er sagte dabei, der Teekessel werde das übrige machen, und stimmte einen geheimnisvollen Sang an. Bei zwei Zetteln rührte der Teekessel sich nicht, beim dritten drehte er sich im Kreise und fiel von der Hand des zaubernden Polizisten. Beim vierten Zettel gab es dasselbe Schauspiel, beim fünften blieb der Teekessel wieder bewegungslos. „Auf den beiden verdächtigen Zetteln stehen die Namen der Diebe!" sagte der Polizist. Frau Morison versichert, daß bei einer Wiederholung des Experiments das Resultat genau das gleiche gewesen sei. Zur Entdeckung eines Diebes traten die „Nulwallahs" in Funktion, drei dunkelhäutige Hindus, die einen Bronzetopf und zwei wohleingeölte Bambusstangen mit sich brachten. Dann wurden alle Diener des Bestohlenen zusammengeholt, die drei Hindus nahmen ein Bad und stellten sich, naß wie sie waren, zur Linken und zur Rechten des Bronzetopfes auf. Zwei der Dienstleute wurden angewiesen, die beiden Bambusröhren zu halten, und der oberste der drei Hindus begann Sanskritverse zu rezitieren. Nach etwa 10 Minuten fragte er: „Bist du da, dann stehe auf!" Zum Entsetzen aller Anwesenden richteten sich die Bambusröhren auf und neigten sich einander zu. „Wenn du meiner Macht gehorchst, so wandle!" rief der Beschwörer. Sogleich drehten sich die beiden Rohre mehrmals um ihre Axe und drangen nach vorn, so daß die beiden Diener Mühe hatten, mit ihnen mitzukommen. Die Rohre nahmen den Weg über die Köpfe aller anderen Diener hinweg bis zur Tür, wo sie trotz der Aufforderung des beschwörenden Hindus anhielten. Als man die Tür öffnete, sah man hinter derselben einen jungen Hindu knien, und die Rohre setzten die Bewegung auf ihn sogleich fort. „Dieser hier", sagte der erste der „Nulwallahs", „ist der Schuldige. Er hat das Geld gestohlen."

Das Gespenst von Chelsea. Aus London wird geschrieben: „Die absonderliche Geschichte, die hier erzählt werden soll, spielt weder in einem Balkanland, noch in einem Negerstaat, wo die Bevölkerung noch an Geister und Gespenster glaubt, sondern im Herzen der Hauptstadt des aufgeklärtesten Landes der Welt. Und nicht etwa eine ungebildete oder geistig zurückgebliebene Person hat einem Vertreter eines hiesigen Blattes Mitteilung von dem Erscheinen dieses Gespenstes gemacht, sondern die in Londoner literarischen Kreisen sehr bekannte und geschätzte Schriftstellerin Mrs. George Cran, die durch ihre Erzählung das ganze Stadtviertel Chelsea in große Aufregung und Angst versetzt hat.

„Schon seit vier Jahren, seitdem wir in diesem verwünschten Hause wohnen," erzählte die Dame ihrem Besucher, „haben ich, mein Mann und oft auch Gäste, die bei uns weilten, regelmässig des Nachts zwischen elf und zwei Uhr einen Lärm gehört, der sich nicht beschreiben läßt. Vor unserer Wohnungstür war ein Stampfen und Flüstern, ein Huschen und Raunen, und wenn mein Mann oder ich die Tür öffneten, trat Stille ein. Oft leuchteten wir auch die Treppe ab, aber niemand war zu sehen. Es ist auch ganz unmöglich, daß jemand das Haus, zu dem nur wir

den Schlüssel besitzen, weil wir es allein bewohnen, ohne unsere Einwilligung betreten kann. Vor einigen Tagen nun kam eine Freundin als Logiergast zu uns und wir quartierten sie in einem abgelegenen Zimmer ein, das sonst immer verschlossen ist, weil wir es nicht bewohnen. Mit Spannung warteten wir am anderen Morgen, was unsere Freundin uns von den Ereignissen der Nacht erzählen würde, denn wir zweifelten nicht daran, daß das Gespenst auch ihr seinen Besuch abstatten werde. Wir saßen eben beim Frühstück, als meine Freundin bleich und übernächtig eintrat und sich schweigend zu uns setzte. Mein Mann und ich sahen einander bedeutungsvoll an, denn wir wußten, was nun folgen würde. Vorausschicken will ich nur, daß ich meiner Freundin noch mit keinem Sterbenswort von den unheimlichen Dingen in unserem Hause Mitteilung gemacht hatte. Als wir nun meine Freundin fragten, wie sie geschlafen habe, brach sie in Tränen aus und erzählte uns, daß sie um Mitternacht durch ein Geräusch an der Tür geweckt worden sei. Da sie glaubte, daß ich es sei, sprang sie aus dem Bett und öffnete die Tür. Aber sie prallte entsetzt zurück, als eine männliche Gestalt auf sie zutrat und ihre dürren Hände gegen sie ausstreckte. Vor Schrecken fiel sie in Ohnmacht und erwachte erst, als die Sonne ins Zimmer schien. Am selben Tage noch reiste meine Freundin ab, trotzdem wir sie zurückzuhalten suchten.

Gestern nun sah ich das Gespenst zum erstenmal mit eigenen Augen. Kurz vor Ostern hatte mich der Bildhauer Fergus Hurd-Wood für die Akademie modelliert und gestern abend kam er zu mir, um mir davon Mitteilung zu machen, daß die Büste mit einem Preise ausgezeichnet worden sei. Er soupierte mit mir und als er wegging, war es kurz vor Mitternacht. Das Mädchen begleitete ihn die Treppe hinunter, und nachdem es zurückgekommen war, wollte ich mich schlafen legen. Als ich mein Schlafzimmer betreten wollte, hörte ich, wie das Tor geöffnet wurde und jemand mit leisen Schritten die Treppe heraufkam. Voll Angst lief ich in das Schlafzimmer, sperrte ab und entkleidete mich im Dunkeln. Einige Minuten mochte ich so zitternd gelegen haben, als ich fühlte, daß noch jemand im Zimmer sei. Und dann sah ich für einige Momente ein totenblasses Antlitz mit einem langen, weißen Bart. Ich schrie laut auf und die Erscheinung verschwand. Mein Dienstmädchen kam und pochte an die Tür. Ich öffnete und erzählte, was ich gesehen hatte. Die gute Person blieb die ganze Nacht an meinem Bett sitzen, weil sie mich nicht in diesem Zustand allein lassen wollte. Leider hat sie jedoch am anderen Tag in der Nachbarschaft davon gesprochen und daher kommt es auch, daß die Leute über die Geschichte so erregt sind."

„Wie sich nun herausstellt, war an dem Platz, wo nun das Haus der Mrs. Cran steht, vor vielen Jahren ein Friedhof," fügt die englische Zeitung ihrem Bericht hinzu.

Zum Schrecken der „Aufklärungsapostel" spukt es also selbst im XX. Jahrhundert unbekümmert weiter. Leider gelangt nur ein kleiner Bruchteil aller Spukfälle zur Kenntnis der Öffentlichkeit, sonst könnte man damit alljährlich stattliche Bände füllen.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Eine kleine Bitte an unsere Leser. Ein Astrolog wünscht die genaue Zeit des Stapellaufes des letzten deutschen Riesenschiffes „Vaterland", welches bekanntlich sogar den „Imperator" noch an Größe übertrifft, zu erfahren. Es war bisher unmöglich, diese genaue Zeit zu erfahren; die offiziellen Berichte sind in dieser Beziehung zu wenig verläßlich, und die Hapag gab auf eine diesbezügliche Anfrage dem obenerwähnten Astrologen keine Antwort, so daß derselbe nunmehr

an die Güte unserer Leser appelliert. Vielleicht kann uns ein Hamburger Leser des „Zentralblattes für Okkultismus“ dabei behilflich sein? Etwaige diesbezügliche gütige Zuschriften wären an die Schriftleitung dieses Blattes zu richten.

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen! Von einer Bauersfrau in der Umgebung von G... (Steiermark) habe ich Folgendes gehört: Besagte Frau hatte einen Nachbarn, der gleichfalls Bauer war. Dieser Nachbar war stets mürrisch und schlecht aufgelegt, fluchte und schimpfte bei jeder Gelegenheit und war auch gegen seine Familie recht hart. Als nun wieder einmal, es mögen seit dieser Zeit wohl etliche Jahre verflossen sein, die Weihnachtszeit herannahte, da sagte ein Kind dieses mürrischen Nachbarn zu ihm: „Gelt, Vater, das Christkindel wird uns heuer allerhand schöne Sachen bringen?“ Darauf antwortete der herzlose Vater mit beißendem Spott: „Ja, ja, der Teufel wird euch allerhand schöne Sachen bringen, aber nicht das Christkindel, zu euch kommt nur der Teufel am heiligen Abend.“ Die Kinder schlichen nach diesem Bescheid traurig davon und erzählten es ihrer Mutter, die natürlich darüber wenig erbaut war, aber die Kinder so gut, wie sie es vermochte, tröstete. Bald kam der heilige Abend heran, und wirklich, der Teufel schien den Bauer beim Wort genommen zu haben und brachte „allerhand schöne Sachen“, aber nicht den Kindern, sondern dem fluchenden Bauer selbst! An diesem Abend spukte es nämlich im Hause des fluchenden Bauern ganz kräftig, und gerade der mürrische Bauer selbst, der seinen eigenen Kindern nicht einmal eine Weihnachtsfreude gönnen wollte, war die Zielscheibe des Spukes. Er wurde nicht nur durch allerlei Klopftöne und Schläge bei Tag und Nacht erschreckt, sondern eine unsichtbare, offenbar böse Macht tat ihm allerlei Schaden an, warf z. B. die Milchgefäße um, wenn der Bauer eben die Kuh gemolken hatte, ließ im Keller Most ausfließen, schleuderte Vorräte aus den Vorratskammern auf den Hof, und mehr als einmal kam es vor, daß der Bauer, wenn er morgens aufstehen wollte, seine Kleider nicht mehr neben dem Bette fand, wo er sie abends hingelegt hatte, sondern das ganze Haus absuchen mußte, ehe er sie in irgend einem Winkel oder gar auf dem Gipfel eines hohen Baumes seines Grundes fand. Dann wurde wieder das Vieh krank usw. Kurz, es war um des fluchenden Bauers Ruhe geschehen, und da aus ihm offenbar der „Teufel“ zeitweilig mit ganz anderer Stimme heraussprach und er dann sehr zu Gewalttaten aufgelegt war, so suchte begreiflicherweise seine Frau Schutz und Hilfe beim katholischen Pfarrer ihres Kirchensprengels. Der ließ sich die ganze Geschichte genau erzählen und sah darin auch eine Strafe Gottes für das lästerliche Fluchen ihres Mannes, machte sich aber erbötig, ihren Mann zu heilen, indem er sich zum Exorzismus entschloß. Der Besessene, so wurde der Bauer nun genannt, wurde also dem Geistlichen von seiner Frau und Nachbarsleuten vorgeführt und der Geistliche begann, den Teufel regelrecht auszutreiben. Er befahl also dem Dämon, aus dem Bauern herauszufahren, aber da geschah etwas Unerwartetes. Der Teufel wollte absolut nicht aus dem Bauern heraus, verhöhnte den Geistlichen usw. Als dieser nun zu stärkeren Beschwörungsformeln griff, hieß ihm der Teufel stille sein und sagte ihm, er (der Geistliche) sei überhaupt zu dieser Zeremonie untauglich, da er um kein Haar besser sei wie jeder andere Sünder, und nun sagte der Dämon zum Schrecken des Pfarrers diesem vor den Anwesenden seine geheimsten Sünden haarklein vor. Der Pfarrer sah sich offenbar überführt und gab deshalb jeden weiteren Versuch, diesen „Teufel“, der zu seinem Entsetzen allwissend war, auszutreiben, auf. Da aber die Spukphänomene usw. nicht aufhörten, so machte sich die Bäuerin mit ihrem besessenen Mann auf die Wanderschaft und suchte beim nächsten Pfarrer Hilfe. Auch dort wiederholte sich dasselbe Manöver des Dämons. Er sagte auch diesem Geistlichen, der unter Assistenz zum Exorzismus geschritten war, so genau seine verborgensten Sünden daher, daß auch dieser außer Fassung kam und die Zeremonie abbrach! — Die

Bauersfrau verlor aber nicht den Mut und zog mit ihrem besessenen Mann weiter, aber immer erwies sich der Dämon durch seinen Trick als der stärkere. Jeder Pfarrer hatte sein verborgenes Sündenregister, und der Dämon triumphierte. Da endlich erfuhr die Bauersfrau, daß in einem Kloster bei G . . . ein Ordensgeistlicher lebe, der ob seiner tiefen Frömmigkeit und seines reinen Lebenswandels selbst von Seite seiner Mitbrüder große Verehrung genoß. Zu diesem pilgerte also die geplagte Frau. Und wirklich, diesmal schwieg der freche Teufel, diesem Ordensgeistlichen wußte er keine geheime Sünde ins Gesicht zu schleudern und es gelang diesem offenbar spirituell und moralisch hochstehenden Priester endlich, wenn auch nach manchen Bemühungen, den „Teufel", wie die Leute sagten, zu bezwingen. Er betete wiederholt mit dem besessenen Bauern und dieser wurde schließlich von dem Dämon befreit.

Wir halten diese kurze Geschichte einer Besessenheit deshalb für sehr lehrreich, weil sie uns geeignet erscheint, ein Licht auf die oft beobachtete Tatsache zu werfen, warum nur gewisse Priester oder Ordensgeistliche zum Exorcismus eine besondere Eignung besitzen, während andere sich mit denselben Formeln und Gebeten vergeblich bemühen, den Teufel auszutreiben. Nicht die priesterliche Weihe allein, nicht die vorgeschriebenen Zeremonien und Gebete für sich können einen Dämon bezwingen, dies kann offenbar nur ein Exorzist, der vor allem ein reiner Mensch ist, und ein solcher ist auch heute noch (unter allen Ständen!) ebenso schwer zu finden wie zur Zeit Christi. Dies lehren uns die trockenen Tatsachen beim Exorzismus, dies wird uns auch jedermann bestätigen, der wahre Menschenkenntnis besitzt. Die Stufe wirklicher Herzensreinheit oder Heiligkeit ist eben für Menschen unserer Entwicklungsstufe **nur sehr schwer** erreichbar. So wie ein gottbegnadetes Genie auch heute noch trotz der vielen Akademien eine Seltenheit ist, die sich nicht künstlich züchten lässt, so ist auch ein wahrer Heiliger die seltene Blüte eines ganzen Volkes. Ja, viele Theologen sind der Ansicht, daß zur Erreichung der Stufe der Heiligkeit neben persönlicher Anstrengung auch die Gnade Gottes mitwirken müsse. Wäre dem nicht so, so müßten unsere Akademien ebenso leicht Genies und große Künstler produzieren, als es den Priesterseminaren und Klöstern ein Leichtes wäre, der Welt alljährlich neue Heilige zu schenken.

Wir hoffen, daß diese unsere Darlegungen keinesfalls als Herabsetzung des Klerus aufgefaßt werden, sondern nur als ein Beitrag zur Besessenheit und zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele. Auch soll sich deshalb niemand vom Streben nach Vollkommenheit abhalten lassen. Es bleibt aber nach allen Erfahrungen als feststehend anzusehen, daß die Austreibung eines Dämons als ein geistiges Ringen aufzufassen ist, und wer die zum Siege erforderlichen moralischen Kräfte und Qualitäten nicht besitzt, unterliegt unbarmherzig in diesem Kampfe. Also könnte man unter Umständen Besessene gleichsam als Probiersteine für die innere Entwicklung anderer Menschen benützen! Christus und seine Apostel, viele Heilige der christlichen Kirche (aber dies sei ausdrücklich hervorgehoben, auch viele Heilige anderer Glaubensbekenntnisse) hatten und haben die Kraft, „böse Geister" zu bezwingen. Es genügte dazu von ihrer Seite oft ein einziges Wort, ja die bloße Anwesenheit und Ausstrahlung eines Heiligen ist, wie das Volk sagt, dem Teufel so zuwider, daß er weicht. So war es seit alten Zeiten, so ist es in der Gegenwart und so wird es wohl noch für geraume Zeit in der Zukunft bleiben. Wenn aber die Ausstrahlung eines Heiligen den Dämonen widerlich ist, so ist es auch denkbar, daß gewisse Kräuter und Steine Ausstrahlungen haben, die für Dämonen antipathisch sind. Darauf beruhen die Anwendungen von Räucherungen, Sympathiekuren, Amuletten gegen Besessenheit und dämonische Einflüsse. Wer die Odlehre Reichenbachs kennt, wird es auch für erklärlich finden, daß ein Heiliger sein Od auf ein Tuch, Stückchen Papier usw. überträgt und daß nun

dieser odgeladene Körper ebenfalls bei der Austreibung der Dämonen „Wunder“ wirken kann. Aus all dem ersehen wir, daß das Studium des Okkultismus dem Priester sowie dem Arzte sehr zu empfehlen wäre, damit beide die Gesetze kennen lernen, welche zur Bekämpfung der Besessenheit in Anwendung kommen sollten.

G. W. Surya.

Die Kraft böser Wünsche. Eine eifrige Leserin unseres Blattes schreibt uns aus Lofer (Herzogtum Salzburg) Nachstehendes: „Ich habe hier wieder ein Beispiel erlebt, welche unglaubliche Folgen eine Verwünschung nach sich ziehen kann. Ein junger, netter Mann hatte hier ein Liebesverhältnis, dem ein Kind entsprang. Das ist hier nichts Ungewöhnliches und in den seltensten Fällen folgt solch einem Verhältnis eine Heirat des Liebespaares nach. Männlein und Weiblein finden sich ruhig damit ab, befehden sich nicht und knüpfen neue Liebesbande an, wenn sich dazu eine Gelegenheit bietet. Auch den „ledigen Kindern“ geht es nicht schlecht, sie werden von den Zieheltern fast mehr geliebt wie ihre eigenen Kinder, und wenn auch für die Pflege nicht gezahlt wird, so werden die Kinder gleich gut gehalten. In dem in Rede stehenden Falle war die verlassene Geliebte eine Ausnahme. Der Mann zahlte zwar getreulich für das Kind und kümmerte sich sehr darum, zur Heirat jedoch entschloß er sich nicht. In seinen reiferen Jahren ging er nun eine Ehe mit einer etwas älteren, aber sehr braven Person ein. (Beide Leute kenne ich sehr gut.) Da verwünschte die frühere Geliebte das Ehepaar entsetzlich. Sie sagte, was für Krankheiten das Ehepaar und das eventuelle Kind bekommen mögen usw. Alles ist nun eingetroffen! Die Frau ist immer krank, kein Doktor vermag ihr zu helfen. Und auch das Kind ist immer krank und leidet genau an jenen Krankheiten, wie die Verwünschende es sagte. Die Leute ergaben sich in ihr unabänderliches Schicksal, da es gegen Verwünschungen (wenigstens nach hiesiger Auffassung) keine Mittel gibt. Nichtokkultisten glauben natürlich nicht daran, daß derlei möglich ist. Wer aber einmal etwas von der magischen Kraft des Wunsches weiß und das Leben aufmerksam betrachtet, der findet überall eine Bestätigung dafür, daß jeder Mensch mehr oder minder durch seinen Wunsch und Willen Magie betreiben kann. Leider ist es meist der Haß, der im Menschen magische Wunschkräfte auslöst, aber es wird hoffentlich für die Menschheit eine Zeit kommen, in welcher jeder einzelne sich bemüht, seinen Mitmenschen nur Gutes zu wünschen. Dann allerdings müßte die Erde im Vergleich zu heute ein Himmel werden. Vielleicht ist es Menschenlos, die gewaltigsten Kräfte (in uns und außer uns) erst von ihrer verheerenden Seite kennen zu lernen? Möge der moderne Okkultismus dazu beitragen, die Menschheit auf die schöpferische Kraft des Wunsches aufmerksam zu machen und gleichzeitig veredelnd auf sie einwirken.“

C. W.

Vereinsnachrichten.

Aufruf zur Gründung einer Hartmanngesellschaft.

Der Artikel im Juniheft „Manibus Hartmann“ brachte eine ziemliche Menge von Anfragen, Vorschlägen und Ergebnissen, über die seinerzeit berichtet werden wird. Als Hauptergebnis der vorläufigen Verhandlungen können wir verkünden, daß der Gedanke an eine Einigung und Zentralisation okkulter Bestrebungen auf fruchtbaren Boden gefallen ist und beschlossen wurde, eine Dr. Franz Hartmanngesellschaft zur Förderung okkulter Studien zu gründen. Diese soll eine tragfähige Grundlage für den Ausbau okkulter Bestrebungen werden. Ihr Ziel ist die Verwirklichung der in „Manibus Hartmann“ angedeuteten Ziele, insbesondere der Einigung und der Errichtung der „Hartmannbüchereien“. Bereits haben sich namhafte Gesinnungsgenossen gemeldet.

Sobald eine genügende Anzahl von Anmeldungen vorhanden ist, wird die Gesellschaft errichtet. Um den Geschäftsgang zu vereinfachen und Zeitvergeudung zu vermeiden, wurde der Verleger des Zentralblattes, Herr Max Altmann, ersucht, einstweilen die Anmeldungen entgegenzunehmen. Dazu erklärte er sich in liebenswürdigster Weise bereit. Daher richten wir an alle Okkultisten die Bitte, Anmeldungen zum Beitritt in die zu gründende Dr. Franz Hartmann-Gesellschaft, sowie etwaige Beiträge zur Errichtung und Ausstattung der Gesellschaft an den Verlag Max Altmann, Leipzig, Crusiusstr. 12 solange richten zu wollen, bis die Bildung eines vorbereitenden geschäftsführenden Ausschusses stattgefunden hat.

Simharajan.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

„Eppur si muove." Eine Sammlung neuester, authentischer Beweise des Weiterlebens nach dem Tode. Von M. Schrimpf. Leipzig, Verlag von Oswald Mutze. 1912. Preis Mk. 3.

Es war uns leider bisher wegen Raummangel unmöglich, unsere geschätzten Leser auf diese vorzügliche Schrift hinzuweisen. Sie enthält eigentlich mehr als der Titel verkündet, indem in derselben auch eine Menge anderer okkulter Begebenheiten, z. B. das „Wunder von Kraßnahorka" erzählt werden. Aber auch der Sammler von Spukgeschichten usw. wird bei der Lektüre dieses Buches auf seine Rechnung kommen. Man ersieht daraus wieder, wie verbreitet und zahlreich eigentlich okkulte Phänomene sind und wie dieselben in überwiegender Zahl von dem Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige Zeugnis ablegen. Manche der hier niedergelegten Tatsachen klingt zwar überaus wunderbar und romantisch, aber das Leben ist des öfteren erschütternder als ein Drama, und die Technik überflügelt gerade in unseren Tagen die kühnsten Träume früherer Phantasten. Warum also soll es auf okkultem Gebiete nicht Begebenheiten geben, die alles in Schatten stellen, was der Durchschnittsmensch sich nur denken kann? G. W. S.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie und Charakterbeurteilung. Von Elsbeth Ebertin. Preis 2 Mark. Verlag von Walter Markgraf, Breslau.

Elsbeth Ebertin, eine längst anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Handschriftendeutung, die mehrere erfolgreiche Werke verfaßte, u. a. die vielbesprochenen graphologischen Charakterstudien: „Wie die Männer und Frauen in der Liebe sind", die graphologischen Betrachtungen: „Handschriften der Verliebten" usw., tritt jetzt mit einem Praktischen Lehrbuch der Graphologie und Charakterbeurteilung an die Öffentlichkeit. Die Verfasserin gibt uns dadurch gewissermaßen einen Schlüssel in die Hand, um selbst in die Mysterien der Handschriftendeutungskunde einzudringen und die eigentümlichen Hieroglyphen unserer Zeit- und Weggenossen, unserer lieben Freunde und Bekannten zu entziffern und jedes Menschen Charakter zu erkennen.

Die Autorin hat mit diesem Buche ein Werk geschaffen, das in seinem Rahmen an Reichhaltigkeit des Schriftenmaterials alle bisher erschienenen graphologischen Broschüren übertrifft; denn es enthält außer einer Abhandlung über die Wissenschaftlichkeit der Graphologie und sechs umfangreichen Unterrichtsbriefen mit vielen Illustrationen aller möglichen Schriftarten auch noch eine Zusammenstellung von über 500 aus den Handschriften ersichtlichen Eigenschaften und Charakterzügen mit

Hinweisen auf die in zahlreichen Briefausschnitten enthaltenen speziellen Zeichen. Im angenehmsten Plauderton geschrieben, zeichnet sich dieses Lehrbuch auch durch eine vorzügliche Anordnung des darin enthaltenen Schriftmaterials, besonders durch Gegenüberstellung scharfer Kontraste aus, so daß selbst alle die, welche bisher noch keine Ahnung von der Graphologie hatten oder dieser Wissenschaft skeptisch gegenüberstanden, spielend leicht in das Gebiet der Handschriftendeutungskunst eingeweiht und von ihrem Werte überzeugt werden dürften.

Elsbeth Ebertin hat bereits in jedem ihrer Werke das Bestreben gezeigt, durch Veröffentlichung ihrer handschriftlichen Studien den Psychologen immer tiefere Einblicke in das Seelenleben der Menschen zu verschaffen und das Gebiet der Handschriftendeutungen durch neue Beispiele nachzuprüfen und zu bereichern.

Durch die Herausgebung dieses praktischen Lehrbuches aber dürfte sich endlich das verwirklichen, was einst Michon, einer der ersten Handschriftendeuter, prophetisch ausgesprochen hat:

„Eine nicht vervollkommnungsfähige Wissenschaft wäre überhaupt keine Wissenschaft; unsere zahlreichen Schüler werden eines Tages der Graphologie solch' reiche Entwicklung geben, wie ihr Entdecker selbst es nicht ahnte, als er ihre ersten Grundlagen schuf." — Möge die Graphologie als Mittel zur Charakterbeurteilung durch dieses neue Buch recht viele neue Schüler, Freunde und Anhänger finden.

Der billige Preis von 2 Mark ermöglicht jedem die Anschaffung.

Die Volksgesundheit in Gefahr! Herausgegeben von Oskar Mummert. Ein Mahnruf an alle ehrlichen Volksfreunde. I. Heft. Selbstverlag des Verfassers, Berlin-Oranienburg. Preis 20 Pfg. Zu beziehen durch den Verlag Lebenskunst—Heilkunst, Berlin, S.W. 11, Hallesche Straße 20.

Der Alarmruf, der in dem Titel des inhaltreichen, frisch geschriebenen Schriftchens sich ausspricht, erscheint nach seiner Durchsicht durchaus begründet. Weiten Kreisen der Öffentlichkeit dürfte es unbekannt und völlig überraschend sein, welch erbitterten Kampf seit Jahrzehnten eine große Volksbewegung für das Lebensinteresse der Volksgesundheit kämpft; für Gedanken, die heute, wie das Schriftchen zeugt, von den erleuchtetsten Hygienikern und Aerzten lebhafte Befürwortung finden. Die mit launigem Humor vorgetragenen geschichtlichen Tatsachen wirken zum Teil verblüffend. Es erscheint wirklich als eine Sache der breitesten Öffentlichkeit, die hier gebotenen historischen und wissenschaftlichen Belege kennen zu lernen. Die hohe Achtung vor dem Arztstande, die das ganze Büchlein durchweht, nimmt der Darstellung alle Schärfen, und eine temperamentvolle Schreibweise macht das Lesen zur genußreichen Unterhaltung. Der geringe Preis kann kaum die Druckkosten decken.

L'univers-organisme (Neo-monisme) par L. Bardonnet. 2 Bände. Verlag: Librairie générale et internationale G. Ficker, Paris, 6, Rue de Savoie. 1912. Erster Band 380 Seiten, zweiter Band 509 Seiten. Preis pro Band brosch. 10 Franken.

„Das Universum ist ein Organismus. Das ist alles." Dies sind die einleitenden Worte zu diesem umfangreichen Werke, in welchem der Verfasser mit großer Gelehrsamkeit seine Behauptung zu erweisen sucht. Soweit wär alles recht schön und gut. Die mechanistische Auffassung des Universums beginnt auch in unseren Tagen immer mehr und mehr an Glaubwürdigkeit zu verlieren, man wandelt wieder sichtlich auf Fechners Spuren und kommt zur Einsicht, daß im Universum andere Faktoren wie tote Materie und blinde Kraft walten. Ich selbst habe in meiner Schrift: „Okkulte Astrophysik" den Versuch gemacht, die Astronomie und Astrophysik der materialistischen Umklammerung zu entziehen. Dabei kam ich zu dem Schlusse, daß die alten Philosophen, welche im Universum einen belebten, aber

auch beseelten Organismus erblickten, der Wahrheit näher gekommen sein dürften als unsere modernen Gelehrten, die die Entstehung des ganzen Weltalls auf materialistischer Basis zu erklären suchen. Ich glaubte also in dem vorliegenden Werke Bardonnets eine weitere Stütze einer antimaterialistischen Auffassung des Weltgebäudes begrüßen zu können. Leider wurde ich diesbezüglich enttäuscht. Der gelehrte Verfasser sieht zwar ein, daß es nicht angeht, das Universum als einen Mechanismus hinzustellen, sondern er erblickt in ihm einen Organismus. Aber er versagt total, wenn es sich darum handelt, den Ursprung des Universums oder irgend eines Organismus einer Erklärung näher zu bringen. So sagt Bardonnet im zweiten Bande Seite 496 ausdrücklich: „Das Universum ist nicht Gott, noch das Werk eines Gottes. Es ist ein Organismus und lebt im Großen sein ungeheures organisches Leben, wie wir das unsrige im Kleinen tun, das heißt arbeitenderweise, durch Arbeit, durch Aktion und nicht durch die Tugend seiner Selbstbestimmung.

Wessen Gunst verdanken wir unser Sein? Der Gunst der ewigen Arbeit, welche sich in unseren Organen bemerkbar macht usw."

Also ein reiner „Energismus", da aber heute schon Materie und Energie vertauschbare Begriffe sind, auch ein verkappter Materialismus. Diese Art von Weltanschauung ist aber heute unhaltbar geworden. Es sei uns gestattet, hier Bardonnet auf einen ganz vorzüglichen Artikel des Professors der Botanik an der Universität Kiel: „Wichtige Probleme der Weltanschauung von J. Reinke" (erschien im Maiheft 1913 der „Deutschen Rundschau", Verlag Gebr. Paetel, Berlin, hinzuweisen. Professor Reinke sagt darin: „Es gehört zu den wichtigsten Problemen der Weltanschauung, ob wir in der Zielstrebigkeit der Entwicklung bei Lebewesen ein geistiges Prinzip anerkennen sollen, das den Stoff und die physischen Kräfte, die am Aufbau des Organismus beteiligt sind, beherrscht und durchdringt. Die Anhänger des Materialismus und verwandter Geistesrichtungen leugnen es kurzer Hand ab. Einige unter ihnen machen sich die Sache sehr leicht, wenn sie im Gegensatz zu K. E. v. Baer erklären: „Es gibt gar keine Ziele und Zwecke in der Natur, der Mensch bildet sie sich nur ein!" Es ist leicht diese Auffassung ad absurdum zu führen. Der Mensch mit Inbegriff seines Geistes ist nur ein Stück Natur. Wer aber möchte leugnen, daß jeder unserer Willensakte auf ein Ziel gerichtet ist, daß alle unsere Arbeit, sofern sie vernünftig ist, in der Zukunft gelegene Ziele verfolgt? Wird dies zugestanden, so können wir auch nicht umhin, Ziele und Zwecke in der Entwicklung unseres eigenen Körpers anzuerkennen, denn jedes unserer Organe, unser Auge, Ohr, Herz, Magen, Lunge usw., sind auf einen bestimmten Zweck eingestellt und ihre Entwicklung war auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Hier also handelt die Natur zielstrebig und zweckmäßig, wie der Mensch in jeder seiner Betätigungen, falls sie nicht sinnlos sind. Die zweckmäßigen Handlungen des Menschen sind aber ein Ausfluß seines Geistes, und nach der Analogie dazu wird uns die Deutung nahegelegt, daß auch die Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit im Bau und in der Entwicklung der Organismen analog zu denken ist dem Wirken des menschlichen Geistes, daß wir darin also das Walten eines geistigen Prinzipes der Natur zu erblicken haben."

Wer sich einmal zu dieser Erkenntnis aufgeschwungen hat, dem wird auch kein „Neomonismus" weismachen, daß irgend ein Organismus ohne ein schöpferisches geistiges Prinzip zustande kommen kann. Vielleicht kommt Herr Bardonnet in einigen Jahren selbst zu dieser Einsicht und arbeitet sein obengenanntes Werk dementsprechend um, dann allerdings würde es ein sehr wertvolles Buch werden. Jetzt macht es mir immer den Eindruck, daß Bardonnet auf halbem Wege stehen geblieben ist.

G. W. Surya.

Verantwortlich für Deutschland für den Inhalt der Zeitschrift: Max Altmann, Leipzig.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	Oktober 1913.	4. Heft.

Professor Reese, das „Phänomen“.

Von **G. W. Surya.**

Eine unsichtbare Hand scheint dafür zu sorgen, dass jetzt, speziell in Deutschland, im Laufe der letzten Jahre eine übersinnliche Sensation die andere ablöst. Kaum hatte die Wünschelrute ihren modernen Siegeslauf und Triumphzug angetreten, als auch schon ein anderes übersinnliches Phänomen, nämlich die Frage »Gibt es Hellseher?« durch den gerichtlichen Freispruch des Hellsehers Petzold in Bielefeld im bejahenden Sinne gelöst wurde. Petzold gab, wie erinnerlich, gleich im Gerichtssaal zwingende Proben seiner hellseherischen Begabung, und seitdem — dies sei nur nebenbei bemerkt — schweigen nicht nur seine Gegner, sondern sie weichen ihm auf der Gasse scheu aus. Petzold hat also über seine Gegner einen doppelten und andauernden Sieg errungen, und dieser Sieg Petzolds ist auch ein Sieg der modernen okkultistischen Bewegung. Deshalb sei auch an dieser Stelle Petzolds in anerkennender und ehrenvoller Weise gedacht. Denn eine einzige übersinnliche Tatsache, die einwandfrei und unwiderleglich festgestellt ist, genügt allein vollkommen, um die materialistische Weltanschauung zu stürzen.

Der Fall Petzold war jedoch noch nicht in Vergessenheit versunken — und wird es auch sobald nicht sein, da Petzold, wie uns berichtet wurde, fortlaufend Proben seiner hellsehenden Begabung gibt — als das große Publikum und mit ihm seine geistige Elitetruppe, das materialistische deutsche Professorentum, vor ein neues »Problem« gestellt wurde. Es sind dies die denkenden Pferde zu Elberfeld. Auch da holte sich die rationalistische Schulweisheit eine schwere Schlappe, indem sie zuerst versuchte, die denkenden Pferde zu Elberfeld als »Schwindel«, als »Trick« etc. hinzustellen. Aber mit dieser altbewährten Taktik hatten die Herren diesmal kein Glück. Das Problem der denkenden Pferde

zu Elberfeld steht fest und unerschüttert da, und an Stelle des einen »Klugen Hans« sind nun gleich 8 gelehrte Pferde getreten. Die Wissenschaft steht demnach vor einem »Massenphänomen«. Ein Platzregen von höchst unbequemen, leider Gottes nicht mehr hinweg zu leugnenden okkultistischen Tatsachen ist also auf die sonst gewiß ehrsamen Vertreter der materialistischen Schulweisheit niedergegangen.

Gegen Platzregen, selbst gegen Wolkenbrüche kann man eventuell unter einem schützenden Dache Zuflucht finden, aber gegen einen Dammriß, dessen ungestüme Fluten alles hinwegreißen, was sich ihnen entgegenstellt, gibt es keine Rettung mehr. Solch ein Dammriß ist nun für die materialistische Schulweisheit und deren Anhänger und Nachbeter in unerbittlicher Form gekommen, er heisst »Professor Reese«. Und sowie heute jeder Professor der Mathematik und Physik ungehört bliebe, der jetzt noch, angesichts der lenkbaren Luftschiffe und dynamischen Flugmaschinen, den »mathematisch-physikalischen Beweis« erbringen wollte, dass das Problem der Luftschiffahrt unlösbar sei, ebenso mögen nun alle deutschen Professoren materialistischer Richtung von Haeckel bis Forel ihre Weisheit in aller Stille und schleunigst einpacken, denn angesichts der phänomenalen Leistungen des Hellsehers Professor Reese weiß nun in ganz Deutschland jedermann, der irgend eine größere Tageszeitung liest, dass es tatsächlich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt.

Das Erfreulichste an dem »Fall Reese« ist aber das Verhalten der großen deutschen Tagesblätter, die nun, ganz einerlei, wie die offiziellen Vertreter der Schulweisheit sich zu dem Phänomen Reese verhalten werden, in offener und ehrlicher Weise das Tatsachenmaterial des Falles Reese — und zwar ohne herabsetzende, zweifelnde Bemerkungen, wie es sonst bei solchen Anlässen üblich war — dem deutschen Volke darbieten. Das heißt einfach, daß sogar die Tagespresse, bisher mit geringen Ausnahmen der beste Bundesgenosse des materialistischen Professorentums, nun über dieses kühn hinwegschreitend zum Herold*) einer höheren Weltanschauung geworden ist. Allerdings, nachdem schon längst vorher im weiten deutschen Reich selbständige Denker die Unhaltbarkeit und Hohlheit der materialistisch-monistischen Weltanschauung klar erkannt haben, wendet sich nun auch die Tagespresse — vor Torschluß — überzeugt durch Reeses phänomenale Leistungen vom Materialismus ab. Bald also wird es den deutschen materialistischen Professoren so gehen wie den meisten Geistlichen unserer Tage — sie werden vor leeren Bänken predigen! Und Haeckels »Welträtsel« sind Makulatur geworden, denn mitten in Deutschland gibt Professor Reese tagtäglich die schla-

*) Vielleicht nicht so sehr aus Idealismus, sondern aus taktischen Gründen. Unhaltbare Positionen rechtzeitig zu räumen, zeugt von Feldherrntalent und ermöglicht, einen geordneten Rückzug anzutreten! Die Tagespresse handelt also sichtlich klüger wie die offizielle Schulweisheit.

gendsten Proben dafür, daß ein Hellsehen in Raum und Zeit Tatsache ist. Der transzendentale Idealismus, die metaphysische Weltanschauung, der Experimentalokkultismus stehen nun abermals glänzend gerechtfertigt und unerschütterlich da.

Ein einziger phänomenal begabter Mensch genügte also, das ganze Gewebe der materialistisch-monistischen Philosophie zu zerreißen. Was der kühne und zähe Graf Zeppelin für die Luftschiffahrt, das ist Professor Reese für eine höhere Weltanschauung, ein Bahnbrecher, ein Heros, ein Markstein eines neuen Zeitalters! An solch einem Markstein kann aber auch die offizielle Wissenschaft nicht mehr ignorierend vorbeigehen. Und darin liegt für uns Okkultisten das Wichtige des Falles Reese.

Nach diesen Vorbemerkungen, deren Länge der geduldige Leser entschuldigen möge, die uns aber unwillkürlich und unwiderstehlich in die Feder flossen, wollen wir uns nun mit Prof. Reese und seiner außergewöhnlichen Begabung selbst eingehender befassen. Zuerst einiges über die Persönlichkeit Reeses. Alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß Prof. Reese weder einem »Professor« noch einem »Mystiker« ähnlich sieht. Er ist vielmehr ein älterer, kleiner, untersetzter Herr mit mächtigem, viereckigem Schädel, der nahezu ganz kahl ist. Nichts ist an dem Mann Auffallendes, er sieht durchaus »materiell« aus. Die kleine Stumpfnase, der fleischige Nacken geben seinem Gesichte eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Bulldogge. Daher halten ihn Leute, die ihn zuerst sehen, weit eher für einen reichgewordenen Viehhändler als für einen Professor oder Wundermann.

Und doch hat es Gott gefallen, diese unscheinbare Persönlichkeit mit so großen mystischen Kräften auszustatten, wie dies vielleicht seit Swedenborg und Zschokke nicht mehr der Fall war.

Reese ist in Posen geboren, dort betrieb sein Vater einen kleinen Kramladen. Schon als Kind zeigten sich bei Reese seine phänomenalen Anlagen. Sie setzten die biederen Bewohner seines Heimatsortes derartig in Schrecken, daß sie den Laden seines Vaters mieden und diesen auf diese Weise zwangen, den Sohn aus dem Hause zu entfernen und anderweitig in Pension zu geben. Ein Kind, dessem hellsehenden Auge nahezu nichts verborgen blieb, solch einen Jungen hielten die Leute natürlich für einen Hexenmeister oder gar für den Teufel selbst.

So unerfreulich also das Debut Reeses war, ebenso glänzend entwickelte sich seine spätere Laufbahn. Er wurde mehrmals vom russischen Zaren empfangen und — wahrscheinlich nicht umsonst — von diesem reichlichst beschenkt.

Aber auch der König von England, der König von Siam, der deutsche Kaiser und der frühere Präsident der französischen Republik, Felix Faure, empfingen Reese sehr gnädig. Von Felix Faure trägt Reese einen großen Brillantring am Finger.

Die amerikanischen Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über Reeses Sitzungen mit den Goulds, Astors, Vanderbilts, Rockefellers usw. Aber auch Männer der exakten Wissenschaft wie Professor Slaby, der Münchner Psychiater Dr. Freiherr von Schrenk-Notzing, Edison, der berühmte französische Nervenarzt Charcot haben mit Reese experimentiert, und um nur gleich ein Beispiel zu geben, welchen Eindruck die Begabung Reeses auf solche Männer gemacht hat, sei Folgendes erwähnt. Charcot teilte dem Berichterstatter einer angesehenen französischen Zeitung mit: »es hätte ihn kalt und heiß überlaufen — jeder Schwindel sei ausgeschlossen — mit einem rätselhaften Phänomen habe man es hier zu tun.« Desto wunderlicher ist es, daß sich der deutsche Professor Dr. Dessoir gegen Reese ausgesprochen hat. Der Objektivität halber führen wir dies hier ausdrücklich an. Indessen ist das Tatsachenmaterial, welches zugunsten Reeses spricht, ein derartig erdrückendes und großartiges, daß wir nur annehmen können, Reese sei vielleicht an dem Tag, wo er mit Prof. Dessoir experimentierte, indisponiert gewesen, daher habe wahrscheinlich Prof. Dessoir nur matte oder negative Leistungen konstatieren können.

Und nun einige Beispiele, aus welchen ersichtlich ist, was Reese leistet. Felix Holländer, Schauspiel-Intendant des Frankfurter Theaters, hat darüber im Berliner Tageblatt v. 31. Juli 1913 (Abendausgabe) sehr eingehend berichtet. Er traf Ende Juni 1913 im Sanatorium des Doktors Apolant in Kissingen zur Kur ein und lernte dort Reese persönlich kennen. Noch ehe er diesen daselbst sprechen konnte, erfuhr er sowohl von Doktor Apolant als auch anderen, die bereits mit Reese verkehrt hatten, die tollsten Sachen. Da ist vor allem Dr. Löwenfeld, der Direktor der Hamburger Oper und seine Frau, die genügende Beweise von der Seherkraft Reeses erhielten. Deren Konferenz mit Reese verlief wie folgt: Professor Reese verließ zuerst das Zimmer, indem er Frau Löwenfeld ersuchte, den Mädchennamen ihrer Mutter, den keine Seele im Hause kannte, auf einen Zettel zu notieren. Herrn Dr. Löwenfeld bat er, den Namen eines längst verstorbenen Schullehrers aufzuschreiben. Auf einen dritten Papierstreifen sollte Dr. Löwenfeld den Namen jenes Geistlichen aufschreiben, der ihn und seine Frau getraut hatte. Daraufhin musste Dr. Löwenfeld auf diesem Blatte bekennen, daß ihm dies unmöglich sei, da er nur standesamtlich getraut worden sei. Wie Reese gewünscht hatte, wurden nun die gefalteten Zettel in verschiedene Schubladen deponiert. Jetzt wurde Reese wieder ins Zimmer gerufen. Weder Herr noch Frau Dr. Löwenfeld wussten, welche Fragen die durcheinander geworfenen Papierstreifen enthielten.

Reese sagte nun zu Frau Dr. Löwenfeld: »Nehmen Sie den Zettel aus dieser Lade heraus und legen Sie ihn an meine Stirn. So!«

Ein Augenblick vergeht — und Frau Dr. Löwenfeld fühlt einen elektrischen Strom, der von seiner Stirne bis zu ihrem Ellbogen dringt

— und dann — dann nennt er zu ihrem Entsetzen den Namen des verstorbenen Lehrers — und weiter, den Tatsachen absolut entsprechend — beantwortet er die beiden anderen Fragen. Frau Dr. Löwenfeld bekommt nun ein nervöses Zittern.

»Was sehen Sie hier an meinem Halse,« fragt er die Dame und weist auf eine winzige, kleine Stelle hin.

»Einen Leberflecken!«

»Richtig! Und den nämlichen haben Sie auf Ihrer linken Hüfte.«

Den Hamburger Theaterdirektor und seine Gattin überläuft es. Durch Kasten und Kleider, bis auf die Haut und Knochen sieht der kleine, fleischige Mann. »Da gibt es kein Wenn und Aber« sagt Dr. Löwenfeld zu Holländer, »was wir soeben erlebt haben, spottet jeder Beschreibung und kann einen dazu bringen, seine ganze Weltanschauung über den Haufen zu werfen.«

Dr. Apolant, der Leiter des Sanatoriums, fügt hinzu: »Von einem Schwindel kann keine Rede sein. Rätselhafte Vorgänge, für die wir keine Erklärung haben!« Und dann erzählte Dr. Apolant, Prof. Reese habe ihm bei seinem ersten Besuch umschnüffelt, so wie es ein Jagdhund dem Wilde gegenüber tut; er sei im Kreise um Dr. Apolant herumgegangen und habe ihm dann erklärt, er könne ihm sein ganzes Leben enthüllen. Er habe aber dankend abgelehnt. Aber jene Fälle, die er hier im Sanatorium erlebt habe, seien einfach verblüffend.

Und so geht es weiter. Abends ist eine Gesellschaft im Billardzimmer des Sanatoriums versammelt. Man erzählte sich seine Erlebnisse mit Reese. Ein Herr weiß Folgendes zu berichten:

»Als er mir die seltsamsten Dinge gesagt hatte, erklärte ich ihm, alles sei gewiß sonderbar, und dennoch muß es dafür eine natürliche Erklärung geben. Vielleicht besitzen Sie Röntgenaugen, mit denen Sie alles Materielle durchleuchten können?«

Daraufhin sah mich Prof. Reese einen Moment durchdringend an, ehe er ganz ruhig erwiderte: »Nun werde ich Ihnen eine Pille drehen, an der Sie eine gute Weile kauen sollen. Vor fünfzehn Jahren, in dem und dem Monat, an dem und dem Tage, sind Sie wegen Körperverletzung zu vierhundert Mark Strafe verurteilt worden. Bei der Verlesung des Urteils warnte Sie der Richter und fügte hinzu, daß Sie im Wiederholungsfalle unbedingt mit Gefängnis bestraft werden würden.«

»Meine Herren, als mir der Mann das gesagt hatte, war ich am Ende. Es stimmte auf Tag und Stunde. Ich habe vor fünfzehn Jahren einen Menschen wegen einer antisemitischen Pöbelei geohrfeigt und ihm dabei das Gehör verletzt. Ich kam vor Gericht. Der Ausgang des Prozesses hatte den genannten Verlauf. Ich habe seit der Zeit mit keinem Menschen über diesen Vorgang gesprochen — nicht einmal mit meiner Frau, mit der ich seit sechs Jahren verheiratet bin.«

Aber Professor Reese scheint auch die Gabe zu haben in die Zukunft zu blicken!

Da ist ein bekannter Sportsmann im Sanatorium, der hatte vor einiger Zeit Reese konsultiert, welches seiner Pferde das nächste Rennen machen würde. »Führen Sie mich in den Stall« hatte Reese erwidert und dort das betreffende Pferd bezeichnet. Der Sportsmann hatte hell aufgelacht. »Sie haben richtig meinen schlechtesten Gaul erwischt.« — »Bedauere, dieser macht das Rennen.« — Und in der Tat, er hat es gemacht.

Begreiflich, daß das ganze Sanatorium in hellem Aufruhr ist, begreiflich, daß Dr. Apolant alle Insassen seines Sanatoriums ersucht, von einer Berührung mit Reese abzusehen. Aber die menschliche Wißbegierde und Neugierde ist stärker. Reese wird weiter konsultiert und junge Amerikanerinnen verlassen mit hochroten Gesichtern sein Zimmer! — Reese ist übrigens mit seiner kranken Frau nach Kissingen gekommen, daher sein dortiger längerer Aufenthalt im Sanatorium des Dr. Apolant eine ganz einfache und wohlbegründete Erklärung findet.

So vergeht natürlich fast kein Tag, wo nicht irgend eine besondere Leistung Reeses die Patienten des Sanatoriums in erhöhte Bewunderung versetzt. So z. B. zeigte Prof. Reese seinen Bekannten im Sanatorium einen Scheck im Betrage von zweitausendfünfhundert Mark, welchen er von einer der größten Handelsgesellschaften der Welt als Honorar für seine Bemühungen erhalten hatte. Diesen Scheck verdiente er sich gelegentlich seines letzten Berliner Aufenthaltes daselbst.

Die erwähnte große Firma konnte nämlich trotz eifrigen Nachforschens absolut nicht hinter eine falsche Buchung eines betrügerischen Beamten kommen. Da ließ man Reese, von dessen Leistungen man gehört hatte, kommen. Er begehrte als Honorar fünf Prozent der veruntreuten Summe. Dies wurde ihm zugestanden, und nun schlug er ohne viel herumzusuchen jene Seite im Buche auf, die die betrügerische Eintragung enthielt.

Auch Herr Felix Holländer überzeugte sich bald von der wunderbaren Begabung Reeses. Es waren aber meist Dinge höchst persönlicher Natur, um die es sich dabei handelte, weshalb es Holländer vorzog, dieselben nicht einmal anzudeuten. Zuerst wurde wieder mit Zetteln gearbeitet, ähnlich wie bereits eingangs beim Falle des Dr. Löwenfeld geschildert. Reese erriet alles prompt; ja er gab Holländer auch Prophezeiungen für dessen Zukunft.

Interessant ist für uns Okkultisten auch die nachstehende Aufzeichnung Holländers, wie Reese arbeitete:

»Ich zog auf seine Aufforderung einen Zettel aus irgend einer Tasche und legte ihn an seine Schläfe.

Ich sah in seine großen, grauen, hellen Augen, die nach Urteil mancher Leute unseres Sanatoriums im regulären Zustande etwas Trübes,

Milchiges hatten und sich jetzt weiteten, einen seltsamen Glanz erhielten, strahlend und durchsichtig wurden. Ich fühlte bei der Berührung mit seiner Schläfe elektrische Zuckungen in meinem Körper, ich fühlte, wie es hinter seiner mächtigen Stirne arbeitete; ich vernahm ganz deutlich leise, surrende Geräusche, die aus dem Inneren seines Schädels zu mir drangen. Und nun beantwortete er wie ein mit höchster Präzision arbeitender Mechanismus alle meine Fragen.«

Natürlich versäumte Holländer nicht, Reese zu interpellieren, ob er wisse, wie in seinem Inneren eine Antwort auf bestimmte Fragen zu Stande käme und ob er die Vorgänge kenne, die sich während seiner Arbeit in seinem Inneren abspielen.«

Reese antwortete darauf: »Davon wissen Sie genau so viel wie ich. Gar nichts vermag ich darüber zu sagen — höchstens, daß ich in eine starke Erregung gerate und jedesmal hinter meiner Stirne ein regelmäßiges Geräusch, dem Ticktack einer Taschenuhr vergleichbar, vernehme.«

»Wissen Sie über Ihr eigenes Dasein etwas?« fragte Holländer weiter.

»Nicht das mindeste, mein Herr! Ueber mich und meine Familie bin ich völlig im dunkeln.*) Wie von einer inneren Gewalt getrieben, muß ich plötzlich die furchtbarsten Dinge aussprechen.«

»Gibt es außer Ihnen noch Menschen mit den gleichen Fähigkeiten,« war die nächste Frage Holländers.

Reese antwortete darauf, daß er nur ein einziges Mal in seinem Leben in den Vereinigten Staaten eine elfjährige Indierin entdeckte, die Unerhörtes leistete. Er wollte mit dem Kinde zusammen arbeiten. Er bot den Eltern der Kleinen vierzig Dollar die Woche bis an ihr Lebensende. Sie schlugen dies Angebot aus, hatten einen enormen Zulauf, tranken jedoch von früh bis spät Whisky und vergifteten mit dem Zeug auch die kleine Hellseherin, die bald darauf starb.

»Das Kind war ein Wunder,« sagte Reese, »vielleicht hätte ich mit ihm zusammen unausdenkbare Dinge geleistet.«

Dann kam Holländer auf Swedenborg zu sprechen. Bei diesem Namen ging ein Ruck durch Reeses Körper. »Swedenborg«, sagte er, »hat seine Gabe auf den Reb Kifa Eiga übertragen, und Reb Kifa Eiga übertrug sie auf mich.« — Ueber diesen Reb Kifa Eiga versprach Holländer später einmal Näheres zu erzählen. Wir sind natürlich gespannt darauf und werden darüber auch unseren Lesern berichten.

Sicher ist, daß durch Reese die Frage des räumlichen und zeitlichen Hellsehens neu aufgerollt wurde. Und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch, experimentell und überzeugend. Mitunter natürlich mag seine Gabe für gewisse Leute verhängnisvoll sein. So erzählte er Holländer, daß er irgendwo die Bekanntschaft eines alten Ehepaares aus

*) Dies erinnert uns an Zanoni.

Frankfurt am Main gemacht habe. »Die Leute erzählten mir, daß in dem Juwelengeschäft ihres Sohnes in letzter Zeit unerhörte Diebstähle vorgekommen seien, ohne daß es gelungen sei, die Diebe zu fassen. Ich sagte den alten Leuten auf den Kopf, daß niemand anders als ihre Schwiegertochter die Diebin sei, die obendrein ihrem Manne Hörner aufsetze und mit ihrem Liebhaber das Geld durchbringe.«

Natürlich sind diese Proben der Begabung Reeses nur ein kleiner Teil dessen, was er tatsächlich geleistet hat. Sie genügen aber für den Einsichtigen vollkommen. Und wir sind einer Meinung mit Prof. Dr. Freiherrn von Schrenk-Notzing (München), »daß schließlich hundert gelungene Versuche nichts anders beweisen können als vier sorgfältig angestellte Experimente; so ist man wohl berechtigt, den Bericht einer solchen Sitzung (mit Reese) als wertvolles Beweisstück zu betrachten für die Existenz in uns schlummernder unbekannter, okkulter seelischer Kräfte.«

»Angesichts der umstürzenden Bedeutung dieser Phänomene für eine rein mechanistische Auffassung der psychischen Vorgänge wird die erkenntnistheoretische Grundlage unserer Lehre von den Sinnesorganen einer Revision unterzogen werden müssen.«

Dies ist nur eine feine Umschreibung dessen, was wir in der Einleitung dieses Artikels mit kräftigeren und populäreren Worten ausgedrückt haben. Aber gewisse Kreise hören bekanntlich sehr schwer, und da ist es gut, hin und wieder seine Gedanken nicht allzu leise auszusprechen.

Beruhigt können jedoch wir Okkultisten in die Zukunft sehen. Jedes Jahr, ja jeder Tag bringt uns neues beweiskräftiges, unumstößliches Tatsachenmaterial für die Richtigkeit unserer Weltanschauung. «Der Sieg der Wahrheit ist am Ende gewiß,« sagt ein alter Spruch, und es ist für uns eine Lust und Freude, die Bewahrheitung dieses Spruches miterleben zu dürfen; zugleich ein neuer Ansporn, für die Anerkennung einer transzendentalen Weltanschauung mutig und zähe weiterzukämpfen.

War es ein Geist?

Eine wahre Begebenheit von **A. v. Ulrich.**

Die Geschichte, die hier niedergeschrieben wird, ist sehr alt. Ich bin jetzt eine alte Frau und damals war ich, was man gemeinhin ein Backfischchen nennt. Es war so ungefähr in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und die Welt wußte noch nichts von Spiritismus, Materialisationen usw. In Amerika fing das Tischrücken wohl schon ganz bescheiden an, aber nach Europa kam die Kunde davon nur erst ganz allmählich; das macht meine einfache Geschichte um so sonderbarer.

Wir waren drei Schwestern, alle drei recht hübsch, und ich war die jüngste, die noch nicht wert gehalten wurde in Liebessachen eine Meinung zu haben, und meine Meinung darüber war auch noch sehr unklar.

In dem Ulanenregiment, das in unserer Stadt quartierte, hatten wir einen Vetter, der einige seiner Kameraden bei uns einführte. Unter denselben befand sich ein junger Kornet von ausnehmender Schönheit. Eine Dame sagte mir von ihm, es sei polizeiwidrig, daß ein Mann so schön sein dürfe. Dieser junge Mann, Oskar S. mit Namen, kam öfters in unser Haus, aber zeichnete keine von uns besonders aus, er plauderte gleich gerne mit uns dreien. Nur ein einziges Mal schien er mir mehr Aufmerksamkeit zu widmen, das war bei Gelegenheit der Hochzeit einer Freundin. Ich war mit den Schwestern zusammen Brautschwester und er mit anderen Offizieren Brautführer. Es war Sitte, daß diese Männlein und Weiblein paarweise sich zusammentaten und jeder der Herren der ihm zufallenden Dame einen Strauß darreichte.

Mein Partner war bei dieser Gelegenheit der schöne Oskar S. und mein Blumenstrauß der prächtigste von allen, so schön, daß ich gerne ein Andenken dieser ersten Huldigung bewahren wollte und eines der Zweiglein einzupflanzen gedachte. Es quälte mich aber der Zweifel, ob er wohl Wurzel fassen wollte. Als ich es meinem Partner mitteilte, wählte er selber ein Lorbeerreis aus und bat mich, es auf sein Glück hin einzupflanzen. »Sein Gedeihen soll Ihnen Nachricht von mir geben, wenn ich fern sein werde.«

Das Pflänzlein gedieh prächtig. Das war im Januar oder Februar, im Oktober nahm unser öfteres Beisammensein ein plötzliches Ende. Es wurde von einem möglichen Kriege mit einem Nachbarstaate geredet und einige Truppen an die Grenze gesendet; auch das Ulanenregiment unseres jungen Freundes erhielt plötzlich diese Bestimmung. Am Tage vor dem Ausmarsche kam er, um Abschied zu nehmen. Meine Schwester setzte sich ans Klavier und sang im Scherze ein Lied, in dem die Worte sich wiederholten: »O bleibe hier, geh' nicht von mir.« Und Oskar stellte sich zum Scheine sehr gerührt und zog sein Taschentuch, um im Scherze zu weinen. Doch wie erstaunte ich, als ich wirkliche, wahrhaftige Tränen in seinen Augen sah, wie er das Tuch entfernte. Ich schrieb dieselben einem tieferen Gefühle für die singende Schwester zu; doch als wir bald darauf einen Augenblick allein waren, ergriff er meine Hand und schaute mir tief ins Auge, als er sagte:

»Ich gehe nun in den Krieg, doch merken Sie sich wohl diesen Tag, denn nach einem Jahre kehre ich wieder.«

»Ja, wenn dann der Krieg beendet ist und Sie gesund heimkehren?«

»Nein, ich komme ganz sicher, ob tot, ob lebend, und lege Ihnen meine Lorbeeren zu Füßen.«

Und als er sich von den übrigen verabschiedet hatte, flüsterte er mir noch einmal zu: »Tot oder lebend lege ich Ihnen meine Lorbeeren zu Füßen.«

Er sagte es mit so ernster Stimme, daß die Worte einen großen Eindruck auf mich machten. Oft mußte ich an dieselben denken und ich notierte mir sorgfältig den Tag, an dem er wiederkehren sollte.

Zum Kriege kam es damals nicht, doch als der Frühling ins Land trat, kam eine traurige Nachricht zu uns: Der schöne, junge Ulan war ganz plötzlich an einer Lungenentzündung, die er sich am Ostertage zugezogen, gestorben. Die Witterung war an dem Tage besonders rauh gewesen; er hatte in der leichten Uniform ohne Mantel dem Gottesdienste beiwohnen müssen und darauf Besuche abgestattet, ohne zu Hause einzutreten, um sich den Mantel zu holen.

Ich kann nicht sagen, daß ich tief betrübt war, es tat mir nur leid, daß so große Schönheit so unrühmlich heimgegangen war. Einen Monat lang bedauerte ich es und vergaß dann vollständig den jungen Mann. Oder vielmehr, ich hätte ihn vergessen, wäre das Lorbeerbäumchen nicht gewesen, das wir zusammen gepflanzt hatten. Wenn ich meine Blumen begoß, wurde es mir jedesmal wehmütig zu Mute, wenn ich das schöne Gedeihen des Bäumchens sah. »Er ist nicht mehr der Geber, dieses Reis scheint seit seinem Tode doppelt herrlich zu gedeihen und es war doch auf sein Glück gepflanzt. Das Bäumchen lügt, dachte ich, es ist doch kein Glück im Grabe zu liegen. Es hätte bei seinem Tode doch verdorren müssen.«

So erschien endlich der Herbsttag, an dem er geschieden und den ich mir sorgfältig gemerkt hatte. Ich war damals schon ziemlich ungläubig und sehr gespannt darauf, ob der Verstorbene sein Versprechen erfüllen würde. Es war gerade ein Sonntag, die Magd war beurlaubt worden und wir alle sollten den Abend bei Freunden verbringen, zu denen ich nicht besonders gerne ging; ich bat und quälte deshalb so lange, bis mir gestattet wurde zu Hause zu bleiben. So war ich denn ganz allein in der Wohnung, begierig zu erfahren, was nun geschehen würde. Vorerst geschah gar nichts, ich las ruhig bis die Zeiger der Uhr sich der Mitternacht näherten. Ich wußte, das war die Geisterstunde, und es fing an in mir nicht ganz geheuer zu werden. Ich betrachtete das Bett als sichere Freistatt, wo mir nichts begegnen könnte; da war ja die Bettdecke bei der Hand, um sie über den Kopf zu ziehen und nichts zu hören und zu sehen. Ich entkleidete mich, legte mich ins Bett und stellte das Licht auf den Nachttisch. Das Buch, dessen Lektüre ich dieser Prozedur halber unterbrochen, nahm ich wieder zur Hand und vertiefte mich so sehr darin, daß ich vollständig vergaß, weshalb ich zu Hause geblieben war.

Da plötzlich wurde ich an diesen Zweck gemahnt, als die Uhr im Speisezimmer zwölf schlug. Der letzte Ton war noch nicht verhallt, als ein starkes Geräusch entstand, mir schien es ein Donnerschlag; zugleich fuhr es eiskalt über mich her und das Licht neben mir verlöschte. Natürlich griff ich sofort nach der schützenden Bettdecke, aber als darauf alles still blieb, steckte ich den Kopf wieder vor und entzündete das Licht. Alles war ruhig, nur der eisige Luftzug war geblieben. Trotz meinen fünfzehn Jahren war ich sehr skeptisch und glaubte schon an sehr weniges.

Hätte ich fest an Geistererscheinungen geglaubt, wäre ich wohl schwerlich so allein geblieben; ich tat es nur, weil ich es dem schönen Jüngling versprochen hatte, ihn an diesem Tage zu erwarten, und ein Versprechen muß man immer halten, selbst wenn es dabei etwas gruselich hergehen sollte. Deshalb verließ ich auch den Schutz meiner Bettdecke, um die physische Ursache des Luftzuges zu entdecken. Und die war rasch gefunden, als ich ans Fenster trat.

Es war spät im Herbste, Ende Oktober, und die doppelten Fenster waren schon eingesetzt, um vor der Kälte zu schützen; doch befand sich in jedem Zimmer eine zu öffnende Scheibe, Luftfenster genannt. Dieses Luftfenster war durch einen plötzlichen Windstoß geöffnet worden, und das hatte die Kälte erzeugt und wohl auch das Verlöschen des Lichtes. Doch sonderbar genug öffnete sich das äußere Fenster nach außen, während das innere sich nach innen zu auftat. Ich habe nie verstehen können, wie es einem Windstoße gelingen kann, auf zwei Seiten hin zugleich zu wirken. Der Wind hätte doch das äußere Fenster nur stärker an den Rahmen drücken können oder lange damit klappern, ehe er den Griff aus seiner Lage riß. Dazu kam noch, daß kein Windhauch zu spüren war. Die Nacht war sternklar, kalt und vollständig windstill. Als ich alles das festgestellt hatte, wollte ich das Fenster schließen. Das ging aber gar nicht so leicht, denn das ganze Fensterbrett war mit Blumentöpfen angefüllt, die durch das plötzliche Aufreißen der Scheibe in die verschiedensten, sonderbarsten Lagen und Stellungen gebracht waren, die sogar dem Schwerpunkte zu spotten schienen. Doch Gott sei Dank, keines meiner Lieblinge war beschädigt. Doch nein! mein Fuß stieß an etwas neben dem Fenster. Rasch holte ich das Licht, da lag es zu meinen Füßen, das traurige Lorbeerbäumchen. »Tot oder lebend komme ich an diesem Tage und lege Ihnen meine Lorbeeren zu Füßen«, hatte er gesagt, und er hatte Wort gehalten. Neue Lorbeeren hatte er sich nicht erworben, aber das vorhandene lag zu meinen Füßen.

War es ein Geist, der das getan? fragte ich mich. Die Umstände waren wirklich so sonderbar zutreffend und so wenig mechanisch erklärbar. Warum gerade an diesem Tage vor allen andern? Warum zerbrach nur der eine Blumentopf, während alle anderen sich wie verzweifelt im Gleichgewicht hielten? Warum geschah ein Windstoß, der so stark war, daß er zugleich nach zwei entgegengesetzten Richtungen wirkte, in einer windstillen Nacht? Warum dies alles gerade um Mitternacht? Auf alle diese Fragen schien mir nur eine Antwort möglich: der schöne Oskar hat Wort gehalten.

War es sein Geist, der dabei tätig war, oder hatte er beim Hinscheiden so stark an sein Versprechen gedacht, daß diese Gedankenform zur gegebenen Zeit richtig wirkte; das ist eine andere schwer zu entscheidende Frage. Doch in beiden Fällen bleibt es die erste okkulte Begebenheit meiner Jugend. A. von Ulrich.

Entlarvte Medien.

Von **Prof. Willy Reichel, Los Angeles, Calif.**

Don Felipe J. Alvarado, Finanzminister von Costa-Rica (»Psych. Stud.,« April 1911 S. 207) war nach New-York gekommen, um einige geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen und besonders, wenn möglich, spiritistischen Sitzungen beizuwohnen. Um mich für seine uns erwiesenen Liebenswürdigkeiten in Costa-Rica möglichst zu revanchieren — ich fuhr Oktober 1910 dorthin, um Ofélia Corralès zu untersuchen — tat ich alles, um Sitzungen zustande zu bringen, was nicht leicht war, denn fast allen öffentlichen Medien war im letzten Winter das Handwerk durch die Polizei gelegt worden, bis auf Mrs. Williams, 305 W. 137. str., die sie in Ruhe gelassen hatte, da sie sich als Lehrerin auf psychischem Gebiet ausgab.

Meine erste Bekanntschaft mit diesem Medium machte ich durch das Buch von Florence Marryat.[1]) Später las ich den Artikel von Herrmann Handrich über sie.[2]) Dann aber geschahen die häßlichen Entlarvungen in Paris.[3]) Mrs. Williams behauptet noch heute, daß die Paraphernalien, die damals in ihrem Kabinett gefunden wurden, von außen hineingeworfen worden seien. Da ich nicht dabei war, habe ich kein Urteil.[4])

Da mir aber von zwei Herren, deren Urteil ich trauen konnte, diese Mrs. Williams als durchaus ansehenswert empfohlen wurde und mir keine andere Wahl blieb, so verabredete ich eine Sitzung mit ihr. Bevor ich auf diese Sitzungen eingehe, möchte ich an Dr. med. Freudenbergs Worte erinnern (»Uebersinnl. Welt,« 1909, S. 91): »Nichts schädigt das Ansehen des Okkultismus nach außen hin mehr, als Zänkereien persönlicher Art. Die wahre Wissenschaft kennt keinen Streit, sondern nur einen Meinungsaustausch, der noch so sehr zu Gegensätzlichkeiten führen kann, aber in den Grenzen der Sachlichkeit gehalten, sich nie zu einer Kränkung des Vertreters einer abweichenden Meinung auswachsen darf.« — Herr A. Kaindl wird es mir deshalb nicht übel nehmen, daß ich mich seiner Meinung (»Psych. Stud.« 1911, S. 114) nicht anschließen kann, wenn er schreibt: »Mit Leuten, die des bewußten Betruges einmal überwiesen sind, braucht sich die psychische Forschung nicht mehr zu befassen;« und: »Man soll uns mit der albernen Hypothese von Lügengeistern verschonen.«

Anmerkung: Dr. Bormann, München, hat einen Auszug dieses Artikels in »Uebers. Welt,« Juliheft, gebracht.

1) »Es gibt keinen Tod«, Leipzig, A. H. Payne, S. 279.

2) »Psychische Studien«, Leipzig, 1892, S. 334.

3) dto. 1894, S. 602. »Light,« London 3. u. 10. Nov., 1894. »Uebers. Welt«, 1895, S. 57, ebenda, 1895, S. 35., »Psych. Stud.«, 1902, S. 560.

4) Wie Dr. Bormann, »Uebers. Welt«, 1909, S. 245, nach einem ihm von Charles und Ellen Letort, Paris, zugegangenem Bericht mitteilt, bestand auch ein Komplott in Millers Kabinett während seiner Pariser Sitzungen Paraphernalien hineinzuwerfen.

Oberst de Rochas schrieb mir am 28. Februar 1910, nach der Entlarvung von Bailey in Grenoble, daß Bailey sich noch nützlich erweisen könnte.

Auch Angelo Marzorati, Editor of »Luce e Ombra«, Mailand, ebenso W. T. Stead, London, waren bereit, Bailey trotz seiner Entlarvung ferner zu untersuchen. Als ich in Costa-Rica sogleich nach meiner Ankunft die Täuschung der Phantomphotographien seitens Ofélia Corralès entdeckte, hätte ich folgerichtiger Weise mich mit Ofélia nicht weiter abgeben dürfen. Als ich dennoch ihre übrigen, meiner Ansicht nach echten Medienschaften kennen lernte und wahrheitsgemäß beschrieb, machte man mir dann andererseits den Vorwurf, daß ich solche nicht hoch genug anerkannt hätte. Auch an Dr. Bormann schrieb ich und bat um seine Ansicht. Er verwies mich auf seine Worte (»Uebers. Welt«, Sept. 1910, S. 324). »Auf einen Irrweg leitet der auf jenem Brüsseler Kongreß gefaßte Beschluß, daß die bei Täuschungen ertappten Medien in Acht und Bann liegen sollen.« Und setzte in einem Briefe vom 4. Juli 1911 hinzu: »Nicht um der Medien wahrlich willen ist die Ansicht Kaindls von mir bestritten worden, sondern der okkultistischen Wissenschaft halber, die sich geradezu Bankerott erklärt, wenn sie gegen Betrügereien der Medien mit ihren Forschungsmitteln nicht standhält. Die okkultistische Wissenschaft schädigt sich außerdem unter Umständen empfindlich, wenn sie vielleicht die fruchtbarsten Ergebnisse sich abschneidet mit einem Medium, das einmal täuscht, ob unbewußt, ob halbbewußt, ob meinetwegen auch einmal bewußt aus Eitelkeit oder Geldgier. Und auch den Betrug in seiner Wesensart und in seinem Umfange genau zu ergründen, gehört offenbar zum Forschungsgebiet der Experimentatoren etc.«

Thomson Jay Hudson[1]) führt an: »Unglücklicherweise kommt es vor, daß manche professionelle Medien, welche an der Hervorbringung wirklicher Phänomene verzweifeln und doch sehr begierig nach Anerkennung sind, unter solchen Umständen Betrug und Taschenspielereien ausüben. Außerdem weiß jedes Medium, daß es unter günstigen Bedingungen richtige Phänomene hervorbringen kann, daß es dieselben oft hervorgebracht hat und somit beruhigt es sein Gewissen und denkt, daß es niemanden schaden kann, das vermittelst Taschenspielerei hervorzubringen, von dessen wirklicher Existenz es überzeugt ist.« — Außerdem ist es eine bekannte Tatsache, daß Medien betrogen, wenn ein Teilnehmer an der Sitzung ihnen stillschweigend Betrug suggestrierten. Eusapia hat die besten Phänomene, wenn sie Leute um sich sieht, die sie kennt und gern hat. Admiral Moore, der von Craddocks Medienschaft ganz überzeugt ist, erklärt, daß Craddock seine natürlichen Gaben bisweilen durch Betrugsmittel zu erweitern sucht.[2])

---

[1]) »Das Gesetz der psychischen Erscheinungen«, Leipzig, Strauch, 1899 S. 183.

[2]) W. Usborne Moore »Glimpses of the next State«, London, Watts & Co. 1911. S. 55 ff.

Die Leser meiner Publikationen wissen, daß ich mich seit ungefähr zwanzig Jahren nur mit der Untersuchung der transzendentalen Phänomene befaßt habe, den sogenannten Offenbarungsspiritismus beiseite ließ oder aber, führte ich Mitteilungen angeblich Desinkarnierter an, bemerkte, daß solche sehr kritisch aufzunehmen seien.[1]) Ich glaube nun nicht, daß wir uns mit diesem Jagen nach Phänomenen beruhigen sollten, wir tanzen damit auf der Schale herum, gehen aber auf den Kern nicht ein. Ich erhielt nun einen Brief von Dr. Bormann (5. April 1911), der meines Erachtens so interessant ist, daß ich einige Stellen aus diesem mitteilen will. Er schreibt: »Ich finde, daß wir ein viel reicheres wohlbewiesenes Tatsachenmaterial haben, als man es meist auch von okkultistischer Seite zugibt. Wir tun nicht gut, unseren Gegnern immer nachzureden, daß doch eigentlich das Wichtigste unbewiesen ist! Die Feststellungen von Crookes, wie anderer englischer, französischer, italienischer Gelehrter, sind einwandsfrei genug, und in Deutschland werden die Beiträge von Zöllner, auch Hellenbach und du Prel ganz ohne Grund bemängelt. Ich stimme nicht mit denen überein, die immer bloß Tatsachenforschung wünschen mit Verschmähung des theoretischen und auch philosophischen Denkens. Wir studieren nun 60 Jahre schon den neuentstandenen Okkultismus, und es wäre geradezu stumpfsinnig, wenn auf Grund eines dabei doch erworbenen, nicht ganz armseligen Tatsachenmaterials wir über diese uns nachgerade sichergestellten Dinge nicht auch ausreichend nachdächten, und da sie uns doch ins Uebersinnliche hineinführen, uns auch mit freiem philosophischen Denken, das ernst und streng, wahrhaftig von willkürlichen Phantasien sich sehr unterscheidet, die ganz notwendigen Folgerungen verschaffen würden. Wie Sie sehen, bringe ich jetzt wieder in der »Uebers. Welt« einen langen philosophischen Aufsatz, den mir, hoffe ich, auch meine Gegner nicht als windiges Gefasel vorwerfen werden und der eine Grundfrage beantwortet, ohne deren Berücksichtigung die ganze okkultistische Forschungsarbeit tot und nichtig bliebe, so wie sie es wäre ohne die Bedachtnahme auf die anderen transzendentalen Fragen: Unsterblichkeit, Gott! Ein Okkultismus, der über die Beschäftigung mit dem Rohstoffe nicht hinausgeht, ist nur eine neue Form des Materialismus, selbst wenn man ganz äußerlich und gedankenarm das Wunderwort der Unsterblichkeit daran hängt. Wir kommen da freilich in Bereiche, in denen, wer nicht überzeugt werden will, nicht zu überzeugen ist, aber ehrliche Denker, die nicht bloß an Zahlenmessungen und sinnlichen Anschauungen festkleben, um so besser überzeugt werden.« —

Ich gestehe offen, daß diese Worte mir ganz aus der Seele geschrieben sind. Ich habe nun ungefähr die ganze Welt durchreist, Phänomene in fast allen Erdteilen gesehen, aber selbst wenn sie echt

---

[1]) Willy Reichel »Kreuz und quer durch die Welt«, Leipzig, Mutze, S. 69. »A Travers le Monde«, Paris, Paul Leymarie. »An Occultist's Travels«, New York, R. F. Fenno & Co.

waren, was weiter? Nur wenn der Okkultismus die Bedürfnisse des menschlichen Verstandes und Gemütes befriedigen kann, hat er bleibenden Wert. Daß das die Phänomene allein tun können, möchte ich bezweifeln. Auch Brofferio[1]) schreibt: »Wir haben es mit einer geheimen Intelligenz zu tun. Da sie geheim ist, möchten wir sie kennen lernen. Nun wohl, da sie eine Intelligenz ist, so ist es wohl die beste Art zu erfahren, wer sie ist, sie selbst zu fragen; keiner kann es besser wissen, als sie selbst.« —

Nun, ich habe gefragt und hatte dazu mehr Gelegenheit, als der Okkultist im allgemeinen sonst hat. Kurz gesagt, nach meinen Erfahrungen hat ein exkarnierter Geist, wenigstens vorläufig, nicht mehr Wissen, als er auf Erden gehabt hat, ja meist noch dieselben Ideen.[2])

Wie nun die katholische Kirche über Okkultismus denkt, hat Dr. Joseph Lapponi, Leibarzt des Papstes Pius X. und Leo XIII., deutlich gesagt[3]): »Der Spiritismus ist immer gefahrvoll, schädlich, unmoralisch, tadelnswert und verdammlich und er ist ohne Einschränkung aufs strengste zu untersagen in allen seinen Graden, seinen Formen und allen seinen Manifestationen.« —

Auch du Prel sagt: »Wir können uns eben das psychische Leben des Verstorbenen nicht menschenähnlich genug denken, und nicht für diese Ähnlichkeit ist der Beweis zu führen, sondern für das behauptete Gegenteil«, und läßt er sich dann über einen in den Tod hinübergenommenen Monoideismus des längeren aus.[4]) —

Bailey war 1911 wieder in England. Betrug hat man ihm nicht nachweisen können. Dr. phil. James Coates tritt für ihn ein, wohingegen Dr. med. A. Wallace nicht überzeugt war.[5]) Das bekannte Trancemedium Mrs. M. Soule in Boston, das bekanntlich auch von hervorragenden Okkultisten anerkannt wird — wie Miss Lilian Whiting mitteilt, hat

---

[1]) Prof. Angelo Brofferio: »Für den Spiritismus«, Leipzig, Spohr, 1894, S. 134 (übersetzt von Feilgenhauer).

[2]) Vergl.: »Das streitige Land« von Robert Dale Owen, Leipzig, Mutze 1876 »Spirit. Teachings« von W. Stainton Moses, London 1913. Prof. Perty »Die sichtbare. und die unsichtbare Welt«, Leipzig 1881, »Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erscheinungen«, Leipzig 1877. Dr. Johan Heinrich Jung-Stilling »Theorie der Geisterkunde«, Henne 1859. Louis Alfons Cahagnet »Der Verkehr mit den Verstorbenen«, Hildburghausen 1851. Florenze Marrgat »Es gibt keinen Tod«, Leipzig. W. T. Stead »After Death«, New York 1906. Allan Cardec »Das Buch der Geister«, Zürich, »Der Himmel und die Hölle«, Berlin 1890. Adelma von Vay »Stimmen über die Geisterwelt«, Leipzig 1897. Dr. Friese »Das Leben jenseits des Grabes«, Leipzig 1893, »Stimmen aus dem Reich der Geister«, Leipzig 1897. Dr. Franz Hartmann »Die weiße und schwarze Magie«, Leipzig. Dr. J. M. Peebles »Spirit. Obsession«. Los Angeles, Cal., »Hafed Prince of Persia«, London 1907. Emanuel Swedenborg »Heaven and its Wonders and Hell«, New York 1910 etc. etc.

[3]) »L'Hypnotisme et le Spiritisme«, Paris, Henri Durville fils.

[4]) du Prel »Die Magische Psychologie«, Leipzig, Max Altmann 1899, S. 163.

[5]) »Light«, London 14. Oktober 1911.

auch Prof. Hyslop viele Sitzungen mit ihr gehabt und will ein Buch darüber veröffentlichen[1]) — ebenso Mrs. Knapp in New York, die ich beide nach meiner Rückkehr von Grenoble-Paris sah, erklärten, daß Bailey ein Medium sei, aber Jesuitengeister hätten ihn impressioniert, Vögel zu kaufen, da sie nicht wollten, daß der Okkultismus sich weiter ausdehne. Auch Betsy, die Hauptkontrolle von Miller, sagte mir, und zwar vor seiner angeblichen Entlarvung[2]): »Ganze Gesellschaften von Jesuitengeistern suchen den Spiritismus zu unterdrücken, und in Europa wäre der Spiritismus viel weiter, wenn nicht derartige Geister, deren Einflüsse und Gedanken gleich einer Mauer über Europa hängen, so sehr gegen den Spiritismus eiferten.« — Exzellenz von Schlözer, ehemaliger preußischer Botschafter beim Vatikan, den ich zuerst 1884 auf dem Forum Romanum in Rom begegnete, hatte ich die Ehre, fast 10 Jahre später öfters in Berlin über seine diplomatischen Erlebnisse erzählen zu hören; er sagte mir schlankweg: »Der Vatikan sei eine Hexenküche.« — Die Kirche will ihre Macht nicht verlieren und was ihrem Dogma zuwiderläuft, ist Satanswerk. Ob nun der Einfluß unentwickelter Exkarnierter, die ihre Ansichten und Ideen mit nach dem Jenseits nehmen und den Verkehr mit dem Jenseits heute noch für kirchenfeindlich halten, eine alberne Behauptung ist, mag der, der praktische Erfahrungen gesammelt hat, entscheiden. Ich will aber damit keinesfalls sagen, daß alle Betrügereien von Medien solchen Einflüssen zuzuschreiben sind. Wie Admiral Moore in seinem bereits erwähnten Buche mitteilt, ist der römische Katholik Godfrey Raupert der hauptsächlichste Vertreter der Teufel-Theorie in England; er ist von einem transzendenten Verkehr absolut überzeugt, doch sind es nur böse Geister, die sich manifestieren. Mr. Moore sagt richtig: »Wir wissen, daß Legionen von schlechten Gesellen sich in der nächsten Sphäre befinden, doch kommen sie selten, wo sie unwillkommen sind (resp. wenn gleichartiger Charakter sie nicht anzieht. W. R.). Wie handelt er, daß er auf so freundlichem Fuße mit solchen steht? Paulus schreibt an die Epheser 6, 12: »Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.« —

Auch Aksakow schließt auf Grund der intellektuellen medianimen Kundgebungen auf eine wirkende Geisterwelt.[3])

Ich kann mich Prof. Morsellis Hypothese der Psychodynamik, die die Materialisation einer Fähigkeit des Mediums zuschreibt, eine Kraft auszustrahlen, welche die Gestalten seiner Phantasie zu bekleiden vermag, ebenso wie der Prof. Flournoys, der die Materialisation als Telepathie und

---

[1]) »Light«, London 21. Oktober 1911.

[2]) Willy Reichel, »Kreuz und quer durch die Welt«, Leipzig, Mutze 1906, S. 138. »An Okkultist's Travels«, New York, R. F. Fenno & Co., 1908, S. 106.

[3]) A. Aksakow »Animismus und Spiritismus«, Leipzig, Mutze 1898.

Teleplastie bezeichnet, nicht anschließen. Ich sah in San Franzisko zusammen mit Miller 3 Phantome, von denen zwei englisch und eins deutsch sprachen. A. S. Davis sagt zwar, daß der Mensch nicht hoch genug von sich denken hönne, aber ich bezweifle, daß ein Mensch solche Kräfte hat, drei verschiedene Phantome zu gleicher Zeit aus sich heraus zu hypostasieren, die gleichzeitig verschiedene Sprachen sprechen. Auch Prof. Hyslop sagt: »Wirklich wissenschaftlich gebildete Männer, welche wissen, um was es sich handelt, werden nicht den Mut haben, Telepathie vorzuschlagen, um Phänomene zu erklären, welche fast ein System von experimenta crucis bilden. Für eine Telepathie, die solche Tatsachen decken könnte, fehlt uns jeder wissenschaftliche Beweis.«) — Prof. Flournoy hält ja bekanntlich in seinem letzten Buche den transzendenten Verkehr für einen Irrtum, er erkennt aber Telepathie, Hellsehen und verwandte Phänomene an als Erzeugnisse des Unterschwellenbewußtseins.[2])

Nun zurück zu Mrs. Williams! Ich kann nicht leugnen, daß ich ohne Vertrauen mit Don Felipe J. Alvarado zu ihr ging, wo ich 14 Personen antraf. Ich verschwieg ihr meinen Namen, doch bei Beginn der Sitzung ging sie, anscheinend im Halbtrance, im Kreise herum, um jedem einen Text zu geben, der durchweg als richtig anerkannt wurde. Als sie sich zu mir wandte, sagte sie: »Vater Otto und Großvater Julius sind hier«. Das sind tatsächlich die richtigen Namen, die sie unmöglich von irgend jemandem erfahren haben konnte, da sie nicht mal den meinigen kannte. Sie ging dann in das Kabinett und wir hörten die Stimme ihrer Kontrolle Cushman, der sich mit den Anwesenden, die ständige Teilnehmer an ihren Sitzungen zu sein schienen, über alle möglichen Privatsachen unterhielt. Mr Alvarado, dessen einziger Wunsch es war seinen Vater zu sprechen, fragte dann Bright-Eye, eine Kinderkontrolle, nach diesem. Ihre Erwiderung war, daß er anwesend sei, sich aber erst an die Bedingungen hier gewöhnen resp. verstehen lernen müsse, die Fluide zu benutzen, um sich manifestieren zu können, auch seine zwei Brüder Alfredo und Vincent seien hier, deren Namen Alvarado als richtig anerkannte. Wenn man nicht auf dem Standpunkt von Prof. Flournoy steht, ist die richtige Angabe dieser Namen ein gewichtiges Zeugnis der Exkarnierten. Es kamen dann eine Anzahl Phantome aus dem Kabinett heraus, von denen eins mich heran rief und mir sagte, daß sie Florence Marryat sei und Freude empfinde, mich hier zu sehen. Sie fügte hinzu, daß sie mich auf allen meinen Reisen nach den Südsee-Inseln, Neu-Seeland, Australien, Japan, China und Zentral-Amerika begleitet habe. Von diesen Reisen wußte das Medium gar nichts; da Mrs. Williams nicht gefesselt war, auch das Kabinett wissenschaftlichen Forderungen nicht entsprach, kann von einer strengen Testsitzung in Be-

---

[1]) Journal der »American Society for Psychical Research«, März 1907.
[2]) »Spiritisme and Psychology«, New York, Harper.

ziehung auf die Phantombildungen nicht die Rede sein. Wer die okkultistische Literatur kennt, weiß, daß unmöglich das subliminale Bewußtsein als Erklärung für alle okkulten Phänomene ausreicht. Prof. Max Seiling hat eine Anzahl intellektueller Kundgebungen zusammengestellt, die dem Medium und den Beisitzern gänzlich unbekannt waren.[1]) Als aber Miller sich in Paris allen Testbedingungen unterwarf, schrieb Gaston Mery[2]):

»Wir wissen es wohl, daß die Ungläubigen behaupten werden — sie haben es schon behauptet — daß Miller die für die Bildung der Phantome nötigen Gegenstände in den geheimsten Teilen seiner Wesenheit verbirgt. Nun denn, man verzeihe mir diese Einzelheiten, wir haben die Neugierde selbst weitergetrieben, als man sie in der Prüfungskommission sonst treibt: Wir ließen ihn die Arme aufheben, die Beine spreitzen, und lachend hat er sich dieser Gymnastik unterzogen. Vier Augenpaare kundschafteten ihn währenddessen aus von oben nach unten und in jeder Richtung. Ich kann schwören, daß sich nichts an ihm befand.« — Und was hat das genützt?! (Vergl. »Les Annales des Sciences Psychiques«, Paris, Sept. 1908.)

Inzwischen war Miller von San Franzisko zurückgekehrt, und obgleich er in den letzten Jahren nur an Betsys Geburtstag[3]) eingeladenen Freunden eine Sitzung gab, schlug er mein Ersuchen nicht ab und gab uns am 16. Mai 1911 eine Sitzung. Wir waren 16 Personen, darunter Herren, die mit den okkulten Phänomenen durchaus vertraut waren und den Kampf um Millers Echtheit kannten. Wir selbst errichteten das Kabinett, untersuchten genau und erhielten die so oft beschriebenen Phänomene. Musselinbälle formten sich außerhalb des Kabinetts und entwickelten sich schnell zu Phantomen. Miller zeigte sich zusammen mit einem Phantom etc. Der Mann von Betsy schien am meisten Kraft zu haben, er ging mindestens 6 Minuten außerhalb des Kabinetts im Kreise herum und unterhielt sich mit den Anwesenden, und Miller klatschte gleichzeitig mit den Händen zum Beweis, daß er im Kabinett sei. Ueber diese bei Miller stattfindenden Phänomene ist so oft und so ausführlich geschrieben worden, daß es nicht nötig ist, wenigstens von meiner Seite, darauf im einzelnen einzugehen.[4])

Mr. Alvarado war überrascht und freute sich ungemein, solche Phänomene gesehen zu haben. Er sprach die Hoffnung aus, daß Ofélia in Costa-Rica vielleicht doch entwickelt werden könne in der Weise, die ich ihm empfohlen hatte.

W. Stainton Moses (M. A. Oxon) sagt:

---

1) »Die Kardinalfrage der Menschheit«, Leipzig, Mutze 1906.

2) »L'Echo du Merveilleux«, Paris, Nr. 276 v. 1. Juli 1908. »La Revue Spirite«, Paris, Juli 1908, S. 414.

3) »Uebersinnliche Welt«, Berlin, XVIII 1910, S. 281.

4) Willy Reichel »Kreuz und Quer durch die Welt«, Leipzig, Mutze 1906.

»Prüfet die gewonnenen Erlebnisse mit dem Lichte der Vernunft. Bewahret einen geraden Kopf und ein klares Urteil. Glaubt nicht jegliches, was man Euch erzählt; — — tretet in eine wahrhaft ernste Prüfung nicht ein in einem Geiste eitler Neugier oder Leichtfertigkeit.« —

Das sei die Richtschnur jedes Forschers auf okkultem Gebiet.

Karmaplasma-Theorie.

Von **Dr. Thomson.**

Wie sich nach langen Kämpfen der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in den Naturwissenschaften zur Herrschaft emporgerungen hat und als reiche Früchte eine Fülle von nie geahnter Erkenntnis bot, so dürfte die Behandlung der Geschichtswissenschaft vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus einen ungeheuren Reichtum an geistigen Schätzen erschliessen und beweisen, daß alles Erkennbare auch auf geschichtlichem Gebiete von der Gesetzmässigkeit beherrscht wird.

Im Folgenden soll nun aus den Forschungsergebnissen, welche die vergleichenden Naturwissenschaften lieferten, sowie aus denjenigen der ethnologischen, anthropologischen und praehistorischen Disziplinen eine Theorie des Rassengesetzes auf entwicklungsgeschichtlicher Basis abgeleitet und im zweiten Teile die gewonnene Theorie zur Umschreibung der ethnologischen Entwicklungsgeschichte des alten Orientes verwendet werden.

Wie Oskar Hertwig nachgewiesen hat, ist die individuelle Entwicklung nicht eine Wiederholung der Stammesentwicklung, wenn man von der Voraussetzung der Deszendenztheorie ausgeht, sondern bei eben dieser Voraussetzung die Fortsetzung derselben. Jenes Element aber, das diese Fortsetzung vermittelt, ist das Keimplasma. Diesem wohnen neben noch mikroskopisch wahrnehmbaren auch ultramikroskopische Eigenschaften inne, von denen eine Dreiheit als plasmabeherrschend auftritt: die Plastizität, die Periodizität und die Zielstrebigkeit. Insofern diese drei ein Ganzes bilden, von dem nichts genommen werden kann, ohne das Ganze zu ändern, ist in ihnen der Begriff des Lebensprinzipes enthalten. Das Endziel alles Bestehenden ist: seine Entwicklung zu vollenden, mit anderen Worten: die Zielstrebigkeit. Dieselbe wohnt als Eigenschaft sowohl der organischen als der sogenannten anorganischen Welt inne. Das Plastizität des Keimplasmas bedingt die Abhängigkeit von äußeren Einflüssen, die der materiellen Natur des Keimplasmas eigene Periodizität verursacht den Tod des Einzelindividuums, sowie von Unterrassen und Rassen. Da aber jeder Nachgeborene von dem vererbten Plasmakapital seiner Vorfahren zehrt, so wird einmal die Zeit kommen, zu der die Plastizität und Periodizität des Keimplasmas vollständig erschöpft sein und am Ende der Ent-

wicklung angekommen, die Zielstrebigkeit des Lebensprinzipes erlöschen wird. Durch kulturelle und geographische Einflüsse, durch Fehler gegen die Rassenhygiene wird durch Degeneration die Bildung von Unterrassen bewirkt. Diesen Unterrassen ist eine verschieden lange Dauer beschieden, je nachdem ihnen durch Mischung Keimplasma der Oberrasse zugeführt wird. Der gewöhnliche Vorgang stellt sich folgendermaßen dar, daß die Oberrasse infolge des Mangels an der Zuführung neuen, gleichartigem Keimplasmas in Verbindung mit Inzucht, Zufuhr niederen Keimplasmas, schädlichen Einflüssen bereits degeneriert ist und daher der Aufsaugung durch Unterrassen verfällt. Je mehr die Oberrasse von anderen Mitgliedern derselben Rasse isoliert ist, desto schneller wird sie von Unterrassen aufgesaugt, um so mehr, da die Isolierung vom Stamme die Mischung und damit die Zufuhr von Keimplasmata an Unterrassen begünstigt. Solche Unterrassen übernehmen die Kulturerrungenschaften ihrer Vorgänger, da aber bei ihnen die plasmatische Dreiheit von vornherein minderwertig erhalten ist, schreitet parallel mit dem Verschwinden der plasmatischen Dreiheit der Oberrasse die Degeneration der Auflösung zu. Solche Unterrassen können wohl übernommene Kulturen eine Zeitlang auf der ererbten Höhe erhalten, aber nicht fortbilden. Daher tritt Stagnieren der Kulturen und zunehmender Verfall derselben ein. Wie aus diesen Ausführungen ersichtlich ist, ist das Schicksal der Menschheit an die plasmatische Dreiheit gebunden. Jede Schuld des einzelnen als auch der Massen gegen die Rassenhygiene rächt sich selbst in unerbittlicher eherner Gesetzmäßigkeit, wobei aber die Zielstrebigkeit der Entwicklung der Oberrasse fortschreitet, die zuletzt nach dem Erlöschen sämtlicher Unterrassen, wie sie die erste war, so auch als letzte übrig bleibt, bis die ihr gesetzte Entwicklung ihr Ende erreicht hat. Die Entwicklung hat in einem Falle ihr Endziel in der Entropie des Weltgebäudes, im anderen Fall in der Entropie des stofflichen Weltalls. Diese weitere und weiteste Entwicklung des Lebensprinzipes des Stoffes fallen außerhalb des Rahmens der vorliegenden Abhandlung. Hier soll nur der Zielstrebigkeit derjenigen Gattung von Wesen gedacht sein, welche durch einen gemeinsamen Stamm mit den Anthropoiden verbunden, ihre eigene Entwicklung durchmachten und durchmachen, und zwar als einheitlicher, selbständiger Stamm, der in Wurzelrassen, Oberrassen und Unterrassen zerfällt, nämlich des Stammes der Menschen. Um meine Stellung bezüglich der Abstammung des Menschen zu präzisieren, verweise ich auf die Forschungen von Toldt, Schwalbe und Klaatsch und schließe mich den Worten vollinhaltlich an, welche der letztgenannte Forscher in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XLI, S. 510 und 511, ausspricht: »Bestände die alte Abstammungsidee zu Recht, wie sie noch heute in mehr oder weniger abgeschwächter Form in den Köpfen mancher Fachgenossen besteht, so wäre es eine logische Konsequenz, zu verlangen, daß die Menschenformen, je weiter zurück, um so mehr

dem Anthropoidengehirn sich nähern müßten. So wenig dies nun für die niedersten Zustände der rezenten Rassen, der Australier, zutrifft, so wenig gilt es für das Fossil von Heidelberg. Dasselbe bedeutet daher eine glänzende Bestätigung für die Richtigkeit der von mir seit Jahren vertretenen Lehre von der eigenartigen Entwicklungsbahn des Menschengeschlechtes, die nur an der Wurzel mit der der Anthropoiden zusammenhängt.« Ferner S. 511 »Der Unterkiefer von Heidelberg bestätigt somit auch die weitere aus meiner Lehre über die Stellung der Menschen in der Reihe der Primaten und Säugetiere gezogene Konsequenz, daß die niederen Affen gänzlich aus der Vorfahrenreihe des Menschen auszuschließen sind. Nur die mit dem Menschen gemeinsame Wurzel bedingt die Übereinstimmung der Organisation zwischen Mensch und niederen Affen. Dieses muß auch heute noch immer betont werden, da die Versuche einer irrtümlichen direkten Ableitung der Menschenzustände von solchen von Katarrhinen noch nicht aufhören. Wie die Forschung erwiesen hat, ist der Stamm der Menschen ein eigener Stamm, welcher nur an der Wurzel mit den Anthropoiden zusammenhängt. Daraus folgt, daß der Stamm der Menschen ein ihm eigenes Keimplasma besitzen muß, dessen Eigenschaften von denen anderer Keimplasmen verschieden sind. Ferner, daß dieser Stamm eine einheitliche Wurzelrasse war, die sich nach den Einflüssen, welchen ihr Keimplasma ausgesetzt war, verändern und differenzieren mußte. Von solchen Einflüssen kommen zunächst zwei Hauptgattungen in Betracht, erstens die äußere, d. h. solche, die durch geographische Eigentümlichkeiten und pathologischer Entartung gesetzt wurden, zweitens die innere, d. h. solche, welche durch Fehler gegen das Rassengesetz erzeugt wurden. Den letzteren gehören an erstens alle jene hereditären Dispositionen, welche durch schädliche Beeinflussung des Keimplasmas entstehen. Solche schädliche Beeinflussungen sind vor allem solche, welche in Mißbrauch oder Nichtbenutzung der körperlichen Eigenschaften begründet sind, ferner solche psychischer Natur, welche aber infolge der innigen Beziehungen der Psyche zum Körper diesen und damit das Keimplasma ungünstig beeinflussen.

Somit ergibt sich, daß aus dem plasmatischen Grundgesetze der Gesamtinhalt der Ethik, die Bildung der Wirtschaftsorganisationen, die Eigentümlichkeiten der kulturellen Entwicklung der einzelnen Rassen abgeleitet und gleichzeitig die Beziehungen der einzelnen Individuen als der einzelnen Rassen zueinander erschlossen werden können.

Zunächst werde, ohne zu sehr in das einzelne zu gehen, gezeigt, inwiefern der Gesamtinhalt der Ethik mit dem plasmatischen Grundgesetze zusammenhängt und aus demselben abgeleitet werden kann. Als höchstes Gebot der Ethik wird die Förderung des höchsten jeweiligen Gütermaximums betrachtet. Das höchste Gebot des plasmatischen Grundgesetzes heißt, der Vollendung der Entwicklung zustreben. Es dürfte nun keinem Zweifel unterliegen, daß die Vollendung der Ent-

wicklung nicht nur das höchste jeweilige, sondern überhaupt erreichbare Gütermaximum der Rasse darstellt. Sache der Ethik ist es, die Spezialregeln aufzustellen, die dem einzelnen die Deduktion ermöglichen sollen. Sache der Rassen ist es, Spezialregeln aufzustellen, die dem einzelnen die Deduktion ermöglichen sollen. Wir sehen schon in dem Grundgedanken die Gleichheit hervortreten. Ferner haben sowohl Ethik als Rassenlehre das gleiche Objekt, nämlich ein Einzelindividuum oder die Gesamtheit des Stammes Mensch. Es seien nun einige typische Beispiele aufgestellt, welche zeigen, daß die Forschungen der Rassenlehre sich mit denen der Ethik nicht nur decken, sondern dieselbe erweitern und vertiefen. Die Ethik verbietet, Handlungen zu begehen, welche den einzelnen als auch die Gesamtheit schädigen können. Typische Handlungen, welche unter dieses Verbot fallen, sind z. B. Lüge, Diebstahl, Mord, Unzucht, um nur einige zu nennen. Gewöhnlich erläßt die Ethik ihre Verbote nur mit Rücksicht auf die Förderung des höchsten jeweiligen Gütermaximums, d. h. die Ethik kümmert sich im allgemeinen nicht darum, ob die Uebertretung ihrer Gesetze Folgen für die fernere Zukunft hat, und begnügt sich mit der Bestrafung des Vertreters im einzelnen Fall. Anders das Rassengesetz. Dieses bestraft auch die Uebertretung, es wirkt im einzelnen Fall wie auch für die fernste Zukunft. Und dies nicht nur für die Zukunft des Uebertreters, sondern auch seiner Nachkommenschaft. Die Ursache liegt in der Plastizität des Plasmas. Den Beweis, daß die Plastizität des Plasmas durch Vergehen gegen die ethischen Gesetze ungünstig beeinflußt wird, liefert die Psychopathie. Unzweifelhaft ist die Tatsache, daß Nachkommen von dem Verbrechen, dem Mißbrauche der Narkotika, den sexuellen Perversionen ergebenen Individuen eine hereditäre Disposition zu eben denselben Uebertretungen aufweisen. Woraus könnte diese eigenartige und beklagenswerte Disposition entstehen, wenn nicht die Erzeuger solcher bedauernswerter Geschöpfe durch ihre Uebertretungen das Keimplasma der Nachkommen ungünstig beeinflußt hätten. Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß die Rassenlehre nicht nur dieselben Forderungen wie die Ethik an die Mitglieder des Stammes Mensch stellt, sondern dieselben noch erweitert und vertieft, die Verantwortlichkeit des einzelnen und der Gesamtheit vermehrt. Das Rassengesetz verlangt nicht nur für den jeweiligen Zeitpunkt einer Uebertretung und die nächsten Folgen, sondern auch für die Zukunft Verantwortlichkeit. Nach dem Rassengesetz schädigt der Uebertreter durch ungünstige Beeinflussung seines Keimplasmas nicht nur sich und seine direkten Nachkommen, sondern wirkt auch schädigend auf die Entwicklung nicht nur seiner, sondern auch aller zukünftigen Rassen ein. Daraus folgert, daß die Ethik mit den Forderungen des Rassengesetzes zusammenhängt, und zwar so zusammenhängt, daß sie aus demselben nicht nur abgeleitet werden kann, sondern vielmehr durch dasselbe erweitert und vertieft wird. Nunmehr sei auf die Bil-

dung von Wirtschaftsorganisationen auf Grund des Rassengesetzes eingegangen. Als primitive Wirtschaftsorganisation erscheint die Familie und zugleich als erste vom Rassengesetze geforderte. Der Zweck dieser primitiven Wirtschaftsorganisation ist, die Erhaltung der Rasse zu sichern und die Rasse ihrer Vollendung näher zu rücken. Damit ist inbegriffen, daß sie die beste und nachhaltigste Art der Güterversorgung ihrer Mitglieder mit möglichst geringem Aufwand von Arbeitsmühe schaffen soll. Aus der primitivsten Wirtschaftsorganisation gehen zunächst kleinere Gebilde hervor, ähnlich den slavischen Hauskommunionen, die sich bis in die Jetztzeit erhalten haben. Spuren solcher Wirtschaftsformen finden sich auch sonst noch in den Gebräuchen auf dem Lande, wie sie unter der bäuerlichen Bevölkerung bei Gutsübernahme durch den Sohn oder beim Altersausgedung gepflegt werden. Häupter dieser Hauskommunionen, welche dem Rassengesetz getreu leben, erringen nach und nach eine bevorzugtere Stellung; aus solchen Geschlechtern gehen Priesterstand, Adel und Königherrschaft hervor. Haben sich einmal Stände gebildet, so ist die Entwicklung schon bis zur Bildung größerer oder kleinerer Reichseinheiten fortgeschritten. Diese größeren Organisationen werden von denjenigen Individuen des Volkes, in denen die Rasse am meisten erhalten wurde, beherrscht, die ersten Staaten entstehen. Die Regierungsform ist gewöhnlich klerikal-feudal. Um den König, den edelsten, den göttlichen, scharen sich Priestertum und Adel, in besonderen Fällen, wie in Aegypten, nicht nur im Leben, sondern auch nach dem Tode, in den Nekropolen. Die Weiterentwicklung führt zur absolutischen Staatsform. Unterdessen hat sich aber die Rasse bedeutend verschlechtert, ist degeneriert, der Auflösungsprozeß beginnt. Gaugrafschaften und Stadtkönigreiche bilden sich, neue untergeordnete, aber noch nicht verbrauchte Rassen und Unterrassen machen sich bemerkbar, die Geschichte pflegt über Einfälle und Kriege zu berichten, neue Staatengebilde entstehen auf den alten, übernehmen die Kultur ihrer Vorgänger und fallen ihrerseits wieder dem Vergehen anheim. Der innere Grund dieser Vorgänge ist darin zu suchen, daß diejenige Rasse, welche zuerst zur Staatenbildung schritt, durch die Fehler ihrer Mitglieder gegen das Rassengesetz zur Degeneration neigte und als Vorläufer Unterrassen erzeugte, auf deren Keimplasma schädigende Ursachen eine Zeitlang, je nach der Zeit ihrer Abspaltung von der Oberrasse, weniger schädlich einwirken konnten. Solche Unterrassen lösen die Oberrassen ab und unterhalten oft sehr lange die Kultur derselben. Das Hauptkennzeichen für solche Unterrassen besteht darin, daß dieselben nirgends eine eigene Kultur entwickelten, sondern die übernommene auf einer gewissen Höhe erhielten, dann dem Stillstand und damit dem Untergange anheimfallen ließen.

Unmerklich führt uns die Betrachtung von den Wirtschaftsorganisationen zu den kulturellen Eigentümlichkeiten der Rassen hin und zeigt die Abhängigkeit dieser von der Rasse. Der Kreislauf bleibt dabei immer

derselbe, die Oberrasse gründet und baut aus, verstößt sich gegen das Rassengesetz, Unterrassen bilden sich und übernehmen die Kulturerrungenschaften, ohne sie weiter fortbilden zu können. Denn ihnen fehlen die edelsten Eigenschaften des Keimplasmas der Oberrasse; in den Denkmälern der bildenden Künste, des Gewerbefleißes, der Schrift zeigen sich Erscheinungen des Stillstandes und Verfalls, die Bildung versteinert und verflacht sich, die Religion sinkt zum Formalismus herab, Minderwertigkeit der Moral und Zunahme des Aberglaubens machen sich breit. Oft ist ein Aufflackern der erlöschenden Kräfte wahrzunehmen, doch umsonst; die Periodizität des Plasmas naht ihrem Ende, die Unterrasse erlischt, falls ihr kein neues Plasma zugeführt wird, oder wird von noch kräftigeren Unterrassen aufgesaugt.

Aus den vorstehenden Ausführungen ist ersichtlich, wie einerseits das Einzelindividuum durch Befolgung des Rassengesetzes die ihm zustehende Entwicklung fördern oder hemmen kann, wie es für künftige Geschlechter dadurch verantwortlich ist, daß es durch die Beeinflussung seines Keimplasmas rassische Werte oder Unwerte schafft. Ferner übt das Einzelindividuum durch die primitivste Wirtschaftsorganisation einen weitgehenden Einfluß auf die Ausbildung des gesamten wirtschaftlichen Lebens auf unbegrenzte Zeitdauer aus. Endlich hängt die gesamte kulturelle Entwicklung vom Rassengesetze ab. Daher gibt das Rassengesetz den besten Aufschluß über die Beziehungen von rezenten und vergangenen Rassen zueinander und erklärt die Entwicklung des Stammes Mensch am besten.

Die Dreiheit, nämlich die Plastizität, die Periodizität und die Zielstrebigkeit des Plasmas, bildet den Begriff und das Prinzip des Lebens, wie oben ausgeführt wurde, und beherrscht die Entwicklung vollständig. Auf diese Weise stellt das von mir entwickelte Rassengesetz eine furchtbare Macht dar, welche in den Gedanken aller Völker zum Ausdruck kommt. Uebertretungen des Rassengesetzes verursachten jene Erscheinungen, welche überall in den wehmutsvollen Sagen vom verlorenen Paradiese, auf die Strafe eines zürnenden Gottes zurückgeführt werden; die unerbittliche Macht dieses Gesetzes erscheint bei allen Rassen verkörpert durch die Gestalten des Schicksals, der ewigen Gerechtigkeit. Das Rassengesetz aber ist nicht nur die strafende Gerechtigkeit, sondern auch die vorsehende Liebe; es ist das göttliche Gesetz, das in jedem Menschen vom ersten Auftreten seines Stammes bis zum Erlöschen desselben auf diesem Planeten lebt und wirkt, ebenso weit entfernt vom Fatalismus wie vom Hedonismus; es ist das Maß, mit dem der Stamm Mensch in seiner Gesamtheit und in seinen Einzelerscheinungen gemessen werden soll.

Durch die vorstehende Abhandlung glaube ich den Nachweis geführt zu haben, daß meine Theorie des Rassengesetzes alle Erscheinungen der Entwicklung des Stammes Mensch zwanglos und befriedigend erklärt,

und hoffe mir das Recht erworben zu haben, die Bearbeitung geschichtlich vergleichender Probleme an der Hand des Rassengesetzes auf entwicklungsgeschichtlicher Basis einführen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dissertation über „Gespenster-Recht“ aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.**

 (Fortsetzung.)

§ 9. Ohne uns bei diesen aufzuhalten, wollen wir jetzt hier kurz unsere eigene Ansicht zusammenfassen: wir sind mit Wedel (in der obenerwähnten Disp.) der Meinung, daß zwar nicht alle Gespenster Gespenster sind, aber doch immerhin einige davon. Um dies weiterhin etwas plausibel zu machen, entnehmen wir zunächst den Beweis dafür aus dem bewährten Zeugnis der hl. Schrift; denn dieser sind die Gespenster so bekannt, daß an sehr vielen Stellen ausdrücklich derselben Erwähnung geschieht. Aus den Büchern des Alten Testaments gehört, abgesehen von den Beispielen, die oben schon (aus: Jesaias 13 und 34) angeführt sind, hierher: Weish. Sal. Kap. 17 V. 3 ff. Dort erzählt der Autor klar und deutlich, daß die Ägypter einst durch Gespenster gewaltig in Schrecken versetzt und durch die Erscheinungen derselben heftigt entsetzt worden wären. Ja, es wird sogar — 1. Sam. 28 — berichtet, daß das teuflische Gespenst in Person dem Könige Saul erschienen sei, wenn man nicht etwa darunter den Samuel selbst verstehen will; aber das scheint doch wohl etwas sinnlos, denn wer möchte glauben, daß durch die Macht eines Weibes, das der Text ausdrücklich als eine Wahrsagerin schildert, die glückselige Seele des göttlichen Mannes zitiert worden wäre? Siehe: Anton van Dale de Divinat. Idololatr. p. m. 611 ff., wo dieser an vielen Einwänden darzutun sucht, jenes Weib sei eine Bauchrednerin gewesen. Vergl. Joh. Olearius: Biblische Erklärung, Tom. 2, p. 135 und 137, wo er Luthers Meinung in dieser Sache unten anfügt. Vollkommen alleinstehend ist die Ansicht eines anonymen Autors, der im Jahre 1698 in einem ganz kurzen Schriftchen: »Der nach seinem Tode weissagende Prophet Samuel« nachzuweisen sucht, daß der heilige Samuel wirklich erschienen wäre; dabei ist er selbst fast weissagerisch, indem er zunächst schreibt, er hätte aus Ehrfurcht vor Luther, der anderer Meinung war, seinen Namen weggelassen, nachher aber gleich hinzufügt, die Freiheit, anders zu denken, stehe ihm doch zu, was er durch hinlänglich triftige Argumente beweist. Vergl. Lukas Osiander: Comment. i. h. l. — Aus dem Neuen Testament ist sehr bekannt die Geschichte von den Jüngern unseres Heilandes, welche ihren Meister nachts über das Meer wandeln sahen und darüber so erschraken, daß sie vor Furcht schrieen: »Es ist

ein Gespenst!« — ein handgreiflicher Beweis, daß auch für die Menschen der damaligen Zeit nicht der geringste Zweifel bestand, glauben zu müssen, daß es Gespenster gäbe. (Matth. 14, 26; Mark. 6, 49.) Etwas ähnliches ereignete sich nach der Auferstehung Christi, wie Luk. 24, 37 berichtet. Als nämlich der Heiland, trotzdem die Türen verschlossen waren, ganz unvermutet eintrat, brachte er die Gemüter der Anwesenden sehr in Aufregung, weil sie glaubten, sie sähen einen Geist, d. i. ein Gespenst. Hierbei hat aber Christus, um etwa diesen Glauben damit zu beseitigen, die Existenz von Gespenstern durchaus nicht abgeleugnet, was er doch sicher getan hätte, wenn es keine Gespenster gäbe; er hat vielmehr nur gesagt: »Fasset mich an und betrachtet mich; ein Geist hat weder Knochen noch Fleisch; ich aber habe solches, wie ihr bemerken könnt!« Es braucht hier niemand einzuwenden, die Schrift berichte über solche Dinge an dieser Stelle und an ähnlichen nicht nach dem wahren Sachverhalt, sondern nur nach dem Glauben des Volkes, denn dann frage ich, worauf denn diese Hypothese (die sonst nicht unbekannt) sich stütze? Und wenn man sagt, sie sei doch sehr annehmbar, so erwidere ich, nicht weniger annehmbar sei die Meinung derer, die sie (die Hypothese) verwerfen, schon deshalb, weil man nicht liest, daß Christus jemals seinen Jüngern den Vorwurf gemacht hat, es sei ein Irrtum und eine Abgeschmacktheit, wenn sie an Geistererscheinungen glaubten.

§ 10. Sodann würde es nicht schwer halten, die Uebereinstimmung und die Zeugnisse der berühmtesten Männer zur Unterstützung unserer Ansicht ins Treffen zu führen: Zeugnisse der Kirchenväter (der alten sowohl wie der neueren), der Theologie, der Medizin, der Physik und überhaupt der Doktoren der gesamten Philosophie. Aber weil ich sehr wohl weiß, daß die Irrtümer, in denen das Volk befangen ist und denen auch die nach der Auslegung der Widersacher entstandene Meinung über die Gespenster zuzurechnen ist, nicht selten sogar auch die gebildetsten Männer gefangen halten, deswegen erspare ich mir wissentlich und absichtlich diese Arbeit, damit nicht etwa jemand daraus schließt, einer sei immer von dem andern mit Leichtigkeit zu derselben Ansicht, mochte sie auch falsch sein, bekehrt worden, sodaß schließlich die Menge der Irregehenden dem Irrtum selbst nun als Schutz diene.

§ 11. Den Hauptbeweis aber, die Existenz der Gespenster darzutun, gibt die Erfahrung an die Hand, die beste Lehrmeisterin von allen. Denn diese gilt mehr als jede Vermutung oder Annahme, ja bei jenen Dingen, deren Ursache und Natur wir kaum begreifen können, kann sie sogar einzig und allein nur uns belehren. Wenn wir also die Akten der alten und neuen Geschichte durchstöbern, o welche Fülle von Beispielen bietet sich uns dann zu diesem Thema dar! Was zunächst die heidnischen Chronisten anbelangt, so sind wohl allbekannt die verschiedenen Gespenstergeschichten, die Plutarch in den Lebensbeschreibungen des Dio, des Theseus, des Cimon, des Brutus und anderer erzählt; eben-

so was Val. Maximus (lib. 1, cap. 6) über Cassius berichtet, der den gestorbenen J. Cäsar sieht; dann was Dio Cassius (lib. 55) von Drusus schreibt, der durch ein Weib in übermenschlicher Größe an der Elbe von einem weiteren Vordringen abgehalten wird. Hier muß man billigerweise die sehr verbreitete Erzählung Plinius des Zweiten über Athenodorus (lib. 7 Epistol.) nennen. Aus der Kirchengeschichte ist neben dem, was Sozomenus (lib. 6, cap. 28 und lib. 7, cap. 23) erwähnt, die Geschichte des hl. Martinus bemerkenswert, dem sich der Teufel in einer verehrungswürdigen Gestalt und einem sehr glänzenden Äußeren näherte und die Person Christi nachahmte. Dies hat in: »Hist. Martini«, ausführlich Sulp. Severus berichtet, der aus dem Munde Martini selbst erfahren hat, daß sich die Sache so zugetragen; es soll also niemand die Geschichte für eine Fabel halten. Andere Beispiele dieser Art treten uns in dem Leben der Kirchenväter auf Schritt und Tritt entgegen. Hier ist auch die Erzählung von den Kindern von Hameln einzufügen, von der Wier (de praest. daem. l. 1, cap. 16) bezeugt, daß sie gewissenhaft niedergeschrieben in den Archiven von Hameln aufbewahrt werde. Mart. Schook hat zwar in einem eigenen Schriftchen versucht, diese Geschichte unter die Fabeln zu verweisen, aber er wurde widerlegt von Dr. Kirchmaier (pec. disput. anno 1671 Wittebergae habita). Der sel. Luther selbst hat niemals an der Existenz der Gespenster überhaupt gezweifelt; ja er erwähnt sogar hie und da in seinen Schriften, daß ihm selbst der Dämon in Person erschienen sei. Namentlich beschwert er sich, daß er auf der Wartburg bei Eisenach verschiedene Male durch Störungen des Teufels belästigt worden ist. Ein sehr treffliches Beispiel bespricht Godelmann in: de sagis, lib. 1, c. 3, n. 8. würdig, daß man es hier in dessen eigenen Worten liest: »Einst näherte sich der Wohnung Luthers ein Mönch und klopfte heftig an der Pforte an. Als ihm der Diener öffnete und sich nach seinem Begehr erkundigte, fragte der Mönch, ob Luther zu Hause wäre. Luther, davon benachrichtigt, gab Befehl ihn einzulassen, da er lange Zeit schon keinen Mönch mehr gesehen hätte. Derselbe trat herein und erklärte, er hätte da einige päpstliche Irrtümer, derentwegen er gern mit ihm selbst einmal sprechen wollte. Er legte etliche Syllogismen (Vernunftschlüsse) vor, die Luther mit leichter Mühe löste; dann brachte er andere herbei, deren Erklärung auch nicht mehr Schwierigkeiten machte, sodaß Luther etwas unwillig in die Worte ausbrach: »Du kommst mir sehr ungelegen, denn ich hätte ganz anderes zu erledigen als solche Sachen!« Damit erhob er sich und zeigte die Erklärung der von dem Mönch vorgelegten Stelle. Da er nun aber bei der Vergleichung bemerkte, daß die Hände des Mönches Vogelklauen nicht unähnlich waren, so sagte er: »Höre mal, damit bist du doch wohl gemeint, und dieser Ausspruch ist ja gegen dich gerichtet!« Dann schlug er gleich die Stelle in der »Genesis« auf: »Der Same des Weibes wird der Schlange den Kopf zertreten!« und fügte hinzu: »Und was gebunden ist, wirst du

nicht lösen!« Da verschwand, durch diese Worte geschlagen, der Dämon nicht aber, ohne vorher einen heftigen Knall von sich zu geben, sodaß das Gewölbe noch einige Tage nach dem scheußlichen Gestank dieses Räucherwerks roch.« — Wenn einer neuere Beispiele wünscht, so ist sogar hier in meinem Vaterlande in den öffentlichen Akten ein bemerkenswertes Beispiel von einem Gespenst enthalten, das man mit dem besonderen Namen »Kobold« bezeichnet. Ein ähnliches Gespenst hat im Jahre 1683 eine adelige Familie zu Gehofen heimgesucht, worüber der Pfarrer von Gehofen, Leonh. Thalemann, berichtet in einer eigenen Erzählung unter dem Titel: »Eigentliche Beschreibung des Gehofischen Nonnen-Gespenstes, so sich begeben mit des Hoch-Edlen Herren Georg Sittichs von Eberstein Ehe-Liebsten usw.« (1684). Nicht weniger auffallend und fast unerhört ist, was zu Annaberg von einem Gespenst begangen worden ist, wie ganz ausführlich erzählt wird in der »Ebentheuerlichen Beschreibung des Gespenstes, welches in einem Hause zu St. Annaberg im 1691. Jahre viel Schrecken, Furcht und wunderseltzame Schauspiele 2 Monath lang angerichtet, beschrieben von des Hauses Eigenthumbs-Herren, M. Enoch Zobeln, Archidiakon daselbst. Hamburg. — Im Jahre 1691 beunruhigte in einem Ort namens Obercrossen ein Geist, der bisweilen in der Gestalt einer Taube sichtbar war, ein gewisses Haus sehr und man stritt sich damals lebhaft über die Frage, ob er schwarz oder weiß wäre. Der Ortsrichter, der pflichtgemäß die ganze Sache genau untersuchte, stellte fest, daß ihr kein Betrug zugrunde lag. Hier ist auch zu erwähnen, was einem Landmann bei Weimar, wenn ich nicht irre im Jahre 1696, zugestoßen ist, wie ein Gerücht beharrlich verkündet. Dieser Fall wäre wert, genauer behandelt zu werden, wenn mir nur der deutsche Bericht darüber in den Händen wäre. Endlich ist ja, wie ich glaube, bei uns allgemein bekannt, daß in Berlin die »weiße Frau« und in Dresden der »Mönch« jedesmal von den Hofleuten gesehen werden, wenn einem Mitgliede der durchlauchtigsten Familie der Tod nahe bevorsteht. Dieses Wahrzeichen soll ja auch gewohnheitsmäßig kurz vor dem Heimgang des Kurfürsten Friedrich Wilhelm rühmlichsten Angedenkens beobachtet worden sein. Diese beiden Gespenster werden bei Cardanus (de rerum variet. lib. 16) »Zwillinge« genannt. Über beide aber, sowohl über das Berliner als auch über das Dresdener Gespenst, findet man wunderbare Geschichten im »Höllischen Morpheus« von Peter Goldschmid, Pfarrer in Sterup. Darin sind auch noch mehrere Geschichten ähnlicher Art enthalten, die der eben genannte Verfasser nach der Handschrift eines vornehmen holsteinischen Edelmannes hübsch der Reihe nach anführt. Eine von diesen haben wir uns entschlossen hier wiederzugeben, weil sie vor allen Glauben zu verdienen scheint. Es ist aber in der Reihenfolge die 13. Geschichte und sie besagt nach dem Wortlaut des Manuskriptes folgendes: »Der Churfürstliche Brandenburgische Hoff-Prediger, Herr Ursinus, hat mir selber erzehlet, daß, wie er das erste mahl hat predigen

sollen und bey Nacht auff die Predigt studiret gehabt, der Teuffel das Licht dreymahl ausgeblasen, so daß er das Blasen habe hören können, ohne daß er etwas gesehen. Und wie er das Licht wieder angezündet und in seiner Meditation nicht wollen hindern lassen, hat der Teuffel auff dem Spinette, so in der Kammer gestanden, angefangen zu spielen, worüber er sein Studiren hat quittiren und zu Bette gehen müssen.« — Schließlich würde ich den Spöttern zu Gefallen noch das sehr bekannte Beispiel des Martin Schook, Professors an der Viadrina[1]), der die Existenz der Gespenster verneint, heranziehen, wenn mir diese Mühe nicht schon der hochberühmte Kirchmaier vorweggenommen hätte. Dieser sagt in: Disput. de spectrorum apparitionibus etc. Wittebergae anno 1692 habita, § 9, nachdem er die Geschichte des Schook vorgebracht: »Wir könnten diesem Beispiel ein anderes hinzufügen von einem Kollegen, einem Manne von großem Ruf und großer Berühmtheit wegen seiner Verdienste und Schriften auf wissenschaftlichem Gebiete, der, durch die Erfahrung gewitzigt, gelernt hat, seine späteren Erwägungen von den früheren zu trennen und heute ein Verteidiger der Gespenster ist.« Übrigens macht, nebenbei gesagt, der oben erwähnte Autor des »Höllischen Morpheus« (in cap. 4, p. m. 133) dem sel. Pufendorf auf Grund eines falschen Vorurteils diesen Vorwurf: »Der zu unsern Zeiten bey der politischen Welt so hochangesehene Pufendorf will etwas und auch nichts von den Erscheinungen halten, und läßt also in diesem Stück seinen indifferentissimum naturalisticum, wiewohl mit gantz bescheidenen Worten, in ansehen der obbemeldten, genugsam blicken, da er in seinem Sendschreiben zu seinen Freunden in Deutschland also redet: Daß die Gespenster einen besonderen Glaubensartikel ausmachen, habe ich noch nicht gehört. Wenn mich einer über dieselben befragen würde, so gäbe ich ihm zur Antwort: ich habe noch nie ein Gespenst gesehen und wünsche auch nicht eins zu sehen. Ich glaube zwar, daß viele derselben von unerfahrenen Menschen infolge ihrer Furcht vor der Nacht oder aus einem Irrtum in der Dunkelheit oder auf Grund von Illusionen anderer Leute erdichtet werden, aber allen ohne Unterschied die Glaubwürdigkeit abzusprechen, halte ich doch für zu gewagt.«

§ 12. Bisher haben wir also über Gespenster im allgemeinen gesprochen und deren Existenz behauptet; jetzt wenden wir uns zu den Rechtssachen, indem wir zahlreiche Fälle heranziehen und mit ihnen die rechtlichen Beziehungen verbinden. Wir werden dabei aber folgende Ordnung innehalten: erst wird über die Zivilsachen, nachher über die Kriminalsachen verhandelt. Bei den Zivilsachen ist das Personenrecht in erster Linie zu nennen, und zwar hauptsächlich wieder die Materie über Verlöbnisse und Ehen. Wenn also nun ein Verlöbnis eingegangen worden ist mit einer Frau, die beständig von Gespenstern heimgesucht

---

[1]) Universität zu Frankfurt a. d. Oder (Anm. d. Verf.).

wird, so fragt es sich, ob ein solches Verlöbnis gelöst werden kann. Es ist nämlich erfahrungsmäßig festgestellt, daß gewisse Personen ohne Unterlaß von bösartigen Geistern gequält werden; weshalb allerdings, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Wer vermöchte auch die göttlichen Ratschläge zu erforschen? Dagegen müssen wir eingehender betrachten: wenn dem Bräutigam oder der Braut etwas derartiges zustoßen sollte, ob dann der andere Teil zum Vollzug der Ehe wider Willen gezwungen werden könne. Nun, wenn schon vor dem Abschluß des Verlöbnisses der eine Teil der Kontrahenten mit diesem Uebel behaftet war, so hegen wir keinen Zweifel, daß der andere auf Auflösung klagen kann, vorausgesetzt daß er nichts von der Sache wußte. Denn nichts ist einer Zustimmung so zuwider als ein Irrtum (L. 15 ff de jurisd.), und infolgedessen pflegen alle Verträge eines Irrtums wegen gelöst zu werden (L. 57 ff de O. et A.); daher geben dasselbe alle Doktoren auch inbezug auf Verlöbnisse zu. Es könnte aber für das Gegenteil der Einwurf vorgebracht werden, daß dieser Irrtum sich um »Zufälligkeiten« (Akzidentalien) des Rechtsgeschäfts drehe und daß schon im Kanonischen Recht gewöhnlich unterschieden werde, ob der Irrtum begangen ist inbezug auf das »Wesen« (Substantialien) oder inbezug auf Akzidentalien des Verlöbnisses (Can. un. causs. 21. quaest. 1), eine Ansicht, der sich die Doktoren auch angeschlossen haben, weshalb sie also eine Trennung auf Grund eines Irrtums inbezug auf Akzidentalien nicht zugeben. Wir wollen hier aber der Kürze halber nicht weiter diese Unterscheidung kritisch beleuchten. Uns möge es genügen, daß die einsichtigeren unter den Doktoren im allgemeinen dann jedesmal eine Trennung gestatten, wenn der eine Teil des verlobten Paares niemals das Verlöbnis eingegangen wäre, wenn er den Grund (der Trennung), der ihm damals unbekannt war, gekannt haben würde. Nicolai: de repud. et divort. cap. 2, n. 4; Sanhez: de matrim. l. 1, Disp. 62; Lessius: de Inst. et. Jure lib. 2, cap. 18, dubit 10, n. 72 ff, wo er diese Ansicht äußert: ». . . weil du in Ansehung des Gefühls (Affekts) und der Absicht (Intention), die dich beseelten, als du das Versprechen gabst, nicht glaubst, daß du dich zur Erfüllung des Versprechens zu verpflichten willens gewesen wärest, falls du einen solchen Fehler an dem andern Teil wahrgenommen hättest.« Hierauf beziehen sich auch des sel. Luthers Worte (Lib.: »Von Ehe-Sachen«, Tom. 6, Wittenb. fol. 269): »Wann ein Mann solchen Mangel hernach an seiner Braut findet, daß er sie nicht genommen hätte, wo er zuvor hätte gewust, soll er ja billig frey sein, sie zu lassen, denn er hat sie mit solchem Zusatz nie bewilliget zu nehmen.« Wenn aber eine von zwei verlobten Personen den Fehler selbst gekannt hat, so sieht wohl ein jeder, daß man in diesem Falle eine ganz andere Entscheidung fällen muß, weil jener dann doch gleichsam stillschweigend versprochen hat, daß er ein solches Schicksal der andern geduldig auf sich nehmen werde. (Fortsetzung folgt).

Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?

(Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen.)

Von **Friedrich Feerhow.**

(Fortsetzung.)

3. F. Rychnowski.

Franz Rychnowski, ein Lemberger Ingenieur und Elektrotechniker, kündigte am 1. Mai 1896 einer wissenschaftlichen Akademie an, daß es ihm gelungen sei, einen neuen Grundstoff zu entdecken und ihn auf künstlichem Wege zu produzieren. Da ihn seine theoretischen Erwägungen zu der Anschauung führten, daß der elektrische Strom nichts anderes sei als »ein geschlossener Kreislauf dieses Stoffes«, wählte er dafür den Namen »Elektroid«; er äußerte, daß er erst jetzt wisse, was Elektrizität sei.

Rychnowski stammte aus einer polnischen Adelsfamilie (geb. 1850), erhielt aber eine deutsche Erziehung. Als Ingenieur besaß er einen sehr guten Ruf. Er erhielt im Jahre 1878 auf der Pariser Weltausstellung für seinen »Kalorifer« die große silberne Medaille, war Hoflieferant des Königs von Rumänien, fungierte als Sachverständiger für Elektrotechnik in und außerhalb Galiziens und die Stadt Lemberg verdankt ihm tüchtige Ingenieurarbeiten. Wenn er also eine physikalische Erfindung ankündigte, verdiente er gewiß Aufmerksamkeit.

In der Nummer vom 28. Mai 1898 der Krakauer Wochenschrift »Zycie« hat Rychnowski einen ausführlichen Bericht[1]) über das Elektroid gemacht, dem hauptsächlich die folgenden Angaben entstammen.

Die neue Kraftform wurde durch Elektrolyse gewonnen, aber in einer Weise, die bisher noch nicht versucht wurde, obwohl der Gedanke ganz naheliegend sei.[2]) In der Hauptsache handle es sich um die Zerlegung des Wasserstoffs, welcher, nach Rychnowski, kein einfacher Grundstoff sei. Es wurde kein Dynamo zur Erzeugung verwendet, wie alle Berichterstatter zuerst fälschlich annahmen:

Was Rychnowski auf die Spur seiner Entdeckung brachte, war ein ganz eigentümlicher Duft, der an Ozongeruch erinnerte, ohne daß aber nachweislich Ozon vorhanden war.

Was ist nun eigentlich das Elektroid?

»Eine Kraft«, sagt Rychnowski, indem er allgemein ihre Wirkungen charakterisiert, — »welche die Stoffteilchen teils zerstreut, teils in wunderliche Formen gruppiert, welche Bewegungen der Körper zustande bringt, die mit unseren heutigen Begriffen oft unvereinbar sind, welche Gegen-

---

[1]) Aus dem Polnischen übersetzt von V. R. Lang in Lemberg. Vgl. auch die Artikel des Uebersetzers in »Die Uebersinnl. Welt«, Sept. u. Nov. 1898, und »Psych. Studien«, April- u. Juliheft vom selb. J.

[2]) Im Akademiebericht heißt es bloß: »Vermittels eines hochgespannten elektrischen Stromes von konstanter Richtung.«

stände selbst dann erleuchtet, wenn solche von einem festen, das Licht nicht durchlassenden Körper verdeckt sind, welche elektrisch, magnetisch und gravitorisch auf ihre Umgebung wirkt, in staunenswerter Weise das Wachstum und die Blütenentfaltung der Pflanzen beschleunigt und schließlich die biologische Energie entweder steigert oder unter anderen Bedingungen gänzlich vernichtet.«

»Es ist eine beinahe freie Energie, die in ungemein feinen Teilchen wägbarer Materie verteilt ist.... Diese Substanz ist gasförmig, ungemein flüchtig und so subtil, daß sie feste Körper zu durchdringen und sich auch in deren Masse festzusetzen vermag. Dieselbe leuchtet im Dunkeln auf einer Wasserfläche grünbläulich und verbreitet einen erfrischenden, an die reine Luft im Gebirge erinnernden Geruch; sie zerteilt sich sehr rasch in der Luft und schlägt sich dann an den umgebenden Körpern nieder, wobei diese einen fahlen Lichtschein verbreiten.

».. . Ich habe bei diesen Experimenten öfters meine Gesundheit, ja mein Leben gefährdet und für meine Erfindung das ganze Vermögen geopfert. Die Konstruktion und Wirkungsweise des Apparates halte ich geheim, weil, dank der sonderbaren Freigebigkeit des Patentgesetzes, das manchmal teuer erkaufte Geistesvermögen eines Individuums im Augenblicke der Patentveröffentlichung zum Gemeingut wird.

»Aus meinem Apparate entfließt das Elektroid durch eine kleine spitze Röhre; beim Ausfluß vernehmen wir ein säuselndes oder pfeifendes Geräusch, verspüren einen erfrischenden Geruch und einen kühlen Luftzug. Die Geschwindigkeit des Ausflusses ist sehr bedeutend; kleine, innerhalb der Ausflußröhre plazierte Gegenstände werden mit solcher Vehemenz herausgeschleudert, daß sie eine Glasscheibe total durchschlagen, ohne sie sonst zu beschädigen. Wenn man den Elektroidstrom in ein dunkles Zimmer hineinläßt, so wird an der Röhrenmündung ein fächer- oder besenartiges Bündel schwachen Lichtes bemerkbar, welches sich nachher in einen leuchtenden Nebel von merkwürdigen Formen verwandelt. Dann fühlt man eine Augenermüdung, ähnlich der, die nach längerem Schauen ins Tageslicht eintritt. Wenn sich dabei innerhalb eines Meters vom Apparate kugelige Glasgefäße befinden, aus welchen vorher die Luft ausgepumpt wurde, so werden alle diese Gefäße in einem Mondlicht erglänzen. Außerdem weisen sie während der ganzen Zeit des Stromausflusses eine Gewichtszunahme auf. Das Leuchten dauert noch einige Zeit nach der Unterbrechung des Stromes fort. Ein frei und beweglich aufgehängtes Gefäß bekundet die Tendenz zu zweierlei Bewegungen: 1) zu einer Rotation um die eigene Axe, 2) zum Umkreisen jenes Punktes in elliptischer Bahn, aus welchem das Lichtbündel (am Apparate) entströmt. . . .

»Von anderen Eigenschaften des Elektroids sind zu erwähnen: die Ausdehnbarkeit und Expansivkraft, analog den physikalischen Eigenschaften von Gasen.

Ferner: »Wenn wir mitten in die Bahn der Elektroidstrahlen eine große polierte Platte hineinstellen, so werden die Strahlen nach optischem Gesetze reflektiert, wobei das reflektierte Licht eine weiße Färbung erhält.« Für die Leitung des Elektroids in größerer Menge dienen mit Kollodium oder Gummi elasticum überzogene, beiderseits mit dünnwandigen Glaskugeln versehene evakuierte Glasröhren oder einfache Kautschukschläuche. Eines solchen Schlauches bedient man sich, will man die Strömung auf irgend einen Gegenstand oder Punkt konzentrieren.

»Auf einer lichtempfindlichen Platte entsteht unter der Einwirkung des Strahles ein klares, negatives Lichtbild von einer tulpenförmigen, mit Strahlen umgebenen, sehr eigentümlichen Zeichnung. Ein gewöhnliches Negativ kopiert sich in einer bei gewöhnlichem Lichte kaum erreichbaren Präzision.

»Man fühlt ein Wohlbehagen während des Einatmens des Strahles. Für die Zunge schmeckt er süßlich laugenhaft. . . .

»Diese und andere äußerst charakteristische Experimente sprechen dafür, daß das Elektroid ein überaus feiner, freie Energie enthaltender Stoff ist.«

Rychnowski ging so weit, die Gleichung aufzustellen: »Elektroid = Weltäther.« Er glaubte sich dazu berechtigt aus der Beobachtung einer Reihe von Transformationserscheinungen an dieser Energieform. Er sagt: »Ich bin auf Grund einer Anzahl von Experimenten zu der Anschauung gekommen, daß Elektroid oder Aether einer der wichtigsten naturwissenschaftlichen Faktoren ist, daß alle physikalischen, chemischen, mechanischen Erscheinungen in diesem einen Knoten der elektroiden oder ätherischen Energie verknüpft ist.

Sobald die freie Ausbreitung und Fortleitung dieses eigentümlichen Stoffes gehemmt wird, erfolgt eine Stauung, welche gleichzeitig sowohl Licht, Wärme als auch Bewegungsenergie zur Folge hat. Eine Beförderung der Ausbreitung und Fortleitung veranlaßt Abkühlung und elektrische Erscheinungen; der Zustand der Ruhe veranlaßt gravitorische Wirkungen, sowohl in der Nähe als auch auf Entfernung.

»Ich stelle mir die Sonne als den großen Produzenten dieses Agens vor, welches sie wieder von anderen, uns unbekannten Motoren schöpft. Dieser Motor kann ein anderer, noch größerer Himmelskörper sein, zu dem unsere Sonne im Vasallenverhältnis steht, wie die Erde zur Sonne.«

Nun die Erde: ». . . Die Strahlen, welche in zentrifugaler Richtung entströmen, sind die Ursache der Gravitation nach dem Erdzentrum, und jeder durch sie angezogene Körper bildet ein Hindernis und Hemmnis ihrer Fortpflanzung, das größer oder kleiner, je nach dessen Durchdringlichkeit ist. . . . Diese Strahlen erscheinen als blasses, gespensterhaftes Licht.«

»Die Rotationsstrahlen (unseres Globus) sind die Ursache des Erdmagnetismus, da sie auf den Erdpolen in Wirbelbewegung geraten,

sich in den Weltraum erheben und dabei sichtbare Lichtstreifen (Polarlicht) erzeugen. In diesem Falle verhalten sie sich ganz wie ein galvanischer Strom, indem sie, ebenso wie der letztere, die Ablenkung der Magnetnadel bewirken.«

Aber nicht nur die physikalische Welt, auch das gesamte Reich des Lebens sollte vom Elektroid beherrscht sein. Der Entdecker der neuen Energie war kühn genug, sich die Frage zu stellen: Worin beruht das Geheimnis der organischen Zelle, von welcher Darwin gesagt hat, daß man die ganze Welt aus ihr aufbauen könnte?

Er gelangte dazu auf dem Wege über Einwirkungen des Elektroides auf anorganische und organische Substanz, »organisierende Einflüsse«, die allerdings auffällig genug waren, um zu weiten Perspektiven anzureizen: Pulverisiertes Bleioxyd, welches in ein Gefäß mit Wasser hineingeschüttet, den Elektroidstrahlen ausgesetzt und dann photographiert wurde, hatte sich in sternartigen Figuren angeordnet, die der chemischen Zusammensetzung dieser Substanz entsprechen. Andere Substanzen, wie z. B. Stärke, Bärlappsamen, Asche etc., sollen sich nach ihrer besondern Eigenart gruppiert haben.

So ähnlich schien auch ein Einfluß auf Assimilation und Zellteilung vorzuliegen, und Rychnowski meinte nichts geringerem als dem Geheimnis der Zellbildung auf der Spur zu sein.

»Ich bin zu der tiefen Ueberzeugung gekommen, daß wir, wenn wir ein solches Grundelement des organischen Aufbaues zu Diensten haben, wir dasselbe unter entsprechenden Bedingungen zum Hervorbringen von Veränderungen in dem menschlichen und tierischen Organismus benutzen können. So sind wir z. B. imstande, die Leiden eines Kranken zu lindern.

»Ich beobachtete, daß organische Substanzen unter dem Einfluß der Elektroidstrahlen ihre Neigung zur Fäulnis verlieren, daß Fleisch, Eiweiß, Eidotter vor dem Verdorbenwerden bewahrt werden kann.*) (Lang berichtet von solchen Proben elektroidierter organischer Stoffe, nämlich: »zwei Stück Rindfleisch, ein Stück Fischfleisch, ein Stück Fischrogen, ein Stück Eidotter und auch Eiweiß. Alles dies lag schon seit einem Jahre bei R. in freier Luft. Die Proben sehen merkwürdig aus. . . .«) — »Ferner werden Bazillen getötet,« fährt Rychnowsky fort, »oder zu kräftigerer Entfaltung gebracht, je nach den Bedingungen der Einwirkungen des Elektroids, und die Kapillaritäts- und Adhäsionskräfte steigern sich unter dem Einflusse meiner Strahlen.«

Weiter berichtet er über zwei Leistungen seines Apparats, die gleich den eben vorhergehenden lebhaft an Prof. Korschelt und seine Strahlapparate erinnern:

»Der Wein ändert sich unter der Einwirkung dieser Substanz, er wird süßlicher und schmeckt nach altem Weine; der bestrahlten Flasche

---

*) Das Fleisch war geruchlos, braunkrustig, rot durchscheinend aber genießbar.

entstrahlen grünliche, in der Form an die Ausströmung einer unter Druck stehenden Flüssigkeit erinnernde Strahlen; mit der Hand abgewischt, ergeben sie einen Geruch frischer Luft.

»Eine unaufgeblühte, jedoch mit grünen Knospen versehene Hyazinthe blühte im Dunkeln unter dem Einfluß dieser Substanz in vier Stunden unter Verbreitung eines starken Aromas auf und wuchs gleichzeitig um 16 Millimeter.« — »Ueberhaupt entwickeln die Blumen während des Elektroidierens ihr Aroma in verstärktem Maße,« bemerkte Lang ergänzend dazu, »welchen Umstand Rychnowski benutzte, um aus lebenden Blumen ihre flüchtigen Substanzen vermittels eines besonderen Verfahrens abzusetzen. Auf diese Weise erhielt er ein sehr starkes Parfüm von Tuberosen. Die Blumen starben nicht ab.«

Die »Stromstrahlen« beeinflussen nach Rychnowski auch die Augenlinse, desinfizieren die Mundhöhle, den Rachen, verwundete Körperteile, ohne eine andere Empfindung als die einer angenehmen Kühle zu erwecken.

»Ich bemerkte des weiteren, daß die alkoholischen Getränke ihren Geschmack verändern und berauschender wirken, was, wie es scheint, durch die Umsetzung in Alkohol veranlaßt wird. Es ist auch die Abscheidung des Zuckers und Alkohols aus Lösungen auf kaltem Wege nicht ausgeschlossen und die Destillation weiterer Flüssigkeiten auf kaltem Wege steht in Aussicht.

»Die Reihe der betreffenden Experimente ist noch gar nicht abgeschlossen im Gegenteil räume ich ein, daß sich alles noch im Anfangsstadium befindet. Ich hege jedoch die zuversichtliche Erwartung, daß diese Energie in der Zukunft an die Stelle aller bisherigen Halbmittel der Licht- und Wärmeenergie treten wird, daß unsere Zimmer abends wie mit hellem Tageslicht beleuchtet sein werden, das sich schon heute vermittels Elektroid im kleinen Maßstabe erzeugen läßt . . .« etc.

Wie mir von informierter Seite gesagt wurde, soll bereits eine Wiener technische Firma mit Rychnowski bezüglich seiner neuen Beleuchtungsart in Unterhandlung gewesen sein. Warum aber aus der ganzen Sache nichts geworden ist, ist mir unbekannt.

Der Berichterstatter V. W. Lang stellte noch eine besondere praktische Anwendung in Aussicht: »Da jedes Stoffteilchen, je nach seiner chemischen Zusammensetzung, in einer bestimmten, verschiedenartigen Projektion vom Elektroid angezogen wird, so lassen sich aus einem mechanischen Gemisch gepulverter oder kleinkörniger Substanzen alle Bestandteile separieren, was die Goldsandgewinnung sehr vereinfachen würde. Auf diese besondere Anziehung verschiedener Mineralien scheint sich auch, im Verein mit der sensitiven Beanlagung des Rhabdomanten das Geheimnis der Wünschelrute zu gründen.« — —

Ende 1898 schrieb derselbe Berichterstatter über die Elektroidexperimente: »Nach mehrfachen Verbesserungen des Apparates funktioniert derselbe jetzt ganz regelmäßig, und zwar sieht man, was die Lichterscheinungen anlangt, stets der spitzen Mündung der Ausflußröhre ein bläulichviolettes Lichtstrahlenbündel in Fächer-, Besen-, Kegelform entströmen, welches sich später in leuchtenden bläulichweißen Nebel verwandelt (wie er in Geißlerröhren und deutlicher in elektrischen Glühlampen zu sehen ist). Dieser Nebel, welcher frei im Zimmer schwebt, erscheint aber erst dann, wenn man bei vollkommener Dunkelheit durch einige Stunden beständig den Apparat in Aktion setzt. Dann wird allmählich das ganze Zimmer in solchen Dunst gehüllt, der sich sogar an den Gegenständen niederschlägt (oder ihre Phosphoreszenz weckt?), sodaß man im Zimmer leidlich alle Sachen zu unterscheiden vermag. Aus der Maschine sieht man dabei einen mächtigen, 30 bis 50 cm hohen Strahl emporschießen, der sich besenartig verbreitet und oben in einer Dunstwolke endigt. Ich berichte nach Rychnowskis Schilderung, der in seiner unermüdlichen Art manchmal eine ganze Nacht hindurch diese Lichterscheinungen beobachtet hat.«

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Psychometrie.

Von prakt. Arzt **P. Reinhardt.**

(Schluß.)

Professor Buchanan gibt in seinem Handbuch eine Reihe von politischen Untersuchungen, die den Wert der Psychometrie für dieses Gebiet deutlich klarlegen. Buchanan verschaffte sich Bilder von bekannten Politikern und Staatsmännern, wodurch es ihm möglich war, in der Zukunft liegende Ereignisse mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Wenn ihm keine Bilder zur Verfügung standen, fragte er einfach über die nächste Zukunft, seine eigenen Gedanken über den betreffenden Punkt wurden somit untersucht. Die Erklärung dieses psychometrischen Prophezeiens muß wohl im allgemeinen als Schlußfolgerung aufgefaßt werden. Die mehr oder weniger unbewußte Psyche des Untersuchenden faßt eben die Zusammenhänge einzelner Ereignisse viel tiefer auf, ähnlich wie ein politisch Eingeweihter bessere Kombinationen machen kann als ein Neuling auf dem Gebiete. Dann ist auch die astrologische Erklärung möglich, nur müßte der Psyche die Fähigkeit zugestanden werden, sich ein geistiges Horoskop zu konstruieren und die Schlüsse als Zukunft anzugeben. — — Wenn meine eigenen Erfahrungen da maßgebend sein dürfen, ist es Tatsache: die meisten intuitiv prophezeiten Tatsachen lassen sich mit Hilfe der Astrologie ebenfalls finden, ebenso wie psychometrische Krankheitsdiagnosen durch die Schuluntersuchung bestätigt

werden können, wie auch wie der Befund des Charakters durch die Deutung aus den Handlinien ein ähnliches Resultat liefert. Es scheint sich da um ähnliche Grundlagen zu handeln. Jedenfalls schließt eins das andere nicht aus. Ich habe beobachtet, daß ein Hellhörer sich die Hand einer Untersuchungsperson kurz ansah, obgleich er von Handlesekunst nichts verstand, und dann auf Grund des gefaßten Eindruckes seine Diagnose vollkommen richtig stellte. Die Linien der Hand hatten für ihn eine besondere Wirkung hinsichtlich der Beschreibung von vergangenen und noch in der Zukunft liegenden Ereignissen. Es ist auch bekannt, daß es Graphologen gibt, die mehr auf den Eindruck der Schriftzüge geben als die gelernten Regeln. — — Beides, die Regeln und das Intuitive, lassen sich auch mit Vorteil vereinigen. Jedenfalls ist es sehr zu empfehlen, sich vor dem Einholen eines Rates durch einen Psychometer oder Sensitiven sich mit dem zu behandelnden Stoff recht genau vertraut zu machen, auch dem Medium sonstige Befunde der Grenzwissenschaften zugänglich zu machen. — — Es ist bezeichnend, daß Buchanan auch Verstorbene um ihre Meinung befragt hat. So teilte ihm der Eindruck von Dr. Gall mit, daß er die Buchanansche Entdeckung der Psychometrie für sehr bedeutend halte und ihr eine große Zukunft voraussage. Aehnlich verbinden sich einige Psychometer absichtlich mit anderen Intelligenzen, lebenden oder toten, um über eine schwierige Sache ein Urteil zu gewinnen. Dieses fällt naturgemäß in einzelnen Dingen verschieden aus, wenn auch die Hauptsachen übereinstimmen mögen. Ein Kritiker der alten Schule würde natürlich da gleich absprechend urteilen, aber ein materiell erzogener Kritikus kann überhaupt nichts erreichen. Weitere Einzelheiten werden sich in der psychometrischen Uebung eines jeden Einzelnen von selbst ergeben. Das ist Sache der Erfahrung.

Wenn man nun zum Schluß noch einen einzigen Blick auf die Hauptabsicht des Buchananschen Buchs wirft, so ist sein Werk gelungen. Er wollte zeigen, daß es der menschlichen Psyche durch Konzentration auf einen eingeengten Gesichtskreis gelingt, Hervorragendes zu leisten, und zwar in einem dem wachen ganz ähnlichen Zustand, so daß die Willensfreiheit — im landläufigen Sinne des Wortes — vollkommen gewahrt bleibt. Wer seine Beweisstücke ohne vorgefaßte Meinung prüft, wird die psychometrischen Fähigkeiten anerkennen können. Dabei kommt der Kulturfortschritt nicht zu kurz. Im Gegenteil werden über kurz oder lang die meisten Menschen sich der Psychometrie als einer landläufigen Fähigkeit bedienen. Als eine Folge muß dann auch eine größere Vergeistigung und soziale Verbesserung der Menschheit bezeichnet werden. In sofern ist allerdings die Psychometrie, wie Buchanan sagt, der Grundstein einer höheren Kultur.

Okkultistische Umschau.

Internationale wissenschaftliche Ausstellung zur Erforschung des Übersinnlichen. Es wird beabsichtigt, im Frühjahr 1914 in Berlin eine Internationale wissenschaftliche Ausstellung zur Erforschung des Übersinnlichen in Verbindung mit einem Kongreß sowie wissenschaftlichen Vorträgen zu veranstalten. Zur Beratung sind bereits folgende Herren zusammengetreten: Professor Dr. Nagel, Dr. med. von Kapff, Direktor Gehrke, Fabrikbesitzer Gube, Ingenieur Basenach, Schriftsteller B. Wildberg, Freiherr von Hünefeld, Frau Raschig, Dr. Bergmann, H. von Pilgrim, Kunstmaler Fidus, Schriftsteller Hans Freimarck, Rittmeister von Hayn, H. Fischer, Dr. H. Rippler, Justizrat Kalinowsky, Schriftsteller V. Blüthgen.

Auf der Rednerliste stehen: Professor Dr. Nagel, Dr. von Kapff, Dr. von Schrenck-Notzing, Prof. Dr. Lasson, Dr. phil. Hennig, Dr. Aigner, Frau Raschig, Alexander Moissi, Emanuel Reicher, Friedr. Kayssler, Oberst Darget, Dr. Ochorowitsch, Fr. Clara Blüthgen, H. Fischer, H. Krall.

Weitere Aufforderungen ergehen an: Prof. Meyer-Tübingen, Prof. Dr. Staudenmayer, Maurice Maeterlinck, Prof. Dr. von Garbe, Chefredakteur von Kupffer, Dr. Gerhard Hauptmann, Dr. phil. Bärwald, Dr. Hallauer, Dr. med. Hartung, Schriftsteller K. Münzer, Dr. R. Presber, Dr. W. Bormann, Prof. Dr. Meyer, Prof. Dr. Forel u. a.

Zur Ausstellung gelangen Sammlungen der Vereine und Logen in Berlin, München, Leipzig, Dresden, Weinsberg, Stuttgart, Köln, Wien, Prag, Warschau, Petersburg, Riga, Zürich, Bern, Rom, Venedig, Genua, Nizza, Brüssel, Paris, London, Cambridge, New-York, Singapore, Madrid, Barcelona, Kopenhagen, Budapest.

Sammlungen einzelner Forscher: Dr. med. von Schrenck-Notzing, San.-Rat Dr. Moll, Prof. Max Dessoir, Prof. Dr. Nagel, Dr. med. G. Krafft, Gabr. v. Max, Gräfin O. Moltke-Huitfeld, Kammersängerin Fr. Destinn, Jacques Groll, Dr. Feilgenhauer, Prof. Crookes, Prof. Maxwell, Sir Oliver Lodge, Prof. Dr. Wallace, Prof. Francis Peebody, Staatsrat Aksakoff, Dr. Naum-Kotik, Dr. med. Ochorowitsch, Prof. Pitersen, Gerichtspräs. Sulzer, Oberst de Rochas, Dir. Flammarion, Prof. Dr. Richet, Oberst Darget, Conte de Vesmé, Prof. Caccia, Mr. Hall, Dr. Sartori, Prof. Falcomer, Dr. Firari, Cesare Lombroso, Dr. med. Lapponi (letztere beide verstorben).

Ausstellung medialer Malereien, Zeichnungen, Skulpturen, Niederschriften, Apporte, Materialisations-Photographien, ferner von Apparaten zur wissenschaftlichen Prüfung von Medien, Fesselungsmethoden etc., Skriptoskop, Psychograph, Typtograph etc., sowie von Büchern und Zeitschriften der Verleger okkulter Werke, Auslage und Buchverkauf. Sonderausstellung des Kunstmalers Fidus, Berlin-Erkner; von Frau M. Raschig, Berlin-Steglitz; (Sammlungen über Chirologie, Graphologie, Astrologie, Physiognomik u. a.).

Abteilung für experimentelle Psychologie. Wissenschaftliche Prüfungskommission für Kundgebungen des Übersinnlichen. a) Psychometrie, Gedankenlesen, Hellsehen, -hören, -fühlen; b) Traummalen, -zeichnen, -schreiben, -reden, -tanzen; c) Tischsitzungen, physikalische und Materialisationsmedien, Fakire etc.

Professor Reisners Entdeckung doch Humbug. (Ein eingelaufener Brief.)

Sehr geehrter Herr!

Die Geschichte von den Funden des Professors Reisner im Kopf der Sphinx von Gize entpuppt sich nun doch als amerikanischer Humbug.

Ich höre soeben, daß Professor Reisner vom Sudan aus an eine in Kairo erscheinende Zeitung eine Zuschrift gerichtet habe, worin er auf das bestimmteste erklärt, daß er noch niemals an oder in der Sphinx von Gize Ausgrabungen vorgenommen habe und auch niemals die Absicht gehabt habe, etwas derartiges vorzunehmen.

Mein im Septemberheft des Zentralblattes f. O. auf S. 130 u. f. abgedruckter Aufsatz über „Das Rätsel der Sphinx“ stützt sich nun darauf, daß der von mir sehr geschätzte Direktor des ethnographischen Museums in München damals keinen Zweifel hegte, daß die durch die Blätter gegangene Mitteilung, Prof. Reisner habe im Innern dieser Sphinxfigur verschiedene Kammern entdeckt, auf Wahrheit beruhen werde. Leider sind nun aber auch Museums-Direktoren nicht unfehlbar. Die ganze Geschichte von den von Prof. Reisner in der Sphinx entdeckten Innenräumen erweist sich also nachträglich als glatt erfunden, wie Sie ja ganz richtig von vornherein vermutet haben. Die Wahrheit wäre natürlich viel früher ans Tageslicht gekommen, wenn Professor Reisner in der Lage gewesen wäre, den über ihn verbreiteten Gerüchten sofort entgegenzutreten. Aber da er sich damals im Sudan aufhielt, so ist es begreiflich, daß ihm die Kunde davon erst nach Wochen zuging.

Durch die nun erfolgte Aufhellung dieser dunkeln Sache wird also all das hinfällig, was auf den Seiten 130 und 131 steht; nicht hinfällig wird dagegen das, was auf S. 132 über die okkulte Bedeutung der Sphinx-Figur angegeben wird. Dies wird natürlich dadurch nicht berührt, und gerade darum war es mir auch bei diesem kleinen Aufsatz hauptsächlich zu tun.

Indem ich Sie bitte, von diesem Brief Ihren Lesern womöglich schon im Oktoberheft Kenntnis zu geben, begrüße ich Sie ganz ergebenst.

Ludwig Deinhard.

Alchimisterei in Alt-Wien. Durch die epochemachenden chemischen Entdeckungen eines Lavoisier und eines Berthollot am Ende des 18. Jahrhunderts verlor die bis dahin als quasi offizielle Wissenschaft geltende Alchimie jegliches Ansehen. Geheimerweise wurde sie aber trotzdem selbst von Gelehrten und anderen geistig hochstehenden Persönlichkeiten weitergepflegt. Ja selbst Goethe bekennt sich in „Dichtung und Wahrheit“ als passionierter Hermetiker und seinen Lobgesang auf die Alchimie hat er im ersten Teile seines „Faust“ verewigt. Bekannt sind seine hermetischen Studien mit der frommen und gelehrten Susanne von Klettenberg, einer Jugendfreundin der Frau Rat, und mit seinem Hausarzt, dem Arkanologen Dr. Moser, der Goethe mit alchimistischen Mitteln einmal sogar das Leben gerettet hat. Es ist daher nicht wunderlich, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den meisten europäischen Fürstenhöfen neben der damals stark florierenden Freimaurerei auch sogenannte Rosenkreuzerei betrieben wurde. Mitglieder dieser Gesellschaften waren zumeist Adelige, Künstler, Gelehrte, selbst Theologen, die alle, möglicherweise wie Goethe, teils aus Forschertrieb, teils aus Liebhaberei der uralten Alchimie treu geblieben sind. Wem übrigens das Wesen der Alchimie bekannt ist, wird wohl wissen, daß die echten Hermetiker die Erzeugung des künstlichen Goldes als Möglichkeit gelten ließen, sich aber in erster Linie mit dem Studium der hermetischen Medizin (das ist das Heilen mit den Arkanen [Remedia divina, Arkanologie]) befaßten. Als Franz von Lothringen nach Wien kam, verfolgte er die alchimistischen Probleme mit seinem Geheimen Sekretarius Poquier v. Jolifief, der als Verfasser des erst im Jahre 1779 dem Drucke übergebenen Werkes „Der Kompaß der Weisen“ und mehrerer Schriften über magische Spiegel u. dgl. genannt wird. Im „Kompaß“ verherrlicht der Autor den nachmaligen Kaiser Josef II., „welcher durch seine Gottseligkeit, Klugheit und Menschenliebe die

Herzen aller Weltbürger nach sich ziehet". Nach dessen Tode fand man unter seinen Papieren die Handschriften vieler wissenschaftlicher Arbeiten sowie auch alchimistischer Studien, die er größtenteils mit seinem fürstlichen Herrn elaboriert hatte. Einer besonderen Gunst dürfte sich auch der als „Cabinetssekretarius und geheimer Finanzrath" im Jahre 1762 verstorbene Franz J. Freiherr v. Toussaint erfreut haben. Von seinen hermetischen Werken möge hier der Titel eines Traktates seine Bewandtnis haben: „Ein Prozeß des Grafen Herbeville von Wayl. Kaiser Franz um 2.000 Ducaten gekauft, weißes Kupfer zu machen, mit Zuwachs von Silber, wobey der am 14. May gemachte Versuch beschrieben stehet." Ein bekannter Alchimist war Baron Rüessenstein (oder Nüssenstein), der im Jahre 1754 zu Wien die „Chymischen Universal- und Particular-Prozesse auf seinen Reisen mit 6 Adepten erlernt" herausgab. Der Titel enthält eine alchimistische Versteckspielerei, wie man sie in allen hermetischen Schriften findet. Die Reise mit den 6 Adepten bezieht sich auf die sogenannte Umwandlung der sechs unedlen Metalle in Gold. Rüessenstein kaufte einmal für seine Versuche vom Wiener Materialisten Balthasar Bratel eine bestimmte Menge „saturnische Mineram", die etwas Silber und Gold enthielt. Damit soll er Gold in schweren Mengen projektiert haben . . . „Aus diesem Golde habe ich in Wien Münzen schlagen lassen und ein Theil zu Graetz, ein Theil zu St. Veit, auch zu Salzburg verkauft und habe aus dem Golde von Gott mir gegeben 150 000 Gulden bei einem Gleichen. Weswegen Gott zu benedeien u. loben ist. Amen . . . ." Bekannt sind die Dukaten des Augustinermönches Wenzel Seiler, die aus dem Golde geschlagen wurden, das dieser im Jahre 1675 in Wien vor Kaiser Leopold I. projektiert haben soll. Diese Dukaten hatten auf der Rückseite folgende Legende:

„Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht
bin ich von Zinn zu Gold gemacht."

Die herrliche Wiener Münzsammlung besitzt übrigens ein Medaillon von ovaler Form (37×40 Zentimeter), das im Jahre 1677 Seiler aus Silber in Gold verwandelt haben soll. Seiler wurde später geadelt. Nach den neuesten Untersuchungen soll das Medaillon zum geringsten Teile Gold enthalten.

Im Jahre 1700 wurde in Wien ein Protokoll verfaßt, worin bezeugt wird, daß der Alchimist Laskaris mit einer geheimen Tinktur Kupfermünzen in Silber verwandelt hätte. Dieses Dokument, das noch erhalten geblieben ist, wurde von dem preußischen Gesandten, von dem österreichischen Vizekanzler und mehreren hochstehenden Persönlichkeiten von Wien unterschrieben. Eine interessante Persönlichkeit war Johann Konrad v. Richthausen, der im Jahre 1648 in Gegenwart Ferdinand III. 3 Pfund Quecksilber in 3,5 Pfund Gold verwandelt hatte. Aus diesem Golde wurde eine Denkmünze geprägt. Ferdinand III. erhob Richthausen in den Freiherrnstand mit dem Prädikat „von Chaos". Chaos wirkte als Direktor des Münzwesens der österreichischen Erblande und richtete die Münzämter von Prag, Brünn, Graz usw. ein. Im Jahre 1663 widmete Chaos sein ganzes Vermögen (300 000 fl.) einer Stiftung, die in Wien zu einem Erziehungs- und Unterrichtsinstitute für arme Waisen verwendet wurde. Das Institut befand sich in der Kärntnerstraße (Kärntnerbasar). Die beiden als Portalzierde verwendet gewesenen Statuen des Institutes befinden sich gegenwärtig im Museum der Stadt Wien. Chaos starb im Jahre 1663 zu Schemnitz. Von seiner Grabstätte fehlte jegliche Spur. Erwähnenswerte Alchimisten des 18. Jahrhunderts sind unter anderen der bekannte Baron Linden und Alois Wiener Edler von Sonnenfels, der im Jahre 1747 „Splendor Lucis oder der Glanz des Lichtes" zu Wien erscheinen ließ; ferner Baron Toscano von Olivier, der Engländer Hilverding, General v. Engelshofen, die Künstler Anton und Josef Grassi, Josef Graf Thun, Sehfeld, Joh. Ferdinand Graf Kueffstein u. a. m. Unter der Geistlichkeit war der Jesuitenpater Josef Franz der bedeutendste. Er be-

trieb in der alten Wiener Universität physikalische Studien. Bekannt sind seine Schmelzversuche mit Diamanten. Für die dazu hergestellte Maschine aus drei großen Brennspiegeln und einem eigenen Uhrwerke wurden „viele Tausende von Dukaten verlaboriert". Unter den Wiener Rosenkreuzern befand sich ein gewisser Paul Magnus Schindler, der allerlei „Zaubereien" in den freien Salons zum besten gab. Dieser nicht einwandfreie Schwarzkünstler gab unter anderem vor, „die Fähigkeit zu besitzen, sich aus freien Stücken 2 bis 3 Klafter hoch in die Luft zu erheben und dort 10 bis 15 Minuten herumspazieren zu können". Dieses kuriose Stückchen leistete er einmal sogar in der Burg. In einem Salon wurde an einem Deckenhacken eine Börse mit 100 Dukaten angebracht. Wie die Chronik berichtet, soll Schindler auf seinen „Luftpromenaden" die Börse erreicht haben. Ein ihm verwandter Rosenkreuzer und Zauberkünstler war Meuchelbeck, der einmal im Salon der Fürstin Marie Wilhelmine von Auersperg eine „magische Vorstellung" gab. Besonders tüchtig verstand sich Meuchelbeck auf Geistererscheinungen. Eine solche Vorstellung gab er in einer warmen, mondhellen Juninacht auf dem „St.-Stephans-Freythof", wo er zahlreiche Gespenster zitiert haben soll, die einen solchen Lärm schlugen, daß sämtliche Nachtwächter der inneren Stadt in Aufruhr gebracht wurden.

Professor Henri Bergson über „Gehirn und Seele". Als diesjähriger Präsident der „Gesellschaft für psychische Forschung" in London, welche hervorragende Gelehrte des Kontinents und Amerikas zu ihren Mitgliedern zählt, hat Professor Bergson einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt hauptsächlich auf eine Auseinandersetzung der Bedeutung des Gehirns für das gesamte geistige und seelische Leben des Menschen gerichtet war. Zunächst warf der Gelehrte die Frage auf, wie es käme, daß das Studium der menschlichen Psyche immer noch dem Vorurteil und Spott ausgesetzt wäre, und daß die Männer, die in Laboratorien arbeiten, so häufig psychische Erscheinungen, die ihnen entgegentreten, ohne Prüfung beiseite setzten. Jede Wissenschaft ist an ihre Methode gebunden, wie ein Arbeiter an seine Werkzeuge, und die von der psychischen Forschung verfolgte Methode ist gegenwärtig höchst verschieden von den Methoden der Naturwissenschaft. Sie hält etwa die Mitte zwischen der Methode der Geschichtsforschung und der eines Untersuchungsrichters. Bergson bekennt auch, daß er seinerseits auf einer Prüfung der zahlreichen Fälle während der letzten dreißig Jahre an eine Telepathie ebenso zu glauben geneigt ist wie an die Tatsachen der Geschichte oder an die Gesetze, die sich in Urteilen der Gerichtshöfe bekunden. Der Mann der experimentellen Wissenschaft fühlt immer die Schwierigkeit, aus Erzählungen und Berichten, namentlich wenn sie von gewöhnlichen Leuten stammen, eine Wissenschaft zu machen. Das würde anders sein, wenn man einen Wahrheitsbeweis im Laboratorium antreten könnte. Die Macht der modernen Naturwissenschaft hat sich dahin geäußert, daß alles, was nicht einer Messung unterworfen werden kann, ausgeschieden werden muß. Die Wissenschaft hat infolgedessen auch zu dem Glauben geführt, daß das Gehirn, das doch wenigstens körperlich studiert werden kann, der Sitz der Seele sei, und seit etwa drei Jahrhunderten hat die Metaphysik daran gearbeitet, einen vollständigen Parallelismus zwischen dem Leben des Geistes und dem des Gehirns zu begründen. Die psychische Idee, die auf Messungen überhaupt verzichten muß, paßt nicht in diese Anschauung, und dadurch hat sie das Vorurteil und den Spott hervorgerufen. Professor Bergson aber nennt jene Ansicht der „Parallelisten" eine rein metaphysische Hypothese. Er stützt sich darauf, daß die Versuche, die einzelnen geistigen Funktionen an bestimmte Teile und Bewegungen des Gehirns zu binden, bisher recht wenig Erfolg gehabt haben, und daß sogar die Suche nach dem Sitze der Sprache im Gehirn, auf dessen Entdeckung man sich soviel zugute getan hat, durch Beobachtungsirrtümer in Mißkredit geraten ist.

Das Gedächtnis faßt Bergson auch nicht derart auf, daß das Gehirn Erinnerun-

gen aufspeichert, sondern er nimmt an, daß es sie nur zurückruft, wenn ein Bedarf vorliegt. Das Gehirn sei das Organ der Aufmerksamkeit im Leben, und daher führe seine Störung auch zu einer Störung der Seele, obgleich diese selbst nicht getroffen werde. Das Gehirn sei nicht schöpferisch, sondern ein auslesendes, selektives Organ. Besonders originelle Bemerkungen machte Professor Bergson über das Verhalten der Seele vor Eintritt des Todes.

Bis zu dem Augenblick, in dem die Todesfurcht oder die Todeserwartung eintritt, ist die Aufmerksamkeit auf das Leben gerichtet, wird aber, im Angesicht des Sterbens, plötzlich rückwärts gelenkt, so daß das ganze vergangene Leben wie in einem Bilde übersehen wird. Das Bewußtsein kann überhaupt keine räumliche Eigenschaft sein, da der Raum eine Abstraktion des Bewußtseins ist. Die Frage ist, ob es möglich ist, daß eine Erklärung des Bewußtseins durch das Bewußtsein erfolgen kann. Es gilt heute als unwissenschaftlich, an ein Leben der Seele nach dem Tode zu glauben, nicht so sehr weil die Wissenschaft die Möglichkeit leugnet, sondern weil es notwendig wäre, für einen solchen Glauben in Religion oder Metaphysik einzutreten. Diese Meinung Professor Bergsons kann wohl als ein Vorurteil seinerseits bezeichnet werden, aber sehr bemerkenswert ist der Zusatz: „Wenn es festgestellt werden könnte, daß das Leben des Geistes weiter ist als das des Gehirns, dann würde die Wahrscheinlichkeit zu Gunsten des Fortlebens des Geistes sprechen, weil der einzige Grund zu dem Glauben an eine Auflösung des Geistes mit dem Tode von der Auflösung des Körpers hergeleitet wird."

Professor Bergson bezeichnet es als eine glückliche Fügung, daß die Studien der Seele so spät eingesetzt haben. Was wäre geschehen, wenn die großen Meister der Wissenschaft ihren Genius einer Erforschung der Seele zugewandt hätten! Die Psychologie würde dann bereits eine Stufe erreicht haben, von der wir keine Vorstellung besitzen. Die Biologie würde eine ganz andere geworden sein, da sie mehr von der Seite des Lebens als von der des Stoffes studiert worden wäre. In der Medizin würde die Suggestion eine für unsere Auffassung unbegreifliche Wichtigkeit gewonnen haben. Psychische Methoden würden auf die Materie angewandt worden sein und die Welt des Stoffes würde voll von Mysterien erscheinen. Im Leben ist die Annäherung das Natürliche, die Präzision das Künstliche. Dank der Naturwissenschaft, schloß Professor Bergson, haben wir gelernt, zwischen dem Gewissen, dem Wahrscheinlichen und dem Möglichen zu unterscheiden, und diese Erfahrung sollte jetzt auf das Studium der Seele angewandt werden. Es wäre denkbar, daß dadurch Ergebnisse erzielt werden könnten, die noch wertvoller wären als alle Errungenschaften der Naturwissenschaft.

Vom deutschen Wünschelrutentag. Gelegentlich des deutschen Wünschelruten-Tages in Halle a. d. Saale wurden am 19. September 1913 Probegänge mit der Wünschelrute unter Kontrolle von Geologen und Bergfachleuten abgehalten. Diese Probegänge fanden unter Führung des Berghauptmanns Scharf statt und zeitigten ein ausgezeichnetes Ergebnis, das eine große Bedeutung hat. Es wurde in den Diemitzer Provinzialobstanlagen, deren Bestand durch Wassermangel in Frage gestellt war, da alle bisherigen Bohrungen erfolglos blieben, durch den Rutengang des Baumschulenbesitzers Böhme in Mühlhausen i. Thür. eine unterirdische Wasserader aufgefunden. Sofort aufgenommene Bohrungen ergaben in 10 Meter Tiefe große Wassermengen, so daß der Wassermangel für alle Zeiten behoben ist. — Jene Geologen, die es nun noch wagen, der Wünschelrute jedwede praktische Bedeutung abzusprechen, werden durch solche Beweise wohl bald zu einer anderen Ansicht gezwungen werden. Wenn nicht, so ist dies für die Sache der Wünschelrute auch kein Schaden. Die Wünschelrute hat sich nun durch ihre praktischen Erfolge derartig eingebürgert, daß sie nicht eher verschwinden wird, als bis uns noch bessere Methoden zur Quellenauffindung etc. zu Gebote stehen.

Wasserleitungsschäden und Rutengänger. Der Verwaltungsbericht der Münchener Wasserversorgung für 1911 bringt in einem Anhang eine ausführliche Abhandlung über die vom städtischen Wasseramte in München seit mehreren Jahren unternommenen Rutengängerversuche zur Auffindung von Wasserleitungsschäden. Es ist dies der erste amtliche Bericht, der über Versuche mit der „Wünschelrute" veröffentlicht wird. Als Landrat von Uslar in den deutschen Kolonien im Auftrage des deutschen Kolonialamtes Experimente als Rutengänger machte, wurde anfänglich eine amtliche Berichterstattung versucht und deren Fortsetzung in Aussicht gestellt, doch unterblieben schließlich alle behördlichen Veröffentlichungen, sehr zum Schaden der Sache, die durch eine solche Statistik die dringend gebotene Klärung nach der einen oder anderen Seite erfahren hätte. Umsomehr ist daher das Vorgehen der Münchener städtischen Behörde zu schätzen, die unbekümmert um die sich widersprechenden Urteile in vollkommen objektiver Weise Fall für Fall aufzeichnete und nun der Öffentlichkeit das so wertvolle Material unterbreitet.

In der Einleitung des Berichtes wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, die seit der Einführung der geräuschlosen Pflasterung beim Aufsuchen von Rohrbrüchen bestehen. Lediglich das sausende Geräusch an den Schiebern und Hausleitungen läßt auf die Rohrdefekte schließen, ohne daß man auf mehrere hundert Meter genau die Stelle des Defektes anzugeben vermöchte. Äußere Anzeichen für die Lage des Rohrbruches sind bei der Betonunterlage der Pflasterung geradezu ausgeschlossen. Da griff man, um die nutzlosen Aufgrabungen zu vermeiden, versuchsweise zur „Wünschelrute", die seit dem Frühjahr 1909 wieder mehr von sich reden machte. Wir sehen in dem amtlichen Berichte 46 Versuche vom 17. März 1909 bis zum 15. Dezember 1911 aufgezeichnet. Ein Situationsplan eröffnet jedes Protokoll, ihm folgt die Meldung der beobachtenden Beamten über Anzeichen des Defektes, über die Art der Pflasterung und über die Resultate der Beobachtungen mit dem Hörrohr usw. Die nächste Rubrik bringt die Angaben des Rutengängers. Die Lage der Rutenausschläge ist genau vorgemerkt. Diesen Angaben gegenüber steht der Befund, den die Nachgrabungen ergeben haben. Der Rohrbruch wird in seiner Lage und Art nach beschrieben, hieraus ergibt sich ein Urteil über den Erfolg oder Mißerfolg des Rutengängers. Die Aufzeichnung der Witterungsverhältnisse, des Bewölkungsgrades, Barometerstandes, der Luftfeuchtigkeit und Temperatur schließt jedes einzelne der sehr übersichtlichen Protokolle.

Vom Standpunkte des Wasseramtes ist zu jedem einzelnen Experiment Stellung genommen und derselbe als Erfolg oder Mißerfolg begutachtet. Wir sehen, daß einige geradezu verblüffende Resultate zu verzeichnen sind. Der Rutengänger hatte wiederholt auf eine Länge von mehreren hundert Metern die unterirdischen Rohrleitungen auf dem undurchlässigen Pflaster zu begehen und er bezeichnete auf wenige Dezimeter genau in einzelnen Fällen die Lage des Defektes. Diesen Erfolgen gegenüber sind Resultate zu verzeichnen, die das Wasseramt als Mißerfolge oder als „unentschieden" bezeichnet, letzteres, wenn genau an der vom Rutengänger angegebenen Stelle Objekte gefunden wurden, wie Gasrohrstränge oder Kabel, die nach den bisherigen Versuchen den Rutengänger gleichfalls beeinflussen. Bei Einrechnung dieser unentschiedenen Fälle als Erfolg würden 40 Erfolgen 6 Mißerfolge gegenüberstehen. Im anderen Falle würden 28 Erfolge 6 Mißerfolge und 12 unentschiedene Fälle sich ergeben. Diese Berechnung ist unter dem Gesichtspunkte der praktischen Verwendbarkeit der Rutengänger beim Aufsuchen von Wasserleitungsschäden zusammengestellt. Vom physikalischen oder physiologischen Standpunkte aus wird wohl die Zusammenstellung eine bedeutend günstigere Beurteilung erfahren müssen. Somit scheint endlich eine einwandfreie Grundlage in dem ständig hin- und herwogenden Kampfe um die Wünschelrute geschaffen. Dank gebührt daher den Herren Bauamtmann Henle und Oberingenieur Zottmann. Verstummen müssen

nun aber jene Professoren und Geologen, welche noch vor etwa Jahresfrist es für durchaus nötig empfanden, das deutsche Laienpublikum vor der praktischen Wertlosigkeit der Wünschelrute zu warnen. Das Rad des wahren Fortschrittes ist wieder einmal unbarmherzig über „Professorenweisheit" hinweggerollt.

Tierkohle als Gegengift. Ein Hausmittel, das die Dorfbewohner Bayerns und Italiens schon seit urdenklichen Zeiten gegen alle möglichen Vergiftungserscheinungen angewendet haben, die Tierkohle, findet jetzt Eingang in die wissenschaftliche Medizin. In einer Prager Klinik wurden bei Vergiftungsfällen Versuche mit „Tierkohle" gemacht. So ist mit der Kohle, die aus Tierblut hergestellt wurde, bei an Arsenikvergiftung Schwererkrankten ein guter Erfolg erzielt worden. Die Tierkohle zeigt sich, nach den „Münchener Neuesten Nachrichten", auch bei jeder Art von Magengiften wirksam. So vertrug bei Experimenten ein Kaninchen bis zu 15 Gramm des in geringsten Gaben (0,05 bis 0,1 Gramm) für den erwachsenen Menschen tödlichen Strychnins ohne Schaden, wenn es als Gegenmittel Tierkohle bekam.

Die Tierkohle wird von altersher von den chinesischen Ärzten (und auch in Indien) als ein ausgezeichnetes Mittel gegen alle inneren und äußeren (Schlangenbiß) Vergiftungen benutzt. Im deutschen und insbesondere im bayrischen Volksglauben gilt die von verschiedenen Tieren gewonnene Kohle als „giftentziehend". Ursprünglich sah man wohl in der Kohle des entsprechenden Tieres, z. B. des Maulwurfes, nicht ein direktes, sondern ein indirektes Mittel gegen das Gift. Mit der Kohle des Maulwurfes, der Schwalbe usw. verband man eine Art Seelenzauber. Z. B. scharrt der Maulwurf die Erde auf, man glaubte nun, daß durch die Kohle des Maulwurfes auch das Gift im menschlichen Körper „aufgescharrt" und entfernt würde.

Die wissenschaftliche Medizin ist bisher fast achtlos an der Tierkohle vorübergegangen, obgleich sie als Enteignungs- und Entfärbungsmittel in der Technik, der Chemie und Pharmazie seit langem eine wichtige Rolle spielt.

„Tierkohle" ist an und für sich ein etwas weiter Begriff. Der Ausdruck wurde nämlich zu einem Sammelnamen für mehrere Kohlenarten tierischer Herkunft. Wir unterscheiden die in der Regel aus Kalbfleisch hergestellte Fleischkohle, weiter die aus den Knochen verschiedener Tiere massenhaft fabrizierte Knochenkohle, die im Handel unter dem Namen Beinschwarz geführt wird, und die aus frischem Tierblut hergestellte Blutkohle. Die drei Kohlenarten besitzen eine sehr große Absorptionsfähigkeit, d. h. sie können in Lösung befindliche Substanzen, ferner Gase und Dämpfe aufsaugen. Die absorbierende Kraft der verschiedenen „Tierkohlen" ist auch für verschiedene Substanzen, Gase und Dämpfe sehr verschieden; sie beträgt unter Umständen das fünfzig- und mehrfache ihres eigenen Volumens.

Gelangt nun z. B. ein Gift in den Magen, so ist es in vielen Fällen möglich, durch sofortige Einverleibung von Tierkohle das Gift „anzuziehen"; es wird von der Tierkohle festgehalten und so unschädlich gemacht. Als Gegenmittel gegen Gift nimmt die „Blutkohle", die alle anderen an Wirksamkeit um vieles übertrifft, die erste Stelle ein. Die Mehrzahl der Pflanzengifte dürfte durch die Tierkohlen unschädlich gemacht werden, so Strychnin, Atropin, Morphin, Cocain. Das gleiche gilt von einer Reihe giftiger Farbstoffe, von vielen anorganischen Verbindungen, wie Arsenik, Chlor, Blei, Kupfer, Zinksalze usw. Voraussetzung für die Wirkung ist, daß die betreffenden Gifte nicht bereits in den Kreislauf des Organismus eingetreten sind. Ist ein Gift völlig gelöst in den Magen gelangt, so tritt in der Regel die tödliche Wirkung so rasch ein, daß jede Hilfe zu spät kommt.

Bei den Vergiftungen durch Pilze ist mit wenigen Ausnahmen die giftige Wirkung erst nach Stunden bemerkbar; es geht nämlich der giftige Bestandteil der Pilze, über dessen Natur wir bisher wenig wissen, nur langsam in Lösung und damit nur langsam in den Blutkreislauf über. Wird hier Tierkohle als Gegenmittel ange-

wandt, so dürfte sie noch einen Teil des Giftes aufsaugen. Das gleiche darf man von einer Reihe von Stoffen sagen, die im Magen und Darm zunächst eine Art von Fäulnis hervorrufen und dann giftig wirken. Eine gute Wirkung der Tierkohle dürfte auch bei Vergiftungen, die auf Bakterien oder deren Stoffwechselprodukte (Toxine) beruhen, eintreten, so bei Wurst- und Fleisch- sowie Fischvergiftungen.

Die Experimente mit Tierkohle verdienen also weiteste Beachtung, da es sehr wohl möglich erscheint, daß der Arzneischatz um ein vorzügliches Mittel gegen eine große Reihe von Vergiftungen bereichert ist.

Der Sänger mit dem „bösen Blick“. Zu den Lieblingen des Pariser Publikums im Anfange des zweiten französischen Kaiserreiches gehörte der Sänger Massol von der kaiserlichen Oper zu Paris. Massol war ein eigentümlicher Mensch, ein Sonderling, finster, verschlossen, abstoßend in seinem Wesen; in den dunklen Augen glühte düsteres Feuer und seine Neider und Feinde verbreiteten die Mär: Massol habe den „bösen Blick“. Wie jeder Unsinn, sei er auch noch so töricht, geglaubt wird, so fanden sich auch hier Abergläubische, die dem Sänger auswichen; die Mehrzahl der Pariser freilich wußte der Sänger nach wie vor durch den Zauber seiner Stimme zu begeistern, und namentlich die Damen schwärmten für ihn trotz der dämonischen Eigenschaft, die man ihm zuschrieb. — Zu den Repertoirstücken der kaiserlichen Oper gehörte damals Halevys „König Karl VI.“, und besonders galt die sogenannte Flucharie für die beste Nummer darin, deren Vortrag bei jeder Aufführung mit stürmischem Beifall belohnt wurde. Als Massol diese Arie das erstemal sang, wandte er, dem Geist der Rolle folgend, den Blick himmelwärts, von den ewigen Mächten die Erfüllung seines gegen das Haupt des Feindes geschleuderten Fluches fordernd. Atemlos lauschte das Publikum dem Sänger, und als er geendet, brach ein selbst in diesen Räumen nicht häufiger Jubel aus. Aber plötzlich verstummte der Applaus; aus der Höhe, wo Massols Blick gehaftet hatte, stürzte ein armer Maschinist herab auf die Bühne und ward als Leiche hinweggetragen. Das peinliche Aufsehen, welches der Vorfall verursacht, war die Veranlassung, daß einige Zeit verging, ehe die Oper wieder zur Aufführung gelangte. Endlich ging sie wieder über die Bühne, und Massol, dem das traurige Ereignis noch in lebhafter Erinnerung war, richtete diesmal bei der Flucharie nicht den Blick zu den Soffitten hinauf, sondern abwärts, nach den Sitzen der Musiker. Kaum war der letzte Ton der Arie verklungen, als der Kapellmeister Habeneck, ein geborener Elsässer, sich unwohl fühlte, nach Hause fuhr und am dritten Tage starb. Lebhafter als bisher tauchte jetzt das Gerücht wieder auf, daß Massol mit dem bösen Blick behaftet sei, und selbst die Besonnenen und Vernünftigen schwiegen gegenüber der nicht wegzuleugnenden Tatsachen. Als daher die Oper zum dritten Male angesetzt war, vermochte das Haus die Zuschauer kaum zu fassen und viele Hunderte mußten zurückgewiesen werden. Man war aufs äußerste gespannt, ob die Flucharie wieder ein Opfer fordern würde. Nicht ohne innere Aufregung, aber mit der früheren düsteren, das Publikum hinreißenden Wirkung sang Massol, das Auge auf die einzige leere Loge des Hauses gerichtet. Diese gehörte einem jungen, reichen Kaufmann, den die Vorbereitungen zu einer weiten Reise abhielten, das Theater rechtzeitig zu besuchen. Erst während der ominösen Arie betrat er die Loge, um dieselbe nach Schluß des Aktes wieder zu verlassen. Er hat das Ziel seiner Reise nicht erblickt; in einem französischen Grenzstädtchen traf ihn ein Herzschlag, der seinem Leben ein schnelles Ende bereitete. Massol sang von da an die Flucharie nicht mehr; des Bühnenlebens überdrüssig, hatte der Sänger endlich den Entschluß gefaßt, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Am 14. Januar 1858 wollte er sich von dem Pariser Publikum verabschieden. Das Theater war von der vornehmsten Gesellschaft des jungen Kaiserreiches gefüllt, die den scheidenden Sänger, welcher Rossinis Oper „Tell“ als Abschiedsvorstellung gewählt hatte, noch einmal zu hören kamen. Als aber der Kaiser und die Kaiserin zum Opernhaus fuhren, um

ebenfalls Massols letztem Auftreten beizuwohnen, da geschah jenes furchtbare Attentat des Grafen Felix Orsini und seiner Genossen, das zwar das Leben Napoleons, gegen das es gerichtet war, verschonte, aber über hundert zufällig in der Nähe befindliche Personen tötete oder verstümmelte. Der Kaiser und seine Gemahlin begaben sich, obwohl selbst beide leicht verwundet, dennoch in das Theater und wohnten kaltblütig der Vorstellung bis zu Ende bei, während man draußen die Urheber des Attentats verhaftete und die Leichen fortschaffte.

Aus meinem Tagebuch. Von Gerhart Hauptmann.

Wir wissen nichts über das Wesen der Kraft und sind selbst das Wesen der Kraft.

*

Es ist ein feierlicher Moment, wenn man zum erstenmale den großen, monotonen Rhythmus der Jahrtausende hört.

*

Dichten heißt, hinter Worten das Urwort aufklingen zu lassen.

*

Einst war anschauliche Phantasie von einer ähnlichen Kraft als heut' die Mathematik.

*

Das grenzenlose Denken kann niemals eine allgemeine Gefahr werden: die Gefahr entsteht dort, wo es sich beschränkt; dort allerdings droht immer wieder der neue malleus maleficarum.

*

Deine tiefste Erkenntnis ist zugleich am meisten und ganz ausschließlich dein Eigentum.

*

Der Dummstolz ist der undurchdringliche Panzer: aber ich mag wider ihn nicht einmal die goldene Rüstung meines echten Stolzes anzulegen! Warum nicht? Weil sie ein wenig jenem anderen Panzer ähnlich sieht.

*

Der Orkus soll verschüttet werden: das ist die Riesenarbeit der Menschheit.

Elektrischer Schlaf. In der „Berliner klinischen Wochenschrift" berichtet Dr. Nagelschmidt über eine neue von ihm erzeugte elektrische Stromart, die bei ihrer Anwendung — je nach dem Ort, an dem der Strom eintritt — eine völlige Aufhebung der Schmerzempfindung oder des Bewußtseins bewirkt. Es handelt sich um einen dosierbaren Wechselstrom. Bei entsprechender Stromstärke und bei geeigneter Anbringung der Elektroden konnte am Arm und an der Hand die Schmerzempfindung vollkommen ausgeschaltet werden; die Empfindungslosigkeit war so stark, daß tiefe Nadelstiche und operative Eingriffe nicht mehr gespürt wurden. Nur die Berührungsempfindung blieb zum Teil erhalten. Noch auffallender war die schlafmachende Wirkung, die vorderhand allerdings nur an Tieren nachgewiesen wurde. Ließ man den Strom am Gehirn eintreten, so erfolgte eine vollständige Narkose, die beliebig lange aufrechterhalten werden konnte. Nach den Tierversuchen zu urteilen, scheint dieser elektrische Schlaf vollkommen ungefährlich zu sein. Nach Ausschaltung des Stromes waren die Tiere — Kaninchen und Hunde — in kurzer Zeit stets wieder munter. Bei einem Kaninchen wurde die Narkose zweimal bis zum völligen Aussetzen von Puls und Atmung gesteigert, so daß das Tier wie scheintot dalag, und beide Male gelang es mittelst rhythmischer Einwirkung des gleichen Stromes, das Tier wieder zum Leben zu erwecken.

Isadora Duncans Todesvisionen. Im „Olivier" veröffentlicht Georges Maurevert einen Brief Isadora Duncans, den die durch den tragischen Tod ihrer beiden Kinder so schwer heimgesuchte Frau als Antwort auf einen Beileidsbrief aus Korfu an Maurevert gerichtet hat und in dem Isadora Duncan davon erzählt, wie sie die letzten Monate vor der furchtbaren Katastrophe unter dem Drucke dumpfer Todesahnungen dahinlebte und von düsteren Visionen gepeinigt wurde, die ihr das nahende Verhängnis dunkel vorauszukünden schienen. Man erinnert sich, auf welch traurige Weise die beiden Kleinen der Duncan umkamen; das Automobil stürzte in die Seine, und mit dem Kinderfräulein ertranken die beiden Kinder, ehe Rettung möglich war. „Ich wußte stets," so schreibt die gebeugte Mutter in jenem Briefe, „daß meine Kinder der beste Teil meines Lebens waren, aber ich wußte doch nicht, daß sie mein g a n z e s Leben bedeuteten, alle Freude, alle Triebkraft der Phantasie und meiner Kunst. Ich fühle jetzt, daß mit ihnen mein Leben und meine Kunst gestorben sind, und wenn ich weiter lebe, so lebt ein anderes Wesen weiter, vielleicht ein besseres. Aber niemals werde ich wieder tanzen. Jeden Morgen in der Frühe kamen Deardree und Patrick tanzend und singend in mein Zimmer .... Nur an jenem letzten Morgen hörte ich Patrick weinen. Ich ging in ihr Zimmer. Der Kleine war traurig und wollte sein Frühstück nicht essen. Ich nahm ihn in meine Arme und tröstete ihn. Dann war er bereit zu essen. Er hatte gerade angefangen, sprechen zu lernen; er sagte: „Bread and butter, mamma, bread and butter ..." Und dann lachten wir und spielten zusammen und ich schlug vor, im Automobil spazieren zu fahren. Wir waren in Versailles, wir kamen nach Paris, und nach dem Lunch brachte ich sie mit der Nurse in das Auto, sie sollten heimfahren. Ich umarmte sie und sie winkten mir mit ihren kleinen Händen adieu. Und dann, scherzend, küßte ich durch das Fenster Deardrees Lippen. Das Glas war k a l t an meinen Lippen und ich hatte sofort eine seltsame Beklommenheit — aber das Auto fuhr davon. Und wenige Augenblicke später waren sie alle tot ... Als man sie mir brachte und ich sie in die Arme schloß, spürte ich wieder, wie kalt das Glas an meinen Lippen gewesen. Es war der Kuß des Todes. Und jetzt kämpfte ich mit allen meinen Kräften, aber ich sehe sie immer in diesem Auto ... Es ist seltsam, aber schon zwei Monate vorher wurde ich von Todesgedanken verfolgt. Jeden Abend, wenn ich mein Atelier betrat, sah ich drei große schwarze Vögel, die da schwebten. Ich war von diesen Erscheinungen so beunruhigt, daß ich den Doktor B. konsultierte; er führte alles auf meine Nerven zurück und verordnete mir Stärkungsmittel .... Aber in Rußland wurde diese Vorstellung so stark, daß ich glaubte, mein Tod sei nahe heran, und eines Abends, vor der Vorstellung, schrieb ich einen Brief, der „im Falle des Ablebens" geöffnet werden sollte und meine letzten Anordnungen enthielt .... Und dann, eines Nachts auf der Eisenbahn, hörte ich den Chopinschen Trauermarsch, hörte ihn deutlich die ganze Nacht hindurch, und ich hatte eine Art Vision, die mir einen so starken Eindruck machte, daß ich sie am nächsten Abend tanzte, so wie ich sie gesehen hatte, ohne Probe. Und man sagte mir später, daß das ganze Publikum geweint habe, worauf ich damals antwortete: „Ja, es ist seltsam, ich hatte das Gefühl, als schritte ich auf mein eigenes für mich bereitetes Grab zu, ich fühlte einen eisigen Wind und später, bei der Melodie der Auferstehung, eine Art Ekstase, die mir kaum noch von dieser Welt schien .... Und während meiner ganzen Tournee durch Rußland wurde ich durch eine Todesahnung verfolgt, und heute frage ich mich, ob es möglich ist, daß das Wort Zufall existiert. Jenes Ereignis näherte sich mir, ich fühlte es kommen. Dreimal ist mir dies Ereignis prophezeit worden. Soll es wirklich ein Zufall sein? Ein sehr seltsamer Zufall!" Und dann gibt Isadora Duncan zu, daß ihr kurz vorher eine Wahrsagerin angekündigt habe, daß sie „bald in ihren teuersten Gefühlen aufs tiefste heimgesucht" werden würde.

„Gedankenformen" beim Gebet? Das Berliner Tageblatt vom 9. August 1913 (Morgenausgabe) machte sich in einem Artikel: „Bruder Konrad mit den goldenen Kugeln" über ein anscheinend okkultes Phänomen weidlich lustig. Wir drucken aus diesem Artikel das Nachstehende ab, überlassen es aber ganz dem Urteil unserer Leser, davon zu halten, was ihnen beliebt:

„Wie schade, daß die große Zentrumspresse so wenig Wert darauf legt, uns mit den schönsten Blüten klerikaler Reinkultur bekannt zu machen, und sie lieber im verborgenen blühen läßt! Ein Freund unseres Blattes übersendet uns die Nummer 31 des „Sonntagsblattes für die katholische Familie", das in der Hauptstadt des Freiherrn v. Hertling, in München, erscheint. Es ist ein sehr frommes Blatt, das jedoch die weltliche Vorsicht insofern nicht außer acht läßt, als es seine Abonnenten in „einfacher" sowohl wie in „erweiterter" Form gegen Unfall versichert. In diesem Blatte wird eine gar erbauliche Geschichte vom Bruder Konrad im Kapuzinerkloster zu Altötting erzählt:

> „In Altötting! Im Kapuzinerkloster (! damals) hat mir (einmal) ein Bruder die Klosterpforte geöffnet, von dem jetzt gar merkwürdige Dinge erzählt werden. Ich will ein andermal von diesem Bruder mehr berichten. Heute sei nur soviel gesagt, daß dieser Bruder wahrscheinlich einmal selig gesprochen wird. Er hat 41 Jahre lang alle Tage in der Frühe um 5 Uhr in der Gnadenkapelle ministriert und dabei so herzlich gebetet, daß man — allen Modernisten und Rationalisten und Monisten und Sozialisten und anderen zweifelhaften Isten zum Trotze sei es gesagt —, daß man erzählt, wenn er sein Ave betete, habe man aus seinem Munde etwas wie goldene Kugeln zum Himmel aufsteigen sehen."

Im übrigen verweisen wir unsere verehrten Leser, aber auch die Schriftleitung des Berliner Tageblattes, auf die Broschüre von F. Feerhow: „Die Photographie des Gedankens" (Max Altmann, Leipzig 1913), worin eine ähnliche Kugel, die sich um den Kopf des Dr. Baraduc beim Gebete bildete, sogar photographiert ist. Der Fall des Professors Reese sollte übrigens die Schriftleitung des „Berliner Tageblattes" belehrt haben, daß man heutzutage sehr vorsichtig in der Kritik der Möglichkeit okkulter Phänomene sein soll. Über Nacht können mitten unter uns Tatsachen auftauchen, an welchen jedwede materialistische Schulweisheit zu Schanden wird. Dann bleibt nichts übrig, als kleinlaut zu gestehen: Das Phänomen steht fest, wiewohl jede Erklärung dafür (den p. t. Materialisten) mangelt.

Zwei bemerkenswerte okkulte Erlebnisse teilte uns Herr J. Degen, zurzeit in Deutsch-Ost-Afrika lebend, mit:

„In Südwest-Afrika fuhr ich mit einem befreundeten Farmer, Herrn Neunsier, öfters auf Schürfexpeditionen. Ich hielt ihn für einen Skeptiker, er mich für einen Phantasten, was aber unsere Freundschaft durchaus nicht trübte, wohl aber mal zu Meinungsverschiedenheiten führte.

Eines Tages war auch vom Okkultismus die Rede und ich fragte ihn, ob in seinem Elternhause noch nicht irgendwelche unerklärliche Erscheinungen vorgekommen seien. Er bejahte und erzählte, daß seine Mutter früher oft im Schlafe von einer Art Ohnmacht (Schwäche oder Starre) befallen worden sei. In diesem Zustande sei jedesmal eine Katze zu ihr gekommen, hätte sich ihr an den Hals gelegt und gesogen. „Ha ha, Alpdruck," wandte ich voreilig ein. Mein Freund erwiderte, daß er Alpdruck kenne, dies müßte aber was anderes gewesen sein, denn eines Nachts sei die Katze wieder erschienen, seine Mutter hätte sich impulsiv von der Ohnmacht losgerissen und mit der geballten Faust nach dem Tier geschlagen. Sie hätte dasselbe auf dem Kopfe (Auge) getroffen, es sei schnell vom Bette gesprungen und durch die Tür entschwunden.

Wie die Katze in und aus dem Hause gekommen, sei rätselhaft, denn alle Türen und Fenster seien verschlossen gewesen.

„Ja, die Geschichte ist eigenartig, und was weiter?“ Herr Neunsier fährt fort: Er sei damals ein erwachsener Junge gewesen. Er hätte sich mit seinen Brüdern tags darauf im Garten beschäftigt und gesehen, daß der Nachbar — ein für sich allein lebender Mann, der in dem Städtchen allgemein für einen Schwarzkünstler gehalten und von den Leuten gemieden wurde — mit verbundenem Kopfe durch den Garten gegangen sei. Tags zuvor hätte er ihn noch ohne Verband gesehen.

„Und Ihr brachtet die Katzgeschichte mit dem Mann in Verbindung, und aus welchem Grunde?“

„Ja, das taten wir, aber den Grund weiß ich nicht anzugeben; ich weiß nur, daß man sich so etwas im Hause erzählte.“ —

Auf einer anderen Reise rastete ich bei einem früheren Fahnenschmied, Herrn Feyerabend. Ich lenkte das Gespräch auf das „Zöpfchenpflechten“ bei Pferden und fragte Herrn F., ob er schon irgend eine Beobachtung in dieser Hinsicht gemacht hätte.

„O doch,“ sagte er, und erzählte nun, daß vor längeren Jahren in einem süddeutschen Orte, wo er Geselle gewesen sei, das Flechten bei den Pferden eines Landmannes öfters vorgekommen sei. Eines Abends hätte der Großknecht, um die Tiere nachts zu überwachen, sein Bett hinter die Pferde gestellt. In der Nacht — gegen 2 Uhr — seien die Tiere plötzlich sehr unruhig geworden und hätten gezittert und geschwitzt. Der Knecht habe einen gefüllten Eimer Wasser ergriffen und dasselbe den Pferden von hinten über den Rücken gegossen. Nun hätte er die erregten Tiere beruhigt und gesehen, daß etwas unter der Krippe vor den Tieren gelegen habe. Zu seinem größten Erstaunen habe er dort ein junges Mädchen vorgefunden — eine Magd aus der Nachbarschaft, — nur mit einem Hemd bekleidet und im größten Schrecken. Er hätte das Mädchen gefragt, wo es hergekommen und was mit ihr eigentlich los sei, doch sie hätte gleich angefangen zu weinen. Dann hätte dieselbe gesagt, sie sei wie immer abends zu Bette gegangen und von weiterm wüßte sie nichts.

Beide Erzähler sind einfache, glaubwürdige Leute und behaupten, daß ihre Angaben den Tatsachen entsprechen.

Die Seelenwanderung der Metalle. Zur Eröffnung des Institutes für Radiumforschung in Wien. Die Eröffnung des Österreichischen Instituts für Radiumforschung verdient mit größtem Beifall und mit außerordentlichen Erwartungen begrüßt zu werden. Seine Gründung verwirklicht in letzter Vollendung das, was Kaiser Wilhelm mit seiner jüngst lanzierten Idee — den Gelehrten die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Forschung zu ermöglichen — angebahnt hat. Die moderne wissenschaftliche Forschung verlangt eine auf zusammenstrebenden Linien verlaufende Arbeit, die die Zerstreuung der Anstrengungen vermeidet. Und ganz besonders gilt dies von jener modernen Physik, die sich um die Radiumforschung gruppiert und neuartige wissenschaftliche Ideen reifen läßt. Diese Physik ist in ihrem Studium der Biologie vergleichbar, man kann fast von ihrem Gegenstand als von einer Biologie der Metalle sprechen. Wenn es dem neuen Institute gelingt, eine wenn auch winzige Menge reinen Radiums herzustellen, so erwirbt es einen Schatz von Energie, der mit den üblichen Mitteln kaum nachrechenbar ist und geeignet wäre, unsere naturwissenschaftlichen Anschauungen selbst aus ihren Lagern zu heben.

Denn das reine Radium ist erst seit sechs Wochen bekannt. Als jüngst die Meldung durch die Zeitungen ging, Madame Curie sei es gelungen, das Radium herzustellen, mag mancher verwundert gefragt haben: „Ja, ist denn das Radium

nicht schon vor langer Zeit gefunden worden, sind nicht die wundertätigen Wirkungen des Radiums bekannt, wird nicht die Wirkung unserer vornehmsten Badeorte auf den Gehalt an diesem Wunderstoffe zurückgeführt?" Und doch ist dem so: das Radium ist erst jetzt gefunden worden. Was wir bisher kannten, sind nur die Wirkungen des Metalls Radium gewesen. Bemerken wir zunächst, daß, wiewohl die Wirkungen des Radiums schon seit langem bekannt sind, der neuen Entdeckung der französisch-polnischen Forscherin eine außerordentliche Bedeutung zukommt. Gerade die stärksten unter den radioaktiven Metallen konnten bisher nur in Form von salzigen Verbindungen hergestellt werden, so daß ihre Wirkungen und Eigenschaften auf indirektem Wege berechnet und erforscht werden mußten. Der Wissenschaft ist nunmehr die Möglichkeit geboten, auf direkte Weise den Wert ihrer induktiven Arbeit nachzuprüfen. Und dann: die radioaktiven Metalle bergen, wie bekannt, so ungeheure Energiemengen, daß deren Entladung alle gangbaren Anschauungen unserer Naturwissenschaft über den Haufen geworfen hat. Ein Gramm reinen Radiums müßte, wie berechnet worden ist, eine Energiemenge entwickeln gleich jener der Wärme, die eine Tonne Kohlen liefert.

Die Energie, von der hier die Rede ist, ist eine innere Energie, eine den Atomen selbst anhaftende Energie. Jedes Radiumatom bedeutet eine ganze Welt schwingender Körperchen, und wenn wir imstande wären, die von diesen Körperchen entwickelte Energie aufzufangen und für unser Zwecke zu verwenden, wäre die neueste Entdeckung der Madame Curie von unabsehbarem Werte. Sie könnte diese Atome in ihrer reinsten Form studieren und mit größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolges an die Lösung dieses Problems schreiten. Dieses ist ein großes und kein leichtes. Das, was wir bisher über die Prozesse erfahren konnten, nach denen die zwischen den einzelnen Atomen auf- und abschwingenden Energien wirken und sich entfalten, weist darauf hin, daß diese Energien eigene Systeme bilden, die durch äußere, auch noch so starke Wirkungen nicht zu beeinflussen sind. In einem ungeheuren, ewig sausenden Spiele schwingen diese Körperchen auf und ab und ihre Energie bleibt für uns verloren. Doch nicht ganz. Hie und da gelingt es dem Forscher, Teile dieser Energien aufzufangen und sie für die Zwecke der Menschen zu nutzen. Aber diese Resultate sind nur Zufallsresultate gewesen, die uns immer überraschten; wir tappen noch ganz im Dunkeln. Bedenken wir aber, daß diese Zufallsresultate die erstaunlichsten Wirkungen im medizinischen Felde geliefert haben, so vermögen wir die Größe der Leistungen zu ahnen, die mit der Lösung des vorgeführten Problems verknüpft sind. Und dieser Lösung dürfte die neue Entdeckung der Madame Curie uns um einen Schritt näher gebracht haben.

An diese neue Entdeckung glaubt man wenigstens. Der Entdeckung des Poloniums wurde seinerzeit der Glaube versagt. Der Grund liegt darin, daß die radioaktiven Metalle zum Teil nichts anderes als Zwischenstufen — „Dissoziationsprodukte" — anderer radioaktiver Metalle sind, das Radium selbst ist für eine solche Dissoziationsstufe des Urans angesprochen worden. Zwischen dem Polonium, dem Helium und dem Blei bestehen tatsächlich verwandtschaftliche Beziehungen. Es wird damit fast eine Entwicklungstheorie im Reiche der Metalle aufgestellt; diese merkwürdigen Stoffe leben und sterben und gehen ineinander über. Die radioaktiven Metalle — das Iborium, Uran, Radium und Polonium — befinden sich gleich lebenden Körpern in stetem Auf und Ab, sie atmen quasi mit dem Weltall, sie mengen ihre Energie mit der Energie der Außenwelt, und wenn ein leidender Mensch in diesen Energieaustausch gerät, äußert sich dieser an ihm mit wunderbarer Kraft. Denn diese merkwürdigen Strahlungen sind es, in denen die oben erwähnte Dissoziation der radioaktiven Metalle sich am auffallendsten äußert. Mit einem Worte, die moderne Physik betrachtet nicht Stoffe und Elemente, sondern Wirkungen und trifft, wie ein andermal ausgeführt werden soll, in

diesem Punkte mit der Energietheorie zusammen. Die Dissoziation der Atome erfolgt nämlich nicht auf gleiche Art, sondern auf verschiedene Arten, und diese Verschiedenheit kommt in der Ungleichheit der ausgesendeten Radiationen zum Ausdruck. Diesen verschiedenen Radiationsarten entsprechen wiederum besondere physikalische und chemische Eigenschaften, und so kann man das Dissoziationsstudium bestimmen, in dem das gegebene Metall sich jeweilig befindet. Durch Vergleichung dieser Daten sind wir instand gesetzt worden, für die verschiedenen radioaktiven Körper ihre Lebensdauer zu bestimmen, wie den Punkt, in dem diese Amphibien der Welt der Metalle in die gemeinen Metalle übergehen. Das Radiumatom zum Beispiel, das sich ausgelebt hat, geht, wie die Physiker meinen, in das Bleiatom über, wie das Thoriumatom nach Vollendung seines Lebenslaufes Seelenwanderung durchmacht und sich in ein Wismutatom wandelt. Dem von Mme. Curie zur Ehrung ihres Vaterlandes sogenannten Polonium ist überhaupt die Persönlichkeit abgesprochen worden. Denn man fand, daß das siebente Dissoziationsstadium des Radiums, das sogenannte Radium F, Eigenschaften aufwies, die sich mit den von der Forscherin auf theoretischem Wege für das Polonium festgestellten Eigenschaften im allgemeinen deckten. Da dieselben Eigenschaften sich auch in dem sogenannten Radiotellur vorfanden, wurden das Polonium wie das Radiotellur einfach als Stufen des Radiums angesehen. Madame Curie selbst stellte im Anfang dieses Jahres fest, daß das Poloniumteilchen, mit dem sie operierte, in 140 Tagen um 50 Prozent abgenommen hatte. Das heißt, das Poloniumstückchen hatte in 140 Tagen durch Ausstrahlung seiner Seele die Hälfte seines Körpers verloren.

Diese sogenannte Periode, in der die Individualität des Poloniums sich auslebt, ist für die verschiedenen radioaktiven Körper nicht konstant und daher das geeignetste Mittel zu ihrer Identifikation. Da finden wir stürmische Metalle, die rasch dahintoben, und andere, die langsam atmen und langsam leben. Einige Sekunden beträgt die Periode für die Thoriumemanation und 2000 Jahre für das Radium. Dem Polonium wurde der Paß zum Eintritt ins Metallreich verweigert, weil seine Periode sich mit der Periode des Radium F fast deckte. Auch sind zwischen dem Polonium und dem Blei nahe Beziehungen zu entdecken; das ist plausibel, da das Polonium ein vorgeschrittenes Stadium des Radiums bedeutet, das selbst mit dem Blei verwandt ist.

So sehen wir, daß auch die starr und tot geglaubte Materie lebt, und Madame Curie hat durch ihre letzten Entdeckungen beigetragen, weitere Fortschritte unserer diesbezüglichen Kenntnisse zu ermöglichen. Von dem neugeschaffenen Wiener Institute darf die Wissenschaft sich die Erfüllung der reichsten Hoffnungen zur Erweiterung dieser Kenntnisse versprechen. (Wiener Fremdenblatt.)

Karma. Ein Abonnent unseres Blattes schreibt uns aus Rußland: In der russischen Zeitung „Birschewije Wedomosti", No. 153 vom 2. Juli 1913 alten Styls, ist Folgendes zu lesen:

„Großes Aufsehen erregte in der Umgegend von Kaluschin (Gouvernement Warschau) folgender Vorfall:

Auf dem Wege zwischen Kaluschin und Nawominsk fiel ein Wagen, welcher mit Ofenkacheln beladen war, um und erdrückte den Begleiter. Durch herbeigelaufene Bauern wurde der Verunglückte unter der Last hervorgeholt. Und nun beichtete der Sterbende den Anwesenden, daß er auf derselben Stelle, wo ihn die Last des umstürzenden Wagens erdrückte, vor zwei Jahren einen Menschen ermordet hatte. Er nannte noch die Mitschuldigen an dem Morde und verschied dann."

Briefkasten.	Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Wolfsgrün, am 16. September 1913.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Wenn alles prophezeit,
Kann ich allein nicht schweigen.

Die verschiedenen Artikel im Zentralblatte mit Prophezeiungen für das Jahr 1913 veranlassen auch mich, etwas hierauf Bezügliches zu veröffentlichen. Einer mir befreundeten sehr sensitiven und medialen Dame sprach ich schon im vergangenen Frühjahre von diesen Prophezeiungen, die einen großen europäischen Krieg (Deutschland, Frankreich, Rußland) für das Jahr 1913 sehr nahe legten. Trotzdem diese sehr sensitive Dame für Suggestionen sehr empfänglich ist, wie alle Sensitiven, sagte sie von vornherein ganz bestimmt, daß etwas derartiges sich nicht ereignen werde, wenigstens nicht 1913. Dagegen bemerkte sie, daß sie beim Besuche des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, das im Oktober d. J. eingeweiht werden soll, ein sehr wehes Gefühl gehabt habe, als stehe diesem Denkmal etwas Unheilvolles bevor. Man denke an den vereitelten anarchistischen Anschlag bei der Einweihung des Niederwalddenkmals. Mit gesinnungsfreundlichem Gruß Ihr sehr ergebener M. K.

Ottingers Odstrahler. Durch Veröffentlichung von Friedrich Feerhows ausgezeichneter Abhandlung: „Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?" (Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen) ist das Interesse für die Odstrahlapparate Ottingers wieder ein regeres geworden und wir sind heute in der erfreulichen Lage, zwei sehr beachtenswerte Zeugnisse über die Wirksamkeit dieser Apparate unserem Leserkreis vorlegen zu können:

J'ai étudié et j'ai fait étudier par des psichométres la plaque radiomagnétique Odstrahler de H. Ottinger de St. Gall et j'ai constaté qu'elle produit des effets de vitalisation remarquables. C'est un puissant fixant des forces odiques. Docteur G. Encausse. (Dr. Papus), Paris, 16. Rue Rodier, 31. Janvier 1913.

Ich habe die radiomagnetische Od-Strahlscheibe des Herrn H. Ottinger in St. Gallen studiert sowie durch Psychometer studieren lassen, und dabei konstatiert, daß sie sehr bemerkenswerte lebenskräftige Effekte erzeugt. Es ist eine kräftige Konzentration von odischen Kräften. Dr. Papus. — Gutachten. Herrn H. Ottinger, St. Gallen.

Habe Ihren Apparat „Odstrahler" für verschiedene Heilzwecke benützt, und konnte stets guten Erfolg verzeichnen. Speziell bei Nerven- und Magenleiden hatte ich gute Resultate. Empfangen Sie meinen Dank nebst Gruß. Hyram Singt, Fakier Hindou du Temple Bischeswar d'Hymalaya, Paris, rue d'Arcole 5.

Erfahrungen eines alten Okkultisten. Gestatten Sie, sehr verehrter Herr Schriftleiter, einige Bemerkungen zu dem Inhalte Ihres mir sehr gefallenden „Zentralblattes für Okkultismus". Über die Frage der Lebensverlängerung habe ich seit langen Jahren viel nachgedacht und kam zu dem Resultate, daß bei karmischer Zulassung zur Lebensverlängerung in erster Linie der Wille zum Leben nötig ist. Man findet gute Ausführungen darüber in der Broschüre „Das Lebenselixier", bei P. Raatz erschienen, im „Yogi-System" von Hudson und in Mulfords „Unfug des Sterbens". Bulwer sagt trefflich im Zanoni: „Das Leben, ich gebe es zu, kann nicht ewig erhalten werden, aber es läßt sich beinahe unbestimmt verlängern" etc. In „Margrave" sehen wir den auch in vielen ähnlichen Fällen beobachteten Fall, daß der Adept (Harun in Aleppo) schließlich gerne

stirbt. Sein Wille zum Leben erschöpft sich eben. Ein lieber Freund von mir, der sicherlich mehr als ich wußte und ursprünglich mindestens 1000 Jahre leben wollte — erhängte sich mit 27 Jahren! Für mich also ist kein Zweifel mehr, daß es Menschen gegeben hat und auch noch gibt, die sogar weit über das biblische Alter von 900 Jahren lebten. — Unter bestimmten Voraussetzungen ist ja bei Gott kein Ding unmöglich!

Was die in letzter Zeit sich anscheinend mehrenden Fälle von gesundheitlichen Schädigungen durch schwarze Magie anbetrifft, so möchte ich, anknüpfend an den Bericht aus Fonyod (Ungarn), Seite 114, bemerken, daß der Vater des gepeinigten Mädchens unbewußt ein meiner Ansicht nach sehr wirksames Mittel gegen Hexerei anwandte, als er das Messer in der Richtung gebrauchte, in welcher er die Hexe vermutete. Bei uns in Thüringen erzählt man, daß es früher Leute gab, die Pferd und Wagen „ständig“ machten, d. h. die Pferde blieben auf freier Straße stehen und konnten nur schwer und nach vieler Mühe zum Weiterziehen gebracht werden. Mein Großvater, ein alter Frachtfuhrmann, der ganz Mitteleuropa durchfahren hat, sagte, daß der Zauber meist sofort gelöst war, wenn man mit einem Hammer von vorn auf die Wagendeichsel schlug. Vielfach wurde dabei der „Festmacher“ magisch getötet oder schwer beschädigt. Dieser stand wahrscheinlich in seinem Astralkörper knapp vor der Deichsel des Wagens und die hellsichtigen Pferde gingen deshalb nicht weiter.

So ist auch aus der Literatur bekannt, daß man Zauberer körperlich (durch Rückwirkung) beschädigen kann, wenn man mit scharfen Messern, Schwertern und dergl. Hiebe und Stiche in den scheinbar leeren, aber doch vom Astralkörper des Magiers erfüllten Raum ausführt. Ich würde also dem Baumeister in Fonyod raten, bei weiteren Anfällen in die Nähe des gepeinigten Kindes tüchtig zu hauen und zu stechen. Die alte Hexe dürfte dann bald genug haben und weitere Quälereien einstellen. Möglicherweise müßte auch versucht werden, durch Schläge, in der bewußten Absicht, nicht dem Kinde, sondern lediglich seinem Peiniger wehe zu tun, den Zauber zu brechen. Vielleicht kann das auch durch intensives Hämmern eines Stückes Eisens erfolgen? Die Hauptsache wird immer ein entsprechender Wille und Glaube sein! Man sollte das letzterwähnte Mittel auch in Spukhäusern aller Art versuchen. Gelegentlicher Bericht über eventuellen Erfolg wäre mir erwünscht. Der Wirt im Tale.

An den Schriftleiter des Zentralblattes für Okkultismus. Graz.

Sehr geehrter Herr!

Am 26. März d. J. hielt ich im „International Club for Psychical Research“ in London einen Vortrag über „Idealistische Erkenntnistheorie“, ein Thema, welches mir geeignet erschien, meinen Zuhörern die Notwendigkeit vor Augen zu führen, bei ihren psychologischen Untersuchungen mehr wissenschaftlich als bisher zu Werke zu gehen.

Es war mir besonders darum zu tun, klarzulegen, daß eine feste Basis Vorbedingung zu jeder Untersuchung sei, daß man nur vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten könne; daß man dieses Leben kennen müsse, bevor man das Verstehen eines jenseitigen Lebens anstrebt.

Was aber wissen wir von unserm jenseitigen Sein und der Realität dieser Welt? Was wissen wir von uns selber, von unserm eigenen Ich? Tausende Menschen leben und sterben, ohne sich jemals einen Gedanken darüber gemacht zu haben, ob alle diese sichtbaren, fühlbaren, hörbaren, riechbaren und schmeckbaren Dinge der Welt wirklich so an sich seien, wie wir sie empfinden; ob dem Bilde der Außendinge, wie es sich im Geiste darstellt, etwas wirklich Reales zu Grunde läge; ob es überhaupt etwas gäbe, was das Leben vom Traume unterscheidet.

Diese Fragen erhalten aber die größte Bedeutung, wenn es sich darum handelt, Metaphysisches zu untersuchen, denn wie sollte man Übersinnliches verstehen können, solange das Sinnliche unerforscht ist?

Antwort auf diese Fragen erteilt allein die Idealistische Philosophie.

Ich bemühte mich daher, eine kurze historische Übersicht der Entwickelung des idealistischen Gedankens zu geben: zu zeigen, wie er sich von Carterius an, bei Spinoza, Locke, Berkley, Hume bis zu Kant und Schopenhauer hindurchgerungen hat, um dann endlich zur vollen Klarheit zu gelangen und den westlichen Völkern auf dem Vernunftwege jene Wahrheit zu eröffnen, die den Orientalen mittels Intuition seit urdenklichen Zeiten bekannt war.

Diese Wahrheit aber leitet zum Okkultismus, in dessen Tiefen nun das helle Licht der Vernunft hineinzudringen vermag, das dem menschlichen Geiste die wissenschaftliche Ergründung dessen ermöglichte, was bisher als albernes Hirngespinst verlacht wurde.

Es war der Zweck meiner Vorlesung, den Intelligenten den Weg zum Okkultisten zu zeigen; einen Weg, den ich selbst gegangen bin und für dessen Richtigkeit ich mich deshalb verbürgen kann.

Die freundliche Aufnahme meines Vortrages veranlaßte mich, ihn drucken zu lassen, um die größere Verbreitung des darin enthaltenen Gedankens zu ermöglichen. Es steht ein Exemplar allen Interessenten frei zur Verfügung. (Nur Einsendung des Rückportos erwünscht.)

Ich hoffe hierdurch Anregung zur philosophischen Bearbeitung psychologischer Probleme gegeben zu haben, um somit den Okkultismus zu fördern und dessen Anhänger zu hindern, in Aberglauben oder mentale Mausefallen zu geraten, wie es solche in Form verschiedener Glaubenslehren leider nur zu viele gibt.

Mit Dank für freundliche Aufnahme dieses Artikels verbleibe ich ergebenst

C. R. Petter. 16. Westbourne Square. IV. London, Aug. 19th. 1913.



Vereinsnachrichten.

Die theosophischen Ferienkurse auf Weißer Hirsch bei Dresden fanden Ende Juli ihren Abschluß; sie waren ein durchaus erfolgreicher Versuch, neue geistige Impulse zu geben.

Die Vorträge wurden durchweg mit begeisterter Anerkennung aufgenommen, es waren wissenschaftlich, ethisch, künstlerisch hervorragende Leistungen, wie sie Frau Kamensky, General-Sekretär aus Rußland, und Frau Ounkowsky aus Petersburg gemeinsam, Wort und Töne verbindend, in ihren Vorträgen über „Kunst und Erziehung im Lichte der Theosophie", die Lehre der „Einheit der Farbe, Töne und Zahl" uns darboten, ebenso wie die geistreichen, eingehenden Zyklen von Frau von Manziarly (Paris) „Über Einführung in die Theosophie" und die „Anthropogenesis nach der Geheimlehre von H. P. B.". Ihnen schlossen sich in gleichem künstlerischem und inhaltlichem Werte die Vorträge von Frau Perk (Holland) „Ramayana", des Herrn Fidus (Woltersdorf) „Über die geistige Aufgabe der bildenden Künste", des Herrn Gorsemann (Cassel) „Über die Musikdramen Wagners und ihre theosophisch symbolische Bedeutung", der Herren Ahner (Weißer Hirsch), Cordes, Generalsekretär von Österreich, Lauweriks (Hagen), Generalsekretär von Deutschland, und des Herrn Flegel (Dresden) über Kunst, Philosophie und Ethik an.

Der Weiße Hirsch bei Dresden ist daher als der geeignetste Ort nicht nur für internationalen Verkehr und reine geistige Atmosphäre, sondern auch als objektiver Sammelpunkt für freisinnige Theosophie und Vertiefung theosophischen

Lebens und Lehrens ausersehen worden, alljährlich um dieselbe Zeit Theosophen und Freunde der Theosophie zu versammeln.

Es hat sich ein internationales Komitee, bestehend aus Mme. Kamensky, Petersburg; Mme. Ounkowsky, Petersburg; Mme. de Manziarly, Paris; Fräulein Guttmann, Göttingen; Herrn Fricke, Haarlem; Herrn Dr. Hübbe-Schleiden, Göttingen; Herrn Ahner, Weißer Hirsch-Dresden, gebildet, dessen Aufgabe es ist, für eine sachliche und ideelle Ausgestaltung der Ferienkurse zu sorgen. Dem diesjährigen Anfange entsprechend, der schon interessante und berühmte Redner und begeisterte Hörer aus den verschiedensten Ländern vereinigte, werden diese Kurse erweitert werden und nicht nur öffentliche Vorträge, sondern auch eingehende Studienzyklen für vertiefte Kenntnis von Seiten berufener Redner und Führer des In- und Auslandes bringen.

Und es wird dafür gesorgt werden, daß man sich nicht nur geistig in schöner und erhebender Atmosphäre befinden wird, sondern auch den Erfordernissen des praktischen Daseins wird, auch bescheidenen Ansprüchen gerecht werdend, Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Näheres wird seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Auskunft erteilt jederzeit gern

das Sekretariat der theosophischen Ferienkurse,
Göttingen, Planckstr. 1.

Vom Büchertisch.	Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

G. W. Surya, Schlangenbiß und Tollwut. Eine Sammlung wenig bekannter aber äußerst wirksamer Heilmethoden dagegen. Verlag Max Altmann, Leipzig 1913. (146 Seiten.) Preis brosch. Mk. 1,50.

Die Verlagsbuchhandlung Max Altmann ist mit der Herausgabe dieser Broschüre, welche eine vermehrte und erweiterte Ausgabe der im V. und VI. Jahrgang des Zentralblattes für Okkultismus erschienenen Arbeit G. W. Suryas: „Bewährte Heilmethoden gegen Schlangenbiß und Biß toller Tiere“ darstellt, sicherlich dem Wunsche vieler Zentralblattleser entgegengekommen, da speziell diese Arbeit des Schriftleiters des Zentralblattes für Okkultismus eine außerordentlich günstige Aufnahme in seinem Leserkreis gefunden hat. Für die angestammten Leser unseres Blattes erübrigt sich also eine Besprechung dieser Broschüre; die neuhinzugekommenen Abonnenten werden es aber sicher nicht bereuen, diese eminent praktische Schrift G. W. Suryas kennen zu lernen und dann an deren Verbreitung zu arbeiten. Denn gerade diese Arbeit Suryas wendet sich wohl an weiteste Kreise.

Freunde der Naturheilbewegung, der Kräuterheilkunde, Impfgegner, Freunde der okkulten Medizin und endlich Okkultisten aller Richtungen werden sie mit gleichem Interesse lesen wie der zünftige Arzt, der Lehrer, der Abgeordnete und schließlich jeder Gebildete, der sich praktisches Wissen aneignen will. Zugleich sind in dieser Schrift genügend viele rein okkultistische Prinzipien und Gedanken verflochten, so daß sich dieselbe auch als okkultistische Werbeschrift empfiehlt. Da aber diese Arbeit Suryas auch eine sehr eingehende Kritik der Impfung und Serumtherapie enthält, so ist sie auch zeitgemäß und notwendig zu nennen. Surya begnügt sich durchaus nicht, bloß die Unverläßlichkeit und Schädlichkeit der Pockenimpfung und Serumtherapie darzulegen, sondern er zeigt vielmehr, daß wir derselben gar nicht bedürfen, da es gegen alle Infektionen, die den menschlichen Organismus bedrohen, weitaus bessere Heil- und Schutzmittel gibt

als „Lymphe und Heilserum". Und darin liegt der Hauptwert dieser Broschüre, deren tunlichste Verbreitung sehr zu wünschen ist. M. M.

Kleiner Lehrgang der Physiognomik. Von C. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Lia Feerhow. Mit einem Geleitworte von Friedrich Feerhow und 25 Illustrationen. Verlag Max Altmann, Leipzig 1913. Preis brosch. Mk. —.

Wir sind alle aus Erfahrung mehr oder minder praktische Bekenner der Physiognomik. Jeder Mensch, ja jedes Kind weiß, daß gewissen Gemütsstimmungen, wie Zorn, Freude, Trauer, Angst, Verliebtheit, Kummer usw., gewisse „Gesichter" entsprechen. Daher spricht man von einer „Miene der Zufriedenheit", von „Gesten des Wohlwollens", „stummen Zornesausdrücken" usw. Es besteht aber zweifellos eine Wechselwirkung zwischen seelischen Erregungen und dem jeweiligen Gesichtsausdrucke. Halten gewisse seelische Erregungen längere Zeit hindurch an, dann prägen sich diese für immer dem betreffenden Gesicht ein. Wir wissen aber auch, daß das Ausüben gewisser Berufe typische Gesichter und Gesten schafft. Der Mann, der viel und scharf denken muß, hat sicher eine gefurchte Stirn, der Lebemann sieht anders aus wie der Asket. Diese Tatsachen wurden auch schon längst von dieser Kunst praktisch benützt. Die Physiognomik hat also als praktische und systematische Wissenschaft sicherlich eine begründete Daseinsberechtigung. Viele Leser unserer Zeitschrift werden es daher freudigst begrüßen, daß die obgenannte Arbeit nunmehr als Sonderabdruck vorliegt, und das handliche Format dieser Broschüre ermöglicht es, dieselbe stets bei sich zu tragen, um auf Reisen usw. jederzeit in der Lage zu sein, das Studium der Physiognomik betreiben zu können. Denn die Physiognomik ermöglicht uns, Menschenkenntnis zu erwerben, und es ist überflüssig, darüber ein Wort zu verlieren, wie nützlich diese Kunst für jedermann ist.

Friedrich Kallenberg, Die Offenbarungen des siderischen Pendels. — Die Leben ausströmende Photographie und Handschrift. Verlag von Josef C. Huber, Diessen. In elegantem Ganzleinen gebd. Mk. 3.50. (180 Seiten, 40 Bilder und 40 graphische Darstellungen.)

Der Titel dieses sensationellen Buches könnte zu der Annahme verleiten, daß es sich hier um eine scherzhafte Mystifikation oder auch um einen Versuch handelt, vermöge dem Laien nicht ganz klarer Experimente in das Gebiet metaphysischer Vorgänge einzudringen, interessant zu sein, ohne überzeugend zu wirken.

Für mich ist sicher, daß Herrn Kallenberg eine geradezu epochale Entdeckung geglückt ist, welche ausdauernde Forscher auf dem Gebiete, wie Rutter, Ritter, von Reichenbach, Bähr, sich nicht hätten entgehen lassen sollen. Freuen wir uns aber, daß sie Kallenberg beschieden war. Kallenbergs Entdeckung bezieht sich darauf, daß die photographische Platte die radioaktiv „ausstrahlende Wesenseinheit" des Menschen dauernd aufnimmt und — was das Wesentliche ist — von ihr reflektiert und ebenso dauernd dem Positiv, also dem photographischen Bildnis, mitgeteilt wird! Der Pendel reagiert aber nicht nur über dem photographischen Bildnis und der Landschaft, sondern auch über einer noch so alten Handschrift, über Ölgemälden, Handzeichnungen etc.

Das überaus interessante, mit Schulbeispielen reich illustrierte Buch wird eine neue Epoche eifriger experimenteller Forschung begründen, von der zu erwarten steht, daß sie nicht nur die Lösung manches Rätsels bringen, sondern manche neue Erkenntnis über den Menschen zeitigen wird.

W. Wrchovszky.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.
Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**
Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang. | **November 1913.** | **5. Heft.**

Erfahrungen, die auf Reinkarnation schließen lassen.

Von **Ludwig Deinhard.**

Wir haben im Juliheft 1911 S. 10 u. f. des Z. f. O. einige Erfahrungstatsachen zusammengestellt, die auf den Gedanken der Reinkarnation hinweisen. Wir haben dort S. 16 u. f. einen von Dr. med. et jur. Camelo Samonà in Palermo beschriebenen, in dessen eigener Familie vorgekommenen Fall angeführt, in dem es sich — wenn man der Sache auf den Grund geht — um die wiederholte Verkörperung derselben menschlichen Individualität durch die gleiche Mutter zu handeln scheint. Der betreffende Bericht war damals in der Januar-Nummer 1911 der in Palermo erscheinenden Zeitschrift »Filosofia della Scienza« veröffentlicht worden. Diesem ersten Bericht hat nun Dr. Samonà in derselben Zeitschrift vor kurzer Zeit einen zweiten folgen lassen, der über die weitere Entwicklung dieses höchst merkwürdigen Falles von Wiederverkörperung nach kurzer Pause Aufschlüsse enthält; Aufschlüsse, die diesen Gedanken geradezu aufzwingen. Mit diesen Aufschlüssen wollen wir uns heute beschäftigen.

Da nun aber die Leser des Z. f. O. sich kaum noch der Einzelheiten dieses Falles erinnern werden, so sei es mir gestattet, den ersten Bericht Dr. Samonàs darüber in möglichster Kürze hier zu wiederholen.

»Am 15. März 1910 — schrieb Dr. S. im Jan. 1911 — schloß mein geliebtes Töchterchen Alexandrine nach einer schweren Meningitis (Gehirnhautentzündung) im Alter von nahezu 5 Jahren für immer die Augen. Mein Schmerz war grenzenlos, meine Frau schien den Verstand zu verlieren. Drei Tage später sah meine Frau die Kleine nachts im Traum genau so, wie sie im Leben ausgesehen hatte, und hörte sie folgendes sagen: »Mama, weine doch nicht! Ich habe Dich ja nicht verlassen, ich bin ja noch immer bei Dir. Siehst Du, ich werde jetzt wieder so klein werden.« — Und dabei verwandelte sie sich plötzlich in einen

kleinen Embryo, indem sie noch beifügte: »Du wirst jetzt anfangen müssen, noch einmal für mich zu leiden.« Dieser Traum wiederholte sich nach drei Tagen fast genau ebenso.

Eine Freundin meiner Frau sagte ihr damals, dieser Traum dürfte wohl als eine persönliche Kundgebung des Kindes aufzufassen sein. Die arme Mutter verharrte aber trotzdem in bezug auf dessen Rückkehr in Ungläubigkeit, umso mehr, als sie kurz vorher (am 21. Nov. 1909) eine Fehlgeburt und verschiedene Hämorrhagien durchgemacht hatte, so daß sie sicher zu sein glaubte, nicht wieder schwanger zu werden.

Eines Tages, als meine Frau mir wieder verzweiflungsvoll vorjammerte, ertönten plötzlich an der Salontür drei scharfe Klopftöne, wie wenn jemand, der eintreten wollte, dreimal klopfte. Unsere drei Jungen, die gerade im Zimmer waren und die Klopftöne ebenfalls hörten, öffneten die Tür unter dem Ausruf: »Herein, Tante Caterina!« Aber es kam niemand herein, und der Salon, in den die betreffende Tür führte, erwies sich als dunkel und leer. Der Eindruck, den dies kleine Erlebnis auf uns machte, war umso fühlbarer, als meine Frau sich damals in einem Zustand tiefer Niedergeschlagenheit befand.'

Noch am Abend desselben Tages beschlossen wir eine mediumistisch-typtologische Sitzung abzuhalten, was wir dann etwa drei Monate lang methodisch fortsetzten. Es beteiligten sich dabei meine Frau, meine Schwiegermutter, ich und manchmal unser ältester Junge. Von der ersten Sitzung an hatten wir es hierbei mit zwei unsichtbaren Wesen zu tun, von denen sich das eine als unsere Tochter Alexandrine und das andere als eine meiner Schwestern ausgab, die vor langer Zeit im Alter von 15 Jahren gestorben war und die jetzt, wie sie sagte, die Führerin der kleinen Alexandrine geworden ist. Diese — unsere Alexandrine — drückte sich dabei immer ebenso kindlich aus, wie sie sich bei Lebzeiten ausgedrückt hatte, jene dagegen — meine verstorbene Schwester — drückte sich stets korrekt und gebildet aus und nahm sehr häufig das Wort, sei es, um einer Bemerkung unserer Kleinen, die man nicht immer verstand, eine Erklärung beizufügen, sei es, um meiner Frau zuzureden, sie möge doch den Aussagen des Kindes Glauben schenken.

In der ersten Sitzung sagte uns Alexandrine, sie sei es gewesen, die ihrer Mutter im Traum erschienen sei, und die am Morgen von uns gehörten Klopftöne seien von ihr hervorgerufen worden, um ihre Gegenwart anzuzeigen, als eindringliches Mittel, um ihre Mutter zu trösten. Sie fügte dann noch folgende Worte bei: »Liebes Mütterchen, weine doch nicht mehr! Ich werde bald versuchen, durch Dich noch einmal auf die Welt zu kommen. Noch vor Weihnachten werde ich bei Euch sein.« Dann fuhr sie fort: »Lieber Papa, ich komme wieder! Liebe Brüderlein, ich komme wieder! Großmutter, ich komme wieder! Sagt es auch den andern Großeltern und der Tante Caterina, daß ich noch vor Weihnachten wiederkomme.« — Ebenso sollte man es auch allen

sonstigen Verwandten und Bekannten sagen, mit denen die kleine Alexandrine während ihres kurzen Lebens in nähere Beziehungen getreten war.

Diese Mitteilungen setzten sich drei Monate lang mit wenig Abwechslung fort und bestanden nur in der ohne Unterlaß wiederholten Ankündigung, daß das Kind in den Schoß seiner Mutter zurückkehren werde.

Sie endigten beinahe immer mit den Worten: »Ich verlasse Euch jetzt. Tante Giannina will, daß ich schlafe.« Und von Anfang an kündigte uns die Kleine an, daß sie etwa 3 Monate lang mit uns verkehren könne, dann aber sich immer mehr in Materie hüllen und vollständig in Schlaf versinken werde.

Am 10. April schöpfte meine Frau den ersten Verdacht einer beginnenden Schwangerschaft. Am 4. Mai wurde uns durch das kleine Wesen ein neues Ereignis angekündigt. Wir befanden uns damals in Venetrio (Provinz Messina): »Mama — sagte die Kleine — es ist eine andere in Dir.« Als wir nicht gleich begriffen, was die Kleine sagen wollte, kam uns das andere unsichtbare Wesen (Giannina) mit folgenden Worten zu Hilfe: »Das Kind täuscht sich nicht. Es kann sich nur nicht recht ausdrücken. Ein anderes Wesen, das ebenfalls zur Erde zurückkehren will, schwebt um Dich herum.« — Von diesem Tage an versicherte Alexandrine beharrlich, daß sie in Gesellschaft einer kleinen Schwester zur Erde zurückkehren werde, und nach der Art, wie sie sich dabei ausdrückte, zu schliessen, schien sie sich sehr darüber zu freuen. Doch war dies alles weit entfernt meine Frau zu ermutigen und zu trösten; es vermehrte eher noch ihre Zweifel und ihre Ungewißheit, sodaß sie nach dieser neuen und so sonderbar klingenden Botschaft sicherer denn je war, daß die ganze Sache mit einer großen Enttäuschung endigen werde.

Es war aber auch in der Tat etwas viel, was sich jetzt nach dieser Ankündigung alles verwirklichen müsste, wenn sich alle diese Mitteilungen bewahrheiten sollten, nämlich: 1. müsste meine Frau wirklich schwanger sein; 2. dürfte trotz ihrer unlängst bewiesenen Anlage dazu nicht wieder eine Fehlgeburt vorkommen, wie dies schon einmal der Fall war; 3. müsste es sich jetzt bei ihr um Zwillinge handeln, was doch umso unwahrscheinlicher war, als ein solcher Fall weder bei ihr, noch in ihrer Familie, noch in der meinigen jemals vorgekommen war; 4. dürften diese Zwillinge weder aus zwei Knaben, noch aus einem Knaben und einem Mädchen bestehen, sondern es müssten zwei Mädchen sein. Es war in der Tat viel verlangt, der Ankündigung einer solch verwickelten Fülle von Tatsachen, die zudem aller Wahrscheinlichkeit zuwiderliefen, Glauben beimessen zu sollen. Und so lebte denn meine Frau trotz all dieser schönen Prophezeiungen bis zum 5. Monat ihrer Schwangerschaft unter Tränen in beharrlicher Ungläubigkeit und seelischen Qualen dahin, obwohl das kleine unsichtbare Wesen sie in seinen letzten Aeußerungen

beschworen hatte, sich doch ja zufrieden zu geben, mit dem Zusatz: »Nimm Dich in acht, Mama! Wenn Du so traurig weiterlebst, wie jetzt, dann werden wir beide schwächliche Körper erhalten.« Auf die Zweifel, die meine Frau in einer der letzten Sitzungen wegen der Schwierigkeiten geäußert hatte, die für sie beständen, an die Rückkehr Alexandrinens glauben zu können, da selbst, wenn diese auch einträte, ihr neuer Körper dem alten doch schwerlich gleichen würde, erwiderte das andere Wesen (Giannina) sofort: »Auch das wird Dir zugestanden werden, Adele. Das Kind wird, wenn es zur Welt kommt, dem früheren vollständig gleichsehen, eher noch ein bischen hübscher sein als dieses.«

Im 5. Monat der Schwangerschaft wurde Frau Samonà von dem Spezialisten Dr. Vincent Cordaro untersucht, der ihr erklärte, es scheine ihm, daß es sich bei ihr um Zwillinge handle. Bestimmt könne er dies freilich nicht behaupten.

Kurz vor Ende des 7. Monats war große Bestürzung. Frau S. erhält eine Nachricht, die ihr eine starke Gemütserschütterung bereitet. Sie wird von Kreuzschmerzen befallen und es treten Symptome auf, die eine Frühgeburt befürchten lassen, bei der Kinder zur Welt kämen, die nicht lebensfähig wären. Wider alles Erwarten ging aber die Gefahr doch noch vorüber.

Dr. Samonà kehrte mit seiner Gattin nach Palermo zurück, wo Frau S. von dem Frauenarzt Prof. Giglio besucht wurde, der ohne weiteres die Schwangerschaft und das Vorhandensein von Zwillingen konstatierte. Freilich blieb noch manches andere und interessantere zu bestätigen, insbesondere das Geschlecht, ob es sich um zwei Mädchen handelte und ob das eine von ihnen physisch und moralisch an die kleine Alexandrine erinnerte.

Das Geschlecht traf nun wirklich zu: am Morgen des 22. November 1910 kam meine Frau mit zwei Mädchen nieder. Was nun aber die Konstatierung einer physischen und moralischen Aehnlichkeit mit der verstorbenen Alexandrine anlangt, so muß damit natürlich noch eine Zeitlang gewartet werden, bis sich die Kinder etwas entwickelt haben. Bemerkenswert ist aber immerhin, daß man schon jetzt in physischer Hinsicht gewisse Dinge beobachten kann, die die Vorhersage zu bestätigen scheinen und die jedenfalls dazu ermutigen, die Beobachtungen fortzusetzen, weil sie hoffen lassen, daß jene Mitteilungen auch nach dieser Richtung hin eine Bestätigung erfahren werden. Tatsächlich gleichen sich die beiden Kinder vorerst wenigstens nicht, sie sind sich sogar sehr unähnlich, was Körper, Gesichtsfarbe und Ausdruck anlangt.

Die Kleinere von beiden scheint eine getreue Kopie der kleinen Alexandrine zu sein, wie diese aussah, als sie zur Welt kam, und sonderbar genug: diese Kleinere hat drei physische Symptome mit auf die Welt gebracht, nämlich Hyperämie (Blutüberfüllung) des linken Auges, Seborrhöe (Schmerfluß) des rechten Ohres und eine leichte Asymetrie des Gesichts —

genau die gleichen Symptome, mit denen die kleine Alexandrine zur Welt kam.

An diesen hier abgekürzt wiedergegebenen Bericht des Dr. Samonà vom Jan. 1911 schlossen sich damals verschiedene Bestätigungen an. Frau Caterina Samonà-Gardini, Schwester des Dr. S., erklärt, daß sie von jenem Traumerlebnis ihrer Schwägerin unmittelbar nachher Kenntnis erhalten habe, und bestätigt, daß die beiden Zwillinge sich durchaus nicht gleichen, daß aber das eine von ihnen vollkommen der verstorbenen Alexandrine ähnlich sei. Frau Prinzessin de Niscemi, Fräulein Adele Mercantini, ferner die Herren Graf Ferdinand Monroy de Ranchibile (Onkel von Frau Samonà geb. Monroy de Formosa), der Marquis Josef Natoli, Professor Raphael Wigley bezeugen, daß sie einige Monate vor der Geburt der beiden Zwillinge Kenntniss genommen hätten von dem Traum und den bei den mediumistischen Sitzungen erhaltenen Prophezeiungen.

* * *

So also sah die Sache anfangs des Jahres 1911 aus, als Dr. Samonà seinen ersten Bericht darüber veröffentlichte. Wie sieht sie nun aber heute aus, 2½ Jahre später? Diese Frage beantwortet Dr. S. jetzt folgendermaßen:*)

»Der Fall meiner kleinen Zwillinge, den ich in der «Filosofia della Scienza« v. 15. Jan. 1911 veröffentlicht habe und der in verschiedenen italienischen und auswärtigen Revüen und Büchern abgedruckt worden ist, hat fast überall in der gebildeten Welt Interesse erweckt, was aus mehreren teils an die genannte Zeitschrift, teils an mich selbst gerichteten Briefen hervorgeht.

Es legt mir dies bei der Fortsetzung dieses Berichts eine gewisse Verantwortlichkeit auf. Denn ich bin nicht so anmaßend, zu glauben, daß ich denjenigen Grad von Beobachtungsgabe besitze, der durchaus erforderlich ist, wenn man Tatsachen untersuchen will, deren Wichtigkeit durch das allgemeine Interesse daran erwiesen ist.

Ich fürchte deshalb, und halte dies für sehr möglich, daß mir Dinge entgangen sind, die vielleicht gerade besonders wichtig sind, und daß ich dagegen Dinge angeführt habe, die vielleicht ganz uninteressant sind. Nun macht mich freilich meine Eigenschaft als Vater, vermöge deren ich die beiden Kinder beständig um mich habe und vermöge deren mir alles bekannt ist, was sich auf die kleine Verstorbene bezieht, zum einzig möglichen Beobachter und Zeugen all dieser Dinge.

Auf einen Punkt aber möchte ich hier mit Nachdruck hinweisen, nämlich darauf, daß meine Eigenschaft als Vater mir in keiner Weise die Ruhe der Beobachtung geraubt hat, wie vielleicht einige glauben könnten. Denn ich habe mich stets bestrebt, objektiv zu bleiben, und mich nicht durch aprioristische Theorien und durch das Gefühl fortreißen lassen.

*) Annales d. Sciences psychiques. Juli 1913. S. 198 u. f.

Wie ich schon in meinen ersten Ausführungen in der »Filosofia della Scienza« angedeutet habe, ist es bei einem derartigen Fall notwendig, daß man eine gewisse Zeit verstreichen läßt, bis er soweit fortgeschritten ist, daß man seine Beobachtungen zusammenstellen kann. Nachdem heute seit der Geburt der Zwillinge 2 Jahre und 7 Monate vergangen sind, kann ich jetzt wirklich von Beobachtungen reden, die eine gewisse Beachtung verdienen. Es möge aber niemand erwarten, daß es sich dabei um sensationelle Dinge handelt, denn derartiges hat sich nicht zugetragen. Trotzdem sind die von mir gemachten Beobachtungen derart, daß sie entschieden zu denken geben.

Die Unähnlichkeit in physischer Hinsicht ist bei den beiden Zwillingen konstant geblieben. Jetzt besteht diese Unähnlichkeit, die anfänglich nur in physischer Hinsicht beobachtet werden konnte, auch in moralischer Hinsicht. Ich muß diese Unähnlichkeit hervorheben, weil sie, wenn auch in unserem Fall scheinbar kaum von Wichtigkeit, dennoch insofern eine gewisse Wichtigkeit besitzt, als sie die Aehnlichkeit der jetzigen Alexandrine[1]) mit der verstorbenen A. noch mehr hervortreten und den Gedanken zurücktreten läßt, daß diese Aehnlichkeit auf einem suggestiven Einfluß der Mutter auf die physische und moralische Entwicklung der jetzigen Alexandrine beruhen könnte.

Jedenfalls werde ich, wie ich mir schon bei der ersten Veröffentlichung dieses Falles vorgesetzt habe, mich auch jetzt jeder eigenen Meinung oder Interpretierung enthalten und mich einfach auf eine Darstellung der Dinge beschränken, die ich beobachtete, indem ich es dem Leser überlasse, seine eigenen Betrachtungen darüber anzustellen.

Die jetzige Alexandrine hatte mit der verstorbenen A. immer eine große Aehnlichkeit.[2]) Aber mehr noch als die Physis ist es jetzt die sich nun bei dem Kinde entfaltende Psyche, die unserm Fall ein erhöhtes Interesse verleiht.

Seit die beiden kleinen Zwillinge angefangen haben, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, haben sie zwei verschiedene Richtungen eingeschlagen. Jedes ist sehr bald seinen eigenen Weg gewandelt und wir haben es von nun an mit zwei vollständig verschiedenen Naturen zu tun.

Von der kleinen Maria Pace[3]) werde ich keine besondere Charakteristik liefern, weil, wenn auch die Unähnlichkeit der beiden Zwillinge in psychischer Hinsicht im allgemeinen interessant ist, die Einzelheiten für den Leser kein Interesse haben. Ich gehe deshalb sofort zu dem über, was über die Psyche der jetzigen Alexandrine zu sagen ist, und werde dabei zunächst verschiedene Dinge anführen, die auf deren Gemüts- und Verstandesleben Licht werfen.

---

[1]) Das eine der Zwillinge wurde wie das verstorbene Kind Alexandrine getauft.

[2]) Da die dem Originalbericht beigegebenen Photographien der beiden Alexandrinen hier wegfallen, so lasse ich das, was Dr. Samonà über diese Photographien schreibt, hier weg. Uebrigens gleichen sich die beiden Gesichtchen nicht besonders.

[3]) Die Zwillinge heißen Alexandrine und Maria Pace.

Im Gegensatz zu Maria Pace ist Alexandrine im allgemeinen ruhig. Die Ruhe erstreckt sich auch auf die Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit, die übrigens sehr liebevoll sind. — Einer ihrer Hauptcharakterzüge besteht in ihrer Art, sich tagsüber zu beschäftigen. — Wenn es ihr passiert, dass Weißzeug oder Kleider für sie erreichbar sind, so kann sie ganze Stunden damit hinbringen, sie mit ihren kleinen Händen zu falten und zu streicheln und auf einem Stuhl oder in einer Schublade nach ihrer Meinung richtig zusammenzulegen. Kann sie das nicht machen, dann vertreibt sie sich gerne die Zeit damit, sich auf einen Stuhl zu stützen, auf den sie sich irgend einen Gegenstand legen lässt, mit dem sie spielen kann; ein Spiel, in das sie leise Selbstgespräche einflicht. Auch diese Art von Beschäftigung kann von ihr lange Zeit fortgesetzt werden, ohne daß sie dabei ermüdet.

Es ist leicht verständlich, daß sie bei dieser Art von Beschäftigung niemand zur Last fällt, da sie sich ja dabei selbst genügt, im Gegensatz zu der sehr lebhaften und schwatzhaften Maria Pace, die nicht lange bei einer Beschäftigung bleiben kann und häufiger das Bedürfnis nach der Gesellschaft von andern Menschen hat, wenn sie sich amüsieren will.

Diese Ruhe und diese beiden Arten sich zu beschäftigen, bildeten aber auch charakteristische Züge der verstorbenen Alexandrine, die uns besonders auffielen.

Maria Pace liebt zweifellos ihre Mutter zärtlich und nähert sich ihr oft, um sie zu liebkosen und mit Küssen zu bedecken. Aber diese stürmischen Liebesbezeigungen dauern bei ihr nicht lange; sie fühlt sehr bald das Bedürfnis, wieder davon zu laufen und zu ihrem Spiel zurückzukehren. Alexandrine dagegen, die ebenso oft nach ihrer Mutter Verlangen bekundet, ist in der Kundgebung ihrer Zuneigung, wie bereits gesagt wurde, viel ruhiger, aber darum keineswegs kälter. Ihre Zärtlichkeiten sind sanft und anmutig, und wenn sie sich einmal an ihre Mutter anklammert, dann möchte sie gar nicht mehr von ihr loslassen. Nur in solchen Fällen tritt bei ihr das Streben zurück, sich auf sich selbst zu beschränken. Wenn ihre Mutter sich dann von ihr losmachen will, um an ihre Arbeit zu gehen, so gelingt ihr dies nur selten, ohne daß die Kleine wimmert und weint.

Es ist ferner ein sehr hübsches Schauspiel, das verschiedene Betragen der beiden Kleinen zu beobachten, wenn man ihnen zuweilen Zutritt zu dem Salon gestattet, wenn wir Besuch haben. Maria Pace schreitet dann flink darauf los und streckt ohne Zögern jedermann ihre kleine Hand hin, ist verschwenderisch mit ihren Küssen und macht Konversation, während Alexandrine sofort ihr tränenfeuchtes Gesichtchen ihrer Mutter auf die Kniee zu drücken sucht. Nach einigen Minuten ändert sich aber die Szene. Maria Pace ist müde geworden, sich mit den Leuten abzugeben, und will davonlaufen, während Alexandrine, die sich inzwischen an die neuen Gesichter gewöhnt hat, nun nicht mehr

fort will und, auf den Knieen ihrer Mutter sitzend, aufmerksam zuhört, was gesprochen wird, wie wenn die Konversation sie interessierte.

In all diesen Zügen — in der Art ihrer Liebesbezeigungen und in ihrem Benehmen, Besuchen gegenüber — verhält sich Alexandrine genau so wie ihr verstorbenes Schwesterchen, das denselben Namen führte.

Ich gehe nun zu einigen speziellen Zügen über, die das Charakterbild des Kindes vervollständigen, indem ich vorausschicke, daß diese mit den Gewohnheiten der verstorbenen Alexandrine und den Eindrücken, die diese hinterließ, vollständig übereinstimmen.

Eine große Stille herrscht um die Villa herum, die wir bewohnen. Sie liegt entfernt von der Stadt, so daß sich, wenn einmal ein Wagen in der Nachbarschaft vorbeifährt, das Geräusch unangenehm fühlbar macht. Dieses Rollen beängstigt Alexandrines Seele sehr. Das Kind vergräbt sich jedesmal, sowie dies eintritt, wenn es nicht gerade abgelenkt ist, ängstlich in die Kniee seiner Mutter und sagt dann: Alexandrine ist erschrocken. — Dies sind genau die Worte, die die verstorbene Alexandrine bei ähnlichen Gelegenheiten hervorstieß; diese sprach dann ebenso von sich in der dritten Person.

Ebenso wie diese hat die jetzige Alexandrine eine grosse Furcht vor dem Barbier, den sie zuweilen sieht, wenn er zu mir kommt. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß Maria Pace an dieser Furcht nicht leidet.

Die jetzige Alexandrine liebt ihre Puppen nicht sonderlich, sie zieht es vor, mit Kindern ihres Alters zu spielen, was auch bei der verstorbenen Alexandrine der Fall war. — Und gerade so wie diese hält die jetzige Alexandrine darauf, daß ihre Händchen sauber sind, und wenn sie sie einmal beschmutzt hat, dann will sie gleich haben, daß man ihr sie wäscht. Ebenso wie jene hat sie einen Widerwillen gegen Käse, und wenn man ihr heimlich etwas davon in ihre Suppe tut, dann weist sie diese zurück.

Die frühere Alexandrine ist gestorben, ohne daß man ihr den Fehler der Linkshändigkeit hat ganz abgewöhnen können trotz unserer beharrlichen Bemühungen, diesen Fehler zu korrigieren. Die jetzige Alexandrine zeigt diesen selben Fehler schon jetzt und wir haben natürlich auch bei ihr angefangen, denselben möglichst zu unterdrücken. Keines meiner übrigen Kinder, Maria Pace miteingeschlossen, hat jemals eine Anlage zur Linkshändigkeit gezeigt.

Im Zimmer der Brüder steht ein kleiner Schrank, in dem deren Schuhe aufgehoben werden. Wenn es der jetzigen Alexandrine glückt, dieses Zimmer betreten und den Schrank öffnen zu können, dann macht es ihr großen Spaß, die Schuhe herauszunehmen und mit ihnen zu spielen. Die gleiche Passion hatte auch die frühere Alexandrine. Was aber auf uns den stärksten Eindruck gemacht hat, das ist, daß die jetzige Alexandrine genau wie die frühere immer einen ihrer kleinen Füße in einen

der Schuhe, der natürlich für sie zu groß ist, stecken und damit im Zimmer herumlaufen will.

Endlich möchte ich noch einen kleinen Zug erwähnen, der wirklich erwähnenswert ist, denn er bildete einen markanten Charakterzug der früheren Alexandrine; einen Zug, den meine Schwester, auf die er sich speziell bezog, als ein bemerkenswertes Kriterium in ihrem Herzen aufbewahrte für den Fall, daß er sich auch bei dem später geborenen Kinde zeigen sollte. Sie hat früher niemals davon gesprochen, um ja der Gefahr vorzubeugen, daß die jetzige Alexandrine durch Suggestion verführt werden könnte, diesen Zug zu reproduzieren.

Die frühere Alexandrine fing nämlich mit etwa 2 Jahren an, zum Spaß die Namen zu verdrehen. Statt Angelina sagte sie Angelana oder Angelona und statt Caterina (dem Namen ihrer Tante, meiner Schwester) sagte sie Caterana oder Caterona, später immer nur Caterana.

Niemand von uns hatte damals dieser Sache besondere Beachtung geschenkt. Es war meiner Schwester Caterina vorbehalten, diesen Zug auch bei der jetzigen Alexandrine im nämlichen Alter zu entdecken. Sie war darüber sehr erstaunt und rief dann uns allen die Sache ins Gedächtnis.

Es ist wohl kaum nötig, hervorzuheben, daß sich keiner dieser Züge bei Maria Pace gezeigt hat.

Es gibt noch andere Dinge, die meine Aufmerksamkeit erregt haben, aber ich ziehe es vor, noch nicht davon zu reden, weil deren volle Bestätigung noch aussteht.

Wer diese beiden Alexandrinen nicht kennen gelernt, nicht vertrauten Verkehr mit ihnen gepflogen hat, bei dem kann die einfache Beschreibung dieser Dinge nicht den Eindruck erwecken, daß in den verschiedenen Kundgebungen dieser zwei kleinen Geschöpfe eine vollständige Korrespondenz herrscht. Uns erscheint diese Korrespondenz so vollständig, daß ich zur Schilderung unserer Empfindungen, welche sie bei uns hervorriefen, nichts besseres tun kann, als den folgenden Vergleich heranzuziehen: Der Verlauf des Lebens der heutigen Alexandrine inbezug auf die äußere Erscheinung, die Gewohnheiten und Neigungen ist für uns etwa so, wie wenn man vor unsern Augen denselben kinematographischen Film abrollte, der schon zur Darstellung des Lebens der früheren Alexandrine gedient hat.

Wenn auch Außenstehende nicht ebenso wie wir Familienangehörige oder Freunde diese Korrespondenz herausfühlen können, die für alle angeführten Tatsachen schon in einem Alter konstatiert werden konnte, in dem das Bewußtsein noch sehr eng begrenzt ist, so sollten sie doch zugeben, daß diese Korrespondenz schwerlich auf Zufall und Vererbung zurückzuführen ist, besonders dann, wenn sie all der Dinge gedenken, die der Geburt der beiden Zwillinge vorhergegangen sind.«

* *
*

Dies sind die jüngsten Mitteilungen Dr. Samonàs über diesen interessanten Fall. Der Leser wird wohl den Eindruck gewonnen haben, daß sie sehr vorsichtig abgefaßt sind. Die vielseitige Bildung des Verfassers, der neben seinem Beruf als Jurist auch noch medizinische und psychologische Studien treibt, blickt überall hindurch. Er neigt wohl intuitiv zu dem Gedanken, daß er es hier allem Anschein nach mit der wiederholten Verkörperung einer ihm bekannten Psyche zu tun hat, aber er spricht diesen Gedanken nicht aus und hütet sich streng davor, ihn, solange er sich noch im Stadium der bloßen Vermutung befindet, noch nicht zur Gewißheit ausgereift ist, irgend jemand zu suggerieren, am wenigsten selbstverständlich der kleinen Alexandrine selbst. Aber er wird wohl vielleicht mit einer gewissen Ungeduld auf den Moment warten, in dem dieser Gedanke aus der Psyche der Kleinen selbst herauswächst, in dem aus deren Bewußtsein so etwas wie eine blasse Rückerinnerung an ein früheres Dasein in derselben Umgebung herausgeboren werden wird. Wenn dieser Moment über kurz oder lang eintreten sollte — wir werden wohl noch weiteres darüber zu hören bekommen — dann erst wäre der Fall spruchreif; wenigstens für alle die, die nicht gezwungen sind, aus irgendwelchen persönlichen Gründen, sei es, daß sie ein feststehendes Dogma zu vertreten haben, das diesen Gedanken verwirft, sei es, daß sie ihn mit ihrer Stellung als Vertreter der heutigen akademischen Psychologie nicht vereinigen können oder daß sie als eingeschworene Monisten und Gegner aller Metaphysik die Möglichkeit wiederholter Verkörperung rundweg ablehnen.

Für den Okkultisten bildet der Gedanke des wiederholten Erdenlebens eine fundamentale Wahrheit. Aber nicht alle Leser dieser Zeitschrift dürften überzeugte Okkultisten sein. Die, die dies nicht sind, möchte ich zum Schluß darauf aufmerksam machen, daß das Zeitintervall zwischen zwei aufeinanderfolgenden Erdenleben nach den Angaben bewährter Okkultisten im allgemeinen mehrere Jahrhunderte beträgt, ja unter Umständen mehr als ein Jahrtausend betragen kann. Die Angaben hierüber sind spärlich und lauten etwas verschieden. Daß aber die Seelen frühverstorbener Kinder sich sehr bald wieder verkörpern, dafür liegen — wenn ich nicht irre — ziemlich zahlreiche Beweise vor. Aber noch niemals dürfte ein derartiger Fall von baldiger Wiederverkörperung so gewissenhaft untersucht worden sein, wie es hier im Falle Samonà geschieht. Und dies ist äußerst verdienstvoll.

Die Telepathie in der Geschichte.

Von Prof. **A. Uffreducci.**

(Auszug aus »Luce et. Ombra«*) von **Jos. Peter**, Oberst a. D.)

Der am 22. August 1911 zu früh für die okkultistische Forschung gestorbene Prof. A. Uffreducci (A. Anastadi) hat in der oben genannten

*) März 1912 u. ff. So interessant und lesenswert dieser Artikel auch ist, so

italienischen Zeitschrift eine interessante Zusammenstellung von in der Geschichte beglaubigten Fällen von Telepathie gegeben, die, wie er treffend bemerkt, erkennen lassen, daß der Vorgang der Telepathie, wie andere medianime Phänomene, zu jeder Zeit und in jedem Lande beobachtet wurde. Heute hat sich nur der Name geändert. Ich entnehme der merkwürdigen Reihe folgende Fälle:

1.) In den berühmten Dialogen des heil. Gregor des Großen lesen wir Buch 4, Kap. 36: »Der berühmte Stephanus, den du wohl kennst, pflegte mir eine Geschichte zu erzählen, welche ihm, als er in Konstantinopel sich aufhielt, begegnet war. Er war krank geworden und dann, wie es schien, gestorben. Da man den Arzt und Einbalsamierer an diesem Tage nicht mehr rufen konnte, blieb der Körper die ganze folgende Nacht unbeerdigt. Da wurde sein Geist in die unterirdischen Regionen entführt. Er sah dort viele Dinge, von denen er bisher wohl gehört hatte, die er aber nicht glaubte. Er wurde dort dem obersten Richter vorgeführt, allein dieser nahm ihn nicht auf und sagte, als Stephanus ihm vorgestellt wurde: Ich habe nicht diesen befohlen hierher zu führen, sondern Stephanus den Schmied. Stephanus wurde deshalb wieder seinem Körper zurückgegeben, dagegen wurde Stephanus der Schmied, der in der Nachbarschaft wohnte, in derselben Stunde aus dem Leben abberufen.

2.) Derselbe Gregor der Große (Papst) schreibt im Kap. 35 des Buches 4 der Dialoge:

Als ich noch als Laie in dem von meinem Vater ererbten Hause wohnte, war eine gewisse Galla, eine Witwe, mit ihrem jugendlichen Sohne Eumorphius meine Nachbarin. Von ihr nicht weit entfernt wohnte ein gewisser Stephanus, der im Dienste der Miliz stand. Eumorphius wurde krank, und als es mit ihm zu Ende ging, rief er einen Diener und sagte ihm: »Gehe schnell und sage dem Stephanus, er solle sofort zu mir kommen, denn das Schiff, das uns beide nach Sizilien führen soll, ist bereit«. Als der Diener, in dem Glauben, der Kranke spräche im Delirium, zögerte, den Auftrag auszuführen, redete ihm der Sterbende zu und sagte: »Gehe ohne Verzögerung hin und sage, was ich Dir aufgetragen habe, denn es ist nicht Narrheit, was ich zu Dir gesprochen habe«. Nun ging der Diener, aber er war nicht weit in der Straße gekommen, als ihm jemand begegnete, der ihn fragte: »Wohin gehst Du?« Der Diener antwortete: »Ich gehe zu dem Soldaten Stephanus, mein Herr hat mich geschickt«. Der andere: «Beschleunige Deine Schritte, denn ich komme von ihm und habe ihn sterbend verlassen«. Nun kehrte der Diener sofort zu Eumorphius zurück, allein auch dieser war schon verschieden. Man stellte fest, daß beide in derselben Stunde gestorben waren.

---

glaubt die Schriftleitung doch darauf hinweisen zu müssen, daß nicht alle hierin vorgebrachten Tatsachen sich restlos durch Telepathie allein erklären lassen.

3.) Die Erwähnung der Fahrt nach Sizilien, welche mit dem Aetna in Zusammenhang steht, wie unten gezeigt wird, erinnert mich, sagt Anastadi, an folgende Geschichte des verstorbenen Enrico Passaro in dessen Studien über spontane mysteriöse Manifestationen*):

Auf der Insel Stromboli landete am 15. Mai 1687 ein englisches Schiff. Die Offiziere und die gesamte Mannschaft begaben sich sodann zu dem Vulkan. Dort sahen sie nun, wie zwei Männer, die sich an der Hand gefaßt hatten, zum Vulkan liefen und sich hineinstürzten, worauf man ein schreckliches Getöse aus dem Innern des Berges vernahm. Der Kapitän Barnaby erkannte in einem dieser Männer seinen Hausnachbar Booty. Der Vorfall wurde mit allen Einzelheiten in das Schiffsbuch eingetragen. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, stellten sie fest, das Booty im Mai jenes Jahres, und zwar genau an demselben Tage und zur selben Stunde gestorben war. Als sich die Nachricht des wunderbaren Vorfalles von Stromboli verbreitete, verklagte die Witwe Booty den Kapitän Barnaby wegen Verbreitung einer unwahren Tatsache. Und in der Tat wurde die Sache von dem Gerichtshof der Kings-Bank zu Westminster verhandelt. Hier wurde festgestellt, daß die Erscheinung fast genau zu derselben Zeit beobachtet wurde, als Booty starb, und zwar nur mit einem Unterschied von zwei Minuten nach dem Eintritt des Todes. Auch war die Kleidung dieselbe und noch viele andere Kleinigkeiten sprachen mit, so daß die Klage der Witwe Booty abgewiesen wurde. Diese spontane Erscheinung ist um so interessanter, weil sie vor Gericht festgestellt wurde, wie aus den Akten des betreffenden Gerichtshofes hervorgeht. So geschehen im Jahre 1687 unter der Regierung Jacobs II. vor den Richtern Herbert, Wythens, Holloway und Wright.

4.) Das vierte Beispiel ist dem heil. Augustinus entnommen (lib. De cura pro mortuis gerenda, C. 12):

Ein gewisser Curma in der Stadt Tulliense bei Ippona war ein armer Beamter und hatte es in seiner Vaterstadt mit Mühe zur Stelle eines Duumvirn gebracht. Er war ein bäuerischer und ungebildeter Mensch. Er wurde krank und verlor schnell die Besinnung. So lag er wie tot einige Tage und wurde nicht begraben. Es fand noch eine schwache Atmung durch die Nase statt und man glaubte deshalb an sein Leben, wenn er auch kein Glied mehr rührte, keine Speise mehr zu sich nahm, nichts sah und nichts fühlte. Er gab auch kein Lebenszeichen von sich, wenn man ihn rüttelte oder sonst berührte.

In dieser Sinnenstörung sah er viele Dinge wie im Traume (?), die er erzählte, als er nach einigen Tagen wieder zu sich kam.

»Jemand«, sagte er, »soll in das Haus des Eisenarbeiters Curma gehen und sehen, was dort vorgegangen ist.« Jemand

*) »Unumstößliche Beweise für den Spiritismus etc.« von Prof. Dr. Enrico Passaro. Leipzig 1906.

ging hin und fand, daß derselbe in dem nämlichen Augenblicke gestorben war, in dem der Beamte Curma wieder erwachte. Letzterer berichtete, als er wieder bei Sinnen war, daß man befohlen hatte, den anderen Curma zu rufen, und daß er an dem Orte, wo er sich zu befinden schien, sagen gehört habe, daß nicht der Beamte Curma, sondern der Eisenarbeiter Curma in das Totenreich geführt werden sollte.

5.) Der Skeptiker Lucian erzählt eine andere Begebenheit in scherzhaftem Tone. Wenn man diese Erzählung an der Hand dialektischer Kritik liest, scheint es nicht, daß der antike Satiriker sie glatt erfunden hat.

Wahrscheinlich hat er sie nach einer ähnlichen Erzählung wiedergegeben, die damals in Umlauf war, oder er hat sie von anderen gehört. Wie dem auch sei, Lucian läßt einen gewissen Cleodemus folgendes berichten:

Ich war kürzlich krank und Antigonus stand mir bei. Es war am siebenten Tage meiner Krankheit und ich lag in heftigem Fieber. Ich wurde nach Anordnung meines Arztes allein gelassen. Da — ich hatte noch das Gefühl, völlig wach zu sein, — sah ich einen sehr schönen Jüngling in weißem Gewande. Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu den unteren Regionen, wo ich plötzlich Tantalus, Tityos, Sisyphus und andere, die ich nicht nenne, erkannte. Es war ein Tribunal dort, Acacus und Charon, die drei Parzen und die Erinnyen; Pluto saß als König auf dem Throne und las die Liste jener, die sterben sollten, da die Zeit vorüber war, die ihnen zu leben vorgeschrieben war. Der Jüngling führte auch mich herbei. Aber Pluto wurde ungehalten und sagte zu meinem Führer: „Noch nicht vollendete dieser seinen Faden. Er geht deshalb wieder weg! Und du hole den Schmied Demila, denn er lebt noch, obwohl dessen Spule schon leer ist". Ich entfernte mich schleunigst, wurde von dem Fieber befreit und kündigte allen an, daß Demila sterben werde. In der Tat lag derselbe krank im Bett in der Vorstadt, was nicht bekannt war. Bald darauf hörten wir die Klagen jener, die ihn zu Grabe trugen.

6. Plutarch berichtet in seinem Buche „De anima" eine ähnliche Geschichte. Enarcus wurde auch zu früh vor Pluto geführt und zurückgewiesen, weil der Gebieter Nicania, einen Gerber, gerufen hatte und nicht Enarcus.

7. Menochio erzählt in „Stuore" folgendes:

Ein Mönch namens Cosmus hatte eine Vision oder einen Traum. Er schien durch gewisse unterirdische Orte geführt zu werden, wo er verschiedene seltsame Sachen sah. Schließlich wurde angeordnet, daß er den Seinigen wieder zurückgestellt werde und statt seiner Person ein anderer Mönch hergeführt werde, der Anastasius hieß. Letzterer wurde tot gefunden, als Cosmus wieder zum Leben kam.

„Führt diesen" — so erzählt die Legende — zu den Seinigen zurück, um den sie klagen, denn unser Herrscher will, daß er fortfahre zu leben in seinem Kloster; an seiner Stelle ruft Anastasius

im Kloster von Traiano". Und bald darauf, als er seine Vision erzählt hatte, sandte man einen Boten in das genannte Kloster. Dieser konnte sehen, daß Anastasius aus dem Leben gerufen war und aus seiner Zelle getragen wurde. Als der Bote fragte, wann der Tod eingetreten sei, wurde ihm die Antwort, daß jener am Tage vorher um die neunte Stunde verschieden sei; dies war genau die Stunde, in der Cosmus wieder zu sich gekommen war.

8. In oben genanntem Werke des großen Papstes Gregor wird erzählt, daß der heil. Benedictus in einer Nacht betend am Fenster stand. Plötzlich sieht er am Himmel eine leuchtende Masse, welche dem Germano Vescovo von Capua glich. Der herbeigerufene Diakon Servandus sah nur noch den Rest der Helle. Nun wurden Boten nach Capua gesandt, welche die Mitteilung brachten, daß Vescovo genau in dem Momente gestorben war, in welchem Benedictus die Vision gehabt habe.

9. Varro erzählt bei Plinius (H. N. VII. 53), daß von zwei Brüdern Corfidio, der ältere, für gestorben gesagt wurde. Der andere, der nach Eröffnung des Testamentes Erbe war, bereitete das Leichenbegräbnis vor. Aber der Totgeglaubte kehrte zum Leben zurück und erzählte, daß er auf Befehl seines Bruders komme, der nun wirklich tot war und sterbend ihm die Tochter, die als Weise zurückblieb, empfohlen hatte. Auch hatte er einen Ort angegeben, wo eine gewisse Summe in Denaren lag. Es war die Bitte beigefügt, das Begräbnis mit demselben Pompe zu halten, den er selbst vorbereitet hatte. Während er noch sprach, kamen Diener seines Bruders in größter Eile, zu melden, das derselbe plötzlich aus dem Leben geschieden sei. Später wurde auch das Gold an dem Orte gefunden, den der Wiederauferstandene bezeichnet hatte.

10. Eine andere berühmte Begebenheit wird von Valerius Maximus (De somniis extern. I. VII. 10) und von Cicero (De Divinat. I. 27) berichtet. In Parenthese, sagt Anastadi, sei bemerkt, daß Cicero zu seiner Zeit als das galt, was wir heute mit dem Worte antiklerikal bezeichnen, und er sogar die Auguren von Profession lächerlich machte. Und doch erzählt er nachstehendes Vorkommnis mit größtem Ernste und allen schrecklichen Einzelheiten: Es handelt sich um zwei Arkadier, welche sehr befreundet waren und auf einer gemeinschaftlichen Reise nach Megara kamen. Sie trennten sich hier; der eine ging in das Haus einer gastfreundlichen Familie, der andere nahm Quartier in einer Herberge.

Ersterem erschien nun in der Nacht im Traume der Freund und bat ihn um Hilfe, da der Wirt ihn ermorden wolle. Der Träumende erwachte, und da er alles für Phantasie hielt, suchte er wieder einzuschlafen. Aber kaum war er wieder in Schlaf gesunken, erschien der Freund aufs neue und bat ihn, daß er, da er dem Lebenden nicht geholfen habe, wenigstens den Toten rächen sollte. Der Wirt habe ihn

ermordet, in einem Karren verborgen und mit Dünger bedeckt, um ihn am nächsten Morgen aus der Stadt zu schaffen. Er solle sich zum Tore begeben, ehe der Karren ankäme. Nun begab sich der Ueberlebende früh an das Tor, und bald kam der Karren. Er fragte, wer denn darin liege. Hierauf floh der Wirt und der Tote wurde gefunden. Der Missetäter büßte schließlich sein Verbrechen.

11. Eine andere berühmte Geschichte hat sich in einer Epoche zugetragen, die uns näher liegt. Sie wird erwähnt von Baronio (Annal-Eccles.), Del Rio (Disqu. Mag. II. q. 26. Sect. 5), Menochio (Cent. VI. Cap. 99) und Pignatelli (Nov. Consul. Canon, T. I.): Michele Mercato, ein wegen seiner Herzensgüte, Gelehrsamkeit und seiner hohen gesellschaftlichen Stellung, die er sich rechtschaffen und mühevoll aus eigenen Kräften erworben hatte, erzählte das Phänomen ungefähr wie folgt: Sein gleichnamiger Onkel hatte in großer Freundschaft mit Marsilio Ficino, dem Platoniker, gelebt. Dies Band der Freundschaft war gefestigt durch die Gleichheit der Neigungen und der Studien. Die beiden hatten über viele Dinge gesprochen, so auch über die Unsterblichkeit der Seele und über das zukünftige Leben. Wie es in unserem Unvermögen liegt, Zweifel waren neben der Ueberzeugung einhergegangen, so zwar, daß bei der Unmöglichkeit sie zu lösen man sich gegenseitig das Versprechen gab, daß jener, der zuerst sterben würde, dem anderen erscheinen solle, um, wenn es möglich wäre, ihm mitteilen, ob das andere Leben so oder anders sei, wie sie meinten. Nun starb Marsilio, während Michele im Auslande lebte und nicht einmal von der Krankheit des Freundes, geschweige denn von dessen Ableben, etwas wußte. Eines Tages nun befand sich Michele Mercato in seinem Studierzimmer, ganz vertieft in seine Arbeit, als eine laute Stimme von der Straße her erscholl. Er erhob sich und ging an das Fenster, das er öffnete. Nun erkannte er den Freund, reitend auf einer weißen Stute, die schnell vorübereilte. Der Reiter wendete den Kopf und sagte: „Michele! Michele! Es ist wahr, was wir disputierend festgestellt haben, unsere Seelen überleben unseren Tod und dauern ewig“. Später wurde festgestellt, daß die Stunde der Erscheinung und die Stunde des Todes genau übereinstimmten.

12. „Es ist mir unmöglich“, sagt Anastadi, „hier nicht eine ähnliche Geschichte folgen zu lassen, welche Schlichtegroll in seinem Nekrolog auf das Jahr 1795 erzählt. Sie ist auch in du Prels berühmtem Buch: „Der Tod, das Jenseits und das Leben im Jenseits“ (Seite 99) aufgeführt:

Ein gewisser Klockenbring in Hannover verlor 1775 seinen Freund Strube durch den Tod. Oft hatten sie über den Zustand nach dem Tode Gespräche geführt und sich fest versprochen, daß der zuerst Sterbende dem Ueberlebenden Nachricht geben sollte. Bald nach dem Tode des Freundes träumte Klockenbring, er erhalte einen Brief von Strube des Inhalts: „Lieber Klockenbring, es gibt wirklich ein Leben nach dem Tode; die Art des Daseins ist aber ganz anders und besser, als

Ihr und ich es vermutete. Lebt wohl!" Eine Nachschrift sagte: „Bildet Euch ja nicht ein, daß dies ein Traum sei; ich erfülle mein Versprechen Euch Nachricht von mir zu geben nach meinem Tode, und ich hatte keinen anderen Weg als diesen, mich Euch mittzuteilen".

13. Lord Brougham erzählt in seinen Memoiren, daß er auf der Universität mit einem Freunde einen ebensolchen Vertrag geschlossen habe, wie soeben erwähnt wurde. Der Freund kam später nach Indien und Brougham hatte ihn ganz vergessen. Eines Tages, als er aber im Bade saß, sah er das Phantom des Freundes und verlor das Bewußtsein. Nach Edinburg zurückgekehrt, erhielt er aus Indien einen Brief, der den an jenem Tage eingetretenen Tod des Freundes meldete. Es war genau Stunde und Minute, in welcher Lord Brougham das Phantom gesehen hatte.*)

14. Einen ähnlichen Fall erzählt das „Cabinet de Lecture", 30. Oktober 1842. p. 381: Archibald Pitcarn war innig befreundet mit Robert Lindsay, Enkel des David Lindsay, poeta laureatus am alten Hof von Schottland. Zwischen beiden fand eine ähnliche Abmachung statt, wie die oben von Marsilio Ficino und Michele Meréato erwähnte. Nun starb Lindsay 1765, während Pitcarn sich damals in Paris befand und schlief. Er erwachte von einem leichten Geräusch, und als er die Augen öffnete, sah er seinen Freund neben dem Bette stehen. „Wie? Du bist es"? — „Wisse, mein Lieber, daß ich tot bin". — „Tot?" — „So ist es; ich werde morgen zu Grabe getragen und bin gekommen, dich mitzunehmen. Willst Du mitgehen?" — „Noch nicht", antwortete Pitcarn, „ich möchte vorher meine Berge wiedersehen und meine Eltern umarmen. Auch Du solltest keine solche Eile haben, bleibe ein wenig". — „Ich kann nicht. Ich muß gehen. Ich werde ein andermal kommen".

Seit dieser Zeit verging nicht eine Nacht, ohne daß Archibald träumte, Lindsay sei noch am Leben. Aber 10 Jahre hatte er ihn nicht mehr mehr gesehen. Da wurde Archibald krank und schwebte in großer Gefahr: Der Freund erschien ihm von neuem, und von ihm erfuhr der Kranke, daß der Augenblick der Vereinigung noch nicht gekommen sei; er wiederholte aber das Versprechen, zu kommen und ihn zu holen. Er gab die Zeit nicht an. All' dies trug Pitcarn in ein Tagebuch ein, das heute noch existiert.

15. Nachstehende Manifestation ist den „Memoiren von Rochefort" entnommen.

Der Marquis von Rambouillet, älterer Bruder der Marquise von Montausier, und der Marquis von Precy, aus dem Hause Rambouillet, beide im Alter von 25 bis 30 Jahren, waren sehr befreundet und wollten mitsammen in den Krieg ziehen, wie es alle jungen Männer von Stand damals taten. Eines Tages sprachen die Freunde über das Jenseits und

*) Ebenfalls von du Prel l. cit. erwähnt. P.

nach vielen Meinungen, welche ihre Ueberzeugung von der anderen Welt nicht sehr stärkten, gaben sie sich das Wort, daß derjenige, der zuerst sterben würde, dies dem anderen mitteilen sollte.

Nach drei Monaten ging der Marquis von Rambouillet nach Flandern, wo damals der Krieg wütete, und der Marquis von Precy blieb, von heftigem Fieber befallen, in Paris zurück.

Es vergingen sechs Wochen, da fühlte der Marquis von Precy eines Nachts, daß der Vorhang seines Bettes aufgezogen wurde. Als er sich aufrichtete, um nach der Ursache zu forschen, sah er den Marquis von Rambouillet mit der Casacca bekleidet und in Stiefeln vor sich. Precy sprang sofort aus dem Bett, um den Freund zu umarmen.

Allein Rambouillet trat einige Schritte zurück und sagte, daß diese Zärtlichkeit nicht mehr angebracht sei; er komme nur, um sein gegebenes Wort zu halten, denn er sei tagsvorher bei einer Gelegenheit getötet worden. Es sei sehr wahr; was sie von der anderen Welt gesprochen hätten, und der Freund solle trachten, sein Leben zu ändern, es sei keine Zeit zu verlieren, denn er würde in dem nächsten Gefechte, an dem er teilnehme, getötet werden. Precy war unsagbar überrascht und konnte nicht glauben, was er gehört hatte. Er versuchte aufs neue, den Freund zu umarmen, aber er griff nur in die Luft.

Als Rambouillet sah, daß der Freund ungläubig war, zeigte er ihm die Stelle, wo er den Schuß empfangen hatte; es war in der Nierengegend und es schien, daß das Blut noch floß. Darauf verschwand er und ließ Precy in einem Schrecken zurück, der leichter zu begreifen als zu beschreiben ist. Nun rief Precy den Diener. Viele Personen kamen herbei, denen er erzählte, was er gesehen habe. Alle schrieben die Vision dem heftigen Fieber zu, das die Phantasie des Kranken aufgereizt habe; man bat ihn, sich wieder in das Bett zu begeben, und sagte ihm, daß er geträumt habe. Der Marquis war in Verzweiflung, als er sah, daß man ihn für einen Visionär halte, und erzählte alle Umstände aufs genaueste. Er blieb bei seiner Behauptung, bis schließlich die Post aus Flandern kam, welche die Nachricht von dem Tode Rambouillets brachte. Nun fingen auch die übrigen zu glauben an, um so mehr, als Rambouillet an dem der Vision vorhergehenden Tage gestorben war und es unmöglich gewesen ist, die Nachricht so schnell auf natürlichem Wege zu erfahren. Bald darauf wurde Precy in dem Gefechte von S. Antonio getötet.

16.) Hier noch eine andere Tatsache, welche dem Inhalte nach identisch ist mit der vorausgehenden, aber in der Form gänzlich abweicht. Sie stützt sich auf die Angaben Lord Byrons in »Thomas Moore:«

Als der berühmte Dichter einst mit einem Handelsschiff fuhr, erzählte ihm der Kapitän desselben, ein sehr achtenswerter Mann, eine Begebenheit, die auf Byron großen Eindruck machte. Ich schlief, berichtete der Kapitän, in meiner Kabine. Da sah ich im Traume meinen

Bruder, bleich und ganz durchnäßt, wie den Leichnam eines Ertrunkenen, der aus dem Wasser gezogen wurde. Ich erwachte, öffnete die Augen und bemerkte mit Schrecken, daß quer über meinem Bette ein menschlicher Körper lag, dessen Gewicht ich auf meinen Beinen fühlte. Erschrocken bleibe ich stumm und unbeweglich. Nur die Hände streckte ich aus und konnte nicht länger mehr zweifeln: es waren nasse Kleider, die ich berührte.

Ich landete einige Tage später und erfuhr sofort, daß einer meiner Brüder, ein Seemann wie ich, Schiffbruch gelitten hatte und an der Küste von Holland zu Grunde ging, genau in jener Nacht und zu derselben Stunde, in welcher ich den Traum hatte und die plötzliche Erscheinung sah.

17.) Ein anderer Fall: Ein alter Seemann hatte seinen einzigen Sohn auf einem Kriegsschiff eingeschifft. Der alte Seebär träumte eines Nachts; er sah den Sohn im Dienst an einem Schiffsgeschütz als ersten Mann zur Linken stehen; man verfolgte eine feindliche Fregatte. Schüsse fielen, und eine Kugel traf den Jungen und tötete ihn. Am darauffolgenden Morgen verließ der Vater, den der Traum schmerzlich berührt hatte, das Haus und ging der Küste entlang. Jemand kam ihm entgegen. »Ich weiß schon«, sagte der untröstliche Vater, »was ihr mir sagen wollt. Mein Sohn ist nicht mehr. Er wurde neben seiner Kanone getötet, er stand als erster auf der linken Seite der Bedienung«.

»Ich könnte«, sagt Prof. Anastadi, »aus der Geschichte der Heiligen tausend Fälle dieser Art anführen. Aber ich will schweigen davon, auch von Appolonius von Tyana, den man im Mittelalter für einen Betrüger ansah. Dagegen führe ich folgendes Geschehnis an, das in den »Di geniali« des Alessandro (bib. I. Cap. 11) erzählt wird:

18.) Ein Sklave Namens Mario war in Rom und schlief in demselben Gemache mit seinem Herrn. Als er im Schlafe schrie und jammerte, weckte man ihn und fragte nach dem Grunde seines Lärmens. Er antwortete, daß er im Traume seine Mutter auf der Totenbahre liegen gesehen habe, um zu Grabe getragen zu werden. Und in der Tat ergab sich, daß alles wahr war und daß sowohl Tatsache wie Zeit genau auf Tag und Stunde stimmten.

19.) Der Historiker Giovanni Villani erzählt in seinen »Storie Fiorentine« (VII. 49) folgendes:

Eine große und wahre Vision erlebte beim Tode des Papstes (Johann XXI.) ein Florentiner Kaufmann Namens Berto Forzetti. Derselbe hatte die Eigentümlichkeit, öfters im Traume sich im Bette aufzurichten und wunderbare Dinge zu erzählen. Nun in der Nacht, in welcher der genannte Papst starb, befand sich Berto in einem Schiffe auf hoher See und schlief. Plötzlich richtete er sich auf und rief: »Ach leider, leider!« Als die Gefährten ihn fragten, antwortete er: »Ich sah einen sehr großen, schwarzen Mann, mit einer großen Keule in der Hand; er wollte eine Säule zerschmettern, die ein Gewölbe stützte.« Und gleich darauf schrie der Träumende: »Er hat sie zerschmettert und getötet.« Als man fragte,

um wen es sich handle, kam die Antwort: »der Papst.« Die Gefährten schrieben diese Einzelheiten und das Datum auf. Als sie in Acri landeten, erfuhren sie bald den Tod des Papstes, der in derselben Nacht gestorben war. Giovanni Villani fügt bei, daß er die Geschichte von den Schiffsgefährten Bertos selbst habe, welche angesehene und ehrenwerte Männer seien.

* * *

A. W. Anastadi fügt diesen Beispielen einige treffende Bemerkungen bei. Ich entnehme den Ausführungen des Gelehrten folgendes: Er will keine Erklärungen ex cathedra geben, sondern nur die Eindrücke, welche Beispiele der erwähnten Art auf ihn machten. Diese Tatsachen sind nicht nach ein und demselben Schnitt, sie sind unglaublich verschieden. Einige scheinen direkt als jene Phänomene, welche Aksakow als Animismus bezeichnet hat; andere erscheinen vollständig als »Wanderungen der Seele fern vom Körper.« Die klassische Literatur ist sehr reich an Erzählungen solcher Wanderungen. Es genügt nur ein Blick, um sie bei Homer, Euripides Plutarch, Virgil, Ovid u. a. zu finden. Manchmal haben diese Telepathieen die Physiognomie von Warnungsträumen, dann wieder scheinen sie Hellsehen auf Entfernung hin zu sein, im ekstatischen oder wenigstens somnambulen Zustande. Oftmals vermutet man in der Person des Percipienten mediale Fähigkeiten; doch mitunter findet man nicht die leiseste Spur von Medianität. Die Tatsache spielt sich entweder nur mit einem einzigen Percipienten ab oder mit 2, 3, 4 und mehreren zusammen. Es gibt Telepathieen, welche mit einem Traume beginnen, in welchem der Percipient erwacht, und nun setzt sich der telepathische Traum fort im wachen Zustand, ohne Unterbrechung oder Aenderung, ohne die Inszenierung zu wechseln und ohne die dramatische Entwicklung zu ändern. Es gibt Telepathieen, welche man mit Halluzinations-Phänomenen verwechseln würde, in denen aber keine Spur von Halluzination erscheint. In großer Zahl werden sie in der hellsehenden Ekstase Sterbender gefunden, aber ein anderesmal wieder bei Leuten, die in blühender Gesundheit stehen.

Aus diesen Gründen sind jene Manifestationen so unendlich verschieden. Sie sind mit Einsicht und großem Studium festgestellt, aber sie warten noch, ich will nicht gleich sagen auf eine Erklärung, sondern auf eine logische und genaue Determination jedes einzelnen Falles, eine genaue und wohl studierte Klassifikation, in der man schließlich alle gut katalogisiert findet. Sollen wir die oben angeführten Geschichten für Ammenmärchen halten, welche alte Frauen erzählen, um ihre Enkel einzuschläfern? Ich denke, die Erzähler und die Zeugen besitzen alles, was von strenger Logik verlangt wird, und so stehen wir vor dem Dilemma: entweder die Wahrheit der erzählten Tatsachen zuzugeben oder auf die Geschichte zu verzichten und jedes historische Dokument abzulehnen. Der berühmte Flammarion sagt sehr richtig: »Niemand kann diese

18*

Tatsachen mehr bezweifeln, sie sind ebenso gewiß wie die Existenz der Elektrizität, des Oxygen, des Sirius. Jeder weiß, daß F. H. Myers, Sidgwick, Gurney und Podmore, Mitglieder der »Society f. P. R.« in London, dadurch berühmt geworden sind, daß sie ungefähr tausend Fälle von Telepathie wissenschaftlich untersucht haben und hiermit der Wissenschaft und der Menschheit einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ja ihre Verdienste hätten alles übertroffen, wenn sie nicht im Falle der berühmten Eusapia Paladino verblendet gewesen wären.

Es ist nicht möglich, dem Ansturm so vieler formidabler Beweise von Authentizität zu wiederstehen. Wer weiß nicht, daß Gelehrte New-Yorks, Paris', Londons u. a., daß die ganze wissenschaftliche Welt erst nach einer unglaublich genauen Prüfung jene seltsamen Phänomene als authentisch ansahen? Man schickte Personen an Ort und Stelle, um ein Geschehnis feststellen zu lassen, wie wenn es sich um eine Versicherungsgesellschaft gehandelt hätte. Alles, Daten, Personen, Worte, Zeugnisse, alles wurde auf die Präzisionswage der Logik gelegt, alles passierte den Schmelzofen der Kritik. Die Tatsache mußte aus dieser großen und anstrengenden Arbeit klar und rein hervorgehen wie ein Edelstein. Wer hat aber nicht beobachten können, daß die sog. offizielle Wissenschaft jene Tatsachen noch nicht wissenschaftlich experimentell hat prüfen wollen. Der Gelehrte in der Toga leugnet zwar die Telepathie nicht mehr, weil er nicht kann, aber er gibt sie nicht zu, weil er nicht darf. Eine seltsame Lage, man nennt sie beschönigend »Suspension des Urteils«. Prof. Richet schreibt: »An dem Tag, an welchem ein experimenteller Beweis der Telepathie gegeben wird, wird die Telepathie nicht mehr bestritten und als natürliches Phänomen angenommen werden, wie die Drehung der Erde um ihre eigene Axe oder die Ansteckung durch Tuberkulose«.

Man sollte glauben, daß ein Fall oder zwei Fälle oder ein Dutzend und gar zweitausend Fälle einwandfreier Echtheit als Experimentalbeweis genügen würden, um auch große Ansprüche zu befriedigen. Allein die Skeptiker nehmen die gewöhnliche Ausrede, daß das kein Experimentalbeweis sei, weil man ihn nicht nach Belieben und auf Kommando wiederholen kann — ein Verlangen, das unmöglich zu erfüllen ist. Wir können weder den Willen der Abgeschiedenen beeinflussen, noch die Erscheinungen in unserem Sinne rufen und leiten.

Was die Telepathie betrifft, so wird sie, sagt Anastadi, nicht mehr bestritten. Da alle sie sehen, wird sie nicht mehr geleugnet, aber sie wird nicht zugegeben. Es geschieht aus Furcht. Aber das Tor ist weit geöffnet für die triumphierende Rückkehr des Spiritismus in den menschlichen Geist. Langsam, langsam, Schritt für Schritt verschwindet das Absurde aus dem Antlitz unseres kleinen Planeten, und der Wahrheit öffnen sich weite und bequeme Wege, mit der Zeit und mit Geduld, wie es seine Natur verlangt. So ist es geschrieben und davon kann keine Großsprecherei eine Silbe auslöschen.

Unser Autor weist treffend darauf hin, daß schließlich auch ein Experimentalbeweis auf die offizielle Wissenschaft keinen Eindruck macht. Wie hat sie den berühmten Ohm behandelt, als er das Gesetz zeigte, das die Elektrizität beherrscht! Die Kathederhelden begrüßten die große Entdeckung mit dem gewöhnlichen Gelächter, sie spotteten und machten diesen großen Geist verächtlich, sie verfolgten ihn und vertrieben ihn aus der bescheidenen Stellung, von der er lebte, und ließen ihn sechs Jahr lang mit 100 Lire monatlich hungern. Erst im Tode heuchelte man Anerkennung. Und Robert Mayer, den Entdecker des großen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft? Die offizielle Wissenschaft hat ihm nicht einmal die ärmliche Genugtuung gegeben, die man Ohm im Sterben gab. Der arme Mayer wurde wahnsinnig, und die Wissenschaft in der Toga (scienza togata) hat diesen großen Mann in der Vergessenheit sterben lassen. Und wie war es mit Galileo, als er experimentell bewies, daß Körper von verschiedenem Gewichte alle mit derselben Geschwindigkeit fallen? Ein allgemeines Gelächter der aufgeblasenen Schwätzer der Universität in Pisa, ein Hymnus auf Aristoteles, ein Achselzucken, und man sprach nicht mehr davon! Richet, der ausgezeichnete Gelehrte, muß früher als ich — sagt Anastadie — gesehen haben, daß »in unseren Tagen der Grad der Aufnahmefähigkeit des menschlichen Geistes für eine neue Wahrheit noch nicht merkbar zugenommen hat«.

Um auf das Thema der Glaubwürdigkeit zurückzukommen: Lassen wir einige Fälle jüngsten Datums, welche mit aller kritischen Schärfe untersucht wurden, bei Seite; reden wir von den oben angeführten Beispielen und fragen: Welchen Glauben kann man ihnen vernünftigerweise beimessen?

»Was mich betrifft,« sagt Anastadi, »ich halte sie für wahr, wenigstens die meisten, und zwar in ihrer Gesamtheit, nicht jedes einzelne. Und dies um so mehr, als die einfachen Erzählungen, ohne Uebertreibungen in allen Hauptlinien den modernen authentischen Berichte ähnlich sind. Auch für die weniger Erfahrenen ist es leicht, zu erkennen, daß alle Geschichten dieser Art, seien sie antik oder modern, auf demselben »Linienblatt« geschrieben sind, nämlich jenem der substanziellen Wahrheit der Tatsachen. Daher schenke ich, wenn nicht Lucian, so doch wenigstens Plutarch, dem heil. Augustin und Gregor dem Großen vollen Glauben. Ich glaube, daß die von ihnen erzählten Geschichten wahr sind. Aber wohl verstanden: wahr in welchem Sinne? Vielleicht in dem Sinne, daß jene Träumenden wirklich an einen Ort der Verstorbenen geführt wurden und daß sie dort einen Herrscher auf dem Thron gesehen haben, der seinen Untertanen Befehle und Vorwürfe erteilt? Oder daß sie die Vorwürfe über die Verwechslung gehört haben und über die Fehler, welche durch die mißverständliche Auffassung der erhaltenen Befehle gemacht wurden? Wahrhaftig, dies wäre gänzlich

gegen die Gesetze des gesunden Menschenverstandes.*) Man begreift auf den ersten Blick, daß es sich hier um ein Hellsehen (clairvoyance), gemischt mit dem Spiele der Traumphantasie, handelt, wodurch die Wahrheit verschleiert wird in dem Kleide der Traum-Halluzination. So werden Orte und Personen, Gewänder, Gespräche und viele Zutaten beigefügt, wie ja dies so oft (aber nicht immer) in der Hellsichtigkeit des Hypnotismus der Fall ist.

In der oben unter 2.) erzählten Geschichte ist es z. B. nicht unvernünftig, zu vermuten, daß Eumorphius in der hellsehenden Ekstase der Sterbenden in Gedanken zu seinem ebenfalls sterbenden Nachbar Stephanus geführt wurde. Die Phantasie hat dann das Traumbild des Schiffes und den Befehl zur Reise nach Sizilien hinzugefügt. Zu jener Zeit glaubte das Volk, daß der Aetna (wie überhaupt die Vulkane) der Schlund sei, durch den der Weg in die Unterwelt führe.«

Den unter 12.) oben angeführten Fall hält auch Anastadi als außerordentlich interessant, da er, wie schon du Prel bemerkte, zeigt, daß Phantome gleich dem magisch wirkenden Menschen künstliche Träume hervorrufen können.

Bezüglich des Falles 11.) und anderer ähnlicher Begebnisse verweist Anastadi auf du Prels Ansicht, daß es wohl möglich ist, daß der Sterbende sich eines weit zurückliegenden Versprechens erinnert und daß die zahlreichen Mißerfolge, auch wo die Absicht des Phantoms, sein Versprechen zu erfüllen, als sicher angenommen werden kann, nur dafür sprechen, daß die Sache ihre großen Schwierigkeiten hat.

Was die Telepathie aber betrifft, so sind die Definitionen unzählig. Viele glauben mit Flammarion, daß diese Phänomene der Wirkung eines Geistes auf den anderen zugeschrieben werden müssen, und zwar auf Entfernung hin und ohne Vermittlung eines unserer fünf Sinne. Prof. Richet nennt die Erforschung dieser Tatsachen das wissenschaftliche Studium des nach dem Tode kommenden Tages. Manche nennen die Telepathie wirkliche Halluzinationen — hallucination veridique. »Aber das Wort Halluzination,« sagt Anastadi, »ist ein Kieselstein, der fahrlässig mitten in den Weg geworfen ist, um Dich stolpern zu lassen, wo immer Du gehen magst.«

Die Gesellschaft für psychologische Forschung in London glaubt, daß die Phantasmen, welche 12 Stunden nach dem Tode erscheinen, immer noch auf Rechnung Lebender geschrieben werden müssen. Was

---

*) Nun, so schlimm steht die Sache nicht. Es gilt doch heute in okkultistischen Kreisen als erwiesene Tatsache, daß der Mensch aus seinem physischen Körper heraustreten kann. Der physische Körper bleibt im Zustande des Scheintodes zurück, der eigentliche Mensch kann in dieser Zeit, im Fluidalkörper frei herumschwebend, allerlei Eindrücke aufnehmen, allerlei Erfahrungen sammeln. Unter Umständen erinnert sich der Mensch nach seinem Erwachen im physischen Körper dieser Erlebnisse, aber das hat dann mit »Telepathie« gar nichts zu tun! (Der Schriftleiter).

sagen aber jene hierzu, welche den Tod nicht als Vernichtung, sondern im Gegenteil als eine Befreiung der Energie ansehen? Für dieselben ist gerade die Energie eines Sterbenden oder eines Gestorbenen dasjenige, was sich unter den bekannten Formen manifestiert.

Die Katheder-Wissenschaft nennt Telepathie »falsche Erinnerung.« Aber auch nur bei flüchtiger Betrachtung sieht man klar, daß von Erinnerung nicht die Rede sein kann.

Der gewöhnlichste Irrtum ist nach Anastadis Ansicht, die Vorahnungen mit Telepathie zu vermengen. Anastadi zeigt beispielsweise, daß man den Fall der Calpurnia und jenen des Marschall Moltke in einem Atem nennt. Was haben beide Fälle miteinander zu tun? Calpurnia wollte nicht, daß ihr Gatte in den Senat gehe, denn sie zitterte für sein Leben, da sie an die Vorbedeutung ihres Traumes glaubte. Moltke hingegen ist der Protagonist einer mysteriösen Geschichte, die niemals aufgeklärt wurde. Sie ist kurz folgende: Genau in dem Momente, in dem Moltke in seinem Krankenzimmer den letzten Seufzer aushauchte, sah die Schildwache des Palais, welche von der bevorstehenden Katastrophe nichts wußte, staunend den Feldmarschall auf der Brücke stehen und, die Ellenbogen auf das Geländer gestützt, das Gesicht in die Hände gelegt, in den Fluß starren. Die Soldaten trugen die Begebenheit in das Wachbuch ein, wonach man das Uebereinstimmen der Zeiten feststellen konnte.

Die Telepathie ist nicht ausschließlich Anzeichen des Todes. In sehr schweren Krankheiten bemerkt man, wenn auch selten, ein telepathisches Phänomen als Vorbote der Wiedergenesung.

Es ist ferner zu bemerken, daß in der reinen Telepathie die »Phantasmen« oft sprechen — was sie nur selten in gewöhnlichen mediumistischen Sitzungen tun — und zwar mit lauter Stimme und wohlartikuliert. In gewöhnlichen Fällen kommt es nicht häufig vor, daß das Phantom so leicht und gewandt spricht, wie die Katie King des William Crookes; man hat im Gegenteil fast immer eine leise, ja nicht selten nur flüsternde Stimme konstatiert. In der Telepathie scheint man sich in einem gewöhnlichen, normalen Fall unseres irdischen Lebens zu befinden. Dies widerspricht aber der Tatsache, daß es nach dem Verlassen des irdischen Lebens doch einer großen Schwierigkeit begegnen müßte, Sprechorgane zu bilden von einer Seite, die sie nicht hat und die sich kaum in der neuen Daseinsform zurechtfinden mag.

Die telepathische Phantasmagorie erscheint nicht immer genau im Augenblicke des Todes, wie es als Regel gilt, sondern einige Stunden oder höchstens einen Tag nach dem Tode. Auch Anastadi ist der Ansicht, daß es sich hier um den ersten Effekt eines Monoideismus handelt oder um die Energie des Protagonisten, die, getrieben von einem unwiderstehlichen Verlangen in der höchsten Not des Todes, in Wirkung tritt. »Ich« — sagt jedoch Anastadi — »halte es für jetzt weise, nicht weiter

diesen Problemen nachzuforschen, da mir schon die ernste Erforschung der gewöhnlichen medianimen Phänomene für den menschlichen Verstand allzu schwer erscheint.« Du Prel hat recht: es ist die Telepathie wie das Hellsehen eine geheime Fähigkeit der Seele, eine Eigenschaft, welche während unseres irdischen Lebens latent ist und an welcher unser zerebrales Bewußtsein keinen Anteil hat, die sich aber in der Extase und in ähnlichen Zuständen zeigt, und zwar um so intensiver, je tiefer die Anästhesie ist, die im Tode ihren Höhepunkt erreicht.

Jedenfalls darf die offizielle Wissenschaft nicht vergessen, daß, wenn der Hypnotismus die Vorrede zu dem modernen Spiritismus geschrieben hat, die Telepathie*) das erste Kapitel erfaßt hat. Der Fortschritt kann nicht stehen bleiben, denn, wie man wohl weiß, Aufenthalt des Fortschrittes bedeutet Tod.

Anastadi sagt zum Schlusse treffend, daß uns die Aufgabe obliegt, jene Tatsachen wissenschaftlich zu erforschen, sie zu sammeln, sorgsam zu ordnen und mit derselben Offenheit wir Newton zu sagen: »Ich sehe ein überraschendes Phänomen, dessen Ursache ich nicht kenne.«

Eine Dissertation über „Gespenster-Recht“ aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.**

 (Fortsetzung.)

§ 13. So liegt die Sache also, wenn einer von den Kontrahenten schon von Gespenstern geplagt worden ist, bevor das Verlöbnis öffentlich bekannt gemacht wurde. Größer aber wird die Schwierigkeit in dem Falle sein, wenn dieses Unheil plötzlich hereinbricht, nachdem die Verlobung in aller Form stattgefunden hat. Da allerdings scheint eine Lösung des Verlöbnisses nicht am Platze zu sein, weil dann nicht feststeht, wer die Schuld trägt; denn oft wird der eine wegen der Sünden des andern von Gespenstern bedrängt, gleichsam zur Strafe dafür, daß er mit diesem sich in ein Rechtsgeschäft eingelassen hat. Ja, es ist sogar nicht selten, daß die Gespenster denjenigen, denen sie sichtbar erscheinen, einen geringeren Schrecken einjagen als jenen, welche, obwohl sie dabei sind, mit Ausnahme von Geräusch oder Lärm nichts wahrnehmen. Aber auch in diesem Falle zögern wir nicht, dasselbe zu entscheiden, weil auch hier wieder die Doktoren im allgemeinen erklären: wenn nach Abschluß eines Verlöbnisses unvermutet ein Fehler eintritt, der, wenn er vorher bemerkt worden wäre, den andern von der Verlobung abgehalten

*) Besonders dann, wenn man solche okkulte Erlebnisse, wie in diesem Artikel aufgezählt, zur »Telepathie« gehörend annimmt. Natürlich, vor solchen telepathischen Phänomen muß die Wissenschaft Angst bekommen, denn sie lassen sich nicht mehr durch Energieübertragung von Gehirn zu Gehirn erklären!

haben würde, dann ist immer die Auflösung am Platze. (Gerhard: Loc. de conjugio § 167, in fine; Brouwer: de jure connub. l. 1, cap. 25, n. 9; Bruckner: dicis. Matrim. cap 1, n. 86; Menoch: de A. J. Quaest. l. 2, def. 176, n. 9). Denn es ist wohl kein Zweifel: Wenn die Kontrahenten so etwas vorher gewußt hätten, so würden sie niemals eine so enge Gemeinschaft eingegangen sein. Doch müssen dieselben gleichsam als Mittelweg folgendes vornehmen: Zunächst sollen sie in inbrünstigen Gebeten von Gott dem Höchsten und Mächtigsten Hilfe erflehen und dann erst, wenn trotz alledem die bösen Geister nicht weichen, schließlich von der Verlobung zurücktreten.

§ 14. Was ist aber zu erklären, wenn die Ehe selbst schon vollzogen ist? Wir kennen einen traurigen Fall dieser Art, der in einem bekannten Staate vorgekommen ist. Dort ist ein wahrhaft frommes und Gott ergebenes Weib auf eine seltsame Weise von Gespenstern grausam gequält worden: mit Auswurf war es stets vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt, auch seine ganze Umgebung war mit Kot besudelt; dabei mußte das Weib zusehen, wie allmählich seine ganze bewegliche Habe verschwand oder durch Brand vernichtet wurde, sodaß es, sonst mit Gütern hinlänglich ausgestattet, auf diese Weise nun in die größte Armut versetzt wurde. Es ertrug dieses alles aber mit größtem Gleichmut und empfahl sich, je größere Gewalt der böse Geist anwandte, in um so heißeren Gebeten seinem Gott. In der Ausübung dieser Tugend verharrt es bis auf den heutigen Tag; ob allerdings inzwischen der Satan gewichen ist, wissen wir nicht. Was soll man nun zu einem solchen Falle sagen? Kann der Ehemann mit Recht und nach Verdienst auf Ehescheidung klagen, besonders weil er merkt, daß er bei der Sache auch seine Fähigkeiten (Vollmacht) miteinbüßt? Schwierig und unsicher ist die Lösung dieser Frage, und doch vertreten wir, unbeschadet des Urteils anderer Männer, hier den Standpunkt der Verneinung. Denn die Ehe der Christen ist eine unlösbare Gemeinschaft, in der die Gatten in jeder Lage, nicht nur im Glück, sondern auch im Unglück, treue Genossen und zu gegenseitiger Hilfe und Tröstung da sein sollen. Und dies soll in vorliegendem Falle um so mehr geschehen, als es immer offensichtlicher wird, daß dieses Unglück von Gottes Vorsehung allein geschickt ist, um die Eheleute auf die Probe zu stellen, ob sie in Geduld ausharren und Gott allein vertrauen wollen.

§ 15. In Sachen der Vormundschaft, die auch zum Personenrecht gehört, drängt sich die Frage auf, ob es ein rechtlicher Grund zur Ablehnung ist, wenn die Wohnung des Mündels von Geistern heimgesucht wird. Allerdings ist, wie wir ohne weiteres zugeben, unter den Gründen, die vom Kaiser Justinian in den Pandekten und Institutionen besprochen sind, dieser Grund nicht zu finden, aber wohl nur deshalb, weil nicht alle Gründe, zumal nicht die von dem Kaiser nicht vorausgesehenen, ausdrücklich hervorgehoben sind, sondern nur die kleineren, jedoch so,

daß die größeren nicht ausgeschlossen werden. Daraus ergibt sich, daß der Vormund wegen eines solchen Mangels Anspruch auf Befreiung von der Vormundschaft machen kann, da ja dieses Amt an sich schon eine hinlänglich große Last darstellt; vorausgesetzt ist aber, daß er alle Mittel und Wege zur Abhilfe versucht und sich bemüht hat, sein Mündel in einem andern Hause unterzubringen, jedoch auf keine Weise einen Ausweg hat finden können. Aber wird es dann nicht ungerecht sein, das Mündel so zu verlassen? Es scheint zwar so, ist es aber in Wirklichkeit nicht, denn das Mündel braucht deswegen doch nicht gleich von allen verlassen zu sein: Seine Güter können unterdessen einem andern Manne zur Verwaltung übergeben werden, während es selbst frommen Priestern anvertraut wird, die in ihren Gebeten Gott um Erlösung von jenem Uebel anrufen. Den Vormund aber zu all diesen Beschwerlichkeiten zwingen zu wollen, scheint mir ganz und gar unrecht zu sein.

§ 16. Vom Personenrecht gehen wir nun zum Sachenrecht über, und zwar zu dem Hauptartikel dieses Rechts, dem Eigentum, das durch Erwerb, auch durch zufälligen, also z. B. durch Auffindung eines Schatzes, erlangt wird. Es ist ja allgemein bekannt genug, wie oft in der Nähe von Schätzen Gespenster erscheinen, sodaß es aussieht, als ob die Gespenster die Schätze gleichsam besitzen und bewachen. Daher fragt es sich allgemein, ob es gestattet sei, mit gutem Gewissen einen solcherart von einem Gespenst bewachten Schatz an sich nehmen. Hierbei wollen wir nun nicht untersuchen, woher es kommt, daß tatsächlich bei den Verstecken der Schätze meistens Gespenster sich blicken lassen. Es könnte auch kaum für diese Erscheinung ein anderer Grund angeführt werden als der, daß der Teufel (mit Gottes Erlaubnis) sich demnächst eine Gewalt aneignen wolle über jenes Geld, welches von den Besitzern, bisweilen auf den Rat des Teufels selbst, sicher aber niemals ohne daß sie etwas Böses begangen hatten, in die Erde vergraben worden ist. Deshalb macht es dem Verführer nun eine außerordentliche Freude, sich jenes Geldes gleichsam als eines Köders zu bedienen, mit dem er die von Natur schon geldgierigen Menschen glücklich in die Netze der Habsucht lockt. Es genügt uns also, auf die vorgelegte Frage eine verneinende Antwort zu geben. Denn es mag ja immerhin der Finder sich selbst mit dem Bewußtsein einer guten Absicht schmeicheln, weil ihm dadurch die beste Gelegenheit geboten scheine, Bedürftigen helfen und auch sonst das Wohl des Nächsten fördern zu können. Jedoch spricht dies nicht die ganze Handlung von Sünden frei, da es sich ja aus der Sittenlehre ergibt, daß nicht nach der Absicht allein der Wert einer Handlung bemessen wird; überdies muß man sich auch gänzlich davor hüten, wenn einmal etwas derartiges von Gott der Versuchung halber geschickt zu werden scheint, daß man dieser Versuchung nicht erliegt. Dagegen spricht auch nicht die Tatsache, daß es oft ungewiß gewesen ist, ob die Gespenster, welche sich an die Schätze heranmachten, zu den

guten oder zu den bösen Geistern zu rechnen waren, und daß das Geld daher von Gott selbst dem Finder dargeboten zu sein schien. Denn hierauf entgegne ich: Gerade wegen dieser Ungewißheit ist mein Urteil, von der Sache die Hände zu lassen, um so begründeter, weil es sehr unwahrscheinlich aussieht, daß der Schatz von Gottes Hand dargereicht ist, denn Gottes Güte pflegt ihre Wohltaten nicht in einer derartigen, Schrecken erregenden Gestalt zu erweisen. Was aber ist zu tun, wenn ein Geist selbst dem Menschen einen Schatz anbietet und ihn etwa zugleich zur Annahme zwingen sollte? (Ein Beispiel hierfür erzählt Mart. Grundmann in einer Abhandlung, die er betitelt: »Neueröffnete geist- und weltliche Geschicht-Schule«, litt. g, n. 9, p. m. 245 ff). Hier glaube ich, daß man mit gutem Gewissen den Schatz annehmen kann, besonders wenn solche Verhältnisse mitsprechen, wie sie an der eben erwähnten Stelle zu lesen sind, wo aus dem ganzen Vorgang keine Spur eines teuflischen Betruges erhellt. Es wird dort nämlich berichtet, daß in einem Walde nahe bei Quedlinburg sich zu einem Landmädchen, welches zwei Körbe mit Holz gesammelt hatte und sich auf dem Heimwege befand, ein Mann gesellte, der von ungewöhnlich kleiner Figur war (»ein klein Männgen«). Dieser zeigte ihm an einem nahen Hügel eine Menge Geld und forderte es allen Ernstes auf, davon mitzunehmen, soviel es tragen könnte. Als aber das Mädchen nicht ohne Tränen ablehnte, da warf das Männchen die Holzstücke aus den Körben und füllte mit eigner Hand einen großen Teil des Geldes hinein; darauf verschwand es. Wie nun das Mädchen die Geschichte zu Hause erzählt hatte, liefen aus dem Dorfe die Bauern in großer Zahl herbei und suchten an jener Stelle nach dem Schatz; das Unternehmen war aber erfolglos. Außer über diesen Fall möchte ich keine spezielle Entscheidung, die man zu unserer Frage getroffen hat, anfügen.

§ 17. In dem Artikel betreffs der Schätze heißt es in dem altbekannten Gesetz: Die Schätze gehören dem Finder, wenn sie von einem Eigner auf seinem Grund und Boden gefunden werden; es sei denn, daß er sich vielleicht unerlaubter Mittel bedient hat. In diesem Falle nämlich wird der Schatz ihm zur Strafe weggenommen und fällt ganz dem Fiskus (Staatskasse) zu. (l. un. C. thesauris l. 5. C. de malef. et mathem. Siehe: Carpzov.: In prax. Crim. qu. 50, num. 37 ff.) Wenn nun aber einer auf seinem Eigentum einen Schatz unter Anleitung und Führung eines Gespenstes gefunden hat, so fragt es sich, ob dieser auch dem Fiskus zufalle, weil er gleichsam mit unerlaubten Mitteln erworben sei. Man könnte dieser Meinung sein, da ja nichts als unerlaubter bezeichnet werden kann, als dem Wink und Willen eines bösartigen Geistes zu folgen. Aber ich halte doch das Gegenteil für richtiger, und zwar aus der Erwägung heraus, daß jenes Gespenst, welches den Schatz zeigt, doch nicht das Mittel ist, durch welches er erworben wird, sondern nur die Veranlassung dazu, daß man nach ihm sucht. Daher kann, wenn

bei dem Suchen selbst sich der Finder keines unerlaubten Hilfsmittels bedient, der Fiskus nichts beanspruchen. Wenn aber das Gespenst nicht nur die Stelle zeigt, wo der Schatz verborgen liegt, sondern auch ein sicheres, auf Aberglauben und Zauberei beruhendes Mittel, ihn zu heben, angibt und der andere dasselbe auch anwendet, dann allerdings, glaube ich, muß man ganz anders entscheiden.

§ 18. Ferner ist bestimmt, daß derjenige, welcher auf fremdem Eigentum einen Schatz vorsätzlich (mit Fleiß) (data opera) gefunden hat, nichts davon an sich nehmen darf, während sonst dem Finder die Hälfte zugefallen wäre. (l. un. C. de thesauris.) Was nun aber, wenn einer von einem Gespenst verleitet wird, einen Schatz auf fremdem Eigentum zu suchen? Dann ist diesem die Hälfte zuzuweisen. Denn wir glauben, daß der Ausdruck: »mit Fleiß suchen« (data opera inquirere) nichts anderes besagen will als: nachforschen, ob wirklich der Schatz auf dem fremden Eigentum verborgen ist, oder auch, wenn behauptet wird, an jenem Ort liege der Schatz vergraben: denselben sogleich suchen, ohne vorher den Eigentümer in Kenntnis zu setzen. Keineswegs aber ist dieser ganz außerordentliche Fall so auszulegen, daß man von jedem sagen könne, er habe »mit Fleiß« nach einem Schatz gesucht, da ja die Erscheinung eines Gespenstes eher zu den Zufällen gezählt werden muß. Nur muß der Finder aber bald nach der Hebung des Schatzes dem Eigentümer der Stelle dies gemeldet und sich nicht des Diebstahls oder Betrugs verdächtig gemacht haben.

§ 19. Zu dem Begriff »Eigentum« wird auch das Eigentum an der Mitgift gerechnet, welches dem Ehemann nach dem Dotalrecht zusteht. Denn der Ehemann ist danach der Eigentümer der Mitgift vor der Oeffentlichkeit. (l. doc ancillam 9, C. d. R. V.) Es wird aber dem Ehemanne die Mitgift gegeben, damit er sie verwende und genieße, um die Lasten des Ehebündnisses zu tragen. (l. pro oneribus 20, C. de jur. Dot.) Wie verhält es sich aber, wenn das Weib dem Manne ein Haus als Mitgift eingebracht hat und dieses Haus derart von Gespenstern heimgesucht wird, daß es dem Ehemanne gar keinen oder nur einen ganz geringen Nutzen gewährt? Kann der Ehemann dann auf Festsetzung einer andern Mitgift klagen? Allbekannt ist ja die Unterscheidung des Gesetzes: ob das Haus »geschätzt« (aestimato) oder »ungeschätzt« (inaestimato) als Mitgift gegeben ist. Wenn es aber »ungeschätzt« ist, so glaube ich, muß man in diesem Falle wiederum unterscheiden, ob die Gespenster schon vor der Festsetzung der Mitgift in dem Hause erschienen sind oder erst nachher. In dem ersteren Falle ist es unzweifelhaft, daß eine andere Mitgift festgesetzt werden muß, denn einerseits ist die Mitgift wertlos, welche keinen Nutzen gewährt, anderseits scheint das Weib in einem Irrtum (in dolo) gewesen zu sein, indem es eine derartige Mitgift einbrachte. Dieser Irrtum darf aber nicht dem Ehemanne, sondern nur der Ehefrau zum Nachteil gereichen. In dem andern Falle rechne

ich die unvermutete Erscheinung der Gespenster zu den Zufällen. Wenn ein solcher Fall aber in Sachen der Mitgift eintritt und den Gebrauch der Mitgift hindert, so bringt er nur dem Ehemanne als dem Eigentümer der Mitgift Schaden. Es ist hierbei gerade so, wie wenn eine Ueberschwemmung den Gebrauch eines als Mitgift eingebrachten Grundstücks verhindert: es verpflichtet die Ehefrau nicht, ein anderes Grundstück einzubringen. Wenn nun aber das Haus »geschätzt« mitgegeben ist, so wird hier nicht so sehr auf die Sache selbst als auf die Schätzung gesehen. (l. 16 ff soluto matr.) Es wird also die Ehefrau gehalten, dafür zu haften, daß die Sache auch wirklich den Wert hat, zu dem sie geschätzt ist; und da unzweifelhaft die Gespenster den Wert eines Hauses mindern, so wird die Frau soviel ersetzen müssen, wieviel an der vorgenommenen Schätzung fehlt. Wenn allerdings die Gespenster erst unvermutet erscheinen, nachdem das Haus schon »geschätzt« übergeben worden ist, dann ist dieser Fall auch nur Sache des Ehemannes und von diesem zu erledigen, weil das volle Eigentumsrecht an dem Hause dann auf den Ehemann übertragen ist.

§ 20. Im Servitutsrecht ist festgesetzt, daß, wenn einem die Benutzung einer Wohnung eingeräumt ist, der Nießbraucher selbst dieselbe bewohnen muß und die Benutzung nicht einem andern abtreten darf. (§ 2. I. de Us. et. H.) Was ist aber zu tun, wenn nun der Nießbraucher selbst von Gespenstern heimgesucht wird, der andere aber nicht? Darf er dann diesem die Benutzung der Wohnung abtreten? Ich antworte hier bejahend, wenn auch die allgemeine Gesetzesbestimmung zu widersprechen scheint. Denn ich glaube, daß ein Notfall immer ausgenommen ist, da ja z. B. auch die Milch der Schafe nicht zum Gebrauch zugelassen ist, aber doch zur Not ein mäßiges Quantum dieser Milch verwendet werden darf. (lib. 12, § 6 ff. d. d. tit.) Daraus ergibt sich leicht eine Anwendung auf die Hausmiete. Denn wenn ein Haus wegen Gespenstern nicht bewohnt werden kann, aber auch keinem andern zum Bewohnen überlassen werden darf, so wird entweder eine andere Wohnung oder der Wert einer solchen zu vergüten sein.

§ 21. Aus dem Erbrecht erwähnen wir hier nur den einen Fall, der die Testamente betrifft. In dem bürgerlichen Recht ist bestimmt, daß die Förmlichkeiten bei Aufsetzung eines Testaments in ununterbrochener Folge zu erledigen sind und daß, wenn eine fremde Handlung dazwischen kommt, das Testament fehlerhaft sei. (E. 3, J. de testam. lib. 21 ff. codem). Was soll man also erklären, wenn 3 oder 4 Zeugen unterschrieben haben, dann aber Geistererscheinungen verhindern, daß die ganze Förmlichkeit erledigt wird, sodaß sie erst nach einer langen Unterbrechung an einem andern Orte zu Ende geführt werden konnte? Ich glaube, daß dann das Testament nicht für fehlerhaft gehalten werden kann, wenn nur der Rest der Förmlichkeiten nicht ganz auf einen andern Tag verschoben wird, sondern wenn, ohne daß ein anderer fremder Akt

dazwischen kommt — meinethalben auch an einem andern Ort — die übrigen Zeugen in Gegenwart des Erblassers unterschreiben. Denn da die Doktoren ja auch sonst den Notfall auszunehmen pflegen, so will es mir nicht einleuchten, warum nicht auch hier der Notfall eine Ausnahme bilden soll. Und dieselbe Ansicht vertreten wir, wenn die Erscheinung kein wirkliches Gespenst gewesen ist, sondern vielleicht durch den Betrug eines andern, der den Erblasser (an der Anfertigung des Testaments) hindern wollte, eine solche Erscheinung hervorgerufen wurde, die aber von den Zeugen für ein wahres Gespenst gehalten worden ist. Denn wo derselbe Anlaß zur Furcht gegeben wird, da gilt auch dieselbe Folgerung.

§ 22. Betreffs des Pfandrechts entsteht folgender Zweifel: Wenn auf ein Haus eine Hypothek aufgenommen ist, sagen wir z. B. im Werte von 3000 Imperials, dann aber Gespenster das Haus derart zu beunruhigen anfangen, daß es nicht mehr als 1000 Imperials wert wird, kann dann auf Bestellung einer andern Hypothek geklagt werden? Die Entscheidung ist leicht: es ist durchaus keine Klage in dieser Beziehung zulässig. Jedoch kann in solchem Falle der Gläubiger auf Zahlung der Schuld oder auf Leistung einer genügenden Kaution und einer größeren Sicherheit klagen.

§ 23. Nun müssen wir zu den Verträgen übergehen, und zwar zuerst zu dem Kauf- und Verkaufvertrag. Wenn z. B. dem Titius von dem Sempronius ein Haus verkauft und übergeben ist, dasselbe auch schon anfängt bewohnt zu werden, dann aber wiederholt Gespenster in demselben auftreten, so ist die Frage, ob der Titius an den Vertrag gebunden sein soll oder ob er auf völlige Lösung desselben klagen kann. Da diese Frage ziemlich unklar ist, so sind die Fälle gesondert zu betrachten. Wenn das Haus schon vor dem Verkauf von Gespenstern besucht war, der Verkäufer dies aber verschwiegen hat, so zweifle ich nicht, daß auf Lösung des Vertrags geklagt werden kann, sobald in der Tat nach Abschluß des Vertrags die Geister auch dem Käufer und seiner Familie sich zeigen. Doch fragt es sich, welche Klage zulässig ist. Ohne Zweifel wird hier Klage wegen Betrugs am Platze sein. Denn wer möchte leugnen, daß der Verkäufer betrügerisch gehandelt hat, als er den uneingeschränkten Gebrauch des Hauses verkaufte, obwohl er jenen Fehler kannte? Dieser Betrug also schließt die Zustimmung gänzlich aus und annulliert daher den Vertrag. (Cels. Bargal.: Tract. d. doto, lib. 6, reg. 2, num. 2 ff.). Wir wollen hier nicht zwischen Betrug, der erst hinzukommt, und Betrug, der ursächlich wirkt, unterscheiden. Ueber diese Unterscheidung haben die Doktoren sich reichlich geäußert. (ad. l. 7, pr. ff. de dol. mal.) Denn beide genügen zur Lösung des Vertrages (L. 5 et. 10, C. de vescind. vend.). Ferner behaupten wir, daß von dem Käufer auch auf Wiederherstellung des Wertes geklagt werden kann. Obgleich nämlich dieser Fehler nicht für einen innerlichen Fehler der

Sache gehalten werden kann, so ist er doch oft bei gewissen Häusern, nach dem gerechten Ratschluß Gottes, innerlich und beständig anhaftend; dies durfte aber von dem Verkäufer ebenso keineswegs verheimlicht werden. Indessen nehme ich fiskalische Verkäufe aus. (L. 1, E. 3ff de Aedil. Edict.). Denn hier muß ein jeder, der vom Fiskus ein Haus gekauft, sich selbst die Schuld zumessen, wenn er dasselbe nicht genauer auf alle Mängel und Eigenschaften untersucht hat; er kann daher auch nicht später wegen eines Schadens, den er durch seine eigene Schuld empfindet, Klage erheben. Aber wie soll ein Käufer feststellen, daß ein Haus schon vorher von Gespenstern heimgesucht war und daß dies dem Verkäufer nicht unbekannt gewesen ist? Ich gestehe, daß eine solche Feststellung oft sehr schwierig sein wird; aber das bequemste Mittel wird sein, dies dem Gewissen des Verkäufers zu überlassen und die Wahrheit durch Zuschieben des Eides herauszubringen. Denn es gibt keinen triftigen Rechtsgrund, der dies dem Käufer verwehren könnte, wenn er selbst vorher die Arglist (des Verkäufers) beschworen hat.

(Forts. folgt.)

Eine neue Naturkraft oder eine Kette von Täuschungen?

(Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen.)

Von **Friedrich Feerhow.**

(Schluß.)

Aus diesen und ähnlichen Teilphänomenen des Elektroids glaubte Lang auf eine nahe Verwandtschaft, wenn nicht Identität, mit dem Od schließen zu dürfen.*) Auch Rychnowski selbst hat sich in seinem polnischen Artikel, ohne weitere Erklärung allerdings, dahin geäußert, daß seine Elektroidphänomene »auch den Mesmerismus, den Hypnotismus (?) und Baron Reichenbachs Oderscheinungen erklären würden.« (Uebers. S. 329).

Sehr interessant ist es, daß Rychnowski, bevor er noch Reichenbachs Schriften und den ganzen Okkultismus gekannt hat, die Behauptung aufstellte, daß man im Dunkeln, z. B. in einem Keller, wenn sich das Auge an die Finsternis gewöhnt, aus dem Kopfe und aus den in die Höhe gehobenen Händen eines Menschen schwaches Licht entströmen sehen kann, das er mit seinen »Gravitationsstrahlen« identifizierte.

Es dürfte wohl kaum dem polnischen Ingenieur und seinem deutschen Publizisten beizustimmen sein, wenn sie das Od als Elektroid auffassen. Denn ihre Phänomenenreihen weisen teilweise starke Kontraste auf, die schwerlich theoretisch zu überbrücken wären.

Daß aber Rychnowskis Entdeckung der neuen Energieformen überhaupt ernst zu nehmen war, geht jedenfalls daraus hervor, daß 1896

*) Vergl. auch »Uebersinnl. Welt« 1897, S. 322.

auf Veranlassung des galizischen Landesausschußes eine Fachgelehrtenkommission durch mehrere Stunden Rychnowskis Entdeckung in seiner Wohnung geprüft und ein schriftliches Gutachten abgegeben hat in dem Sinne, daß die Elektroiderscheinungen sehr interessante, eigenartige, bis jetzt der Wissenschaft unbekannte und noch unerklärliche Tatsachen seien, die in ihrer praktischen Verwertung wichtig für die technische Industrie zu werden versprechen. Das Gutachten wurde von folgenden sicherlich kompetenten Männern unterzeichnet: Dr. Stefan Niementowski, Professor der Chemie; Bronislaw Pawlewski, Professor der chemischen Technologie; Roman Dzieslewski, Professor der Elektrotechnik; Tadeusz Fiedler, Professor der Mechanik — alle an der Technischen Hochschule in Lemberg; schließlich Dr. Zbyszewski, Professor der Physik an der Lemberger Oberrealschule. Man sollte denken, daß ein solches Professorenkollegium sich doch nicht gar so leicht und gründlich irren könnte.

Leider fehlt hier der Raum, um all die interessanten Nachentdeckungen oder annähernden Bestätigungen des Ods einer vergleichenden Besprechung zu unterziehen. Ich kann mich für den Rest nur mehr auf Andeutungen beschränken, und der werte Leser könnte vielleicht aus diesen Hinweisen Anregungen schöpfen, sich selbst in diesen oder jenen Spezialfall mehr zu vertiefen, eventuell die Versuche des einen oder andern Autors nachzuprüfen oder wenigstens theoretisch zu verwerten. Uebrigens werde ich auf Veranlassung des Verlags diese Artikelserie unter obigem Titel in bedeutend erweiterter Ausgabe als Broschüre veröffentlichen, die demnächst schon erscheinen dürfte.

Hier sei also bloß eine Reihe von dazugehörigen Erscheinungen und Namen genannt — die aber, wie gesagt, wegen Raummangels in dieser Zeitschrift erst in der Buchausgabe behandelt werden können — und die aus ihnen zusamt den im vorhergehenden beschriebenen Phänomenen zu ziehenden Konsequenzen angedeutet.

Der Heilmagnetiseur Tormin hat Körperstrahlen unter einem von Reichenbach verschiedenen Verfahren photographiert, sodaß dafür die eventuell gegen Reichenbach möglichen Einwände hier nicht zutreffen.

Burqs »Metallotherapie« hat eine praktische Bestätigung der Angaben Reichenbachs über die Metallstrahlung erbracht.

Dr. Naum Kotik hat die lebhafte Strahlung des Gehirns während der menschlichen Denktätigkeit mittels Phosphoreszenzschirmen bestätigt gefunden und beruft sich auch sogar auf die Vorläuferschaft Reichenbachs.

Reichenbach ist durch besondere Versuche mit Wasserläufen u. dgl. zu Ergebnissen gelangt, aus denen er zur Ehrenrettung der in Acht und Bann getanen Wünschelrute gelangt. Es war in diesen Blättern wiederholt die Rede davon, wie die Wünschelrute jetzt zufolge ihrer glänzenden praktischen Erfolge aus ihrer bisherigen Erniedrigung auferstanden ist.

Wer die seinerzeitigen Forschungen Raphael Dubois' über tierische und mineralische Phosphoreszenz in den Berichten der Pariser Biologischen

Gesellschaft verfolgt hat, wird sich dabei, wenn er von Reichenbachs Arbeiten Kenntnis hatte, sofort an die »odische Aura« der Kristalle und Lebewesen erinnert haben.

In der Physiologie gibt es sehr mannigfaltige Fälle von Polaritätsempfindlichkeit, sowohl in der Zoologie (bei Fischen), wie auch in der Biologie niedrigster Lebewesen (Mikroben), wobei die Analogie mit den odischen Polaritätserscheinungen so auffällig ist, daß man sich unwillkürlich fragt, ob hier nicht gleichartige Ursachen zugrunde liegen.

In der Aesthetik (und Sinnesphysiologie) spielen die sogenannten »warmen« und »kalten« Farben eine Rolle. Wer sich mit der Wirkung der verschiedenen Farbfelder auf Reichenbachs Sensitive bekannt gemacht hat, darf sich wohl im Besitze des Schlüssels zu diesem Rätsel des Gefühllebens glauben.

Eine merkwürdige Rolle haben vor 9 Jahren die Experimente des Hallenser Professors der Medikamentenkunde, E. Harnack, in der physiologischen Forschung gespielt, nämlich die »Versuche über die Einwirkung der nicht geriebenen Fingerspitze auf die frei schwebende Magnetnadel und anderes leicht Bewegliche.« Es genügt, zu sagen, daß seine Beobachtung in dem Verlegenheitsschluß gipfelte: Es ist in der lebenden Haut ein eigentümliches Verhältnis vorhanden, das aus Elektrischem und Magnetischem wie gemischt erscheint und sich durch eine einfache physikalische Anordnnng nicht ohne weiteres nachmachen läßt. — Dieses Mittelding zwischen der Elektrizität und dem Magnetismus zeigt eine merkwürdige Verwandtschaft zu den kinetischen Kräften des Ods, und es wird sich sehr empfehlen, die Versuche unter diesem Gesichtspunkte zu wiederholen und zu verfeinern.

Und warum schließlich die N-Strahlen nicht ihre wissenschaftliche Anerkennung gefunden haben, das dürfte in einem ganz ähnlichen Grunde gelegen sein wie beim Od: in der verschiedenen Abstufung der Sensitivität, die heute noch weit davon entfernt ist, Allgemeingut der menschlichen Sinnesorganisation zu sein. Im übrigen wurden durch sie fast alle Eigenschaften des Ods bestätigt.

Wenn Rochas in seinen umfangreichen Werken gezeigt hat, wie die Reichenbachsche Odlehre durch die hypnotische Forschung vollkommen bekräftigt wird, so können wir daraus den Schluß ziehen, daß ihre endgültige wissenschaftliche Anerkennung nur einzig mehr eine Frage der Zeit sein wird.

Es ist aber selbstverständlich, daß man, um sich über diese Frage ein Urteil zu schaffen, sich nicht auf abstrakte Kritik, auf spekulative Grübeleien verlegen darf — nach dem Muster einer berühmten Anekdote — sondern daß hier nur eigene Arbeit oder der Unterricht erfahrener Experimentatoren ausschlaggebend sein darf. Die Anekdote lautet nämlich ungefähr so:

Im dunkeln Mittelalter, wo die Naturforschung unter dem Drucke der Scholastik darniederlag, saß einmal ein Kreis von zopfigen Gelehrten beisammen. Sie disputierten eifrig über das Problem, ob ein ins Wasser getauchter Körper an Gewicht verliere oder nicht. Der eine sagte ja, der andere nein; sie erhitzten sich die Köpfe und kamen zu keinem Resultat. Endlich verfiel der allergescheuteste der Herren auf den Gedanken, im Aristoteles nachzuschauen.

So findig aber war keiner von der ganzen Akademie, einfach mit einer Wage den Streit zu entscheiden.

Ich meine, wenn wir über die Odlehre das Richtige erfahren wollen, dürfen wir es nicht so machen wie die mittelalterlichen Gelehrten: soviel ich weiß, steht im Aristoteles, daß der ins Wasser getauchte Körper nicht an Gewicht verliert; das ist gerade falsch, weil er den Auftrieb der Flüssigkeit nicht berücksichtigt. Um Auskunft über die Reellität des Ods zu erhalten, dürfen wir auch nicht in den Büchern der modernen Aristotelesse (d. h. bei Dubois-Reymond, Joh. Müller u. s. w.) nachschlagen, die über das Od abfällig geurteilt haben, ohne sich je mit ihm zu befassen, sondern wir haben uns an die einzig maßgebende Autorität zu wenden, die Erfahrung.



Okkultistische Umschau.

Die Verbrechen eines amerikanischen Hypnotiseurs. Der Selbstmord einer ganzen Familie namens T. A. Turner, der vor kurzer Zeit großes Aufsehen erregte, fand jetzt durch die Verhaftung eines Mannes namens J. G. Farrel, die Staatsanwalt Collins vornehmen ließ, eine ungewöhnliche Aufklärung. T. A. Turner in Fort Smith hatte mit seiner Gattin und Tochter vor kurzer Zeit Gift genommen, ohne daß ein Mensch den Grund des gemeinsamen Selbstmordes der ganzen Familie ahnte, zumal Turner sich in glänzenden Vermögensverhältnissen befand und ein sehr glückliches Eheleben führte. Der Selbstmord stellte sich aber als ein Verbrechen dar, dessen Entsetzlichkeit niemand geahnt hatte. Während Frau Turner und ihre Tochter den Wirkungen des Giftes erlagen, erholte sich der Gatte nach schwerem Krankenlager wieder, so daß er von dem Staatsanwalt über die Ursachen des Selbstmordes vernommen werden konnte. Er gestand dem Staatsanwalt, daß er seine Familie unter dem Zwange eines gewissen J. G. Farrel zum gemeinsamen Selbstmord überredet habe. Farrel, den er seit langer Zeit kannte, war Spiritualist und Hypnotiseur und hatte auf ihn einen dämonischen Einfluß. In mehreren spiritistischen Séancen, in denen Turner das Medium war, überredete Farrel, der den Reichtum Turners kannte, sein Opfer, mit seiner ganzen Familie „ins Jenseits zu flüchten", wo ihnen allen paradiesische Freuden winkten. Es sei aber die Bedingung, daß Turner ihm testamentarisch sein ganzes Vermögen hinterlasse. Der willensschwache Turner konnte sich, wie er in einem schriftlich niedergelegten Geständnis erklärte, trotz heftigen Widerstrebens dem entsetzlichen Einflusse seines Peinigers nicht entziehen und traf alle Vorbereitungen zur Ausführung des Mordplanes. Er errichtete, dem Wunsche Farrels gehorsam, ein Testament, nach dem sein ganzes Vermögen nach seinem Tode dem Hypnotiseur zu-

fallen sollte, und ging dann daran, seine Familie zu überreden, mit ihm gemeinsam durch Gift aus dem Leben zu scheiden. Das ungewöhnliche Interesse, das Farrel an dem Verlaufe der Tragödie und an der Krankheit des überlebenden Turner nahm, war bereits allgemein aufgefallen. Nach dem Geständnis, das nun Turner auf dem Krankenlager ablegte, wurde der Vampyr auf Befehl des Staatsanwalts Collins verhaftet und Anklage wegen Anstiftung zum Morde gegen ihn erhoben. Neben ihm wird Turner selbst auf der Anklagebank Platz nehmen müssen, da er nach seinem eigenen Geständnis seiner Gattin und seiner Tochter das Gift gereicht hatte. Er wird also gleichfalls wegen zweifachen Mordes strafrechtlich verfolgt werden. Mit dem unglücklichen, völlig gebrochenen Manne macht sich allgemeines Mitleid geltend. Man hofft, daß er mit einer leichten Strafe davonkommen wird, da der wirkliche Mörder der Hypnotiseur Farrel war und Turner sich nur als willenloses Werkzeug gebrauchen ließ. Das verbrecherische Vorgehen Farrels, der auf eine so entsetzliche Weise eine Familie in den Tod trieb, erregt um so größere Entrüstung, als es ihm beinahe gelungen wäre, in den Besitz eines großen Reichtums zu gelangen, ohne daß jemand den furchtbaren Zusammenhang geahnt hätte. Nur der Tatsache, daß Turner der Wirkung des Giftes widerstand, ist es zu verdanken, daß dieses Scheusal seiner gerechten Strafe nicht entgeht.

Zum Untergang der „Volturno“. Zu der Katastrophe des Dampfers Volturno wird aus Newyork berichtet: Zwei Frauen, die den Telegraphisten Penington von der Volturno kannten, erzählten, Penington habe nach seiner vorletzten Reise auf der Volturno um seine Versetzung auf ein anderes Schiff nachgesucht, da er die Katastrophe im Traume voraussah. Die Wiedergabe seiner Traumerzählung entspricht verblüffend den später gemeldeten Einzelheiten der Katastrophe.

Zum Wünschelrutentag in Halle a. d. Saale. Wir haben bereits kurz berichtet, daß gelegentlich des ersten deutschen Wünschelrutentages in Halle a. d. S. (in der Zeit vom 19. bis 21. September dieses Jahres) ausgezeichnete praktische Resultate mit der Wünschelrute erzielt wurden. Wie es sich nun herausstellt, waren es österreichische Rutengänger, welche diese beachtenswerten Erfolge erzielten. Wir entnehmen diesbezüglich der „Reichspost“ (Wien) Folgendes:

Der Wünschelrutenkongreß, zu dem Landesingenieur Purchalla in Klagenfurt und der Wiener Hydrotechniker Ferd. Gruber in Wien vom Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage in München für den 18. bis 20. September nach Halle a. d. S. geladen waren, hat ein bemerkenswertes Ergebnis gehabt.

Am 18. September, d. i. vor der Tagung des Kongresses, wurde Purchalla mit dem Rutengänger Böhm aus Mühlhausen bekannt, der drei Wochen zuvor in Diemietz bei Halle in den dortigen Gärten vergebens nach Wasser suchte. Böhm gab drei Stellen an, welche erbohrt wurden und kein Wasser gaben. Böhm zog nun Herrn Purchalla zu Rate; beide fuhren sofort nach Diemietz, wo sofort das Gartenterrain nach Wasser erforscht wurde. Purchalla, der zu seiner neuen, eigenartigen Rute eine zweite Person zu den Experimenten braucht, fand in dem Direktor der dortigen Provinzial-Obstgärten, Müller, einen Helfer, mit dem er sofort einen Punkt bestimmen konnte, wo gebohrt werden kann. Auf seine Veranlassung wurde durch eine Bohrfirma an dieser Stelle die Bohrung am andern Tag, am 19. September früh, in Angriff genommen. Purchalla gab an, daß man mit zehn Meter Tiefe auf Wasser kommen werde, und mittags hatte die Bohrung tatsächlich schon mit 9.9 Metern Tiefe das Wasser erreicht. Damit hatte der Kongreß am 19. September ein greifbares Resultat und gleichzeitig einen erfolgreichen Nachweis für die Wünschelrute. Direktor Müller konnte der Vollversammlung in hohen Gläsern das Material

der erbohrten Erdschichten vorzeigen, aus dem man den Unterschied der ergebnislosen Bohrung Böhms und jener erfolgreichen Bohrung des Purchalla ersehen konnte. Bei dieser Vollversammlung hielt Direktor Müller unter großem Beifall an der Hand der erbohrten, Wasser führenden Erdschichten einen Vortrag über diese Quellenforschung und über die Wünschelrute Purchallas. Am zweiten Verhandlungstage (20. September) besprach Baurat Thomany aus Lauenburg bei Hamburg die eigenartig konstruierte Wünschelrute Purchallas. Auf Wunsch der Versammlung führte dieser seine Wünschelrute vor. Die Verbandsleitung hatte für die zwei Versuche einige Kontrollkommissionen eingesetzt, die, mit Plänen ausgerüstet, in Gruppen auf die Versuchsfelder hinausfuhren, wo die Rutengänger einzeln auf die Bestimmung des Bodeninhaltes von Wasserläufen, Kohle und Kali geprüft wurden. So wurden in Dürrenberg beim Salinenwerk die unterirdischen Wasserläufe, in Ammendorf die Wasserläufe für die Stadt Halle sowie die Kohlenfelder und in Eisleben die Kohlen- und Kalilager wie die Hohlräume nachgesucht. Von den Wasserläufen mußte von den Rutengängern die Tiefe und die Flußrichtung und von den Kohlen- und Kaliadern die Grenzen und die Mächtigkeit bestimmt werden. Die Versuche Purchallas und auch anderer gelangen befriedigend und zum Teil sogar ganz genau. Die Rutengänger, die, in der Gegend vollständig fremd, ohne Orientierung, ohne Anhaltspunkt und Kenntnis der Bodenbeschaffenheit waren, glaubten zuerst an unterirdische, natürliche Quelladern, aber die geringe Tiefe und der eigenartig scharfe Ausschlag der Rute ließ sie dann erraten, daß dies Wasserläufe zu vorhandenen Rohrleitungen wären, von denen nur die mit Plänen bewaffneten Kontroll- und Abmessungskommissionen Kenntnis hatten.

Am Schlußtage des Kongresses konnten alle Versuche als voll gelungen bezeichnet werden, so daß die Wünschelrute, praktisch erforscht, heute schon als verläßliches Instrument zur Aufsuchung von Wasserläufen gelten kann. Die Rittergutsbesitzerin Frau v. Hubertz aus Oberpreitzbach, die einzige Dame und Rutengängerin beim Kongreß, hat in Dürenberg als Rutengängerin jeden Quellen- und Wasserlauf genau angezeigt. Sobald die Dame über einen Wasserlauf kam, schlug die Rute hin und her und die Hände vibrierten sehr stark.

Interessant bei den ganzen Experimenten war, daß jeder Rutengänger eine andere Rute und damit auch je nach seiner individuellen Veranlagung und Erfahrung eine andere Methode und Haltung der Rute hatte. Auch die auf dem Kongresse anwesenden Gegner und Zweifler gewannen aus den gelungenen Versuchen einen tiefen Eindruck.

Über die Schlußversammlung dieses äußerst gelungenen Kongresses brachte der „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 22. Sept. 1913 nachstehenden sehr bemerkenswerten Bericht:

Den Vorsitz führte Berghauptmann Otto Scharf (Halle), der auch die praktischen Versuche geleitet hatte. Hierauf erstattete Dr. Aigner den Geschäftsbericht, dem folgendes entnommen sei: Die Mitgliederzahl des Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage stieg im Laufe des letzten Jahres von 300 auf 435. Der Verband hat bei allen wichtigen Begebenheiten auf dem Gebiete der Wünschelrutenfrage mit den einschlägigen Behörden gemeinsam gearbeitet. Sehr viel zu verdanken hat der Verband dem deutschen Kolonialamt und dem Münchener städtischen Wasseramt. Der Ausschuß, dem die Herren Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Franzius (Kiel), ordentlicher Professor für Wasserversorgung an der Technischen Hochschule in Stuttgart Dr. Weyhrauch und Dr. med. Aigner (München) angehören, wurde wiedergewählt. In Anbetracht des Umstandes, daß der Verband im Laufe der nächsten Zeit seine Arbeiten bedeutend vergrößern wird, wurden noch hinzugewählt: Geh. Hofrat Engels (Dresden), Bergrat Siemens (Halle), Graf Klinckowström (München), Bergrat Maurer (Hannover) und Berghauptmann Scharf (Halle). Weiter wurde beschlossen, daß der Verband künftighin wenigstens alle zwei Jahre einen

Wünschelrutentag veranstalten solle. Nach einer kurzen Pause wurde in die Besprechung der praktischen Versuche eingetreten. Der erste Versuch fand bei Schönebeck statt; es sollten Steinsalzlager festgestellt werden. In drei Fällen wurden Kalilager ermittelt, die nachträglich durch die Grubenkarten bestätigt wurden. Ferner gab die Wünschelrute zwei Kalilager an, die durch die Grubenverwaltung noch nicht festgestellt worden sind, von deren Vorhandensein der Kongreß aber überzeugt ist und nach denen die Grubenverwaltung demnächst bohren wird. Der zweite Versuch fand bei Eisleben statt; es sollten große unterirdische Hohlräume und Stollenwasser festgestellt werden. Auch diese Versuche hatten günstige Resultate. Bei weiteren Versuchen in Köthen konnten die neuerschlossenen Braunkohlenlager mit großer Genauigkeit angegeben werden. Die Versuche meldeten noch an einigen anderen Stellen das Vorhandensein von Kohle; auch hier werden die zuständigen Stellen Bohrungen vornehmen. Bei der Feststellung der Rohrleitung der Halleschen Wasserwerke bei Beesen stellten sich Schwierigkeiten heraus, da mehrere unterirdische Wasseradern das Rohrnetz kreuzen. Versuche bei Dürrenberg auf Leitungen von Trinkwasser und Salzwasser hatten Erfolg. Von allgemeinem Interesse ist die Mitteilung, daß in Deutsch-Südwestafrika in immer weiterem Umfange nach der Uslarschen Methode von den Farmern Wasser gewünschelt wird, und zwar meist mit gutem Erfolg. — Von einem der Kongreßteilnehmer wurde der Vorschlag gemacht, das Wünschelrutenphänomen noch mehr als bisher in wissenschaftlich exakter Weise zu untersuchen, worauf der Vorsitzende die Mitteilung machte, daß in diesen Tagen ein internationaler Verband der Rutengänger gegründet worden ist, in dessen Programm es heißt:

„. . . Das wissenschaftliche Dunkel, das die Gesetze des Rutenausschlags umgibt, der rein persönliche Charakter des Phänomens mit seinen von Individuum zu Individuum wechselnden Erscheinungsformen, welche die Erkenntnis eines gesetzmäßigen Zusammenhangs erschweren, und der autosuggestiven Einflüssen zugängliche Mensch als Träger der Rute sind von jeher als die Hauptfehlerquellen der Rutenreaktionen bezeichnet worden. Vor allem auch wurde, besonders in der Vergangenheit, durch geradezu widersinnige Geheimnistuerei dem Schwindel und der Pfuscherei Tür und Tor geöffnet und dadurch die Wünschelrute in Mißkredit gebracht und vornehmlich von der Wissenschaft als Werkzeug des Schwindels und Aberglaubens gebrandmarkt. Kein Wunder, daß immer noch in den Augen einer großen Anzahl von Gelehrten der Wünschelrute etwas Anrüchiges anhaftet und man lieber Tausende für Geratewohlbohrungen vergeblich opfert, als daß man sich durch den Gebrauch der Wünschelrute vor seinen Mitmenschen lächerlich machen will. Was bislang dringend gefehlt hat, ist der Zusammenschluß aller wirklich begabten und gewissenhaften Rutengänger, die, frei von jeder Selbstüberschätzung, durch ernste, systematische Arbeit in kollegialer Weise danach streben, jene Fehlerquellen allmählich auszuschalten und damit den Stand der Rutengänger auf dasjenige Niveau zu heben, das ihm infolge seiner wachsenden Bedeutung bei Bohrungen nach Wasser, Erzen und Mineralien zukommt. In der Erkenntnis der eminenten Bedeutung einer solchen Organisation haben sich die bekanntesten Rutengänger in diesen Tagen zu einem Verbande zusammengeschlossen, der den Namen „Internationaler Verein der Rutengänger" führt und dessen Tätigkeit sich auf die ganze Kulturwelt erstrecken soll."

Nach einer Erklärung von Dr. Aigner (München), daß die Versuche überraschend gute Erfolge erbracht und gezeigt hätten, daß man in der Wünschelrutenfrage ein gut Stück vorwärts gekommen sei, wurde die Tagung geschlossen.

Massenhalluzinationen oder was sonst? „Hast du etwas gesehen? Hat man etwas gesehen? Sehen Sie etwas? Wen? Jeanne d'Arc? Nein. Ja." So fragt

der Matin spöttisch inbezug auf die Erscheinungen, die sich seit einigen Wochen fast tagtäglich in Alzone an den Ufern des Fresquel in Südfrankreich ereignen und sich unaufhörlich vermehren sollen. Die französischen Blätter befassen sich seit einiger Zeit mit diesen Vorgängen, die bei einem feinfühligen Volk nicht geringe Aufregung verursachen. Die Meldungen gipfeln etwa in folgendem Inhalt. Es sind Mädchen, denen angeblich eine weißgekleidete Frau mit blauem Gürtel oder eine ganz in Eisen gewappnete Jungfrau, die sich als Jeanne d'Arc zu erkennen gibt, sich zeigen soll. Doch damit nicht genug, spricht sie zu ihnen französische und lateinische religiöse Aufforderungen und Ermahnungen, die die Kinder zwar mitschreiben, aber, wenn lateinisch, nicht verstehen. Man kann sich denken, daß diese doch etwas seltene Begebenheit das sonst so ruhige Städtchen Alzonne in hellen Aufruhr versetzt hat. Die Bewohner sind in zwei Lager geteilt, die einander heftig befehden. Man spricht nur mehr von den Erscheinungen. Die Jungfrau von Domrémy hat sich aller Sinne bemächtigt. Man streitet sich über die Echtheit der Offenbarungen, und die Erörterungen darüber fallen bei der Hitze des südfranzösischen Temperaments nicht immer gemessen aus. Ruhe und Friede ist aus jedem Hause gewichen, alle zanken miteinander, und besonders groß ist die Zahl der ländlichen Arbeiter, die, von den Erntearbeiten müde zurückkehrend, Gewaltmittel gegen ihre Frauen anwenden müssen, weil diese, anstatt das Essen herzurichten, den ganzen Tag nichts anderes tun als den Rosenkranz beten und ihre Kinder an die Ufer des Fresquel führen. Ein nüchterner Professor, der seine Ferien zu Sprachstudien dort zu verbringen pflegt, hat bereits festgestellt, daß neben dem wirtschaftlichen Schaden, der durch Nichtstun entsteht, auch bereits der Geisteszustand der ganzen Bevölkerung ernste Gefahr läuft. Einer steckt den andern an, die Zahl der Halluzinationen nimmt von Tag zu Tag zu und die Anzeichen von Hysterie und Nervosität werden immer allgemeiner. Wer weiß, meint er spöttisch, ob man nicht bald die ganze Gegend in ein großes Sanatorium verwandeln kann. Auch die Geistlichkeit, die sich begreiflicherweise damit beschäftigt, ist sich nicht einig. Die jüngern Priester bezweifeln die Wahrheit der Erscheinungen und bezeichnen sie teilweise als nichtssagende Hirngespinste einer krankhaften Veranlagung. Die ältern aber verfehlen nicht, den Wunderglauben zu bestärken. Einer hat z. B. eine photographische Aufnahme am Ufer des Flusses gemacht und die Platte getrennt nacheinander mehrern Kindern gezeigt. Diese hätten alle geantwortet: „Ich sehe dadrinnen Jeanne d'Arc betend zwischen zwei Pappeln." Eine Anzahl von Personen behauptete, am Himmel unendlich viel Kreuze und einen riesenhaften Christus gesehen zu haben, und die zwei Kinder des Meßners schrieben nach dem Diktat der Jungfrau die Worte nieder, die eine französisch und die andere angeblich in fehlerlosem Latein. Die ganze Ordnung in dem Ort ist gestört, kein Kind geht mehr in die Schule, alle wandern mit ihren Heften und Federn an die Gestade des Flusses, um neue Worte und Wunderzeichen aufzuschreiben.

Der Talisman des Stierkämpfers. Vor einigen Tagen sind in San Sebastian in Spanien große Stierkämpfe abgehalten worden. „Gallito", der jüngste einer alten Stierkämpferdynastie, soll zum erstenmal sein Meisterstück ablegen. Er geht infolgedessen mit besonderer Bravour vor. Er hat sich einen ausnehmend kräftigen und wilden Stier ausgewählt und sich seine Arbeit noch durch Beigaben erschwert. Aber: in einem kritischen Augenblick erwischt ihn das Horn des Stieres, die Arena schreit auf. Die Zuschauer glauben bereits den jungen Torrero an den Hörnern des schwarzen Ungetüms zu sehen. Nichts von alledem. Gallito ist zwar zu Boden geflogen, der Stier ihm nachgeeilt, aber bereits haben ihn die Kameraden beiseite gebracht. Welchem Wunder hat er seine Rettung zu verdanken? Bevor er in den Kampf zog, hing ihm seine Mutter eine Gedenkmünze der Heiligen Jungfrau von Maccrena in Sevilla als Talisman an die Brust. Es war ein talergroßes einfaches

Metallstück, mit mehreren einfachen Steinen eingefaßt. An dieser Denkmünze ist die Kraft des Hornstoßes gescheitert. Sie wurde aber dabei von der Kette gerissen und ging im Sande verloren. Dies war der größte Schmerz des jungen Stierkämpfers. Er ruhte jedoch nicht eher, als bis er wieder in den Besitz des Talisman gekommen war. Dieser kam in der Tat verbeult und verbogen wieder zum Vorschein, hatte aber dadurch nur einen größeren Reiz erhalten.

Ein „Internationaler Verein der Wünschelrutengänger“ hat sich soeben gebildet, dem bereits Rutengänger aus fast allen Ländern Europas beigetreten sind. Die Herren Dr. P. Beyer, Laatzen b. Hannover, Otto Edler v. d. Graeve, Gernrode am Harz, und Stadtbaumeister Hasse, Belgrad u. d. P., bilden den Vorstand. Das offizielle Organ des „Internationalen Vereins der Rutengänger“ ist „Die Wünschelrute“, die im Verlag der Fachzeitschrift „Das Wasser“, Leipzig, erscheint.

Glückssteine. Nach einer altararabischen Überlieferung hat jeder Monat seinen Glücksstein. Theodor Körner hat derselben ein Gedicht gewidmet und besingt in schwungvollen Versen die Kraft der Glückssteine. Für den Januar bestimmt ist der Hyazinth, ein gelbroter Edelstein, auch edler Zirkon genannt. Um mit Körner zu sprechen: „Er besiegelt die Freundschaft mit fröhlicher Lust und treibt die Feindschaft aus tiefer Brust. Du sollst ihn tragen als heilige Last am Halse, in reinstem Golde gefaßt.“ Februarstein ist der Amethyst, von dem der Dichter sagt: „Und wird er an dem Haupte prangen, so magst du Fürstengunst erlangen.“ Im Altertume wurde der Amethyst als Amulett gegen Trunkenheit getragen. Glückbringend für den März ist der Heliotrop. „Er macht die trübe Stirne klar und schützt vor des Giftes heimlicher Pein, in der Herzensgrube will er getragen sein.“ Der edle Saphir ist der Glücksstein für April. „In glühenden Schmerzen kühlt er die Herzen, darum sorgenfrei, fest und treu, trag ihn am Herzen.“ Wer im Mai geboren ist, der wähle den Smaragd. Körner sagt von ihm: „So wirft er auch nur den Strahlenschein, wo Liebe treu ist und engelrein. Doch an falscher Hand behagt es ihm nicht und so wie die Treue der Stein zerbricht.“ Junikinder tragen den Chalcedon, für Juli wurde der gelb-weiß-rot gestreifte Karneol erkoren, für August gilt der Onyx als glückbringend. Dieser ist eine Spielart des Chalcedon. Von ihm sagt Körner, auf seine doppelte Färbung bezugnehmend: „Drum stellt er auch zwiefache Wirkung dar, denn er macht den Geist lebendig und klar. Doch stärkt er das Herz auch zu kühnerem Wagen, drum mögen ihn die Gewaltigen tragen!“ Der September hat seinen Glücksvertreter in dem Chrysolith gefunden. „Er schützt mit seiner stillen Pracht vor bösen Träumen die friedliche Nacht!“ Als Stein für den Monat Oktober gilt der Aquamarin, der grün-blau schimmert. „Er weckt Eifersucht in mancher Brust, trägt man ihn in stillen Mondnächten beim einsamen Wandeln an der Rechten. Der gelbe Topas gilt als Glückszeichen für November. „An der linken Hand als freundliche Zierde stillt er des Lebens wilde Begierde, macht die Seele des Zornes frei und zügelt die glühende Phantasei.“ Chrysopras ist der Glücksstein für den Dezember.

Eine erfüllte Prophezeiung. Ein italienischer Forscher, Ernesto Bozzano, der sich mit der Untersuchung von Fällen des zweiten Gesichtes, somnambulen Prophezeiungen u. dgl. beschäftigt, veröffentlicht in der Zeitschrift „Luce et Ombra“ einen höchst merkwürdigen Fall, dessen Heldin ein junges Mädchen namens Maria Thierault ist. Über dies Mädchen hat eine Somnambule namens Picquinut eine schriftliche Prophezeiung hinterlassen, worin es hieß, das Mädchen sei zu einem fröhlichen Leben geboren und werde dennoch einen schrecklichen Ausgang nehmen. Die Wahrsagerin erklärte weiter, sie könne nicht sagen, welcher Art das Maria bevorstehende grausige Ereignis sei, doch rate sie ihren Eltern dringend, das Kind

drei Monate lang, beginnend mit dem 14. Januar 1907, streng im Hause einzuschließen. Denn daß am 14. Januar 1907 dem Mädchen ein großes Unglück widerfahren werde, das sehe sie klar, und ebenso sehe sie auf irgend eine Weise eine die Piquedame darstellende Spielkarte mit der Katastrophe in Verbindung stehen. Soweit die Prophezeiung der Hellseherin. Maria Thierault war, als sie sie niederschrieb, noch ein Kind und wuchs zu einem Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit heran. Als sie 17 Jahre alt war, ging sie nach Paris, um in einem Modemagazin als Modell zu dienen, und schloß dort mit einem anderen, gleichfalls ungewöhnlich hübschen Mädchen namens Lucette Voquelet innige Freundschaft. Die beiden lebten immer zusammen und nie entstand ein Zwist zwischen ihnen. So kam der 14. Januar 1907 heran. An diesem Abend nahmen die beiden Mädchen mit einer Anzahl anderer junger Damen teil an einem Studentenbankette, wo nach bekannter Sitte die Schönheitskönigin des Karnevals erwählt werden sollte. Lucette erhielt nur eine Stimme, während alle anderen Stimmen auf Maria entfielen. Doch schien Lucette keineswergs eifersüchtig, sondern sie bekränzte die glückliche Freundin mit Rosen und nahm an den ihr dargebrachten Huldigungen eifrig teil. Am nächsten Morgen fand man Maria tot auf ihrem Bette. In ihrem Herzen steckte ein Dolch, der eine die Piquedame darstellende Karte durchbohrte. In einem Winkel saß Lucete, über und über mit Blut bespritzt, außer sich vor Entsetzen und jammernd. Sie war die Mörderin. Von der Prophezeiung hatten die beiden Mädchen nichts gewußt, erst bei der Gerichtsverhandlung kam sie zutage.

Ziffern und Schriftbilder in der Iris des Auges. Bereits im 18. Jahrhundert hatte der berühmte Augenarzt Jacques Dariel erklärt, daß er in den Augen einer Bäuerin aus der Umgegend von Rouen eine Inschrift gefunden habe, die er als die lateinischen Worte „Post Mortem“ entziffern konnte. Einen weiteren Fall berichtet Tenon, ein nicht minder bekannter Augenarzt. Er sagt darüber: „Auf der Iris erschienen auf blauem Hintergrunde weiße Schriftzüge, von denen die einen wie Ziffern aussahen, während einer die Form eines großen „T“ und ein anderer diejenige eines großen „V“ hatte.“ Um die Ungläubigen zu überzeugen, ließ Tenon von einem Maler nach der Natur ein Pastellbild dieses Auges anfertigen, von dem sich eine Kopie heute im Pariser Museum Dupuytren befindet. Vor einigen Jahren stellte sich ferner in der Klinik des Pariser Professors Deneffe eine sechzigjährige Frau namens Baete vor, deren Augen von Kindheit an gedruckte Ziffern zeigten. Diese Ziffern erwiesen sich unter dem Vergrößerungsglase als die Zahl „10“, die im linken, und die Zahl „45“, die im rechten Auge stand. „Was diesen Ziffern ihr auszeichnendes Gepräge gibt,“ sagt Dr. Deneffe, „ist die Klarheit und die mathematische Korrektheit, mit der sie in die Iris eingegraben sind. Ich behaupte, daß kein Kalligraph mit Feder oder Blei auf Papier oder einem anderen Materiale vollkommenere Zahlen schreiben kann als diese 45 und 10, die ein merkwürdiges Naturspiel in die Augen dieser Frau eingezeichnet hatte. Mehr als dreißig Personen haben die Merkwürdigkeit mit eigenen Augen gesehen und haben ohne jedes Schwanken die Zahlen als „45“ und „10“ erkannt. In Wahrheit konnte man auch gar nichts anderes herauslesen. Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Falles besteht darin, daß er erblich war. Die Tochter der Genannten zeigte im Alter von 17 Jahren ganz dieselbe Erscheinung. In der Regenbogenhaut ihres rechten Auges stand die Zahl „10“ und in der des linken die Zahl „20“. Waren auch die Zahlen verschieden, so hatten sie doch bei dem jungen Mädchen ganz dieselbe Größe und Zeichnung wie die in den Augen der Mutter. Beide Frauen sahen im übrigen scharf und ihre Augen zeigten nicht die geringste Abweichung von der Norm.

Die Lösung des Vererbungsproblems mit Hilfe der Periodentheorie. Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda aus Wien. Der Ausgangspunkt meiner

Untersuchungen war die Frage, warum die Kinder eines Elternpaares meist so verschieden sind. Der erste Schritt zur Lösung des Problems war die Beobachtung, daß Kinder mit einem Altersunterschied von sieben Jahren einander ungemein häufig ähnlich sind, daß also anscheinend eine Tendenz zur Wiederkehr desselben Typus in siebenjährigen Perioden besteht. Ich konstatierte weiter, daß Kinder, welche einem Elternteil auffallend gleichen, zumeist aus einem durch sieben teilbaren Lebenjahre, einem „Siebenjahre", dieses Elternteiles stammen, zum Beispiel aus dem 21. Jahre der Mutter, dem 28. des Vaters, daß also der elterliche Typus sich im siebenjährigen Rhythmus erneuert. Es gibt dafür eine Menge historischer Beispiele. So sind die Philosophen Fichte und Herbart, Ebenbilder der Mutter in jeder Hinsicht, in deren 21. Jahre geboren, der Dichter Björnson, seinem Vater zum Verwechseln ähnlich, in dessen 35. Jahre, Siegfried Wagner im 56. Richards. Durch langwierige und umfassende Nachforschungen bin ich schließlich zu meinem Vererbungsgesetz gelangt, das da lautet: Jeder Mensch setzt die Ahnen fort, die ein Vielfaches von sieben Jahren vor ihm geboren sind. Dieses Gesetz ist, wie nicht anders zu erwarten, mancherlei Störungen und Modifikationn unterworfen, namentlich durch die Bastardierungsgesetze und den sogenannten Dominanzwechsel, die bekannte Tatsache, daß man sich auf einen andern Ahnen „auswachsen" kann. Trotzdem ist seine Geltung in überraschend vielen Fällen nachzuweisen. Das Gesetz gilt, wie schon aus seiner allgemeinen Formulierung folgt, auch für das Verhältnis zwischen Kindern, Großeltern und ferneren Ahnen, erklärt also die Rückschläge. So hat in einem Falle eine Mutter unter zehn Kindern kein einziges, das ihr gleicht, aber zwei ihrer Enkel, von verschiedenen Töchtern, beide in ihrem 56. Jahre geboren, sind die ganze Großmutter. Hektor Berlioz mit seiner ungemein charakteristischen Gesichtsbildung war das Ebenbild des väterlichen Großvaters und in dessen 56. Jahre geboren. Jakob Grimm hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem väterlichen Urgroßvater und ist 112 $= 16 \times 7$ Jahre nach ihm geboren.

Nach diesem Gesetz erfolgt auch die Synthese eines Menschen aus mehreren Ahnen. Das schönste Beispiel hierfür ist Bismarck. Körperlich war er nach seinem eigenen Zeugnis seinem väterlichen Urgroßvater nachgeraten, die geistige Veranlagung, das diplomatische Genie, hatte er von der mütterlichen, der bürgerlichen Seite, und zwar von seinem Großvater Mencken, dem Kabinettsrat Friedrichs des Großen, dem nach dem Urteil eines Historikers zu größeren Leistungen nur die physische Kraft fehlte. Diese kam nun bei Bismarck von der andern Seite hinzu; eine außerordentlich glückliche Synthese von Kraft und Geist könnte man ihn nennen. Was aber diesen Fall so hochbedeutsam macht, ist der Umstand, daß die Ahnen, aus denen sich Bismarck zusammensetzt, der eine 119 $= 17 \times 7$, der andere 63 $= 9 \times 7$ Jahre vor ihm geboren sind und daß weiterhin von seinen nächsten 14 Ahnen nur noch die Förstersfrau Boechel auf Selchow, von der manche Biographen seine Vorliebe fürs Landleben herleiten, einen solchen Abstand hat, nämlich 91 $= 13 \times 7$ Jahre. Man hätte also auf Grund der Periodentheorie voraussagen können, welche Ahnen sich am Aufbau Bismarcks beteiligen werden.

Mit Hilfe der siebenjährigen Periode läßt sich auch das Problem der Krankheitsvererbung einer Lösung zuführen. Die Siebenjahre sind nämlich diejenigen, in welchen jemand wirklich sich fortpflanzt, sich fortsetzt, sich erneuert, nicht seinen Großvater, seine Frau, seine Schwiegermutter und andre; sie sind daher auch die Jahre, in welchen jemand seine Krankheitsanlagen als Bestandteil seiner Gesamtpersönlichkeit weiter vererbt. Von den Kindern eines Tuberkulösen werden die aus seinem 28. und 35. Jahre zum Beispiel mit größter Wahrscheinlichkeit wieder tuberkulös, während umgekehrt, wenn etwa die Frau tuberkulös und der Mann gesund ist, nur die Kinder aus seinem 28. und 35. Jahre Aus-

sicht haben gesund zu bleiben. Ein schönes Beispiel dieser Art liefert die Familie eines Säufers, von dessen vier Kindern drei mit Kretinismus behaftet sind und nur eines gesund: dieses eine stammt aus dem 28. Jahre der gesunden Frau.

Besonders offenkundig ist die Geltung der siebenjährigen Periodizität in jenen Fällen, wo von vielen Geschwistern nur einige krank sind, indem man da mit einer Häufigkeit, die jeden Zufall ausschließt, ein siebenjähriges Intervall zwischen den kranken Kindern findet. Ein Musterfall dieser Art ist der folgende: In einer Familie vererbt sich Gaumenspalte schon durch drei Generationen, und in jeder Generation ist unter vielen Kindern ein Geschwisterpaar damit behaftet, dessen Geburtsintervall sieben Jahre beträgt. Oder: in einem Falle von myoklomischer Epilepsie sind zwei Geschwisterpaare, die zu einander im Verhältnis von Geschwisterkindern stehen, krank; das Geburtsintervall beträgt bei dem einen Paar sieben, beim andern 14 Jahre und zwischen den Paaren auch sieben Jahre. Der Rhythmus ist also sogar in verschiedenen Linien der Familie derselbe. Oder, ein Fall von sogenannter Nachtblindheit: von zehn Geschwistern sind vier nachtblind, diese vier sind geboren 1767, 1774, 1781 und 1788, also genau alle sieben Jahre eines. Natürlich sind das Musterfälle, aber in ihnen zeigt sich eben das ungestörte, reine Gesetz. Ein Fall von Star: Der drei Generationen umfassende Stammbaum einer Familie, in der sich der Star vererbt, enthält in verschiedenen Linien zwei kranke Geschwisterpaare, das eine geboren 1869 und 1876, das andre 1883 und 1890, also im durchgängigen siebenjährigen Rhythmus.

Die siebenjährige Periode kann sich allerdings auch noch auf andere Weise äußern, indem manchmal nicht die einzelnen Siebenjahre, sondern die davon begrenzten Jahrsiebente maßgebend sind. Es wechseln zum Beispiel gute und schlechte Jahrsiebente mit einander ab. So kommen in einem Falle dieser Art vom 21. bis 28. Jahre des augenkranken Vaters lauter Kinder zur Welt, die seinen Defekt erben, von seinem 28. bis 35. Jahre lauter gesunde und vom 35. bis 42. Jahre wieder lauter kranke.

Auch beim Krebs spielt der siebenjährige Rhythmus eine Rolle. Eine Statistik über mehrere tausend Fälle zeigt vor allem, daß Krebs in den kritischen Jahren, im 42., 49., 56., 63., häufiger auftritt als sonst. Auffallend ist ferner die spontane Rezidive geheilter Fälle nach sieben Jahren; zwei solcher Fälle hat Hochenegg in seiner Antrittsvorlesung mitgeteilt. Ja, in einem Falle, dessen Kunde ich Professor v. Eiselsberg verdanke, erkrankten drei Schwestern nacheinander an Krebs in den Jahren 1884, 1898 und 1912, also immer nach vierzehn Jahren. Für das Wesen des Krebses ergibt sich daraus die Folgerung, daß er eine spontane, endogene Erkrankung ist und von äußeren Ursachen höchstens ausgelöst wird.

Erst durch die Erforschung der zeitlichen Gesetzmäßigkeit des Lebens wird die Biologie zum Range der physikalischen Wissenschaften erhoben. Das Periodengesetz erklärt nicht nur vollendete Tatsachen, sondern es ermöglicht auch Voraussagen, es erfüllt derart die höchste Anforderung, die man an ein Naturgesetz überhaupt stellen kann. Ich nenne daher die neue Wissenschaft vom Leben „Bionomie“, im beabsichtigten Anklang an die Astronomie, welche als das Muster und Vorbild einer vorausrechnenden Naturwissenschaft gilt. Gegenstand der Bionomie werden die autonomen, zeitlich bestimmten Vorgänge im Körper- und Seelenleben sein, Ziel der Bionomie eine neue Art der Herrschaft des Menschen über sich selbst.

Knoblauch. Der berühmte Gelehrte Metschnikoff betrachtet bekanntlich den Yoghurt als ein besonders wirksames Mittel zur Verlängerung des Lebens und behauptet, daß viele Bulgaren ihr hohes Alter nur dem häufigen Genuß von Yoghurt verdanken. Dieser Behauptung widerspricht nun in einem Artikel der Agramer Zeitung „Hrvatska“ der kroatische Arzt, königlicher Sanitätsrat Dr. Gundrum, dessen

interessante Ausführungen den Schluß zulassen, daß das genannte Milcherzeugnis wenigstens bis zur Zeit, da Metschnikoff seine Behauptung aufstellte, gerade bei den Bulgaren nicht als ein Lebensverlängerungmittel in Betracht gekommen ist. Der größte Teil der Bulgaren ist orthodox und der Glaube verbietet ihnen während der kirchlichen Fastenzeit den Genuß jedes Tierproduktes. Die Bulgaren halten die Fasten, welche im Jahre mehrer Monate dauern, streng ein, weswegen von einem ständigen Yoghurtgenuß keine Rede sein kann, und die Landbevölkerung trinkt auch sonst selten Yoghurt, der unter dem Namen „kiselo mlijeko“ (saure Milch) bekannt ist. Dagegen sind die Bulgaren besondere Verehrer des Knoblauchs, den sie fast täglich bei jeder Mahlzeit in verhältnismäßig großen Mengen genießen. Er ist ein Volksnahrungsmittel im wahren Sinne des Wortes, und allgemein beliebt ist die „tscheschnakova tschorba“ (Knoblauchsuppe), die aus gestoßenem Knoblauch, kaltem Wasser, Essig, Paprika oder Pfeffer besteht und zur Fastenzeit, selbst bei Verrichtung der schwersten Feldarbeiten, die hauptsächlichste Speise bildet.

Dr. Gundrum hält nun den Knoblauch — im Gegensatze zum Yoghurt — als ein Lebensverlängerungsmittel, weil er wegen seiner chemischen Beschaffenheit desinfizierend auf den gesamten Darmtrakt wirkt und dessen Erkrankungen verhütet. Dr. Gundrum schreibt es dem reichlichen Knoblauchgenuß zu, daß er während seiner fünfjährigen ärztlichen Praxis in Bulgarien beinahe gar keine Darmerkrankungen katarrhalischer und entzündlicher Form beobachtete und dyspeptische Erscheinungen nur selten zu konstatieren in der Lage war. Diese günstigen Gesundheitsverhältnisse sind in allen Schichten der Bevölkerung zu verzeichnen, und der Zusammenhang zwischen dieser Tatsache und dem Knoblauchgenuß liegt um so näher, als der Knoblauch in allen Kreisen mit Vorliebe verwendet wird. Wenn der Verdauungsakt stets ohne Störung vor sich geht, so kann man erwarten, daß das Leben länger erhalten wird, als wenn verschiedenartige Krankheiten die wichtigen Funktionen des Darmes hindern. Diese dauerhafte Wirkung ruft häufiger Knoblauchgenuß hervor, und Dr Gundrum meint, daß dies gewiß einleuchtender ist als die Erwartung, daß — nach Metschnikoff — der einmalige Genuß von Yoghurt eine mehrwöchige segensreiche Wirkung auf den Darmtrakt ausübe. Diese Annahme ist vielleicht theoretisch richtig, und zwar nur unter der Voraussetzung, daß sich der Lactobacillus bulgaricus stets stark regeneriert und die gesamte schädliche Bakterienflora des Verdauungstraktes besiegt. Die Praxis jedoch hat bei den Bulgaren diese Annahme nicht gerechtfertigt.

Der Knoblauch (Allium sativum) war schon in uralter Zeit bekannt. Die Israeliten aßen ihn in Ägypten und die Ägypter betrachteten ihn als Leckerbissen. Als Volksheilmittel wird er noch heute demjenigen gegeben, welcher von giftigen Schlangen gebissen wurde. Mit Honig zu einer Salbe vermengt, heilt er Blutunterlaufungen, Husten, mit Weihrauch zerrieben, lindert er Zahnschmerzen usw. Celsus betrachtet den Knoblauch als ein scharf wirkendes, Wärme erzeugendes und den Stoffwechsel beförderndes Mittel. All dies deutet auf eine besondere Wirksamkeit des Knoblauchs hin, dessen chemische Zusammensetzung die günstigen Meinungen über dieses populäre Mittel nur bestätigt. Dr. Gundrum empfiehlt daher den Knoblauch als vorzügliches Genuß- und Lebensverlängerungsmittel, wenn er auch dem Yoghurt keineswegs die Eigenschaften eines gut schmeckenden, angenehmen Nahrungsmittels abspricht.

Radioaktive Heilapparate. Der durch seine interessanten Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften bestens bekannte Schriftsteller Karl Heise in Birmensdorf-Zürich schreibt:

Für solche, denen es besonders daran liegt, die oft seltsamen und der Menschheit heute noch ganz oder teilweise verschleierten Naturkräfte in ihrem wahren Wesen zu erkennen, bietet der Ottingersche radioaktive Strahlapparat eine an-

ziehende Gelegenheit zur Beobachtung. Durch die eingehenden Forschungen von Reichenbach, Durville, de Rochas, Flammarion, Dr. Baraduc, A. Besant, Blavatsky, Leadbeater, Dr. med. Franz Hartmann, Dr. Rud. Steiner, Dr med. Kilner usw. ist festgestellt, daß der Mensch einen sogenannten „innern Körper", der als Fluidalkörper oder Ätherkörper bezeichnet wird, besitzt, den eine ganz bestimmte Kraft — die schon den alten Indiern bekannt war und im Sanskrit „Prana" genannt ist — durchströmt und für den der Deutsche das einfache Wort „Lebenskraft" hat. Durch den Äther- oder Fluidalkörper, der von der Natur im menschlichen Innern „verborgen" gehalten wird, durch diesen ätherischen Bestandteil des Menschen, der vielen sensitiven Naturen sichtbar wird und dann als sogenannter „Doppelgänger" gilt, durch ihn trifft die Ottingersche Strahlscheibe den Menschen. „Prana" ist eine universale, kosmische Kraft, die das ganze, weite Weltall durchströmt und die im Menschen durch ihr „Einziehen" in das organische Wesen individuell wird. Auch im Tier und der Pflanze webt diese Kraft, daher der Erfolg der Ottingerschen Strahlapparate auch bei Tieren und Pflanzen.

Diese Einatmung von „Prana", der Lebenskraft, macht den Menschen zu einer „lebendigen Seele". Ohne diese pranische Kraft ist das Wesen ein Leichnam und zerfällt. „Prana" fließt dem Lebewesen bei der Geburt ein, umhüllt und durchdringt es als eine mikrokosmische Zone, die fortwährend aus dem Weltall — also nicht nur aus der Erdatmosphäre — neue Nahrung, neues Leben zieht. Enthalten ist diese pranische, universale Lebenskraft nicht nur in den organischen Wesen — Menschen, Tiere, Pflanzen — sondern auch in den Mineralien, in den Mineralwassern, in den Metallen und den Edelmetallen, und ihre Emaniationen nennt die moderne Naturwissenschaft „radioaktive" Strahlungen.

Nun sind es ganz besonders einige Metalle, die eine immense Kraft (radioaktive oder pranische) ausströmen vermöge ihrer besonderen individuellen Zusammenhänge mit dem Naturgeschehen. Unser Lebenszentrum stellt die Sonne dar, von ihr strömt alle ätherische Substanz, alles fluidale Leben aus und durchpulst mehr oder minder Mineral, Pflanze, Tier und Mensch.

Diese Äther- oder Fluidalsubstanz wird dann als „Ätherleib" an Mensch, Tier und Pflanzen und als Ausstrahlung (Magnetismus) eben selbst bei Metallen, Mineralien und beim Wasser wahrgenommen. Außerordentlich stark wirkt sie auf die materielle Körperlichkeit, indem sie diese mit Leben erfüllt, daher der gesunde, wie erst recht der erkrankte Mensch diese ätherische Essenz in besonders starker Dosis „einatmen" (in sich aufnehmen) sollten.

„Radioaktive" Kraftpole sind neben der Sonne besonders noch die Venus und der Mond. Wie die Sonne speziell das Gold beeinflußt, so zieht das Kupfer die außerordentlich wohltuenden Venus-Emanationen an sich heran und überträgt so die tatsächlich liebende Natur der Venus auf die Erde. Der Mond wirkt auf das Silber, dessen weiße Farbe — wie Gold die Sonne und wie Kupfer die Venus — der Mond widerstrahlt.

Die Tatsächlichkeit dieser Naturvorgänge hat sich der St. Galler Arzt und Forscher H. Ottinger zum Vorbild genommen und seine Strahlscheiben danach zusammengestellt. Diese Strahlscheiben sind ihrem Hauptbestandteil nach aus Kupfer, in einer ganz eigenartigen Anordnung, und lenken so bei ihrer Benutzung in erhöhtem Maße die wohltuenden, harmonisierenden Strahlungen auf den Träger der Strahlscheibe, sei dieser nun Mensch, Tier oder Pflanze. Im Mensch und Tier wirkt das Kupfer als „Venusgeist" durch seinen eigenen fluidalen Bestandteil auf die fluidalen „Einhüllungen" des Venensystems und der Nieren und durch diese wiederum auf das Blut, dieses reinigend und gesund machend. Auch bei der Pflanze wirkt die Kupfermasse auf das Flüssigkeitssystem, auf den Pflanzensaft, und erhöht so das Wachstum. Kupfer zieht vermöge seiner harmonischen Naturkräfte aus allen Teilen des Weltalls an, es trägt sozusagen das Ur-Element (Akasha)

konzentriert in sich. Diesen feinsten Stoff aus dem erst alle andern Elemente, die die Naturwissenschaft kennt, sich absondern (abtrennen und formen), benötigt jedes Lebewesen in stärkstem Maße zu seinem Aufbau, zu seiner Erhaltung. Im Ruhezustand nun, im Schlafe, kann dieser „akashische“ Ur-Äther des Kupfers in ihrer bestrahlenden Weise ganz besonders stark in den Menschen- oder Tierkörper einziehen und diesen stählen oder wieder gesund machen. Es ist ja ohnehin bekannt, daß Mensch und Tier nur im Schlafe (Ruhezustand) wachsen, d. h. wenn die Gemütsbewegungen (die Emotionen) sozusagen aus dem Körper herausgezogen sind, wenn das „bewußte Ich“ den Körper verlassen hat und also die heilenden, kräftigenden kosmischen Einstrahlungen in den Ätherkörper (Fluidalteil von Mensch und Tier) nicht durch Widerstände des bewußten oder des halbbewußten Willens oder Gegenwillens gehemmt sind.

In seiner Strahlscheibe hat nun Herr Ottinger die kupfernen Bestandteile mit einer echten Goldschicht überzogen. Und wie die Sonne, deren Metall das Gold ist, auf unserm Planeten die stärkste Wirkung ausübt, so wirken die Ausstrahlungen des Kupfers durch die Goldschicht belebend und heilend auf die Organismen ein. Diese belebende Wirkung der vergoldeten Ottingerscheibe ist darauf zurückzuführen, daß durch den Goldgehalt der „Ätherleib der Sonne“ in direkte Beziehung zum „Ätherleibe des Menschen“ gesetzt wird und so eine hohe Pulsation im Menschen herbeiführt. Rückwirkend auf die Kupferunterlage dieser Strahlscheibe wirken nun Gold und Kupfer gemeinsam auf das Intellektuelle oder Geistige im Menschen ein und machen so den Menschen immer empfänglicher für die hohen und höchsten Einflüsse des Lebens, ihm zu einer kerngesunden Weltanschauung und mit dieser zu einer gesunden Lebens- und Schaffensfreude verhelfend.

Die bisherigen Beobachtungen im Gebrauche dieser Apparate bestätigen deren vorzügliche Einwirkung auf die schöpferische Kraft, indem die Strahlungen derselben die Gedankenkräfte anregen, das Gehirn stärkend beeinflussen und somit für den geistigen Arbeiter eine schätzenswerte Kraftquelle bedeuten. Auch Kranke werden die Kraft dieser angenehmen radioaktiven Strahlungen des Ottinger-Apparates mit großem Nutzen für sich verwenden.

So sehen wir in dieser Strahlscheibe wirklich eine geniale Erfindung, die einen nicht unwesentlichen Kulturfaktor für die Zukunft bedeuten wird.

Huysmans und der Satanismus. In einem sehr interessanten kleinen Buche berichtet Joanny Bricaud über die Beziehungen des Schriftstellers Huysmans zum Satanismus. Mit einigem Befremden erfahren wir daraus, daß der bekannte Schriftsteller wie der bravste mittelalterliche Köhler steif und fest an den Teufel und andere höllische Geister, sowie an Teufelsbeschwörungen, Hexenkünste und ähnliche schöne Dinge glaubte. Daß er schließlich katholisch wurde und in ein Kloster ging, nachdem er in seiner ersten Manneskraft ein Hauptmitglied der Tafelrunde Zolas in Médan gewesen war, erklärt sich sehr einfach daraus, daß die Teufelsbeschwörungen nicht recht verfangen wollten: da er sich nicht dem Teufel übergeben konnte als ein moderner Faust, suchte er bei der Jungfrau Maria Trost.

Bricaud berichtet nun eingehend über die Bemühungen Huysmans, mit dem Teufel in ein intimes Verhältnis zu kommen. Sein Berater und Leiter war dabei der Abbé Boullan, der in profanen und kirchlichen Kreisen für einen großen Teufelsbanner galt und bei allen derartigen Gelegenheiten als praktischer Helfer zugezogen wurde. Die Berichte Bricauds kommen uns, gerade weil es sich um Paris handelt, sehr abenteuerlich vor, aber an ihrer Wahrheit kann nicht ge-

zweifelt werden. Wie im dunkelsten Mittelalter und wie heute noch im dunkelsten Spanien oder Kalabrien, gibt es auch in der Ville Lumière feste Anhänger des Teufelsglaubens, und vor allen anderen halten die katholischen Kirchenbehörden fest an ihrem Glauben. Wenn also eine Nonne erscheint und sich beklagt, daß sie nächtlichen Anfechtungen unterworfen sei, dann wird dafür nicht eine sehr naheliegende natürliche Ursache gesucht, sondern der Anfechter ist ganz einfach der Erbfeind des Menschengeschlechtes, der sich nur durch geistige Waffen vertreiben läßt. Diese geistigen Waffen besaß in hervorragendem Maße der erwähnte Abbé Boullan. Bricaud beschreibt eingehend, wie der heilige Mann bei der Bannung des Teufels zu Werke ging, aber in einer Zeitung läßt sich das nicht wiedergeben, denn nach diesen Berichten war Boullan nicht nur ein Teufelsbezwinger, sondern auch ein Stück Erotomane oder Sadist, dessen Methode man nicht drucken könnte, ohne mit der Sittenpolizei in Konflikt zu geraten.

Abbé Boullan starb, als er gerade mit Huysmans, Jules Bois und anderen bekannten Schriftstellern und Satanisten eine großartige Beschwörung in Aussicht genommen hatte. Die Ärzte entschieden, daß er an einem Herzleiden gestorben sei, seine Freunde und Genossen aber gaben sich damit nicht zufrieden. Ihrer Ansicht nach war Boullan das Opfer des bösen Feindes und seiner irdischen Helfershelfer geworden. Jules Bois veröffentlichte im Gil Blas eine Anklage gegen den Marquis de Guaita und den sogenannten Sar Péladan, die auf eigene Faust böse Geister zitierten und denen um Boullan starke Konkurrenz machten. Bois behauptete also im Gil Blas, der Marquis, der bekanntlich ein böser Hexenmeister sei und in seinem Hause einen Spiritus familiaris beherberge, wie Paul Adam und mehrere andere bekannte Schriftsteller aus eigener Anschauung bezeugen könnten, habe den armen Abbé Boullan behext und durch seine Teufelskünste umgebracht. Der Marquis verteidigte sich gegen diese öffentlichen Anklagen und schrieb, er habe niemals hexen können; aber Jules Bois und Huysmans gaben sich damit nicht zufrieden, und der eine blieb bis zu seinem Tode, der andere ist wahrscheinlich heute noch davon überzeugt, daß ihr Genosse und Meister in der Teufelsbeschwörung durch die Schwarzkunst des bösen Marquis vorzeitig der Raub der Hölle geworden sei.

Giftschlangen in der Medizin, Kosmetik und Küche. Eine Verwendung, wie sie vorstehender Titel andeutet, würde man von Giftschlangen wohl am wenigsten erwarten. Aber wie die Eidechsen, spielten auch die Giftschlangen in der Heilkunde von einst eine wichtige Rolle. So kann man die therapeutische Verwendung der Viper bis in die Zeiten des Hippokrates zurückverfolgen, nach welchem die Vipernhaut als Heilmittel für jede Art von Flechtenkrankheit galt. Archigenes pries das Vipernfleisch als Hauptheilmittel gegen den Aussatz. Musa, der Leibarzt des Kaisers Augustus, wendete es als Heilmittel gegen bösartige Geschwüre an. Besonders aber fand Vipernfleisch als Bestandteil eines damals vielgebrauchten Universalheilmittels, des T h e r i a k s, Verwendung. Wir dürfen uns über die mancherlei Gesundheitsmittel älterer Zeit nicht wundern, wenn wir an die Fülle von Wundermitteln gegen allerlei Krankheiten, wie sie heute angepriesen werden, denken. Drei Latwergen standen in früherer Zeit in ganz besonderem Ansehen als allgemeines Gegengift, das Mithridatium, der schon genannte Theriak und das Emplastrum de Vigo. Das von Damokrates, nicht von König Mithridates erfundene M i t h r i d a t i u m war eines der ältesten Arzneimittel und wird auch heute noch ab und zu in Apotheken verlangt. Es setzte sich aus 54 verschiedenen Substanzen zusammen. Meist aber wurde statt dessen der Theriak gegeben. Es war dies ein Gemisch von Brot, Gummi, Eicheln, zahlreichen scharfen und aromatischen Pflanzen, Gewürzen und Vipernfleisch und war von dem Leibarzte des Andromachus von Kreta erfunden worden. In besonderem Rufe stand der in Venedig und in Rom bereitete Theriak. Theriak galt als Blutreinigungsmittel, als Medizin gegen Krätze, Flechte, Aussatz, Skrofeln, Kropf, als Heilmittel gegen Vergiftungen. Das als „antidiluvianisches Pulver“ in Gebrauch gestandene Emplastrum de Vigo, das

man noch vor 35 Jahren in England und Frankreich als Abortivmittel verwendete, bestand aus gekochtem Vipernfleisch, zusammengekochten Fröschen, Regenwürmern und anderen Animalien und Vegetabilien und einem Zusatz von Merkur. Auch in den Schriften der gelehrten Äbtissin von Bingen, der heiligen Hildegard, ist von der Heilkraft des Vipernfleisches die Rede. Wenn auch diese Schlangen, meint die Äbtissin, Gift in sich haben, so eignen sie sich doch als Heilmittel, weil einige Teile ihres Leibes von dem guten Safte der Erde, der gute Kräuter hervorbringt, haben. In der früheren Pharmakopöe kamen verschiedene Teile des Vipernleibes zur Verwendung, die Galle als schweißtreibendes Mittel, gesottene und gebratene Vipern, Vipernsuppe, Vipernfleisch in Form von Gelees, Pulver aus Herz und Leber der Viper, Weingeistextrakte einzelner Fleischteile gegen Fieber, Fallsucht, Pocken, Schlagfluß, Lähmung, Zahnfäule, Viperngift gegen Cholera, gelbes Fieber, Hundswut, Lepra, Vipernfett gegen Wunden und Quetschungen, bei Augenkrankheiten, gegen Schwindsucht. Bis weit in unsere Zeit herein glaubte man an die Heilkraft dieser Mittel und galt Otternfett als Schönheitsmittel, zur Beseitigung der Hautrunzeln. Der zu Ende des 15. Jahrhunderts lebende Genueser Arzt Cataneus hat einen allgemein anerkannten „Tractatus de morbo gallico" geschrieben. Damals war Europa von einer furchtbaren Seuche, die man die gallische Krankheit nannte, heimgesucht, gegen die man mit dem Mithridat, dem Theriak und anderen Mitteln, bei denen durchweg das Vipernfleisch eine Rolle spielte, ankämpfte. Cataneus ließ die Kranken mit einer Quecksilbersalbe einreiben, welche außer Merkur und einigen anderen Bestandteilen auch Vipernfett enthielt. Um die Kranken auch im Winter nach dieser Viperntherapie behandeln zu können, ließ er einen Sirup aus Vipernfleisch bereiten. Und auch gegen pestartige Seuchen wandte man dieses Mittel an. In einem Briefe, den ein sehr tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter, deutscher Arzt, Medizinalrat W. X. Jansen, von dem wir auch ein Buch: „Briefe über Italien" (Düsseldorf 1794) besitzen, aus Siena an den Leidener Professor Sandifort geschrieben hat, heißt es: „So häufigen Gebrauch man in anderen italienischen Städten, besonders in Venedig, von den Vipern macht, von denen man ganze Kübel voll auf den Fenstern der Materialisten stehen sieht, ebenso stark bedient man sich hier der Eidechsen." Ein berühmter englischer Arzt des 18. Jahrhunderts, Mead, kennt noch den Gebrauch des „Vipernweines", der in der Londoner Pharmakopöe offizinell war und hergestellt wurde, indem man getrocknete Vipern eine Woche lang in leicht erwärmtem Wein ausziehen ließ. Man verwendete solchen Wein unter anderem bei Appetitlosigkeit. Schon bei Musitanius und Galen ist von der Vipernsuppe und einem weinigen Aufgusse von Vipernfleisch als Mittel gegen hartnäckige Geschwüre und Hautkrankheiten zu lesen. Der Leibarzt Karl II., Thomas Sherley, empfahl den „Fledermausbalsam" als Heilmittel gegen Hypochondrie. Dieser Balsam wurde aus Vipern, Fledermäusen, Regenwürmern, Hirschmark, Schweinefett und dem Hüftbein eines Ochsen bereitet.

Aber nicht nur die Vipern, auch andere Giftschlangen fanden und finden therapeutische Verwendung. In Indien gilt das Fleisch der Brillenschlangen als Heilmittel gegen die Schwindsucht. Fayrer führt da diesbezüglich nach Angaben eines gelehrten Eingeborenen als Wirkungen des Cobragiftes an: Beschleunigung des Pulsschlages, Verbreitung von Wärme über die ganze Oberfläche des Körpers, Beförderung der Tätigkeit der Sekretionsorgane, Unterstützung der Wirkung anderer Heilmittel, heilsame Wirkung bei Cholera, Fallsucht und Geistesstörung. Bei den Chentius, einem indischen Volksstamm in den Nallamalleybergen, wird das Gift der Königshutschlange (Naja bungarus), einer bis $4^1/_2$ Meter langen Brillenschlange, mit Öl verdünnt in kleinen Portionen getrunken, um sich so gegen Schlangenbiß fest zu machen. Die Giftdrüsen, Giftzähne, der Gaumen und die Galle werden da, um die Medizin immer zur Hand zu haben, sorgfältig aufbewahrt. Im Jura lassen sich gewerbsmäßige Vipernfänger, um sich gegen die Giftwirkung zu immunisieren, mehrmals im Jahre von Vipern beißen. Nach Moberky halten sich Inder schon

gegen den Biß von Giftschlangen geschützt oder der Beseitigung einer Krankheit sicher, wenn sie den Kehlkopf der Daboia (Vipera russellii), einer der gefährlichsten Ottern, als Amulett umgehängt tragen. In seiner „Materia medica of the Hindus" erwähnt Dutt ein Präparat aus Brillenschlangengift als Heilmittel gegen Schlangenbiß und heftiges Fieber. Die siamesischen Ärzte verwenden gegen Schlangenbiß folgendes Rezept: „Ein Stück vom Kinnbacken eines Wildschweines, ein Stück vom Kinnbacken eines Hausschweines, ein Stück von einem Pfauenknochen, der Schwanz von einem Fisch und den Kopf einer Giftschlange." Die Hottentotten pressen gefangenen Giftschlangen das Gift aus den Drüsen und trinken es, um so gegen die Folgen eines Giftschlangenbisses in Zukunft gesichert zu sein. Nach Fraser und auch nach Dr. Knobel machen sich die Eingeborenen von Namaqualand, Bushmanland, Damaraland und Kalakari gegen Giftbisse immun, indem sie gefangenen Giftschlangen die Giftdrüsen herausschneiden und sich deren Inhalt in den Mund pressen. Die Vatnas von Mozambique impfen sich zu diesem Zwecke Schlangengift ein. Bei Eingeborenen Brasiliens gilt das Fett der Schauerklapperschlange (Crotalus horridus) als unfehlbares Mittel gegen Rheumatismus. Sie sehen auch in der Rassel der Schlange ein Heilmittel für mancherlei Krankheiten.

Das Gift verschiedener Giftschlangen findet aber noch eine andere Verwendung. Schon von den alten Skythen heißt es, daß die Spitzen ihrer Pfeile mit Viperngift, dem sie vorher Menschenblut beimischten, bestrichen waren. Die Buschmänner Afrikas wissen die großen Arten der Otterngattung Bitis geschickt einzufangen, sie fest auf den Boden zu drücken und ihnen den Kopf abzuschneiden. Dann pressen sie die Giftdrüsen aus, vermengen die Giftflüssigkeit mit dem Klebesaft einer Wolfsmilchpflanze und tragen das Gift auf ihre Pfeilspitzen auf. In ähnlicher Weise vergiften die indischen Tigerjäger von Chota Nabpur ihre Pfeile mit dem Gifte der Cobra.

Daß aber Giftschlangen auch gegessen werden, in die Küche wandern, würde man wohl am allerwenigsten glauben. Schon im südlichen Frankreich und in Italien werden Vipern von armen Leuten gegessen. In Amerika werden Klapperschlangen von den eingeborenen Indianern verzehrt. Einem Reisenden in Amerika wurde ein als Delikatesse geltendes Gericht, „Musical Jack", vorgesetzt, das aus Klapperschlangen bereitet wird und dem Geschmacke nach an Hühnerfleisch gemahnen soll. Die Eingeborenen von Tahiti, von Neu-Guinea und den Molukken essen die sehr giftigen Seeschlangen der Art Hydrus platurus. Ebenso wird von den Eingeborenen der betreffenden Gebiete das Fleisch der australischen Schwarzotter (Acanthophis antarcticus), der südostasiatischen Königshutschlange (Naja bungarus) und des brasilianischen Buschmeisters (Lachesis mutus) gerne gegessen.

Astralkörper eines Lebenden oder unbewußte Projektion seines eigenen Abbildes durch Gedankenkonzentration? Aus Bayreuth wird uns berichtet: In dem Städtchen, wo wir früher wohnten, kauften wir uns ein Haus, in dem es furchtbar „spuken" sollte. Mein Mann glaubte absolut nicht an derlei Sachen, wurde aber von diesem Vorurteil bald gründlich kuriert. Denn es „spukte" wirklich gehörig in dem neuerworbenen Haus. Unter anderem sah ich sehr häufig aus einem Zimmer des Erdgeschosses, wo damals und auch schon seit Jahren vorher ein Notariat untergebracht war, einen Bauern mit kurzen Lederhosen, blauer, kurzer Tuchjacke und kleinem Hut herauskommen, immer tief in Gedanken versunken, ohne meiner irgendwie zu achten. Ich dachte natürlich, daß dieses Phantom, welches oft vor meinen Augen wieder verschwand, nur der Astralkörper eines Verstorbenen sein könne. Nie werde ich deshalb jenen Sonntagnachmittag vergessen, als ich, ins Wohnzimmer tretend, nun denselben Bauern leibhaftig bei meinem Manne sitzen sah, nur hatte er jetzt lange Hosen an. Bald sollte ich des Rätsels Lösung finden. Der arme Bauer hatte auf Veranlassung des Notars etwas zu Ungunsten seiner Mutter verkauft, kam aber erst nachher zur Einsicht, als die Sache bereits ver-

brieft war. Von da ab hatte der Bauer keine ruhige Stunde mehr und ging sogar bis zu König Ludwig II., kam aber nirgends zu Rechte. Seine Gedanken weilten nun in vielen einsamen Stunden in dem traurigen Raum, wo die Sache verschuldet wurde (also im Notariat), und dadurch sah ich ihn als Phantom. Auf Befragen erzählte er mir, daß er damals, als ich seine Erscheinung sah, wirklich auch kurze Hosen trug. Doch mit der Erscheinung des Phantoms des lebenden Bauern war es in dem Spukhaus nicht abgetan. Wir wohnten im 1. Stock, und manche Nacht ging es bei uns furchtbar zu, hauptsächlich im Erdgeschoß rasselte es mit Ketten und es war, als ob alle Schränke umgeworfen würden, so daß zwei Damen, die da wohnten, wieder auszogen. Eine Magd hatte ich, die kam oft mit ihrem Bett in der Nacht herunter, da sie von einem Phantom angefaßt wurde. Dasselbe erlebte auch mein Mann im Gastzimmer. Ein anderes Mädchen sah oft eine große Frau mit einem Kind auf dem Arm vor sich stehen. Dieses Phantom war ganz schwarz. Ein drittes Dienstmädchen sah jedoch nie etwas.

Die Krebsdiagnose. Eine wichtige Entdeckung ist von dem französischen Arzt R. Robinson gemacht worden: Der Gelehrte will ein leichtes Mittel, eine unfehlbare Methode zur Feststellung des Krebses gefunden haben. Es soll durch das Mittel mit absoluter Sicherheit bestimmt werden können, ob eine im Entstehen begriffene Geschwulst, eine Verhärtung, mag sie auch noch so unbedeutend sein, krebsartiger Natur ist oder nicht. Die frühzeitige Diagnose würde natürlich die Behandlung der Krankheit bedeutend erleichtern. Es handelt sich, wie der „Eclair" schreibt, bei der Entdeckung des Dr. Robinson um etwas Ähnliches wie bei der Wassermannschen Reaktion zur Erkennung der Lues.

Robinson hat der Pariser Académie de Médecine eine Denkschrift überreicht, in welcher er, gestützt auf zahlreiche Beobachtungen in Pariser Kliniken, nachweist, daß seine Methode der frühzeitigen Bestimmung krebsartiger Erkrankungen überraschende Ergebnisse geliefert hat. Das Verfahren ist einfach. Man mißt bei einem im Krebsverdacht stehenden Kranken alle Tage die Körperwärme. Bleibt sie eine zeitlang normal, so macht man dem Kranken am Morgen an einer mehr oder weniger festen Körperstelle eine Einspritzung mit einer Überjodsäurelösung. Von diesem Augenblick an mißt man die Körperwärme alle drei Stunden. Leidet der Kranke an einer krebsartigen Verletzung, so steigt seine Körperwärme im Laufe des Tages um einen halben oder einen ganzen Grad, oft auch um mehr.

Bei jeder anderen Krankheit und bei gesunden Personen bleibt die Körperwärme nach der Einspritzung unverändert. Die Robinsonsche Reaktion ist, wie gesagt, schon in mehreren Pariser Kliniken mit Erfolg angewandt worden; gegenwärtig wird sie auch in Turin, in Florenz und in mehreren spanischen Kliniken erprobt. In fast allen Fällen, in welchen eine krebsartige Geschwulst oder Verletzung vorhanden war, war die Reaktion positiv; in anderen Fällen war sie negativ. Hier und da behaupteten die Kliniker, daß sie es mit Krebs zu tun hätten, obwohl die Reaktion negativ war. Als dann aber der Körper geöffnet war, zeigte die Operation der Geschwulst, daß Robinsons Erkennungsmethode nicht getrogen hatte: es handelte sich in der Tat nicht um Krebs.

Die Académie de Médecine will, wie es heißt, dem Gelehrten den Chévillon-Preis für die beste Arbeit über die Behandlung der Krebskrankheiten verleihen.

Drahtlose Explodierung durch F-Strahlen. In Paris macht die Nachricht über eine neue, sensationelle Erfindung großes Aufsehen, die bisher im Intersse der französischen Heeresverwaltung vollständig geheim gehalten wurde. Ein romanhafter Bericht des „Journal" hat der Öffentlichkeit die ersten Mitteilungen über die neue Entdeckung gebracht.

Auf einer Jacht in der Bucht von Havre machte ein italienischer Ingenieur unter der Aufsicht einer Kommission hoher Offiziere geheimnisvolle Experimente. Alle Versuche, sich über die Tätigkeit des fremden Gelehrten zu informieren, mißlangen. Nur mit großer Mühe konnte es ein Berichterstatter durchsetzen, den Ingenieur, den Signor Ulivi, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dieser, ein kaum dreißigjähriger Mann, ist zwar Italiener von Geburt, hat aber in Frankreich seine Studien absolviert und fühlt sich hier seit langen Jahren heimisch.

Er konnte dem Besucher nur sagen, daß seine Experimente darauf abzielen, eine neue Erfindung von ihm vorzuführen, die es ermöglicht, Explosivstoffe, die in Metallbehältern aufbewahrt werden, auf Distanzen von mehr als zwanzig Kilometer drahtlos zur Explosion zu bringen. Die Experimente vor der Kommission sollen so glänzend gelungen sein, daß die Frage der drahtlosen Entzündung von Explosivstoffen als gelöst betrachtet werden kann und deren praktische Durchführung gesichert erscheint.

Obwohl über das genaue Verfahren noch strengstes Geheimnis bewahrt wird und die Methode des italienischen Ingenieurs der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben wurde, kennt man doch in großen Umrissen das wissenschaftliche Prinzip, das uns nach der drahtlosen Telegraphie und Telephonie die Explodierung von fernliegenden Geschossen ermöglicht. Man hatte allerdings schon früher solche Experimente mit Erfolg gemacht, aber es war notwendig, daß die Explosivstoffe in Verbindung mit einem Branlyschen Kohärer standen, das heißt, man bedurfte der Mitwirkung der Personen, unter deren Bewachung die Explosivstoffe waren.

Nach dem Verfahren des Ingenieurs Ulivi wird jedoch die Explosion herbeigeführt auf Grund des bloßen Willens desjenigen, der die Explosion plant. Das Verfahren ist ungefähr folgendes: Soviel man bis jetzt weiß, bedient sich der Ingenieur der infraroten Strahlen, deren Wellen er gegen die metallische Masse sendet, nachdem er deren Lage genau bestimmt hat. Er muß ferner auch die Art der Wellen präzis festgestellt haben, die dieser bestimmten metallischen Masse entsprechen. Diese Wellen durchqueren den metallischen Behälter, wobei ihre Schwingungszahl vermindert wird. Diese Verminderung der Schwingungszahl hat die Erzeugung eines Funkens zur Folge, der die Explosion hervorruft. Dieser Funke sollte besser ein Feuerstrahl heißen, denn es verlautet, daß bei den verhältnismäßig kleinen Apparaten, die bei den Versuchen verwendet wurden, Funken von über 20 Zentimeter Länge erzeugt wurden. Herr Ulivi nennt seine Strahlen F-Strahlen.

Die Gefahr und die Schwierigkeit dieser Experimente wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß durch die Sendung von F-Strahlen die ganze Umgegend bedroht werden kann und daß der Erfinder dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die sich bei der praktischen Anwendung der drahtlosen Telegraphie ergaben, als man vermeiden mußte, daß die Telegramme von fremden Apparaten aufgefangen würden und in unberufene Hände geraten. Man mußte daher als Örtlichkeit zur Durchführung der Versuche Gegenden auf dem Meer wählen, die von Schiffen nicht befahren werden, obwohl der Erfinder beteuert hatte, daß nur jene Objekte explodieren werden, die von ihm genau angegeben würden.

Ingenieur Ulivi wendet eine progressive Versuchsmethode an, die es ihm ermöglicht, nach Sendung von einigen Wellen verschiedener Art die dem Material eines bestimmten Metallbehälters entsprechende Welle zu finden. Seine Methode soll so vervollkommnet sein, daß die geringste Differenz in der Beschaffenheit des Metallbehälters, sei es in der Dicke oder in der chemischen Zusammensetzung, die Wirkung von Wellen, die für ein andres Material bestimmt sind, aufhebt.

Die ungeheure Tragweite dieser Erfindung geht aus dem gewaltigen Umfang des Begriffes: Metallbehälter für Explosivstoffe, hervor. Darunter sind alle Geschosse, Pulverfässer, Pulverkammern, Schlachtschiffe, kurz alle unentbehrlichen

Kriegswerkzeuge zu verstehen, und es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß die Anwendung der F-Strahlen, wenn sie sich als praktisch durchführbar erweisen sollte, eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Kriegsführung zur Folge haben müßte. Indesen wurden auch schon in England erfolgreiche Versuche mit diesen F-Strahlen gemacht. Die Sache scheint also wahr zu sein.

Bändigen wilder Pferde. Wiener Blätter melden aus Budapest: Der Landmann Jos. Ezer zeigte sich in der hiesigen Polizeikaserne als Bändiger wilder Pferde. Es wurden ihm drei Pferde vorgeführt, und in kurzer Zeit gelang es dem Mann, die Tiere zu bändigen, so daß sie zum Polizeidienst verwendet werden können. Ezer befolgt die Methode, daß er den Pferden starr in die Augen sieht und den Nacken streichelt. Der Genannte hat sich auch in der Wiener Militär-Reitschule vorgestellt und dann vom Kriegsminister den Auftrag erhalten, gegen ein hohes Honorar in Wien tätig zu sein.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Siderischer Pendel. Der Artikel über Kallenbergs „siderischen Pendel" im Septemberheft unseres Blattes hat, wie wir uns durch Zuschriften und persönliche Rücksprache mit einigen Abonnenten unseres Blattes überzeugen konnten, das lebhafteste Interesse bei diesen erweckt und es wird nun in allen möglichen Gesellschaftskeisen, auch in akademischen, fleißig mit dem sid. Pendel experimentiert und darüber diskutiert. Indessen war Herr Kallenberg auch in Wien und hat dort mit einem Hochschulprofessor, der in Naturwissenschaften tüchtig bewandert ist, vorzüglich gelungene Experimente mit seinem Pendel ausgeführt. Ziehen wir alles dies in Betracht, so dürften wir kaum uns irren, wenn wir sagen, daß binnen wenigen Jahren der siderische Pendel ebenso populär sein wird wie die Wünschelrute es heute bereits geworden ist und daß gleichzeitig eine Reihe ernster wissenschaftlicher Forscher sich sehr eingehend mit dem Experimentalstudium dieses magischen Instrumentes befassen wird. Denn so einfach der siderische Pendel aussieht, eine so große Fülle von Problemen, eine so große Mannigfaltigkeit von Versuchsanordnungen eröffnen sich dem tieferblickenden Forscher. Man lasse sich durch die simplen Grundversuche nicht täuschen! Auch Galvanis Experimente mit den zuckenden Froschschenkeln waren einfache Experimente; sie bewiesen aber das Vorhandensein einer neuen, bis dahin nicht beachteten Naturkraft, und heute weiß jeder gebildete Laie, welche phänomenale Entwicklung der Galvanismus und mit ihm die ganze Elektrotechnik durchlaufen hat. Und trotz aller Wunder, mit welchen uns die moderne Elektrotechnik überhäuft hat, ist es schwer zu sagen, welche großartigen Möglichkeiten sich uns in Zukunft durch unbekannte, bisher verborgene Eigenschaften der rätselhaften Naturkraft, Elektrizität genannt, noch eröffnen dürften. So ähnlich liegen also auch die Dinge mit dem siderischen Pendel und den bisher verborgenen (okkulten) Kräften, die nun systematisch erforscht werden sollen.

Mit diesem Ruf nach einer systematischen Erforschung des sid. Pendels stehen wir sicherlich nicht allein da. Als Beweis dafür seien nachstehend einige Fragen und Anregungen unseres wissenschaftlichen Mitarbeiters Simharajan veröffentlicht, die dieser uns noch im Laufe des Septembers d. J. zukommen ließ, welche Experimentalanregungen hauptsächlich auch Herrn Kallenberg zur gefälligen Beachtung empfohlen sind.

Simharajan schreibt uns also: „. . . . Beim sid. Pendel wäre zuerst zu untersuchen, ob nicht der Kreis (Ring) als Kondensator wirkt und ob nicht die Wirkung durch Anwendung von Röhren, deren Querschnitt zylindrisch, elliptisch, parabolisch und hyperbelartig zu wählen wäre, Veränderungen im positiven oder negativen Sinne zeigen würde. Des weiteren, ob bei einer gewissen Röhrenlänge ein Optimum der Wirkung erzielt wird, denn ein goldener Ring ist in Wirklichkeit eine Röhre. Ferner, ob elektrische Schwachströme höchster Frequenz positive oder negative Wirkungen hervorrufen, wie sich der Pendel zwischen zwei Scheiben verhält, deren eine positiv, deren andere negativ elektrisch geladen ist. Endlich, wie sich die Wirkung des sid. Pendels gestaltet, wenn die Versuchsperson isoliert mit ausgestreckten Armen steht, in welchem Falle diese Person dann als ein Geber und Empfänger für drahtlose Telegraphie zu betrachten ist.

Zu den „lebenden Photographien“ möchte ich Folgendes bemerken: Die Photographien leben alle, denn das Silberpräparat wird durch die menschlichen Wellen chemisch verändert, das Leben der Photographien scheint aber beschränkt zu sein. Beinahe alle Photographien verblassen 7 bis 10 Jahre nach dem Tode des Bildgebers. Auch die Platte unterliegt demselben Gesetze und gibt sehr schlechte Resultate nach 10 Jahren. Es wäre eine hübsche Versuchsreihe für Kallenberg:

a) die genaue Vitalität der Kopien und der Platte festzustellen,

b) zu untersuchen, ob Krankheiten, die später auftreten, zur Erkenntnis an der Kopie gelangen können,

c) ob das Eintreten des Todes vermittelst des Pendels erkannt werden kann. (Photographie von Schwerkranken!).

Zu dem Punkte „c“ gestattet sich der Schriftleiter dieses Blattes sogleich eine wichtige Bemerkung. Herr Dr. phil. Wellisch (Graz) experimentiert seit einigen Monaten sehr eifrig mit dem sid. Pendel und teilte uns u. a. Folgendes mit: Ich besitze drei Photographien eines nunmehr verstorbenen Herrn. Die älteste Aufnahme datiert 10 Jahre vor seinem Tode, die zweite fünf Jahre, die dritte ist ein Jahr vor dessen Tode aufgenommen.

Über der erstgenannten schwang der Pendel in einem großen, schönen Kreis. Bei der zweiten Aufnahme war der Kreis schon bedeutend kleiner und beim letzten Bild endlich ganz klein, die ganzen Pendelerscheinungen sehr schwach. Ohne von den oberwähnten Anregungen Simharajans etwas gehört zu haben, schloß nun Dr. Wellisch sofort, daß diese augenscheinlichen Verminderungen der Intensität der Pendelschwingungen mit der verminderten Vitalität des betreffenden Herrn, von dem diese drei Bilder in den genannten Intervallen aufgenommen wurden, zusammenhängen. Daß also, okkultistisch gesprochen, die vitale Strahlung des Menschen, je näher er dem Tode steht, desto verminderter ist und daß diese verminderte Strahlung die Ursache der verminderten Pendelschwingungen ist. Die möglichst einwandfreie Bestätigung dieser medizinisch hochwichtigen Entdeckung des Herrn Dr. phil. Wellisch von Seite anderer Experimentatoren wäre nun sehr wünschenswert.

Des weiteren schlägt Simharajan vor, folgende Versuche mit dem sid. Pendel zu machen:

1. Möglichkeit der Feststellung von Wasserläufen, Metalladern mittelst des sid. Pendels aus Photographien.

3. Möglichkeit der Feststellung von Gebäudedefekten aus Photographien.

3. Möglichkeit der Feststellung von Schiffsunglücksfällen, wobei man die Photographie des verunglückten Schiffes auf der Seekarte den Kurs nehmen läßt.

4. Archäologische Feststellungen vermittelst des sid. Pendels.

5. Wie verhält sich der sid. Pendel, wenn man damit Schatten lebender Menschen untersucht?

6. Wie verhält sich der sid. Pendel gegenüber geistigen Wesenheiten?

7. Wie reagiert der sid. Pendel auf Sternkarten?

8. Einfluß von Büchern auf den sid. Pendel?

Um nun diese Versuche möglichst einheitlich zu gestalten, schlägt Simharajan die Einführung eines „Normalpendels“ vor. Also beispielsweise als Normalpendel gelte ein solcher von sieben Millimeter Höhe und 21 Millimeter Durchmesser.

Mit diesem Normalpendel, welchen wir kurz „N-Pendel bezeichnen wollen, wären nachstehende Versuche zu machen:

I. N-Pendel aus verschiedenem Material angefertigt und dessen Verhalten allen Metallen und Mineralien gegenüber zu prüfen.

II. Erprobung des N-Pendels in Verbindung mit astatischer Magnetnadel, letztere

a) ohne,

b) mit Induktionsströmen,

c) zwischen Strahlscheiben (Ottinger).

III. Erprobung des N-Pendels in seinem Verhalten gegen riechende Substanzen, frische und getrocknete Pflanzen, gegen Menschen und Tierleiber.

IV. Wie verhält sich der N-Pendel über Zirbeldrüse, Plexus solaris, Herz u. s. w. sowohl bei Gesunden als auch bei Kranken.

V. Verhalten des N-Pendels Gasen gegenüber?

VI. Erprobung des N-Pendels als Kontrolle psychometrischer Versuche.

VII. Feststellung, ob das N-Pendel auch ohne Experimentator wirkt!

VIII. Feststellung und Ausschaltung persönlicher und fremder Fehlerquellen.

Diese zwei Punkte, VII und VIII, scheinen uns besonders wichtig. Kallenberg ist z. B. der festen Überzeugung, daß seine Pendelversuche vor einem großen Auditorium leicht mißlingen können, wenn sich darunter viele Zweifler oder Feinde des sid. Pendels befinden. Deren negative Gedanken und Willensströme sollen imstande sein, lähmend auf den sid. Pendel einzuwirken.

Da hätten wir also eine „telepathische Beeinflussung“ des sid. Pendels! Und selbstredend taucht da die Frage auf, inwieweit ist der sid. Pendel durch Gedanken und Willensströme des Experimentators — dieselben mögen bewußt oder unbewußt ausgesendet werden — beeinflußbar? Man versuche z. B., ob der sid. Pendel auch dann noch schwingt, wenn man als Experimentator den Blick vom Pendel abwendet und sich bemüht, an ganz andere Dinge zu denken wie an das Experiment selbst!

Schließlich wären noch Versuche mit dem N-Pendel in Verbindung mit der drahtlosen Telegraphie anzustellen.

Simharajan schlägt des weiteren vor, daß die gewonnenen Versuchsergebnisse streng systematisch zu ordnen wären. Es müßten spezifische Ausschlagskurventafeln gezeichnet werden und es wäre eine genaue Statistik über alle anderen Umstände, unter welchen diese Versuche stattfinden, zu führen. Diese zu beachtenden Umstände wären: Datum, Stunde, Tierkreiszeichen, Sonnen- und Mondesstand sowie Angabe abnormaler Gestirnkonstellationen.

Nach dieser Arbeit wäre eine Einordnung in der Weise zu versuchen, daß die Untersuchungsreihen mit chemischen oder physikalischen Reihen verglichen werden, um ein das Pendel beherrschendes Gesetz abzuleiten, um die Pendelstrahlen ihrer Schwingungsfrequenz, Länge und Wirkung nach kennen zu lernen. Die Arbeitshypothese wäre die: „Der sid. Pendel ist ein Empfänger und Geber unbekannter Strahlen von unbekannter Frequenz und Länge, die er konzentriert und weiterleitet."

Fürwahr eine Fülle von Fragen und Anregungen, die Simharajan da ins Rollen bringen möchte! Es wäre nur zu wünschen, wenn diese Anregungen bald auf fruchtbaren Boden fallen würden, damit wenigstens die Grundprinzipien, auf welchen die sid. Pendelschwingungen beruhen, möglichst geklärt würden. Ist dies einmal geschehen, dann kann man einen Schritt weiter gehen und prüfen, wie sich das N-Pendel verschiedenen Strahlengattungen gegenüber verhält und ob es selbst verschiedene Strahlengattungen beeinflussen kann? Auch wäre zu untersuchen, ob beim N-Pendel aus gleichem Stoff, wie der zu untersuchende Gegenstand, verstärkte rhythmische Schwingungen auftreten. Dieser Versuch wäre für praktische Zwecke — man denke an das Auffinden von Metalllagern — von großer Wichtigkeit. Man würde dann also zur Auffindung eines Eisenlagers einen N-Pendel aus Eisen zu wählen haben u. s. w. Wie man aus all dem sieht, genug Stoff zum Experimentieren für alle physikalischen Institute Europas.

G. W. Surya.

Zur gefälligen Beachtung. Wie uns mitgeteilt wurde, hat sich die Einhorn-Apotheke in Wels, Oberösterreich, entschlossen, neben ihrem bisherigen Lager von Zimpelmitteln nunmehr auch ein Lager von Suryas Krebs- und Lupusmitteln zu halten, wodurch obgenannte Apotheke als einzige für ganz Österreich-Ungarn in der Lage ist, diese Spezialmittel an Interessenten postwendend zu liefern, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.



Vereinsnachrichten.

Aufruf zur Gründung einer Hartmann-Gesellschaft.

Als Hauptergebnis der vorläufigen Verhandlungen über die zu gründende Hartmann-Gesellschaft können wir mitteilen, daß der Gedanke an eine Einigung und Zentralisation okkulter Bestrebungen auf fruchtbaren Boden gefallen ist und beschlossen wurde, eine Dr. Franz Hartmann-Gesellschaft zur Förderung okkulter Studien zu gründen. Diese soll eine tragfähige Grundlage für den Ausbau okkulter Bestrebungen werden. Ihr Ziel ist die Verwirklichung der in „Manibus Hartmann" angedeuteten Ziele, insbesondere der Einigung und der Errichtung der „Hartmann-Büchereien". Bereits haben sich namhafte Gesinnungsgenossen gemeldet.

Sobald eine genügende Anzahl von Anmeldungen vorhanden ist, wird die Gesellschaft errichtet. Im allgemeinen können nur Anfragen, denen eine Retourmarke beigefügt ist, brieflich beantwortet werden. Um den Geschäftsgang zu vereinfachen und Zeitvergeudung zu vermeiden, wurde der Verleger des Zentralblattes, Herr Max Altmann, ersucht, einstweilen die Anmeldungen entgegenzunehmen. Dazu erklärte er sich in liebeswürdiger Weise bereit. Daher richten wir an alle Okkultisten die Bitte, Anmeldungen zum Beitritt in die zu gründende Dr. Franz Hartmann-Gesellschaft sowie etwaige Beiträge zur Errichtung und Ausstattung der Gesellschaft an den Verlag Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5, solange richten zu wollen, bis die Bildung eines vorbereitenden geschäftsführenden Ausschusses stattgefunden hat.

Simharajan.

Vom Büchertisch.

Schneider, D. Wilh., weil. Bischof von Paderborn. **Der neuere Geisterglaube.** Tatsachen, Täuschungen, Theorien. 3. Auflage. Bearbeitet von Dr. Franz Walter, o. ö. Prof. der Theologie an der Universität München. 610 S. 10 Mk. Paderborn, Schöningh, 1913.

Das Werk verhält sich — wie die ganze katholische (und orthodox-protestantische Literatur — trotz Anerkennung der Existenz einiger (aber natürlich weniger) noch „unerklärter" Phänomene gegenüber dem ganzen Komplex der spiritistischen Erscheiungen ziemlich ablehnend. Wohl auch wieder vor allem aus dem Grunde, weil die in der Theologie nun einmal gebräuchlich gewordene Schulauffassung des Begriffes „Wunder" bedroht erscheint. Und das genügt für ängstliche und engherzige Kreise, um sofort auf der ganzen Linie gegen das unheilvolle „Neue" Front zu machen.

So bringt denn auch dieses Werk, das in weitgehendem Maße die einschlägige deutsche Literatur berücksichtigt, hingegen die reiche französische und englische Literatur nur in sehr geringem Maße heranzieht, für die auf dem Gebiet des Okkultismus orientierten Leser nichts Neues an Material, nichts Neues an Kritik und nicht *einen* Gedanken, der etwa ein neues Licht auf die Tatsachen hätte werfen können, was bei eingehendem Studium der mittelalterlichen Theologen doch hätte unbedingt der Fall sein müssen.

Lediglich für katholisch-kirchenkorrekte, gebildetete, auf diesem Gebiet unbelesene Kreise kann das Werk dienlich sein und auch für diese Kreise — wenn die Leser nicht *sehr* oberflächlich sind — nur zu einer ersten Einführung in das breits sehr umfangreiche Material. E.

Heinrich Lhotzky. *Vom Ich und Du, Gedanken über Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit.* Verlag von J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart 1913. Geb. Mk. 2,—.

Heinrich Lhotzky ist unter denen, die an der geistigen Vertiefung und Gesundung ihrer Mitmenschen arbeiten, eine der sympathischsten Erscheinungen, und es ist kein Zufall, daß seine Schriften in so außerordentlich starker Weise verbreitet sind. Sein ganzes literarisches Schaffen spiegelt in höchstem Maß eine im Goetheschen Sinne harmonische Persönlichkeit wieder, und daraus erklärt sich auch die befriedigende, befreiende Wirkung seiner Schriften: hinter dem Wort steht der Mensch. Ein prachtvoller Mensch fürwahr, aufrecht und knorrig gewachsen, gesund bis ins Mark, von ebensolcher Kraft des Geistes wie Reinheit der Gesinnung. Wenn Lhotzky spricht, so ist uns oft, als würden Gedanken, die wir selbst — traumlos und verschwommen — gedacht, uns laut in einer wunderbar klaren, lebenerfüllten Form „vorgedacht".

Das vorliegende Buch behandelt in mustergültig lichtvoller Darstellung eines der wichtigsten Probleme — man könnte es beinahe das menschliche Urproblem nennen — *das Verhältnis von Liebe, Sinnlichkeit und Sittlichkeit.*

Bei der großen Unklarheit, die hierüber in den meisten Köpfen herrscht, kann ein Büchlein wie dieses nur Gutes stiften, und wir möchten manchem Fanatiker wie auch manchem Gedankenlosen beiderlei Geschlechts, ja jedem ernsten Menschen wünschen, daß er sich von Lhotzky ein Stück Wegs geleiten läßt. Er wird es nur mit innerster Bereicherung tun.

Die Sagen der Juden. Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef bin Gorion. I. Bd. Von der Urzeit. Literar. Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. Main 1913. Brosch. Mk. 6,—.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt der bekannte, vornehme Verlag — in weiten Leserkreisen wohl am meisten durch die Herausgabe der einzigartigen, wundervollen Japanbücher Lafcadio Hearns bekannt geworden — die Veröffentlichung eines auf mehrere Bände (es waren deren 6 angezeigt) verteilten Werkes, das, von gleich hohem Interesse für Literarhistorik, Religionsphilosophie, Theologie (hebräische so gut wie christliche) zu den wertvollsten Publikationen dieses Jahres zu zählen ist.

Ausschließlich auf Quellen fußend, bietet der Autor nur die Sagen (und Legenden), ohne die „hellenistischen, apokryphen und pseudoepigraphischen Stoffe" heranzuziehen; unterdrückte auch jede Unterbrechung durch ihm gewiß sehr naheliegende (manchem Leser wären sie vielleicht willkommen gewesen) Exkurse auf das Gebiet jüdischer Mystik und Philosophie. Nur im Vorwort, das in ruhiger Sachlichkeit, auf sehr knappem Raum — 6 Seiten — eine orientierende Einleitung über Wert, Herkommen und Anlage der vorliegenden Sagensammlung bietet, ergreift der Autor selbst das Wort.

Die riesige Arbeitsleistung, die zur Herausgabe auch nur dieses einen Bandes nötig war — man durchblättere nur den ausführlichen „Quellennachweis" und das „Verzeichnis der benutzten Bücher" — tritt dem Texte (also den Sagen selbst) gegenüber ganz und gar in den Hintergrund.

Was den Inhalt anlangt, so ist er unmöglich, da jede Sage für sich gelesen sein will, wiederzugeben.*) Nur die Gliederung sei in Kürze angeführt.

Der Stoff dieses I. Bandes ist auf 4 Abteilungen (oder „Bücher") verteilt. Es würde den Rahmen dieser Anzeige überschreiten, wollte man alle Kapitelüberschriften der 4 Bücher hier anführen. Einige aus jedem „Buche" aber seien genannt:

I. Buch: Von der Schöpfung (Von der Erschaffung der Welt; Von den ersten Dingen; Die Welten-Hierarchie; Von den Himmelslichtern; Vom Reich der Tiere). II. Buch: Von Adam und seinem Geschlecht (Der Menschen Reich; Von Heva und von der Schlange; Von dem Sündenfall; Kain und Habel; Die Adamsöhne). III. Buch: Von der Sintflut (Das gottlose Geschlecht; Das Leben in der Arche . . .). IV. Buch: Von der Oberwelt und von der Unterwelt (. . . Von Henoch-Matatron; Von den gefallenen Engeln; Von Naama und von Lilith; Vom Reich der Geister; Arabisch-jüdische Dämonengeschichten und anderes.)

Der Tiefsinn der einen, die Naivität andrer dieser Sagen muß jeden für diese Gebiete menschlichen Geisteslebens interessierten Leser auf das lebhafteste anregen, wo immer auch das eigene Arbeitsfeld liege.

Und so sei denn auch den Lesern dieses Blattes, von denen doch viele gewiß außer für Okkultismus auch für anderes „etwas übrig haben", dieser erste Band des ausgezeichneten Werkes wärmstens empfohlen. Dr. K.

*) Was den Zweck der jüdischen Sage betrifft, seien die folgenden Worte des Verfassers (aus dem Vorwort) angeführt: „Der Zweck ist weniger zu erzählen, als vielmehr die menschlichen Geschicke und die Geschicke der Welt auszulegen."

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	Dezember 1913.	6. Heft.

Periodenlehre und Okkultismus.

F. S.

Eine tiefere Beherrschung der verschiedenen Erkenntnisgebiete hat mich — so sagt der Alchimist Edward Kelly — das eine gelehrt, daß nichts älter, hervorragender und wünschenswerter ist als das Suchen nach Wahrheit, und wer immer dies vernachlässigt, der muß sein ganzes Leben im Schatten bleiben. Das Suchen nach Wahrheit muß immer zu Höherem führen, ob wir nun im Reiche des Geistes, dem der Kraft oder dem des Stoffes forschen. Wo immer und wie immer aber auch der menschliche Intellekt forschen mag, er wird nie die absolute Wahrheit, sondern immer nur relative Wahrheiten — Wahrscheinlichkeiten — finden. Die absolute Wahrheit ist nur in der Ursache aller Ursachen, im Absoluten, in der Gottheit und ihren Manifestationen. Sie ist*) immer unsterblich, immer seiend, allmächtig und allwissend — alles andere ist sterblich und unwirklich. Für den reinen Intellekt gibt es in allen Zweigen menschlichen Wissens nur eine Methode, um zur Erkenntnis zu gelangen, das ist vom Bekannten auf das Unbekannte zu schließen.

Aus den Tatsachen werden durch Induktion die Gesetze abgeleitet, denen sie unterliegen; durch weitere Abstruktionen und Verallgemeinerungen entstehen die Prinzipien. »Les lois sont des fait généraux, mais les principes sont des faits plus généraux encore,« so sagt J. Brieu in seiner Studie »Essai sur la Méthode en Astrologie.«

Da die Prinzipien nicht beobachtbar sind und durch keine weiteren Tatsachen mehr aufgeklärt werden können, denn diese müßten über ihnen stehen und bekannt sein, ist der Intellekt genötigt, sie als Axiome oder Postulate zu betrachten.

Die deduktive Methode, die Brieu als ein »merveilleux instrument

*) Yogi Ramacharaka.

d'exposition et une méthode d'application et de verification« bezeichnet, gestattet es, nach den Gesetzen der Logik von Axiomen auszugehen und besondere Tatsachen abzuleiten und klarzulegen, die in ihnen enthalten sind.

Wenn bei einem bestimmten Problem Induktion und Deduktion zu denselben Resultaten gelangen, erreichen wir den höchstmöglichen Grad relativer Wahrheit, deren der menschliche Intellekt bei seinen normalen Operationen überhaupt fähig ist.

Zur näheren Beleuchtung dieses Gedankenganges will ich nur ein Beispiel anführen.

In seinem Werke »La naissance et l'évanouissement de la matière« sagt Dr. Gustav Le Bon: »Die Wissenschaft gibt heute zu, daß die Atome aus Aetherwirbeln gebildet sind, die sich um eine zentrale Masse bewegen.«

Das Atom — wie Jollivet Castelot, der »Président de la société alchimique de France« hervorhebt — wird von dem hervorragenden Manne der Wissenschaft mit einer Sonne und den zu ihrem System gehörigen Planeten in Analogie gestellt. Daß das Atom auch ein Mikrokosmus, analog dem Sonnensystem und dem ganzen Universum, ist, muß sich für den Okkultisten auch durch Deduktion aus dem sogenannten zweiten hermetischen Prinzip ergeben, welches in den smaragdenen Tafeln des Hermes Trismegistos wie folgt verzeichnet ist: »Wie oben so unten und wie unten so oben«, um die Wunder der Einzigen bewirken.

Die Wissenschaft bestätigt daher im vorliegenden Falle durch eine ihrer Entdeckungen ein tausende Jahre altes hermetisches Axiom — wahre Wissenschaft und wahrer Okkultismus haben einander begegnet.

Die Induktionen der Wissenschaft haben durch die Deduktionen und Analogieschlüsse des Hermetisten und letztere durch die erstere einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht — sie sind der absoluten Wahrheit näher gekommen. Dasselbe Resultat müßte sich auch ergeben, wenn wir die von W. Fließ hauptsächlich auf biologischem und von Dr. H. Swoboda hauptsächlich auf psychologischem Gebiete aufgestellte Periodenlehre einer näheren Betrachtung unterziehen.

In seinem Buche »Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung« stellt Swoboda auf Grund seines vorgelegten Beobachtungsmaterials folgende Sätze mit Sicherheit hin:

1) Jeder (menschliche) Organismus ist in seiner Gesamtheit Schwankungen unterworfen, die sich sowohl objektiv als subjektiv kundgeben, die eine physische und eine psychische Seite haben. Diese Schwankungen kehren in regelmäßigem Rhythmus wieder.

Die Dauer einer solchen Schwankung nennt man am besten eine Periode, muß sich aber der Synonymik bewußt bleiben, welche durch Anwendung dieser Bezeichnung auf die Menstruation entstanden ist.

2) Es gibt zwei Typen deutlich erkennbarer Perioden, den weiblichen

von 28 und den männlichen von 23 Tagen. Entsprechend der Bisexualität des Menschen trifft man immer beide an, jedoch in ganz verschiedenen Kombinationen. Das Verhältnis zwischen den zwei Perioden ist nicht nur von Individuum zu Individuum verschieden, sondern es wechselt auch während der Lebensdauer eines Individuums.

3) Die 23- und die 28tägige Periode sind nicht die kleinsten und nicht die größten. Sie sind nur infolge ihrer größeren Deutlichkeit und ihrer der Beobachtung noch nicht allzu ungünstigen Dauer leichter zu konstatieren. Von kleineren Perioden ist eine 23stündige und eine 18stündige sichergestellt, von denen die erstere als männlich, letztere als weiblich betrachtet werden muß.

4) Die kleineren Schwankungen sind den größeren superponiert, sie stehen diesen an Deutlichkeit immer hintan.

Im 7. Kapitel seines Buches stellt Dr. Swoboda einige kurze Betrachtungen über die Herkunft der Perioden an, scheint diesen Betrachtungen über die Möglichkeit astrophysischer Parallelvorgänge zu seinen Perioden aber keinen ernsthaften Wert beizulegen. Er hält jedoch einige von seinen Reflexionen über die Herkunft der Perioden samt seinem aberkennenden Urteil nicht zurück, weil doch vielleicht auch andere darauf verfallen werden.

Mit folgender, im 7. Kapitel dargelegten Anschauung Swobodas wird sich jedoch jeder Okkultist unbedingt einverstanden erklären: »Es liegt darin*) überdies die intuitive Erkenntnis eingeschlossen, daß im Weltraum alles mit allem zusammenhängt, daß es keine vollständig isolierten Fakten gibt, sondern nur solche, die wir im Zusammenhang sehen, solche, mit denen wir uns im Zusammenhang fühlen, und andere, zu denen wir kein Verhältnis spüren.« Diesem Satze schließt Swoboda folgenden an:

»Läßt sich dagegen etwas lá-bas auf der Erde erhärten, und zwar so, daß auch nicht der geringste Zweifel daran besteht, dann können wir uns der Mühe überhoben erachten, uns von außen ein Plazet zu holen.«

Ich meinerseits habe durch so lange Zeit in der Schule der exakten Wissenschaften zu lernen versucht, daß es für mich außer der Ueberzeugung von der Existenz des Absoluten sowie der Allmacht, unendlichen Weisheit und Gesetzmäßigkeit seiner Manifestationen gar nichts gibt, das über alle Zweifel erhaben wäre, nicht einmal das zweite hermetische Prinzip. Daher werde ich sehr erfreut sein, wenn es mir durch die nachfolgenden Betrachtungen gelingen sollte, hierfür »ein Plazet« bei der Periodenlehre zu holen.

Lá-bas auf der Erde, vor dem strengen Richterstuhle der Wissenschaft und der von ihr »Aufgeklärten«, läßt sich irgend etwas eben nur durch grobsinnlich wahrnehmbare Tatsachen erhärten. Dafür, was eine

*) Nämlich in dem Suchen nach Beziehungen zwischen dem Makrokosmos und Mikrokosmos.

Tatsache ist, gibt Strada — der leider zu wenig bekannte und gelesene Verfasser des »Essai d'un Ultimum Organon« und der »Méthode génerale«, folgende, für Okkultisten und möglicherweise auch für Materialisten annehmbare Definition:

Le fait est une idée vivante dans la matière et se réalisant par elle. Die Tatsachen selbst könnte man mit einem männlichen, schöpferischen, oder wenn man will zeugenden Element vergleichen; die Mentalität des Wahrnehmenden mit einem weiblichen, empfangenden und gebärenden Element; und das, was nach allen Verstandesoperationen als Hypothese geboren wird, mit dem Kinde beider. Die in der Mentalität von Männern der Wissenschaft geborenen Hypothesen werden im allgemeinen von den »Aufgeklärten« für richtig gehalten, oft mit Unrecht, häufiger mit Recht, und letzteres trifft, wie ich glaube, bei der Periodenlehre zu.

Gegenüber den Hypothesen der Wissenschaft ist der »Aufgeklärte« eben kein ungläubiger Thomas; es genügt ihm, daß die Männer der Wissenschaft »getastet« haben.

Ganz anders ist das Verhalten des »Aufgeklärten« gegenüber den auf Beobachtungen aufgebauten Hypothesen des Okkultismus. Da muß er selbst tasten, mit seinen eigenen Gewichten wägen, selbst rechnen und selbst münzen, um schließlich, wenn auch das einmal klappen sollte, das Ganze als Sinnestäuschung zu erklären.

Zwischen Tatsachen, den einzigen Kriterien der relativen Wahrheit, und den aus ihnen abgeleiteten Hypothesen und Theorien besteht ebensoviel Identität, oder auch nur Aehnlichkeit, wie zwischen Vater und Kind, aber immerhin eine auf die Natur begründete Beziehung. Ob die Anzahl der von Swoboda an Tatsachen gemachten Beobachtungen und vollzogenen mentalen Prozessen zahlreich genug ist, um zu Theorien zu gelangen, die so erhärtet sind, daß auch nicht der geringste Zweifel daran bestehen kann, vermag ich vom biologischen und psychologischen Standpunkte aus als Laie nicht zu beurteilen.

Für meine Zwecke und zu meinen Vergleichungen kommen vorerst die Beobachtungsfehler in Betracht, die sich bezüglich der zeitlichen Wahrnehmung und Feststellung von Tatsachen naturgemäß auf allen Gebieten ergeben müssen.

Die durch astronomische Beobachtungen festgesetzten Veränderungen in den räumlichen Beziehungen der Elemente unseres Sonnensystems sind sehr genau, auf Bruchteile von Sekunden genau, was für die biologischen und psychologischen Beobachtungen, bei denen man zufrieden sein muß, wenn es auf ebensolche Bruchteile von Stunden oder gar Tagen klappt, naturgemäß nicht der Fall sein kann. Es wird mir daher bei jenen kosmischen Rhythmen, die sich von den durch Fließ und Swoboda beobachteten biologischen und psychologischen Rhythmen der Zeitdauer nach so wenig unterscheiden, daß sie für die Praxis als gleichwertig erscheinen, die Behauptung gestattet sein, daß, theoretisch

genommen, die Zeitangabe des kosmischen Rhythmus die richtige ist Hierfür spricht noch ein anderes Moment.

Selbst die kleinsten Swobodaschen Perioden sind in gut abgerundeten Zeitmaßen der bürgerlichen Zeitrechnung ausgedrückt.

Bestimmte kosmische Rhythmen, denen bestimmte biologische oder psychologische Rhythmen entsprechen, vollziehen sich aber nicht in abgerundeten Maßen bürgerlicher Zeitrechnung, wenn auch diese auf kosmische Vorgänge aufgebaut ist.

Nach diesen kaum überflüssigen Feststellungen will ich nun auf die Untersuchung einiger Fließschen und Swobodaschen Rhythmen übergehen.

Wie Swoboda anführt, haben seine Untersuchungen von zwei ganz verschiedenen Tatsachen ihren Ausgangspunkt genommen: dem regelmäßigen Intervall für Erinnerungen und demselben Intervall für pathologische Zustände im Gefolge sexueller Akte.

Nach ihm sind die 28 und die 23 tägige Periode also auch Termine für den animalischen, auf die Fortpflanzung abspielenden Geschlechtstrieb und alle die Folgen seiner Betätigung.

Stellen wir also dem von Swoboda hervorgehobenen ätiologischen Primat des Geschlechtslebens das astrologische Primat des Mondes bei allen makrokosmischen und mikrokosmischen Sexual-Rhythmen gegenüber. Dies bringt uns vorerst zur astrologischen Doktrin von der »prae-natalen Epoche und dem Gesetze des Geschlechtes«*). Die Hindus haben in ihren alten astrologischen Schriften — wie in der Brihat Jâtaka und der Brihat Samhitâ — die Theorie, daß der »Welt-Atem« bestimmte und periodische Pulsationen hat, eine systole und eine diastole Aktion, welche Geburt und Tod regeln. Diese Theorie bedingt unter anderem auch das periodenhafte gewisser mikrokosmischer Vorgänge, mit denen sich die moderne Wissenschaft beschäftigt.

Die Hindutheorie enthält die Auffassung, daß an einem bestimmten Orte Geburten nur in Intervallen stattfinden können, die im Einklang mit der Mondesbewegung stehen, und daß nur jeder siebente Impuls des Welt-Atems eine Geburt erlaubt.

Sepharial hat nun unter Mitwirkung von geschulten Veteranen der Wissenschaft mit geradezu mathematischer Präzision bewiesen, daß alle Geburten in genauer Harmonie mit lunaren Gesetzen herbeigeführt werden, daß das intra-uterine Leben in direkter Relation zur siderischen Welt steht und daß die große Tatsache der Maternität mit rein astronomischem Maßstabe gemessen werden kann.

*) Am klarsten und überzeugendsten ist diese Doktrine in Sepharials »Manual of Astrology« unter dem Titel »The pre-natal epoch and the law of sex« enthalten. Ich empfehle jedem Astrologen das eingehende Studium dieses Kapitels, kann jedoch für die Zwecke meiner jetzigen Darstellungen von den lichtvollen Ausführungen Sepharials nur einige ganz gedrängte Auszüge bringen.

Das einschlägige primäre Gesetz ist das der »Pre-natal Epoch«*) und lautet:

1) Die allgemeine Periode des intra-uterinen Lebens ist neun Solar oder 10 Lunar Monate.

2) Diese Periode unterliegt einer Zunahme oder Abnahme, entsprechend der Position des Mondes zur Sonne und dem Horizont des Geburtsortes u. z. in folgender Weise:

Wenn der Mond bei der Geburt zunehmend und über oder abnehmend und unter dem Horizont ist, beträgt die Periode weniger als 10 Umlaufszeiten des Mondes um die Erde (siderische Monate), und zwar um einen Tag für je 13° Mond-Abstand zu jenem Teil des Horizontes (Ascendant oder Descendant), der (infolge der Bewegung der Erde um ihre Achse) nach der Geburt zuerst mit dem Monde in Konjunktion kommt.

Wenn der Mond bei der Geburt zunehmend und unter dem Horizont oder abnehmend und über dem Horizont ist, beträgt die von der Geburt bis zur Konzeption (Epoche) zurückzumessende Periode nach demselben Maßstabe mehr als 10 siderische Monate**).

Die Art und Weise, den Moment der Konzeption auf Sekunden genau zu finden, ist dem Astrologen bekannt und für den Nichtastrologen im vorliegenden Falle belanglos, weshalb ich sie nicht weiter erwähnen will.

Wenn wir die Periode »Konzeption-Geburt« in eine mathematische Formel bringen, so haben wir:

$$P = 10 \times 27{\cdot}321\,661\,423 \text{ Tage} \pm \frac{\alpha}{13} \text{ Tage}$$ ***).

Wenn wir uns das von Swoboda betonte ätiologische Primat des Geschlechtslebens vergegenwärtigen mit seinem »periodenkonstruierenden sexuellen Momenten«; wenn wir ferner die kaum zu leugnende Tatsache erwägen, daß die Periode »Konzeption-Geburt« der wichtigste Zeitabschnitt im Sexualleben des Weibes ist; wenn wir schließlich in Betracht ziehen, daß das Weib im allgemeinen der Natur näher steht als der Mann und daher in ihm die kosmischen Rhythmen reiner wahrnehmbar sein dürften: so sollten wir glauben, daß wenigstens bei dieser großen, wichtigen Periode der weibliche 28er Rhythmus vorzufinden sein werde†).

*) Es ist auf der sogenannten Trutina des Hermes basiert — den bekannten Beziehungen zwischen Mond und Aszendant im Geburts- und im Konzeptions-Horoskop.

Diese Beziehungen wurden schon von früheren Astrologen erwähnt, wie Gadburg, Wilson, Coley, aber erst Sepharial hat die daraus resultierenden Gesetze in einwandfreier Weise mit geradezu mathematischer Genauigkeit dargelegt.

**) Genaue Zeit der Epoche.

***) Wobei P die Zeit der Periode »Konzeption-Geburt« — und α den Winkel zwischen Mond und Horizont bedeutet.

†) Fließ behauptet, daß die Geburten immer auf einen 28 oder 23tägigen (sic!) Termin fallen. Swoboda hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Termine von der Konzeption an zu rechnen sind.

Ein Blick auf die vorerwähnte Formel, in der es keine einzige unbestimmte Größe gibt, wird den Astrologen zwar vieles lehren, aber der reine weibliche 28er Rhythmus wird ihm dabei nicht unter kommen.

Die Erklärung hierfür bietet vielleicht folgende Stelle (auf Seite 19) des Swobodaschen Buches:

»Ja wahrlich, solche Geschichten kommen dem nicht unter, der die ewigen Gesetze des Himmels erforscht und sein Auge nur auf leuchtende Formen zu richten hat.*)

Allerdings, wenn ich bei eminent weiblichen Rhythmen nicht die reine 28er Periode entdecken könnte und dann die Theorie aufstellen würde, daß es auch ein n 23 + n 28 Rhythmus sein kann, wobei n mathematisch eine unbestimmte Grösse ist; wenn ich schließlich in streng logischem Fortbau dieser Theorie mit derselben Berechtigung sagte, es könne auch ein Rhythmus sein von n 23 — n 28, von n 28 — n 23 Tagen oder gar einer von n 28 Tagen ± n 28 Stunden, ± n 23 Tagen ± n 23 Stunden**) etc.

Dann würde mir schließlich selbst als Astrologen nach langem Herumtifteln ein in abgerundeten Maßen bürgerlicher Zeit ausdrückbarer 23er oder 28er Rhythmus unterkommen. Dagegen ist in der vorangeführten Formel die Harmonie und Präzision derart unverkennbar, daß ich sie — vielleicht mit Unrecht — dem vom rein mathematischen Standpunkte allerdings kaum anfechtbaren Fließschen Koeffizientenbau vorziehe.

Nach den bisherigen Darlegungen wird selbst ein voreingenommener Kritiker die Wirkung des Mondes auf das menschliche Geschlechtsleben kaum mehr ohne weiteres ableugnen. Zur Lösung aller scheinbaren und kleinen Schwierigkeiten, die sich dem Astrologen bei Berechnung der sogenannten unregelmäßigen Epochen darbieten, ist das volle Verständnis des Sepharialschen »Law of sex« unbedingt erforderlich. Das Studium des in Sepharials »Manual of Astrology« und im »Cosmic Symbolisme« dargelegten Geschlechtsgesetzes wird sich für den Astrologen jedenfalls der Mühe verlohnen,***) vielleicht auch für den Biologen und Psychologen.

---

*) Wenn ich bisher mit Swoboda, besonders in jenen unwesentlichen Stellen seines Buches, wo er die Astrologie allzu herablassend behandelt, nicht durchwegs übereinstimmen konnte, so werden sich in der Folge desto mehr Uebereinstimmungen in wesentlichen Punkten ergeben.

Es liegt mir jedoch sehr daran, schon jetzt ohne Umschweife zu erklären, daß mir sein Buch als ungemein wertvoll und folgenreich für den Okkultismus erscheint, und daß ich besonders für den erhabenen Gedankenflug des Vorwortes und des ganzen »Zweiten Abschnittes« von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt bin. Hier glaubt man das Rauschen von Adlerschwingen zu vernehmen!

**) Mir ist wohl die Bemerkung von Fließ auf Seite 5 seines Werkes, der »Ablauf des Lebens« bekannt, daß man sich einen derartigen wohlfeilen Einwand ersparen könne, bis man sich im Verlaufe seiner Darstellungen vom Bau des Koeffizienten unterrichtet hat.

***) Es wird ihm unter anderem dann bei genauer Kenntnis irgend einer bestimmten Geburtszeit an irgend einem bestimmten Orte, und natürlich bei Unkenntnis über das Geschlecht der Geborenen sofort möglich sein, dieses letztere anzugeben.

»Warum sollte gerade in diesem Aberglauben nicht ein Körnchen Wahrheit stecken,« dies gesteht ja Swoboda der Astrologie zu.

»Oder handelt es sich hier doch nur um »vorwissenschaftliche Assoziationen?«

Ich will nun auf einen zweiten Rhythmus im weiblichen Leben übergehen, nämlich auf den der Menstruation. Fließ findet die Menses-Intervalle »vielfach unregelmäßig« und sagt in seinem Buche »Der Ablauf des Lebens« auf Seite 2: »Sollte nicht ein innerer Zusammenhang zwischen ihren Unregelmäßigkeiten und dem »ungenauen« Eintritt der Entbindung bestehen? Sollten nicht beide Erscheinungen sich unter die höhere Einheit desselben übergreifenden Gesetzes fassen lassen und dadurch notwendig und widerspruchsfrei werden?« Swoboda zieht auf Seite 124 seines Buches folgenden Schluß:

»Die Menstruation ist eine Folge der Ovulation. Die Ovulation ist ein unwillkürlicher Geschlechtsakt und geradeso von Aequivalenten gefolgt wie jeder willkürliche. *Zu welchem Intervall, das ist die Frage?* Das 18stündige ist sehr wohl möglich, aber auch das 23- und 28tägige, so dass sich dann die jeweilige Menstruation als Folge der letzten Ovulation darstellt. Dr. Fließ wird »durch den Bau seiner Koeffizienten in dem Gefühl befestigt, daß hier (nämlich bei den Menstruationsintervallen) Gesetzmäßigkeit über dem Zufall steht,« und ihm scheinen Menstruations- und Entbindungsintervalle *analog* gebaut.

Beim Magnum Opus, das sich von der Konzeption bis zur Geburt im Athanor (Brutofen) des weiblichen Leibes vollzieht, entscheidet die »mystische Hochzeit von Sol und Luna« auch über den Rhythmus des hermetischen Triumphes.

Die mathematisch genaue Formel für diesen Rhythmus habe ich ja bei der gedrängten Darstellung von Sepharials »General Law of the Prenatal-Epoch« gebracht.

Eine analoge Formel muß sich für das — nach Fließ »analoge« — Menstruationsintervall gleichfalls finden lassen. An einem solchen Funde hat jedoch die Astrologie bei weitem nicht dasselbe Interesse wie an der vorerwähnten genauen Formel, die ja bekanntlich zur Rektifikation ungenauer Geburtszeiten dient. Wenn jedoch beispielsweise Sepharial ein ernstes Interesse daran hätte und ihm hierbei ebenso vorurteilslose Männer der Wissenschaft zur Seite ständen wie bei seinem Forschen nach den Mysterien der pränatalen Epoche: dann zweifle ich gar nicht daran, daß die »analoge Formel« bald gefunden wäre.

Am Ende könnte vielleicht diese Formel gar lauten: $P = 1\,l \pm \frac{\alpha}{13}\,(n\ 18^h)$, wobei P das Menstruationsintervall bedeutet, l die siderische Umlaufszeit des Mondes, das + oder — der Korrektur von denselben

Faktoren abhängig wäre wie bei der bereits ermittelten Formel, und auch $\frac{a}{13}$ hier wie dort dieselbe Bedeutung hätte und nur noch der Wert von n zu ermitteln wäre.*)

Sepharial (Mr. W. Gornold), an dessen Liebenswürdigkeit ich mich mit einer einschlägigen Anfrage wandte, schrieb mir u. a. am 16. 10. 1913:

»J think there can be not the slightest doubt that the »28 period« is connected with the lunar revolution.

Of course the whole enquiry is fundamental to the astronomique of the Prenatal Epoch and can hardly be discussed without regard to that import ant discovery.

It may help yon officially to state the fact that a manuscript copy of the Thesis of the Prenatal Epoch was lodged with the Royal Society and with the British M. S. Section by Mr. Edward Sonstadt, precis writer for the Chemical Society, discoverer of Sonstadts salts for testimg the specific gravity of minerals insolution, the original extractor of gold from sea-water and discoverer of the process for the manufacture of Magnesia. This gentleman was exceedingly learned and worked for many years with Professor Roscoe the great chemist of the Manchester University. He was a pupil of mine and a clever astrological student.«

(Ich denke, es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß die »28. Periode« mit der Lunar-Revolution zusammenhängt. Natürlich beruht die ganze Forschung auf den astronomischen Faktoren der pränatalen Epoche und kann ohne Beziehung auf diese wichtige Entdeckung nicht erörtert werden.

Es dürfte ihnen dienlich sein, offiziell die Tatsache bekannt zu geben, daß eine Kopie des Manuskriptes der These über die pränatale Epoche bei der »Royal Society« und der »British M. S. Section« hinterlegt wurde von Herrn Eduard Sonstadt, Schriftführer der Chemischen Gesellschaft, Entdecker von Sonstadts Salzen zum Nachweis des spezifischen Gewichtes von Mineralen in Lösungen, dem ersten Gewinner von Gold aus Seewasser und dem Entdecker eines Verfahrens zur Erzeugung von Magnesium. Dieser Gelehrte arbeitete viele Jahre mit Professor Roscoe, dem grossen Chemiker der Universität von Manchester. Es war ein Zögling von mir und ein geschickter astrologischer Forscher.)

Es ist eine alte astrologische Tradition, daß der Eintritt der Menstruation gewöhnlich mit dem Transit des Mondes über seinen eigenen Ort, dem der Sonne oder dem des Aszendant im radikalen Horoskop

*) Es sei hier darauf verwiesen, daß auch 13 und 18^h in der Formel mit dem Monde zusammenhängen; 13^0 ist seine tägliche Durchschnittsbewegung in der Ekliptik — the dayly motion der astrologischen Ephemeriden; 27 Tage, die auf ganze Tage abgerundete siderische Umlaufszeit des Mondes — und nicht 28 Tage — ist ein Multiplum von 18^h.

übereinstimmt. »Zu diesen Transits stehen auch andere Phänomene der Natur in Beziehung« — »there are other natural phenomena associated with this period« schrieb mir Sepharial. Selbst von dieser anscheinend primitiv klingenden Tradition ausgehend, wäre es, wenn sich eine genügende Anzahl von Astrologen dieser undankbaren Arbeit unterziehen wollte, nicht schwer, in einigen Jahren Tausende von Fällen zu analisieren und auf induktivem Wege zu dem Gesetze der Abweichungen von lunaren Grundrhythmus — d. i. der siderischen Umlaufszeit des Mondes zu gelangen.

Derartige Forschungen mögen zwar vielen Astrologen recht uninteressant erscheinen, aber sie sind meines Erachtens nach der einzige Weg, um zu Resultaten zu gelangen, welche auch die Wissenschaft nicht für immer wird leugnen können. Es gibt ja viele Astrologen, denen merkwürdigerweise daran gelegen zu sein scheint, »Männer der Wissenschaft« für die Astrologie zu interessieren. Dies wird ihnen nie gelingen, wenn sie keine anderen Leistungen aufweisen können als Analogieschlüsse aus lückenhaften, im Laufe der Zeit mehrfach entstellten, oft mißverstandenen, mitunter einander widersprechenden Traditionen.

Die Astrologie muß in die induktive Phase der Wissenschaften treten, sie muß in das Reich der grobsinnlich wahrnehmbaren Tatsachen heruntersteigen, um evoluieren zu können.*)

Wenn einwandsfreie induktive Forschungen einzelne Teile der Tradition nicht bestätigen sollten, so müssen diese Teile fallen gelassen werden — je früher desto besser die synthetische Methode der Alten, die ergebnisreiche Handhabung von Analogieschlüssen erfordert.**)

»Ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Intuition und Logik«, welches nur ausnahmsweise vorzufinden ist. Gewöhnliche Geister verfallen leicht durch Anwendung von Analogieschlüssen und mangelhafte Synthese in unklare Spekulationen und Trugschlüsse mit dem einzigen praktischen Ergebnis, die Astrologie, für die sie gerne Proselyten machen wollen, noch mehr in Mißachtung zu bringen.

Zum Erfolge induktiver Forschungen bedarf es dagegen keiner ungewöhnlichen Intuition, Geistesschärfe und Logik, daher verspricht dieser Weg auch für den gewöhnlichen Astrologen befriedigende Ergebnisse. Von der ganzen gegenwärtigen Astrologie erscheint mir nur die Theorie der pränatalen Epoche genügend »wissenschaftlich«, um einwandfreie Deduktionen zu ermöglichen.

Im Aprilhefte der »Modernen Astrologie 1904« hat ein Mitarbeiter

---

*) Vielversprechende Anfänge hierzu sind in Frankreich gemacht; siehe die Werke Flambarts, die Studien Selvas und jene von »M. E. C., ancien éleve de l'ecole polytechnique«. Die richtige Methode des Fortschreitens hat Jaques Brieu in seinem »Essai sur la méthode en Astrologie« angedeutet.

**) Wie die Studie M. E. C. »Conceptions anciennes et modanes sur l'influence des astres« eingehend darlegt.

sogar eine Methode skizziert, um auf Grund der pränatalen Epoche folgendes zu ermitteln:

a) die unbekannte Geburtszeit der Eltern, wenn die Geburtszeit eines ihrer Kinder genau bekannt ist;

b) die richtige »Epoche« und demgemäß Geburtszeit (des Kindes) zu finden, wenn die Geburtszeit der Eltern genau bekannt ist.

Ueber die einschlägigen Forschungen habe ich leider weiter nichts gelesen. Ein befriedigendes Ergebnis in dieser Richtung wäre jedoch schon darum sehr interessant, weil es Swoboda als Tatsache hinstellt, daß sich die periodischen Reihen vom mütterlichen Organismus auf das Kind übertragen, um sich durch dessen ganzes Leben fortzusetzen.

Wo die Wissenschaft bei eminent weiblichen Rhythmen, wie dem Konzeption — Geburt und jenem der Menstruation, die »weibliche« 28er Periode nicht nachzuweisen vermag, greift sie zur Theorie der »einander ablösenden Perioden«, ohne jedoch anzugeben, welche Gesetze hierfür maßgebend sind. Desto interessanter wird es für den Okkultisten, besonders den Astrologen, sein, endlich einmal durch die Wissenschaft von Rhythmen zu erfahren, die sich durch lange Zeit hindurch unverändert erhalten.

Nach den Forschungen Swobodas gibt es solche Rhythmen, die sich nicht nur durch das ganze Leben einzelner Individuen, sondern auch ungestört von Geburt und Tod durch die Generationen fortpflanzen. Einer dieser Rhythmen ist die sogenannte 7jährige Periode. (Forts. folgt.)

Die „weiße Frau.“

Von Prof. Dr. **Claus.**

Auf Seite 665 des VI. Jahrganges des Zentralblattes für Okkultismus sind in Kürze die Fälle der beglaubigten Erscheinungen des bekannten Geistwesens der Gräfin von Orlamünde zusammengestellt. Es müßte nun eigentlich wunderbar sein, wenn nicht dieses Wesen auch Gelegenheit gefunden hätte, sich durch Tischklopfen oder Trance-Reden kundzugeben, um dem Schmerz Ausdruck zu verleihen, von dem es noch immer infolge der Sündenbuße geplagt wird. Tatsächlich ist das bereits mehrfach in spiritistischen Zirkeln geschehen, und es ist ein wunderbarer Beweis für die Existenz der Jenseitigen, daß diese Aeußerungen der armen, irrenden Seele, mit der wir es in dem sogenannten Gespenst der weißen Frau zu tun haben, in merkwürdiger Weise übereinstimmen, mögen sie da oder dort, von diesem oder jenem Medium vermittelt werden. Es sei mir gestattet, hier zwei dieser Kundgebungen nebeneinander zu stellen, um durch deren Uebereinstimmung zu beweisen, daß es jenseits der wahrnehmbaren Welt noch eine andere gibt, in der das hiesige Erdenleben seine Fortsetzung findet.

Die erste dieser Mitteilungen fand ich in einem jetzt seltenen Buche,

das 1862 unter dem Titel »Neue spiritistische Mitteilungen« im Selbstverlage des Herausgebers, des Rendanten D. Hornung, in Berlin erschien. Da finden wir S. 220 u. f. die genauen Aufzeichnungen über Kundgebungen der weißen Frau, und zwar stammen diese aus dem Jahre 1859, während die zweite in einem Stettiner Kreis im Jahre 1902 laut wurde. Volle 42 Jahre liegen also zwischen beiden Kundgebungen und doch ist die größte Aehnlichkeit in denselben vorhanden.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß das Medium der zweiten Kundgebung keine Kenntnis von jener ersten Kundgebung und deren literarischer Niederlegung hatte, wie ich als Gewährsmann aufs Gewissenhafteste versichern kann. Auch von mir wurde die Uebereinstimmung der Kundgebungen erst eine ganze Zeit später entdeckt, sodaß also eine Gedankenübertragung von dem Verfasser dieser Zeilen auf das Medium ebenfalls als völlig ausgeschlossen bezeichnet werden muß. Es bleibt eben nur die ziemlich gleichmäßige Aeußerung einer unsichtbaren denkenden Kraft an zwei verschiedenen Orten und zu ganz verschiedenen Zeiten. In dieser Urquelle, die beiden Kundgebungen gemeinsam sein muß, haben wir den Beweis für das Bestehen einer jenseitigen Welt, der kaum mit den gewagtesten Hypothesen aufgehoben werden kann.

Zunächst muß freilich darauf hingewiesen werden, daß die Erscheinungen der weißen Frau nicht etwa mit dem Jahre 1850 aufgehört*), sondern auch noch später sich wiederholt haben, z. B. vor dem Tode Friedrich Wilhelms IV., 1859, und vor dem des Prinzen Waldemar, des Sohnes des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Ueber die erstere berichtet auch Hornung S. 221, welcher dabei erzählt, wie auch der Sohn eines Berliner Freundes durch das Gesicht der weißen Dame und auch durch das sonderbare Verhalten eines Haushundes dabei die Veranlassung wurde, ein Medium über diese Erscheinung zu befragen. Er bekam dann folgende, durch das Medium mit verbundenen Augen angeblich durch den Geist Heinrich Heines gegebene Antwort in Trance-Schrift: »Es war keine Einbildung. Es wird in nächster Zeit ein großes Ereignis in der königlichen Familie eintreten. Es irre daher die Gräfin von Orlamünde umher, um es vorher anzudeuten.« Dann weiter: »Die weiße Frau ist die Gräfin von Orlamünde und dieselbe Erscheinung, die am 28. Januar im königlichen Schlosse zu Berlin gesehen wurde. Die Erscheinung, welche Karl (jener eben erwähnte zehnjährige Knabe) sah, war die weiße Frau . . . sie erscheint fast nur Kindern und ist diesem erschienen, weil er dazu befähigt.«

Am 24. Februar versuchte dann Hornung sich selbst mit der weißen Dame in Verbindung zu setzen und bekam auch eine auf zwei Tage später vertröstende Antwort. Am 26. Februar schrieb dann das Medium folgende Antwort auf die diesbezügliche Frage:

---

*) Wie der Verfasser jener Mitteilung des Okkult. Zentralblatts auf S. 666 annimmt.

»Ich, Agnes, geborene Prinzessin von Meran, erblickte am 10. Dezember 1315 auf dem Schlosse zu Meran das Tageslicht. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und hatte aus diesem Grunde mehr freien Willen, als einem weiblichen Wesen gebührt. Im Jahre 1331 wurde ich mit dem Grafen von Orlamünde verlobt und ein Jahr darauf mit demselben vermählt. Aus unserer nicht glücklichen Ehe entsprangen zwei Kinder, nicht Zwillinge. Im Jahre 1336 wurde unsere Ehe durch ein weltliches Gericht getrennt. Ich erbaute mir hierauf das Schloß Neuhaus, bewohnte dasselbe jedoch nur kurze Zeit und verkaufte es an den Grafen von Rosenberg, weil mich eine neuerfaßte Liebe nach einem andern Ort drängte . . .

»Ich fand meinen Tod durch menschliche Hand im Jahre 1343 zu Berlin, nachdem ich vorher meine beiden Kinder ermordet hatte. Seit jenem Tage bin ich verbannt, mich an den Höfen zu Karlsruhe, Stuttgart, London, Hannover, Berlin u. a. zu zeigen, um ein gutes oder böses Ereignis anzudeuten. Bei meinem Ausscheiden aus dieser Welt trat ich auf die niederste Stufe in jener Welt, stehe jedoch jetzt nicht mehr auf derselben, sondern bin um zwei Stufen vorgerückt . . . Erlöst werde ich jedoch niemals werden.«*)

Den weiteren Aufschluß über den Tod und das Jenseitsleben der unglücklichen Gräfin gab bald darauf am 2. März der angebliche Geist des ermordeten Sohnes Eduard auf Bitten des Zirkelleiters (vergl. Hornung S. 224) mit folgenden Trance-Schriften: »Es fällt mir in der Tat schwer, dir diese Begebenheiten mitzuteilen. Wenn eine Mutter auch ihre Kinder mordet, so erstickt doch nie kindliche Liebe. Das Leben ist ja auch in dieser Welt viel schöner als in eurer und Vergeben die schönste Pflicht. — So höre: Als die Mutter uns Kinder ermordet, betrauerte sie uns und machte die Welt glauben, wir seien eines natürlichen Todes gestorben. Nach Beendigung der Trauer begab sie sich an den kurfürstlichen Hof in Berlin. Wenn auch die Stimme des Gewissens für kurze Zeit unterdrückt werden kann, so schweigt sie doch nicht für immer. So regte sich denn auch das Gewissen meiner Mutter; sie bekannte reumütig, uns Kinder einer wahnsinnigen Liebe wegen geopfert zu haben. — Der Kurfürst, erzürnt über diese Handlung, ließ meine Mutter ins Gefängnis werfen. Er selbst war der Gegenstand der Liebe meiner Mutter; er liebte sie aber wirklich nicht, sondern meine arme Mutter sollte nur seine Sinnlichkeit befriedigen. Während meine Mutter im Gefängnis war, umschwebten wir allnächtlich den Kurfürsten, von ihm Rechenschaft fordernd; denn er allein trägt die Schuld zu dieser Handlung. Hätte er einst nicht gesagt: »Nur vier Augen hindern mich, die schöne Agnes von Orlamünde zu heiraten,« meine Mutter hätte nie den Schritt begangen.

*) Die letztere Aeußerung deutet noch auf den tiefen Stand und die Hoffnungslosigkeit der irrenden Seele.

Der Kurfürst deutete unser Erscheinen sich aber anders. Er glaubte, daß wir von ihm verlangten, er solle Rache an meiner Mutter üben. — So hieß es denn auch plötzlich, meine Mutter sei aus dem Gefängnis verschwunden, vielleicht gar durch Hilfe eines Dritten geflohen. Dem war jedoch nicht so. Der Kurfürst ließ meine Mutter heimlich aus dem Gefängnis holen und sie lebendig in ein vom dritten Stockwerke des Schlosses bis tief in die Erde führendes Verließ werfen. Hier lebte meine arme Mutter vier Tage unter allem möglichen Ungeziefer und wurde schon lebendig fast von den Ratten verzehrt. Dieses ist die Todesart und Beerdigung meiner Mutter. Eduard von Orlamünde.« Auf die Anfrage des Zirkelleiters gibt er dann noch an, daß er der ältere der Söhne sei, geboren am 14. September 1332, gestorben am 7. Mai 1338. Dann fügt er noch hinzu, er sei, wie auch sein Bruder, vergiftet, also nicht, wie im Zentralblatt S. 665 erwähnt, durch einen Nadelstich ins Gehirn getötet worden.

Dieser Eduard-Geist fährt ferner mit Bezug auf einen Brief, den seine Mutter mitteilen sollte, fort: »Ich habe Deinen Wunsch meiner Mutter mitgeteilt, sie verweigert jedoch jenes Schriftstück bekannt zu machen; auch selbst den Grund, weshalb sie es verweigert, will sie mir nicht mitteilen. Jedoch bete ich für meine arme Mutter. — Wenn sie eine Stufe höher gerückt, wird sie dir wieder einmal erscheinen und vielleicht dann das Gewünschte selbst mitteilen. — Ich kann für meine arme Mutter nicht beten. Wir können wohl für Lebende der Erde beten, nicht aber für abgeschiedene unglückliche Seelen . . .«

Sehr kühl und trocken liest sich dies alles wohl und die Trance-Schrift mag auch nichts weiter verraten haben von der Erregung der Seelen, die gewiß in ihnen nachzitterte bei der Kundgabe ihrer innersten Gefühle an die neugierige Nachwelt. Viel mehr aber merken wir gerade davon, wenn wir den genauen stenographischen Wortlaut der Trance-Reden vergleichen, durch den sich die weiße Frau 42 Jahre später in einem Stettiner Kreise kundgab, nachdem sie sich einige Tage vorher dem Medium in der Wohnung eines alten Soldaten, die der Wohnung des Mediums im Hofe gegenüber lag, gezeigt und sich dadurch gewissermaßen angemeldet hatte. — Ganz besonders ist hierbei auch die Uebereinstimmung zu bemerken, daß auch hier ein Dokument erwähnt wird, das Agnes nicht herausgeben oder bekanntgeben will, also eine Uebereinstimmung in bezug auf einen Nebenumstand, der gewiß zum Nachdenken veranlassen kann, während der Nebenumstand selbst, die Erwähnung eines Dokumentes, eigentlich unklar erscheint. Der Text ist folgender:

»Gelitten habe ich fürchterlichen Tod! Gebissen am lebendigen Leibe! So mußte ich zuschauen immer, immer nach der Stelle, wo ich zur Mörderin ward. Nicht ich, nein, nein, nicht ich, er trug die

Schuld. Ich habs getan, ihm wars im Weg, das Kinderpaar.*) Ich mußt es tun. Er ließ mich nicht, er liebte mich. Nein, nein; so war es nicht, er hat betrogen mich. Ich ward zur Mörderin an Kindern, die ich trug und die ich einst gebar mit Schmerzen. Nein, nein, o glaubt es mir: ich war es nicht. Ich tat es wohl, ja wohl; ich habe gemordet beide sie. Er ließ mich büßen fürchterlich. Er wollt gebrauchen mich. Nun sind es Zeiten, viele viele Zeiten her. Noch irre ich im Finstern. Ob je das Gnadenlicht ich schauen werde?! Ihr meine Lieben! Ich erscheine selten. Ich erscheine nur und husche wieder fort, doch wo ich komme komme ich mit Bitten, mit Flehen. Ich weiß, die Kinder droben, die als Engel beim Heiland sitzen fein, sie können nichts bewirken, habens schon zu wissen mir getan.**) Nein, nein, ich bin wohl tot, doch tot auch nicht, ich kann errettet werden nur durch lebende Wesen, durch Bitten von Erdenkindern. Ich erscheine selten, doch wenn ich komme, wenn ich im Schloß erscheine, dann erschrecken sie. Ich melde nichts Böses, warne nur und stell mich ein, wenn Unrecht zugefügt, so wie mans mir getan. Doch bin ich falsch verstanden. Hier stell ich mich mit Bitten ein. Betet fleißig für die weiße Dame,***) wie man mich zu nennen pflegt. Ich bin die Mörderin meiner Buben. Nun will ich melden euch, wie ich gestorben, und ehe ich den Tod gefunden, wie ich ihn gewünscht mir habe, doch nicht gefressen zu werden von den Ratten. Dies wünscht ich nimmer mir, doch als den Tod ich mir herbei gesehnt, weil ich keine Rettung mehr erblicken konnte, da, will ich sagen euch, da dacht ich mir: gestorben ist man tot, das Erdenleid, es hat dann keine Not, es hat ein Ende, man kommt ins Jenseits dann, da steht die Pforte offen, da eilet man zu seinem Herrn, fliegt in seine Arme und ruht sich aus von aller Pein; und wenn man dann als reuige Sünderin erscheint und bittet den Herrn, der gesagt hat »und wär die Sünde blutrot, ich wollt sie waschen, weiß wie Schnee«, . . . wie steht es da? Ich kam nicht in das Jenseits, ich kam, ich weiß nicht, wie ich es euch beschreiben soll . . . es ist eine große Welt da droben, doch finster kann sie sein. Für mich ist noch immer kein Licht erschienen. Ich muß büßen, bin abhängig von der Menschheit, von dem Flehen da drunten. Drum komme ich her und bitte euch: betet für verirrte Geister, betet, wenn erscheinen euch sollt mein Sohn. So schick ich euch den Eduard, wollt haben ihr ihn? Er kommt zu euch. Ihr könnt auch Fragen an ihn stellen und jener Engel . . . denn als Engel ist er aufgenommen; klein ist er aufgenommen, klein ist er gekommen ins Himmelreich . . . und ich will sagen: glücklich, wer klein sterben kann, er wandert gleich ins

*) Hier liegt offenbar noch immer ein Irrtum der armen Seele vor, der sie nicht vorwärts kommen läßt. Noch immer sucht sie die Schuld auf den Geliebten zu schieben, statt sie in ihrem Herzen zu suchen.

**) Dies stimmt genau mit der Aussage Eduards bei Hornung.

***) Erst damit gab sich das Geistwesen den Sitzungsteilnehmern zu erkennen.

Himmelreich, ihr nicht mehr; ihr müßt irren umher noch viel im Finstern, doch hütet euch, hütet euch vor Mord, vor zwiefachem Mord, wenn er aus Eigennutz, aus Selbstsucht, aus falscher Liebe zum Mann geschieht. Mutter bin ich einst gewesen, heilig sollten sie mir sein! Was hab ich getan?! Ich habe gemordet sie. Sie sind zwar aufgehoben gut, selig, doch was wird aus mir? Ich erscheine hier. Ich erscheine ja nur selten, doch wo ich komme, ich finde kein Erbarmen. Man fürchtet sich vor mir; die Leute sagen: es geht jetzt um im Schloß. Das Dokument, du wirst es erfahren; doch sprich nicht viel darüber, die Zeit ist aber noch nicht gekommen, wo ichs anvertrauen kann dir, doch ich bitt dich, bete. Wenn du mal einst wirst hinübergegangen sein und wenn du wirst haben Geschwister, Verwandte, mach es bei Zeiten da aus: betet für die Dahingeschiedenen! Glaube nicht, du wanderst gleich ins Himmelreich. So schnell gehts nicht. Wenn ich dir erzählen sollte, wie lang ich schon wandre. Doch es scheint zu dämmern; man schickt mich zu dir,*) du sollst haben ein gutes Herz, man nennt es auch eine gute Seele, o bitte auch die Umstehenden, daß sie für mich beten mögen. Es grüßt euch eine Verirrte, noch sei euch gesagt: brecht nicht den Stab über einen Mörder, ohne zu wissen, was getrieben ihn zur Tat. Wollt ihr wissen, daß so etwas nur an Verzweiflung grenzen kann oder an wahnsinnige Liebe, so wie bei mir! Urteilt nicht! Brecht nicht den Stab! Seid lieb, betet und bittet für eine Verirrte! Gebe der Allmächtige, daß ich bald erblickte das selige himmlische Licht, daß ich könnte eilen zu meinen Söhnen. Ich habe gebüßt schon so viel und soll immer wieder hingeführt werden zu Mördern, zu Menschen, die begehen schlechte Taten. Und wollt ihr wissen: jeder, der da stirbt, muß noch einmal durchmachen das, zu was er im Leben Hang gehabt, was zu seiner größten Sünde gehört hat; er muß noch einmal durchwandern den Gang, doch in anderer Art, nicht wie auf der Erde; nein, hier droben schauts anders aus. Es ist auch eine große Welt, auch eingeteilt in Gruppen, und jede Gruppe hat ihren Führer und diesem Führer müssen folgen wir, und so gehts von Stufe zu Stufe; doch eh ich werde die Stufe erreicht haben, wo ich bloß ein wenig Licht könnt sehen, wie glücklich wollt preisen ich mich! Ich teile mit andern noch dies Los, und mit denen ichs teile, sind welche von euch darunter. Sie kommen auch und schließen sich mir an: ihr sollt aufnehmen ins Gebet die Verirrte; ob ihr sie kennt, ob nicht, ist einerlei. Doch euer Gebet muß kommen von Herzen, muß nicht bloß dahingesprochen sein. Müßt nicht glauben, die Bitte ist gesprochen; heute legt ihr euch nieder und betet ihr für Verirrte nur mit den Lippen, dann hats keinen Wert. Aus der Tiefe müßt ihr es holen, namentlich für die weiße Dame. Grüß euch Gott! .. Mir ward so wohl in eurer Mitte. Ich bin zwar nicht ganz unter euch. Ich bin eigentlich

*) Das Medium, Frau H., ist damit gemeint.

nur bei einer Seele hier und werde für längere Zeit verweilen. Grüß euch Gott! Mir ist leichter.«

Das ist also das Bekenntnis dieser großen Sünderin, die noch nach über 560 Jahren keine Ruhe finden kann und kaum einen Schimmer des Lichtes erblickt. Das Medium sprach alle diese Worte im Tief-Trance und wußte nachher nichts von diesen seinen eigenen halblaut kundgegebenen Gedanken.

Noch ein zweites Mal meldete sich Agnes von Orlamünde am 19. Dezember 1902 durch dasselbe Medium, und in diesem Trance können wir noch mehr ihre geistige Lage erkennen und die Gedanken, die den noch immer irrenden Geist beherrschen. Sie sprach: »Grüß Gott, Eduard, ich habe euch nicht geholt mit Absicht; die Dokumente, ich habe sie noch.*) Ich werde sie schon bringen zu seiner Zeit. Hier im Schloß**) muß ich abermals weilen, muß Umschau halten. O mir ists übel ergangen. Eduard kann viel. Zwei Söhne hatte ich, doch Eduard war mir lieber; um des Mannes willen habe ich beide umgebracht. O, wie muß ich büßen! Die weiße Dame, sie geht noch im Schlosse um. Sie zeigt sich Verschiedenen, ein Gespenst? Kein Gespenst, ein Geist, genannt die weiße Dame.

O wartet! Die Stunde hat noch nicht geschlagen, wo ich die Dokumente gebe aus der Hand, o wartet! Auch meine Ruhe sie kommt. (Man spürt in diesen Worten noch die unseligen Gedankengänge der Irrenden). Eduard hat schon viel erzählt, viel zu viel. Wie bin ich betrogen worden mit der Liebe! Wie mußt ich büßen und wie büße ich noch so und so viele Jahrzehnte, und lange noch muß ich wandern in diesem Grab, doch ich erscheine immer wieder zum Schrecken der Art (des Geschlechts). Grüß Gott!

»Wo ich kann Unheil verhüten, da will ichs tun, und wo ich seh, daß ein Paar sich so liebt und es werden Intrigen gespielt, ersonnen, da tret ich sicher dazwischen, wenn irgend ich kann. Ich habs genossen. Ich habs gekostet. Ich habs erlebt. Die Strafe war hart, das Dulden sehr, sehr, sehr lange. Im Büßergewand muß ich wandern von Zelle zu Zelle, bin höher zwar schon gekommen, doch ist das ein Nichts. Eduard ist weiter, klein war er noch, der Knabe, fünf Jahre, wo ich begangen die Tat. Sie sind weit, sie können nicht helfen, doch Lebende auf eurer Erde, die können durch Gebet viel, sehr viel verrichten. Werft keinen Stein . . .«

Dann schweift die Rede auf die früheren Taten anderer anwesender Geistwesen über, die ebenfalls ihre Sünde zu büßen haben; doch gehört dies nicht zu dem Schicksal der weißen Dame selbst. Dies sind die Kundgebungen des zweiten Mediums, die genau dasselbe enthalten als

*) Also wieder der allen Kundgebungen gemeinsame Gedanke.

**) Falsche Einbildung des noch im Dunkeln lebenden Geistes.

die Angaben des ersten, nur bedeutend ausführlicher, da sie eben nicht bloß in Trance-Schriften, sondern in Trance-Reden bestehen, die wörtlich stenographisch aufgenommen wurden.

Sollen wir uns etwa wundern, daß es noch unselige irrende Geister gibt, die Jahrhunderte nach dem Licht, nach der Erlösung schmachten? Ist nicht gerade die Verleugnung der Liebe zu den Angehörigen, der Mutter zum Kinde, der Gatten zu einander, eines Gefühles, das selbst den Tieren angeboren ist, ist nicht gerade die Verleugnung dieser Liebe als die größte aller Sünden zu betrachten und daher am schwersten wieder für die Seele, die zur Erkenntnis ihrer Untat gekommen ist, als sühnbar zu erkennen? Sie verdunkelt den Glauben an die erlösende Macht der Gottheit, die die Sünden der Menschen auf sich genommen hat, und indem sie die Möglichkeit leugnet, sich diese allermächtigste Liebe der Versöhnung anzueignen, führt sie den Sünder durch lange Zeiten hindurch in die Finsternisse der quälenden Reue, in das Jammertal, wo Heulen und Zähneklappen ist, wie es die Bibel ausdrückt, aus dem nur die betende und fürbittende Liebe der Menschen die Seele allmählich befreien kann.

Das oben erwähnte Buch von Hornung führt uns (S. 6 u. ff.) noch einen zweiten solchen armen Sünder des Mittelalters in seiner Ruhelosigkeit vor. Es ist ein bekannter mittelhochdeutscher Dichter, der Pfaffe Konrad, der Verfasser des deutschen Rolandliedes, der sich als Hofkaplan des Herzogs Heinrich des Löwen (1139—95) in dessen Gemahlin Mathilde, die Tochter des Königs Heinrichs II. von England, verliebte. Und dies Verhältnis blieb, während Heinrich auf seinen Kriegszügen abwesend war, nicht ohne Folgen. Am 13. August 1187 wurde ein Kind geboren, das Konrad mit Einwilligung der Ehebrecherin erwürgte. Im nächsten Jahre in der Nacht vom 7. zum 8. Juni 1188 erstach er seine Geliebte, als sie sich weigerte, ihm wieder zu Willen zu sein. Dann floh er außer Land. Als aber der Herzog Heinrich von dem Kreuzzug, den er, um seinen Schmerz über den Verlust der Gattin zu betäuben, unternommen hatte, zurückgekehrt war, verfolgte ihn Konrad und tötete ihn 1193 (nicht, wie meist angeführt wird 1195) durch Gift, das er ihm während der Nacht in seinen Becher gegossen hatte. Konrad starb so als dreifacher Mörder in der Schweiz im Kloster an der Aue Appenzell am 11. September 1197. Die öffentliche Geschichte weiß von der ersten und dritten der Mordtaten und dem Täter nichts, sie scheinen ungekannt und ungeahndet geblieben zu sein; aber der ruhelose Geist des armen Konrad, er steigt noch immer in das Fenster ein, das er damals als Zugang zu seiner Geliebten benutzte und das noch in der alten Schloßküferei zu Tübingen vorhanden ist.

Um noch einen Dritten dieser ruhelosen Geister zu erwähnen, so führe ich an, daß in Ostpreußen die Sage geht, daß ein samländischer Bischof ruhelos umherschweift, weil er viele der Fischer und Bauern

hat hängen lassen, die widerrechtlich in sein Bernsteinregal eingriffen.

Sollen wir wirklich bloß glauben, daß dies eine Sage ist? Sicherlich liegt derselben auch das Umgehen einer armen Seele zugrunde, das von verschiedenen medialen Menschen bemerkt worden ist.

Ja wir können noch weiter in die Vergangenheit zurückgehen, um Beispiele solcher büßender Sünder zu finden. Schon Homer und die Griechen kannten jene großen Uebeltäter, die ihre Untaten mit ewiger, vergeblicher Arbeit büßen mußten, wie die Sage berichtet, einen Tantalus, der Qualen des Durstes uud Hungers erlitt, welcher infolge seines Reichtums in allzu großer Ueppigkeit gelebt und übermütigen Trotz zur Schau getragen haben mag; einen Sisyphus, der unaufhörlich und immer wieder vergeblich einen gewaltigen Felsblock auf den Berg heraufwälzen mußte; und die beklagenswerten Danaiden, die ihre Vettern und Ehemänner ermordet hatten, die immer wieder das Wasser in ein durchlöchertes Faß zu gießen hatten. Sollten nicht auch diese Sagen auf spiritistische Kundgebungen jener uralten Wesen zurückgehen, die im Jenseits keine Ruhe finden konnten?

Bedauerlich ist es, daß immer wieder die öffentliche Presse alle Mitteilungen, wie die von der weißen Dame, als Schwindel und Betrug auffaßt, daß kein Beweis, mag er auch noch so zusammenhängend sein, sie zu einer tieferen Erkenntnis führen kann. Es ist der Grund eben nur in der Furcht zu suchen, selbst aus diesen Beweisen für sich die Lehre ziehen zu müssen, daß es ein Jenseits gibt und daß sich dort drüben die Folgen der Handlungen unerbittlich zeigen, die hier begangen worden sind. Und doch bleibt es eine unbedingte Wahrheit, daß unsere Taten uns über das Grab hinaus folgen.

Möge die »weiße Frau« und die andern irrenden Geister eine Lehre für alle Wissenden werden!

Karmaplasma-Theorie.

Von Dr. R. Thomson.

II.

Es sei nun die im Vorausgehenden entwickelte Theorie auf Tatsachen der Geschichte angewendet, um zu zeigen, ob dieselbe diese Tatsachen in einer befriedigenden Weise erklären kann.

Zunächst sei der Blick auf jene staatlichen Organisationen in Mesopotamien gelenkt, und zwar auf diejenigen, welche zur Zeit der ersten babylonischen Dynastien bereits bestanden haben mußten. Die ersten Urkunden, die im Bereiche des Zweistromlandes auftreten, sind noch in einer nichtsemitischen Sprache, derjenigen der Sumerer, wie sie später genannt werden, abgefaßt. Der Charakter dieser Sprache ist der einer agglutinierenden, deren Bau vollkommen von den semitischen Idiomen abweicht. Um 3000 v. Chr. herum treten semitische Babylonier auf und

finden sich bereits im Besitze einer hohen Kultur. Dieselbe übernahmen sie von ihren Vorgängern. Ueber die Geschichte der Sumerer ist noch weniges bekannt, doch dürfen wir vermuten, daß dieselben verschiedene Bevölkerungsschichten, vielleicht auch Unterrassen umfassen, welche, nach und nach durch Degenerierung und Mischung geschwächt, von den aus Arabien einbrechenden Semiten aufgesaugt wurden. Die ältesten bis jetzt bekannten Inschriften stammen von den Königen von Lagash in Südbabylonien, denen von Ur, Uruck und Kisch, der Bogenstadt. Alle diese Inschriften sind noch in sumerischer Sprache abgefaßt, woraus hervorgeht, daß die hervorgehende Rasse noch nicht vollständig von den Semiten aufgesaugt war. Wahrscheinlich wurden die Sumerer immer mehr von den nachdrängenden Semiten auf den Süden beschränkt. Diese Annahme ergibt sich daraus, daß in Südbabylonien die sumerische Schriftsprache sich bedeutend länger erhielt als in Nordbabylonien.

Um die verkehrs- und gemeinwirtschaftlichen Organisationen der Zeit Hammurabis und seiner Vorgänger kennen zu lernen, genügt es, das Leben in einer der ältesten Städte Nordbabyloniens zu skizzieren. Altsippar, die Stadt des nordbabylonischen Sonnengottes, 2½ Stunden vom Euphrat, 12 km nordwestlich von der Schnittstelle des 42. Längen- und des 33. Breitenmeridians von Paris gelegen, war eine der bedeutendsten Städte des Euphratlandes. V. Scheil in seinem bekannten Werke über Sippar gibt uns eine Reihe von wertvollen Daten über das geschäftliche Leben daselbst. Dieselben wurden durch die Texte aus Lippar, welche Th. Friedrich in Innsbruck veröffentlichte, bedeutend erweitert und ergänzt. Wir sehen die Hammurabis und seine Vorgänger wieder erstehen und freuen uns der regen Tätigkeit, welche die heute so stillen Stätten belebte. Durch die wohl bewachten Tore der Stadt zogen die Handelskarawanen, die Bauern mit Landprodukten, Leute, welche Anliegen bei Gericht oder Banken zu erledigen hatten, hinein zum Hauptplatze.

Auf dem Hauptplatze der Stadt befand sich die Börse bit zibin ina mahiratim ina ribittim scha Sippar. Hier strömte der Verkehr aus den verschiedenen Gegenden zusammen. Gehandelt wurden Getreide, Korn, Datteln, Metalle, Teppiche, Stoffe, heimische und fremde Industrieerzeugnisse, Wechsel, Hypotheken, Checks. Die Zahlungen erfolgten entweder im Tauschverfahren oder durch Barzahlung, aber auch im Wege der Vorausbezahlung bei einer Bank, durch Anerkennung der Kaufsumme durch eine Bank zu Lasten des Käufers oder durch Wechsel. Dieser Verkehr wurde durch größere und kleinere Banken vermittelt. Solche waren: die Einzel-, Familien-, Genossenschafts-, Tempelbanken, des ferneren Wechselstuben aller Art. Die Geschäftsführung der Banken umfaßte Darlehen auf Depositen, Grund und Boden, Gutschreibungen, Wechsel, Hypotheken auf zu erhoffenden Gewinn, aus einer zu gewärtigenden Ernte, aus der Viehzucht, aus Handelsgeschäften. Man konnte Gelder auf Konto erlegen und erlegen lassen, beheben und beheben lassen, mittelst Checks

zur Zahlung an Dritte oder sich selbst durch Dritte anweisen lassen. Dabei wurden Zinsen in Anrechnung gebracht. Die börsenmäßige Spekulation betätigte sich in Boden und Grund, in Ex- und Importwerten, in Getreide, Oel, Datteln, Wein, Vieh und Sklaven. Dabei zog man das Eintreffen der Karawanen und Schiffe in Betracht. Gold und Silber war zwar im Umlauf, gemünztes Geld gab es noch nicht. Aus dem Mangel an Edelmetall verbunden mit der Unmöglichkeit, Zahlungen auf größere Entfernungen in natura zu leisten, wurde das Auftreten von gewerbsmäßigen Vermittlern begünstigt. Dieselben standen zuerst im Dienste des Großkapitales, beherrschten jedoch später den Geldmarkt, indem sie das Großkapital in ihre Dienste stellten.

Mit der Kultur übernahmen die semitischen Babylonier auch die Gesetzgebung ihrer Vorgänger, und zwar in solchem Maße, daß der Kodex Hammurabi ein codifiziertes Gewohnheitsrecht darstellt. In demselben finden sich die Gesetze über Ankläger, Zeugen, Richter, über Diebstahl, Einbruch, Raub, Militärisches, Lehnswesen, Feld, Garten, Haus, anvertrautes Gut, Familie, Verletzungen, Haus- und Schiffbau, Miete, Sklaven. Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, war es eine bedeutende Kultur, welche von den babylonischen Semiten übernommen, und, nachdem diese aufgesogen war, von den Kanaanitern aufgenommen wurde. Während dieser Umwandlung der Bevölkerung fanden zahlreiche Kämpfe zwischen Norden und Süden statt; so lagen um 3000 v. Christus die südbabylonischen Stadtkönige miteinander in steter Fehde, bis einzelne mächtiger wurden und größere Reiche bildeten, während das Suzeränitätsverhältnis der unterworfenen südbabylonischen Fürsten durch den Namen »Patesi« bezeichnet wurde. Gleichzeitig findet sich das große semitisch-babylonische Reich im Norden, dessen Blütezeit durch die Regierung Sargens und Naram-Lins bezeichnet wird. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd dauert fort, bis endlich mit der ersten Dynastie von Babylon die semitischen Babylonier verschwinden und der zweiten semitischen Welt, den Kananaern, Platz machen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt der Niedergang der von den Sumerern begründeten semitisch-babylonischen Kultur, Handel und Verkehr zerfällt, durch die fortschreitende Degenerierung und die Mischung mit degenerierten Stämmen mußte die letzte Schicht, die kananäische, rasch verbraucht werden.

In Aegypten treffen wir den Stifter der ersten Dynastie, Menes, als eine von der Sagenbildung besonders bevorzugte Figur. Er soll von Thinis nach Memphis übersiedelt sein, die Buchstaben erfunden, Kämpfe mit Libyern geführt haben usw. Die Sagen von Menes entsprechen der Tatsache, daß die ägyptische Kultur gerade wie die babylonische von Anfang an selbständig und entwickelt auftritt und im wesentlichen gleiche Züge aufweist. Ebenso ist als sicher anzunehmen, daß die ausgedehnten Handelsbeziehungen, welche zu Gudeas Zeit in Babylonien bestanden, sicher schon von der vorsemitischen Rasse angebahnt wurden.

Zu dieser Zeit war Lagash ein Mittelpunkt des Handels vom zwischen persischen und Mittelmeer, auch ist babylonischer Schiffsverkehr mit Arabien, also auf dem persischen und indischen Ozean, nachzuweisen. Wiederum bezeugt die Forschung, daß zur Zeit des »Negada« zwei Völkerstämme verschiedener Abkunft nebeneinander hausten, der eine den anderen beherrschend. Auch sind die Unterworfenen eine Mischrasse zwischen Afrikanern und Asiaten und scheint vom herrschenden Stamme die Kultur nach Aegypten gebracht worden zu sein. Aus diesen Verhältnissen ergibt sich die nicht unbedeutende Tatsache, daß erstens um 3000 v. Chr. Mischrassen in Aegypten existierten und daß zweitens die Feinde Aegyptens im Norden und Nordosten waren. Ferner sind die ältesten bekannten Reste früherer Stämme in Aegypten die Trogodyten. Dieselben waren aber keine Neger, sondern eine hellfarbige Rasse. Ferner wird der Neger heute nicht mehr für den Ureinwohner Innerafrikas gehalten, sondern scheint in alter Zeit über die Straße von Bab el Mandeb, wie nach ihm die Hamiten, nach Afrika gekommen zu sein. Außerdem ist das Vorkommen von Zwergvölkern in Afrika seit dem Altertume beglaubigt. Faßt man diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich, daß Aegypten folgende Besiedlungsschichten aufweist. Hellfarbige Rassen waren die ersten, welche von Norden her die Urbevölkerung gegen Süden zurückdrängten. Dieselbe entartete und verwilderte immer mehr und bildete sich zu den Zwergvölkern um. Die hellfarbigen Rassen brachen von Nordosten nach Aegypten ein. Dieselben waren von höherer Kultur und bereits der Schrift kundig. Abgesprengte Teile von ihnen gelangten in die »Meerländer« und gründeten die sumerische Kultur. Aus diesen Zeiten datiert der nie unterbrochene Verkehr zwischen Mesopotamien und Aegypten. Diese hellfarbigen Rassen mußten infolge ihrer isolierten Stellung sich mit den Zwergrassen mischen und neigten dadurch zu rascher Entartung. Ihre Isolation wurde durch den asiatischen Nachschub bedingt. Auf diese Weise wird auch die Uebereinstimmung der Trogodytengräber Aegyptens mit denen des Ostens erklärt. Unter dem Drucke dieser neuen Einwanderung wichen sie nach Süden zurück. Dieses Zurückgedrängtwerden vollzog sich sicherlich in langen Zeiträumen, da bereits im Negadazeitalter sowohl die unterworfene als auch die erobernde Rasse bereits mit asiatischen Elementen vermischt erscheint. Die erobernden Asiaten nahmen die Kultur ihrer Vorgänger auf, blieben aber nicht lange im Besitze derselben, denn der Nachschub von Asien drückte langsam die schon verminderten Hellfarbigen aus der Kulturebene des Nils heraus nach Süden zu. Unter diesen Umständen mußte die hellfarbige Rasse zu den Trogodyten entarten. Die Asiaten suchten nun ihrerseits wieder die Berührung mit dem Norden zu gewinnen, da ihnen ja das Bekanntsein ihrer Herkunft aus Norden noch historisch war. Von diesen Vorgängen gibt die Ueberlieferung Kunde, welche König Menes von Thinis nach Memphis ziehen und dort das alte Reich begründen läßt.

Auf ihn wurden auch alle Kulturerrungenschaften der früheren Zeiten zurückgeführt. Merkwürdig erscheint, daß Menes gerade Memphis zur Hauptstadt erkoren haben soll. Wahrscheinlich war Memphis einer der Mittelpunkte der vorasiatischen Kultur und nahm eine ähnliche Stelle ein, wie sie in Mesopotamien Ur, Lagash, Eridu besaßen. Im Verlaufe der folgenden Epoche sehen wir die asiatische Mischrasse der Negada- und Meneszeit sich weiter nach Norden ausbreiten. In Heliopolis wird der Dienst des Mnevis, in Mendes der des heiligen Widders eingeführt, so berichten die sagenhaften Meldungen über die zweite Dynastie. Unter der dritten Dynastie scheint wieder ein Vorstoß der libyschen Rasse erfolgt zu sein, in ihr beginnt der Bau von Pyramiden, welcher in der vierten Dynastie die höchste Vervollkommnung erreicht; der Adel schart sich noch im Tode um den König, der ihm zu Lebzeiten Schutz, Dienst und Reichtum bot. Es scheint, daß bis zur sechsten Dynastie das ägyptische Reich von neuen Rassenkämpfen verschont blieb und das klerikal-feudale Regierungssystem seine höchste Stufe erreichte. Wir sehen zur Zeit Pepis I. die Reichsregierung folgendermaßen gegliedert: die Fürsten, die Oberschatzmeister, die nächsten Freunde des Palastes, die Gauherrn und Stadtobersten des Südens und des Nordlandes, die Vorsteher »des Goldes«, die Vorsteher der Propheten und des Tempelgutes, wie Una in seiner Grabinschrift zu Abydos berichtet. Gleichzeitig sehen wir in dieser Epoche die Mischrasse mehr degenerieren, Fortschritte trifft man keine, in alten Verwaltungsformen wird weiter gearbeitet, gerade wie es im Reiche von Sumer von den semitischen Babyloniern geschieht; die Reichseinheit scheint mit der sechsten Dynastie verschwunden zu sein und der Aegypten eine Reihe von Einzelstaaten gebildet zu haben, von denen bald der eine, bald der andere aufnahm. Um diese Zeit nimmt die rückläufige Bewegung der letzten Reste der im Süden zurückgebliebenen Mischrassen zu, wir hören vom Kriege gegen Nubien, auch dürften wieder Vorstöße der Asiaten gegen das Delta erfolgt sein, Vorläufer jener Bewegung, welche die Hyksos ins Land brachte, denn zur Zeit der elften Dynastie erscheint Theben, die südliche Residenz, zum ersten Male. Die Handelsbeziehungen mit Arabien und vielleicht weiter bestanden noch. Eine Inschrift zu Hanamat berichtet uns von einer Handelsexpedition, die Heun, ein Beamter des Königs Seankara, bis zum ersten Meere führte. Nach mannigfachen Kämpfen gelangte Amenemhat I., der erste König der zwölften Dynastie, zur Regierung; er war vielleicht ein vom Hofe verkannter Prinz, der nach und nach seine ehrgeizigen Pläne zur Ausführung bringen konnte. Von allen Seiten erfolgen Einbrüche fremder Rassen, Beduinen brechen aus der semitischen Wüste, Nubier und Trogodyten machen sich bemerkbar; erst Usertesen III. kann die Südgrenze bis zum zweiten Katarakt zurückschieben, bei Somneh und Kumneh sind noch Reste von Sperrforts erhalten, welche er errichten ließ. Ueber die Verkehrs- und gemeinwirtschaftlichen Organisationen dieser Zeit berichten uns die Papyrusfunde

von Kahun. Lange konnte die schon verbrauchte ägyptische Mischrasse all diesen Einflüssen und dem Anstürmen jugendfrischer Asiaten nicht widerstehen, und so finden wir gleichzeitig mit den Asiaten in Babylonien die Hyksos in Aegypten einbrechen und die Kultur der Unterworfenen annehmen. Die Rasse, der dieselben angehörten, war weder semitisch noch indogermanisch. Im übrigen ist auch für die gleichzeitigen Kashu in Babylonien die semitische Abstammung nicht bezeugt. Wahrscheinlich bereiteten sich im Osten große Völkerbewegungen vor, welche die alten Mischrassen vor sich herschoben, und so dürften Hyksos und Kashu Kleinasiaten sein. Dieselben wurden von der beginnenden indogermanischen Bewegung geschoben. Im weiteren Verlaufe der Geschichte sehen wir die letzte der Völkerwellen in Mesopotamien die Oberhand gewinnen, die indogermanische. Die morschen, durch Mischung immer mehr degenierten semitischen Unterrassen konnten keinen Widerstand leisten, und um 525 finden wir den ganzen vorderen Orient und Aegypten im Besitze der indogermanischen Perser, welche ihrerseits wieder den Hellenen weichen mußten. Während der hellenischen Epoche lebte das alte Reich wieder auf und wir sehen, wie mit arischem Geiste erfüllt, Handel und Wandel wieder an Ausdehnung gewinnen, der Ackerbau das Land bereichert und wie in der Gelehrtenschule von Alexandrien alte und neue Weisheit tradiert wird. Doch sollte die arische Blutauffrischung wenig nützen. Die vierte semitische Wanderung unterwarf sich die neuen Mischrassen im Zwei- und Einstromlande, erhielt sich eine Zeitlang und verfiel, weil infiziert, nach kurzer Blüte der Degerierung, die Kultur der Stagnation. Weder in Babylon noch in Aegypten waren jemals Semiten die Krieger und Träger der Kultur, alle ihre Errungenschaften verdanken sie vorsemitischen Rassen. Anderseits wieder hat das Hangen und zähe Festhalten am Alten, welches der semitischen Rasse eigentümlich ist, uns gerade in der babylonischen Kultur, die sie uns überliefert haben, das großartigste Andenken an die hohe Begabung und Bildung der vorsemitischen hellfarbigen Rasse bewahrt, so daß man heute von einem Panbabylorismus in dem Maße sprechen kann, als der jüngeren arischen Welt arisches Erbgut zur Verfügung gestellt wurde, welches dieselbe als treue Bewahrerin und Vermehrerin anvertrauten Gutes empfing und, dem Prinzip der Zielstrebigkeit folgend, dem Fortschritte der Menschheit dienstbar machte. Eines geht aber klar und unumstößlich hervor, daß allen größeren Umwälzungen in Staaten Degenerierung alter Rassen und Entstehen von Mischrassen vorausging, somit die gesamte Entwicklung der Menschheit durch das Rassengesetz geleitet und gelenkt wurde und wird. Wir sehen, daß Rechts- und Gesetzesleben nie etwas plötzlich ins Leben Gerufenes war, sondern ein durch den Zwang kultureller und sozialer Verhältnisse entstandenes, durch innere Notwendigkeit gefertigtes Entwicklungsprodukt darstellt, und das kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens so innig mit dem Werden und

Vergehen der Rassen verbunden ist wie das auf den Grundpfeilern der verkehrs- und gemeinwirtschaftlichen Organisationen aufgebaute Recht, so daß man die Rechtsanschauungen der Völker als den kristallisierten Inhalt ihrer kulturellen Entwicklung betrachten kann. Wie in einer Kristalldruse an einem Punkte zuerst die Kristallbildung beginnt, einzelne Kristalle entstehen, andere wieder, durch irgend welche Einflüsse in ihrer Entwicklung gehemmt, verkümmern, und im Fortschreiten des Kristallisationsprozesses sich immer wieder neue und neue anreihen, viele vernichtet werden, um schließlich die Fülle der herrlichen Kristalle zu zeigen, die uns in ihrem mannigfachen Glanze in der vollendeten Kristalldruse entgegentritt, so reiht sich, von einem Punkte ausgehend, im Leben der Rassen Brauch an Brauch, Gesetz an Gesetz. Und wie im Leben der Kristalle nur der reine Stoff den reinen, vollendeten Kristall bilden kann, so kann nur die reinste, erste, edelste Rasse das Endziel der Vervollkommnung erreichen, alle anderen müssen verkümmern und vergehen.

Eine Dissertation über „Gespenster-Recht“ aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.**

 (Fortsetzung.)

§ 24. Diese Behauptung also stellen wir ohne Bedenken auf für den Fall, daß der Verkäufer den Fehler gekannt hat. Was aber soll man erklären wenn er ihn nicht gekannt hat? Allerdings glaube ich, daß dieser Fall nur selten eintreten könne, da die Sache doch wohl zum mindesten durch Berichte der Dienerschaft zu den Ohren des Verkäufers gedrungen sein wird. Doch setzen wir einmal den Fall, daß der Hausbesitzer an einem andern ziemlich weit entfernten Ort lebt und daß dort der Vertrag abgeschlossen wurde, ohne daß beide Teile die bewußte Eigenschaft des Objektes kannten. Aber auch hier zögere ich nicht dieselbe Entscheidung zu treffen. Denn mag auch auf diese Weise dem Verkäufer nichts nachteiliges angerechnet werden können, so will es mir doch nicht einleuchten, weshalb deswegen der Käufer so auffallend geschädigt werden soll. Sintemalen im Gesetz steht, daß der Grund zur Lösung eines Vertrages nicht immer von der Kenntnis des Verkäufers abhänge. Wenn z. B. ein Verkäufer den innerlichen Fehler eines Pferdes nicht kennt, soll es dann deswegen dem Käufer nicht gestattet sein, von dem Kaufvertrag zurückzutreten? Ich denke, doch wohl. Warum also soll dies nicht auch in vorliegendem Falle zutreffen? Wenn nun der Fall einträte, daß zwar vor dem Vertrag Gespenster das Haus beunruhigt haben, es aber nicht feststeht, daß sie auch späterhin dem Käufer und seiner Familie erscheinen

werden, soll dann der Vertrag wieder gelöst werden können? Diese Frage scheint ganz und gar bejaht werden zu müssen, da es ja unmenschlich wäre, den Käufer einer solchen Gefahr auszusetzen, denn schon durch einen einzigen Anblick einer schreckhaften Erscheinung kann ihm eine Gefahr für Leben und Gesundheit erwachsen. Jedoch beantworten wir, ohne daß uns dieses hindert, die Frage verneinend, weil aus der Praxis feststeht, daß die Gespenster nicht allen auch an demselben Orte erscheinen. Daher wäre es auch ganz unbillig und jeder Gerechtigkeit bar, wenn man den Verkäufer zwingen würde, das Haus zurückzunehmen wegen eines Fehlers, der später doch schwindet. Dies würde noch klarer, wenn ein Vergleich herangezogen wird. Nehmen wir einmal an, mir sei ein krankes Tier verkauft worden und der andere beweise, daß die Krankheit, die zur Zeit der Vertragsschließung vorhanden war, gewichen ist und daß das Tier nach dem Vertrag, ohne daß ich es merkte, die Gesundheit wieder erlangt hat — wer würde dann je behaupten, ich könne nichtsdestoweniger auf Rückgängigmachung klagen? Dasselbe gilt auch hier zu Recht. Es mag also der Käufer zunächst das Haus beziehen, in heißen Gebeten von Gott Schutz und Hilfe erflehen und zugleich im Glauben ausharren, dann aber, wenn trotz alledem er selbst oder seine Familie von Gespenstern belästigt wird, gegen den Verkäufer die Klage auf Lösung des Vertrags anstrengen; dann trifft weder ihn noch den Verkäufer ein Nachteil (Präjudiz).

§ 25. Bisher ist über den Fall gehandelt worden, daß die Gespenster vor der Vertragsschließung das Haus belebt haben. Jetzt wollen wir sehen, wie es in jenem Falle steht, daß von Anfang an keine Partei etwas derartiges zu befürchten hatte, weil in dem Hause niemals Gespenster weder gesehen noch gehört wurden. Kann dann aus einem solchen Grunde der Kauf oder der Verkauf rückgängig gemacht oder wenigstens von dem Käufer nach Billigkeit etwas von dem Restkaufpreis abgezogen werden? Dies hielte ich in der Tat unbillig. Wie ist denn der Verkäufer zu den Gespenstern gekommen? Vielleicht ist ja die Gottlosigkeit des Käufers oder seiner Familie schuld daran, daß der Dämon sich so oft einstellt, und das schuldlose Haus stellt nur die Freistätte für dessen lärmvolles Wirken dar, damit jener gehalten ist, gegen dieses Uebel Hilfe von der göttlichen Gnade zu erbitten, aber nicht auf Kosten des andern, da er ja selbst einmal Hausherr geworden ist und der unvermutet eintretende Zwischenfall keinem andern als ihm selbst, als dem Besitzer, Schaden bringen darf.

§ 26. Ueber den Miet- und Pachtvertrag scheint es mir notwendig hier um so mehr zu sprechen, als er ja im bürgerlichen Leben so häufig vorkommt. Wenn also einer einem andern eine Wohnung vermieten will, diese aber von Gespenstern heimgesucht wird, so ist jener durchaus verpflichtet, dies dem Mieter anzugeben, sonst kann der Mieter, sobald er es erfährt, mit Recht die Vertragsschließung ablehnen und wird

nicht zur Entschädigung (»Interesse«) herangezogen. Denn wenn ein Nachteil auf Seiten des Vermieters vorliegt, so soll dieser entweder seiner Unterlassung oder seiner Arglist zugeschrieben werden, weil er etwas verschwiegen hat, was nicht verschwiegen werden durfte. Nur muß der Mieter, sobald er die Mitteilung (von den Gespenstern) erhalten hat, sogleich erklären, daß er seine Absicht geändert habe, damit nicht der Vermieter den Einwurf erhebt, es hätte unterdessen ein anderer gefunden werden können, der ohne Rücksicht auf die Gespenster die Wohnung gemietet hätte. Wenn aber nach Abschluß des Vertrags der Mieter gleich darauf von bösen Geistern gequält wird, so fragt es sich, ob er dann das Haus verlassen könne, wenn auch die festgesetzte Zeit kaum zur Hälfte abgelaufen ist, und zwar derart, daß er nicht gehalten sein soll, den vollen Mietzins zu zahlen. Hierbei ist verschiedenes unterschiedlich zu betrachten. Zunächst nämlich bin ich der Ansicht, daß, wenn der Vermieter die Gespenster ableugnet, der Beweis für ihre Anwesenheit dem Mieter auferlegt werden müsse. Dies kann dadurch geschehen, daß die Dienstleute unter Eid ihr Zeugnis ablegen, damit nicht etwa der Mieter (wie es nicht selten geschieht) arglistig das Haus in üblen Ruf zu bringen wünscht, damit dessen Benutzung ihm zu einem wohlfeileren Preis zugestanden werde. Sodann soll von dem Mieter nicht soviel Wert auf die Belästigung gelegt werden, wenn sie mäßig ist, d. h. ertragen werden kann, z. B. wenn die Gespenster nur in einem entlegenen Teile des Hauses gehört werden, indem sie an die Zimmertüren klopfen oder ungereimte Laute von sich geben; denn im allgemeinen wollen sogar die Gesetze einen mäßigen Nachteil ertragen wissen von einem, dem dabei kein übermäßiger Vorteil entgeht. (L. 25, § 6 ff, Locati.) Also soll nicht gleich darüber eine Klage geführt werden. Wenn aber die bösartigen Geister begonnen haben, überall im Hause zu lärmen, die Familie zu belästigen und gewaltigen Schaden anzurichten, dann ist es ganz am Platze, zu entscheiden, daß der Mieter ausziehen könne und keinen Mietzins zu zahlen brauche, höchstens für eine bestimmte Zeit; doch muß der Grund des Auszuges vorher dem Hausherrn mitgeteilt sein. In der Regel nämlich kann der Mieter nicht vor der festgesetzten Frist ausziehen, wenn er nicht gleichzeitig mit dem vollen Mietzins auch eine Entschädigung zu gewähren gedenkt. (Gail: lib. 2, Observ. 23, num. 6.) Dies fällt aber fort, so oft ein rechtlicher Grund zum Ausziehen vorhanden ist, und daß Geistererscheinungen immer ein solcher Anlaß sind, darüber sind sich die Doktoren vollkommen einig, wegen: L. habitatores 27 ff. Locati. Dieses Gesetz spricht zwar nicht ausdrücklich von Gespenstern, sondern erwähnt nur die »berechtigte Furcht«; doch wird diese Stelle zweckdienlich von den Interpreten auf die Gespenster angewandt, da ja ohne Zweifel die Furcht vor ihnen eine berechtigte ist. Siehe: Mozy: de contract. p. m. 415; Schotan: Exam. Jurid. p. 353; Müller: Exerc. 24, lib. 19, til. 2, lit. d; Pacio: de Locat. et Conduet, cap 60, n. 11. (Das Gegenteil

enthält: Baldus: l. licet. 8, cap. de Locato; dort heißt es, der Einwohner müsse den vollen Mietzins zahlen, sobald die Gespenster nicht andauernd sind.) Im Ermessen des Mieters liegt es also, ob er ganz aus dem Hause ausziehen, oder ob er die Miete fortsetzen will, nachdem ihm vom Vermieter ein billigerer Mietpreis angeboten ist. Daraus erhellt an sich schon, daß der Nachlaß des Mietzinses dem Verhältnis des verhinderten Gebrauchs anzupassen ist, sodaß z. B. für ein Gewölbe oder Zimmer wegen Gespenster sicher nur soviel abgezogen werden kann, wie dem entsprechenden Schaden entspricht. Aber was soll man erklären, wenn das Haus sonst niemals verdächtig gewesen ist und der Vermieter beweisen kann, daß der Lärm, der jetzt vernommen wird, erst seit dem Einzuge des Mieters verursacht wird, und zwar unter Beistand des Teufels von gottlosen Menschen und weisen Frauen, mit denen, wie es offenkundig ist, jener Feindschaft habe. Kann dann der Vermieter verlangen, daß jener den Vertrag in allen Stücken erfüllt? Die Antwort fällt bejahend aus, weil dann die Schuld auf Seiten des Mieters liegt, der zum mindesten den Anlaß zu diesem Uebel gegeben hat, welches den begleitenden Umständen nach durchaus nicht aus einer göttlichen Fügung hervorgegangen ist. Siehe außer den obigen Zitaten besonders, was der ausgezeichnete Thomasius darüber zu den Positionen Hubers: lib. 3 tit. 25, § 62 bemerkt hat. Auch: Christin. Decif. Belg.: Vol. 3, Decis. 112, n. 12; Covarruvias: Variar. Resolut., lib. 4, num. 6. Uebrigens glaube ich betreffs des Dienstvertrages dasselbe behaupten zu müssen, nämlich daß, wenn bösartige Geister ein Haus wiederholt durchsteifen, die Knechte und Mägde mit Recht von dort wegziehen können und weder von dem Dienstherrn noch von einem Richter gezwungen werden dürfen, die Zeit des Dienstvertrages auszuhalten. Denn niemand kann gezwungen werden, daß er sich einer Gefahr aussetze oder auch nur die berechtigte Furcht vor einer Gefahr abstreife, weil es dem Menschen oft sehr schwer fällt, bei sich selbst so etwas durchzusetzen, und weil außerdem auch die allgemeine Vertragsbedingung: »wenn die Sache in demselben Zustande verblieben wäre«, in diesem Falle den Dienstvertrag einschränken muß.

(Forts. folgt.)

Das Gedächtnis.

Seine Leistungen, seine Anomalien.

Von **W. Wrchovszky.**

Seit alters her ist das, was wir Erinnerung und Gedächtnis nennen, Gegenstand philosophischer Ueberlegungen gewesen, und man ist zu den verschiedenartigsten Erklärungshypothesen gelangt, von solchen in theistischem Sinne bis zu rein mechanistischen. So ist es noch nicht lange her, daß man eine Vorstellung kultivierte, als sei der Vorgang des Zustandekommens des Gedächtnisses etwa demjenigen bei einer Phono-

graphenwalze vergleichbar. Es sollten jedenfalls Eindrücke oder differenzierte Stellen entstehen, wenn auch unwahrnehmbar, wie etwa die »magnetische Schrift« auf dem Stahlband eines Poulsen schen Telegraphons. Verhielte es sich so, dann hätte man wenigstens über den Ort und die Vorbedingung des Phänomens Klarheit geschafft, wenn auch damit über die Wesenheit des Bewußtseinsaktes und Bewußtseinsinhaltes nichts ausgesagt war. Andererseits konnte man sich der Einsicht nicht verschließen, dass die Gehirnmaße sich nach mehr oder weniger langen Zeiträumen in ihrem Stoff erneuere, und dennoch blieben die Erinnerungen aus frühester Kindheit bestehen.

Hier ist nicht der Ort, sich mit den Theorien über das Gedächtnis zu beschäftigen, uns interessiert dieses selbst mit seinen geradezu wunderbaren Leistungen.

Schon bei der Pflanze findet sich eine Art Gedächtnis vor, bei den Tieren aber ist es eine unbezweifelbare Tatsache, und zwar nicht bloß bei den höheren Arten; auch bei den Insekten, wie z. B. bei den Ameisen, glaubt man es wahrnehmen zu können. Ja geradezu staunenswert sind oft die Leistungen des tierischen Gedächtnisses, wie in jenen merkwürdigen Vorkommnissen, wo Tiere ihre entfernte Heimat, aus welcher sie vielleicht nur einmal versetzt worden sind, wieder aufzufinden imstande waren.

Das Gedächtnis äußert sich aber nicht nur im vollbewußten wachen Leben, sondern auch in den Träumen, wie denn die Träume überhaupt oder vorwiegend nur Nachklänge dessen sind, was im Bewußtsein vorging, also Akte des Gedächtnisses. Und zwar äußert sich das Gedächtnis im Traumleben auf doppelte Weise: einmal, daß Erlebnisse der Vergangenheit wiederkehren, ohne daß man sich an dieselben erinnert, und zweitens, daß sie mit deutlichem Wiedererkennen auftauchen. Leibnitz erinnert an einen merkwürdigen Traum von Julius Scaliger, welcher die berühmten Männer von Verona poetisch verherrlicht und unter ihnen auf einen gewissen Brugnolus vergessen hatte. Dieser erschien ihm nun im Traum und beklagte sich über die ihm widerfahrene Vernachlässigung, worauf Scaliger sein Versäumnis wieder gut machte. Erst sein Sohn, Josef Scaliger, erfuhr, daß es in Verona wirklich einen Gelehrten dieses Namens gegeben habe, der als Grammatiker und Kritiker sich ausgezeichnet und um die Wiedererweckung der schönen Wissenschaften in Italien sich verdient gemacht hatte. Mit Recht schließt nun Leibnitz, daß der ältere Scaliger wohl einmal von Brugnolus gehört, aber auf ihn wieder vergessen hatte, und daß sein Traum nichts anderes als die teilweise Erneuerung dieses früheren Wissens war.*)

Sehr merkwürdig ist folgender Fall, den Maury (Le sommeil et les

*) Spiritisten werden sich dieser Anschauung wohl kaum anschliessen. (Der Schriftleiter.)

rêves) von einem Freunde mitteilt: Dieser träumt in der Nacht vor seiner Abreise in die Umgegend von Montbrison, wo er vor 25 Jahren erzogen worden war, daß er dort an einen Ort ankomme, den er nie gesehen hatte, und einen Herrn erblicke, dessen Züge ihm fremd waren, der sich aber mit ihm bekannt macht und sich als einen Freund seines Vaters vorstellt, den er wohl in seiner Kindheit kennen gelernt haben mochte, an den er sich aber nicht mehr erinnerte. Welche Ueberraschung nun, als er nach Montbrison kommt, nicht nur die Lokalität, die er im Traume gesehen, sondern auch jenen Herrn wirklich zu finden.

Häufig sind die Erzählungen von Personen, die im Schlafe ganze Seiten aus Dichtern rezitierten oder Tonstücke mit großer Genauigkeit sangen, ja welche sogar Schriftstücke abfaßten oder ihre Tagesarbeiten fortsetzten. Alle solche Beobachtungen beweisen die Aktivität des Gedächtnisses auch während eines relativ bewußtlosen Zustandes.

Während die Vorstellungen und mit ihnen die Erinnerungen in der Gewöhnlichkeit des Tageslebens oft träge durch das Bewußtsein schleichen, geschieht es, daß in Augenblicken großer Aufregung, wie z. B. in Lebensgefahr, ein ganzer Strom von Erinnerungen an uns vorbeijagt und darunter Bilder aus frühester Jugend wieder mit emportauchen. Auch in Krankheiten geschieht es, daß ein versunkenes Wissen wieder wach wird, wie z. B. Knöffel erzählt, daß ein Bauer, der in seiner Jugend mit dem Sohne des Predigers Griechisch gelernt hatte, in einem Fieberdelirium zum Erstaunen der Umgebung längst vergessene griechische Verse zitierte. Diese Vorkommnisse zeigen, daß wir in unserm Gedächtnis manches tragen oder mit demselben zu reproduzieren imstande sind, was unserm Bewußtsein spurlos verloren scheint. Daher denn selbst Maudsley (Physiologie und Pathologie der Seele) sagt: »Alles, was mit irgend einer Vollständigkeit einmal im Bewußtsein vorhanden war, wird, wenn es aus diesem verschwunden ist, in der Seele oder dem Gehirn aufbewahrt und kann irgend einmal in der Zukunft wieder im Bewußtsein auftauchen.... Das Bewußtsein kann uns keine Rechenschaft geben, in welcher Weise diese verschiedenen Residuen fixiert werden und wie sie latent in der Seele sich verhalten, aber ein Fieber, ein Gift im Blut, ein Traum kann augenblicklich Vorstellungen, Tätigkeiten und Gefühle hervorrufen, die für immer entschwunden schienen Der Irrsinnige erinnert sich in seinen Delirien oft an Szenen und Ereignisse, welche ihm bei gesunden Sinnen ganz aus dem Gedächtnis verschwunden sind; der Fieberkranke rezitiert Stellen in einer Sprache, die er nicht versteht, aber zufällig einmal gehört hat; ein Ertrinkender sieht noch einmal in einem Augenblick alle Ereignisse seines Lebens eigentümlich lebhaft in seinem Bewußtsein aufblitzen.« Mit der letzteren Angabe spielt Maudsley wahrscheinlich auf den Fall des englischen Admirals Beaufort an, welcher in den ersten Jahren seines Seedienstes durch Unvorsichtigkeit ins Meer fiel und hier dem Ertrinken nahe war. Als nun

infolge der nahen Erstickung schon alle Muskeltätigkeit aufgehört hatte, da trat plötzlich an die Stelle der bisherigen tumultuarischen Empfindungen des Schreckens und der Angst ein Gefühl vollkommener Ruhe. Bei gänzlicher Abgestorbenheit der Sinne fand doch eine sehr intensive Tätigkeit des Geistes statt, wobei er sein ganzes vergangenes Leben in der Erinnerung nach rückwärts durchreiste, und zwar nicht in bloßen Umrissen, sondern als vollständiges Gemälde, mit den kleinsten Zügen und Nebenumständen die Vergangenheit durchlebend.

Einen gleichen Fall erlebte übrigens auch Prof. Dr. M. Benedikt. In seinen Lebenserinnerungen erzählt er nämlich, daß er einmal, als er in einem Bade dem Ertrinken nahe war, wie in einem einzigen Bilde sein ganzes Leben in der Erinnerung vor sich gesehen habe.

Das Maß der Kraft oder die Stärke des Gedächtnisses bekundet sich nach vier Seiten hin, einerseits in dem Festhalten der größeren oder geringeren Summe von Erlebnissen überhaupt, dann in dem Modus dieses Festhaltens, d. h. in der Treue oder Genauigkeit, mit welcher die Reproduktion stattfindet, weiter in der Dauerhaftigkeit des genauen Festhaltens, und endlich in der Schnelligkeit oder Leichtigkeit der Reproduktion.

Wir haben ans Wunderbare grenzende Beispiele von der außerordentlichen Kraft des Gedächtnisses. So erzählt man von Themistokles, daß er alle Bürger Athens — und es waren deren 20000 — beim Namen kannte und in einem Jahre das Persische vortrefflich erlernte; von Mithridates, daß er 22 Sprachen inne hatte; von dem älteren Seneca, daß er 3000 Namen in der Ordnung, wie er sie einmal gehört hatte, wiederherzusagen und zweihundert Verse auch in umgekehrter Richtung zu rezitieren wußte usw.

Von den Neueren waren durch starkes Gedächtnis ausgezeichnet: Picus von Mirandula, welcher 22 Sprachen kannte und nach nur einmaligem Hören 2000 Worte merkte; Josef Scaliger, der in 21 Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig lernte; Calvin, welcher Leute, die er nur einmal gesehen, nach Jahren wiedererkannte, in einem Gespräch oder Diktat stundenlang unterbrochen, den Faden wieder da aufnahm, wo er ihn unterbrochen, und dem überhaupt nichts, was er seinem Gedächtnis anvertraut hatte, entschwand. Auch Pascal und Leibnitz gehören hierher. Der König von England hat Leibnitz wegen seines abnormen Gedächtnisses sein lebendiges Wörterbuch genannt.

Das höchste Erstaunen erregte das Gedächtnis des Bibliothekars Magliabecchi zu Florenz. Nach den Mitteilungen der »Mémoires de Trévoux« vom November 1722 kam man zu ihm wie zu einem Orakel, und worüber man ihn auch um Rat angehen mochte, er antwortete mit derselben Gründlichkeit und Bestimmtheit, als wenn er in seinem Leben nichts anderes als gerade diese Materie studiert hätte, dabei die Schriftsteller anführend, welche darüber gehandelt hatten, dazu die Ausgabe ihrer Werke, die Kapitel und Paragraphen derselben und selbst die Textstellen.

Als Bibliothekar des Großherzogs kannte er nicht nur die vaterländische ihm anvertraute Bibliothek nach allen ihren Einzelheiten, sondern auch alle Kostbarkeiten der anderen europäischen Bibliotheken. Bei einer Gelegenheit bezeichnete er Zimmer und Stelle des Kastens, in welchem sich in der Bibliothek zu Konstantinopel ein gewisses seltenes Manuskript befand. Magliabecchi war von ungewöhnlicher Mäßigkeit, drei hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser machten sein gewöhnliches Mittagsmahl aus.

Noch wunderbarer klingt, was Brierre de Boismont von einem Maler erzählt, der im Jahre dreihundert Porträts verfertigte und dessen Schnelligkeit und staunenswerter Erfolg dadurch ermöglicht wurde, daß er nur eine Sitzung nötig hatte, um sich ein Modell vorzustellen. »Ich sah ihn«, berichtet unser Gewährsmann, »wie er unter meinen Augen in weniger als acht Stunden das Miniaturbild eines Herrn, den ich gut kannte, herstellte; es war mit der größten Sorgfalt und einer vollkommenen Aehnlichkeit gemacht. Ich bat ihn, mir einige Details über sein Verfahren zu geben, und er sagte: »Sobald ein Modell sich darstellt, betrachte ich es aufmerksam während einer halben Stunde, von Zeit zu Zeit auf die Leinwand skizzierend. Ich bedarf keiner längeren Sitzung. Ich nehme die Leinwand weg und gehe zu einer anderen Person über. Sobald ich das erste Porträt fortsetzen will, nehme ich den Menschen in meinen Geist; ich setze ihn auf den Stuhl, wo ich ihn so genau wahrnehme, wie wenn er in Wirklichkeit dort wäre, und ich kann selbst hinzudichten mit ausgeführten und lebendigen Formen und Farben. Ich betrachte von Zeit zu Zeit die imaginäre Gestalt und male sie; ich suspendiere meine Arbeit, um die Haltung zu prüfen, gerade wie wenn das Original vor mir wäre; so oft ich die Augen auf den Stuhl richte, sehe ich den Menschen.«*)

Doch nicht bloß die normalen und außergewöhnlichen Leistungen eines Organs lassen uns dasselbe kennen lernen, gewöhnlich ist für dessen Natur die Pathologie noch lehrreicher.

Prof. Mach äußert sich in seinem Aufsatze: »Gedächtnis, Reproduktion und Assoziation« wie folgt: »Am merkwürdigsten sind die periodisch wechselnden Gedächtnisverluste. Eine Frau hatte nach einem langen Schlaf alles Gelernte vergessen. Sie muß von neuem lesen, rechnen und ihre Umgebung kennen lernen. Nach einigen Monaten tritt wieder ein tiefer Schlaf ein. Erwacht, findet sie sich im Besitz ihrer Jugenderinnerungen, wie vor dem ersten Schlaf, hat aber die Vorfälle zwischen den beiden Schlafanfällen vergessen. Von da an wechseln durch vier Jahre periodisch diese beiden Bewußtseins- und Gedächtniszustände. In dem ersten Zustande hat sie eine schöne Schrift, in dem zweiten eine mangelhafte. Personen, die sie dauernd kennen soll, müssen ihr in beiden Zuständen vorgestellt werden.«

---

*) Bei Fechner: Elemente der Psychophysik.

Außerordentlich rätselhaft ist, was Schubert durch den Historiker Leopold Ranke von der Marchese Solari erfuhr. Diese, in Venedig geboren, hatte eine Französin zur Mutter und sprach daher in ihrer Kindheit Französisch, verlernte aber später diese Sprache vollständig. Während eines Fiebers nun vergaß sie auf einmal all' ihr Italienisch und sprach wieder geläufig Französisch. Nach der Genesung kehrte ihr die gewöhnliche Fertigkeit im Italienischen zurück und verlernte sie wieder das Französische. Im hohen Alter konnte sie jedoch abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern nur mehr die Sprache ihrer Kindheit: Französisch.*)

Bewerten wir die oben angeführten Beispiele und Tatsachen nach ihrer ganzen Bedeutung und halten wir sie zusammen mit verschiedenen anderen psychologischen Tatsachen, so erkennen wir klar die Haltlosigkeit derjenigen Anschauungen, welche das Gedächtnis auf das Zurückbleiben von irgendwelchen Spuren zurückführen, welche frühere Eindrücke im Gehirn hervorgerufen haben. Wir gelangen sonach zur gleichen Ansicht, zu welcher sich der hervorragendste moderne Denker: Henri Bergson bekennt. (Vgl. dessen Werk: Materie und Gedächtnis.)

In unserem Zusammenhange ist eine Stelle aus Professor Bergsons Artikel »Leib und Seele« (Juliheft der »Neuen Rundschau«) für uns lehrreich. In diesem Aufsatz gelangt Bergson auf anderen Wegen zu der Auffassung, daß der »Sitz« des Gedächtnisses nicht das Gehirn sein kann, und legt sich schließlich selbst die Frage vor (S. 905): »Wenn das Gedächtnis nun aber nicht im Gehirn aufgespeichert ist, wo also ist es aufgespeichert?« »Eigentlich weiß ich nicht recht«, fährt er dann fort, »ob diese Frage nach dem »wo« noch einen Sinn hat, wenn man von etwas anderem spricht als von einem Körper. Klischees werden in einem Kasten aufbewahrt, Phonographenrollen in Fächern, aber warum sollten Erinnerungen, die doch nichts Sichtbares und nichts Fühlbares sind, einen Behälter brauchen, und wie könnten sie einen haben? Doch will ich, wenn Ihnen daran liegt, die Idee von einem Behälter in rein metaphorischem Sinn nehmen, und Ihnen also ganz einfach sagen, sie seien im Geiste. Ich baue keine Hypothese, ich beschwöre keine mysteriöse Entität herauf, ich halte mich an die Beobachtung, denn es gibt nichts unmittelbarer Gegebenes, nichts evidenter Reelles als das Bewußtsein, und der Menschengeist ist das Bewußtsein selber. Nun bedeutet aber Bewußtsein vor allem Gedächtnis.«

So erkennen wir auch hier wieder, was sich schon oben ergeben hat, daß das Problem des Gedächtnisses mit jenem anderen des Bewußtseins aufs engste zusammenhängt.

---

*) G. H. von Schubert: Geschichte der Seele, Stuttgart 1850.

Carusos „Knochen“.

Von **Robert Blum.**

„Wer wenig denkt,
irrt viel“.
(Leonardo da Vinci.)

Die verschiedenen Artikel in der Tagespresse und in Zeitschriften, welche das eigentümliche Thema behandeln, daß Carusos Organismus tatsächlich durch gewisse Töne oder Schallwellen krankhaft affizierbar ist, gibt mir Veranlassung, einen Versuch zu machen, die Erscheinung wissenschaftlich zu begründen, beziehungsweise dem Leser die nötigen Daten aus der einschlägigen Literatur zu unterbreiten, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich die Sache selbst klar zu machen, vorausgesetzt daß er wenigstens einigermaßen mit metaphysischen bezw. »okkulten« Prinzipien vertraut ist.

Vor allem wäre zu bemerken, daß die heutige Anschauung und wissenschaftliche Definition von »Schall« als »Luftwellen« oder »Luftschwingungen« vollständig unzulänglich, um nicht zu sagen radikal irrtümlich oder falsch ist. Denn es ist nicht die schwingende Luft selbst, welche die Empfindung von Schall durch Vermittlung des Gehörapparates in unserem Bewußtsein hervorbringt, sondern nur die Schwingungen eines der Aether-Konstituenten in der Luft, nämlich des »Schalläthers«. Diese pflanzen sich durch die Nerven zum Gehirn fort, von wo aus sie auf den noch feineren Organismus unserer Psyche übertragen werden. Daß wir es mit keinen Luftwellen zu tun haben, dafür wurde erst in neuester Zeit der Beweis dadurch erbracht, daß sich Schall auch durch den luftleeren Raum fortzupflanzen vermag, in der sprechenden Glühlampe von Ort und Rieger, welche Sprechströme durch den Glühfaden einer leuchtenden (100kerzigen) Lampe schicken, die durch die luftleere Birne hindurch hörbar sind, weil das Glas der Birne sehr dünn ist, so daß der Schalläther des Glases, sympathetisch mitschwingend, noch Kraft genug hat, um den Schalläther der äußeren Luft in synchronische Vibration zu versetzen. Auch sind die Phänomene von Telephon, Grammophon usw. auf der Basis von Luftschwingung oder Luftwellen absolut nicht zu erklären. Sat sapienti.

Schon vor Jahren versuchte Hertz in Bonn das Molekül vermittelst Resonanzvibrationen zu sprengen, jedoch vergebens. Erst W. Keely von Philadelphia gelang dies — zufällig — und er stellte fest, daß jedes Molekül und jedes Atom irgend eines Stoffaggregates ein System von Drillingen oder Triaden bildet, umhüllt von einer »Kraftzone« (siehe Thomson, Fürstenau, G. le Bon u. a.), welche wiederum aus unzähligen Drillingssystemen von noch feineren Substanzen besteht. Diese Drillinge sind in fortwährender Bewegung und umkreisen sich gegenseitig, und zwar so, daß ihre respektiven Geschwindigkeiten sich verhalten wie 1 : 2 : 3. Insofern, als jede Masse von Stoff aus Vibrationen in harmonischem Gleichgewicht besteht, welche sich in einfachen Dritteln zueinander verhalten, ergibt sich, daß jede Masse irgend welcher Art

in harmonischer Beziehung steht zu jeder anderen Masse. Dieses oszillatorische Gleichgewicht zwischen den Konstituenten eines Stoffaggregates kann verändert oder gestört werden durch von außen kommende Impulse, wie Stoß, Wärme, Licht, Schall etc.*)

Hertz hat Vibrationen hervorgebracht von einem Meter Länge bei 100 Millionen Schwingungen pro Sekunde. Keely hat bis zu 700 Millionen Schwingungen pro Sekunde produziert, und man kann sich einen Begriff machen von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, wenn man bedenkt, daß er bei gewissen Experimenten reines Wasserstoffgas zwischen Seifenblasenfilms in Anwendung zu bringen hatte, was 6 Wochen Arbeit und 1200 Versuche erheischte, bis ihm ein einziger gelang.

Keely stellte experimentell fest, daß es sieben verschiedene Kategorien von Kraftstoffen gibt. Drei Abteilungen von je zwei Arten von Kraft- oder Stoffaggregaten, und eine diese 3 Abteilungen kontrollierende höchste Art:

1) Molekularabteilung mit
2) intra-molekularen Kraftstoffen.
3) Atomische Abteilung mit
4) intra-atomischen Kraftstoffen.
5) Aetherische Abteilung mit
6) intra-ätherischen Kraftstoffen und
7) höchste Kraft, die Synthese aller andern.

Zu diesen Resultaten gelangte Keely, ohne »Okkultist« zu sein.

Die Schnelligkeiten der Kraftstoffe in den verschiedenen Abteilungen steigern sich in gesetzmäßiger Progression und gehen bald, in den höheren Abteilungen, in mathematische Unendlichkeit über. Dieses Gesetz hat Keely experimentell gefunden, teilweise durch Schallfarben, und die Schnelligkeit der Drillingssysteme und der Kraftstoffe in den verschiedenen Abteilungen rechnerisch festgestellt. Er hat bei seinen Berechnungen gefunden, daß eine Strecke, welche für einen Lichtstrahl zurückzulegen ein Tausend Jahrhunderte beanspruchen würde, vom ätherischen Strom in einem kleinen Bruchteil einer Sekunde durchmessen werden könnte. Zu seinen Resultaten gelangt Keely in derselben wissenschaftlichen Weise wie unsere Gelehrten, wenn sie die Vibrationen des roten Lichtstrahls zu ca. 500 Billionen, die des violetten Strahles zu ca. 700 Billionen pro Sekunde berechnen.

Keely hat festgestellt, daß jede Masse einen gewissen Eigenton oder Grundton (chord of mass) hat. Durch das bloße Berühren eines Gegenstandes, das bloße Aufheben und Wiederhinlegen einer Münze etc. werden die Oszillationen der intra-molekularen Substanzen beschleunigt und Millionen und Billionen Elektronen und atomische Minima losgelöst und dadurch der Eigenton etwas verändert.

---

*) »Das Stoffproblem« von Robert Blum. Zu beziehen durch den Verlag dieses Blattes. Preis Mk. 2.10.

Durch eigenhändig hergestellte, sinnreich konstruirte Apparate hat Keely zunächst den Eigenton oder Grundton einer Masse festgestellt, dann diesen Ton durch irgend ein Musikinstrument, wie Violine, Zither etc., sukzessive in 3 Oktaven in der Terze, Sexten und Neunten angeschlagen, wodurch die Oszillationen der Molekulardrillinge beschleunigt werden. Bei der Sexten verringert sich — eigentümlicher Weise! — der Bahnradius derselben und eine Verdichtung des Moleküls ist das Resultat. Bei der Neunten wird der Bahnradius der Molekulardrillinge mehr als zwei Drittel des Durchmessers der Kraftzone erweitert, infolge dessen das Molekül gesprengt wird und die Drillinge mitsamt den intramolekularen Substanzen zersetzt werden, wie bei Wärme, Licht oder irgend einem andern gewaltsamen Impuls. Dadurch werden Millionen und Billionen atomischer Minima frei, welche vorher im Molekül, in unendlich kleinen Kreisen schwingend, auf einem kleinen Raum zusammengedrängt sich befanden. Sie treten mit andern den umgebenden Raum erfüllenden Kraftströmen in Wechselwirkung, um neue Verbindungen einzugehen und jetzt in großen Kreisen zu schwingen, wodurch ganz enorme Mengen Energie entwickelt werden.

Diesen Vorgang hat Keely unzählige Male vor wissenschaftlich gebildeten Zeugen durch Verwandeln einiger Tropfen Wassers in ätherischen Dampf ad oculos demonstriert und ganz erstaunliche Effekte dadurch erzielt, was ihn bei oberflächlichen Kritikern in den Verdacht brachte er sei ein Schwindler und operiere mit Wasserdampf und Luftdruck etc. Unter seinen Experimenten war das Verblüffendste, einen Granitblock — oder selbst einen ganzen Ochsen — in einem Augenblick in ein unbedeutendes Residuum von Staub zu verwandeln. Als Leitungsmittel bediente sich Keely eines aus Gold, Silber und Platin zusammengesetzten Drahtes. Keely sagt: »Das Elfenbein einer rotierenden Billardkugel würde bei einer gewissen Geschwindigkeit in kleinen Stücken in einer Tangente abfliegen. Aber je größer die Geschwindigkeit eines um ein neutrales Zentrum kreisenden atomischen Aetherstroms, desto größer dessen Tendenz, dem Zentrum zentripetal zuzustreben und sich dichter anzuschließen.« — »Alle Körper, animalisch, vegetabilisch oder mineralisch, sind ursprünglich aus diesem Aether gebildet, und sie kehren erst wieder zu ihrem hohen Gaszustand zurück nach Störung des Gleichgewichts.« Soweit Keely. Siehe das diesbezügliche Werk »Keely and his discoveries« von Bloomfield Moore, London 1893.

Keely experimentierte zur selben Zeit in Philadelphia, als H. P. Blavatsky ihre ersten Werke »Entschleierte Isis« und »Die Geheimlehre« in New-York schrieb. Sie war vertraut mit Keelys Versuchen, und bemerkte diesbezüglich: »Schall ist eine fürchterliche okkulte Kraft, welche — einerseits — einen Menschen in seinen letzten Zügen wieder beleben und mit neuer Energie und Kraft erfüllen kann und — andererseits — imstande wäre, die Cheopspyramide in die Lüfte zu heben.« »Diese Kraft kann

dadurch erzeugt werden, daß man einen Fidelbogen über eine Stimmgabel zieht.« (H. P. B. wurde selbst dreimal — nach ihrer eigenen Aussage — durch diese Kraft vom Tod ins Leben zurückgerufen.)

»Es existiert ein Prinzip im Menschen, wodurch er ätherische Vibrationen kontrollieren und leiten kann.«

Was Keely »zufällig« entdeckt hat, ist die fürchterliche siderische Kraft, den Atlanteanern unter dem Namen »Masch-mack« bekannt. Es ist Bulwer Lyttons »Vril« in »Das Geschlecht der Zukunft.« »Vril« mag Phantasie sein, aber die Kraft ist eine Tatsache und in Indien bekannt. Diese vibratorische Kraft nach Instruktionen in »Aschtar Vidya« auf eine Armee projiziert, würde 100 000 Menschen und 100000 Elefanten zu Asche reduzieren so leicht wie eine tote Ratte. Sie wird erwähnt in »Vischnu Purana« und in esoterischen Werken erklärt als »Kapilaschka« oder »Kapilas Auge«, und ist zu gefährlich, um der Oeffentlichkeit preisgegeben werden zu können.«

»Keelys Geheimnis beruht auf der Anwendung ätherischer Kraft, auf Maschinerie«; »seine Untersuchungen und Entdeckungen werden sich wunderbar erweisen, aber nur in seinen eigenen Händen und durch ihn selbst.« »Nur so viel wird davon zunächst in die Welt dringen, als man ihr ohne Gefahr anvertrauen kann. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet dem Erfinder selbst noch gar nicht einmal ein, da er schreibt, daß er absolut sicher ist, das, was er versprochen hat, zu vollbringen. Aber er wird es inne werden, und zwar ziemlich bald.« (So schrieb H. P. B. im Jahre 1888. Keely experimentierte noch jahrelang weiter und starb, ohne seinen Zweck zu erreichen, Ende des 19. Jahrhunderts.)

Den Beweis dafür, daß die Kraft in Indien bekannt ist, entnehmen wir dem Werke »On the Hights of Himalaya« von Van der Naillen, wo derselbe, als Augenzeuge, das Experiment der Adepten folgendermaßen beschreibt:

»Der Apparat hat Aehnlichkeit mit einer Kirchenorgel mit ihren vielen Pfeifen. Jede Pfeifenzunge steht in Verbindung mit einem diminutiven Metallband, auf welches die Vibrationen der entsprechenden Zunge getreulich übertragen werden.«

»Jeder Körper im Universum ist in vibratorischer Harmonie mit einer Anzahl Körper von verschiedener Beschaffenheit, und ebenso wird er von andern abgestoßen.«

»Um die betreffende vibratorische Note in der Musik-Skala, auf welche ein Körper reagiert (respektive die Vibrationsratio der Masse [chord of mass]) zu entdecken, wird er in Berührung gebracht mit den verschiedenen Metallbändern, während die betreffenden Pfeifenzungen angeschlagen werden, bis der korrespondierende Ton gefunden ist, was leicht zu entdecken ist durch eine fühlbare Erschütterung der ganzen Masse des be-

treffenden Körpers. Das Analogon finden wir bei isochronischen Stimmgabeln oder im sympathischen Zusammenschwingen von gleichgestimmten Saiten.«

»Durch Anbringen eines sogenannten »intensifiers«, bestehend in einer bestimmten, für jeden Ton verschiedenen Metallplatte, kann die Vibrationsratio erhöht werden, und durch das Metallband wird diese erhöhte Vibrationsratio auch auf den sympathisch mitschwingenden Körper übertragen, bis die Erschütterung derart wird, daß der betreffende Körper, gleichgültig von welcher Beschaffenheit, bis zum härtesten Granit, in einem Augenblick zu kaum merklichem Staub reduziert wird.«

Prof. van der Naillen, ein persönlicher Freund des Verfassers, ist Vorstand eines Instituts für Elektrotechnik, Chemie und Bergbau in San Franzisko, von Geburt ein Belgier, durch und durch wissenschaftlich gebildet, und hat, als Freund von Colonel de Rochas, in dessen Hause vielen Sitzungen mit Eusapia beigewohnt. Er kannte weder Keely noch seine Experimente, und erst durch mich darauf aufmerksam gemacht, bestätigte er, daß sie vollständig übereinstimmten mit dem, was er im Himalaya bei den Adepten sah. Auch dort wurde, wie in Keelys Laboratorium, ein großer Granitblock zu Asche reduziert durch Schallwellen.

Wir zitieren ferner aus »Mystische Maurerei« von Buck:

»Es gibt eine Kraft in der Natur von ganz enormer Potenz, vermittelst deren ein einziger Mensch, welcher sie zu dirigieren verstände, die Oberfläche der Erde verändern könnte. Dies ist ein Universal-Agens, dessen oberstes Gesetz Gleichgewicht ist, und wodurch, wenn die Wissenschaft sie zu kontrollieren verstände, Wunder vollbracht werden könnten.« »Es ist die Kraft des Keely-Motors und das Fohat der »Geheimlehre«, das Akascha der Hindus und der alten Adepten.«

Schallwellen wurden schon von den Aegyptern therapeutisch verwertet. Schall ist das Substrat von Universal-Akasa, und für den okkultistisch geschulten, intuitiven Leser sei noch weiter bemerkt: Schalläther, Akasa, ist die Synthese und der oberste der 5 Sinnesäther oder »Tatwas«, wie sie ausführlich in den Upanischaden beschrieben sind. (Siehe: Rama Prasad, »Die feineren Naturkräfte«.) In seinem höchsten Aspekt ist Akasa die »prima materia« im Chaos; Schopenhauers Wille ist kein Prinzip; es ist ein Zusammengesetztes aus Gedanke, Wunsch und Handlung. Gedanke ist erst und erzeugt den Wunsch, welcher, wenn ausgeführt oder ausgesprochen, zur Handlung wird. Daher »Im Anfang (oder richtiger den Urtext verdolmetscht: »Das Prinzip«) war das Wort (Logos, Vach), und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort« — jeder Laut bedingt Vibration.

Das Epos von »Faust« ist aus dem Studium des Sohar hervorgegangen. Goethe gibt sich dem »Wissenden« als »Kundiger« zu erkennen mit den ersten drei Worten im Prolog: »Die Sonne tönt« —

denn Schall, das Wort, ist das erste, und »Fiat lux!« hat den Kosmos hervorgerufen.

In seinem niedersten Aspekt ist Akasa der irdische Schalläther und ein Konstituent des irdischen Astrallichts; in seinem höchsten Aspekt ist es die »anima mundi« und der »Weltgeist«.

Der geistreiche französische Initiirte Alphonse Louis Constant, der unter dem Pseudonym »Eliphas Levy« die »Histoire de la Magie« und andere Werke geschrieben hat, sagt:

»Es existiert ein »Agens«, welches natürlich und göttlich ist, materiell und spirituell, ein universaler, plastischer Vermittler, ein gemeinschaftliches Reservoir der Vibrationen von Bewegung und der Bilder von Formen, ein Fluidum und eine Kraft, deren höchstes Gesetz »Gleichgewicht« ist.«

»Dieses alles durchdringende Fluidum ist die Mutter aller Formen und transmittiert sie von Emanation zu Emanation im Verhältnis zur Dichte des Mediums. Dieses Universal-Agens der Operationen der Natur ist eine blinde Kraft, die dirigiert werden kann durch den Geist des Menschen; die Anwendung dieser Kraft ist das große Arcanum praktischer Magie. Sie magnetisiert, erwärmt, erleuchtet, zieht an, stößt ab, belebt, zerstört, koaguliert, trennt, zerbricht und vereinigt wieder alle Dinge unter dem Impetus eines mächtigen Willens.« Gott erschuf es am ersten Tage, als er sagte: »Fiat lux« usw.

Nach alldem dürfte das, was wir über Carusos Reizempfänglichkeit gewissen Tönen gegenüber hören, nicht mehr ganz so unglaublich erscheinen. Wenn wir ferner bedenken, daß der große Sänger, wenn er mit »Leib und Seele« bei der Arbeit ist und mit einer seiner wunderbaren Arien seine Zuhörerschaft im Banne hält, sich selbst in einem Zustande von Extase befindet, in welchem gleichsam sein ganzer physischer, physiologischer und psychischer Organismus in harmonischem Rhythmus zusammenschwingt in einem »Grundton«, dann ist es gar nicht zu verwundern, daß, wenn jetzt die Stimme eines Mitwirkenden oder ein Instrument im Orchester zufällig diesen Ton anschlägt, ein solcher Ton Caruso durch »Mark und Bein« und Knochen geht. Es ist nicht zu viel gesagt und wäre theoretisch richtig, daß unter Umständen und wenn der Ton zufällig sukzessive in Terzen, Sexten und Nonen in höheren Oktaven angeschlagen würde, der ganze sichtbare Organismus in Atome zerstieben würde, wie dies in einem Artikel einer amerikanischen Zeitung (Los Angeles Examiner) befürchtet wird. Diese Wahrscheinlichkeit ist indessen immerhin so enorm gering, daß Caruso vorerst in keiner augenblicklichen Gefahr schweben dürfte, auf diese ungeheuerliche Art und Weise umzukommen.

Bericht über die Experimente der „Wiener Psychologischen Gesellschaft“.*)

Die Psychologische Gesellschaft in Wien hat, entsprechend ihrem Programme im verflossenen Gesellschaftsjahre (1912—1913), u. a. folgende Experimente durchgeführt, wovon die drei ersten Gattungen von Experimenten in regelmäßigen Experimentalvorträgen für alle Mitglieder behandelt wurden:

I. Sensibilitätsexperimente.
II. Exteriorisation des Empfindungsvermögens.
III. Strahlungsexperimente.
IV. Telepathische Experimente.
V. Fluidalkörperexperimente.

Sämtliche Experimente wurden vom Präsidenten der Gesellschaft unter Assistenz des Vizepräsidenten Herrn Dr. Friedrich Wehofer mit Mitgliedern der Gesellschaft ohne Anwendung von Schlafzuständen durchgeführt.

I. Sensibilitätsexperimente.

Prüfung und Übung des Wahrnehmungsvermögens.

Die Vorprüfungen ergaben die Notwendigkeit der Schulung der Konzentration und des Wahrnehmungsvermögens für psychische Vorgänge gegenüber sinnlichen und übersinnlichen Einflüssen, damit sowohl die Art der Einflüsse als auch der Grad derselben mit Sicherheit konstatiert werden konnten. Die Schulung erwies sich insbesondere dann als notwendig, wenn die Versuche in einem größeren Kreise von Teilnehmern vorgenommen wurden; denn Zaghaftigkeit, Selbsttäuschung, Autosuggestion, Unsicherheit in der fachlichen Ausdrucksweise und sonstige störende Eigenheiten mußten erst überwunden werden, ehe man zum Experimente übergehen konnte.

Wir unterschieden sodann, entsprechend der Veranlagung und dem Konzentrationsvermögen: Hochsensitive, Mittelsensitive, Sensitive und Nichtsensitive (ca. 10% der Teilnehmer).

Die Konzentrationsfähigkeit war sehr veränderlich und oft durch die im Laufe des Tages vollbrachten Anstrengungen und Erlebnisse vermindert geworden.

Hatte sich der Experimentator von der Sicherheit und Zuverlässigkeit hinsichtlich der Beobachtungsfähigkeit überzeugt und übereinstimmende Bezeichnungen für die Art der Einflüsse festgesetzt, so wurde von den sinnlich wahrnehmbaren Einflüssen auf die übersinnlichen Einflüsse übergegangen. Vorläufig wurden die Wirkungen der animistischen Einflüsse untersucht, z. B. Prüfung polarer Einflüsse, gegenseitige Aufhebung derselben; Spannung und Lösung, Steigerung und Verminderung der Spannungen. Die Versuche wurden zuerst bei geöffneten Augen und sodann behufs Nachweisung der Wirkungen bei geschlossenen Augen vorgenommen. Gleichpolare Einflüsse erzeugten eine Steigerung des Gefühlslebens und Spannungen, während ungleichpolare Einflüsse ausgleichend und entspannend wirkten. Beide Arten von Einflüssen auf den Kopf hätten bei längerdauernden Einwirkungen Schlafzustände erzeugt, aber entgegengesetzter Art. Die gleichpolaren Einflüsse erzeugen einen Schlaf mit gesteigerten animistischen Funktionen und ungleichpolare Einflüsse verminderte animistische Funk-

*) Wien IV, Mühlgasse 5.

tionen (Erlahmung); Experimente mit Schlafzuständen wurden jedoch absichtlich unterlassen. (Untersuchungen mit Schlafzuständen erscheinen in Durvilles Buch „Die Physik des Animalmagnetismus“, deutsch von Feerhow, Verlag Altmann, Leipzig, dargelegt.)

Umkreisungen erzeugten das Gefühl des Druckes, der Beklemmung und des Schwindels, welches durch eine entsprechende Gegenumkreisung gelöst werden mußte. Mit größter Vorsicht wurden animistische Beeinflussungen auf Kopf und Herzgegend ausgeführt, da sie leicht nachhaltige Spannungs- oder Erlahmungszustände erzeugen können. Einwirkungen auf die geschlossenen Augen — auch aus der Entfernung — erzeugten bei Sensitiven gegenüber der normalen Lichtempfindung erhöhte Helligkeitsgrade. Zur Beurteilung der Resultate bei animistischen Beeinflussungen ist besonders die Differenzwirkung von Bedeutung; denn auch der geschulte Beobachter ist oft nur dann imstande eine Einwirkung zu beurteilen, wenn eine Differenzierung durch einen entgegengesetzten Eindruck vorgenommen wird.

II. Exteriorisationsexperimente.

In Fortsetzung obiger Experimentenreihe wurde die „Verlegung des Empfindungsvermögens über den Körper hinaus“ untersucht.

Die Kontaktwirkung zur Herstellung der Empfindungszone wurde hervorgerufen, indem man die Hand auf die Brust der Versuchsperson oder ca. 2 cm entfernt hielt. Sobald dieselbe konstatiert wurde, entfernte der Experimentator die Hand sehr langsam, wobei die Versuchsperson die Aufmerksamkeit auf das Vorhandensein des Kontaktes richtete.

Hörte die Kontaktempfindung auf, so wurde diese Entfernung der Hand von der Brust gemerkt und der Experimentator kam aus größerer Entfernung mit der Hand in der Richtung zur Brust. Hatte die Versuchsperson die Kontakt- oder Empfindungszone beibehalten, d. h. nicht zurückgezogen, so empfand sie das Eintreten der Hand an der gemerkten Stelle, wo der Kontakt früher aufhörte, wieder. Wurde die Kontaktzone behalten, so mußte das Experiment nicht mehr von der Brust aus wieder begonnen werden, sondern man konnte die Zone von der gemerkten Stelle aus fortgesetzt erweitern. Die Erweiterung der Zone vollzog sich anfangs sehr langsam — bei Hochsensitiven rascher —, so daß man eine Zone von ca. 3 m erreichte. Zuerst wurde die Schulung mit geöffneten Augen, jedoch zur Nachweisung mit geschlossenen Augenlidern durchgeführt.

Innerhalb der Zone wurden nun Einwirkungsversuche gemacht, indem man z. B. in diese Zone langsam mit der linken Hand eintauchte, und zwar von oben abwärts, von der Seite oder von unten aufwärts. Die Versuchsperson konstatierte sogleich eine störende Beeindruckung und gab nach entsprechender Schulung des Empfindungsvermögens an, aus welcher Richtung der Einfluß in die Zone kam. Von Hochsensitiven konnte auch konstatiert werden, ob der Eindruck von einem spitzigen, harten, flachen oder weichen Gegenstande verursacht wurde. Die Experimente beanspruchten wegen der Schulung sehr viel Zeit, wenn aber die Versuchsperson die Konzentrations- und Unterscheidungsfähigkeit erlangt hatte, gelangen dieselben regelmäßig auch innerhalb der Entfernung von ca. 3 m. Es ist zu betonen, daß nach Schluß der Experimente eine langsame Zurückziehung der Empfindungszone stattfinden mußte, weil sonst ein nachhaltiges Unbehagen eintrat. Es wird überhaupt empfohlen, diese Experimente nur im steten Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Wohl der Versuchsperson auszuführen.

III. Strahlungsexperimente.

Bei unseren Untersuchungen handelte es sich darum, welcher Art die Lichtnebel und Lichtstrahlen seien, welche vom menschlichen Körper ausgehen und unter gegebenen Umständen eine Verstärkung erfahren können.

Daß das Auge im Dunkeln Lichtnachwirkungen empfindet und daß das ausgeruhte Auge noch eine sehr schwache Phosphoreszenz und Fluoreszenz von Gegenständen wahrnimmt, ist als bekannt vorauszusetzen.

Nach Konstatierung der Sensibilität wurde zur Schulung der Konzentration in vollständig dunklem Raum übergegangen. Ein ausgeglichener Ruhestand (im Denken, Gemüte und den Nerven) war zur Beobachtung und Beurteilung der Lichterscheinungen nötig.

Sodann mußte die Aufmerksamkeit auf das Experiment gerichtet und die Unterscheidung geübt werden. Die klare Beurteilung des Wahrgenommenen durfte weder durch ein Vorurteil, noch durch eine Unsicherheit getrübt werden. Zuerst ergab sich ein Lichtgefühl, dessen man sich allmählich bewußt wurde. Auch die Person, deren Lichtemanationen beobachtet wurden (in unserem Falle der Leiter der Experimente), mußte sich in einem gesammelten Wachzustande befinden, damit die Emanationen intensiver gestaltet werden konnten.

Während die Sensitiven die Lichtemanationen (an Händen, Brust, Gesicht usw.) wahrnahmen, herrschte für die Nichtsensitiven (ca. 10% der Mitglieder) vollständige Dunkelheit. Dieser Gegensatz war sehr wertvoll, weil dadurch für den Experimentator eine Kontrolle gegeben wurde; denn die Nichtsensitiven konstatierten, daß eine ununterbrochene Finsternis im lichtabgeschlossenen Raume herrschte.

Die Lichtnebel und Lichtstrahlen wurden allmählich in ihren differenzierten Erscheinungen hinsichtlich Intensität, Form und Farbe unterschieden.

Außer dieser Konstatierung der vollständigen Finsternis im Raume durch Nichtsensitive wurde die Kontrolle über die Richtigkeit der Wahrnehmungen dadurch hergestellt, daß man die Lichterscheinungen von mehreren Sensitiven g l e i c h z e i t i g beobachten und von diesen letzteren nachher unabhängig von einander über die empfangenen Eindrücke Erklärungen abgeben ließ. Die Übereinstimmung der Aussagen bestätigte den gleichen Eindruck.

Oder es wurde z. B. die leuchtende Hand in verschiedene, dem Beobachter nicht bekanntgegebene Lagen gebracht. Die Sensitiven konnten jede Lageveränderung konstatieren; daß die Lichtemanationen auch von psychischen Momenten abhängig waren, zeigte sich bei geänderten Gemütszuständen, ebenso bei Ermüdung.

Es wurden auch Experimente, die Emanationen willkürlich zu verstärken oder zu vermindern, gemacht, welche gelangen. Der Experimentator konnte sich von der Richtigkeit der Beobachtung dieser Veränderung an Intensität versichern, weil die Beobachter nicht wissen konnten, ob der Experimentator die Emanation willkürlich verstärkte oder verminderte.

Diese Experimente waren aber sehr anstrengend, ermüdend und konnten nur aus einem psychischen Ruhezustand heraus mit Erfolg durchgeführt werden. Die Lichtnebel nahmen bisweilen größere Dimensionen an; sie waren zeitweise zusammenhängend, zeitweise zerrissene Wolkenmassen. Sie hielten sich eine Zeitlang nachher im Raume, wenn z. B. die leuchtende Hand die Lage schon verändert gehabt hatte. Die zerrissenen Lichtnebelmassen erfüllten bisweilen im Laufe der Experimente den Raum derart, daß infolge dieses Lichtnebels die Dunkelheit für die Sensitiven ver-

schwand, während für die Nichtsensitiven die gleiche Finsternis wie zu Anfang herrschte.

In solchen Fällen konnten die Sensitiven jede Bewegung des Experimentators, auch die des Nebensitzenden, wahrnehmen, nur wurde die Unterscheidung besonderer Lichtexperimente hinsichtlich Farbe und Form erschwert, weil sie stärkerer Emanationen bedurften, um von den bereits vorhandenen Lichtnebeln unterschieden werden zu können. Zu vergleichen wäre der Eindruck dieser Lichtnebel mit demjenigen eines in weiter Ferne befindlichen und von Nebelmassen umhüllten graubläulichen, elektrischen Bogenlichtes. Man kann in solchem Lichtnebel die Umrisse eines Gegenstandes wahrnehmen, aber man kann nicht lesen.

Die Versuche, diese Lichtnebel zu absorbieren, hatten eine Verdunkelung im Raume zur Folge, so daß auch die Sensitiven gleich den Nichtsensitiven die Finsternis im Raum konstatierten. Die Brust, Hände, Arme, das Gesicht ergaben deutlichere Emanationen als der Rücken, wobei bemerkt wird, daß es sich nicht um eine gestärkte Hemdbrust handelte, sondern daß ein schwarzer zugeknöpfter Rock den Oberkörper des Experimentators umkleidete. Während die Vorderseite des Oberkörpers licht erschien, zeigte die Rückenseite keine Emanation. Erst infolge einer verstärkten willkürlichen Emanation wurde auch die Rückenseite licht, aber nicht so stark wie die Vorderseite.

Reibung der Hände, Drehung des Armes erhöhten die Intensität der Emanationen, lang andauernde Experimente verminderten dieselbe.

Laute Gespräche, Unruhe und dergl. Störungen beeinträchtigten die Experimente.

Auf welche Weise diese für Nichtsensitive unsichtbaren Lichtemanationen photographisch festgehalten werden könnten, bildet den Gegenstand weiterer Untersuchungen.

Es wurden Versuche in der Weise z. B. gemacht, daß zwei Personen mehrere Finger auf die im Entwickler befindliche photographische Platte gegenüber im Abstande von ca. 4 cm legten. Es zeigten sich sodann strahlenartige Linien, welche von den Fingern ausgingen und ineinander übergingen.

IV. Telepathische Experimente.

Im engeren Kreise wurden außerdem Versuche der willkürlichen Gedankenübertragung gemacht, und zwar im wachen Zustande, welche gelungen sind und nach den Sommerferien fortgesetzt werden, um insbesondere die inneren Vorgänge, unter welchen sich die Telepathie vollzieht, praktisch zu untersuchen.

V. Fluidalkörper-Experimente.

Anschließend an die Exteriorisationsexperimente wurden in engerem Kreise viele Versuche über den Austritt des „Fluidals“ im wachen Zustande unternommen. Dieselben ergaben für die sensitiven Zuschauer genügende Beweise, so daß bereits an die Untersuchung der Bedingungen, unter welchen der Austritt stattfindet, geschritten werden kann. Eine Veröffentlichung der bisherigen Erfolge wäre indessen verfrüht.

Dieser Bericht *) soll nur eine Skizze eines Teiles der bisherigen Arbeiten der Psychologischen Gesellschaft darstellen. Die nächsten experi-

*) Abdruck nur mit Genehmigung des Präsidiums gestattet.

mentellen Untersuchungen werden nach dem gegenwärtigen Stande der Resultate, hauptsächlich den Bedingungen, unter welchen die Resultate hervorgegangen waren, gewidmet sein.

Wien, am 10. Oktober 1913.

August Paul Eder, Präsident der P. G.



Okkultistische Umschau.

Einige unmaßgebliche Winke für den okkultistischen Kongreß. Von einem Außenseiter. Im Frühjahr wird in Berlin ein okkultistischer Kongreß zusammentreten, um zu versuchen, in Deutschland auf diesem großen und viel verzweigten Gebiet anregend und fördernd zu wirken. Namen von Klang und Ansehen findet man unter denen der Veranstalter und Redner; aber mehr wie auf jedem andern Gebiet liegt auf diesem die Gefahr nahe, daß außer einigen schönen und gewiß interessanten Reden nichts Tatsächliches erreicht wird. Es handelt sich nicht darum, vom Okkultismus Überzeugte noch überzeugter zu machen, sondern das wünschenswerte Ergebnis des Kongresses wäre das, ein so erdrückendes Tatsachenmaterial okkulter Vorgänge herbeizuschaffen, daß jeder Unbefangene sich diesem uralten und doch neuen Gebiet nicht mehr verschließen kann.

Das aber zu bewerkstelligen, genügt nicht der Kongreß allein, sondern es muß eine gründliche Vorarbeit geleistet werden; eine methodisch geordnete, streng nüchterne Vorarbeit, die dann auf dem Kongreß nach streng geregeltem Plan zur Verhandlung käme, nach Gruppen geordnet. Dies würde sich etwa folgendermaßen gestalten:

Gruppen: I. Naturwissenschaftliche Physik, Chemie, Radium: 1) Physik, Chemie (Radium): a) Definition und Eigenschaften der Atomen-Moleküle; b) Strahlungen (Radium, Photographie). 2) Botanik. Pflanzenphysiologie (Fließ), Periodizität, Mond-, Sonnen- usw.-Strahlung. 3) Tierreich. Physiologie, Vererbung geistigen Eigentums, Instinkt, Rolf, Krall, Gespenstersehen der Tiere. 4) Menschen. Fortpflanzung, Periodizität, Vererbung, Temperatur-Einflüsse und Strahlungs-Einflüsse, 5) Somantomanie in ihren verschiedenen Zweigen (Chiromantie, Phrenologie usw.). II. Sterneneinflüsse: 1) Sonnenflecke und Erdbeben. Kosmische Veränderungen. 2) Astrologie mit verschiedenen Zweigen. III. Psychisches: 1) Psychopathologisches (Hypnose, Suggestion, Trance, Medien). 2) Hellsehen — Telepathie — Magnetische Heilung). 3) Psychometrie. 4) Medizinische Psychotherapie. 5) Inkarnationserinnerungen. 6) Traumwesen. 7) Mantik. IV. Medizin. Der Siegeszug des Okkultismus wird sich nicht aufhalten lassen, auch durch die größten Feinde der Bewegung, durch Schwarmgeister und Charlatane, nicht. Aber daß er erheblich gefördert werden kann, das steht beim Kongreß, und es ist zu hoffen, daß er seiner Aufgabe gerecht wird zum Vorteil unseres Vaterlandes, der Menschheit und Wissenschaft. Dr. Leuenberg und Leo v. Sieger.

Die Gewissensqualen eines Leichenräubers. Vor der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts III hatte sich kürzlich ein Mann zu verantworten, weil er im Grabgewölbe der alten Kirche zu Blumberg bei Potsdam die Särge geöffnet und die Leichen beraubt hatte. Nach der Tat bemächtigte sich seiner eine große Aufregung. Dies fiel auf, als er die Sachen verkaufen wollte. Er wurde verhaftet und gestand sein Verbrechen. Dann kam eine lange Zeit der Untersuchungshaft. Seine Schreckhaftigkeit nahm zu, die Toten, die er beraubt hatte, standen in seinen

phantastischen Träumen aufgereiht neben seinem Bette und klagten ihn an. Allmählich brach bei ihm der Verfolgungswahnsinn aus. Bevor man den Gefangenen vor die Richter führte, stellte sich ein Tobsuchtsanfall ein. Er schrie und kämpfte gegen die Toten, so daß er gefesselt werden mußte. Da der sachverständige Gerichtsarzt den Angeklagten für nicht verhandlungsfähig erklärte, wurde der Fall vertagt.

Der siderische Pendel. Das Kallenbergsche Buch „Offenbarungen des siderischen Pendels. Die Leben ausströmende Photographie des Übersinnlichen" hat bereits zu einer gerichtlichen Klage geführt, deren Verhandlung kürzlich vor dem Schöffengericht Charlottenburg stattfand. Dabei kam es zu Vorführungen aus dem Gebiete der vierten Dimension, an denen der Vorsitzende, die Schöffen und die Parteien sowie einige Anwesende sich als Zuschauer beteiligten. Es handelte sich um die „Offenbarungen des siderischen Pendels", eines an einem Seidenfaden aufgehängten Ringes, der allerlei Dinge zu ergründen imstande sein soll.

Als Kläger trat der Verleger des Kallenbergschen Buches auf. Beklagter war ein Charlottenburger Justizrat, der das Buch als Schwindel bezeichnet hatte. Der Zeuge Kallenberg übernahm es nun, vor Gericht durch das Experiment nachzuweisen, daß das Buch kein Schwindel sei und seine Behauptungen über die Wunderkraft des siderischen Pendels den Tatsachen entsprächen. Er hatte Photographien und Briefe sowie ein Pendel mitgebracht. Über männlichen Photographien, die auf den Tisch oder auf ein leeres Wasserglas gelegt wurden, beschrieb der Pendel einen Kreis, über weiblichen eine Ellipse, über dem Bild eines nicht normal veranlagten jungen Mannes kam es zum völligen Stillstand. Genau so, wie es in dem Buch beschrieben ist. Es gibt nach Kallenberg aber auch noch männliche und weibliche Dinge, denen man ein Geschlecht nicht zutraute. So ist das Gold ein männliches Metall, das Silber ein weibliches. Auch den Edelsteinen und Halbedelsteinen kommt ein Geschlecht zu. Angeblich wäre der intelligente Pendel sogar imstande, das Geschlecht eines Kindes vorauszubestimmen. Das soll aber erst dreimal gelungen sein.

Das Gericht sah die Sache mit skeptischen Augen an, besonders da es dem Vorführenden trotz mehrfacher Aufforderungen nicht gelingen wollte, den Blick dauernd von seinem Experiment abzulenken. Das Ergebnis der Pendelschwingungen über dem Bildnis eines anwesenden Herrn blieb übrigens ungewiß. Der Pendel bewegte sich bald so, bald so. Der Experimentator, der dieses Bild nicht kannte und, da es verdeckt blieb, nicht sehen konnte, meinte, es könne sowohl einen Herrn als auch eine Dame vorstellen. Wahrscheinlich sei es ein Herr mit femininem Einschlag. Ein salomonischer Spruch, der einige Heiterkeit erregte. Das Ergebnis der Verhandlung war ein Vergleich auf Grundlage der Erklärung des Beklagten, daß er einige der vorgeführten Experimente trotz der erschwerten Situation für gelungen halte.

Wie der Mensch stirbt. Der bekannte amerikanische Hellseher Andrew Jackson Davis beschreibt die Vorgänge beim Sterben folgendermaßen: „Ich habe an vielen Sterbebetten gestanden und dabei vermöge meines Seherblickes Dinge beobachtet, die dem sterblichen Auge für gewöhnlich verborgen bleiben. Wenn ein Mensch im Sterben liegt, so erkalten zuerst die Füße, zugleich bemerkt aber auch der Helleseher über dem Kopfe des Sterbenden eine Art magnetischen Hof, eine ätherische Ausstrahlung von goldigem Schein, in der sich Leben regt. Die Erkaltung schreitet sodann von den Füßen bis zu den Knieen und von den Händen bis zu den Ellbogen vor, während sich die Ausstrahlung über dem Kopf in aufsteigender Richtung bewegt und ein vollkommeneres Stadium erreicht. Nunmehr erkalten nach und nach die Beine bis zu den Hüften, die Arme bis zu den Schultern.

Die Ausstrahlung über dem Haupte steigt zwar nicht höher, breitet sich aber weiter aus. Die Kälte des Todes dehnt sich schließlich über Brust und Seiten aus, gleichzeitig erreicht die Ausstrahlung fast die Decke des Zimmers.“ Im weiteren Verlauf bemerkt der Hellseher, wie der soeben auferstandene geistige Körper — dies ist eben die Ausstrahlung — sich nach einem Lichtfaden hinbewegt, der sich durch das Zimmer zieht. Eine goldene, überirdische Lichtgarbe, gespendet als führende Kraft aus dem Jenseits, bestrahlt dabei unausgesetzt den Auferstandenen. „Einem neugeborenen Kinde gleich, ist der Geist selbst bei all diesen Vorgängen von tiefem Schlafe umfangen, seine Augen sind geschlossen und es erscheint, als ob er sich seiner neuen Existenz noch nicht recht bewußt wäre. In vielen Fällen ist dieser Zustand von langer Dauer, zuweilen erwacht der Geist aber auch schon nach ganz kurzer Zeit. Eine glänzende Korona wachender, geistiger Freunde ist ständig um den Schlafenden. Sie schlingen ihre liebenden Arme um ihn und schweben so mit dem neugewonnenen Freunde der Welt des Lichtes entgegen.“

Darf die Kuppel des Pariser Invalidendomes vergoldet werden? Sie hat eine neue Vergoldung dringend nötig, die Kuppel des Pariser Invalidendomes, aber ängstliche Gemüter warnen dringend vor diesem Schritte und führen als Grund ihrer Besorgnisse an, daß eine neue Vergoldung der berühmten Kuppel dem französischen Reiche immer großes Unheil gebracht habe. Mansarts Kuppelbau ist jetzt über 200 Jahre alt. Die erste Vergoldung erhielt er, als es mit dem französischen Königtum bergab ging. Die erste neue Vergoldung wurde im Jahre 1813 aufgelegt, und jedermann weiß, daß unmittelbar darauf die Heere der gegen Napoleon Verbündeten in Frankreich einzogen und das Kaiserreich gestürzt wurde. Beim Beginne des zweiten Kaiserreiches ordnete Napoleon III. eine Wiedervergoldung an. Die Vergolder legten eine so dünne, durchscheinende Goldschicht auf, daß sie selbst nach dem Urteil der besorgtesten Okkultisten keinen unheilvollen Einfluß entfalten konnte, und tatsächlich hatte die Vergoldung keine verhängnisvollen Folgen außer der, daß bald wieder eine neue Vergoldung nötig war. Napoleon III. ordnete wieder eine neue Vergoldung an, diese wurde ausgeführt, und unmittelbar darauf brach die Katastrophe über Frankreich herein, durch die das zweite Kaiserreich ein jähes Ende fand. Jetzt, mehr als 40 Jahre später, ist die Vergoldung wiederum erneuerungsbedürftig. Wird man es wagen, sie auszuführen?

Der Seelenpendel. Als eine Abart des „siderischen Pendels“ kann man den „Seelenpendel“ bezeichnen, über den das „Das Buch für Alle“ (Heft 12, 1913) Folgendes mitteilt:

„Über eine merkwürdige Entdeckung, die er gemacht haben will, berichtet der amerikanische Radiumforscher Prof. Dr. Everard Hustler, über das Phänomen des Seelenpendels. Um die Erscheinung hervorzurufen, bedarf es eines sehr einfachen Experiments. Man braucht nach Hustler dazu nur einen silbernen Eßlöffel und einen an einem Zwirnsfaden aufgehängten goldenen Trauring. Man wickelt das freie Ende des Fadens zweimal über den rechten Zeigefinger und läßt das vom Ring beschwerte längere Ende über den Daumennagel hängen, gerade über den Eßlöffel, der vor dem Experimentierenden auf dem Tische liegt. Um einer zu frühen Ermüdung vorzubeugen wird empfohlen, den Ellbogen aufzustützen. Nach einiger Zeit wird der Ring in schwingende Bewegung geraten, die je nach dem Geschlecht des Experimentierenden verschieden ist. Bei einer männlichen Person schwingt der Ring in der Längsrichtung des Löffels, bei einer weiblichen in der Querrichtung. Amüsant sollen die Störungen sein, die eintreten, wenn eine andersgeschlechtliche Person die freie linke Hand des Experimentierenden berührt. Der Ring geht erst in die Ruhelage über und fängt

dann aufs neue zu schwingen an, und zwar in einer gewissen Mittellage, so daß also ein Einfluß der zweiten Person deutlich wahrnehmbar ist. Eine Erklärung über das Phänomen hat Hustler bislang nicht gegeben.

Über das „Versehen“ der Frauen, welches Phänomen insbesondere du Prel in einer seiner besten Schriften, der „Vorgeburtlichen Erziehung“, sehr spannend behandelt, berichtet im übrigen auch Heinrich Heine in der Reiseskizze „Norderney“. Er weist dort darauf hin, daß die Insulanerinnen bisweilen Kinder zur Welt bringen, die den vornehmen Typen der Badegäste ähneln. „Das ist leicht zu erklären,“ schreibt Heine. „Ich will hier durchaus auf kein unsittliches Verhältnis anspielen. Die Tugend der Insulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit und ganz besonders durch ihren Fischgeruch geschützt . . . Und wenn ihre Kinder mit badegästlichen Gesichtern zur Welt kommen, so würde ich darin vielmehr ein psychologisches Phänomen erkennen und mir solches durch jene materialistisch-mystischen Gesetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtschaften so schön entwickelt.“

„Wie viele rätselhafte Naturerscheinungen sich durch jene Gesetze erklären lassen, ist erstaunlich. Als ich voriges Jahr durch Seesturm nach einer anderen ostfriesischen Insel verschlagen wurde, sah ich dort in einer Schifferhütte einen schlechten Kupferstich hängen, „La tentation du vieillard“ überschrieben und einen Greis darstellend, der in seinen Studien gestört wird durch die Erscheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und sonderbar! Die Tochter des Schiffers hatte dasselbe lüsterne Mopsgesicht wie das Weib auf dem Bilde.“ — Im Anschluß daran spricht Heine auch von der bisweiligen Ähnlichkeit der Physiognomien der Untertanen mit den Zügen der betreffenden Landesfürsten, die Bilder und Münzen jenen vor Augen führen. R. M.

Ein Antiselbstmordverein. Es ist bisher kaum bekannt geworden, daß in Wien seit einigen Jahren eine Art Antiselbstmordverein besteht. Während die Heilsarmee dem Selbstmordversuch vorbeugen will, zielt der Wiener Verein darauf ab, Rückfälle zu verhindern, indem er Leute, die bereits Selbstmord versuchten, in einem solchen Sinne beeinflußt. Ein ungenannter Menschenfreund hat nicht allein einen namhaften Geldbetrag zur Verfügung gestellt, durch den die Gründung eines derartigen Unternehmens ermöglicht schien, sondern auch bis heute den Verein immer aufs neue unterstützt. Er zählt etwa 30 Mitglieder, größtenteils Seelsorger, und zwar solche römisch-katholischer, protestantischer und israelitischer Konfession, sowie einige Ärzte.

Am 5. Mai 1907 trat der Antiselbstmordverein zum erstenmale in Tätigkeit. Seither hat der Verein 394 Fälle, wie fortgesetzte Erhebungen bei den einzelnen Fällen ergaben, mit bleibendem Erfolg erledigt. Im Nachfolgenden seien, einer Mitteilung der Wiener „Zeit“ folgend, einige Einzelfälle erwähnt, um die Art dieses wohltätigen Wirkens zu kennzeichnen: Ein 19jähriger Bursche verübte einen Selbstmordversuch, da seine Eltern ihn zu einem Berufe nötigen wollten, der ihm widerstrebte. Eine eindringliche Unterredung, die ein Vereinsmitglied mit den Eltern des Knaben pflog, um sie ihrem Sohne gegenüber nachgiebig zu stimmen und ihm so neuen Lebensmut einzuflößen, führte zum gewünschten Erfolg. — Einer armen Frau, die ob ihrer eigenen und ihrer Kinder Notlage in die Donau gesprungen, aber gerettet worden war, verschaffte der Verein eine Nähmaschine, so daß sie zu Erwerb kam und mit ihrer Familie leben konnte. Ferner griff der Verein häufig bei Delogierungen ein oder es wurden verarmten und verzweifelten Personen verpfändete Gegenstände ausgelöst, kleine Geldabgaben gewährt, u. dgl. m.

Zahlreich sind auch die Fälle, in denen der Antiselbstmordverein Familienzwistigkeiten schlichtete. Ein anderesmal, und zwar vor einigen Monaten, half er einer geschiedenen Frau, die aus Not den Selbstmordversuch beging.

Dieser Frau, einer Beamtensgattin, die mit ihren drei Kindern zusammen lebt, war gerichtlich eine monatliche Alimentation von 60 Kronen zugesprochen worden. Sie war aus guten Verhältnissen ins Elend geraten, und schließlich mußte sie Handlangerdienste in einer Ziegelfabrik annehmen. In dieser Bedrängnis sah sie nur einen Ausweg: den in den Tod. Ihr Selbstmordversuch mißlang, und nachdem der Verein von ihm Kenntnis erhalten und dem Falle nachgeforscht hatte, vermochte ein Vereinsmitglied den geschiedenen Gatten in einer ernsten Zwiesprache dazu zu bewegen, daß er die Alimente erhöhe. Zufällig wurde eben der Posten einer Kantinière frei, den gleichfalls der Verein der Frau vermittelte, so daß sie bald aller Sorgen ledig war. — Eine wirkungsvolle Intervention nach Selbstmordversuchen infolge Arbeitslosigkeit bildet nicht die letzte Aufgabe des Vereins.

Die Schriftleitung des „Zentralblattes für Okkultismus" hat dazu nichts weiter zu bemerken, als daß dieser „Antiselbstmordverein" füglich als praktische Theosophie anzusprechen ist. Solche Vereine allenthalben zu gründen wäre wahrscheinlich notwendiger und segensreicher wie die Erbauung eines „Theosophischen oder anthroposophischen Tempels". Kirchen und Tempel hat unser Herrgott schon genug, Stätten praktischer Nächstenliebe aber sicherlich zu wenig.

Die Rückkehr der Geister. W. T. Stead, der bekannte, bei dem „Titanic"-Untergang ums Leben gekommene Journalist, von dem im Zentralblatt schon öfter ausführlich die Rede war, sagt in der Vorrede zur 6. Auflage seines Buches „Nach dem Tode": „Dreierlei Dinge sind es, die sich in allen diesen Botschaften wiederfinden: Erstens, daß der Tod unser geistiges Bewußtsein nicht unterbricht. (Die in die Geisterwelt Eingetretenen behaupten sogar oft, sie seien noch ganz unverändert dieselben, so daß es zuweilen Mühe kostet, ihnen begreiflich zu machen, welcher Wechsel durch das Absterben des Leibes mit ihnen vorgegangen ist.) Zweitens, daß die Zeit geistigen Wachstums und fortgesetzter Prüfung beim Eintritt des Todes ebensowenig als vollendet betrachtet werden kann, wie z. B. bei der Schulentlassung, beim Schluß der Lehrzeit oder bei sonstigen Lebensabschnitten. Die Umgebung wechselt; aber das Prinzip des Fortschrittes, der endlosen Entwickelung, die zu immer weiterer Veredelung führt, bleibt Lebensgesetz. Drittens ist es nicht nur möglich, sondern auch erlaubt, ja unbedingte Pflicht, mit unseren teuren Vorausgegangenen einen liebevollen Verkehr zu pflegen."

Ein Wunder an Lesegeschwindigkeit. Über ein einzigartiges Phänomen menschlicher Sehkraft macht die „Revue" einige interessante Angaben. Die Schnelligkeit der Seh-Wahrnehmung bei dem Betreffenden, einem Patienten eines Pariser Augenarztes, geht über alles hinaus, was man bisher an seltsamen Fällen auf diesen Gebieten kennen gelernt hat. Der Patient ist imstande, mit einem einzigen Blick eine ganze Buchseite von gewöhnlicher Oktavgröße aufzunehmen. Die Augen ruhen nur zwei oder drei Sekunden auf der Seite, dann spiegelt sich im Geiste vollkommen genau das Satzbild des ganzen Blattes und kann Wort für Wort wiederholt werden. Der Eindruck auf die Sehkraft ist so groß, daß der Patient bisweilen noch nach Jahren imstande ist, eine solche in wenigen Sekunden gesehene Druckseite zu wiederholen, beziehungsweise nach dem visuellen Erinnerungsbilde wieder „vorzulesen". Der Pariser Arzt hat das Expriment in Gegenwart von Kollegen mehrfach wiederholt und stets dasselbe überraschende Resultat erzielt. Voraussetzung ist nur, daß es sich um eine leichte, schnell verständliche Lektüre handelt, die nicht abstrakte Probleme erörtert. Geschichtswerke, Gedichte, Romane und gewöhnliche Zeitschriften wurden benutzt, und stets genügte eine Zeit von zwei Sekunden, um dem Manne die Möglichkeit zu geben, den nie gehörten und vorher nie gelesenen Text Wort für Wort zu reproduzieren. Der Held dieser Versuche hat besondere Freude an Ge-

dichten und kann sie sofort auswendig hersagen, nachdem ihm das Blatt mit den Versen für zwei Sekunden vor die Augen gehalten worden ist. Der demonstrierende Arzt möchte diese rätselhafte Erscheinung mit der krankhaften Schwäche eines Augenmuskels in Verbindung bringen. In der Tat hat der Patient vor vielen Jahren an einer gefährlichen Entzündung einer Gefäßhaut des Auges gelitten, von der eine Schwächung eines Augenmuskels zurückgeblieben ist, doch bezeichnet der Arzt seinen Erklärungsversuch selbst als unzureichend und muß sich darauf beschränken, die Tatsachen einfach vorzulegen, da eine Erklärung einstweilen unmöglich scheint.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Tilsit, den 15. 10. 13.

Sehr geehrter Herr Gesinnungsfreund!

In der mir gestern zugegangenen Oktobernummer des Zentralblattes für Okkultismus finde ich auf Seite 224 den interessanten Bericht des Herrn J. Degen über die geheimnisvolle Katze, die des Freundes Mutter belästigte. Ich möchte Ihnen dazu ein Pendant liefern.

Im letzten Frühjahr erzählte mir eine alte Freundin von einem ähnlichen Fall. „Eine Bauersfrau in Lindau in Anhalt wollte Eierkuchen backen, es fehlte ihr dazu aber noch etwas Mehl. Sie ging deshalb zur Nachbarin, um sich solches zu leihen. Als sie später beim Backen war und eben den Eierkuchenteig in das siedende Fett laufen ließ, kam zum Gossenloch der Küche eine schwarze Katze herein. Diese miaute und soll dann gesagt haben: „Mehl geborgt, Kuchen gebacken, Mehl geborgt, Kuchen gebacken." In ihrer Angst und Aufregung nahm die Frau die Pfanne und schüttete der Katze den Inhalt über den Kopf. Darauf verschwand das Tier.

Als die Bauerfrau am nächsten Tage das geliehene Mehl zurückgeben wollte, fand sie die Nachbarin mit verbundenem Kopfe vor. Diese sagte: „Na, dafür, daß ich Ihnen das Mehl gab, brauchten Sie mir doch so etwas nicht anzutun!"

Damit schloß die Erzählung meiner Bekannten. Wie lange Jahre das Ereignis zurücklag, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. H. T.

„Verdünnte Katzenessenz". Im VI. Jahrgang des „Zentralblattes für Okkultismus" wurde auf Seite 618 berichtet, daß nach Genuß von Wasser aus einem Brunnen, in den eine tote Katze geworfen wurde, sowohl bei einem Manne als dessen Frau und dessen erst später geborenem Kind eigentümliche Erscheinungen bemerkt wurden. Zunächst läge es nahe, an Hysterie und hysterische Infektion zu denken, jedoch der Volksglaube, daß der Genuß von Tieren oft Verwandlungen herbeiführen könne, gab zu dem Gedanken Anlaß, zu untersuchen, ob nicht doch reale materielle Wirkung vorliegen könnte. Zu dem Behufe wurde eine wildernde Katze geschossen und nach drei Tagen ausgeweidet und zerlegt. Das Fett und die Geruchsdrüsen wurden sorgfältigst wegpräpariert und gesondert aufbewahrt. Daraufhin wurden denselben Hunden, welche die Katze gejagt hatten, Teile derselben vorgeworfen. Diese nahmen sie nicht an. Dann wurde Katzenfett an verschiedene Stellen und Gegenstände gestrichen, die Hunde nahmen mäßig an. Nach diesem Versuche wurden verschiedene Stellen und Gegenstände mit einem Gemisch aus Katzenfett und Katzendrüsenflüssigkeit bestrichen, die Hunde nahmen wütend an. Daraus folgerte, daß das Sekret der Drüsen die spezifischen Wirkungen auslösen mußte. Ein positiver Beweis wurde zunächst dadurch erbracht, daß mit

starkverdünntem Drüsensekret verwitterte Mausfallen, in denen am Vortage noch Mäuse sich fingen, versagten, trotz sonstiger Lockmittel. Nun konnte das Experiment an Menschen versucht werden, und zwar in Verbindung mit dem Tierexperiment. Gutes Rindfleisch wurde roh mit etwas starkverdünntem Katzendrüsensekret befeuchtet und dann zubereitet, und zwar mit Gewürzen gebraten. Die Hunde fraßen es nicht, und Personen, denen die Zubereitung des Fleisches unbekannt blieb, aßen es zwar, doch widerstand es denselben bald und die Versuchspersonen bekamen unangenehme Magenzustände. Dieselben dauerten lange an und wichen langsam. Nun wurde Brunnenwasser mit sehr stark verdünntem Sekret (1 Tropfen zu 150 gr Wasser) vermischt und getrunken. Es stellten sich darauf Magenbeschwerden ein, obwohl die Versuchspersonen nichts von der Zubereitung des Wassers wußten.

Nach längerem Genusse dieses Wassers stellten sich bei dem Leiter dieses Versuches psychische Erregungszustände ein, welche sich in folgender Weise kund taten. Vor allem trat eine leichte Abneigung gegen Hunde ein, sowie ein Bedürfnis zu schleichen und das Miauen nachzuahmen. Daraufhin wurde der Versuch abgebrochen, da der Zweck desselben, zu untersuchen, ob ein Katzenleichnam psychische Änderungen hervorzurufen imstande sei, erreicht wurde.

Nimmt man nun an, daß in dem vom Zentralblatte mitgeteilten Falle psychische Selbstinfektion mitspielte, so liegt derselbe ziemlich klar. Denn augenscheinlich treten durch den Genuß verschiedener Substanzen Veränderungen im Empfindungsvermögen ein, u. a. scheinen diese Veränderungen bei stark riechenden Substanzen vermöge der Kleinheit der geruchsverursachenden Teile (Odonen) und der dadurch bedingten größeren Wirkungsfähigkeit sicherer und rascher aufzutreten. Es wäre erwünscht, wenn dieses Gebiet auch von anderen Okkultisten untersucht würde.

Simharajan.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter des „Zentralblattes für Okkultismus"!

Da ich seit $4^1/_2$ Jahren von sehr mysteriösen Tatsachen und Begebenheiten umgeben bin, über die ich keinen Aufschluß erhalten kann, gestatte ich mir, Ihnen einige derselben zu unterbreiten mit dem höflichen Ersuchen, ob eine Aufklärung möglicherweise erfolgen könnte. Zunächst möchte ich vorausschicken, daß es sehr schwer halten wird, der umfangreichen Begebenheiten halber dieselben einfach der Reihe nach aufzuzählen; ich kann daher nur einzelne Bruchteile derselben folgen lassen. Ich war in einer Stadt am Rhein und lebte sehr zurückgezogen mit einem Dienstmädchen. Dasselbe erhielt eines Tages Bestellungen, die es mir ausrichten sollte, von Herren, die sich als mir verwandt ausgaben. Ferner gaben sie ihr Blumen, Obst, die verschiedensten Viktualien, die ich zu kaufen niemals geheißen und für welche ich auch nicht die Mittel hatte. Ich hörte laut von verschiedenen Stimmen: „Guten Morgen, liebe Tante" rufen, ohne jemand zu sehen. Als ich das Dienstmädchen in das Zimmer schickte, woher die Stimmen kamen, konnte diese die Menschen sehen. Sie übergaben ihr zwei Gravüren, die sie mir geben sollte, und drückten die Hoffnung aus, mich bald selbst sprechen zu können. Ich bekam die schönsten Gemüse, Zitronen und sonstige Sachen zu einer Zeit, da sie nur für extravagante Preise zu haben waren, kurz, Sachen, deren Anschaffung meine Verhältnisse mir nicht gestatteten, und wenn ich mich bedanken ließ, so hieß es stets: „Wir tun nur unsere Pflicht." Die Sachen wurden dem Mädchen zuweilen im Hausflur, meist aber auf der Straße gegeben, von den Herren selbst, die fast stets von Dienern, die die Sachen trugen, begleitet waren. Zuweilen erhielt sie die Sachen unsichtbar in den Einkaufkorb gelegt. Zuweilen wurde ich gebeten, stets unsichtbar, das Mädchen auf die Straße zu schicken, oder ich wurde gefragt, ob ich dies oder jenes wünschte. Das Mädchen erhielt sehr oft Kleidungsstücke, die ihr vollkommen

passend waren. Dann hatte ich wochenlang den Genuß eines herrlichen Kunstpfeifens. Täglich wurde ich mehreremale gefragt, ob man mir ein Lied vortragen dürfe. Es waren herrliche Melodien, die nur ein Künstler auf diese Weise hervorbringen konnte, und erheischten namentlich die hohen Töne solch anstrengende Atembewegungen, daß ich deren Wirkung deutlich vernahm. Ich habe die Lieder alle aufgezeichnet. Es verschwanden öfter Gegenstände, die meist dem Mädchen gehörten, und wenn ich sagte: „Ich will wissen, daß die Sachen wiederkommen," flogen sie meist bald darauf ins Zimmer. Dem Mädchen wurden in einer kalten Nacht die Decken und Kissen vom Lager fortgenommen, ohne daß sie es bemerkte; erst als sie aufstand, merkte sie den Grund, warum sie es die Nacht so kalt gehabt, und um den Ofen herum, der in unserm Zimmer stand, lagen noch Federn aus dem Kopfkissen. (Ich mußte Gründe halber das Mädchen dicht an meinem Zimmer schlafen lassen, so daß ich genau von allem unterrichtet war.)

Eine Zeitlang flog jeden Morgen ein Schreiben ins Zimmer, und zu den Schriftstücken war mein Papier benützt oder dieselben waren auf Bildern, z. B. ein flüchtiger Hirsch, ein Sarkophag und dergl., geschrieben und war der Inhalt des Schreibens den Darstellungen entsprechend, jemand, der um mich gekämpft hatte, aber durch einen andern überwunden worden war. Das Mädchen hat eine einfache Dorfschule durchgemacht und besitzt eine sehr mangelhafte Schreibweise; im Sprechen drückt sie sich jedoch besser aus als manches andere Mädchen ihres Bildungsgrades. Sie ist ein stilles Mädchen, stets für sich und ich hatte stets Mühe, sie Sonntags zum Ausgehen zu bewegen.

Von den Herren, die ihr die Bestellungen für mich abgaben, sagte sie, daß dieselben nur wenig Deutsch sprächen, so daß sie stets Schwierigkeit hatte, dieselben zu verstehen. Sie seien meist Mohammedaner gewesen — jedenfalls Ausländer.

Seit einem Jahr ist das Mädchen nicht mehr bei mir und ich habe in der Zeit nur noch einige Briefe und Karten durch die Post erhalten.

In den Briefen und Karten werde ich mit einem andern Vornamen angeredet, wie man mir überhaupt sagen ließ, daß ich nicht meinen richtigen Namen trüge. Seit ungefähr einem halben Jahr habe ich nichts mehr gehört, noch erhalten.

H. S.

Hamburg, den 16. Okt. 1913, Papendamm 24 II r.

Sehr geehrter Herr!

Hiermit möchte ich folgende Mitteilung machen, die Sie vielleicht im „Zentralblatt für Okkultismus" veröffentlichen könnten:

Etwa 3—4 Wochen vor dem tragischen Unglücksfall des Dr. Diesel, der so großes Aufsehen erregt hat, war ich in Bremen, um einigen interessanten Ausführungen der Ihnen bekannten Frau von Heyman zu folgen.

Bei der Unterhaltung tat die Dame unter anderem folgenden Ausspruch: „Ingenieur Diesel wird ertrinken." Obschon ich damals das Eintreffen des Ereignisses stark bezweifelte und diesen Zweifel auch später noch brieflich meinem Bruder gegenüber ausdrückte, etwa mit den Worten: Die Sache scheint doch nicht ihre Richtigkeit zu haben, denn Dr. Diesel lebt immer noch, muß ich eingestehen, daß die Meldung des Unglücksfalles in den Zeitungen auf mich einen großen Eindruck gemacht hat. — Schon vorher wurden mir verschiedene Fälle mitgeteilt, bei denen die Vorhersagungen Frau von Heymans wörtlich eingetroffen sind. Die Sehergabe der Frau v. Heyman dürfte durch die vorstehende Mitteilung eine erneute Bestätigung erfahren, der Ausspruch geschah in Gegenwart von noch zwei Herren. Wir notierten ihn uns, sodaß ein Versehen ausgeschlossen ist.

Hochachtungsvoll

Heinrich Schultz.

An unsere verehrten Leser und Mitarbeiter!

Wenn dieses Heft des „Zentralblattes für Okkultismus“ in alle Welt hinausflattert, dann neigt sich auch das ominöse Jahr 1913 seinem Ende zu und wir wollen hoffen, daß die Optimisten Recht behalten und uns friedliche Weihnachten winken mögen. Genug des Blutes ist in diesem „Blutjahr 1913“ ohnedies am Balkan geflossen; genug der Greueltaten wurden dort, leider auch von christlichen Völkern, verübt, und für viele Tausende von armen Opfern dieser politischen Umwälzungen hat unter wahrhaft furchtbaren Umständen ihre letzte Stunde in diesem Erdenleben geschlagen. Wir müssen also Gott danken, daß das blutige Ungewitter die größeren Staaten Europas verschont hat. Mystisch veranlagte Naturen werden uns sagen, daß wir die Erhaltung des Weltfriedens in diesem Krisenjahr nicht so sehr der Weisheit der Diplomaten, sondern dem verborgenen Eingreifen höherer Mächte zu verdanken haben. Denn mehr als einmal stand in diesem Jahre der Weltfriede auf eines Messers Schneide!

Sicherlich hat aber in dieser politisch so hochbewegten und gefährlichen Zeit auch die weiße Loge hienieden unverdrossen ihre Arbeit geleistet; es entzieht sich nur unserer Beobachtung und Beurteilung, wie groß das Verdienst dieser Loge in der Erhaltung des Weltfriedens war. Ist doch jeder Okkultist weißer Richtung mehr oder minder Friedensfreund; er betrachtet Kriege nur als äußerste, härteste Notwendigkeiten, um neue Zeitperioden einzuleiten, die aber nie und nimmer leichtsinnig heraufbeschworen werden sollen, da gerade ein europäischer Krieg in unserer Zeit, abgesehen von seiner Furchtbarkeit, auch in seinen Ausgängen und Folgen nahezu unberechenbar ist.

Ebenso wie die Kriegsgefahr an sich, soll auch tunlichst dem nicht minder gefährlichen progressiven Wettrüsten ein Ziel gesetzt werden. Und trotzdem die Heeresleitungen aller Staaten Europas im verflossenen Jahre, wie nie zuvor, ihre Heere und Flotten verstärkt haben, so beginnen doch einsichtige Staatsmänner notgedrungen den Gedanken zu erwägen, ob nicht auch diesem wirtschaftlichen Krebsschaden zum Wohle aller Völker ein Riegel vorgeschoben werden könne. Zart sind allerdings diese Ansätze einer höheren Kultur, aber es wäre sehr ungerecht, in ihnen nicht wenigstens den guten Willen zu erblicken. Denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Ein guter Gedanke ist nie ein verlorener Gedanke! Er mag sich augenblicklich noch nicht durchsetzen können, damit ist noch nicht erwiesen, daß er nicht später einmal seiner Verwirklichung entgegengeht. An hundert Beispielen ließe sich dies erweisen, und gerade wir Okkultisten sollten aus solcher Erkenntnis immer neuen Mut schöpfen und am schließlichen Triumph des Guten, Wahren und Schönen nicht verzweifeln. Wir leisten der Welt und uns selbst keinen geringen Dienst durch solch eine geistige Haltung. In diesem Sinne hat sich auch Rosegger über den Weltfrieden in seinem „Heimgarten“ erst kürzlich ausgesprochen. Wir geben seine Worte deshalb hier wieder, weil wir sicher sind, daß dieselben besonders in Okkultistenkreisen den lebhaftesten Widerhall und das beste Verständnis finden werden. Rosegger sagt:

„Solange es in der Welt streitlustige Leute, angriffslustige Völker gibt, muß es auch Wehr und Verteidigung geben — und das ist der Krieg. Dem Weltfrieden müßte also eine allgemeine, tiefsittliche Kultur vorausgehen, dann aber der Glaube, daß er überhaupt möglich ist. Ohne Glaube kein Wille, ohne Willen keine Kraft.“

Da hätten wir also in kurzen Worten die ethischen und metaphysischen Bedingungen zur Herbeiführung des hohen Zieles des Weltfriedens klipp und klar ausgesprochen!

Je mehr wir Okkultisten also an der Verbreitung einer höheren, spiritualisti-

schen Weltanschauung tätig sind, je mehr wir dazu beitragen, der Menschheit wieder zu einem Glauben an hohe Ziele und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu verhelfen, indem wir uns bemühen, die geistigen Gesetze jedes Geschehens zu klären, desto mehr tragen auch wir zur Verwirklichung des Weltfriedensgedankens bei, desto gesegneter wird unsere Tätigkeit sein.

In diesem Sinne laden wir unsere verehrten Mitarbeiter und Leser ein, auch im kommenden Jahre wie bisher zähe an unseren Bestrebungen festzuhalten. Sahen wir doch, um nur ein Beispiel zu geben, den endgültigen Triumph der Wünschelrute gerade in diesem Jahre am ersten Wünschelrutenkongresse in Halle an der Saale. An diesem nahmen auch deutsche Geologen teil, obwohl kaum ein Jahr verflossen ist, seit der deutsche Geologentag es für gut befunden hatte, das Publikum vor den Rutengängern zu warnen, da praktische Resultate mit der Wünschelrute ausgeschlossen scheinen. Am Kongresse zu Halle a. d. S. waren aber deutsche Geologen Zeugen, wie durch die Wünschelrute auf einem Terrain, das nach geologischem Gutachten kein Wasser führt, dennoch in 10 Meter Tiefe Wasser gefunden wurde.

Das Wasser ist ein Symbol des Lebens, des Segens und der Fruchtbarkeit. Die Wünschelrute erschließt uns aus verborgenen Tiefen segenspendende Quellen. So soll auch der wahre Okkultismus immer bestrebt sein, die der großen Menge verborgenen Ströme unbekannter Kräfte zum Wohle aller zu erschließen. Nicht in theoretischem Gezanke (diese Arbeit sei gerne den Schulgelehrten überlassen!), sondern in fruchtbringender praktischer Tätigkeit auf irgend einem Gebiete soll jeder Okkultist bemüht sein, seine Zeit zu nützen. Ein reiches Feld der Arbeit harrt hier unser. Man denke nur, wie befruchtend okkultes Wissen und Können auf Medizin, Psychologie, Philosophie, Erziehung und selbst auf Fragen sozialpolitischer Natur wirken kann.

Deshalb mögen unsere geschätzten Leser gerade in der schweren Zeit, in der wir leben, nicht ablassen, wo immer sie ein empfängliches Gemüt finden, unsere Ideen in dasselbe zu pflanzen. Es genügt ja nach dem Ausspruch des Evangeliums, wenn e i n Korn auf g u t e n B o d e n fällt.

Gäbe es auch kein Gesetz der Rückwirkung, so ist, wie uns die besten Menschen versichern, die Freude, Gutes getan zu haben, seine Pflicht der Mitwelt gegenüber erfüllt zu haben, kein leerer Wahn. D i e s e r e i n s t e W e i h n a c h t s f r e u d e m ö g e n a l l e u n s e r e L e s e r e m p f i n d e n ! Aus ihr entsprosse die feste Hoffnung auf eine schönere friedliche Zukunft, die allen Menschen verheißen ist, die guten Willens sind. So möge denn für uns alle das kommende Jahr, wenn es auch wieder ein Jahr der Arbeit und der Mühe ist, ein recht gesegnetes sein. Dies wünscht in aller Bescheidenheit

D e r S c h r i f t l e i t e r.

Aus dem Briefe eines langjährigen Abonnenten: „. . . Der Umstand meines Schreibens gibt mir auch heute Veranlassung, Ihnen, verehrter Herr Schriftleiter des „Zentralblattes für Okkultismus“, meine vollste Anerkennung zu bekunden, und zwar insofern ich Ihnen sage, daß mir Ihr Blatt von den vielen anderen, die ich bis jetzt noch nebenbei hielt und kennen lernte, das schätzbarste geblieben ist. Ich bin Ihr Abonnent seit dem Bestande des Zentralblattes und könnte dasselbe schwerlich vermissen. Es ist ein freies, umfangreiches und zu gleicher Zeit tolerantes Blatt, eine Schrift für die Zeit und Zukunft, und als solche ist sie mir gerade vom Herzen lieb geworden.

Nur einen Wunsch hätte ich, daß die Zahl der Interessenten recht zunehmen möchte und desgleichen auch die Zahl der Mitarbeiter, auf daß das bildende und erziehende Element, welches in Ihrem Blatte zum Ausdruck kommt, immer fruchtbareres Wirken zeitigte.

Auch würde es gewiß das Interesse des Leserkreises steigern, wenn Ihre geschätzten Mitarbeiter an dem Prinzipe festhielten, mit den Begebenheiten der Neuzeit und Gegenwart in recht inniger Berührung zu bleiben, auf daß der fortschreitende Verlauf diverser Begebenheiten zur Kenntnis der Leser käme. Z. B. wurden verschiedene interessante okkulte Ereignisse in der letzten Zeit und auch früher im Zentralblatte veröffentlicht, doch der weitere Verlauf oder das Ende einer solchen Begebenheit ist meist ausgeblieben. Die p. t. Einsender sollten es sich also zur Aufgabe stellen, alle diese Dinge bis zum Ende zu verfolgen, oder diese sollten von der Schriftleitung aufgefordert werden, weitere Berichte einzusenden.

In rein sachlicher Beziehung wäre es noch mein Wunsch, daß durch entsprechende Artikel mehr Gewicht auf eine harmonische Erziehung des Menschen gelegt würde. Denn nur in einem an Leib und Seele gesunden Menschen kann sich das höhere, göttliche „Ich" frei entfalten.

Hochachtungsvoll H. Z.

Spagyrische Heilkunst. Wir haben bereits wiederholt auf diese hingewiesen, so im V. Jahrgang unseres Blattes, Seite 379—380; im VI. Jahrgang, Seite 340—342; ferner in der Buchbesprechung von Jéan Mavéric: „La médicine hermétique des plantes" (VI. Jahrgang, Seite 568). Näheres finden Sie darüber auch in der Gratisbroschüre: „Dr. Zimpels allerneuestes Heilsystem". Um diese Gratisbroschüre zu erlangen, genügt es, wenn Sie eine Karte an die „Homöopathische Zentralapotheke Prof. Dr. Mauch in Göppingen (Württemberg)" schreiben. Die Zimpelmittel im Hause zu haben ist ein beruhigendes Gefühl, besonders für Familienväter und Personen, die auf dem Lande, fern von einem Arzte leben. Wir können über viele glückliche Kuren berichten, welche wir durch Anwendung der Zimpelmittel in Freundeskreisen erfahren haben, aber die beste Überzeugung kann man sich nur dadurch verschaffen, daß man diese segensreichen Mittel selbst anwenden lernt. Dazu dient Dr. Zimpels „Handbuch" (gleichfalls durch oben genannte Apotheke in Göppingen zum Preise von Mk. 5.— zu beziehen). Dieses Handbuch wird übrigens demnächst in einer neunten verbesserten, sehr erweiterten Auflage erscheinen, in welcher Sie auch neuere und neueste Zeugnisse über die Erfolge mit Zimpelmittel finden werden. Mehr als ein Leser unseres Blattes, der sich mit der praktischen Ausübung von Dr. Zimpels spagyrischem Heilsystem beschäftigt, bestätigte uns den alten Satz, daß solch eine Verwendung okkulter Kenntnisse und Mittel nicht nur Segen schafft, sondern auch Segen bringt! Allmächtig sind natürlich auch die Zimpelmittel nicht, es wird dem Praktiker auch mit diesen passieren, daß er zur Einsicht kommt, daß alles menschliche Können Stückwerk ist, aber sicher wird er desto öfter die reine Freude erleben, oft mit wenigen Tropfen der richtigen Arznei einer lebensgefährlichen, akuten Krankheit eine glückliche Wendung gegeben zu haben oder durch geduldige Anwendung der Zimpelmittel in vielen chronischen Krankheiten Heilung (oder wenigstens Linderung) gebracht zu haben. G. W. S.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Kalender für Okkultisten, Theosophen, Spiritisten, Astrologen, Vegetarier und Anhänger einer spiritistualistischen Weltanschauung und naturgemäßen Lebensweise für das Jahr 1914. Von Karl Brandler-Pracht. Preis geb. Mk. 2,20, brosch. Mk. 1,50.

Die meisten praktischen Okkultisten werden das Erscheinen eines solchen Kalenders in deutscher Sprache des öfteren herbeigewünscht haben. Nun ist er

da! Wie sein etwas langatmiger Titel verkündet, sucht er allen darin angeführten Bestrebungen gerecht zu werden. Wir vermissen darin nur die Witterungsvorhersagungen für jeden Monat auf astrologischer Basis und überhaupt astrologische Prophezeiungen politischer Natur, wie sie z. B. Zadkiel und Raphael geben. Leider können wir wegen Raummangel nicht auf eine nähere Besprechung und Kritik eingehen. Das Wertvollste daran sind wohl die Ephemeriden und Aspekte für den Mittag eines jeden Tages pro 1914. z. z.

Georg Sulzer, Kass.-Gerichtspräsident a. D., **Die religiöse Not unserer Zeit und der Spiritismus.** 46 Seiten. Preis 50 Pf. Verlag: Oswald Mutze, Leipzig.

Wenn auch die materialistische Weltanschauung bis heute noch immer weiter um sich gegriffen hat, so ist doch im vergangenen Jahrhundert der Keim zum sieghaften Vorstoß einer anderen Weltanschauung gelegt worden, welcher die materialistische in nicht gar ferner Zukunft erliegen wird und muß. In dem aus Nordamerika zu uns gekommenen Spiritismus mit seiner Lehre von der Möglichkeit eines Verkehrs zwischen Lebenden und Verstorbenen findet Sulzer die Grundlagen zu einer Reformation und Neubelebung des Christentums und setzt das in klaren, jedem verständlichen Worten in obiger Broschüre auseinander. Zum Schlusse gibt er versuchsweise ein neues Glaubensbekenntnis in drei Artikeln, das bei allen Wahrheitssuchern und allen wahren Christen freudige Zustimmung finden wird. R.

Die Geisteswissenschaft im Umriß. Vierte, vielfach ergänzte und erweiterte Auflage von Dr. Rudolf Steiner. Verlag Max Altmann, Leipzig. 1913. 441 Seiten. Preis brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

In seinen Vorbemerkungen zu dieser vierten Auflage sagt der Autor selbst: „Wer es unternimmt, geisteswissenschaftliche Ergebnisse solcher Art darzustellen, wie sie in diesem Buche aufgezeichnet sind, der muß vor allen Dingen damit rechnen, daß diese Art gegenwärtig in den weitesten Kreisen als eine unmögliche angesehen wird. Werden doch in den folgenden Ausführungen Dinge gesagt, von welchen ein in unserer Zeit als streng geltendes Denken behauptet, daß sie „für menschliche Intelligenz vermutlich überhaupt unentscheidbar bleiben."

Damit hat der in weiten Kreisen bekannte Verfasser selbst den besten Grundton zu einer gerechten Kritik seines umfangreichen Werkes angeschlagen. Voll und ganz ohne Widerspruch dürfte dieses Buch nur von „Anthroposophen" aufgenommen werden, jeder andere Leser, vom ungläubigen Materialisten bis zum Kenner des Okkultismus und der modernen Theosophie, wird oft bei bestem Willen nicht mit dem Autor übereinstimmen können oder die eine oder andere geisteswissenschaftliche Tatsache, das ‚eine oder das andere innere Erlebnis' nicht als genügend beweiskräftig ansehen, um darauf eine neue Weltanschauung zu errichten. Damit soll der Wert des Buches keineswegs herabgesetzt werden, noch sei damit gesagt, daß Dr. Steiner keine inneren Erlebnisse, Gesichte, Empfindungen oder Schauungen besitze. Swedenborg war z. B. gewiß ein hervorragender Seher und Mystiker und es sind zweifellos große Wahrheiten in Swedenborgs Werken enthalten, aber nur „Swedenborgianer" werden restlos alles als höchste menschliche Erkenntnis hinnehmen, was Swedenborg in seinen Schriften niedergelegt hat. So ähnlich wird es sich auch mit den Schriften des Dr. Steiner und mit diesem seinem Hauptwerk verhalten.

Auf eine detailierte Kritik können wir uns also nicht einlassen, denn dazu würde ein mindestens so umfangreiches Werk nötig sein, wie das vorliegende es ist. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als Interessenten zu ersuchen, das

Werk selbst zu lesen und zu studieren. Damit aber diese beiläufig orientiert sind, welche Probleme Dr. Steiner darin behandelt, lassen wir die Inhaltsangabe hier folgen:

„Vorbemerkungen zur vierten Auflage. — Vorbemerkungen zur ersten Auflage. — Charakter der Geheimwissenschaft. — Wesen der Menschheit. — Schlaf und Tod. — Die Weltentwicklung und der Mensch. — Die Erkenntnis der höheren Welt (Von der Einweihung oder Initiation). — Gegenwart und Zukunft der Welt und Menschheitsentwicklung. — Einzelnheiten aus dem Gebiete der Geheimwissenschaft. — Der Ätherleib des Menschen. — Die astralische Welt. — Vom Leben des Menschen nach dem Tode. — Der Lebenslauf des Menschen. — Die höheren Gebiete der geistigen Welt. — Die Wesensglieder des Menschen. — Der Traumzustand. — Zur Erlangung übersinnlicher Erkenntnisse. — Beobachtung besonderer Ereignisse und Wesen der Geisteswelt. — Einige Bemerkungen. z. z.

The Hidden Church of the Holy Graal, its legends and symbolism. By A. Waite, London and New York, Rebman Limited. Geb. 15 Sh.

Die vergleichende Mythenforschung hat uns gelehrt, daß wir in der Gralsage nicht eine originale Schöpfung der christlichen Dichtung des Mittelalters zu sehen haben, sondern daß in der Graldichtung eine Verschmelzung heimischer Sagen und Märchen mit der christlichen Legende stattgefunden hat. Zuletzt (1910) hat auch unser hochgeschätzter Professor v. Schroeder gezeigt, daß der reich ausgesponnene, unendlich mannigfach variierte Sagenkreis vom heiligen Gral eine Fülle von Sagen und Legenden des verschiedensten Ursprungs in sich aufgenommen hat, einem mächtigen Strome vergleichbar, dessen Wasser von mehreren anderen Strömen gespeist wird; und er hat schließlich überzeugend nachgewiesen, daß die altarische Sage, der Mythus der arischen Vorzeit, als der wichtigste Strom anzusehen ist. Waites jüngst erschienenes Buch ist eine umfassende Darstellung alles dessen, was über den Gral bekannt ist. Damit hat Waite die Gralliteratur um ein Werk bereichert, das schon vom bibliographischen Standpunkte einen hervorragenden Platz in der Bibliothek eines jeden Literarhistorikers verdient. Überall zeigt es den Stempel selbständiger Quellenforschung, niemals baut der Verfasser aus den Meinungen anderer über diese Quellen etwas auf. Niemand sollte daher das Buch ungelesen lassen, der sich mit den Sagen und Dichtungen beschäftigt, mit denen das Mysterium des Grals umwoben ist. Man kann das Ergebnis, zu dem Waite kommt, etwa zusammenfassen: Die Graldichtung ist in ihrem Kern ein Symbol für ein Mysterium der Menschenseele: die Einweihung. Damit erscheint der Gral in einem ganz neuen Lichte. Wohl wird diese Auffassung auf manchen Widerstand stoßen, der aber nur auf einem Vorurteil beruht: der ungeheure Unfug und Mißbrauch, der heute von allerlei „okkulten" Gesellschaften und Konventikeln mit den Worten „Mysterien" und „Einweihung" getrieben wird, hat zur Folge gehabt, daß sich im Bewußtsein unserer Zeit ein gewisses Vorurteil gegen diese Dinge festgewurzelt hat. Waites Buch hat keinen Anteil daran. Man lasse daher einmal dieses Vorurteil beiseite und folge den Ausführungen Waites. Man wird dann erkennen, daß seine Beweisführung zwingend ist. Ich möchte nicht schließen, ohne auf zwei Werke zu verweisen, die mir geeignet scheinen, ein Verständnis dessen anzubahnen, wo Waite hinaus will. Es sind die psychologischen Werke „Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung" von Professor William James (Leipzig 1907), und „Cosmic Consciousness. A study in the evolution of the human mind" von Dr. R. M. Bucke (Philadelphia 1905). W. Wky.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.
Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**
Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	Januar 1914.	7. Heft.

Materialisationsphänomene*).

Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie von Dr. A. Freiherrn **von Schrenck-Notzing**, prakt. Arzt in München. Mit 150 Abbildungen und 30 Tafeln.

Von **Wilhelm Wrchovszky.**

»Die Natur wird durch Gehorsam besiegt.«
F. Bacon.

Unser Wissen ist Stückwerk. Die Erfahrungswissenschaften, welche wir betreiben, sind weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein und es ist vorweg gewiß, daß immer neue Wissenszweige entstehen werden. Deshalb können wir auch mit du Prel sagen: Bis zum Eintritt der wissenschaftlichen Allwissenheit müssen daher notwendig immer und überall Phänomene existieren, die den uns bekannten Naturgesetzen widersprechen, mit unserem Wissen von der Kausalität nicht in Einklang zu bringen sind, in der Tat aber den noch unbekannten Naturgesetzen entsprechen, also doch naturgesetzlich sind und nicht ein Loch in der Kausalität aufzeigen, sondern nur eine Lücke in unserem Wissen von ihr. Daher ist auch von selbst klar, daß gerade solche Phänomene, welche Naturgesetzen zu widersprechen scheinen, zu den wichtigsten Tatsachen gehören: gerade weil sie unserer Theorie nach nicht sein sollten, sollten sie recht eigentlich Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung sein. Ein realer Widerspruch kann in der Natur nicht liegen, nur der Widerspruch einer Tatsache mit der herrschenden Theorie ist möglich. Dies müssen wir gerade aus der Geschichte der Naturwissenschaften im abgelaufenen Jahrhundert gelernt haben. Ein Beispiel mag das Gesagte verdeutlichen.

---

*) Siehe auch: »Neues Wiener Tagblatt«, vom 30. November 1913, ferner Juliette Bisson: Les Phénomènes dits de matérialisation.

Vor der Entdeckung der X-Strahlen hätte jeder Physiker den exakten Beweis erbringen können, daß es physikalisch unmöglich ist, etwa in einem Etui verschlossene Gegenstände oder das Skelett des lebenden Menschen zu photographieren. Dennoch wissen wir heute, daß dies möglich ist und daß es dabei mit ganz natürlichen Dingen zugeht. Verletzt aber diese Tatsache nicht die optischen Gesetze von der Undurchsichtichkeit der Körper? — Gewiß nicht, sie kann sie gar nicht verletzen, da die optischen Gesetze auf diese Erscheinung überhaupt keine Anwendung finden: X-Strahlen sind kein optisches Licht.

Und das Radium! Dieser noch immer so rätselhafte Stoff, der beständig Energie, selbst wägbare Masse abgibt, ohne selbst im gleichen Maße an Gewicht zu verlieren, und dessen Temperatur jene seiner Umgebung konstant um mehr als 1° C. übertrifft, hat er nicht mit geradezu unheimlicher Raschheit unsere gesamten mühsam gewonnenen und aufgebauten Anschauungen über Wesen und Struktur dessen, was wir »Materie« zu nennen gewohnt sind, vom Grunde auf verändert und unser Wissen vertieft und erweitert? Das Studium jeder neuen Naturtatsache vertieft und erweitert unser Wissen von der Natur!

Nun gibt es ein Gebiet, das die Wissenschaft noch immer meidet: das Gebiet des Spiritismus, richtiger des Mediumismus, ein Gebiet, das leichtgläubige Dilletanten, mit einer vorgefaßten Meinung an diese merkwürdigen Phänomene herantretend, in argen Verruf gebracht haben. Daher liegen die Dinge heute noch so, daß ein ernsteres Interesse an dem Gegenstande in den weiteren Kreisen der Gelehrten und »Aufgeklärten« immer noch für den betreffenden Forscher ein Martyrium bedeutet und die Gefahr, als geistig minderwertig angesehen zu werden. Und doch wäre es unschwer einzusehen, daß man sich mit den »spiritistischen Erscheinungen« befassen kann, ohne darum Spiritist zu sein, d. h. sich der Spirit-Hypothese anzuschließen. Ein solcher Forscher, wenn er nach gewissenhafter Untersuchung zur Anerkennung der Tatsachen gelangt, bringt sich in Gegensatz zu zwei Parteien: den Vertretern der Wissenschaft, welche die Existenz der Erscheinungen — die vorläufig noch zu den Ergebnissen der Naturwissenschaft in einem klaffenden Widerspruch stehen — überhaupt leugnen, und zu den Spiritisten, welche die Deutung dieser Tatsachen nur im Sinne ihrer Spirit-Hypothese zulassen wollen.

Ein solcher Fall liegt nun hier vor. Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing, heute einer der ersten Psychiater Deutschlands, der sich in fünfundzwanzig Jahre umfassenden, höchst schwierigen, kostspieligen und zeitraubenden Untersuchungen eine umfassende Kenntnis der mediumistischen Erscheinungen erworben hat, fand in einer jungen Pariserin namens Eva C. ein Medium von so seltener Begabung, daß es zum ersten Male ein eingehendes Detailstudium der mediumistischen Er-

scheinungen erlaubt. In diesem Sinne nehmen die Untersuchungen des Dr. von Schrenck in der ganzen Literatur einen hervorragenden Platz ein und stellen ein Pendant dar zu den bekannten Untersuchungen Prof. Morsellis an dem Medium Eusapia Palladino, niedergelegt in dem Werke »Psicologia e Spiritismo«, 2 Bde., Torino 1908.

Das vorliegende Werk registriert in möglichst vorurteilsloser Weise, unter Vermeidung von heute noch verfrühten Erklärungsversuchen, Wahrnehmungen und Vorkommnisse an und bei dem Medium Eva C., wobei zur objektiven Feststellung der Vorgänge von der photographischen Platte umfassender Gebrauch gemacht worden ist. Diese in den Beobachtungen an Eva C. und Stanislawa P. zur Anwendung gelangte Methode der Feststellung bedeutet gegen die früheren ähnlichen Untersuchungen einen wesentlichen Fortschritt, so daß ein weiteres Vorgehen auf dem jetzt eingeschlagenen Wege wohl noch bessere Resultate hervorbringen könnte.

Die Wiedergabe eines Sitzungsprotokolls wird den besten und klarsten Einblick in die von Dr. Frhr. von Schrenck zur Anwendung gebrachte Untersuchungsmethode gewähren:

Sitzung vom 21. Mai 1909.

Teilnehmer: Herr und Frau Alexander Bisson, Herr und Frau André Bisson, Herr Chevreuil (Maler), Herr R. M., Herr Delanne und Verfasser:

Sitzungsraum: Ein kleines, atelierartiges Zimmer im fünften Stock des Hauses Av. Victor Hugo 199, von $5^1/_2$ m Länge und 3 m Breite, diente als Versuchsraum und hatte von außen nur einen einzigen Zugang aus dem daranstoßenden Schlafzimmer. Die einzige Tür führte in eine Art Nische, welche durch den 80 cm in Quadrat vorragenden Kaminbau gebildet wurde, der nach der Zimmerdecke zu in verbreiterter Form abgeschrägt war. Die Oeffnung der Nische wurde durch einen schweren zweiflügeligen Vorhang abgeschlossen. Die ganze innere Wand derselben bestand aus schwarzem Futterstoff; das über der Tür angebrachte Stück mußte zurückgehoben werden, wenn man die Tür öffnen wollte. Den Stoff hatte man mit Nägeln befestigt.

Ebenso hatte der leichte Rohrlehnsessel, dessen sich Eva bediente, einen Ueberzug von schwarzem Stoff. Eine sorgfältige Untersuchung des Kabinetts und des Stuhles ergab ein negatives Resultat. Nirgends befanden sich etwa geheime Türen oder Fächer; überall, wo die Hand unter den Stoff gesteckt werden konnte, geschah dieses, aber mit negativem Erfolge. Die Tür selbst wurde zwar noch nicht in der Sitzung am 21. Mai, aber in allen folgenden, denen ich beiwohnte, von mir persönlich abgeschlossen und mit meinem Petschaft versiegelt. Die Kontrolle nach den Sitzungen ergab regelmäßig intaktes Siegel. In der Sitzung am 21. nahm ich die Schlüssel des anstoßenden Schlafzimmers und des Sitzungsraumes, nachdem ich selbst abgeschlossen, in meine Tasche.

Sobald das Medium in dem Kabinett hypnotisiert worden war, was anfangs der den späteren Sitzungen nicht mehr beiwohnende Verwandte des Mädchens, Herr R. M., besorgte, erfolgte ein Schließen der Vorhänge. Um aber den Versuchsraum gänzlich von den Zuschauern zu trennen, hatte man an der Zimmerdecke und an den Wänden ein großes braunes, engmaschiges Netz angebracht, das nur an einer Ecke geöffnet werden konnte, um den Zutrittt zum Kabinett zu ermöglichen. Dasselbe wurde bei Beginn der Sitzung auf dem Parkettboden befestigt, so daß nunmehr auch von außen her die Nische völlig abgeschlossen war. Unter diesen Umständen wäre es unmöglich gewesen, etwa ein kleines Paket mit Stoff oder sonstigen Hilfsmitteln von außen her in das Kabinett zu werfen oder einzuschmuggeln.

Später, im November 1909, verlegte Madame Bisson den Sitzungsraum in ein anderes Zimmer und ließ das Netz weg. Eva verlangt während der Sitzungen von Zeit zu Zeit mesmerisiert (hypnotisiert) zu werden. Das geschah in der ersten Serie der Sitzungen durch das Netz hindurch, während der zweiten Serie, indem der Hypnotiseur das Kabinett betrat.

Die Beleuchtung des Sitzungsraumes erfolgte durch eine sechzehnkerzige elektrische Lampe, die mit mehreren Stücken roten Papiers oder roten Stoffes behängt war. Je nachdem man einen Teil dieser Stücke hinwegnahm oder hinzufügte, konnte dunkler oder heller gemacht werden. Indessen zeigte sich die Beleuchtung meist hinreichend zum Erkennen der Uhrzeiger auch in der Nähe der Portieren.

Eva entkleidete sich vor der Sitzung vollständig und mußte die ihr von den Anwesenden gelieferten, vorher genau besichtigten Kleider anlegen. Diese bestanden in einer wollenen, schwarzen Trikothose mit Strumpf, ohne irgendeine Oeffnung, die bis zu den Hüften reichte und dort ringsum mit dem Kleide vernäht wurde, und in einem einfachen, schwarzen der Madame Bisson gehörigen Kleide (Rock mit Bluse in einem Stück) mit halblangen Aermeln. Jedwede andere Bekleidung, wie Hemd oder dergleichen, kam in Wegfall. Halsöffnung und Aermel wurden ebenso von Madame Bisson vorher vernäht. Uebrigens sind bei mehreren Sitzungen auch gynäkologische und andere Untersuchungen vor Beginn derselben vorgenommen worden, regelmäßig mit negativem Resultat. Eva betrat in der Regel den Versuchsraum ohne Schuhe. Vorher wurde noch einmal die unmittelbar unter dem dünnen Gewand fühlbare Körperoberfläche von mir abgetastet. Untersuchung der Achselhöhlen, der Haare und Füße, ebenfalls mit negativem Resultat.

Wenn Eva nach dieser Prüfung das Kabinett betrat, konnte man annehmen, daß irgendwelche weißen oder sonstigen Stoffe, Apparate oder dergleichen zum künstlichen Hervorbringen der Phänomene weder hinter den Vorhängen noch an ihrem Körper verborgen waren. Sobald sie Platz genommen (ich stand an ihrer Seite), trat Herr M. auf sie zu, streifte seine Aermel auf, sodaß die nackten Arme bis zum Ellbogen

sichtbar waren, und versetzte Eva durch mesmerische Striche in Hypnose. Nach kaum einer halben Minute sank sie zurück und schlief ein.

Herr R. M. trat zurück, Madame Bisson schloß den Vorhang und befestigte das Netz am Boden.

Sitzungsdauer: 9 Uhr 20 Minuten bis 10 Uhr 50 Minuten.

Der erste Teil dieser Sitzungen fand noch unter Aufrechterhaltung der spiritistischen Traditionen und Gebräuche statt, die später in Wegfall kamen.

Das Medium verlangte nach kurzer Zeit, der Zirkel solle singen. So stimmten denn die Anwesenden alle möglichen Melodien an, wobei die weniger Musikalischen nur im Takte mitsummten. Nach ungefähr einer halben Stunde wurde der Vorhang 10 bis 15 Zentimeter weit geöffnet, aber nur für die Dauer von zwei bis drei Sekunden. Ich erblickte die Umrisse und das Profil einer weißgekleideten Figur von der Größe eines Erwachsenen, welche sich dann etwa sechsmal hintereinander teilweise im Profil, teilweise en face zeigte. Deutlich konnte man eine mittelgroße, weißgekleidete Figur bemerken, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, ohne aber zu erkennen, ob dieselben weiblich oder männlich waren. Auf dem Kopf war ein festverschlungener Turban aus weißem Stoff zu sehen, der die Stirn ziemlich tief bedeckte und an die Bandagierung von Operierten erinnerte. Das Medium war hierbei nicht gleichzeitig sichtbar.

Einmal wurde der Kopf ziemlich nahe am Boden bemerkt und erhob sich rasch, um dann die ganze Erscheinung im Profil zu zeigen. Die Hände des Mediums waren teilweise als helle Flecken zu erkennen.

Unter diesen Bedingungen erschien einmal das Phänomen auf der rechten Seite des Mediums in demselben Kostüm. Der Vorhang wurde (von innen her) zugezogen, aber sofort wieder geöffnet; vor uns stand jetzt das Medium in seinem schwarzen Gewand. Kaum zwei Sekunden hatten genügt, um das optische Bild zum Verschwinden zu bringen.

Die für die Beobachtung nötige Zeitdauer war zu kurz, die Beleuchtung zu dunkel, um genauere Feststellungen zu ermöglichen, speziell etwaige Unterschiede von Phantom und Medium festzustellen.

Nach der Sitzung wiederum genaue Untersuchung Evas sowie des Kabinetts. Keinerlei verdächtige Spuren.

Das Ergebnis aller Untersuchungen läßt sich folgend zusammenfassen und dieses Ergebnis kann mithin als gesichert angesehen werden mit Rücksicht auf die so strengen Bedingungen, unter denen die Experimente stattfanden. Der elementarste, zunächst der Beobachtung sich darbietende Vorgang ist das Auftreten eines zusammengesetzten und bewegten Stoffes am Körper des Mediums; Stadium der teleplastischen Evolution. Im Anfang erscheint derselbe optisch diffus, verschwommen, nebelhaft, wolkenartig, wie ein feiner Rauch von weißer oder grauer Farbe. Ob sein Aggregatzustand wirklich gasförmig ist oder nur so erscheint, ist nicht aufgeklärt. Mit zunehmender Verdichtung wird die

Farbe dieser eigentümlichen Bildung weiß, ihre Konsistenz entweder festflüssig, indem sie sich in amorphe, koagulierte Haufen und Pakete transformiert, oder sie nimmt die Struktur feinster, spinngewebeartiger, häutiger Schleier an, von ebenfalls grauer und weißer Farbe. Bei stärkerer Entwicklung hat man schließlich den Eindruck kompakter organischer Gewebe oder Konglomerate mit einer sich im Ganzen durch die Beobachtungen hindurch gleichbleibenden Grundzeichnung. Die Schleier lassen niemals (in keiner einzigen Vergrößerung der photographischen Dokumente) die charakteristische quadratische Fadenzeichnung der feinsten im Handel zu beziehenden Fabrikate erkennen. Der faserige Aufbau der teleplastischen Erzeugnisse bietet nicht selten auch ein blattartiges Muster, oder er hat den Charakter feiner, häutiger Membranen aus dem Tierkörper. Auffallend ist auch das Inkonstante, Unregelmäßige in diesen Bildungen, da man bei einigen Produkten im Zentrum eine andere morphologische Struktur erkennt als in den Rändern.

Als Madame Bisson (am 30. Aug. 1910) ein solches Konglomerat ergreifen und auseinanderziehen konnte, entwickelten sich durch die Auflösung des Aggregates feine, transparente, spinngewebeartige Schleierformen mit gestreiftem Muster, die aber aus ihrer Hand spurlos verschwanden.

Von allen Beobachtern, welche, wie Verfasser (am 21. August 1911) und Professor B. (am 26. Aug. 1911) diese häutige, graue Materie in ihrer Hand gehalten haben, wird dieselbe als kühl, schleimig, klebrig und verhältnismäßig schwer — wie organisiertes Gewebe — geschildert, ebenso als selbstbeweglich. Die Empfindung ist etwa vergleichbar derjenigen, die ein lebendes Reptil auf der Haut hervorruft.

Die bereits zur häutigen Schleierform transformierten teleplastischen (fibrösen) Bildungen zeigen eine kautschukartige Elastizität, ändern Volumen, Länge, Form in der Beobachtung selbst bei ruhigstehendem Körper (resp. Händen) des Mediums. Im Stadium der Entwicklung oder Aufbildung vergrößert sich die teleplastische Substanz, in welcher Form sie sich auch zeigen mag, vor den Augen der Anwesenden in oft sehr kurzer Zeit (10—40 Sekunden). Vielfach konnte man deutlich den Wachstumsvorgang beobachten; zuerst wurde auf dem Kleide ein etwa erbsengroßer, rötlich schimmernder Fleck sichtbar, der, wachsend zu einem 10—15 cm langen Streifen oder auch in andere kompaktere Form, sich umwandelte (bei ruhigbleibendem Körper des Mediums). Der von Eva C. produzierte Stoff bietet nun Bewegungserscheinungen verschiedener Art. Solange derselbe eine schnur- oder fadenartige Verbindung mit dem Körper besitzt, dürfte dieselbe durch Mitbewegungen der Muskeln veranlaßt sein. Nach ihrer Loslösung zeigt jedoch die teleplastische Substanz selbständige Eigenbewegungen, die sich einmal in einer Ortsveränderung, Fortbewegung, dann aber auch durch Aenderung der Form dokumentiert. In ganz einwandfreier Weise konnte die Bewegung dieser reptilartigen Materie auf den bloßen Körper von mehreren Beob-

achtern festgestellt werden. Das Zurücktreten der Substanz (Stadium der Rückbildung, Involution oder Disvolution) erfolgt vielfach in Form einer plötzlichen, sprunghaft schnellenden Bewegung auf den Körper des Mediums zu, der offenbar die Substanz wieder in sich aufnimmt oder resorbiert.

Es würde den hier zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten, wollte ich mich in einzelne Details einlassen. Auch will ich hier die Lektüre des hochinteressanten Werkes mit meinen Ausführungen nicht überflüssig machen, sondern ganz im Gegenteil, dieses hochwichtige Werk einem aufmerksamen, ernsten Studium eindringlichst empfehlen: nicht bloß den Aerzten, Psychologen und Philosophen, sondern auch — den Spiritisten! Beide Teile werden dem unermüdlichen, einzig auf Erforschung der Tatsachen ausgehenden Verfasser Dank und Anerkennung zollen müssen, der ein wichtiges Gebiet der rationellen wissenschaftlichen Erforschung erschlossen hat. Möge er recht bald vorurteilslose Nachfolger und Mitarbeiter finden.

Periodenlehre und Okkultismus.

Von F. S. (Fortsetzung.)

Einer dieser Rhythmen ist die sogenannte 7jährige Periode. Diese, schon in seinem Buche (1904) kurz erwähnte Periode hat — wie aus der Tagespresse zu entnehmen ist — Dr. Swoboda auf dem Naturforschertag 1913 in Wien in einem Vortrage über die Lösung des Vererbungsproblems mit Hilfe seiner Periodentheorie näher behandelt.

Wegen des großen Aufsehens, den dieser Vortrag begreiflicherweise in einer Naturforscherversammlung und in weiterer Folge auch im gebildeten Laienpublikum erregte, hat sich ein Redakteur des „Neuen Wiener Tageblattes" an den Forscher um nähere Auskünfte über sein einschlägiges im Erscheinen begriffenes Werk gewendet und diese am 2. Oktober unter dem Titel „Genie, Verbrechen und Krankheit vom Standpunkte der Siebenjahrtheorie" veröffentlicht.

Daß die im nachfolgenden zur Erörterung gelangenden, für den Okkultisten, besonders aber den Astrologen wesentlichen Anschauungen Swobodas in einer Naturforscherversammlung vertreten werden konnten und in einer großen, für das gebildete Bürgertum bestimmten Tageszeitung mit der gebührenden Hochachtung veröffentlicht wurden, ohne eine einzige der dem Okkultisten so wohlbekannten hämischen Randglossen für alles, was nicht streng in die Zwingburg des materialistischen Dogmenbaues paßt, ist wohl einerseits der hohen wissenschaftlichen Bedeutung Swobodas zuzuschreiben; andrerseits ist es jedoch auch zweifellos das Zeichen einer Zeit, in welcher der Okkultismus ebenso im Aufstiege begriffen ist, wie der terroristische Druck und die dogmatische Unduld-

samkeit des krank und schwach gewordenen Materialismus im Niedergange.

Ich will aus diesen, jedem Okkultisten höchst interessanten Anschauungen nur kurz die folgenden herausgreifen:

„Es gibt kein Gebiet des Lebens, auf dem sich nicht die Geltung des Siebenjahrgesetzes nachweisen ließe.*)

Weitaus die meisten Genies sind aus einem Siebenjahr vom Vater oder Mutter oder auch, ein besonders günstiger Fall, aus den Siebenjahren beider Eltern.**) Die Bedeutung der Siebenjahre für die geistige Produktion erweist die nächstbeste Biographie. Manchmal findet ein Abwechseln von sieben fruchtbaren und sieben sterilen Jahren statt, so wie Jakob Böhme an sich selbst beobachtet.

Die Siebenjahre sind auch maßgebend für die „negative Produktion", für das Verbrechen. Auch für das Seelenleben und die Neigungen des Herzens sind die Siebenjahre in mannigfacher Hinsicht von Bedeutung.

Die Siebenjahre sind auch kritische Jahre, zuerst wegen der Entwicklung, später wegen der Rückbildung des Organismus, und von der größten Bedeutung für die Pathologie.

Naheliegend ist die Frage — so heißt es in der genannten Veröffentlichung — warum die siebenjährige Periodizität, wenn sie so allgemein gilt, nicht schon längst bemerkt wurde.***)

Dies kommt hauptsächlich davon, daß der Rhythmus nicht immer dieselbe Lage hat.†) Er kann zum Beispiel auch durch das 18., 25. usw. Jahr gehen, und oft ist im Leben des Einzelnen überhaupt kein Rhythmus zu konstatieren.

In solchen Fällen kommt man dem Rhythmus immer erst auf die Spur††) durch die Familienforschung. Der Lebensrhythmus pflanzt sich eben ungestört von Geburt und Tod durch die Generationen fort; er verbindet die Familienmitglieder, welche aus identischem Plasma auf-

*) Nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Tieren und Pflanzen.

**) Stimmt es einmal nicht mit den Siebenjahren der Eltern, so ist die Begabung auch nicht von ihnen, sondern von ferneren Ahnen abzuleiten.

***) Dies ist eben wieder einer jener vielen Fälle, die dem Okkultisten seit langem bekannt sind und welche die Astrologie auf Grund ihrer mehrtausendjährigen Tradition in jedem einzelnen Falle zu erklären vermag, nur die moderne Wissenschaft hat sie nicht schon längst bemerkt.[1])

†) Dies vermag die Wissenschaft eben nur zu beobachten, die Astrologie allein jedoch auch in einer, jedem Unvoreingenommenen befriedigenden Weise zu erklären.

††) Wenn man einem Rhythmus immer auf irgend eine Weise auf die Spur kommen kann, muß er wohl auch im Leben des Einzelnen existieren, wenn er auch für die Wissenschaft schwer oder gar nicht zu konstatieren ist.

[1]) Siehe übrigens Roscher: Ueber Alter, Ursprung und Bedeutung der hyppokratischen Schrift von der Siebengabel 1911; ferner sämtliche Hebdomaden-Theorien von Solon bis zu den Neupythagoräern.

gebaut sind. Wie sich die Erde in stetem Rhythmus bewegt, so hat auch der ihr entsprossene menschliche Organismus als Urangebinde seine Umläufe."*)

In den vorstehenden Ausführungen wird zwar erwähnt, daß Dr. Swobodas Beweismaterial ungemein groß ist, es wird auch auf eine große Anzahl von Fällen verwiesen, bei denen das Siebenjahrgesetz zutrifft; allein ich vermisse immerhin — vielleicht als Laie mit Unrecht — eine Begründung durch statistische Aufstellungen, welche auch in den früheren Darlegungen von Fließ und Swoboda nicht zu finden ist. Alle durch Induktionsschlüsse gewonnenen Gesetze erscheinen mir eben umso wertvoller und schwerer anfechtbar, auf einer je größeren Anzahl von Beobachtungen sie beruhen und je geringer die Abweichungen von dem zum Gesetze erhobenen Durchschnitt ihrer Größe und Anzahl nach sind.

H. Selva, der bekannte Okkultist und Vorkämpfer für eine Astrologia sana, wirft in seiner jüngsten Studie „Nouvelles Méthodes de recherches Astrologiques" die Frage auf, welche untere Grenze für die Anzahl von Einzelbeispielen einer statistischen Aufstellung genügt, damit dieser ein Wert für die daraus gezogenen Deduktionen zukommt; ferner ob es ein Kriterium gibt, welches in jedem einzelnen Falle über die einschlägige untere Grenze Aufschluß gibt.

Dieses Kriterium glaubt Selva durch folgenden Vorgang gefunden zu haben:

Wenn wir die numerischen Resultate durch eine Kurve darstellen, die trotz aller neu hinzukommenden Fälle ihren Charakter nicht verändert, so zeigt uns dies, daß die Anzahl der Beispiele unserer Statistik genügend groß ist, um einen Wert zu haben. Die Anfänge einer solchen statistischen Begründung einzelner astrologischer Traditionen wurden in der „Revue du Déterminisme astral 1905" gemacht.

Ob und inwieweit Fließ und Swoboda eine statistische Begründung ihrer verschiedenen Perioden gesammelt haben, welche dem von Selva für einzelne „vorwissenschaftliche Assoziationen" der Astrologie aufgestellten Kriterium entspricht, ist mir gänzlich unbekannt. Von dem mir fernstehenden Standpunkte der materialistischen Wissenschaft wäre dies allerdings wünschenswert, während es für den Okkultisten, der ja durch Deduktion aus kosmischen Vorgängen zu nahezu denselben Resultaten über die Zeitdauer der verschiedenen Perioden gelangen kann, wie Fließ und Swoboda, ziemlich belanglos ist.

Interessieren würden mich nur die maximalen Abweichungen, die Swoboda und Fließ bezüglich der Durchschnittsdauer einer Periode als zulässig erachten, um forschen zu können, ob es sich bei den kurzen

*) Sehr richtig, mit der Erweiterung jedoch, daß das Zeitmaß — und möglicherweise auch das nächste Glied in der Kausalkette — für die Umläufe aller irdischen Organismen durch kosmische Rhythmen bestimmbar ist, worauf hinzuweisen ja meine vorliegende Studie anstrebt.

Perioden noch um den betreffenden Durchschnitts-Rhythmus oder schon um einen der nächstliegenden Rhythmen handelt.

Der Astrologe jedoch, dem in der Regel keine biologischen, physiologischen, psychologischen oder pathologischen Fälle zur Verfügung stehen und der etwa aus den nächstbesten Biographien nach dem Einklang seiner Traditionen mit dem für ihn feststehenden Siebenjahrgesetz forschen wollte, würde, dank der fortgeschrittenen Aufklärung, fast nirgends die für ihn so wichtige Geburtsstunde finden und sich mit den Angaben der astrologischen Zeitschriften und Einzelpublikationen, wie „Thousand and one notable horoscopes", begnügen müssen. Und doch glaube ich kein falscher Prophet zu sein, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß noch vor Ende dieses Jahrhunderts viele wahre Ärzte bedauern werden, daß es schwierig ist und sein wird, die genaue Geburtsstunde der meisten ihrer Patienten zu erlangen.*) In dem mehrerwähnten Interview ist ferner bemerkenswert, daß der Siebenjahrperiode nicht — wie der 28- oder 23stündigen Periode — ein geschlechtlicher Charakter beigelegt wird, sondern daß ihr vielmehr, wenn ich die Ausführungen des Neuen Wiener Tageblattes richtig verstehe, ein geradezu universaler Charakter zukommt.**) Einen je bedeutenderen und allgemeineren Charakter ein bestimmtes, oft beobachtbares Ereignis hat, desto leichter ist es, den zu Grunde liegenden Rhythmus herauszufinden. Wir brauchen nur die dem Ereignisse entsprechenden kosmischen Faktoren festzustellen und von gleichen oder analogen Ursachen auf gleiche oder analoge Wirkungen zu schließen. Der festgestellte Rhythmus ist der Beweis für eine höhere Kausalität dieser Ereignisse, die sich ja sonst unter kein Gesetz bringen ließen. Der weitbekannte Okkultist, Orientalist und Astrologe W. Gornold (Sepharial) hat in seinen Werken „Manual of Occultisme; Cosmic Symbolisme; Kabala of Numbers" viele solcher großen und auch kleinen Perioden einwandfrei festgestellt.

Mit seiner gütigen Erlaubnis will ich als Beweis hierfür — und um der später nicht zu umgehenden astrologischen Begründung des Siebenjahrgesetzes auch in den Augen der Wissenschaftler einen etwas höheren Wert als den bloßer „vorwissenschaftlicher Assoziationen" zu verleihen — aus dem reichhaltigen Material des kürzlich erschienenen 2. Teils der „Kabala of Numbers", abgekürzt und gedrängt nur folgendes anführen: „Das Zusammenwirken der Planeten Mars und Saturn ruft Ausbrüche der Volksleidenschaften, Gewalttätigkeiten und große Sterblichkeit hervor. Mars allein weist auf Kämpfe in den verschiedenen Län-

*) Swoboda erwähnt in seinem Buche auch die Geburtsstunde einer seiner kleinen Perioden; mindestens ebenso wichtig wäre die genaue Zeitbestimmung der für den Menschen großen Periode „Geburt -- Tod".

**) Womit ich vollkommen übereinstimme, dies jedoch dahin erweiternd, daß dieser Charakter auch allen anderen Perioden innewohnt; inwieweit ihnen eine Geschlechtsbezeichnung zukommt, soll später erörtert werden.

dern, wenn er das sie beherrschende Zodiakalzeichen durchläuft; in Konjunktion mit Saturn ist er in einem solchen Zeichen immer von verhängnisvoller Bedeutung. So war 1879 ♂ ☌ ♄ in dem England beherrschenden Zeichen ♈ und die entsprechenden Ereignisse waren der fürchterliche afghanische und der Zulu-Krieg. Beim Weiterschreiten in ♉, dem Zeichen Islands, kamen die großen agrarischen Ausschreitungen vor. Im Jahre 1883 fiel die ☌ ♂ ♄ in das Unterägypten beherrschende Zeichen ♊ und es folgte der Krieg im Sudan und die Tragödie in Khartum. Wir könnten, wenn der verfügbare Raum es zuließe, auf diese Weise den ganzen Zodiakus durchgehen, wollen aber nur noch die ☌ ♂ ♄ in 1904 und wieder in 1905 in ♒, dem Zeichen Rußlands, anführen mit den entsprechenden Niederlagen des Zaren-Reiches im japanischen Krieg, dem Ausbruch der Volksleidenschaften und der bekannten Tragödie des „Roten Sonntags.“ Die Konjunktion von ♂ und ♄ in ♓, dem Zeichen Portugals, brachte die Ermordung des Königs und des Kronprinzen und die Revolution.

So kommen wir zu 1904—10 und der verderblichen Sozialpolitik der Lloyd-George-Clique, den Ausständen in den Kohlendistrikten, dem Kriegsrummel 1912 und den Ausschreitungen der Suffragetten. Von 1879 bis 1909 ist eine Dreißigjahrperiode, welche beiläufig der Periode der ☌ ♂ ♄ in einem bestimmten Teile des Zodiakus entspricht. Wenn wir von 1879 dreißig Jahre zurückgehen, kommen wir zum Sikh-Krieg von 1849, der nächsten ☌ ♂ ♄ Konjunktion 1851 folgte der Staatsstreich Louis Napoleons und der Krimkrieg. Von da dreißig Jahre zurück, im Jahre 1821, war die „Cato-Street“ Verschwörung und der Selbstmord des Ministers des Äußeren, Lord Castlereagh. Ob wir nun die Konjunktion ♂ ♂ ♄ durch die aufeinanderfolgenden Zodiakalzeichen im Zweijahre-Intervall verfolgen oder aber das Dreißigjahre-Intervall von 2 aufeinanderfolgenden Konjunktionen in demselben Zeichen betrachten, werden wir immer analoge verderbliche und zerstörende Wirkungen finden. Die von den Chaldäern der ☉ zugeschriebenen Periode von 19 Jahren hat auch einen engen Zusammenhang mit dem Rhythmus von Ereignissen. Jedes 19. Jahr bilden ☉ und ☽ ihre Phasen zu demselben oder ganz nahe zu demselben Datum, und da das Zurückschreiten der Mondknoten auch eine Periode von ca. 19 Jahren hat, so werden wir 2 oder 3 Finsternisse derselben Art in derselben Länge in Intervallen von 19 Jahren finden.

So war eine Sonnenfinsternis am 22. 1. 1860 und eine andere am 22. 1. 1879 in ♒ 2°. Diese 19-Jahr-Periode wurde schon seit den Tagen Metons im 5. Jahrhundert v. J. als ein für die astrologische Prognose wichtiger Rhythmus beobachtet. Ptolomäus und andere der älteren Astrologen bestätigen ihren symbolischen Wert, ebenso wie später der große Kepler durch seine eigenen Beobachtungen. Machen wir eine Probe auf die Richtigkeit dieser Periode nur durch folgendes Beispiel.

Am 17. 4. 1912 war eine große Sonnenfinsternis, in der Länge

27 Aries und zentral in der Breite 43° N. In der Länge 27° O und der Breite 43° h brach der Balkankrieg aus, am selben Tage (14. 10. 1912), als der ♂ in ♎ 27 in genaue ☍ zum Orte der Sonnenfinsternis gelangte.

Im Juni 1913, als ♂ über den Ort der Sonnenfinsternis (♈ 27) kam, brach der zweite Balkankrieg zwischen den ehemaligen Verbündeten aus.

Seit langem wurde beobachtet, daß sich im Leben der Individuen Ereignisse ihrer Natur und Reihenfolge nach in gewissen Fällen wiederholen, wenn die Sonnenfinsternisse auf bedeutungsvolle Punkte des Geburts-Horoskopes fallen*). König Eduard VII. hatte als Ascendant ♐ 27°. In genauer Opposition hierzu waren Sonnenfinsternisse im Juni 1852, 1871, 1890 und 1909. Ihnen folgten ungünstige Perioden und schließlich 1910 — innerhalb eines Jahres der letzten Finsternis dieser Serie — der Tod des Königs, wie er dem obigen entsprechend vorausgesagt worden war.

Sepharial weist unter anderen auch auf astrologischer Basis das 15., 30., 45., 60., 75., 90. etc. Lebensjahr des Menschen als klimakterisch ungünstig nach.

Für kleinere Perioden — und im astrologischen Sinne ist auch die Siebenjahrperiode eine solche — müssen wir, um den genauen Rhythmus herauszufinden, in erster Linie einen so variablen Faktor des Horoskopes heranziehen, wie es der Mond ist. Die Siebener-Periode wiederholt sich in den Tagen der Woche und auch in den Phasen des Mondes. Der 7. Tag von den Syzygien — d. i. bei den Quadraturen »erstes und letztes Mondesviertel« — ist jener der niederen Nippfluten. Die hohen Springfluten entstehen bei Neu- und Vollmond; ein Zusammentreffen von der Erdnähe des Mondes und Perihel der Erde und Zusammenwirken von Mond und Sonne im gleichen Sinne müssen verstärkte Springfluten hervorrufen. Auch bei diesem Siebener Rhythmus sehen wir die mystische Hochzeit von Sol und Luna.

Die Formel für den Zeitpunkt, zu dem die Siebenjahrperiode theoretisch wirksam wird, ist in Jahren ausgedrückt $= \frac{e}{4}$, wobei e die siderische Umlaufszeit des Mondes von 27·321661423 bedeutet. Diese Größe könnte gewissermaßen mit der Ruhelage eines Pendels verglichen werden, um den sich die in irdische Manifestation tretenden Ereignisse in Amplituden einer Schwingungsdauer von einigen Monaten gruppieren. Astrologisch gesprochen ist es die Zeit, wann eine Quadratur oder Opposition des progressiven Mondes mit einem Significator oder einem wichtigen Punkte des Zodiaks wirksam zu werden beginnen. Nach $\frac{1}{4}$ Jahren, vom Geburtsmomente gerechnet, wird natürlich immer in jenen Fällen ein Siebenjahr-Rhythmus eintreten, wo sich der Mond im radikalen Horoskop in Konjunktion, Quadratur oder Opposition mit einen Signi-

*) Wenn letztes nicht zutrifft, sind sie für das Individuum bedeutungslos.

ficator oder wichtigen Punkte des Zodiaks*) befindet. Bei anderen relativen Stellungen des radikalen Mondes zu den radikalen S-Punkten wird die erste Quadratur des progressiven Mondes erst eine entsprechende Zeit nach der Geburt eintreten und dies wird dann der Zeitpunkt sein, von dem die Siebenjahrperiode ihre Wirksamkeit theoretisch beginnt. Die anderen astrologischen Faktoren für die »Auslösung« des Aspektes S radikal □ ☽ progressiv bestimmen dann jeweilig den genauen Zeitpunkt wann sich die so inkubierten Zustände und Ereignisse auf der materiellen Ebene grobsinnlich wahrnehmbar manifestieren.

$\frac{L}{4}$ oder $n \frac{e}{4}$ Jahre von der Geburt oder von einem bestimmten Zeitpunkte vor oder nach der Geburt an gerechnet, können sich auch günstige Siebenjahrperioden manifestieren durch ✶ oder △-Stellungen des progr. Mondes mit den radikalen 5 Punkten. Dann werden aber die genannten günstigen Aspekte nicht jedes 7. Jahr wiederkehren, wie man sich ja durch graphische Darstellung irgend eines astrologischen Einzelfalles leicht überzeugen kann. Wir haben also, theoretisch genommen, eine ganze Reihe von Siebenjahrperioden im Leben jedes Einzelnen; sinnlich wahrnehmbar, d. i. materiell in Erscheinung tretend, werden in der Regel nur diejenigen dieser Rhythmen sein, bei denen die in Betracht kommenden Aspekte des progressiven Mondes und der radikalen S.-Punkte in einer entsprechenden Harmonie mit den Aspekten des radikalen Mondes und der radikalen S.-Punkte sind. Pythagoras sprach nicht bloß figürlich von einer Harmonie der Sphären. Nur das im Johannes-Evangelium erwähnte schöpferische »Wort«, aus dem alles entstand, enthält eben alle möglichen Rhythmen des Sonnensystems.

In seiner »Rosicrucian an Philosophy« sagt Max Heindel:

»In dem Gesichtskreise der Okkultisten ist das ganze Sonnensystem ein ungeheueres Musikinstrument, das in der griechischen Mythologie als die siebensaitige Lyra Apollos, des strahlenden Sonnengottes, bezeichnet wird.

Die Zodiakalzeichen können als der Resonanzboden und die sieben Planeten als die Saiten der kosmischen Harfe bezeichnet werden. Jene Rhythmen, welche bei der Konzeption und bei der Geburt jedes Einzelnen auf der kosmischen Harfe erklangen, werden für sein ganzes Leben maßgebend sein. Ihre materielle Manifestation im Leben jedes Einzelnen wird dann stattfinden, wenn nach dem Willen des allmächtigen und allweisen Dirigenten wieder analoge Rhythmen in der Harmonie der Sphären erklingen — »ad perpetranda miracula rei uni.«

Denn das letzte Glied jeder Kausalkette muß doch immer wieder in der Ursache aller Ursachen, in der Gottheit, ihren Ursprung haben, oder biblisch ausgedrückt: Ohne den Willen des Herren fällt kein Sperling vom Dache.

---

*) Bezeichnen wir der Kürze halber alle diese möglichen Punkte mit S.

Ich will nun auch das im Interview Swobodas erwähnte Moment der Vererbung astrologisch kurz beleuchten.

Paul Flambart hat in seinen Werken, besonders in »Langage astral« und »Etude nouvelle sur l'hérédité«, genügend dokumentiert, unabhängig von jeder subjektiven Interpretation und daher durch jedermann kontrollierbar, folgendes bewiesen:

1) Die normale Geburt findet nicht zu einem beliebigen, willkürlichen Zeitpunkte statt, sondern nur »sous un ciel d'une certaine analogie avec celui des parents*), was a priori einen gewissen Zusammenhang zwischen Vererbung und der Stellung der gesamten astronomischen Faktoren erkennen läßt.

2) Die astronomischen Faktoren, welche Vererbungsfaktoren (transmetteurs de l'hérédité) genannt werden können, sind naturgemäß, wenigstens zum Teile, Indikatoren der menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten.

Flambart zieht vier Kategorien von astronomischen Vererbungsfaktoren in Betracht, und zwar die Planetenorte im Zodiacus, deren wichtige Aspekte, den Horizont und Meridian und die relativen Stellungen der Planeten hierzu, oder astrologisch gesprochen, die Häuser, in denen sich die Planeten befinden. Ohne die zahlreichen Gesetze der himmlischen Korrespondenzen zu definieren, zeigt Flambarts Studie schon zur Genüge deren allgemeine Wirklichkeit, was sehr wichtig ist, da die Beispiele in seinen Büchern zeigen, bis zu welchem Höchstmaße die astronomische Vererbungsähnlichkeit gehen kann. Bei analogen astrologischen Vererbungsfaktoren müssen sich naturgemäß auch analoge Aspekte des progressiven Mondes ergeben, denen nach meinen vorangegangenen Darlegungen über die Siebenjahrperiode analoge Perioden bei Eltern und Kindern, ja bei ganzen Generationen entsprechen. Flambart bespricht auch Fälle, wo der astrale Atavismus Generationen überspringt — notes ataviques santant des génération – oder sich regellos in der Rollateralen Heredität verzweigt, welche Erscheinung Darwin zu der Aeußerung veranlaßt hat, daß es der Wissenschaft niemals gelingen wird, derartige Bizzarerien der Natur befriedigend zu erklären. Wenn jedoch alle ernst arbeitenden astrologischen Gesellschaften nach Flambarts Muster sich mit umfassenden Studien der astralen Heredität und der Aufstellung einer einschlägigen Statistik beschäftigen wollten,**) würde die Astrologie binnen wenigen Jahren in der Lage sein, weit besser die „Bizzarerien der Natur" erklären zu können als die materielle Wissenschaft.

Jedoch ganz einwandfrei zu lösen ist das große Problem der Vererbung auch auf diesem Wege nicht.

Ganz anders ist es, wenn wir dieses Problem im Lichte des

*) D. h. bei gewissen Analogien in den Stellungen von Sonne, Mond, Planeten, Horizont und Meridian.

**) Besonders unter Einbeziehung der Konzeptions-Horoskope, die mir für die astrale Heredität noch wichtiger erscheinen, als die Geburtshoreskope.

Kausalitätsgesetzes und dem damit zusammenhängenden Gesetze der Wiedergeburt betrachten, wie es beispielsweise Max Heindel in ebenso gedrängter als lichtvoller und für jeden Okkultisten überzeugender Weise unter anderem auch in seinem Werke „The Rosicrucian Philosophy in Questions and Answers" getan hat.

In Anbetracht des Umstandes, daß die Astrologie schon seit Tausenden von Jahren die kosmischen Perioden und der Okkultismus das hermetische Axiom »Wie oben, so unten« zur Genüge kennt, erscheint mir auch die von einem anderen Forscher aufgeworfene Frage über die Priorität der Entdeckung der „zweifachen Periodizität aller Lebensvorgänge" als ziemlich belanglos, es sei denn, daß etwas erst als entdeckt gilt, wenn es ein Mann der modernen Wissenschaft entdeckt hat.

Ganz richtig sagt Swoboda in der Einleitung seines Buches:

„In der Wissenschaft gibts keine splendid isolation. In der Wissenschaft ist der Einzelne nur Infanterist."*)

Ich gelange nun zu den, dem Astrologen am fernsten stehenden und von seinem Standpunkte aus am schwierigsten zu behandelnden kurzen Perioden. (Fortsetzung folgt.)

Ein neues Rätsel.

Von **Ernst Hentges.**

In Van Helmonts Schriften ist an einer Stelle von einer Art „Haut-Telegraph" die Rede, welche daselbst, wenn ich mich gut entsinne, als „magisches Alphabet" bezeichnet wird. Es handelt sich um folgendes. Zwei einander zugeneigte Personen schrieben sich mit unverwischbarer Tinte die Buchstaben des Alphabetes auf ihre Haut nieder und nahmen alsdann eine Hauttransplantation vor. Mußten die beiden voneinander scheiden, so konnten sie dennoch eine gegenseitige Unterhaltung führen. Es genügte hierzu, daß der eine von ihnen einen Buchstaben auf dem angepfropften Hautlappen mit dem Finger berührte, wodurch der andere alsogleich ein Jucken und Kribbeln genau an der Hautstelle verspürte, wo bei ihm der entsprechende Buchstabe vermerkt war. Auf diese Art war es ihnen möglich, durch Zusammenbuchstabieren miteinander zu verkehren. Wenn zwar auch etwas umständlich und zeitraubend, so wäre dieses Verfahren doch ein Vorfahre unserer heutigen drahtlosen Telegraphie gewesen und Gutzkows Rabbi Ben Akiba hätte dann schon wieder einmal recht. Alles schon dagewesen!

Van Helmonts „Haut-Telegraph" hat nun in unseren Tagen ein Gegenstück gefunden, daß noch weit verblüffender ist. Dazu hat es noch den Vorteil, daß unzählige Personen sich von dessen Tatsächlichkeit überzeugt haben und daß auch noch täglich eine Nachprüfung desselben vor-

---

*) Wo der Feldherr dieser Infanterie zu finden sein mag, ist auch eine jener Fragen, die Okkultismus und Wissenschaft verschieden beantworten werden.

genommen werden kann. Es handelt sich um ein zwölfjähriges Mädchen, welches das Phänomen der Stigmatisation aufweist mit der Eigentümlichkeit, daß sich auf seiner Haut Namen von Personen niederschreiben, welche es zum erstenmal sieht, und daß es auf diese Art künftige Ereignisse zu verkünden vermag, über welche es befragt wird.

Das Pariser Tageblatt „Le Matin“ vom 16. November 1913 — Nummer 10855 — enthält über dieses Wundermädchen einen größeren Artikel von Herrn Henri Vidal, welcher im Auftrage dieses Blattes das Phänomen untersuchte. Dessen Ausführungen entnehme ich folgendes.

In Frankreich, im Somme-Departement, befindet sich in der Nähe von Abbéville ein Weiler namens Bussus-Bussuel.

Dort wohnt die zwölfjährige Raymonde Bellard. Ihr Vater ist hier Barbier und nebenbei auch noch gelegentlich Schweineschlächter.

Dieses kleine Mädchen hat seit den letzten Wochen, und mit besonderer Regelmäßigkeit während der letzten acht Tage, äußerst sonderbare Erlebnisse.

Das Aussehen der kleinen Bellard läßt nichts Ungewöhnliches vermuten; es ist dasjenige vieler Mädchen dieses Alters. Sie ist blondhaarig und hat hellblaue, lachende Augen.

Letzten Sommer machte sie ihre erste Kommunion und bekundete bei dieser Gelegenheit eine weit größere Frömmigkeit als ihre übrigen Altersgenossinnen.

Als kurze Zeit nach dieser Feier die kleine Raymonde in der Schule saß und sich langweilte, bemerkte sie plötzlich zu ihrem größten Erstaunen, daß sich auf ihrem nackten Arm deutlich das Bild einer Leiter hervorhob und während ungefähr acht Minuten auf der leicht geröteten Haut sichtbar blieb, dann undeutlicher wurde und schließlich verschwand.

Sie berichtete sogleich diese unerwartete Erscheinung ihrer Lehrerin, welche der Sache jedoch keine Bedeutung beilegte und annahm, das sei eine Täuschung, die der Nervosität und Blutarmut zuzuschreiben sei.

Die Leiter erschien auch tatsächlich nicht wieder. Vor ungefähr zwölf Tagen, als Raymonde wiederum in der Schule saß, verspürte sie plötzlich ein Jucken am Arm. Sie besah ihre Haut und bemerkte, wie sich auf derselben, anfangs verschwommen, doch immer deutlicher werdend, die Zeichnung eines Zweiges mit Blättern und Beeren hervorhob. Sie zeigte dies ihrer Nachbarin, welche vor Schrecken aufschrie, woraufhin die Lehrerin dazwischen kam und sich von der Realität der Erscheinung überzeugen konnte.

„Das ist ein Mistelzweig!“

„Ah, entgegnete erstaunt die kleine Raymonde, ich habe noch niemals einen gesehen.“

Vor den Augen der zwanzig staunenden Schülerinnen und der Lehrerin entstand alsdann über dem Zweig in schöner Kurrentschrift das Wort „gui“ (Mistel). Man unterbreitete dem Pfarrer dieses Vorkommnis,

und innerhalb einer halben Stunde war das Wunder den 350 Einwohnern von Bussus bekannt.

Das anfängliche Wunder wurde bald zur Banalität. Jeden Tag und zu jeder Stunde erschien auf der Stirne, den Schultern oder auf den Beinen der kleinen Raymonde irgend ein Name, und manchmal sogar ganze Sätze, wie: Feodora wird heute morgen nicht kommen," oder „Viktor wird als tauglich zum Militär befunden werden." Auf die Frage, wann dieses stattfinden werde, erschien die Antwort: „Nächsten Herbst."

Es sei erwähnt, daß mit den an sich schon so verwirrenden Stigmata der kleinen Raymonde die Gabe der Wahrsagung verbunden ist.

Jedermann steht es frei, den Quotient irgendeiner Division in hervorstechenden Zügen am Ellbogen oder auf der Wange des kleinen Mädchens zu entziffern.

Neugierige von Abbéville und Amiens kamen in großer Zahl nach Bussus und konnten feststellen, daß auf ihre Fragen hin sich ihre betreffenden Vornamen in korrekter, erhabener Kurrentschrift auf der Haut der kleinen Raymonde aufzeichneten.

In Bussus werden Hunderte solcher Beispiele erzählt, eines verblüffender als das andere.

Die Aerzte von Vaucourt, Saint-Riquier, Ailly-le-Haut-Clocher haben das Wundermädchen in Augenschein genommen, und in ihrer Gegenwart fanden diese sonderbaren Phänomene statt, deren Tatsächlichkeit sie, und mit ihnen die ganze Einwohnerschaft von Bussus, nur bestätigen konnten.

Die kleine Raymonde ist ein kluges, gewecktes Mädchen, dessen Gesundheit sehr gut ist.

Der Berichterstatter des „Matin" konnte sich selbst durch ein Experiment von der Realität der wunderbaren Fähigkeiten der Kleinen überzeugen.

Er wünschte seinen Vornamen auf dem Körper der Kleinen entstehen zu sehen. Die Mutter der kleinen Raymonde wandte zwar ein, sie befürchte, daß das Experiment mißlingen würde, weil seit zwei Tagen die Erscheinungen viel intensiver des Morgens als des Abends auftreten. Mit gespannter Neugierde wartete Herr Vidal während einer Viertelstunde auf das Resultat des Versuches, bis endlich die Kleine das Gelingen desselben ankündigte. Sie entblößte ihr Bein oberhalb des Knies, wo eine Menge kleiner Bläschen sichtbar waren, welche sich bald veränderten und zusammenschlossen, und man konnte alsdann in sehr dicken und deutlichen Buchstaben den Vornamen Henri lesen.

Um den Einwand einer Halluzination entgegenzutreten, denn man hat ja schon verschiedentlich Kollektiv-Halluzinationen verzeichnet, hat Herr Vidal eine photographische Aufnahme der Erscheinung angefertigt.

Neben diesem jungen Mädchen sind die berühmten und viel verehrten Stigmatisierten, wie Franz von Assisi, Katharina von Sienna,

Katharina Emmerich, Katharina von Racconigi, Maria Moerl, Louise Lateau und viele andere, die reinsten Stümper.

Welche Erklärung haben die Okkultisten für dieses Phänomen? Ist die kleine Raymonde ein Medium, das die Eigentümlichkeit bietet, daß sich Intelligenzen ihrer Haut zu verschiedenerlei Manifestationen bedienen? Es wird interessant sein, hierüber die Ansichten der Vertreter der exakten Wissenschaften zu hören. Sie leisten ihr Bestes, um ihre Verlegenheit und ihre Unkenntnis von dem Wesen dieses Phänomens zu verbergen, indem sie demselben einen hochtönenden griechischen Namen zulegen, welcher glauben läßt, diese Sache wäre für sie schon längstens abgetan: Das ist ein Fall von Dermographismus.

Hm . . . . . . ja, D-e-r-m-o-g-r-a-p-h-i-s-m-u-s!?

Gedankentemperenzlern mag diese „Erklärung" vielleicht genügen*.

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. Walter Bormann.**

I. Die Anklage.

Von dem Wesensdinge soll heute die Rede sein, das unter allen, von denen man weiß, wie kein anderes ungemessener Schätzung oder verwerfendster Mißachtung begegnet. Ist doch alles Seiende drunten am festen Erdenrunde und droben am freien Himmelszelt und, was wir darüber hinaus hoffend und ahnend ersehnen, alles, alles das nur für uns da, eben durch dieses eine Wesensding. Das Allernächste ist es uns, das Allereigenste als unseres Wesens Grundkern, und dennoch zugleich das Unbegreiflichste, das dem Verständnisse ein sogar noch wundersameres Rätsel aufzugeben scheint als die erstaunlichsten rings uns umgebenden Wunder der Natur ohne Zahl und Ende.

---

*) Die Leser des „Zentralblattes für Okkultismus" sind sicherlich in ihrer Erkenntnis bereits soweit fortgeschritten, in diesem Fall von „Dermographismus" das schöpferische Wirken des transzendentalen Subjektes neuerdings bestätigt zu finden.

Diese Schöpfungen auf der Hautoberfläche des Mädchens Raymonde Bellard sind sicherlich nicht das Produkt des Zufalls noch irgend einer blinden Kraft. Schon Jakob Böhme sagt: „Schöpfen heißt in den Willen fassen." Ein ziel- und zweckloser Wille erreicht aber sicherlich nicht ein bestimmtes Ziel, also mußte Raymonde Bellard, einerlei ob im Ober- oder Unterbewußtsein, das „Gedankenvorbild" zu ihrer ‚Hautschrift" vorher erzeugt und dieses dann durch die magische Kraft ihres Willens, begünstigt durch eine besondere körperliche und seelische Veranlagung, nach außen hin projiziert haben. Diese umformende Wirkung auf physische Teile des menschlichen Körpers, lediglich durch das magische Wirken rein metaphysischer Elemente (Wille und Vorstellung), beweist wieder den uralten okkultistischen Grundsatz, daß der Geist, als das aktive, schöpferische Prinzip, der Materie Herr werden kann. Hinter aller „Teleplastik" müssen wir immer die formgebende Kraft und die leitende Intelligenz suchen.

G. W. Surya.

In unbegrenzte Weiten trachtet es das Reich seines Könnens sowohl wie das seines Kennens und Erkennens auszudehnen, aber mit spröden Fesseln ist es umschmiedet, die es bannen im engen eigenen Daseinsgrunde wie in einem Gefängnisse. Und nur sehnsüchtiger strebt es hinaus ins Unbegrenzte, je mehr es wieder und wieder bei jedem Auffluge an die unzerreißbaren Bande erinnert wird, welche es niederhalten. Im befreienden Gefühlsüberschwange umspannt es die ganze Welt, um weit hinaus über das kleine eigene Glück und Wehe in allgemeiner Lust über den Sieg des Guten und Wahren und über den Zauber des göttlichen Schönen in Natur und Kunst aufzujubeln oder, wo es Trübsal und Leid gewahrt, allerwärts in edlem Drange zu helfen und zu heilen. Ja, von tiefstinnerem Verlangen fortgezogen, will es, das arme Ding selbst, Größeres als die vergängliche Rettung der irdischen Nöte darreichen; es will eine Rettung und ein Heil begründen, das nicht bloß den Körpern dient, sondern den heißesten Durst des Lebens nach echtem Leben, dem lauteren unvertilgbaren Leben stillt, dem ewigen Heile. Solch Ziel überirdischen Hoffens stellt es sich dann untrennbar wie für alle Lebendigen, so für sich selbst. Aber wie fern ist es davon, daß sein Wollen und Denken bloß nach einem heiligen Ziele sich richtete! Welch ein Ueberfluß des Schwächlichen und Schändlichen treibt in ihm aus der Wurzel, sowohl zum eigenen Verderben als auch rings um sich Schaden und Pest in fremde Lebenstriebe einimpfend! Untertan ist es seinem wilden Naturdrange ungezügelter Begierden und Leidenschaften, gleichwie ein Sklave der Selbstsucht, durch welche es Schmerz und Unheil und Jammer von sich ausgehen läßt über die Welt. Zum Gotte ward es erhöht von der sinnenden Philosophie, die begriff, daß in ihm die einzige vorbedingende Möglichkeit beruht für ein Auffassen und Erfassen der Dinge und ihres Wertes und Wesensgrundes, und dennoch ward es wieder von Denkern als das Armseligste verworfen, weil uns seine Eingeschränktheit die Ausweitung zum unendlichen Sein des Alls verbietet. Und plötzlich scheint allem diesem irdischen wie ewigen Lebensdrange die Erfüllung als grauser Verneiner ein Gesell abzuschneiden, der selber nichts vom Leben weiß und anstatt des lichten Augenpaares, der warmen Wangen und Lippen, des schlagenden Herzens mit leeren Gesichtshöhlen als Gerippe dasteht, die Sense haltend mit knöchernen Fingergelenken.

Wohl es ist das Ich, das winzige, das grenzenlos strebende Ich ist es, was den Inbegriff ausmacht von jedwedem Rätsel des Daseins und dem einigen Rätsel des Alls. Seine geheimnisvolle Lebensflamme und sein warmes Wissenslicht, ob wir das noch so sehr bestaunen mit dankendem Entzücken, noch häufiger wird es doch auch den es genießenden einzelnen Menschen mitten im Verbrauche der Tage zu herbster Anklage Anlaß. Denn der Lebensgenuß ist unausgesetztes Mühen, in dem wir um den Unterhalt eines an sich selbst nackten und armen und schutz-

losen Daseins ringen müssen mit dem Naturelementen und mit feindlichen Gewalten des Getieres, ja unserer Mitmenschen. Der Webstuhl der grauen Sorge rührt sich im gleichen Gange mit dem unserer warmblütigen Arbeit, immer neue Glückesziele steigen vor uns auf neben halben Gewinnen, ungezählten Enttäuschungen oder gänzlichen Mißerfolgen, während sogar die reichsten Ernten hinter der weit hinauslugenden Hoffnung zurückstehen. Je Höheres wir ersehnen, desto gewisser bleiben wir ja auch zurück hinter unseren Ansprüchen an uns selbst, sogar dann noch, wenn das Gelingen uns mit einem gewissen Stolze beglückt. Wann, ja wann einmal erfüllt uns die volle Zufriedenheit?

Ist sie unerreichbar, so gibt es doch Helden im großen Menschheitsheere, Frauen wie Männer, welche im Einsatze und in Bewährung ihrer Tatkraft und ihrer Gaben für ernste Ziele das Bewußtsein wahren Glückes in Sieg und Niederlage kaum je verlieren und, wie tapfere Führer auf die Krieger, so durch Mahnruf und Beispiel auf die Massen wirken und einen und denselben in allen Seelen schlummernden und sie alle aufrichtenden Freudenmut der Arbeit weit über die Erde verbreiten. Gilt denn nicht der Lohn der Arbeit, indem er jedem einzelnen den eigenen Lebensunterhalt sichert, allen übrigen Menschen, ihren unentbehrlichen Bedürfnissen jeglicher Art und minder oder mehr an seiner noch so geringen Stelle in Raum wie Zeit dem ununterbrochenen Gange der Weltkultur? Wohl! Aber dieser somit die Schranken des Ich überschreitende Arbeitsdienst tritt er anderseits nicht überall in eifrigen Wettbewerb und bald auch harten Zusammenstoß mit der Schaffenstätigkeit unserer Mitmenschen und wird er nicht unvermeidlich die Quelle von Hader mit ihnen, von Feindschaft und Haß? Während wir uns eifrigst verdient machen wollen um das allgemeine Wohl, eilt uns auf Schritt und Tritt der Wetteifer anderer über den Weg, die denselben Zwecken dienen wollen, und wir trachten sie zu überflügeln. Unversehens werden wir dabei das Opfer von Verblendungen. Dem immerdar geltenden Satze, daß »Irren menschlich ist,« gibt der erwachende Ehrtrieb und Ehrgeiz noch weiteren Umfang. Denn die ohnehin unübersteigbaren Schranken des endlichen Ich, das bei seiner Unzulänglichkeit für die Rätsel des Unendlichen nicht einmal über die endliche Welt mit ihren Bruchstücken irgendje ein vollendetes Wissen besitzt, verengen sich noch mehr durch den Wahn des mit edelsten Absichten oft unlösbar sich paarenden Selbstgefühles unter Verkennung fremden Wertes. So verringern wir gerade ins Unbegrenzte hinausstrebend zugleich wieder unseren Gesichtskreis, selbst wo wir ihn wirklich erweitern unter der Gebieterschaft des Ich, das uns fesselt, wie den ins Luftmeer enteilenden Ballon seine Seile; denn im selben Maße, wie wir es lieben und nicht von ihm loskommen, werden wir seine Gefangenen.

Dazu kommt, daß unser Ich in seiner Erkenntnis an das Weltbild

gewiesen ist, das die Sinne und im besonderen noch diejenigen Sinne ihm vorzaubern, die es in einer gewissen Modifizierung als sein Eigen besitzt. So ist dieses Weltbild nicht unmittelbar das der reinen Vernunft, wir erhalten es aus einer von ihr unprüfbaren vermittelnden Quelle und es ist ein, wenn auch nicht falsches, da wir sonst an jedem durch die Sinnenwelt doch allein uns ermöglichten Vernunftschlusse verzweifeln müßten, gleichwohl ein nur bezugsweise wahres. Unfertig aber und fraglich sind alle Erkenntnisse, die wir über die rätselvolle Welt einsammeln, wie trefflich immer sie uns hie und da über sie, vornehmlich für den äußeren Nutzen, belehren. Am dunkelsten aber bleibt nun, ganz unergründbar in Dunkel gehüllt, die Erkenntnis des Ich über dies Ich selbst, welches da fragt und forscht. Was es in Grund und Wurzel selber sei, wer von den Milliarden der Menschen, die seinen Namen im Munde führen, hat das je wissen können und wer der Künftigen wird es wissen? Gehört es zu den »Worten des Wahnes«, daß, »dem ird'schen Verstand die Wahrheit«, — die Wahrheit über das einige All — »je wird erscheinen«, so ist die Wahrheit über das Wesen des Ich in der Tat so unerforschbar wie über die Wesenheit Gottes und wir können darüber nicht einmal »raten und meinen«. Da wir daran verzweifeln müssen, gibt es die Menschheit als Menge mit Einschluß der Gebildeten auch da auf, der Frage über das Ich nachzusinnen, wo es möglich ist, zu belehrenden Ergebnissen fortzuschreiten. Sie überläßt das einzig den Forschungen der gelehrten Psychologie, an deren mechanischen Messungen der »physiologischen Zeit«,*) welche die Zeitdauer zwischen den äußeren Sinnenzeizen und der Aufnahme der Wahrnehmungen und Vorstellungen in das Bewußtsein bedeutet, sie ebenso wenig regeren Anteil nimmt, wie an den tiefer hinabdringenden Ergründungen des Verhältnisses vom Denken, Fühlen und Wollen untereinander, des Bewußten und Unbewußten, der Instinkte. der Erinnerungen, der Einbildungskraft und Phantasie. Alle diese wichtigen Untersuchungen berühren den Menschen als solchen in ihrem Wert und Wesen jedes Lebensaugenblickes nicht unmittelbar und können zwingend und packend seine Aufmerksamkeit nicht fesseln. Darum fehlt viel daran, daß der Mensch, der gemäß allen seinen Anlagen sich als »Maß der Dinge« zu betrachten berufen glaubt, im Verhältnis zu dieser Vorbedingung den Menschen als erstes Ziel der Erkenntnis ins Auge nähme. Die Ergündung des Menschen ist auch deshalb das Allerschwerste, weil es nicht mit der Erkenntnis vom Menschen in diesem oder jenem Exemplare oder vielleicht in einer bestimmten Zahl von Exemplaren mit einer Durchschnittsbeschaffenheit getan ist, sondern alle Menschen mit unendlichen Verschiedenheiten ihrer Seelenorganismen, die zwischen Mensch und Mensch angesichts jedes einzelnen

*) Vergl. darüber Dr. Franz Freudenberg, Uebers. Welt 1908, S. 54 f.

neuen Beispieles anzutreffen sind, erst den Menschen als daher schon in der Zeit nie geschlossenen Sammelbegriff ausmachen. Kein Weltding, das ja selbst den äußeren Abschätzungen gleichfalls immer neue Wesenheiten offenbart, noch auch irgend ein Weltwesen zeigt nur annähernd solche Abweichungen in einzelnen Exemplaren, wie der Mensch. Wer nur im Geringsten sich in die Frage vertieft, den Einflüssen des Klimas, der geschichtlichen Entwickelung der Völker im Zeitengange nachsinnt, kann diese Behauptung in nichts für Uebertreibung erachten und wird einsehen müssen, wie vieles bei der Mannigfaltigkeit der Anlagen des Menschen, da nicht einmal ein Blatt eines Baumes dem anderen gleicht, hierzu noch allenthalben die individuellen Verschiedenheiten hinzufügen. Erschwerend für die Erkennung der menschlichen Eigenschaften sind außerdem noch deren unreine Darbietungen, indem teils Ungeschick, ein Aussetzen der Fähigkeiten und die jeweilige Verfassung verschiedene Grade derselben herbeiführt, teils auch die Verstellungskünste mit Lüge und Heuchelei die Auffassung verdunkeln. Unweigerlich nötigt dies Letzte einen Menschen zu vorsichtigem Misstrauen gegen den anderen, und es ist unerlaubt, daß wir im Verkehre den Menschen so nehmen, wie er sich gibt, und eben dies Mißtrauen ist es dann wieder, das uns unter den schmerzlichsten Irrtümern und Ungerechtigkeiten zu Verkennungen treibt. Denn das Ohnmächtigste und Verwerflichste ist jene sich heute vielfach als Menschenkenntnis breit machende Menschenkennerei, welche sich ungemein klug dünkt, wenn sie die Menschen vorzugsweise nach ihren Mängeln und selbstsüchtigen Trieben beurteilt. In Wahrheit bleiben wir so nur in gemeinster Schlauheit stecken, die nicht mit den tief und fein schauenden Blicken der Liebe, sondern mit den schielenden Augen des Neides und Hasses an Menschen nur das achtet, was sie uns selber in der Flucht der Stunden nützen oder schaden können. Wer die rechten Wege einschlagen will, die uns mehr und mehr dem Einblicke in das Menschenwesen entgegenführen, der muß nie rastend und nie ermüdend, befreit von jedweder Selbstsucht und von echter Liebe zur menschlichen Psyche als dem höchsten uns bekannten Wunder alles Seienden beseelt, suchen und sammeln und auf jedes Beispiel, jeden Zug des Handelns der Psyche ein offenes Auge werfen. So wird unsere Menschenkenntnis mindestens einigermaßen diesen Namen verdienen, auch wo sie fern davon ist, sich als Wissenschaft begründen zu können; denn in rechtem Sinne fehlt der Gegenwart, deren Wißbegier sich allem mechanisch Bestimmbaren zuwendet, ein Wissensgebiet über das Ich, wie es über anderes gibt, das körperhaft und äußerlich meßbar ist. Zwar ist jede Fakultät vom Selbstgefühle durchdrungen, daß hier ihre Domäne liege: der Theologe meint als Seelsorger das Seelengebiet wie ein Wissen zu beherrschen; der Jurist meint es ebenfalls, weil er über die Vergehungen des Menschen zu Gericht sitzt und manches Geheime des Seelenlebens be-

lauscht; der Naturforscher jegliches Faches, der Physiker, der Biologe, der Physiologe glauben es, da sie die mannigfaltigsten Beziehungen des Seelenlebens zur Außenwelt beobachten; der Arzt, zumal der Psychiater, beansprucht das nämliche, wenn er Leben und Gesundheit des Menschen aus seinen Händen zu spenden sich beeifert und in so vieles Versteckte der Seelenregungen eindringt. Der Anspruch der wissenschaftlichen Psychologie dürfte begreiflicher Weise an erster Stelle stehen, wenn sie nicht, wie schon besprochen, bei den äußerst schätzbaren physiologischen Aufklärungen über den Mechanismus von Nerven und Gehirn und bei den ernsten psychologischen Belehrungen über das Ineinandergreifen der sich bedingenden Seelentätigkeiten den Aufschluss über die Frage nach ihrem eigentlichen Zusammenschluss zum seelischen Organismus schuldig bliebe, so daß wir vergeblich nach einer faßbaren Lebenseinheit des Ich mit Haupt und und Hand, wie sie dem leiblichen Haupte und der leiblichen Hand entspricht, uns umsehen. Indem sich diese Psychologie befleißigt, das Seelenleben ungeachtet der unzähligen Abweichungen der Individuen auf eine einzige gemeinsame Formel zu bringen, versäumt sie es doch, jenes allgemeine wahrhafte und lebendige Grundwesen der Seele ausfindig zu machen, kraft dessen jegliches einzelne Individuum sich lebensfreudig auf die Rechte seines eigentümlichen Sonderdaseins verläßt. Ja, man darf dreist sagen, daß jene anderen Wissenschaften mit ihren erwähnten unwillkürlichen Streifereien in das psychologische Gebiet sogar mehr vom wahren Leben des Ich auffassen bei ihrem unaufhörlichen Belauschen einzelner psychologischer Merkwürdigkeiten als die wissenschaftliche Psychologie mit ihrer dem Reichtume der Menschenleben kärglich Rechnung tragenden allgemeinen Theorie.

(Fortsetzung folgt.)

Im Bannkreise des siderischen Pendels.

Von **F. Kallenberg.**

»Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Uebel der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will.«

Goethe.

Professor Johann Karl Bähr hat diesen leider auch heute noch zutreffenden Ausspruch des großen Dichters an die Spitze des vierten Supplementheftes seines klassischen Werkes »Der dynamische Kreis« gesetzt. Und ich möchte ihn vorgreifend sogleich auf Punkt VIII der im

übrigen höchst dankenswerten Anregungen und Fragen anwenden, welche dem siderischen Pendel im Novemberheft dieses Blattes von sachkundigster Seite unterbreitet wurden. Wenn man nämlich den Menschen von den Pendelexperimenten ausschalten und durch einen künstlichen Apparat ersetzen möchte, dann löst man ihn zugleich von den unentbehrlichen psychischen Reflexwirkungen (Gefühl der Wärme und Kälte nicht nur, sondern auch der Sympathie und Antipathie mit erheblichen Steigerungen der Empfindung bis zur verneinenden Unerträglichkeit), die das Objekt in ihm hervorruft, **los** und das Experiment bleibt unvollkommen gerade in seinem wertvollsten Teile! Rein technisch betrachtet, wird man ja gegen den Versuch, den menschlichen Apparat aus dieser Wirkungssphäre herauszuheben, nichts einwenden können, aber dabei wenig lernen, es sei denn, daß man auf solche Weise der Kraftquelle auf die Spur käme.

Dies vorausgeschickt, bin ich samt meinen eminenten Mitarbeitern vollkommen eins mit jenen hochachtbaren Gelehrten, welche nun eine systematische Einreihung der Fülle von Beobachtungsmaterial fordern, die sich seit Erscheinen meines Buches sowohl als auch der Experimentalarbeit in Wien ergeben hat. Keine Woche, ja man darf fast sagen kein Tag vergeht, ohne uns eine neue interessante und geistig immer höher zu wertende Entdeckung zu bescheren. Sie rollen sich wie kinematographische Films ab, deutlich die Tatsachen hervortreten lassend, daß die wunderbaren Fähigkeiten des siderischen Pendels unbegrenzt sind. Die Gruppe meiner ständigen Mitarbeiter und ich sehen uns außerstande, das anwachsende Material allein zu bewältigen. Das erste Erfordernis ist daher Arbeitsteilung, welcher wir nur mehr die Richtungspunkte eröffnen können. Die Kundgebungen des siderischen Pendels sind so umfassend geworden, daß sie kein Gebiet der naturwissenschaftlichen Forschung, überhaupt keine Sparte menschlichen Wissens und Strebens nach Erkenntnis ausschließen. Physiker und Psychologen, Geologen, Geographen, Astronomen und Astrologen, Botaniker, Archäologen, Aerzte und Anthropologen, Geschichtsforscher und Handschriftkundige, nicht zum letzten Künstler und Juristen — sie alle haben reichlich Teil an den Offenbarungen unseres magischen, einer neuen Weltanschauung Bahn brechenden Instrumentes! Was bisher mein Buch, dem noch viele Fehlschlüsse anhaften, geben konnte, war nichts weiter als ein avis au lecteur, eine Ankündigung, verfrüht obendrein, weil ich von Interessenten ungestüm zur Herausgabe gedrängt wurde. Etwas mehr Licht und mehr Ordnung werden nun die nachfolgenden Zeilen in diese neue Welt der Erscheinungen bringen.

1. Zu untersuchen, ob der Ring (wir arbeiten jedoch mit allen möglichen Konstruktionen von Pendeln, am empfindlichsten ist Messing) als Kondensator wirkt, ob nicht andere »Röhren« anzuwenden wären, ferner wie sich die Exposition des Pendels inmitten elektrischer Schwach-

ströme gestaltet, geben wir dem Physiker von Beruf anheim. Wir machten jedoch folgendes Experiment: Der Metallpendel wird ersetzt durch ein Büschel Seidenfäden, an denen kleine Staniolplättchen befestigt sind. Ueber ein Objekt gehalten (Photographie z. B.) ordnen sie sich zunächst untereinander und treten dann allmählich gleich dem massiven Pendel, nur schwächer, in die Schwingungskurven ein. Entspränge die Strahlungskraft ausschließlich dem Menschen, so würde sich dieselbe durch jene geteilte Anordnung ganz und gar zerstreuen, denn der Pendel bestand aus 14 losen Seidenfäden. Den goldenen Ring benutzen wir hauptsächlich zum Aufsetzen auf Bilder und Handschriften.

2. Verhalten des Pendels zwischen zwei Scheiben, im allgemeinen zwischen Objekten verschiedener Natur. (Von Photographie zu Handschrift, von Metall zu Metall usw.) Es entsteht eine Kompensationskurve, wobei das in der Ausstrahlung stärkere Objekt den entscheidenden Einschlag gibt. Hier reiht sich die prachtvolle, von uns nachgeprüfte Entdeckung Dr. Adolph Zippels, Vorstand der Theosophischen Gesellschaft in Dresden, ein, dass aus zwei nebeneinander gelegten Photographien (natürlich auch Handschriften usw.) Antipathie oder Sympathie mittelst des Pendels bis in die Kleinigkeiten erkannt werden kann. Ist Sympathie vorhanden, so greift der Pendel von einem Bilde zum andern, sie vereinigend, über, wenn nicht, dann zieht er eine Trennungslinie.

Aufgabe für den Anthropologen: Vermöge dieses Hinweises Rassenunterschiede festzustellen. (Diaspora-Schwester Julie Kniese in Eichwald in Böhmen, eine meiner energischsten und erfolgreichsten Mitarbeiterinnen, hat damit schon einen vielversprechenden Anfang gemacht.) Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese charakteristischen Pendelschwingungen bestimmte Tier und Mensch verbindende Eigenschaften illustrieren und der Vererbungstheorie aufklärend zu Hilfe kommen werden.

3. Der siderische Pendel als drahtloser Telegraph und in der Gedankenprojektion. Der Pendel ist ein Geber und Empfänger, ohne Rücksicht auf die Distanz der Fernwirkung. Wir haben Versuche dieser Art unternommen bei vereinbarten Zeiten; sie sind jedoch, so primitiven Inhalts auch die Depeschen waren, sämtlich mißglückt, mit Ausnahme eines einzigen Falles, in welchem ein Telegramm mit zweitägiger Verspätung ankam. Das Abfangen und die Ablenkung der Depeschen wird verursacht durch elektrische und magnetische Ströme, die die Atmosphäre beständig durchkreuzen, und durch uns unbekannte Kräfte, also ähnliche Störungen wie in der Funkentelegraphie. Die Experimente sind jedoch weiter auszubauen, da wenigstens die Reaktion des Pendels auf Fernwirkung sich als Tatsache erwiesen hat. Gedankenprojektion. Auf diesem Gebiete operierten wir mit glücklichstem Erfolge. Jeder die Gehirnrinde verlassende Gedanke (wenn man annimmt,

daß er sich in deren Netz bildet) ist eine im Aether schwingende dynamische Figur, deren geometrischen Durchschnitt der bereit gehaltene Pendel auf das Exakteste illustriert. Beweis: Ich projiziere auf ein frisches Blatt Papier das gedankliche Vorstellungsbild »Richard Wagner« während einiger Minuten und führe dann den Pendel darüber. Resultat:

1. Ueber der Gedankenprojektion	1. großer Kreis 64 Schwing.
2. „ Rich. Wagners Photographie	2. N.-S. Ellipse 44 „
3. „ „ „ Handschrift	3. gekreuzte Ellips. {54 „ / 44 „}
4. „ „ „ Gebrauchsgegenstände	4. kleiner Kreis 44 „
5. „ „ „ tönender Komposition	5. Pendelruhe 240 Sekunden
6. „ der stummen Grammophonplatte	6. Querellipse 64 Schwing.

Man beachte hierbei die arithmetische Gesetzmäßigkeit der Schwingungszahlen, welcher Pendelbahnen aller Objekte, mag es sein, was es will, in kosmisch-rythmischer Anordnung unterworfen sind! Die »Harmonie des Unendlichen«!

Der Pendel tritt auch in die konzentrierte Gedankenprojektion ein, wenn man ihn sich selbst oder andern, denen die Aufgabe des Vorstellungsbildes gegeben ist, vor das Antlitz hält.

Das hier unter 5 und 6 angedeutete musikalische Experiment ist wundervoll. Wir treten z. B. mit dem am Finger frei hängenden Pendel an das Klavier und lassen ein Tonstück Beethovens spielen. Sogleich wird der Pendel — nicht etwa in den Takt und Rythmus der Musik — sondern in die individuelle Bahn Beethovens = großer Kreis mit nachfolgender ebensolcher Ellipse — eintreten und solange in der Wiederholung dieser Schwingungen verharren, bis der letzte Akkord verklungen ist. Das Verdienst dieser Entdeckung gebührt der Familie des verstorbenen Bühnenfestspieldirigenten Julius Kniese.

4. Die »Leben ausströmende Photographie«. So wenig man einen elektrischen Strom oder magnetische Wellen mit dem Säbel durchhauen kann, so wenig vermögen wir der lebendigen Beziehung des photographischen Bildnisses zu seinem lebenden oder abgeschiedenen Original ein trennendes Hindernis zu bereiten. In diesem Sinne, in ihrer magischen Reflexwirkung, leben tatsächlich alle Photographien, selbst wenn sie 50 Jahre alt sind und die betreffende Person längst nicht mehr unter uns weilt. Auch Daguereotype reflektieren. Der siderische Pendel sagt uns das deutlich. Im Zusammenhang damit haben wir gefunden, daß der Pendel über der Herzgegend lebend Photographierter, jedoch inzwischen Verstorbener, still steht, während er über dem Haupte, der rechten Brustseite und konzentrisch über das Bildnis gehalten schwingt. Die überwiegende Majorität meiner Mitarbeiter hat bei diesen Proben ca. 95 Prozent Treffer festgestellt. Es empfiehlt sich, dieses Experiment

weiter nachzuprüfen, namentlich insofern, wie der Pendel sich bei an Herzkrankheit gestorbenen Menschen verhält.

Die Versuchsanregungen bezw. Erfahrungen des Herrn Dr. Wellisch können wir unter Hinweis auf viele eigene Experimente solcher Art durchaus bestätigen. Was hier sub b) und c) gesagt ist, interessiert vor allem den Arzt. Es sei bemerkt als Anhaltspunkt und quasi Basis für diagnostische Untersuchungen, daß jedes Glied, jedes Gelenk, Doppelorgane, wie Augen und Ohren des Menschen, in gesetzmäßiger Abwechslung negativ und positiv polarisiert sind. Die rechte Körperseite des Menschen, seine rechte Hand ist entgegengesetzt der linken polarisiert, und es schwingt demgemäß der Pendel entweder im Kreis oder in der Ellipse. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, mittelst des Pendels die Polarisation des gesunden Menschen in ein Schema zu bringen, welches Zustandsänderungen der Pendelschwingungen als Grundlage dient.

Die Bependelung schwangerer Frauen ergab bisher neben zwei Fehlweisungen, die unaufgeklärt blieben, über ein Dutzend Bestätigungen der Vorhersage des Geschlechtes des Kindes. Der Pendel über dem Hühnerei. Er bestimmt das Geschlecht schon im frisch gelegten Ei.

Ueber dem keimlosen Ei = Pendelruhe.
„ „ verdorbenen Ei = Schräg- oder Querellipse
= Schwefelwasserstoff.
„ „ männlichen Ei = Kreis.
„ „ weiblichen Ei = Ellipse.

(Schluß folgt.)

V-Strahlen und N-Strahlen.

Von einem Okkultisten, der zugleich Akademiker ist.*)

Was die »Wissenschaft« über die obigen Fragen zu sagen hat, suchte der durch seine vielen Aufsätze in allen okkultistischen Zeitschriften bekannte Oberst Peter aus München unlängst in einem Artikel der »Uebersinnlichen Welt« (XXI, Heft 7/8) auseinanderzusetzen.

Nachdem mehrere abfällige, aber keineswegs erschöpfende, negative «Kritiken« bereits alle Tageszeitungen passiert hatten, kommen sie nun zur Wiederholung nochmals in okkultistische Blätter.

Es empfiehlt sich jedenfalls, lieber auf positive Weise ein positives Forschungsfeld zu bearbeiten, ähnlich wie es das »Zentralblatt für Okkultismus« schon seit geraumer Zeit tut, anstatt abgelegte fremde Urteile, die sich bald selbst überleben dürften, neu aufzuwärmen.

*) Der Verfasser dieses Artikels, ein Dr. phil. und Kandidat der Medizin, verfolgt hier nicht eine persönliche Kontroverse, sondern will lediglich den Tatbestand

Von einem Mitarbeiter dieses Blattes, Herrn Feerhow, wurden in einer Broschüre, die das Od mit den Blondlotschen Strahlen vergleicht, schon im Vorjahr alle akademischen Einwände gegen die N-Strahlen zusammengestellt, — es ist dieselbe Literatur, die von Peter in seinem Artikel wiederum zitiert wird. Es ist recht gut annehmbar, daß in der Feerhow'schen Abhandlung nicht nur mehrere von diesen Einwendungen widerlegt, sondern, was viel wichtiger ist, der gemeinsame Ursprung der Mißerfolge bei odischen und N-Strahlenversuchen aufgedeckt worden ist. Herr Peter hätte somit diese Schrift, welche an Exaktheit der Beweisführung den der Professoren nichts nachgibt, ebenfalls in seinen Aufsatz einbeziehen müssen. Da er es aber nicht tut, ist die Arbeit einseitig zu nennen, — es sei denn, daß ihm diese Literatur unbekannt geblieben ist.

Was nun den Standpunkt eines Okkultisten anbelangt — d. h. eines praktischen Forschers im Okkultismus, nicht eines dilettantischen Literaten oder oberflächlichen Zeitschriftenlesers —, so ist dieser kurz folgendermaßen zu präzisieren:

1) Ein Okkultist, der selbst Sensitiver ist oder mit verläßlichen Sensitiven lange genug experimentiert, hat das Recht, mit derselben

---

von Forschungsfragen feststellen. Aus diesem Grunde, sowie weil ihm Zwistigkeiten innerhalb des okkultistischen Lagers selbst ominös erscheinen und den »aufgeklärten« Gegnern eine willkommene Handhabe zum Gespötte bieten, unterläßt der Autor die Nennung seines Namens. Dies sei zur richtigen Beurteilung vorausgeschickt.

Anmerkung der Schriftleitung. Wie zu Reichenbachs Zeiten ein heftiger Kampf um die wissenschaftliche Anerkennung des Ods entbrannte, so wogt heute der Kampf um die wissenschaftliche Anerkennung der »V- und N-Strahlen«. Die Schriftleitung des Zentralblattes für Okkultismus steht nun auf dem Standpunkt, daß auch dieser Kampf sein Gutes in sich birgt. Er wird zweifellos zur Klärung der ganzen strittigen Frage beitragen und ist zweifellos ein Zeichen, daß man in wissenschaftlichen Kreisen einsieht, daß mit der bloßen Ignorierung der V- und N-Strahlen diese Frage nicht gelöst erscheint. Daher sollen auch wir Okkultisten diesen Kampf begrüßen. Jedoch wird es uns niemand verargen, wenn wir nicht passiv zusehen, wie die Gegner der V- und N-Strahlen diesen Kampf zu ihren Gunsten zu lenken suchen, sondern auch wir, wie es unsere Pflicht als geistige Nachkommen des Freiherrn von Reichenbach erheischt, jetzt aktiv in diesen Kampf der Geister eingreifen müssen, und zwar lediglich im Interesse einer freien, unabhängigen Forschung, allein im Interesse der Sache selbst, der wir dienen. Die Schriftleitung stimmt also wohl hinsichtlich des Gegenstandes mit den Gedanken des Verfassers des obigen Artikels überein, weil sie eben aus bester Ueberzeugung nicht anders handeln kann, verwahrt sich aber dagegen, in diesem Aufsatz irgend einen Angriff auf Herrn Oberst Peter in Bezug auf seine Persönlichkeit zu sehen. Herr Oberst Peter hat in jahrelanger Arbeit durch seine zahlreichen Publikationen mehr als eine Lanze für den Okkultismus gebrochen, so daß er trotz seiner anderen Ansicht über das Wesen der V- und N-Strahlen in seinem Innern noch immer ein Okkultist ist. Wir hoffen, daß auch Herr Oberst Peter, den wir zu unseren geschätztesten Mitarbeiter zählen, tolerant genug ist, die Richtigkeit und Notwendigkeit unseres Vorgehens zu verstehen. Wir würden natürlich gerne bereit sein, seine etwaige Erwiderung auf diesen Artikel in unserem Blatte zum Abdruck zu bringen, womit wir jedermann auf das beste zu dienen glauben.

Kompetenz seine Strahlungserscheinungen als bewiesene Tatsache zu erklären, wie der Akademiker die seinigen; er wird niemand nötigen, ihm beizupflichten, aber er wird sich durch kein akademisches Edikt in seinem Recht beirren lassen.

2) Es ist ein logischer Widerspruch, wenn Peter von den »N-Strahlen« resp. ihrer Entdeckung behauptet: »sie hat viel Aufsehen erregt, allein sie litt unter dem Umstande, daß sie nur auf rein subjektiver Beobachtung beruhte.« Beobachten kann man vor allem nur Dinge, die vorhanden (also »objektiv«) sind; hier mag wohl nur die Ausdrucksweise flüchtig und deshalb mangelhaft sein. Wenn aber gemeint war: »Erfahrung«, dann sei Herrn Peter in Erinnerung gebracht, daß überhaupt alle Erfahrung notwendigerweise auf subjektivem Wege erfolgen muß. Denn jeder sieht und hört nur mit seinem Sinnesapparat und erlebt die Außenwelt nur vermittels seiner Nervenorganisation. Aber hier sind wir eben auf dem springenden Punkt angelangt: die Nerven- und Sinnesorganisation ist das Veränderliche; daher müssen mit ihr auch die Erfahrungsmöglichkeiten sich verändern.

Es ist für einen besonnenen Forscher irrelevant, ob es den verschiedenen Bemühungen gelungen ist oder nicht, N-, V- oder Odstrahlen (die wohl alle dasselbe sind) zu »photographieren«. Aber es ist ihm sofort ein schlagendes Argument für die Existenz der Strahlen, wenn ihm die Sensitive in der Dunkelkammer ein Dutzendmal hintereinander richtig angibt, ob er ihr jetzt das spitze oder das stumpfe Ende eines Kristalls gezeigt hat. Solche Kontrollversuche lassen sich hundertfältig variieren, und es wäre eine dankenswerte Aufgabe für Männer, wie Georgievitz-Weitzer, Feerhow u. a., ein geschlossenes System von solchen Kontrollversuchen mit möglichst physikalischen Mitteln auszubauen. Es ist durchaus nicht nötig, daß um jeden Preis die Akademiker zuerst von der Existenz der »animistischen« Strahlung überzeugt werden, es genügt vollauf, wenn ein ernster Kreis von Reichenbach-Forschern sich zusammenschließt. Vielleicht ergeht es diesen »Laien«-Forschern dann ähnlich wie beim Hypnotismus, der seinerzeit auch von den »Offiziellen« den Händen der Charlatane entrissen und zur »Wissenschaft« erhoben wurde.

Peter zitiert auch den Lummerschen Einwand mit der Duplizitätstheorie von Kries.*) Diese klingt allerdings derart schwer-wissenschaftlich, daß sich ein gewöhnlicher, sterblicher Okkultist gegenüber den unsterblichen physiologischen Autoritäten kaum mehr zu »mucksen« getraut. Auch

*) Wer die »Uebersinnl. Welt« in den letzten Monaten gelesen hat, wird sich ein wenig verwundern, daß sich Oberst Peter nochmals auf diesen heiklen Gegenstand einläßt. Vor einigen Monaten erst ist ihm gerade bei der Duplizitätstheorie ein so böser Schnitzer unterlaufen, der nachher von der Redaktion unter den »Druckfehlern« richtiggestellt wurde, daß man nicht erwartet hätte, Herrn Peter bei einer anderen Gelegenheit diese Fachwissenschaft wieder gegen okkultistische Dilettanten vertreten zu sehen. Es macht dann kaum mehr den rechten Eindruck. (Der Verf.)

Kotik hat seinerzeit einmal die Erscheinung, daß der Rand einer Scheibe heller strahlend gesehen wird als die Mitte, mit der »Dunkeladaptation«, der Netzhautperipherie in Verbindung gebracht. Es dürfte dies aber nach den übereinstimmenden Beobachtungen der N-Strahlen- und Odforscher viel einfacher zu erklären sein: die Strahlen haben die Eigenschaft, aus den Rändern stärker zu emanieren wie aus der Mittelfläche; diese leuchten daher wirklich stärker. — Wenn P. sodann Lummers Ergebnis zitiert: »daß alles in Bezug auf N-Strahlen beobachtete nur auf »physiologischen« Wirkungen im Auge beruhe«,*) so ist ihm zu erwidern, daß keiner der N-Forscher etwas anderes gesagt hat.

Abgesehen von dieser Entgleisung, die nur ein Mißverständnis des Professors vonseiten Peters sein mag, muß Lummer selbst entgegnet werden, daß seine Hypothese über die subjektiven Helligkeitsschwankungen kaum haltbar ist. Es ist natürlich wahr, daß die optischen Eindrücke schwanken je nachdem die Blickrichtung die zentralen Zäpfchen oder die peripheren Stäbchen trifft. Aber meines Wissens war bei den französischen Forschern keine Rede davon, daß die N-Strahlenhelligkeit beim direkten Sehen (sog. »Fixieren«) verschwunden wäre. Noch weniger ist dies der Fall bei Reichenbachschen Sensitiven, die ihren Gegenstand sehr fest ins Auge fassen!

Was nun die »V-Strahlen« des Majors Darget anlangt, so sei hervorgehoben, daß ihr Benenner selbst wiederholt ausdrücklich hervorgehoben hat, gar nicht den Anspruch zu erheben, daß er damit eine neue Strahlengattung entdeckt habe. Darget war im Gegenteil der Ansicht, daß »N-«, »Od-« und »V-Strahlen« im Grunde identisch seien und daß er bloß einen physikalisch-chemischen Weg gefunden habe, sie zu registrieren. Mit Dargets Experimenten, die tatsächlich etwas Dilettantisches an sich trugen, wird die Frage der Existenz oder Nichtexistenz der animistischen Strahlungen gar nicht berührt! Es ist nicht einmal wesentlich für die Odforschung, ob Dargets Experimente als ein kompetentes Verfahren anzusehen sind oder nicht. Die Kritiker des »Animismus«, um mich Feerhows Ausdrucksweise zu bedienen, sind (bewußt oder unbewußt) schuld an dieser Verschiebung des Problems und man sollte vermeiden, ihnen die übertriebenen Phrasen über die »angenommene Ezistenz der menschlichen Strahlungen« nachzubeten.

Wie wäre es Galvani mit seiner Entdeckung ergangen, wenn er sich so vor dem »strengen Maßstab der Wissenschaft« gefürchtet hätte, statt sich gegen die allesbesserwissenden Akademiker durchzusetzen.

Ich spreche nun als Okkultist zu den Okkultisten, wenn ich sie aufmuntere, sich von den oben betrachteten negativen Kritiken nicht beirren zu lassen, sondern unverdrossen mit ihren Mitteln (d. h. hier, gestützt auf die sensitiven Sinne) ihre Forschungen weiterzuführen; der »exakt-

*) Uebers. W. S. 258, 10. Zeile v. ob.

wissenschaftliche« Beweis des Akademikers wird danach nicht allzulange auf sich warten lassen. Das Erste und Wichtigste wird indessen sein, Hochsensitive so zu schulen, daß sie objektiven, besonnenen und ohne gegnerische Tendenz angestellten Kontrollversuchen gewachsen sind.

Schließlich liegt auch schon eine Publikation eines Strahlenforschers vor, der in Petes vorgenanntem Aufsatz in der »Uebersinnl. Welt« leider fehlt.*)

Der Heilmagnetiseur Ludw. Tormin hat 1896 in Düsseldorf**) eine Schrift: »Magische Strahlen« veröffentlicht, in der er folgenden Versuch (der auch wiederholt wurde) beschreibt: Es wurde in dreifacher Dunkelkammer gearbeitet. Eine Platte wurde zur Kontrolle des Versuchsergebnisses darin deponiert, und sie zeigte am Schlusse keinerlei Einwirkungen. Die andere, eine Trockenplatte 13×18, wurde folgendermaßen verwahrt: Sie kam in eine Kasette aus Eisenblech, deren Deckel einen kreuzförmigen Ausschnitt trug; die Schichtseite durfte nicht an den Deckel stoßen. Diese Blechschachtel kam in einen hölzernen Kasten, der Lichtschutz gewährte. Ohne Dunkelzimmerlampe wurde die Platte eingelegt, und Tormin hielt darauf ca. 30 Minuten lang in einem Abstand von 3 oder 4 cm die Fingerspitzen seiner rechten Hand über die Holzkassette. Während des ganzen Experimentes war Prof. Crola anwesend, und dieser besorgte auch das Entwickeln der beiden Platten. Die Kontrollplatte war total gleichmäßig (»unbelichtet«) geblieben, dagegen zeigte sich auf der anderen ein schwaches, aber deutliches Bild eines Kreuzes von den Dimensionen des Blechausschnitts. Ein zweiter Versuch mit 45 Minuten Exposition ergab ein gleiches Resultat. Tormin erhielt auf eine Anfrage bei dem Berliner Professor Slaby das wissenschaftliche Gutachten, daß hier direkte Wärmewirkung ausgeschlossen sei, — »so daß tatsächlich Strahlen von der Hand ausgegangen sein müssen, welche weder Licht- noch Wärmestrahlen sind.«

Da hätten wir denn also doch ein akademisches Votum für die photographische Nachweislichkeit der Körperstrahlung. Allerdings möge man nicht vergessen, daß ein Magnetiseur der Strahler war, also ein Individuum, bei dem man eine besonders intensive Radiation voraussetzen muß. Darum hat auch offenbar Prof. Crola bei der Nachprüfung des Versuches kein Radiogramm erzielt. — Wertvoll erscheinen mir Tormins Experimente (die später selbst durch dicke Bleiplatten hindurch unterscheidbare Resultate ergaben) auch besonders dadurch, dass sie Professor Vogels seinerzeitigen Einwurf gegen die »Odphotogramme« Reichenbachs***) entkräften. Vogel hatte diese Bilder so erklärt, daß bei den damaligen, nassen (weil immer frisch vorzurichtenden) Kollodiumplatten während

---

*) Vgl. dagegen »Psych. Studien«, Sept. 1913.

**) Zu beziehen durch Max Altmann, Leipzig. Vgl. auch: »Uebers. W.« IV, S. 123f.

***) Vgl. »Odische Begebenheiten« etc., S. 6—8.

der Exposition an dem offenen Ausschnitt ihre Feuchtigkeitsbestandteile verdunsteten und daß das Bild sodann lediglich auf diese Verdunstungswirkung zurückzuführen sei. Durch die Verwendung der Trockenplatten war diese Fehlerquelle ausgeschaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dissertation über Gespensterrecht aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener.**

(Fortsetzung.)

§ 27. Nun wollen wir die Verträge verlassen und von den anderen Zivilsachen noch einiges entnehmen. Nicht selten erfährt man, daß die Schatten von Toten erschienen sind, und zwar in der Gestalt und dem Aufzuge, wie jene allen bekannt waren, als sie noch unter den Lebenden weilten. Daher erscheint es nicht unlogisch, hier zu fragen, ob der wiederholt gesehene Geist eines Menschen, welcher längere Zeit in der Fremde abwesend war, mit Recht bewirken müsse, daß man vermuten kann, der Tod jenes Menschen sei eingetreten. Ich glaube, daß dem so ist, zumal wenn jener Geist an dem Wohnsitz, wo der Mensch vor seinem Fortgehen lebte, an mehr als einer Stelle von verschiedenen Leuten gesehen worden ist und wenn bis dahin garnichts von dem Tode des Menschen gemeldet wurde. Denn bei Lebenden pflegt nichts derartiges einzutreten; »wer noch lebet, pflegt nicht leicht irre zu gehen« heißt es ja allgemein. Doch darf es nicht so ausgelegt werden, daß eine solche Erscheinung für einen wirklichen Beweis angesehen wird, und die Frau, die den Geist ihres abwesenden Mannes erblickt, kann dies nicht als einen hinreichenden Beweis seines Todes vorbringen; sie darf daher auch nicht zu einer anderen Eheschließung zugelassen werden. Denn der volle Beweis für den Tod wird durch diesen Fall nicht erbracht; er genügt aber, den Tod als wahrscheinlich und vermutlich anzunehmen. (Mascard: de probat. concl. 1075, n. 5.) Mag daher diese Vermutung auch genügend erscheinen, so werden jedoch Vermutungen solcher Art verlangt, aus denen der Beweis für den Tod von selbst sich folgern läßt. Eine solche liegt aber hier nicht vor, weil es, wie wir glauben, nicht unmöglich ist, daß durch eine List oder einen Betrug anderer ein solches Gespenst hervorgebracht wird.

§ 28. Wir können hier z. B. die unbesonnene Tat nicht unerwähnt lassen, welche im Jahre 1691 in Wittenberg von zwei akademischen Bürgern, Lucius und Sejus, begangen wurde. Von ihnen pflegte jener über die Gespenster zu lächeln, dieser sie in Schutz zu nehmen; bekanntlich kommt in dieser Sache zwischen Menschen verschiedenen Glaubens eine Einigung kaum zustande. Als Sejus also eingesehen hatte, daß er sich mit Worten vergebens herumstreite, wollte

er seinen Gegner gewissermaßen durch einen Demonstrativbeweis überzeugen. Er kleidete daher sein ganzes Aeußere in die Gestalt eines schrecklichen Gespenstes und trat so einst in einer ziemlich dunklen Nacht dem nach Hause kommenden Lucius entgegen. Dieser aber, der wohl gleich eine Arglist vermutete, bearbeitete das maskierte Gespenst mit seinem Stock in einer erbarmungswürdigen Weise, und als dieses rief, es sei ja Sejus, antwortete er: »Du bist der Teufel!« und setzte zugleich die Prügel unvermindert fort, bis er schließlich aus Mitleid das Gespenst losließ. Hier fragt es sich, ob Sejus gegen Lucius eine Injurienklage hätte anstrengen können, und zwar deshalb, weil er auch dann mit den Schlägen nicht aufhören wollte, nachdem der andere ausdrücklich seinen Namen angegeben hatte. Wir antworten, daß eine Injurienklage durchaus nicht berechtigt ist, weil Sejus ja selbst den Anlaß zu der Handlung gegeben hatte. Indessen hätten beide von dem Richter pflichtgemäß bestraft werden müssen: der eine wegen Betrugs, der andere wegen allzu heftigen Schlagens. Sonst aber ist der Anlaß zur Jnjurienklage ohne weiteres gegeben gegen einen Menschen, der mein Haus durch seine Redensarten verdächtig gemacht hat, als ob es von Gespenstern heimgesucht würde; denn wer möchte zweifeln, daß für mich durchaus ein sehr empfindlicher Nachteil erwächst, wenn z. B. das Haus einem andern vermietet oder verkauft werden soll? Die Menschen lassen sich ja durch nichts leichter als durch solche Reden beschwatzen, da ein solcher Fehler zu jener Gattung von Fehlern gehört, die äußerlich nicht mit den Augen beurteilt werden können.

§ 29. Zum Schlusse der Zivilsachen wird folgende Frage aufgeworfen: Wenn ein Haus so sehr von Gespenstern beunruhigt wird, daß es durchaus nicht bewohnt werden kann, sind dann nichtsdestoweniger die vollen Abgaben (Steuern) für dasselbe an den Fiskus zu entrichten? Hier lautet die Antwort eher verneinend. Denn mag man auch einwenden, daß die Staatssteuern nicht für den Gebrauch allein bezahlt werden, sondern die Höhe der Steuern doch für die einzelnen Häuser an sich bestimmt wird, so scheint mir doch die Forderung sehr unbillig, daß die gewöhnlichen Steuern auch für solche Häuser bezahlt werden sollen, welche verständigerweise fast garnicht zum Vermögen gerechnet werden können, weil ihr Gebrauch so gut wie ausgeschlossen ist. Aber Fragen dieser Art hängen mehr von dem ortsüblichen Brauch und Gewohnheitsrecht ab, als von einer Bestimmung des bürgerlichen Rechts; es möge daher genügen, daß dieser Gegenstand hier oberflächlich berührt worden ist.

§ 30. Nun gehen wir zu den Strafrechtsfällen über und wollen sehen, inwieweit eine Anwendung auf unser Thema statthaben muß. Zunächst ist ja aus der Geschichte sowohl wie aus dem täglichen Brauch der Menschen bekannt, daß die Hausgeister, die »Kobolde«, den Menschen oft allerlei Schlechtigkeiten anzuhängen pflegen, ja sogar ihnen

mit großer Deutlichkeit die ungesetzlichen Dinge immer wieder vor Augen halten, die sie schon vor vielen Jahren vielleicht einmal begangen haben. Etwas derartiges soll, wie wir gehört haben, auch einem Angehörigen des Priesterstandes, einem Manne, der unter seinesgleichen kein großes Ansehen genoß, in dem Staate H. zugestoßen sein, indem er von einem Kobold zum Erstaunen aller an verschiedene einst begangene Schandtaten erinnert worden ist. Ein ähnliches Beispiel kann man bei Cardanus nachlesen (de subtilitate, lib. 19, p. 669). Soll nun eine solche Beschuldigung eines Gespenstes einen hinreichenden Beweis gegen den Beschuldigten darstellen und soll sie zugleich den Anlaß geben, daß der Richter zu einer Untersuchung schreitet? Unsere Antwort lautet: Nicht alles, was von dem Teufel erklärt wird, darf man für falsch halten, (er kann ja bisweilen auch einmal die Wahrheit sagen); doch steht besonders von den Kobolden fest, daß sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die Menschen zu foppen, und daß sie den größten Spaß an bissigster Ironie haben; daher, glaube ich, darf man solchen Dingen keine allzu große Beachtung schenken, wenn nicht noch andere Umstände hinzukommen, die den Verdacht der Tat erwecken. Wenn also noch der schlechte Charakter jenes Mannes in Betracht kommt und auch schon ein Gerücht über das ihm zugesprochene Verbrechen in Umlauf ist, dann allerdings, glaube ich, darf man jenen Beweis nicht gänzlich unbeachtet lassen. Bei dieser Gelegenheit ist aber auch zu bemerken, daß das Zeugnis eines Gespenstes für die Unschuld dessen, der eines Verbrechens angeklagt ist, nicht davon abhalten darf, daß auf dem gewöhnlichen Rechtswege, nämlich durch eine Untersuchung, gegen jenen vorgegangen wird. Wenn wir auch in der Apostelgeschichte Kap. 16, V. 17 und Kap. 19, V. 15 lesen, daß der Teufel durch Besessene wahrheitsgemäß über die Apostel Paulus und Barnabas Zeugnis abgelegt hat, so ist dies doch auf besondere Verfügung Gottes geschehen und hindert nicht, daß der »Vater der Lügen«, vielleicht oft in geheimem, trügerischem Einverständnis mit dem Missetäter, dessen Verteidigung auf sich nimmt.

§ 31. Wenn die Ermordung eines Menschen gerüchtweise verlautet, inbetreff der Wahrheit jedoch noch nichts feststeht, aber an dem Orte, wo die Tat angenommen wird, öfter der Geist des Getöteten, entweder rot von Blut oder voller Wunden an einem Körperteil, gesehen wird, so fragt es sich, ob hieraus eine Vermutung inbezug auf die Wahrheit der Mordtat zulässig ist. Ich antworte: Dem ist so, und ich glaube, daß sogar hierdurch dem Richter die Verpflichtung obliegt, eine peinlichere Untersuchung einzuleiten gegen die Urheber des Verbrechens, wenn er vielleicht welche im Verdacht hat. Daß aber aus einer solchen Erscheinung allgemein geschlossen wird, der Schatten des Getöteten erscheine deshalb, »weil er nicht eher ruhen könne, bis dem Thäter sein Recht geschähe«, ist sehr grundlos, denn wir wissen ja, daß an den ge-

wöhnlichen Richtstätten am häufigsten die Geister solcher Menschen erblickt werden, welche mit größtem Recht die Todesstrafe erlitten haben.

§ 32. Wenn nun einer auf Antrieb eines Gespenstes zum Verbrecher wird, so fragt es sich, ob derjenige, der auf Veranlassung eines solchen Gespenstes ein schändliches Verbrechen begangen hat, eine Entschuldigung oder eine Milderung der Strafe verdient. Ein solcher, sehr bemerkenswerter Fall hat sich ja kürzlich erst in einem Orte der Grafschaft Kastel, mit Namen Wiesenbronn, zugetragen. Dort wurde ein Frauenzimmer, Anna Margaretha Gänsertin, wegen des Verbrechens der Brandstiftung in Untersuchung gezogen. Soweit deren Geständnis die Veranlassung des ihr zugeschobenen Vergehens betrifft, wollen wir es hier mit ihren eigensten Worten wiedergeben, wie es in den Akten zu lesen ist, die im verflossenen Monat der hiesigen Hohen juristischen Fakultät vorgelegt wurden; nämlich:

Zu Art. 67. Wer der Delinquentin Anleitung zu dem Fakto gegeben? — Antwort: Es wisse kein Mensch nicht drum, sondern sie habe es auf des bösen Feindes Einrathen gethan.

Zu Art. 68. Wie und auf was Weise der Teufel das gethan? — Als sie einst in ihrer Stube ihr Unglück beweinet, sey zuerst ein weißer Geist bey ihr gesessen und habe sie getröstet; sie sollte nun beten, es solte schon besser werden, hernach aber sey ein schwartz Männlein zu ihr kommen.

Zu Art. 69. Ob sie die beyde Geister deutlich gesehen? — Habe beyde recht deutlich gesehen.

Zu Art. 71. Was das schwartze Männlein gesagt? — Warum sie sich so bekümmere, sie solle ihm das Hauß anstecken, so sey er wieder geputzt, und wären diese Leute ohnedem nichts nutz, worauf sie »das Blut Jesu Christi« gebetet, davon es also bald zur Thür hinaus gelauffen und selbige zugeschmissen, bald aber wiederkommen und eben die ersten Worte gesagt, sie sollte es nur anzünden, sie werde nicht ertappet werden.

Zu Erg.-Art. 7. Ob es dann gewiß wahr sey, daß der Teufel ihr sichtbarlich erschienen? — Ja, es könne nicht anders seyn. Bey dem ersten Brand sey er ganz klein kommen, mit einem schwartzen Kleid, daß anderemal mit einem braunen Kleid, als Cavallier, und ihr gedrohet, wann sie es nicht thun wolle, wolte er ihr den Halß umdrehen; als sie gesagt, sie fürchte sich, sie käme in Unglück, habe er ihr gesagt, sie solle es nur thun, wolle sie schon verwahren, daß sie niemand ertappen solte. Daß Drittemal sey er wieder zu ihr kommen, als ihr Mann eben ins Nachbars Hauß gegangen, und habe ihr gesagt, nun habe sie genug gethan, jetzt seyn ihre Feinde getilget, hätte aber, weil kein Licht in der Stube gewesen, nichts sehen können, worauf sie gegangen und ein Licht angezündet, da der Teufel denn wiederkommen, ihren Bedünken

nach in einem braunen Kleid, denn sie nicht genau acht auf ihn gehabt und ihr gesagt, wann sie das dritte würde angezündet haben, sey es genug und ihre Feinde getilget.

Zu 8. Woher sie wissen könne, daß es der Teufel und nicht ein Mensch gewesen? — Sey kein Mensch gewesen, weil er Geissfüße gehabt.

(Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Alfred Russel Wallace †. Am 7. November 1913 starb im Alter von 91 Jahren in England Dr. Alfred Wallace. Gleich Crookes kann man ihn mit Recht als den Stolz Englands bezeichnen. Wallace war nicht nur eine Leuchte der Wissenschaft, sondern auch ein unermüdlicher und unerschrockener Vorkämpfer des modernen Okkultismus und Spiritismus. Über die wissenschaftliche Bedeutung des großen Naturforschers Wallace brauchen wir weiter keine detaillierten Angaben zu machen. Alle größeren deutschen Tageszeitungen haben darüber ziemlich eingehend berichtet. Was aber die deutschen Zeitungen sicherlich nur recht schüchtern oder gar nicht betont haben, ist Wallaces mutvolles Eintreten für den Spiritismus. Deshalb ist es unsere Pflicht, gerade auf diese Lebensarbeit Wallaces ausdrücklich hinzuweisen. Wir veröffentlichen zu diesem Zwecke aus dem Erinnerungsblatt, welches die Zeitschrift: „Light" (15. November 1913) dem Heimgegangenen widmete, Folgendes:

„Der Engel der Befreiung, den wir mißbräuchlich Tod nennen, hat wieder einmal seine Arbeit getan; die zusammenschmelzende Schar der alten Spiritisten im Diesseits ist durch die am 7. November erfolgte Abberufung Dr. Alfred Wallaces in den Wirkungskreis des Geisterreiches, worüber er mutig und unverdrossen so viele Jahre geschrieben hat, abermals kleiner geworden. Er war nur vier Tage krank, und er ging sanft hinüber in der Gegenwart seiner Gattin, seines Sohnes und der Tochter. Der Tod trat zu ihm, wie er es nur hätte wünschen können, schnell und gnädig heran, seine geistigen Kräfte waren noch ungeschwächt.

Im Jahre 1874 veröffentlichte er sein großes Werk: „Miracles and Modern Spiritualism", worin er freimütig erklärte, daß er als Materialist und trotz eines eingewurzelten Vorurteiles gegen das Wort „Geist" durch z w i n g e n d e Beweise von den Tatsachen des Fortlebens und des Verkehres zwischen den außerkörperlichen Wesen und uns überzeugt worden sei. Er wurde infolgedessen heftig angegriffen, man bekämpfte ihn mit Spott, Hohn und Verdrehungskünsten. Er ließ sich dadurch jedoch seine Ruhe, seinen Gleichmut und seine Heiterkeit nicht rauben, während seine Kritiker und Verkleinerer an ihm ihre Wut und ihren Spott ausließen. Er wußte, was er wußte. Geduldig und gründlich hat er die Tatsachen erforscht, und als er die Überzeugung von ihrem ungeheueren Werte und ihrer spiritualistischen Bedeutung gewonnen hatte, verkündete er schlicht seine Ansicht und fügte neue Bestätigungen für sie hinzu. In seinem Werke: „My Life", welches 1905 erschienen und: „The World of Life", das erst vor drei Jahren veröffentlicht wurde, entwickelte er seine reifen Gedanken weiter und bekannte er seinen unerschütterlichen Glauben an ein von Gott regiertes Weltall und an die Tatsache, daß, wenn wir diese Welt verlassen und den physischen

Körper abgeworfen haben, unsere Entwicklung genau an dem Punkte sich fortsetzt, den wir hier erreicht haben.

Dr. Wallace war aber nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein Menschenfreund. Sein großes Herz war von Mitleid erfüllt für die Mühen und Leiden des Volkes. Alle gemeinnützigen Bestrebungen begünstigte er, auch schreckte er nicht davor zurück, seine Feder und seinen Einfluß in den Dienst auf Widerstand stoßender Ideen zu setzen. 1882 trat er für die Land-Nationalisation ein, 1898 veröffentlichte er die Schrift: „Impfung, ein Unfug", 1900 gab er „Studien, Wissenschaftliches und Soziales" heraus, und in diesem Jahre schenkte er uns seine letzten Werke: „Social Environment and Moral Progreß" und „The Revolt of Democracy".

Über seinen religiösen Standpunkt sagte er: „Ich habe, wie Herbert Spencer, stets empfunden, daß Gott unbegreiflich und unvorstellbar ist. Aber sobald wir uns die Vorstellung eines Lebens über das unserige hinaus machen, können wir eine Stufenleiter von Wesen begreifen, die höher und höher steigen. Ob dies in einer Person seinen Gipfelpunkt erreicht oder ob es ohne Ende fortgeht, können wir nicht sagen, und es tut dies auch nichts zur Sache. Vor dreißig Jahren, ehe ich von der Wahrheit des Spiritualismus überzeugt wurde, war ich Agnostiker. Meine einzige Religion ist die, welche vom Spiritualismus ausgeht. Die Welt dient der Entwicklung menschlicher Seelen und unsere Zukunft hängt von der Benutzung der gegenwärtigen günstigen Gelegenheiten ab."

Fürwahr, für Dr. Wallace ist diese Welt das Werkzeug zur Entwicklung seiner Seele gewesen und er hat von den günstigen Gelegenheiten vollen Gebrauch gemacht. Fast bis an sein Ende war er rege, empfänglich und fortschreitend, teilnehmend und erfüllt von den fortgeschrittenen Gedanken und Bestrebungen der besten Köpfe unserer Zeit. Obwohl er selbst kein Medium war, so war er doch ein prophetischer Seher im besten Sinne; denn vorausschauend sah er das Kommen der Tage wechselseitiger Hilfsbereitschaft, der Brüderlichkeit, des Altruismus und der geistigen Befreiung, da

auf dem ganzen Erdball
ein Mensch des anderen Bruder wird.

Wallace hat selbst erklärt, daß ihn der Spiritualismus zu einem besseren, mildtätigen und mitfühlenden Menschen gemacht hat; er habe ihm den Schlüssel geliefert zu vielem, was im menschlichen Leben dunkel, wenn nicht hoffnungslos schien. Er wurde nachsichtiger und gelangte zur Überzeugung, es gebe keine durchaus schlechten Männer und Frauen, d. h. keine, die nicht durch verständige und herzliche Erziehung und ein soziales System, das allen gleiche Daseinsbedingungen gewähre, brauchbare, zufriedene und glückliche Glieder der Gesellschaft würden. Er sagt hierüber einmal:

„Ich fühle, daß mein Charakter sich bedeutend gebessert hat, und zwar verdanke ich dies hauptsächlich den Lehren des Spiritualismus, daß wir hier mit all unserem Tun und Denken einen Charakter ausbauen, von dem unser Glück oder Elend im neuen Leben in erster Linie bedingt wird, und daß wir selbst unsere größte Glückseligkeit dadurch schaffen, daß wir alles tun, was wir können, um unsere Mitmenschen glücklich zu machen."

Sein Leben war wirklich, wie jemand in „The Daily Chronicle" sich ausgedrückt hat, „eines der früchte- und inhaltsreichsten, stets den Zwillingen der Wahrheit und Menschenliebe geweiht".

Frau Nuscha Butze — das Opfer einer Gesundbeterin. Der kürzlich erfolgte frühe Tod der trefflichen Schauspielerin Frau Nuscha Butze wird noch die Staatsanwaltschaft und die Berliner Kriminalpolizei beschäftigen, denn mehrere

Freunde der Verstorbenen haben der Behörde Anzeige erstattet, daß eine Gesundbeterin, unter deren Einfluß die Künstlerin während der letzten Monate ihres Lebens gestanden hatte, die Verschlimmerung im Befinden der Schauspielerin und ihren raschen Tod verschuldet habe.

Die Künstlerin litt seit Jahren an der Zuckerkrankheit. Es gelang schließlich den ärztlichen Bemühungen und sorgfältiger Diät, das Leiden auf ein Minimum zu reduzieren, und Frau Butze fühlte sich gerade im vergangenen Sommer so wohl und gesund, wie lange nicht. Im Hochsommer dieses Jahres machte sie nun durch die Vermittlung einer ihr nahestehenden Person die Bekanntschaft einer Gesundbeterin. Ein Verwandter von Frau Butze war angeblich durch diese von seinem Leiden geheilt worden, das er sich durch einen Sturz zugezogen hatte. Die Künstlerin, die sehr fromm war und ohnehin etwas zu religiösem Überschwange neigte, geriet vollständig unter den Einfluß der Gesundbeterin, in deren ausschließlicher Gesellschaft sie sich seit dieser Zeit befand.

Auf den Rat der Gesundbeterin hin vernachlässigte sie ihre Diät und befolgte die ärztlichen Ratschläge nicht mehr. Die Folge war eine starke Zunahme der Krankheit. Die langjährige Hausdame der Künstlerin wollte den Hausarzt darauf aufmerksam machen, durfte es aber auf das ausdrückliche Verbot der Künstlerin nicht tun, die so fest an die Heilkraft der Gesundbeterin glaubte, daß sie auf die Vorstellungen ihrer Freunde immer wieder erklärte, sie brauche keine Diät einzuhalten, sie wisse ganz genau, was sie tue, und sie könne nicht krank werden.

Letzthin fühlte sich die Künstlerin so elend, daß sie ihre Mitwirkung an der abendlichen Vorstellung absagen wollte. Da überredete die Gesundbeterin sie dennoch ins Theater zu fahren, denn ein intelligenter Mensch könne sich nicht krank fühlen. So fuhr die Schauspielerin ins Theater. Während der Vorstellung erlitt sie einen Ohnmachtsanfall, der ihre Überführung in das Krankenhaus notwendig machte, wo sie nicht mehr zur Besinnung kam. Aber selbst dort versuchte die Gesundbeterin noch zu Frau Butze zu kommen, wurde aber auf Anordnung des Arztes nicht mehr zugelassen.

Wie die „National-Ztg." schreibt, hat Frau Nuscha Butze nicht nur mit einer Gesundbeterin, sondern mit den Mitgliedern der englischen Gesellschaft „Christian Science" zu tun gehabt. Sie lernte diese dadurch kennen, daß ein Neffe von ihr, ein Offizier, auf einem Schiffe einen Unfall erlitten hatte und in ihrem Hause zur Pflege war. Da die Heilung nur langsam fortschritt und der Offizier für seine militärische Karriere fürchtete, zog Frau Butze auf seinen Wunsch die „Christian Science" zu Rate und kam derart in tägliche Berührung mit Gesundbetern. Diese verstanden es, auch Frau Butze voll zu gewinnen, und diese vertraute ihnen die Behandlung ihrer Krankheit an. Die Gesundbeter verfuhren dabei in der unsinnigsten Weise und entzogen Frau Butze die notwendigen Stärkungsmittel. Der Hausarzt der Künstlerin beabsichtigt, gegen die Gesundbeter-Gesellschaft mit einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft vorzugehen.

Gedankenphotographie in Japan. Aus Tokio (Japan) kommt die Nachricht, daß Professor Tomokichi Fukarai von der dortigen kaiserlichen Universität ein Buch, betitelt „Hellsehen und Gedankenphotographie" herausgegeben hat, welches Werk sicherlich auch für die europäische Wissenschaft von Bedeutung sein dürfte. Wir behalten uns vor, über dieses Buch noch des weiteren zu berichten, wollen daher heute nur kurz erwähnen, daß sich die Experimente des Prof. Fukarai auf ungefähr vier Jahre erstreckten und daß er diese des öfteren in Gegenwart von Zeugen — darunter die Professoren Kakehi, Inouye und Goto — vollführte. Als bestes Medium wirkte Frau Takahashi. Wie dabei gearbeitet wurde und was für Resultate erreicht wurden, wird am

besten durch folgendes Beispiel erläutert: Ort der Sitzung: die Wohnung des Professors Fukarai. Anwesend fünf Zeugen. Prof. Fukarai hatte sich ein Dutzend photographischer Platten in Visitenkartengröße verschafft. Davon nahm er drei Platten, umwickelte diese mit verschiedenen Sorten Papier und versiegelte schließlich die wohlverhüllten Platten. Diese nahm nun Herr Kubo, ein Sitzungsteilnehmer, in die Hand und setzte sich, indem er die Platten auf seine Knie legte, zur linken Seite des Mediums.

Nun begann Frau Takahashi ihren Geist auf die Platten zu konzentrieren, und nicht lange darauf sagte sie: „Ich sehe jetzt das Wort: „myo“ und dann auch „ho“ („Myo—ho“ heißt „wundervolle Methode“). Nachdem sie 7 Minuten 25 Sekunden in Trance gewesen war, sagte sie: „Sie haben gut angenommen“ und lief dann hinunter in den Hausflur. Daraufhin entwickelten die Professoren Takahashi und Kubo die Platten. Es zeigte sich nun, daß von den drei Platten die beiden äußeren unverändert waren. Auf der dritten, also mittleren Platte, standen jedoch von fester Hand geschrieben die Worte „Myo“ und „ho“. Es waren dies die beiden Worte, welche man ihr aufgegeben hatte, auf gedanklichem Wege zu photographieren. —

Während wir diese Zeilen schreiben, hatten wir auch Gelegenheit, mit Herrn Ralph Wintherry zu sprechen. Dieser erzählte uns, daß er sich persönlich von der Wahrheit der Gedankenphotographie durch eine Reihe von gelungenen Experimenten überzeugt habe. Zu diesen Versuchen ließ sich Herr Wintherry aus Paris hypersensibele Lumièreplatten kommen, welche die besten Resultate ergaben. Sobald die Versuche des Herrn Wintherry einen gewissen Abschluß erreicht haben, will er uns seine Bilder zur Veröffentlichung im „Zentralblatt“ übergeben, wofür wir ihm schon heute bestens danken, da dadurch die deutsche Forschung sicherlich mächtig angeregt werden wird.

Voraussagungen für 1914. Wie alljährlich, gelangen gegen Ende des Jahres die beiden astrologischen Almanache von Raphael und von Zadkiel in englischer Sprache zur Ausgabe, die eine Anzahl Prophezeiungen für das Jahr 1914 enthalten, welche sich auf die Gestirnkonstellationen zu Anfang der vier Quartale, die Sonnen- und Mondfinsternisse und andere wichtige Zeitpunkte begründen. Besonders Zadkiel ist in seinen Prognosen und Ausführungen recht deutlich. Wir entnehmen demselben die folgenden Voraussagungen.

Das Horoskop für das Winterquartal, anfangend mit dem 22. Dezember 1913, zeigt, soweit Deutschland, Österreich und Italien in Betracht kommen, Saturn im 3. Hause in Opposition zu Merkur im 9. Hause, was auf eine sehr schlechte Zeit für Eisenbahnen und auf Eisenbahnunglücke hindeutet, ebenso auf Verlust von Kauffahrteischiffen und eine schlimme Zeit für die Börse. Das Verhältnis zum Ausland wird gleichfalls eine Verschlechterung erfahren. In England ist Ministerwechsel oder Resignation des Ministeriums wahrscheinlich.

Der Eintritt der Sonne in den Widder am 21. März 1914, womit das Frühlingsviertel beginnt, zeigt den Krebs am Aufstieg mit Sonne und Venus günstig plaziert im 10. Hause, was ein gutes Omen für die Regierung ist. Der Mond in Opposition zu Neptun läßt aber auf Unruhen und Volksbewegungen in Rußland, Deutschland und Österreich schließen. Auf dem Balkan werden ebenfalls Unruhen stattfinden und die Leitung der auswärtigen Politik wird mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Das Sommerviertel zeigt Mars im Aufstieg, was ein gefährlicher Einfluß für den Frieden Europas ist; dies trifft besonders auf Italien zu, in dessen herrschenden Zeichen Mars jetzt steht. Aber auch bei den anderen Großmächten wird der Einfluß der Kriegspartei sich stark bemerkbar machen, und wenn in Italien Krieg vermieden werden kann, wird man jedenfalls mit Volksausbrüchen

zu rechnen haben. Verschiedene hohe Persönlichkeiten in Europa stehen im August in Lebensgefahr, und ein im hohen Alter befindlicher Monarch mag unter der Wage seine außergewöhnlich lange Regierungszeit beschließen. (In erwähnten Almanachen ist dieser ehrwürdige Monarch mit Namen genannt.) Die totale Sonnenfinsternis am 21. August findet genau am Platze statt, den Mars bei der Sonnenwende am 22. Juni innehatte (im Löwen 27° 45') und ist in Opposition zum Monde im Horoskop des Königs von Italien, was ungünstig für den Frieden seines Landes ist und seine eigene Gesundheit bedroht. In St. Petersburg stehen Mars und Venus beide im 10. Hause, wodurch die Einflüsse für Krieg und Frieden gleich stark sind, was bei der bekannten Friedensliebe des Zaren hoffentlich auf Erhaltung des europäischen Friedens hinausläuft.

Das Herbstviertel, am 23. September 1914 beginnend, wenn die Sonne in die Wage geht, das Zeichen, unter dem Österreich steht, zeigt Mars in diesem Zeichen. Es deutet dies auf eine erhöhte Sterblichkeitsziffer, viel Streit und Zwistigkeiten in den Ländern dieser Krone, auf eine schlechte Ernte und Schwierigkeiten mit dem Auslande.

Erster internationaler okkultistischer Kongreß und Ausstellung in Berlin 1914. Derselbe soll nunmehr im Herbst des Jahres 1914 abgehalten werden, welcher Zeitpunkt jedenfalls aus mehrfachen Gründen günstiger ist wie der zuerst festgesetzte Frühlingstermin. Nähere Auskünfte erteilt Herr Dr. med. von Kapff, Vorsitzender der wissenschaftlichen Vereinigung „Sphinx", Berlin W. 35, Am Karlsbad 33.

Prophetie. Schon vor 1909 hatte ich Eindrücke, daß von 1911 oder 1912 an sich für Europa gefährliche Krisen einstellen wollen. Ende 1914 soll man einen Teil davon hinter sich haben, und zwar soll sich dies mit auf Deutschland beziehen. Dann, von 1916 an, nochmals Unruhen und Kriegerisches und erst von 1917 ab soll man aufatmen können. — Im Sommer 1910 befand ich mich eines Tages in dem Zimmer meines Vaters auf dem Sopha, da verfiel ich in einen Halbschlaf und wurde dabei in die Gegend der Festung Thorn versetzt. Dort war in einem Kriege ein russischer Großfürst gefangen genommen worden. — Dann hatte ich von 1912 an folgende Eindrücke: 1. Trauereindruck für die kaiserliche Familie, 2. eine Seeschlacht nördlich von Helgoland, Richtung mehr nach der Schleswig-Holsteinschen Küste zu; 3. hatten kriegführende Länder an Holland und Belgien Entschädigungen zu zahlen, weil in deren Landen Krieg geführt wurde; 4. wird Preußisch-Schlesien bis 1915 eine wichtige Rolle spielen, was auf mich einen guten Eindruck machte; 5. Feinde in der Gegend Oldenburg-Holland und 5a. solche auf die Provinz Brandenburg marschierend, dies mochten aber mehr Gefangene sein. 6. Daß der Kronprinz für seinen kaiserlichen Vater auf eine gewisse Zeit die Regierung übernehmen soll; 7. für den Kaiser Halserkrankung. Beide Zustände werden aber 1914 vorüber sein. 8. Sehe ich sächsische Truppen kriegsbereit nach Österreich und Preußisch-Schlesien zu marschieren. 9. Vernahm ich in einer Sitzung sehr viel Glockengeläut und dann sah ich einen großen Trauerzug, als ob es in Berlin oder Potsdam sei. 10. Hieß es: Frankreich müsse etwas abtreten, und 11. Krieg zwischen Italien und Frankreich bezog sich auf eine große Seeschlacht.

Ferner Eindrücke in einer Sitzung, die am 15. Mai 1913 bei Frau Korlick in Schöneberg stattfand: Tausende von Müttern werden zu ihren Kindern sagen: „Nun ist euer Vater fort und wer weiß, ob er wiederkommt." — Dann gelangte ich in einen schwebenden Zustand, ich konnte ganz Mitteleuropa übersehen: 1. In der Gegend von Oldenburg und dem nördlichen Teil der Rheinprovinz ging es schrecklich zu, es bezog sich auf Kriegslärm, und 2. nach dem

Kaiser-Wilhelmskanal kommt man nicht hinein, da ist man auf dem Posten. 3. An der östlichen Grenze hatten die Russen einen Vorstoß gemacht, aber diese Eile soll ihnen verhängnisvoll werden. 4. Soll Schlesien Wichtiges zukommen, dieses hat aber durch die betr. Kriegsperiode viel Hunger und Elend durchzumachen. 5. Soll dem Königreich Sachsen großes Lob zukommen, da es auf dem Posten sein wird. 6. Für Italien in Oberitalien eine schwere Niederlage durch Frankreich und 7. Franzosen in der Rheinpfalz und westlich von Frankfurt a. M. —

Die folgenden Angaben habe ich durch weitere Sitzungen erhalten: Sehr üble Einflüsse auf mich, es war ein Wogen hin und her, ich wurde körperlich sehr beeinträchtigt, habe dabei fast alle Farben gewechselt. Dann wieder ein Getümmel und ein Sausen, als ob Krieg sei, Europa muß erst Atem holen. — Für die kaiserliche Familie will sich eine kritische Zeit einstellen, und zwar mehr vom November 1913 bis Februar 1914. — Sonst aber noch seit ungefähr Jahresfrist Truppenbewegungen, Kriegsmaterial und ein Abschiednehmen. In Träumen habe ich dies besonders deutlich gesehen. Zum Schluß sah ich noch eine große, graue Wolke nach Russisch-Polen zu, welche wohl auf Krieg oder Revolution deutet (Erhebung zum Königreich.)

Charlottenburg. Ernst M. Büttner.

Okkultes aus Ganghofers Leben. Über Farbenhören wurden wir in der Mai-Nummer des vorigen Zentralblatt-Jahrganges in interessanter Weise unterrichtet. Unter den Zeugen dieser merkwürdigen Erscheinung wurde auch Ludwig Ganghofer genannt und ein kurzer Hinweis aus seinem „Lebenslauf eines Optimisten“ angeführt. Ein guter Zufall verschaffte uns kürzlich den Genuß dieses prächtigen Buches, aus dem wir (Bd. I., Buch der Kindheit, S. 308) die ganze Beschreibung, die gerade in ihrer Ausführlichkeit interessieren wird, hier folgen lassen:

„Da überkamen mich traumhafte, seltsam wogende Stimmungen, die ich nicht schildern kann. Und wenn Herr Kerler auf der Orgel mit wechselnden Tonarten phantasierte, bekam oft plötzlich die ganze Kirche vor meinen Augen eine intensive, einheitliche Farbe; alles erschien mir rot oder ährengelb oder in prachtvollem Blau. Das dauerte immer nur wenige Sekunden und verschwamm dann wider. Meistens sah ich nur eine einzige Farbe, und wenn sie zerflossen war, blieb alles so, wie es in Wirklichkeit war. Doch manchmal — wenn die Tonart, während ich eine Farbe sah, mit raschem Übergang wechselte — verwandelte sich diese Farbe ebenso rasch in eine andere, die noch stärker leuchtete. Das war immer so namenlos schön, daß mir ein süßer Schauer durch Herz und Sinne rieselte. — Dieses Farbenschauen meiner Augen, bei tiefer Wirkung für Musik, verstärkte sich noch in späteren Jahren. Irgendwelche Gesetzmäßigkeit in dieser Erscheinung hab' ich bisher nicht konstatieren können. Aber es gibt ein paar musikalische Werke, bei denen ich stets die gleiche Farbe sehe. Wenn ich Wagners „Rheingold“ höre, kommt immer ein Augenblick, in dem das ganze Bild der Bühne für mehrere Sekunden von einem brennenden Goldgelb überflossen wird. Und spiele ich mit meinen Kindern das erste Trio van Haydn, so erscheint mir das Notenblatt gegen Ende des ersten Satzes in einem matten Rotviolett, das sich, wenn wir ohne Unterbrechung gleich das Adagio Cantabile beginnen, in ein tiefes Stahlblau verwandelt. Im Allegro non troppo der C-moll-Symphonie von Brahms, die ich bis jetzt drei- oder viermal hörte, sah ich jedesmal das gleiche Scharlachrot — und einmal sah ich in dieser Farbe eine weite Himmelsferne mit langgestreckten, in Scharlach brennenden Wolkenzügen, über die eine hohe, in tieferes Rot gekleidete Frauengestalt wie schwebend dahinglitt.

Alle leidenschaftlich empfundene Musik verwandelt sich für mich in Bilder, die ich sehe, während ich die Musik für Sekunden und Minuten nicht mehr zu hören glaube. Am häufigsten und stärksten kommen mir solche Bilder und Farben bei Schumann und Beethoven. Früher war's auch bei Wagner so. Aber die bilderschaffende Wirkung, die sonst die Wagnersche Musik in mir hervorrief, ist seit etwa fünf Jahren ganz für mich erloschen." —

Auf Seite 250 des II. Bandes „Buch der Jugend" finden wir noch eine interessante Schilderung einer ähnlichen Gabe unseres Dichters:

„In der Nacht, als ich schlaflos und seltsam unruhig war, da kam mir plötzlich jene Gabe meiner Kindheit wieder: dieses farbige Bildersehen in der Finsternis. Erst war's wie eine trübe, violette Sonne; sie verwandelte sich in farbige Ringe, die gegen einander liefen, und innerhalb dieser kreisenden Ringe erschien mir ein knospenhaftes, von braunen Löckchen umringeltes Gesichtchen, aus dem mich unter dunklen Wimpern zwei große blaue Augen verwundert betrachteten. Ein paar Sekunden schwebte dieses liebe Gesichtchen wie ein Wirkliches in der Luft, dann begann es sich zu verändern, wurde von den kreisenden Farbenringen verzehrt und war verschwunden.

So kam es wieder in jeder, jeder und jeder Nacht." —

Auch von Vorahnungen, dem Vorherwissen eingetretener Ereignisse, gibt uns der Dichter des „Herrgottschnitzers von Oberammergau", des „Jägers von Fall" ein anschauliches Beispiel. Im gleichen Bande II heißt es S. 89:

„Ein paar Tage später, inmitten dieser wirbelfröhlichen Zeit, fiel beklemmende Trauer in mein Herz, und ich erlebte dabei noch eine jener dunklen Wunderlichkeiten, die man psychische Rätsel zu nennen und als unerklärbar zu bezeichnen pflegt.

Ich fuhr in einer Nacht, schon gegen Morgen, aus dem Schlummer auf und hatte beim Erwachen die Empfindung, daß ein dröhnendes Glockenläuten mich geweckt hätte. Aber die Nacht war still. Mit heftig pochendem Herzen saß ich in meinem Bett und lauschte. Und vernahm von der schweigsamen Straße herauf einen hastigen Schritt, der über die Pflastersteine klapperte und eilig näher kam. Nun verstummte dieser Hall, dicht unter meinem Fenster, und im gleichen Augenblick wurde heftig an unserer Haustürglocke gerissen. Etwas Wehes und Kaltes zuckte mir jäh durchs innerste Leben: „Jesus, Großpapa ist gestorben!" Ob ich diese Worte laut in der Nacht geschrien habe oder ob ich sie nur dachte, das weiß ich nimmer. Aber sie w a r e n in mir, als diese Glocke so schrecklich läutete.

Ich war vor Schreck wie gelähmt. Nebenan im Wohnzimmer meiner Hausleute wurde ein Fenster aufgerissen, eine Stimme rief etwas hinunter in die Nacht, eine andere Stimme, wie aus weiter Ferne, rief etwas herauf von der Straße — ich verstand meinen Namen, sprang aus dem Bett und hatte mich in der Finsternis halb schon angekleidet, als der Hausherr im Schlafrock und einem Kerzenlicht in mein Stüble trat und mir sagte: eine Magd wäre vor dem Haustor, und ich sollte gleich zu meinem Onkel kommen.

Auf der Straße drunten erfuhr ich, was ich schon wußte — mein Großvater war gestorben.

Ich konnte nicht weinen. Es war in mir nur ein ratloser Schreck, ein kalter Schauer. — — —

Nach der Rückkehr vom Begräbnis erzählte mir der Vater, wie der Großvater gestorben wäre: ohne Krankheit, plötzlich, nach einem heiteren Abend, lachend, ohne Ahnung seines nahen Todes." —

Ganghofer erwähnt dann noch, daß er sich's vom Vater, dem er das Dunkle, Wunderliche aus jener stillen Nacht erzählte, nicht habe ausreden las-

sen, was er sicher und wahrhaft erlebt zu haben glaubte, und fährt dann fort, wie er zu einer Erklärung für jene nächtlichen Rätsel gekommen sei.

„Noch lange, durch viele Wochen, beschäftigte mich das Gegrübel über dieses Rätselhafte. Dabei kamen mir oft sonderbare Gedanken. Ich begann an feststehenden Begriffen zu zweifeln und geriet mit den herkömmlichen Vorstellungen von Raum und Zeit in Fehde. Etwas Wundersames empfand ich in einer sinnenden Nacht, die meinen wachen Augen ein Traumbild zeigte: Das Leben als einen ewigen Strom, in dem mir die Schicksale der einzelnen Geschöpfe nur als winzige, zueinander gehörende Teilchen erschienen, wie die gemeinsam flutenden Tropfen in einer großen Woge. Meer und Bach und Nebel, Wolke, Regen, und wieder Quelle, Bach und Meer — ist das nicht auch ein Einziges? Und die verwandten Menschen, alle, die das gleiche Blut erfüllt? Die sind doch ein Einheitliches, ein Ganzes, ein unlösbar Aneinandergewachsenes! So fest gehören sie im Leben zueinander, daß ein Schauer das Blut des Enkels durchrieselt, wenn in hundertstündiger Ferne das Blut des Großvaters erkaltet. In meiner Trauer jubelte ich über die „Erklärung", die ich da für jene unbegreifliche Rätselnacht gefunden hatte." —

Wir sehen hier den gefeierten Autor auf Bahnen wandeln, die auf jenes Gebiet einmünden, das durch die Entdeckungen eines Durville, Rochas, Kilner usw. von Jahr zu Jahr jetzt heller wird. Es will dann nicht viel verschlagen, wenn Ganghofer damals, außer Stande, eine vollbefriedigende Lösung zu finden, nachdem er mit Gier alles verschlungen hatte, was er an philosophischen Schriften erwischen konnte, eines Tages die gesamten Folianten in den Winkel schleuderte und sich das Wort seines Vaters, der von einer „Umdrehung der Zeitmomente in einem krankhaft überreizten Gehirn" gesprochen hatte, zu einer Autorität mit ehernen Füßen werden ließ. War doch unser Dichter damals noch ein blutjunger Gymnasialschüler, der recht tat, statt philosophischer Rätselraterei mit flinkem Entschluß sich ein Paar holländische Schlittschuhe zu kaufen und auf den Eisplatz zu sausen — und suchte er doch auch auf Wegen, die nicht zum Ziele führen konnten, auf Wegen, die damals überhaupt noch nicht gangbar waren. Würde sich Ganghofer die Erfahrungen und Tatsachen zu eigen machen, welche die letzten Jahre auf übersinnlichem Gebiete gebracht haben, so würde er sicherlich nicht mehr „Ahnungen als ein leeres Wort für Vorgänge im menschlichen Gehirne bezeichnen, die wir nicht begreifen können." Dann würde er auch jenen Drang stillen können, das Leitmotiv seiner Jugend, „zu wissen, wissen, wissen." Und wir sind überzeugt, daß er eines Tages erscheinen wird. Evoe! Denn diesen Dichter, mit der Lessingschen Schale in der Hand, treibt es zur Wahrheit, zur reinen, heiligen Wahrheit. Der Suchende wird finden. Uns Lesern muß es aber einen eigenen Reiz gewähren, den übersinnlichen Spuren in seinen übrigen Werken oder auch in den folgenden Bänden seines Lebenslaufes, dessen Abschluß noch nicht vorliegt, nachzugehen. Wenn einer von uns einen Ganghofer-Band antrifft, der denke an das „tolle, lege," „nimm auf und lies"! Vielleicht auch der wahrheitsuchende Autor selber, wenn er einem okkultistischen Werke begegnet, vielleicht denkt er an dieses Wort, das dem Apostel Paulus, als er noch ein Saulus war, in die Ohren drang, während das Licht ihn blendete? **bwz.**

Ein Erlebnis seltsamer Art. In meiner Kindheit lebte ich auf dem Lande in einem alten, mehrere Hunderte von Jahren schon stehenden Gutshause. In diesem Hause herrschte der feste Glaube an einen Schutzgeist, der alle Bewohner unter seine besondere Fürsorge stellte, so lange sie brav und ordentlich ihres Weges gingen; waren sie aber diebisch, liederlich oder sonst schlecht, so konnte es geschehen, daß die „Schlüsseljungfrau" sie ihre Macht in unangenehmster Weise fühlen ließ.

Mir, der ich dort geboren und erzogen war, war sie besonders gewogen. In meinen „Okkultistischen Erlebnissen“, die ich bereits im Zentralblatt veröffentlichte, sieht man, wie fürsorglich und gütig sie zu mir war.

Nun sind lange, lange Jahre vergangen. Gut und Schloß kamen erst in die Hände eines reichen Großkaufmanns, der aber bald starb und das Anwesen einem Neffen hinterließ, der nie auf dem alten Herrensitz wohnte, wohl aber seine Gattin und das einzige Töchterchen zuweilen im Sommer dorthin schickte. Alte Diener, die mich ab und zu aufsuchten, berichteten, daß die kleine Ursula ein liebes Kind sei und daß ihre Wärterin erzählt habe, sie spreche oft von einer schönen, weißen Dame mit grünen Haaren, die einen goldenen Schlüssel in der Hand trüge und bei ihr, der Kleinen, am Bettchen sitze.

Also hatte die „Schlüsseljungfrau“ auch diesem Kinde ihre Huld zugewendet.

Aber das Gut wurde wieder verkauft. Der Besitzer konnte es nicht halten, und so kam es unter den Hammer.

Nun erstand es ein sehr reicher und edler Mann aus altem, freiherrlichem Hause. Er war im Anfang sehr niedergeschlagen, denn es ging ihm allerlei fehl. Da kam ihm eines Tages die Eingebung, an dem alten Hause klebe Unsegen, und er riß es ab.

Eine Anhöhe wurde nun zu dem neuen Bau gewählt, weiter ab vom See und mit dem Blick in die Wiesen, statt in das Ufergelände des Sees.

Seltsamerweise erfuhr ich lange nichts davon, daß unser liebes, altes Haus dem Erdboden gleichgemacht sei. Aber vor etwa drei Monaten träumte mir — ich nahm wenigstens an, daß es ein Traum wäre — das alte Haus würde mit der Spitzhacke bearbeitet; die Steine ächzten und aus den Grundmauern drang ein Stöhnen, das klang wie: Hilf uns doch!

Als ich erwachte, war ich ganz in Schweiß gebadet und schrieb sofort an einen Bekannten in der dortigen Gegend, ob mit dem alten Hause etwas geschehen sei.

Nach wenigen Tagen erhielt ich die Antwort, daß es bereits bis auf die Fundamente abgerissen sei, daß man in einem Keller aber ein sonderbares Kistchen gefunden habe, das sich nicht öffnen ließe, das der neue Besitzer aber an sich genommen habe.

Ich wußte nun, daß der Traum kein Traum, sondern ein Hellhören und Hellsehen gewesen war.

Darauf erfuhr ich wieder wochenlang nichts, bis ich in dem Kreisblättchen der dortigen Gegend las, daß das neue Haus in K. gerichtet sei.

Und nun geschah erst vor wenigen Tagen Folgendes:

Ich hatte mir den Fuß verstaucht, litt heftige Schmerzen, lag fest und kann auch heute noch nicht ohne Stock gehen. Ich schlief ein, erwachte aber sehr bald. Der Mond glänzte am Himmel, viele Sternschnuppen flitzten über den hellen Nachthimmel und ich ging, wie ich eben aufgestanden war, im weißen Nachtkleide durch eine Reihe von sonderbaren Gebilden, die ich dann als Wolkenballen erkannte. Ich eilte wie auf Flügeln dahin und vor mir schlüpfte immer etwas Graues her, wie ein grauer Kauz oder eine huschende Schleiereule.

Plötzlich fühlte ich, wie irgend etwas mich drückte, wie ein starker, um den Körper geschlungener Strick, der sich zur Brust hinaufzieht. Dabei kam ich ins Gleiten, und plötzlich stand ich ganz unvermittelt auf dem runden Rasenbeet, das wie früher sich vor unserm alten Hause breitete. Das alte Haus sah ich auch, aber wie man astrale Körper sieht, die Umrisse wie aus Nebel, das Ganze mehr schwebend, durchsichtig; man konnte durch alle Räume zugleich blicken und ich war auch in all diesen Räumen zugleich. Plötzlich aber war alles fort und ich stand in einem neuen Schlosse; dieses hatte Türme und Treppen und eine

breite Altane. Auch in diesem Bau sah ich alles zugleich, die Zimmer, Säle, Wirtschaftsräume, die große Küche mit schwarzweißer Marmorfußbodenbekleidung.

Messingstangen waren schon an den Bogenfenstern befestigt, aber keine Möbel, kein Vorhang zu sehen, noch alles roh, noch alles im Entstehen. Ich hörte die alten Kastanienbäume rauschen wie einst, hörte den Bach plätschern und sah den See ganz in Nebel gehüllt, und darüber hin schritt riesengroß jenes graue, rätselhafte Etwas, das mich hergeleitet hatte. Soeben noch riesenhaft, wie ein großer Wolkenschatten, wurde es jetzt lichter und lichter und fast duftig zart, spielte in rosiges Frühlicht über und golden glänzte der Schlüssel aus diesem Zauberduft von Farben heraus. Der Schlüssel berührte kalt meine Stirn. Ich wollte hinschauen, vermochte es aber nicht. Ich sank, wie vorher, als der Strick mich festhielt, jetzt aber ohne Stützpunkt, sah das helle, rosige Licht über mir, sah das Funkeln des Goldes, und mit einem jähen Aufschrei, der meine Verwandten zu mir ins Zimmer rief, erwachte ich.

Als ich wieder an den Freund in jener Gegend schrieb, ließ ich mir von ihm das neue Schloß ungefähr beschreiben: „Ein stattlicher Bau, noch roh in allen Teilen, aber schon gerichtet; die Treppen mit blanken Geländern, die Küche mit schwarzweißen Marmorfliesen belegt“ — so schrieb der Freund. Nun wußte ich, daß ich dort gewesen in der alten Heimat, die für mich verloren ist!

Manfred Vorsüd.

Indische Amulette. In Indien ist man fest überzeugt, daß es Gegenstände gibt, die die Kraft haben, selbst für unabwendbar geltende unversöhnliche Naturgesetze abzuändern oder doch wenigstens milder zu gestalten. Deshalb besitzen dort fast alle Menschen irgendeinen Gegenstand, der ihnen Glück bringen und das Unglück vom Hause fernhalten soll. Die Art dieser Amulette ist je nach der Naturanlage der Bewohner des Landes verschieden. Im südlichen Indien haben die Amulette nur einen vorbeugenden, abwehrenden Charakter: sie sollen gegen Krankheit schützen, großes Unglück, unter dem ein ganzes Volk zu leiden hat (Epidemien, Hungersnot usw.), ablenken und die Machenschaften böser Geister vereiteln. Dagegen haben im nördlichen Indien, besonders in den Grenzbezirken, wo Leute wohnen, die unter Kampf und Gewalttätigkeiten groß geworden sind, die Amulette sozusagen einen aktiven Charakter.

Der Handel mit Amuletten — so schreibt ein indischer Mitarbeiter der „Sun“ — ist etwas sehr Ehrenvolles, und die ihn ausüben, werden oft bei Geburten, bei Eheschließungen, wenn lange Reisen angetreten oder wichtige Entschlüsse gefaßt werden sollen, um Rat gefragt und als „Wissende“ mit großer Achtung behandelt. Ein Amulett, das in Indien besonders beliebt und verbreitet ist, hat die Gestalt eines Fisches, da der Fisch als Glückbringer gilt. Jedes indische Mädchen, das sich verheiratet, erhält als Geschenk einen silbernen Fisch mit Rubin- oder Granataugen. In einer der schönsten Novellen von Kipling spielt ein solches Fischlein — es ist hier von Holz, liegt aber in einer Schachtel von getriebenem Silber — eine große Rolle. Dieses Fischlein, das blind war wie Cupido, brachte dem Menschen, dem es geschenkt wurde, das größte Unglück; Glück aber brachte es dem, der es sich eigenmächtig nahm.

Die wahren indischen Talismane aber sind gewöhnlich aus einem kostbaren Metall hergestellte und mit Edelsteinen geschmückte Behälter, in welchen sich ein auf Papier, Haut oder Stoff geschriebenes kurzes Verslein befindet. Der Mann, der diese Amulettverse verfaßt, hat keinen festen Wohnsitz; er zieht vielmehr von Ort zu Ort und führt all sein Hab und Gut mit sich. Sein Vermögen besteht einzig und allein aus den Kleidungsstücken, die er auf dem Körper trägt, und aus seinen mit Sentenzen gespickten Manuskripten.

Folgende Urteile großer Männer über den Spiritismus hat der „Fraterniste" vom 18. 7. 13 zusammengestellt:

1. Arago. Das Leugnen hindert nicht, daß das, was ist, ist. Es gibt keine Wirkung ohne Ursache; alle Religionen versichern das Fortleben der Seele. Der Spirtismus allein bietet dafür den bestimmten, positiven und unwiderleglichen Beweis.

2. Eugen Bonnemère. Ich habe, wie alle Welt, über den Spiritismus gelacht. Aber was ich für das Lachen Voltaires hielt, war nur das Lachen des Idioten, das viel häufiger ist als jenes.

3. William Crookes. Nach vierjährigem Studium sage ich nicht: das ist möglich, sondern das ist.

4. Camille Flammarion. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß der, der die spiritistischen Phänomene als mit der Wissenschaft unvereinbar hält, nicht weiß, was er sagt. Gewiß, es gibt in der Natur nichts Okkultes, nichts Übernatürliches; es gibt nur Unbekanntes. Aber das Unbekannte von gestern wird morgen zur Wahrheit.

(Flammarion versteht hier unter dem Okkulten etwas Widernatürliches, außerhalb der Naturgesetze stehende Tatsachen, wie auch alle Gegner des Okkultismus. Es ist aber oft genug von vielen Okkultisten darauf hingewiesen worden, daß der Begriff „okkult" lediglich sagen will, daß die natürlichen Ursachen für gewisse Phänomene zur Zeit noch „verborgen", „unbekannt" sind. Ob es aber je gelingen wird, mit dem Intellekt allein die Natur zu ergründen, ist eine andere Frage.)

5. Victor Hugo. Dem spiritistischen Phänomen ausweichen, ihm die Aufmerksamkeit versagen, die es verdient, das heißt gegen die Wahrheit sündigen.

6. Russel Wallace. Ich war ein so vollkommener und überzeugter Materialist, daß in meinem Geiste für etwas Geistiges kein Raum blieb. Die Tatsachen sind jedoch hartnäckig, die Tatsachen überzeugten mich und ich habe den Beweis für die Tatsächlichkeit spiritistischer Phänomene erhalten.

7. Zöllner. Ich habe den Beweis erhalten für eine transzendente und unsichtbare Welt, die mit der Menschheit in Verbindung treten kann.

Die atmende Erde. Die Anwendung der experimentellen Methode auf die Erforschung der Lufthülle, insbesondere die Ergebnisse zahlreicher Messungen der atmosphärischen Elektrizität, haben die merkwürdige Beobachtung gezeitigt, daß auf der Erdoberfläche eine richtige Bodenatmung stattfindet, das heißt ein regelmäßiger Luftwechsel zwischen den Poren des Erdbodens und der darüber befindlichen Atmosphäre auftritt. Die entscheidenden Beweisversuche wurden von dem bekannten Meteorologen Professor Dr. R. Börnstein im Haupthof der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule angestellt. Er benutzte nach dem „Prometheus" ein unten offenes Neusilberrohr, das auf einer bepflanzten Fläche einen Meter tief in die Erde gesteckt und oben durch ein angelötetes Kupferrohr mit einem im Keller stehenden Quecksilberbarometer verbunden wurde. Die sinnreiche Vorrichtung ermöglichte die interessante Feststellung, daß den Hauptteil des Tages über, von 7 Uhr morgens bis 5 bis 6 Uhr nachmittags, der Bodendruck größer als der der freien Atmosphäre, in der übrigen Zeit aber kleiner ist. Es finden also periodische Druckänderungen statt infolge eines Luftwechsels, mit anderen Worten, die Erde atmet, einem gigantischen Lebewesen vergleichbar, dessen Tummelplatz das Revier des Sonnensystems im Weltenraum ist.

So sehen wir wieder, daß die moderne Wissenschaft eine uralte okkultistische Anschauung über das Wesen der Erde bestätigt. Näheres über diese

Atmung der Erde finden die Leser unseres Blattes bereits im I. Jahrgang desselben, im Artikel von G. W. Surya: „Ein Beitrag zum Phänomen der Gezeiten" und in der „Okkulten Astrophysik" von G. W. Surya. Letztere ist auch in Buchform bei Max Altmann in Leipzig erschienen.

Wiederbelebtes Mädchen. Über ein eigenartiges Ereignis wird aus Kluschen berichtet: Vor 7 Jahren wurde ein Hütemädchen auf dem Felde von einer tiefen Ohnmacht befallen. Nach Hause gebracht, erholte es sich zwar wieder, blieb aber kraft- und sprachlos und erblindete. So lebte es 7 Jahre. Vor kurzem verschlechterte sich sein Zustand und es starb. Eben hatte man die Leiche aus dem Hause gebracht, um sie zu beerdigen, als sich das Mädchen aufrichtete, die Augen öffnete, aufstand und redete. Sie ist jetzt 17 Jahre alt und fühlt sich vollständig gesund.

Zur Wünschelrute. Welche erfreuliche Fortschritte die praktische Anwendung der Wünschelrute macht, zeigt deutlich das nachstehende Inserat, welches in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" erschien: „Wünschelruten-Untersuchungen mittels Metallwünschelrute eigener Konstruktion für Aufsuchung von Grundwasserströmungen, Quellenläufen, Erdöl, Kohle etc. nimmt unter Berücksichtigung der geologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse sowie Vorschrift für die Erschließung vor: Richard Kleinau, Cöthen i. Anh., Hydrotekt und Bohringenieur. Von ersten Wissenschaftlern und Bergsachverständigen geprüft. Bis dato ohne jeden Ausfall gearbeitet. Feinste Referenzen von Behörden und Privaten."

Ermüdungsgifte im Atem. „Schlechte Luft" wirkt ermüdend und erschlaffend. Wer im Hörsaal, in der Schule, im Theater oder sonst mit vielen Menschen zusammengepfercht im geschlossenen Raum sitzt, merkt nach einiger Zeit, wie ihn das Gefühl geistigen und körperlichen Müdeseins überkommt. Woran liegt das?

Vormals, zur Zeit Pettenkofers, griff man den Kohlensäuregehalt der Luft als Maßstab ihrer Güte heraus, was eine gewisse Berechtigung hatte, und ferner suchte man die oben geschilderte Erscheinung durch „Wärmestauung" zu erklären. Neuerdings hat nun Weichhardt, der durch seine bahnbrechenden Forschungen über Ermüdungserscheinungen und Ermüdungsgifte bekannte Erlanger Gelehrte, nachgewiesen, daß die von ihm entdeckten und auch synthetisch hergestellten Ermüdungsstoffe auch an der Verschlechterung der Luft beteiligt sind; die ausgeatmete Luft enthält nämlich die Ermüdungsgifte in geringen Mengen. Gerhard Stroede in Berlin, der jüngst die Weichardschen Versuche über diesen Gegenstand wiederholt hat, berichtet darüber in der „Zeitschrift für Gesundheitspflege". Die „Kenotoxine", die Ermüdungsgifte, die Abbaustufen von Körpereiweiß sind, lassen sich durch verschiedene chemische Arten wie auch durch den Tierversuch nachweisen.

Spritzt man Säugetieren Ermüdungsgifte ein, so treten alle Erscheinungen hochgradiger Ermüdung, Herabsinken der Körpertemperatur, Atemverlangsamung usw. auf, und diese Erscheinungen können durch ein Gegengift aufgehoben werden. Die Ermüdungsgifte in der ausgeatmeten Luft müssen natürlich erst dingfest gemacht werden, wenn man sie nachweisen will. Man verdichtet sie, indem man das Atemkondenswasser untersucht oder Wasser nimmt, durch das ausgeatmete Luft längere Zeit hindurchgeblasen worden ist. Eine — am besten ältere — Person, die mehrere Stunden angestrengt gearbeitet hat, bläst ihre Ausatemluft durch ein winklig gebogenes Glasrohr in kaltes Wasser hinein. Die Versuchsperson bläst in den aufsteigenden Schenkel der Glasröhre, welche mit einem Wattefilter versehen ist. Diese beiden Maßregeln verhindern, daß Speichel in die Flüssigkeit gelangt. Stroede hat mit der so ausgeatmeten und konzentrierten Luft nun Tier-

versuche gemacht. Das „Ausatemluftwasser" wurde weiter konzentriert und dann verschiedenen Versuchsmäusen eingespritzt, von denen einige vorher durch das Gegengift des Ermüdungsgiftes unempfindlich gemacht waren, während andere unvorbereitet den Versuchen unterworfen wurden. Es stellte sich dabei heraus, daß die vorbehandelten Mäuse fast intakt bleiben, während bei nicht geschützten Tieren alle Kennzeichen hochgradiger Ermüdung, zum Beispiel Sturz der Körpertemperatur von 35° auf 30 bis 25°, Verlangsamung der Atmung sowie Sopor (Schlafsucht) in Erscheinung treten. Daß „schlechte Luft" deswegen schlecht ist, weil sie Ermüdungsgifte enthält, scheint hierdurch nachgewiesen zu sein.

Die geologische Wahrscheinlichkeit der Atlantissage betont in seiner jüngsten Veröffentlichung Professor Wilckens in Straßburg. Es ist nachgewiesen, daß die östliche Mulde des Atlantischen Ozeans eine wenig stabile Zone der Erdkruste ist, in der in geologisch jüngster Zeit große Versenkungen eingetreten sein müssen. 900 Kilometer nördlich von den Azoren, zwischen diesen und Island bildet ein jungvulkanisches Gebirge, das nach den Grundproben über Wasser entstanden sein muß, den Meeresboden. Aus dem Aufbau der Kanarischen Inseln und von Kapverden geht hervor, daß in der tertiären Zeit die Beschaffenheit des Gebietes westlich der Säulen des Herkules stark wechselte. Germain nimmt auch aus faunistischen Gründen einen atlantischen Kontinent an, der mit der iberischen Halbinsel und den Atlasländern zusammenhing.

Farbenhörende Künstler. In das ausgedehnte, noch wenig erforschte Gebiet der merkwürdigen „Mitempfindungen", der Verknüpfung einer objektiven Sinnesempfindung mit einer anderen, subjektiven, sucht ein gehaltvoller Aufsatz von Dr. R. Hennig in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" Licht zu bringen. Im Rahmen der Ausführungen werden viele interessante Beispiele von Künstlern erzählt, die solche Synopsien hatten, und am häufigsten scheint das „Farbenhören" vorzukommen. Franz Liszt zum Beispiel setzte von seinen Musikern voraus, daß sie die Farben der Orchesterklänge genau so wie er selbst empfänden, und sagte etwa beim Dirigieren: „Bitte, meine Herren, ein bißchen blauer, wenn es gefällt! Diese Tonart erfordert es," oder „Das ist ein tiefes Violett, ich bitte sich danach zu richten. Nicht so rosa!" — Eine ganze Reihe von berühmten Komponisten neigte nachweislich zum Farbenhören, so insbesondere nach R. Hennig außer Liszt: Robert Schumann, Meyerbeer, Joachim, Raff, Hans v. Bülow und wahrscheinlich auch Beethoven und Richard Wagner, und das gleiche gilt für einige bedeutende Dichter, so E. T. A. Hoffmann, Heine, Tieck, Mörike, Ganghofer u. a.

Bei Robert Schumann waren die Farbenempfindungen so lebhaft, daß er sie sogar in seine musikalischen Kritiken mit übernahm. In einem Briefe über eine Sammlung von Lisztschen Musikstücken äußerte er sich: „Die hervorstechende Farbe der ganzen Sammlung ist überhaupt ein gemütliches Blau; nur selten nimmt er grellere, grauere zu seinen Schilderungen", und in einer Besprechung von Szymanowskaschen Etüden schrieb er: „Zarte blaue Schwingungen sinds, die die Wagschale weder drücken noch heben." — Bei Tieck ist die Identifizierung musikalischer Eindrücke mit Farben sehr lebhaft: „Der Geist der Flöte ist himmelblau (so schreibt er einmal) und führt Dich in die blaue Ferne; die Violine zeigt funkelnde Lichter und durchschimmernde Farben, die in Regenbogen durch die Luft ziehen. Die roten Scheine zucken und spielen hinauf und hinab . . ." — Auch Meyerbeer sei hier genannt, der einige Akkorde in „Lützows wilder Jagd" als purpurn bezeichnet, und Louis Ehlert, der sich einmal in seinen Briefen über Musik äußert: „Das A-dur-Lied im Scherzo (der C-dur-Symphonie von Schubert) ist so sinnig, so heiß und saftgrün, daß mir immer zumute wird, als atme ich zur Mittagszeit den Duft junger Tannensprößlinge . . . Nein! Wenn A-dur nicht grün bedeutet, so verstehe ich mich nicht auf die Farbenlehre der Tonarten."

Die Belletristik hat sich der Erscheinung der Synopsien schon bemächtigt, ehe die psychologische Wissenschaft darauf aufmerksam wurde. In Gerstäckers „Kunstreiter" zum Beispiel kommt ein alter Mann vor, der den Gesang der Vögel farbig empfindet. Unter anderem sagt dieser: „Die Grasmücke singt rot, aber kein brennend schmerzendes Rot, wie der Kanarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlich gestirnten Himmel habe Strahlen aufschießen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau — dunkelblau wie der Nachthimmel selber, daß man die beiden kaum voneinander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes Korngelb der reifen Ähren, das Rotschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiß, der Nußhäher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz; ich mag den geschwätzigen, hirnlosen Burschen auch deshalb nicht besonders leiden. Die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle mit ihren leisesten Schattierungen, nur nicht hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelblau, das man sich nur denken kann."

Okkultistische Erlebnisse im Gebirge. Durch langjährigen Aufenthalt in einem einsamen Gebirgsdorf lernt man Land, Leute und Sitten erst gründlich kennen, und in der Einsamkeit, fern vom nervösen Weltgetriebe, macht auch jedes Erlebnis einen größeren und nachhaltigeren Eindruck auf uns als in einer schnellebigen Großstadt. Das, was ich jetzt erzählen will, besprach ich auch mit einem Professor, der hier auf Sommerfrische weilte. Aber er lachte mich aus und meinte, im Lande sei der Aberglauben und die Unbildung so groß, daß die guten Leute oft das Natürlichste für übernatürlich halten. Wird dazu des Sonntags von der Kanzel noch recht kräftig vom Teufel und seinen Elendwerken gepredigt, so befänden sich die Gebirgsbauern in der richtigen Stimmung, um im dunkelnden Wald sofort allerlei Spukgestalten zu erkennen.

Und doch hatte sich der Professor in seinem Urteil geirrt. Die Gebirgsbewohner sind gewiß nicht gebildet, lernen auch nur das Notwendigste in der Schule, aber diese Menschen besitzen fast ausnahmslos ein bewunderungswertes praktisches Wissen, scharfe Beobachtungsgabe, scharfen Verstand und sind tapfer, ehrlich und gemütvoll, wenn man ihnen auch diese Eigenschaften nicht sofort anmerkt. Das Wort „Okkultismus" ist freilich im Gebirge unbekannt, aber die wunderbaren Erlebnisse sind doch die gleichen wie im flachen Lande oder in der Stadt. Ich will nun hier erzählen, was ich aus dem Munde von Augenzeugen vernommen habe, und betone, daß diese Menschen tapfere, reife Männer, ausgediente Soldaten und Familienväter sind, kurz ehrliche Leute, deren Worte zu bezweifeln wirklich albern wäre. Es war im Spätherbst vor zwei Jahren, als ich eine einsame Holzstube hoch im Gebirge aufsuchte; dort wurde mir das nun folgende interessante Erlebnis erzählt. Ich muß noch für diejenigen vorausschicken, welche die Arbeiten der Holzknechte nicht kennen, daß dazu nur starke, tapfere, wetterfeste Männer taugen; denn jedes Jahr liest man von Opfern dieses beschwerlichen Berufes, sei es beim Baumfällen, sei es beim Herabbringen des Holzes mittelst Schlitten. Die Holzstuben sind meist starke Holzhäuser, mit Pferdestall, einer großen Küche, Stube und oberhalb mit einer gemeinsamen Schlafstube. Die Holzstube, von der ich erzähle, befindet sich in der Nähe eines Pinzgauer Marktfleckens, hoch oben in einem Hochgebirgseinschnitt, welcher an Bayern grenzt. Mich interessierte der Weg, die Wildnis, der rauschende Gebirgsbach und der himmelanstürmende Gebirgsstock, dessen Ausläufer die Mühlsturzhörner bilden, ungemein und auch die Holzstube selbst. Ich fand einen älteren Bauern darin vor, den ich gut kenne und der diese Woche die Hausarbeit verrichtete. Ich kam an den rechten Mann, derselbe war dabei gewesen, als das merkwürdige Ereignis stattfand. Es leben noch

einige von damals, und der Mann wurde jetzt noch aufgeregt und sagte, er rede nicht gerne davon, aber schließlich kam er doch ins Erzählen.

Es waren damals ihrer zwölf Männer, die in der Holzstube hausten. Kurz vorher war der Dreizehnte verunglückt, er ertrank beim Holztriften im Flusse bei seiner Arbeit. Sie hatten ihn alle gern gehabt. Also saßen die zwölf Männer eines Abends im Winter in der Stube, lasen, rauchten, spielten Karten und wärmten sich auf der Ofenbank. Die schwere Haustüre (Doppeltüre) war geschlossen. In der Umgebung der Holzstube war auf mehr als stundenweite Entfernung keine menschliche Wohnung, die Holzstube befand sich also in vollkommener Einsamkeit. Plötzlich ging die versperrte Haustüre und auch die Doppeltüre von selbst auf, doch es kam niemand herein. Da gingen die Holzknechte hinaus und schauten sich draußen nach Spuren im Schnee um. Doch es war alles weiß und eben, kein Tritt, keine Spur zu finden. Also gingen die Holzknechte zurück und versperrten wieder hinter sich die Türe. Bald darauf sprang die Türe abermals auf und wurde wieder zugemacht. Man hörte dann beim Herde rumoren und auch die Pferde im Stalle wurden unruhig. Der Erzähler sagte mir, er sei auf der Ofenbank gesessen und w ä r e v o n e i n e m u n s i c h t b a r e n W e s e n w e g g e d r ä n g t w o r d e n.

Die Unterhaltung stockte dann, das unheimliche Gefühl wuchs. Endlich entschlossen sie sich ihre Schlafstätten aufzusuchen, doch trotz der Müdigkeit kam der ersehnte Schlaf nicht, denn der Lärm dauerte an. In der nächsten Nacht war es ärger als in der ersten. Da zogen die zwölf Männer hinab ins Tal, ich wiederhole, es waren dies tapfere, ältere Leute, die sonst keine Furcht kannten, und wanderten hinauf nach dem Wallfahrtsorte Maria Kirchental, zahlten dort eine Messe für das Seelenheil ihres ertrunkenen Gefährten, und als sie dann wieder ihre Holzstube aufsuchten, war und blieb die Ruhe ungestört und ist es bis heute noch geblieben. Also was war es? C. W.

Vorausbestimmung des Wetters für längere Zeit. Eine in diesen Tagen in den Zeitungen erfolgte Mitteilung über eine Entdeckung des Herrn Prof. Dr. E. H e r r m a n n von der Hamburger Seewarte, die eine V o r a u s b e s t i m m u n g d e s W e t t e r s f ü r l ä n g e r e Z e i t ergeben soll, hat eine weit zurückreichende Vorgeschichte. Bereits im Jahre 1894, auf der Naturforscherversammlung zu Wien, wandte sich Herrmann gegen die Auffassung, nach der die atmosphärischen Vorgänge in mehr oder weniger selbständige Einzelerscheinungen, als die die Depressionen und Hochdruckgebiete oder Zyklone und Antizyklone betrachtet wurden, aufzulösen sind. Er wies dabei nach, daß selbst über einer gleichmäßigen Erdoberfläche, auf der weder die Temperatur beeinflussende Unterschiede wie zwischen Wasser und Land, noch Höhenunterschiede bestünden, bei einer Abnahme der Temperatur von dem Äuquator zu den Polen keine regelmäßige, längs jedes Breitenkreises gleichbleibende allgemeine Luftzirkulation bestehen könne, sondern daß auch unter diesen Umständen Wellenbewegungen und Schwingungen in der Atmosphäre bestehen müßten. Schon damals deutete Herrmann an, daß diese Auffassung die Möglichkeit eröffne, durch Feststellung dieser Wellen- und Schwingungssysteme die atmosphärischen Vorgänge einer rechnerischen Bearbeitung zu unterziehen. Wir entnehmen einer zwei Jahre späteren Veröffentlichung im „Globus“, daß er diesen Gedanken festhielt und zu weiterer Durchführung zu bringen suchte. In dieser Veröffentlichung wies H. darauf hin, daß die in den täglichen Wetterkarten sich zeigenden Bilder, die die Minima und Maxima des Luftdrucks umkreisenden Windsysteme, durchaus nicht mit Notwendigkeit als die selbständiger Wirbelsysteme aufzufassen seien, sondern eben nur eine ungleichmäßige Luftdruckverteilung in Verbindung mit den Folgen der Erddrehung zu erkennen geben.

Wir finden dann, daß der weitere Verfolg dieser Gedanken Herrmann dazu führte, in der nautischen Zeitschrift „Hansa" vom Oktober 1902 an bis zum März 1905 Wetterprognosen für den Nordatlantischen Ozean und für den kommenden Monat zu veröffentlichen. In einem Vortrag im Nautischen Verein zu Hamburg im März 1904 hat Herrmann die Gedanken, die ihn bei der Aufstellung dieser Prognosen leiteten, des näheren dargelegt. Aus einem Vortrag auf der Naturforscherversammlung zu Dresden 1907 ergibt sich, daß Herrmann den Luftdruckkarten, nach denen er diese seine Prognosen bildete, Mondperioden zugrunde legte, wie denn überhaupt dieser ganze Vortrag die tatsächliche Existenz von vieltägigen Mondperioden im Luftdruckgang und damit im Wetter nachzuweisen bezweckte.

Jene zurzeit durch die Tagespresse gehende Nachricht zeigt, daß Herrmann noch andauernd mit dem Problem, das er sich gestellt hatte, beschäftigt ist. Wir haben Gelegenheit genommen, bei ihm selbst, als der sichersten Quelle, Erkundigung darüber einzuziehen, und folgende Auskunft erhalten: Herrmann hat es aufgegeben, durch Vergleich der Bilder von Wetterkarten oder, wie er es auch versucht hat, durch Bildung von Differenzen des Luftdrucks von Tag zu Tag und von mehreren Tagen sowie durch die kartographische Darstellung dieser Differenzen etwaigen Regeln nachzuforschen. Er wendet nunmehr ein Verfahren an, wie es auch bei der Berechnung der Ebbe- und Fluterscheinungen in Gebrauch ist, wodurch man zu exakten Zahlenwerten gelangt. Herrmann hat zunächst den Luftdruckgang nur einer bestimmten Station in Rechnung gezogen. Nachdem die mannigfachen vorangehenden Untersuchungen und die Berechnung einer bestimmten Mondperiode nach diesem Verfahren in ihm die Überzeugung gefestigt haben, daß der Mond einen sehr wesentlichen Anteil am Luftdruckgang und damit an der Luftdruckverteilung und weiter an dem Wetter hat, hat Herrmann sich ein ganz allgemeines System gebildet, nach dem die verschiedenen Elemente der Erdbahn (also der scheinbaren Sonnenbewegung) und der Mondbahn für sich und in gegenseitiger Wechselwirkung in dem Luftdruckgang zum Ausdruck kommen können. Die numerische Auswertung der vorliegenden Beobachtungen nach diesem System kann nur durch die Berechnung der einzelnen der sehr zahlreichen periodischen Glieder erfolgen. Zur Prüfung der Richtigkeit des Systems hat nun Herrmann zunächst zwei dieser Glieder herausgegriffen, die bisher wohl kaum in den Kreis der Betrachtungen für den Luftdruck gezogen worden sind. Aus den Berechnungen für die eine Station hat sich die Existenz dieser Glieder im Luftdruckgang für diese ergeben. Herrmann findet darin zunächst eine Bestätigung der Richtigkeit seiner Voraussetzungen. Die endgültige Entscheidung wird indes davon abhängen, ob das Gleiche auch im Luftdruckgang anderer Stationen zu finden ist. Deshalb unterwirft Herrmann noch den Luftdruckgang zweier ganz andersartig gelegener Stationen der gleichen Untersuchung. Erst nach dem Ergebnis dieser weiteren Rechnungen gedenkt Herrmann das von ihm gedachte System der Öffentlichkeit und, wenn möglich, auf der kommenden Naturforscherversammlung in Wien den fachwissenschaftlichen Kreisen zur Beurteilung zu übergeben. Wenn die von Herrmann, wie er glaubt, aus guten Gründen auf diese weiteren Rechnungen gesetzten Erwartungen sich erfüllen sollten, so ist damit nur ein Weg gegeben, aber auch ein bisher überhaupt kaum bestehender, die noch unbekannten Gesetze des Luftdruckganges und damit des Wetters zu ergründen. Dabei wird es sich zunächst auch nicht um Tagesprognosen, sondern vielmehr um die Verhältnisse ganzer, größerer Zeitabschnitte handeln.

Briefkasten.	Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Vietz (Brandenburg), 27. August 1913.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Als Abonnent des „Zentralblattes für Okkultismus" und auf Anregung des Ihnen bekannten Herrn Prof. Dr. Kratt (Baden-Baden), mit dem ich im Briefwechsel stehe, bin ich so frei, Ihnen zum eventuellen Abdruck einige von mir selbsterlebte seelentelepathische Vorkommnisse streng tatsachengemäß zu berichten.

Am Sonntag, den 20. Februar 1910, abends zwischen 9 Uhr 30 und 9 Uhr 45 Minuten beim Glase Tee mich mit meiner Tante und einer Familienfreundin in unserem Speisezimmer unterhaltend, ließ plötzlich die im offenstehenden Nebenraume befindliche Standuhr einen einzelnen lauten Schlag ertönen. Dieser Umstand berührte uns recht seltsam, indem diese Uhr, weil ihre dröhnenden Schläge uns unleidlich gestört hatten, seit zirka 12 Jahren im Schlagwerk nicht mehr aufgezogen worden war. Erklärlicherweise äußerten wir daher gegenseitig unser Befremden über den eigentümlichen Vorfall.

Nachdem ich damals kurz vorher durch das mich beglückende Lesen spiritistischer Literatur meinen früheren, materialistischen Grundsatz, derartige Dinge stets als bedeutungslose Zufälligkeiten zu betrachten, in okkultem Sinne geändert hatte, war ich geneigt, diesem jedenfalls sonderbaren Uhrschlage eine telepathische Bedeutung zuzumessen. Ich sprach dies auch sogleich den beiden Damen gegenüber aus; und wir drei waren nun gespannt, ob wohl ein auf diesen Uhrschlag bezügliches Ereignis eintreten werde.

Am 28. Februar 1910 erhielt ich einen eigenhändig geschriebenen, vom 11. Februar datierten Brief meines Bruders Paul aus Seattle, Washington, Nordamerika, worin er mir u. a. sein völliges Wohlbefinden meldete. Freudigen Gefühles las ich diese Zeilen, ahnungslos, daß zu der gleichen Zeit mein armer Bruder bereits drei Tage in der kühlen Erde ruhte!

Sein am 22. Februar erfolgtes Hinscheiden wurde meiner in Reichenbrand bei Chemnitz verheirateten Schwester Frau W. berichtet. Diese benachrichtigte mich davon per Karte vom 8. März 1910, in der Sie zugleich bemerkte, daß sie während der nun bekannt gewordenen Krankheitsperiode meines Bruders durch eine schreckliche Herzensangst gepeinigt worden sei, so daß sie sich zu ihrem Manne geäußert habe, es müsse jemand gestorben sein. Durch diese Trauerbotschaft mich lebhaft des sonderbaren Uhrschlages vom 20. Februar erinnernd, wünschte ich vom spiritistischen Standpunkte aus nunmehr festzustellen, ob und in welcher Weise mein unglücklicher, sterbender Bruder zu derselben Zeit, als hier die Uhr anschlug, also nach Seattlerscher astronomischer Zeit gegen 9 Uhr 45 Minuten vormittags, etwa einen Zustand geoffenbart habe, der sich mit dem erwähnten Uhrschlage in Beziehung bringen ließe. In meinem Beileidsbriefe hierüber anfragend, antwortete mir meine verwitwete Schwägerin unterm 3. Mai 1910 Folgendes: „Paul war inmitten bester Gesundheit am 15. Februar, als er vier Tage nach Absendung seines an mich gerichteten letzten Briefes (Poststempel 12. 2. 10) plötzlich an Lungenentzündung erkrankte. Am 20. Februar früh wurde er bewußtlos und phantasierte vormittags fortgesetzt von Deutschland und von mir, seinem Lieblingsbruder, wobei, er u. a. die Worte vernehmen ließ: „Ja, Bruder Hans, jetzt sind wir alle da!

Es ist also hierdurch unbezweifelbar die Gleichzeitigkeit dieser mich geistig ansprechender Äußerungen mit dem Anschlagen der Standuhr fest-

gestellt. Somit offenbart sich hieraus zu den bereits zahllos vorhandenen ein neuer Beweis, daß viele aus dem Diesseits scheidende Seelen, durch ihre Ätherbeschaffenheit den Naturgesetzen der Ätherschwingungen angepaßt, lichtgeschwind anderen, ihnen sympathischen Seelen den Abschied von der irdischen Leiblichkeit durch Zeichen ankünden. Mit der Bitte um Rückgabe sende ich Ihnen, Herr Schriftleiter, hierbei als Beweismittel das von meinem Bruder selbst adressierte und auf der Rückseite mit seiner Absenderadresse versehene Originalkuvert vom 12. Febr. 1910, sodann die Trauerkarte meiner Schwester vom 8. März 1910, den bezüglichen Teil des Briefes meiner Schwägerin vom 3. Mai 1910 in postgestempelten Originalkuverts und schließlich den Zeitungsausschnitt (in deutscher Sprache) aus einem amerikanischen Blatte über das Begräbnis meines Bruders.

Nach andauerndem Schweigen schlug dieselbe Uhr wieder am 9. Mai 1913 abends 6 Uhr 45 Minuten an, und auch diesmal ergab sich eine telepathische Auflösung; und zwar durch meinen Bruder Alfred, welcher am 8. Mai zu einer Deutschlandfahrt per Dampfer „Bremen" Newyork verlassen, und am 9. Mai, wie er mir hier mündlich berichtete, zu derselben Zeit, als hier die Uhr anschlug, also dort um 1 Uhr mittags, mit seiner Frau auf Deck lebhaft von mir und meinem hiesigen Familienkreise gesprochen und unserer sehnsuchtsvoll gedacht hatte.

Bei der Wiederabreise meines Bruders und seiner Frau von Vietz nach Berlin am 9. Juni konnte ich leider krankheitshalber die Scheidenden nicht zum Bahnhof mit begleiten. Aber genau um 9 Uhr 15 Minuten vormittags, als sich der fahrplanmäßige Zug mit unseren lieben Abreisenden in Bewegung setzte und dieselben, herzlichst bewegt, meiner Tante für mich noch Grüße aus dem Wagenfenster zuriefen, ließ meine Standuhr, die seit dem 9. Mai 6 Uhr 45 Minuten abends geschwiegen hatte, plötzlich wieder sechs Schläge erschallen.

Auch in den beiden letztbeschriebenen Fällen läßt sich wohl ein telepathischer Einfluß auf das Anschlagen der Uhr nicht gut bezweifeln.

Hochachtungsvoll

Johannes Stampf.

Charlottenburg, 24. 11. 13.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Für viele Leser Ihrer geschätzten Zeitschrift „Zentralblatt für Okkultismus" wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß die „Photographische Gesellschaft Berlin", E. 2, Stechbahn No. 1, in ihrer Sammlung von Bildnissen aus Gegenwart und Vergangenheit auch ein wohlgelungenes, authentisches Porträt des großen Freiherrn von Reichenbach führt. Es ist dies eine Photogravüre auf holländischem Büttenpapier im Formate von 46×33 Zentimeter. Der Preis des Bildes beträgt Mk. 2,50. Das Original des Bildes, gemalt von Hoffmann, befindet sich im Verlage Lenoir und Förster, Wien, an den ich mich zwecks nähere Auskunft über die Entstehung desselben gewandt habe. Ich bin ganz gelegentlich auf dieses Bild aufmerksam gemacht worden, nachdem ich bis jetzt vergeblich nach einem Porträt Reichenbachs gefahndet habe.

Es würde mich freuen, wenn Sie diese Zeilen in Ihrer nächsten Nummer veröffentlichen wollten.

Hochachtungsvoll

Fritz Grunewald.

Wien, 24. 11. 13.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Aus aller Herren Länder bekomme ich Anfragen, ob ich eine Broschüre über meine Atemtechnik zur Heilung von Lungen-, Herz- und anderen Leiden geschrieben habe.

Zu großem Danke würden Sie mich verpflichten, wenn Sie in Ihrem Zentralblatt einschalten wollten, daß ich im Interesse der Leidenden keine Broschüre schreibe, da ich nur individuell behandle. Die Bücher von Pfarrer Kneipp haben Irrenhäuser und Sanatorien gefüllt. Er schrieb auch: „Eins schickt sich nicht für alle.“ Aber dessen ungeachtet wurde darauf losgekauft und losgewässert. Wer sich kurieren lassen will, soll nach Wien kommen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Prof. Simmerling, Wien, Porzellangasse 9.

Bayreuth, 20. Nov. 1913.

Hochverehrter Herr Weitzer!

Wenn der Kreis meiner Mitarbeiter und ich mit einem Referat über die ebenso rasche als wundervolle Weiterentwicklung der Pendelforschungen bisher zurückgehalten haben, so geschah es, weil wir gegenüber den heftigen Angriffen der materialistischen Wissenschaft zu doppelter Vorsicht gemahnt wurden. Auch schien uns eine Reihe von Offenbarungen metaphysischer Natur noch nicht genügend sichergestellt, um mit ihnen hervorzutreten. Nun ersehen wir aber aus dem Novemberheft Ihres hochgeschätzten Blattes, daß sowohl meine Experimentalarbeit in Wien als auch jene anderer Gelehrter, welche von tiefstem Interesse für die außerordentlichen Fähigkeiten des siderischen Pendels erfaßt sind, mächtig eingreift, nicht allein in der Systematisierung des Beobachtungsmaterials, sondern auch mit ganz neuen, von uns auf das dankbarste zu begrüßenden Anregungen. Als unmittelbare Folge dieser erfreulichen Tatsache empfangen Sie von mir demnächst einen ausführlichen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Pendelforschung, wie sie sich in selbst von uns nicht geahnter Weise ausgestaltet, vertieft, erweitert hat. Für heute nur einige kurze Andeutungen:

Die Photographie steht in lebendigster reflektorischer Wechselwirkung zwischen dem lebenden und verstorbenen Original.

Herrn Dr. Wellischs Beobachtungen an der photographischen Entwicklungsreihe des gesunden, kranken und endlich toten Körpers ist vollkommen zutreffend. Wir haben die gleiche Wahrnehmung an Epileptikern, Irrsinnigen etc. gemacht und konnten mittelst der Pendelbahnen den Grad der Erkrankungen beurteilen. Allein diese diagnostische Arbeit muß ich dem Arzte anheimgeben. Über der Herzgegend lebend Photgraphierter, aber Verstorbener steht der Pendel still! (Okkulte Reflexwirkung?) Archäologische Photographien, Sternkarten usw. haben wir mit hochinteressanten Resultaten schon bependelt, ebenso Gase, Metalle etc., und das Aufsuchen von Wasseradern in das Bereich unserer Untersuchungen gezogen.

Der Pendel ist ungemein empfindlich für telepathische und rein physikalische Beeinflussung und kann z. B. in einer Oppositionsshpäre, wenn die mediale und wollende Kraft des Mediums nicht sehr stark ist, wesentlich irritiert werden.

Es besteht eine prachtvolle Gesetzmäßigkeit in der Zahl der Schwingungen kombinierter Pendelbahnen.

Der Pendel reagiert auf die leiseste Anregung einer Gedankenprojektion, ebenso auf Musik, wodann er den individuellen Pendelgang des Komponisten wiedergibt in beständiger Wiederholung vom ersten Ertönen des Akkords bis zum letzten Klang.

Mit der Gesichtsseite aufeinandergelegte Photos infizieren sich gegenseitig mit ihrem Magnetismus und ergeben dann falsche Pendelbahnen.

Eingehender wird all' diese Dinge mein Bericht behandeln. Inzwischen begrüße ich Sie, hochverehrter Herr, herzlichst und dankbar

als Ihr ergebener

H. Kallenberg.



Vereinsnachrichten.

Theosophische Freunde, die an der Gründung einer theosophischen Loge in Dortmund mitzuwirken wünschen und dort oder in der Nähe wohnen, werden gebeten, ihre Adresse an Ernst Keske, Kaiserstr. 62, in Dortmund, zu senden.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Das Geheimnis von Till Eulenspiegels Leben. Von E. Wolfram. Leipzig, Verlag von Max Altmann, 1913. Preis brosch. Mk. 2.—.

Der Verfasser hat hier in klarer und feinsinniger Weise die Symbolik der Eulenspiegel-Schalkheiten auf Grund der Geheimwissenschaft erklärt oder mit andern Worten: die Inspirationen des Autors des ersten Eulenspiegelbuches (vermutlich um 1483) nachempfunden und rekonstruiert. Vortrefflich hat Wolfram dargestellt, worin der hohe Wert von Eulenspiegels Leben für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit besteht. „Nicht Till ist närrisch, sondern die Welt rings um ihn"; er sieht mehr als sie, die sich unbewußten Selbsttäuschungen hingibt, und diese Empfindungen Eulenspiegels leben sich in seinen „Schalkheiten" aus, deren tiefe Weisheit er selbst nicht ahnt. Bei näherer Betrachtung sind die scheinbar alltäglichen „Streiche" tiefe Logik und Weisheit; dem Okkultisten bietet sich hier ein schönes Studiengebiet dar. Lia Feerhow.

Kann ich genesen? Von Dr. med. G. Riedlin. Preis Mk. 2.—. Verlag: Friedrich Funke, Freiburg i. B.

Diese für jeden Patienten wichtige Frage findet hier eine sachgemäße, gründliche Beantwortung. Die Schrift zeigt dem Kranken, wie mancherlei, großenteils noch unbekannte Umstände und Kräfte bei der Beurteilung seines Zustandes und seiner Aussichten zu beachten sind und wie schwer es selbst für den tüchtigsten Arzt in vielen Fällen ist, ein klares Ja oder Nein zu geben. Sie sucht den Kranken selbständig zu machen und ihn zu befähigen, die Anordnung des Arztes zu verstehen, um sie richtig befolgen zu können. Während Dr. Riedlins größeres Werk „Grundursachen der Krankheiten und wahre Heilmittel" vorwiegend die Körpermaschine, die Ursachen ihrer Schäden und die Mittel zur Beseitigung dieser Schäden betrachtet, behandelt diese Schrift die nicht minder wichtige, aber fast immer vernachlässigte Betriebskraft der Körpermaschine und sucht deren große Bedeutung für Gesundheit und Krankheit klar zu machen.

Aus dem Inhalt: Ungleichheit der Menschenlose. — Ungleiche Erfolge der Kuren. — Die Betriebskraft des Organismus. — Ansichten der Naturforscher. — Der Aufklärling. — Einmalige oder wiederholte Verkörperung der Seele. — Die Geschichte eines Blinden. — Geschichte eines Kretins. — Geschichte eines gewissenlosen Arztes. — Geschichte eines Betteljuden. — Gerechtigkeit. — Schuld und Sühne. — Die Ätherwelt und ihre Möglichkeiten. — Das Beharren des Gei-

stes im Wechsel der Erscheinungen. — Eine Weltanschauung für Neurastheniker. — Wie werden Krankheiten angeboren? — Wechselwirkung und gegenseitige Bedingtheit von Seele und Körper als Hindernis der Genesung. — Aufbauende und zerstörende Kräfte. — Das Fasten. — Die Arbeitskur. — Organismus oder Maschine. — Heilmittel und Heilweisen der Zukunft. — Positive und negative Menschen. — Positive und negative Nahrung. — Einwirkungen der Gestirne auf den Menschen. — Mutmaßliche Ursache des Krebses. — Das Gebet als Heilmittel. — Die Selbsterkenntnis. — Zusammenfassung der günstigen und ungünstigen Umstände. — Die wahren Ursachen des Leidens. — — Außerdem vieles andere.

Die Schriften von Dr. Riedlin vertiefen die Heilkunst in ungeahnter Weise und stellen sie auf den festen Boden der Naturwissenschaft. Sie sind unentbehrlich für jeden, der eine Heilkunst auf sicherer Grundlage sucht und den feineren Aufbau seines Körpers kennen lernen will.

Frühlingsfahrten. Bilder aus dem Orient und Okzident. Von Dr. Hans Mayer-Königsreiter. Brosch. M. 2.50 (3 K), geb. M. 3.80 (4 K 50 h). Verlag: Wilhelm Braumüller, Wien.

Inhalt: 1. Genf. 2. Marseille. 3. Genua. 4. Neapel. 5. Über Katania nach Athen. 6. Athen. 7. Über Smyrna nach Konstantinopel. 8. Konstantiopel (Ankunft, Spaziergänge, Stambul, Die Haggia Sophia, Die tanzenden Derwische, Die Straßenhunde, Von den Prinzeninseln nach Stambul, Auf den Prinzeninseln, Eine Bosporusfahrt, Ein Besuch im Jildis-Kiosk). 9. Über Saloniki nach Kreta. 10. Kreta. 11. An den albanischen Küsten nach Triest.

In dieser mit liebevoller Hingabe gesichteten Sammlung bietet uns der Autor eine köstliche Frucht seiner fein zeichnenden Schilderungskunst und eines scharf analysierenden Beobachtungstalentes. Der ganze Reichtum eines kritisch denkenden und sorgfältig prüfenden Geistes spiegelt sich in den lebensfrischen Causerien wieder; die Vielseitigkeit des Wissens, das dem Autor dient, gibt dem Werke einen fesselnden Zug und eine angenehm belehrende Tendenz. In den Kranz der poetischen Schilderungen fügen sich wie kostbare bunte Steine interessante persönliche Bekenntnisse, Kunstbetrachtungen und philosophische Erwägungen, Reflexionen, in denen sich die naiv empfindende Seele des Künstlers als auch das stolze Kulturbewußtsein eines modernen Weltmenschen in seltsam harmonischer Verschwisterung ausprägen. Überall zeigt sich die tiefe Liebe zur Natur, das helle Auge für die Schönheit der genossenen Landschaft, das hohe Verständnis für die Kultureigenart der durchwanderten Gegenden. Der reiche Inhalt wird das Werk zu einem Freunde aller Mittelmeereisenden machen, denen sich hier eine Fülle geistreicher, mannigfaltiger Einblicke in die sehenswertesten Stätten an den Gestaden des alten Weltmeeres erschließt. Okzident und Orient werden in bunter, entzückender Folge vorgeführt.

Berichtigung. Im Schluß der „Okkultistischen Erlebnisse“ von Manfred Vorsüd, auf Seite 141 hat sich ein ärgerlicher Druckfehler eingeschlichen. Der Verfasser erzählt dort ein Jugenderlebnis und es findet sich dabei folgender Satz: „Ich bekam die Erlaubnis, und das Auto tutete rasend schnell davon.“ Der letzte Teil des Satzes muß heißen: „. . . . und die Jucker trabten rasend schnell davon.“ Diese Berichtigung wird notwendig, weil einige Zentralblattleser den Satz durch Bemerkungen glossiert haben, daß es zu jener Zeit noch keine Autos gab. Es liegt also lediglich ein übersehener Satzfehler vor und kein Lapsus des Verfassers.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.
Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	Februar 1914.	8. Heft.

E pur si muove!

Von Dr. **Walter Bormann.**

Und sie bewegt sich doch! Sie bewegt sich um den Lichtherd der Sonne und rückt im Wandel der Tage, Jahre und Jahrhunderte näher und näher der Geistessonne der Wahrheit. Nachdem Deutschland unter den europäischen Kulturländern in der Erkenntnis der Wahrheiten des Okkultismus Jahrzehnte hindurch am meisten zurückgeblieben war, erscheint jetzt als Frucht ausdauernder Mühen ein Werk, das in der reichen Behandlung eines besonderen okkulten Feldes in der ganzen Welt bisher seines Gleichen nicht hat: »Materialisations-Phänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie von Dr. A. Freiherrn von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt in München.« Mit 150 Abbildungen und 30 Tafeln. Verlag von Ernst Reinhardt in München, 1914. Die Darstellungen über das Phänomen der Materialisation sind nicht arm an Zahl und neben denjenigen nicht unerfahrener Spiritisten mit mehr oder minder scharfer Ueberwachung der Medien, wie Dr. Rob. Friese, des Bildhauers E. A. Brackett, von Florence Marryat, den Selbstschilderungen des von besten Bürgen anerkannten Mediums Elisabeth d' Esperance besitzen wir darüber eingehende kritische Untersuchungen von Alex. Aksàkow, Laz. v. Hellenbach, Karl du Prel, Gabr. Delanne, E. Bozzano. Voran aber gingen auf dem Wege eingehender Forschung als Wertvollstes die unwiderlegbaren Experimente von Will. Crookes und Cromwell Varley mit dem Medium Florence Cook (Researches in the phenomena of Spiritualism, s. auch die ersten Jahrgänge der» Psychischen Studien«), sodann kamen die ebenfalls auf peinlicher Untersuchung sich stützenden Experimente von Charles Richet (geschildert in »Annales des Sciences Psychiques«), die ganz unhaltbaren Angriffen begegneten. Die von starkem Aufsehen begleiteten und mitunter durch schärfste Kontrolle sicher gestellten Materia-

lisationssitzungen des Privatmediums V. Miller sind hernach dem Verdachte unterworfen worden, der auf die Dauer nicht standhalten wird.

Zu vergessen ist nicht, daß auch die Forschungen, welche über die Exteriorisation des Empfindungsvermögens und des Doppelgängers unterrichten, wie namentlich diejenigen von Alb. de Rochas, auf dessen Bahnen Hect. Durville sich fortbewegte, bereits die Vorstufen zum Verständnisse der sich verdichtenden Materialisation sind.

Was nun das neue Werk von Schrencks auszeichnet, ist dieses, daß er zum ersten Male das Hervortreten des Teleplasma am Körper oder in der Nähe eines Mediums in allerhand amorphen Erscheinungen von weißen oder grauen Streifen, Fetzen, Kugeln bei geöffnetem Vorhang des Kabinetts und sichtbarem Medium und dann den Uebergang des selbstbeweglichen Teleplasmas zu bestimmten Gebilden, die man in anderen Fällen wieder ohne solche Vorbereitungen unmittelbar teleplasmatisch erblickte, der Beobachtung unterstellte und die flüchtigen Wahrnehmungen mit ausgiebiger Hilfe der Photographie für das Auge festhielt.

Schon die Lage, unter der er die von ihm selbst geschaffenen Bedingungen anwandte, war günstig. Das jugendliche Privatmedium Eva C., aus guter Familie, wohnt in beständiger Umgebung, Gut und Ueberwachung der Witwe des Schriftstellers Bisson, einer gebildeten Dame und selbst Bildhauerin, welche alle ihre nie rastende Aufmerksamkeit und Mühe, zumal ihre moralische Unterstützung, dem schon von anderen Personen erprobten Medium schenkt und es auch durch beständige nicht allein vor den Sitzungen angewandte hypnotische Behandlung in die geeignete Seelenverfassung versetzt. Eva C., die selbständig und Herr ihrer Lage ist, hat bisher in ihrem wahrlich schweren Mediumberuf hingebend ausgeharrt, obwohl sie einen stärkeren Anteil am Erfolge der Sitzungen nur im Trans kundgibt.

Die vom Verf. eingehaltenen Vorsichtsmaßregeln können an Menge und Strenge nicht überboten werden. Wir können, wie über alles andere, die eingehenden Nachweise des Buches darüber hier nur skizzieren. Das völlig entkleidete Medium legte einen schwarzen Trikotstoff an, der anfangs aus zwei fest miteinander vernähten, am Hals und Handgelenk nochmals verschnürten Teilen, hernach nur aus einem einzigen auf dem Rücken enggeschlossenen Stücke bestand. Wenn so, wie das Gewand, das Sitzungskabinett ringsum schwarz ausgestattet war, so ist auch darin kein Verdachtsgrund zu finden, wie ihn in Verlegenheit um andere Einwände sich ein Gelehrter erhaschte, sondern es ist eher eine Hinderung von Irrtümern, da vom schwarzen Anzuge und von der schwarzen Einrichtung die weißen Teleplasmen sicherlich nur klarer sich abzeichnen. Das Licht von 5 oder 6 elektrischen Flammen, mit der Leuchtkraft von über 100 Kerzen, unter rotem Glase gedämpft, gab eine für die Beobachtung dessen, was im Kabinett vorging, reichliche Helle. Die Vorhänge waren beinahe beständig in verschiedener Weite von den Händen von Eva C. offen ge-

halten, so daß diese den Augen sichtbar blieben, und außerdem wurden oft die Hände noch von den Experimentatoren gehalten, auch den Füßen, die auf die Knieen der Beobachter zu liegen kamen, jede Bewegungsmöglichkeit genommen. Durch Aerzte wurde vor und nach jeder Sitzung das Medium an der ganzen Haut, im Munde, am Haar, an den Achselhöhlen und oft noch an geheimsten Körperteilen abgetastet und durchsucht, das Kabinett vor und nach der Sitzung durchspäht, ohne daß jemals ein verdächtiger Fund zum Vorschein kam. Die Zimmertür wurde vom Verf. selbst verschlossen und versiegelt. Die Anzahl der photographischen Apparate wurde fortwährend vermehrt, und zwar hatten sie ihre truglosen Aufnahmen, die den Einwand der Halluzinationen ausschließen, von verschiedenen Standorten, von vorn und von den Seiten, innerhalb des Kabinetts, draußen von den Seiten, ja drinnen auch von oben zu liefern, indem das durch elektrische Leitung entzündete Blitzlicht ihnen zur schärfsten Wiedergabe verhalf. Da so die Apparate die Materialisationsgebilde von allen Richtungen wiedergaben, erhielt man vollgültige Klarheit über ihre Dimensionen, ihr Flächenhaftes oder Plastisches, ferner aber auch durch die in kurzer Zwischenzeit sich wiederholenden Photogramme von dem bis ins kleine sich erstreckenden Aussehen der Formen, welche dann nicht selten in ihrer Entwickelung Veränderungen, Fortschritte oder auch Rückbildungen, wie ebenfalls häufig andere Lagen und Haltungen, zumal in Augenrichtung und Mienenspiel der Gesichter, aufwiesen. Indem durch die mehrseitigen photographischen Aufnahmen die Schatten auf den Gebilden abweichend hierhin und dorthin geworfen wurden, gelang der Beweis, daß diese Schatten nicht vorher auf Flächen aufgetragen sein konnten und daß die Gebilde, die nicht mit dem sichtbaren und von der Platte immer wieder vorgeführten Medium zusammenfielen, oft plastisch, ob auch nur in Basrelief, ausgeprägt waren. Da nun aber jene erwähnten und bei vielen Köpfen wiederkehrenden Wandlungen des Gesichtsausdruckes deutlichst wahrzunehmen sind, so müßte das Medium, wenn es betrog, eine Reihe mannigfacher Darstellungen der nämlichen Köpfe bei sich tragen. Welche verschrobene Annahme! Und welcher Betrüger in aller Welt würde sich seinen bei solcher Kontrolle ohnehin schier undenkbaren Betrug, wenn man ihn trotz allem und allem noch in Erwägung ziehen wollte, so wahnsinnig erschweren? Das Teleplasma drang vor den Augen der Anwesenden auch aus dem Munde des Mediums durch den schwarzen sein Gesicht umschließenden Schleier hindurch, und ganz dasselbe erzielte von Schrenck noch bei einem zweiten Medium, einem polnischen jungen Mädchen, dessen Medianimität auch sonst Phänomene zeigt, die mit denen von Eva C. übereinstimmen.

Hier und allerwegen die photographischen Ausweise! Und hundertmal sah man die Teleplasmen vor seinen Augen, wie man sie entstehen, sich bewegen und gestalten sah, auch verschwinden bei der unausgesetzten Sichtbarkeit der Hände des Mediums.

So dicht ineinander gefügte Balken sollten, so denkt man, wenn irgend etwas, eine sichere Herberge der Tatsachen gegen Wind und Wetter gründen. Und dennoch das den Ton angebende Gelehrtentum erkennt diese Ansiedelung innerhalb des Wissenschaftsreiches nimmermehr an und wird es noch lange für besonnen halten, mit unbesonnenen Einwürfen sie zu umhageln und fern von ihrem vermessenen Gipfel selbst hübsch ruhig im windessicheren Tale zu verbleiben. Man darf sogar sagen, daß, wenn man nach dem natürlichen Gesetze des kleinsten Kraftmaßes auch das menschliche Tun einrichten soll, die Kontrollmaßregeln eigentlich im Ueberflusse geübt wurden; denn, wenn man den ganzen Körper im Käfig einer enganliegenden Kleidung abschließt, wozu dann die Durchstöberung dieses Körpers bis in sein Geheimstes, die das Medium verstimmen muß und dadurch voraussichtlich die Phänomene, wenn nicht hindert, doch beeinträchtigt? Und weshalb sollen so scharf untersuchte Tatsachen keine sein? Weil es Taschenspieler gibt! Das ist die gewöhnliche letzte Zuflucht, um abzuwehren, was von der täglichen Erfahrung zu weit abweicht. Dabei will man sich nicht klar machen, wie weit doch wiederum die medianimen Erscheinungen von der Taschenspielerei abweichen, die, so laut man sich auf sie beruft, mit ihren erstaunlichsten Künsten mager an Aufschlüssen blieb, um jene zu erklären. Was ist ein Taschenspieler ohne allerlei Geräte, in deren Versteck er Dinge kommen und verschwinden läßt, ohne seine Kleider als Hinterhalt, ohne Helfershelfer, ohne zubereitete Räume, und vor allem: was ist ein Taschenspieler ohne Hände? Es ist gewiß, daß Taschenspieler entweder, wie es von hervorragendsten geschah (Bosco, Bellachini, Houdin, Jacobs), das Unzulängliche ihres Könnens gegenüber den medianimen Vorgängen eingestanden oder sich die unsinnigsten Deutungen für diese ausdachten, wie z. B. Maskelyne, als er die Zähne von Eusapia Paladino für die Heber des Tisches ausgab. Das bei so vielen Medien immerdar Uebereintreffende bei der Entstehung, Entwickelung, in der ganzen Art ihrer Leistungen, den Fernwirkungen und Fernbildungen, so daß ein Grad von Blindheit dazu gehört, den Charakter durchaus naturgemäßem Werdens im Ablaufe der Phänomene zu verkennen, wie lange will man das bestreiten? Das gleiche in den psychischen Zuständen, das Aufatmen der Medien, ihr Fauchen, Stöhnen, Wimmern, alle die Angstzustände, die v. Schrenck den Geburtswehen vergleicht, ihre verwandelte und gehobene Verfassung im Trans, ihr Rapport dabei mit bestimmten anderen Personen, ihr kundiger Blick und ihr wunderbares Können nicht minder als manche ihrer Selbsttäuschungen und Fehlgriffe bieten zahllose Beispiele. Es gibt eine vollkommene Naturgeschichte der Medien.

Man verlangt, daß das Ausnahmsweise der Medianimität kein Ausnahmsweises sei, daß es zu jeder Zeit und überall dem Experimente zugänglich sei. Das ist aber Vergewaltigung der Natur und insbesondere der Psychologie. Man lernte nichts daraus, daß man ebenso das Fallen

der Meteorsteine wegen seiner Seltenheit in der Zeit bis in das vorige Jahrhundert hinein leugnete, vergißt vollkommen, daß eine Menge der großen Naturgeschehnisse sich nur zu ihrer bestimmten Zeit abspielen, daß man in der Geschichte der Krankheiten in früheren Perioden solchen begegnet, die ihnen eigentümlich waren und, weil sie heute nicht so beobachtet werden, gleichfalls verneint werden müßten. Ich will die Beispiele nicht vermehren. Als Psychologe sonderlich sollte man die unbegrenzte Verschiedenartigkeit der seelischen Anlagen und Zustände sich vorhalten und mit Sehnsucht in noch unaufgeklärte Geheimnisse des Seelenlebens in seinem Zusammenschlusse mit dem ihm anhangenden Körper einzudringen trachten. Die noch junge normale Psychologie hat uns gewiß wichtige Reiche aufgetan, aber sie darf sich nicht einbilden, daß deren Besitz, der ja für alle anderen noch zu erobernden Gebiete unverloren bleibt und für sie Zugänge des Verständnisses ebnen darf, deshalb, weil er jung ist, beständig das Neueste, Unüberholte sein werde. Welche endlosen Aufgaben der Psychologie in aller Zukunft harren, kann man sich das wirklich verhehlen? Immer wiederholen wir: die Unendlichkeit der Wissensziele und damit auch die ewige Unabgeschlossenheit unseres Wissens einzusehen, das ist der höchste Stolz menschlicher Vernunft. Nicht mit Wundern, wir haben es mit psychologischen Vorgängen in der Medianimität zu tun. Durch diese stetige Einsicht gewinnen wir auch den richtigen Gesichtspunkt für die vielen Täuschungen der Medien als Irrungen ihres somnambulen Wirkungsdranges. Darin liegt nichts von Beschönigung, sondern für den vorurteilslos Denkenden, der die Macht der Suggestionen in Anschlag bringt, ist das die einfachste Auslegung. Daß es auch den gemeinen, dann meist faustdicken Betrug hier gibt, ist selbstverständlich. Allein es fällt schwer, bei Medien, die noch ihre Fähigkeiten besitzen, die Erklärungen hier unnütz zu vermehren; denn, obgleich ja auch bei ihnen die Annahme des Betruges unter Verantwortlichkeit nicht unmöglich ist, hat die psychologische im Inneren das Verständnis findende Weise doch unbedingt den Vorrang und wird auch zu manchen Fällen den Schlüssel leihen, welche dem gemeinen Betruge gleichen. Ein Medium weicht, das vergesse man nicht, in seiner Seelenverfassung von der Durchschnittsart der Menschen gewißlich ab, auch wenn es nicht in Trans liegt, und seine Suggestibilität in Bezug auf das, was es als Medium ausführen will, reicht dann bisweilen — wofür ich Beispiele kenne — auch in sein scheinbar waches Leben hinein, so daß es dann benommen seine supranormale Welt und die gemeine Wirklichkeit verwechselt und mit gewählten Mitteln unversehens einmal Dinge für das Feld seines medianimen Wirkens vorbereitet. Auch ein echtes Medium will gut überwacht und nicht vorschnell beschuldigt sein. Der Verf. räumt in der vollen Ehrlichkeit, mit der er nirgends etwas verhehlt was unkundigen, auf der Oberfläche sich bewegenden Gegnern leichte Angriffspunkte bietet, bei Eusapia Paladino, deren Echtheit außer Frage

steht, dennoch Fälle der wissentlichen Täuschung ein, die wir gleichwohl ebenfalls nachsichtiger beurteilen möchten. Sollte jemand, der so wie Dr. v. Schrenck-Notzing mit der Suggestion Bescheid weiß, nicht auch da die mildere Auffassung gutheißen? (Schluß folgt.)

Periodenlehre und Okkultismus.

Von **F. S.** (Schluß.)

Die von Fließ und Swoboda beobachtete sogenannte 28 tägige weibliche Periode ist — woran auch Sepharial nicht im geringsten zweifelt — ein lunarer Rhythmus, dessen Zeitmaß zwischen dem siderischen Monat (wahrer, vollständiger Umlauf des Mondes) und dem synodischen Monat (Dauer der Wiederkehr des Neu- oder Vollmondes) liegt. Diese beiden Rhythmen verursachen in ihrer Einwirkung auf den Mikrokosmos eine Reihe von Phänomenen, deren ganz genaue Eintrittszeit von Biologen, Physiologen und Psychologen aus bekannten Gründen nicht festgestellt werden kann, so daß sie dem auf diesem Gebiete Beobachtenden im Durchschnitt als eine 28 tägige Periode erscheinen.

Um dies graphisch zu versinnlichen, habe ich einige Diagramme angefertigt, die jedoch wegen ihrer Größe hier nicht gebracht werden können, so daß ich mich darauf beschränken muß, deren Konstruktionsweise tunlichst genau anzugeben. Der Zeitpunkt des Eintretens eines Ereignisses, dessen Rhythmus wir studieren wollen, stellt den Anfangspunkt einer Abszissenachse dar, deren Endpunkt sich ergibt, wenn der Mond nach einem vollständigen Umlauf im Zodiak wieder genau denselben Aspekt mit der Sonne bildet wie im Anfangspunkt (einfachstes Beispiel ☉ ☌ ☽ als Anfangspunkt und nächster Neumond als Endpunkt der Abszissenachse). Diese Abszissenachse — welche den Zeitmaßstab bildet — wird in Tage und deren Unterteile eingeteilt, am besten 24 m/m = 1 Tag, 1 m/m = 1 Stunde. Auf den zu dieser Abszissenachse gehörigen Ordinaten wird die Größe der soli-lunaren Einflüsse dargestellt. Dann konstruiere ich in analoger Weise ein zweites Diagramm, welches als Anfangspunkt die Position des Mondes im Zodiakus zur Zeit des Eintretens des vorerwähnten Ereignisses hat und als Endpunkt das Wiedergelangen des Mondes in dieselbe zodiakale Position durch Vollbringung eines Umlaufes. Es ist zweckmäßig, die Diagramme auf durchsichtigem Papier zu zeichnen, damit beide Abszissenachsen (mit ihren Anfangspunkten zusammentreffend) übereinander gelegt werden können, zur bequemen Vergleichung der beiden erwähnten Einflüsse, von denen wir in der Folge den ersteren den soli-lunaren, den letzteren den rein lunaren nennen wollen.

Dem Astrologen ist es klar, daß sich bei gewissen Winkelabständen, die der fortschreitende Mond einerseits zur Sonne, andrerseits zu seinem Ausgangspunkt im Zodiakus bildet, gewisse aspektarische Einflüsse manifestieren werden.

In dem den Ausgangspunkt unserer Diagramme bildenden Ereignisse seien die Einflüsse, welche dieses in sinnlich wahrnehmbare Erscheinung treten ließen, als am stärksten angenommen. Die Intensität der Manifestation nimmt naturgemäß mit der Zeit ab, entschwindet schließlich ganz dem Bewußtsein, taucht in dieses in entsprechendem Einklange mit den makrokosmischen Rhythmen nach einer bestimmten Zeit wieder empor, gelangt allmählich und gesetzmäßig wieder zu einem gewissen Maximum, entschwindet dann allmählich wieder dem Bewußtsein usw.

Nun wäre graphisch der Zeitpunkt des Wiederkehrens der Maxima zu erforschen. In natürlicher Weise vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitend und nur die wichtigsten Aspekte in Betracht ziehend, konstruiert man für beide Fälle (soli-lunare und rein lunare Einflüsse) folgende Kurven:

1) Eine Kurve mit den Maxima im Momente, wo sich der Winkelabstand — astrologisch im Zodiak, etwa nach der Ephemeride festgestellt — um 180° geändert hat (einfachstes Beispiel ☉ ☌ ☽ zu ☉ ☍ ☽ etc.; und Mond im Ausgangspunkt, dann in ☍ zu diesem etc.).

2) Je eine analoge Kurve mit den Maxima bei Winkelabständen von 60°.

3) Je eine analoge Kurve mit den Maxima bei Winkelabständen von 45°.

4 und 5) Dasselbe für Winkelabstände von 15° und 10°.

Nicht nur jedem Astrologen, sondern auch jedem unvoreingenommenen Laien wird es einleuchten, daß beide zu betrachtenden Einflüsse gleichzeitig wirken werden. Dies erhellt schon aus Analogieschlüssen auf das Phänomen der Gezeiten. Auch diese rhythmische Schwingung des Wassers durch die Einwirkung von Massenkräften wird theoretisch in zwei Teile zerlegt, eine Schwingung hervorgerufen durch die Sonne, und eine andere, hervorgerufen durch den Mond; beide zusammen ergeben die charakteristische Gezeitenwelle mit Flut und Ebbe, welche an Intensität zwischen Nipp- und Spring-Gezeit wechselt.

So werden auch in unserem Diagramme beide Einflüsse als gleichzeitig bestehend angenommen.

Dies bringt man am besten dadurch zur graphischen Darstellung, daß man eine neue Kurve konstruiert, welche dieselbe Einteilung der Abszissenachse hat und deren Ordinaten in jedem Zeitmomente die Summe aus den Ordinaten der soli-lunaren und der rein lunaren Einflüsse darstellen. Diese Summen-Kurve zeigt dieselben Charakteristika wie die Flutwelle; auch bei ihr nehmen im Verlaufe der einzelnen Schwingungen die Maxima (Springgezeit) bis auf Null (Nippgezeit) ab, um dann wieder zu wachsen. Solche Summen-Kurven, die man natürlich für die Einflüsse aller Aspekte konstruieren kann, habe ich in meinen Diagrammen nur für die bereits erwähnten Winkelabstände von 180°, 60°, 45°, 15°, und 10° zur Darstellung gebracht. Zum besseren Verständnis sei ein

bestimmtes Beispiel in Betracht gezogen, welches dadurch vereinfacht ist, daß als Ausgangspunkt des Ereignisses die am 6. April 1913 um $5^{h}\,48^{m}$ p. m. Greewich Zeit (nach Raphaels Ephemeride) stattgehabte Konjunktion von Sonne und Mond angenommen wurde.

Die Betrachtung aller nach vorerwähnter Art für dieses Ereignis konstruierten Kurven ergibt folgende Charakteristika:

1) Die Kurve des soli-lunaren Einflusses der Winkelabstände von 0^{0}, 180^{0} etc. hat das erste Maximum 14 Tage 3 Stunden, das zweite 29 Tage 12 Stunden 36 Minuten nach der Ausgangszeit (Nullpunkt der Abszissenachse).

2) Die Kurve des rein lunaren Einflusses für die obenerwähnten Winkelabstände hat das erste Maximum $12^{\delta}\ 21^{h}\ 40^{m}$, das zweite $27^{\delta}\ 19^{h}\ 10^{m}$ vom Nullpunkt der Abszissenachse.

3) Die Summen-Kurve der beiden Einflüsse (1 und 2) hat Maxima nach $14^{\delta}\ 7^{h}\ 41^{m}$ und $28^{\delta}\ 15^{h}\ 53^{m}$.

4) Die Kurve der soli-lunaren Aspekte 0^{0}, 60^{0}, 120^{0} etc. hat die Maxima nach $5^{\delta}\ 4^{h}$, $9^{\delta}\ 18^{h}$, $14^{\delta}\ 3^{h}$, $18^{\delta}\ 20^{h}$, $24^{\delta}\ 8^{h}$, $29^{\delta}\ 14^{h}$ usw.

5) Die analoge Kurve der Stellungen des Mondes zu seinem Ausgangspunkte hat Maxima nach $4^{\delta}\ 17.5^{h}$, $9^{\delta}\ 2.5^{h}$, $13^{\delta}\ 4.5^{h}$, $17^{\delta}\ 10.1^{h}$ $22^{\delta}\ 5.5^{h}$, $27^{\delta}\ 7^{h}$ etc.

6) Die Summen-Kurve dieser beiden Einflüsse (4 und 5) hat Maxima nach $4^{\delta}\ 22.75^{h}$, $9^{\delta}\ 10.5^{h}$, $13^{\delta}\ 8.7^{h}$, $18^{\delta}\ 3.75^{h}$, $23^{\delta}\ 6.45^{h}$, $28^{\delta}\ 10.5^{h}$, etc., immer flacher werdend.

7) Die Summen-Kurve der aspektarischen Einflüsse von 45^{0} (sogenannter Oktanten-Rhythmus) verflacht sich ebenso wie die anderen Summen-Kurven und erreicht die ursprüngliche Größe nach 46 Tagen. In bürgerliches Zeitmaß abgerundet ergeben sich aus den Summen-Kurven folgende Perioden: 28 Tage für 180^{0} Aspekte; 5 Tage für 60^{0} Aspekte; 4 Tage für 45^{0} Aspekte; 31 Stunden für 15^{0} Aspekte und 20^{h} für 10^{0} Aspekte. Wie schon erwähnt, werden die Maxima dieser Kurven immer geringer; sie werden Null nach 98 Tagen bei der 180^{0} Kurve, nach ca. 30 Tagen bei der 60^{0} Kurve, nach ca. 23 Tagen bei der 45^{0} Kurve, nach ca. 7.5 Tagen bei der 15^{0} Kurve und nach ca. 5.5 Tagen bei der 10^{0} Kurve. Diese Zahlen gelten natürlich nur für das vorliegende Beispiel und müssen für jeden konkreten Fall besonders ermittelt werden, da infolge des Umlaufes der Erde um die Sonne die relative Bewegung des Mondes zum Frühlingspunkt variiert.

Wenn man das Ganze zusammenfaßt, so muß man erwarten, daß die Perioden nie rein hervortreten und auch schwächere, unregelmäßige Unterperioden erkennbar sein werden.

Denn zu den wesentlichen, in den Kurven dargelegten Einflüssen treten noch weitere, schwächere Einflüsse anderer astrologischer Faktoren hinzu; andere Perioden mit anderen Ausgangspunkten überdecken und

verstärken oder schwächen die genannten Perioden, so daß ein Ordnen und Darstellen der Beobachtungen nur schwer durchführbar sein dürfte.

Die graphischen Darstellungen kann man auch in folgender Weise mathematisch ausdrücken: Die Rhythmen haben wir als die Summe zweier Kosinus-Kurven dargestellt. Wenn wir die Unregelmäßigkeiten der Sonnen- und Mondbewegung außer Acht lassen und mit Mittelwerten arbeiten, ergibt sich die Gleichung $n \times y = \cos \alpha_1 + \cos \alpha_2$; n ist die angenommene Größe des Maximaleinflusses und y zeigt an, der wievielte Teil derselben die zu errechnende Ordinate ist; α_1 und α_2 sind die Winkelentfernungen von Sonne zu Mond, beziehungsweise vom Mond zu seinem Ausgangspunkt; diese Winkel müssen nun auf Tage bezogen werden.

Es ist klar, daß nach einem gemeinschaftlichen Vielfachen der volle Zyklus der Kurven vollendet ist; als solches nehmen wir das Produkt aus der siderischen Umlaufszeit s und der synodischen Lunation l in Tagen und deren Bruchteilen gemessen und benennen es T.

T kann ebenfalls als Periode aufgefaßt werden, während welcher der Mond l Konjunktionen mit der Sonne und s Konjunktionen mit seinem Ausgangspunkte hat. Jedem Punkte irgend einer Kosinus-Kurve entspricht ein Winkel, welcher in unserem Falle an der Abszissenachse abzulesen wäre.

Dem Punkte der Kurve der soli-lunaren Einflüsse, welche ober der Abzsissen = 1 Tag liegt, entspricht also der Winkel $\frac{s \times 2\pi}{T}$; analog bei der Kurve der rein lunaren Einflüsse $\frac{l \times 2\pi}{T}$. Daher entspricht dem α_1 der eingangs erwähnten Gleichung der Ausdruck $= \frac{l \times 2\pi}{T} \times t$ (t ist die Anzahl der Tage, für die man den jeweiligen Einfluß berechnen will), $\alpha_2 = \frac{s \times 2\pi}{T} \times t$. Unsere Gleichung für die Summeneinflüsse lautet dann: $n \cdot y = \cos \frac{l \cdot 2\pi}{T} t + \cos \frac{s \cdot 2\pi}{T} t$ oder da $T = s \times l$ ist: $n \cdot y = \cos \frac{2\pi}{s} t + \cos \frac{2\pi}{l} \cdot t$, woraus für eine beliebige Anzahl von Tagen nach der Ausgangszeit die relative Größe des Einflusses berechnet werden kann, dies jedoch nur annäherungsweise, da sich ja die Größe der Sonnen- und der Mondbewegung jeden Tag ändert. Diese Formel kann benutzt werden, um zu konstatieren, ob eine Beobachtung, welche t Tage nach einer anderen ähnlichen Ausgangsbeobachtung gemacht wurde, auf der Summen-Wirkung der soli-lunaren und der rein lunaren 180° Einflüsse beruht, und hierfür ist sie unter allen Umständen genügend genau. Diese für den 180° Rhythmus ausgeführte Formel lautet für die anderen Rhythmen wie folgt: für 60° Einflüsse: $n \cdot y = \cos \frac{2\pi}{s} \cdot \frac{360}{60} t + \cos \frac{2\pi}{l} \cdot \frac{360}{60} \cdot t$, für 45° Einflüsse $n \cdot y = \cos \frac{2\pi}{s} \cdot \frac{360}{45} t + \cos \frac{2\pi}{l} \cdot \frac{360}{45} t$. Allgemein für α^0 Einfluss

$n \times y = \cos \frac{2\pi}{s} \cdot \frac{360}{\alpha} \cdot t + \cos \frac{2\pi}{l} \cdot \frac{360}{\alpha} t$ (nur muß 360^0 durch α teilbar sein). Ich habe mich an W. Gornold (Sepharial) um seine Ansicht über die kleinen Swobodaschen Perioden gewendet, da mir das Urteil dieses berufenen Astrologen und Forschers besonders wertvoll erschien, der in seinen Werken (hauptsächlich in »Cosmic Symbolisme« und »Kabala of Numbers«) sich sehr eingehend, in geradezu mustergültiger Weise mit den großen kosmischen Rhythmen beschäftigt und auch eine neue Theorie der Mondbewegung entdeckt hat, welche uns der Notwendigkeit enthebt, zur Feststellung der Länge des Mondes in einem gegebenen Momente 32 Gleichungen zuhilfe nehmen zu müssen.

W. Gornold hatte die Güte, mir am 3. November 1913 folgendes zu antworten: »Dr. Swoboda findet eine 23 stündige Periode für spontane Erinnerungen (repetetive action of the mind towards the reviving of impressions) und gesteht zu (Seite 5 seines Buches), daß dies »nicht immer mit der wünschenswerten Präzision« bemerkbar ist. Er beobachtet auch eine systole und diastole in dieser Periodizität, denn er sagt (Seite 6), daß für das »Freisteigen von Erinnerungen« die Intervalle von 2 × 23, 4 × 23, 6 × 23 usw. günstiger seien als die von 1 × 23, 3 × 23, 5 × 23 etc. Dies ist natürlich gerade das, was entsprechend dem Gesetz der wechselseitigen Folge (law of Alternation) erwartet werden muß. Positiv und Negativ folgen einander in der Natur mit vollkommener Regelmäßigkeit, wie es z. B. bei den Undulationen der Lichtstrahlen der Fall ist. Da nur die positive Seite der Undulationen sichtbar ist, gab die Aufeinanderfolge der Sichtbarkeitspunkte Anlaß zur atomistischen Lichttheorie, und erst später wurde klar, daß es sich um Wellenbewegungen handelt, und die Wissenschaft gelangte zur alten Theorie, die in dem hebräischen Worte »Aur« — das, welches fließt, dahinwogt (Gen. I) ausgedrückt erscheint.

Die Beobachtung zeigt, daß irgend ein mentaler Eindruck die Tendenz hat, sich zu wiederholen, nicht nur zu annähernd derselben Zeit des Tages oder Nacht (wie beim ersten Eintreten), sondern auch zur selben Zeit des lunaren Monates und zur halben Zeit des Jahres.

Forscher in der (okkulten) Psychologie haben sogar bemerkt, daß sogenannte Spukerscheinungen (hauntings) die Tendenz haben, an bestimmten Jahrestagen wiederzukehren, und daß dies auch geschieht, wenn die sonstigen Bedingungen ihrer Wahrnehmbarkeit günstig sind. Dies scheint darauf hinzuweisen, daß die alte Doktrin von der «Memoria-Mundi« nicht ganz grundlos ist. Die Tendenz der Natur, ihre Operationen zu wiederholen, beschränkt sich nicht bloß auf mentale Phänomen; wir sehen es in allen automatischen Handlungen irgendwelcher Art. Alle zweckbewußten Handlungen (purposive actions) haben die Tendenz gewohnheitsmäßig zu werden und versenken sich dann in das Unterbewußtsein (submerged part of mind), von dem der Automatismus aus-

geht. Wir haben physiologische Gewohnheiten, wie essen, trinken, rauchen, schlafen, wachen etc., welche ursprünglich Willensakte waren und nachher gewohnheitsgemäß wurden. Automatismus und Periodizität stehen miteinander in einer sehr feinen Verbindung (are linked together in a very subtle manner). Wir können in der Tat sagen, daß Periodizität das Maß des Automatismus ist.

Während bei Betrachtung der Umstände des menschlichen Lebens Gründe der Gewohnheit zur Erklärung der Wiederholungsfolge mentaler und physiologischer Prozesse herangezogen werden können, gibt es keine solchen Gründe für ähnliche Phänomene in der unbelebten Natur, es sei denn, daß wir auch dieser Seele (mind) zweckbewußte Absicht (purpose) und Gedächtnis ebenso zuerkennen, wie uns selbst. Das Studium der großen astronomischen Gesetze zeigt, daß der Natur eine Periodizität innewohnt, welche wir auch erkennen, so daß wir mit vollster Sicherheit die Gezeiten, die Lunationen, die Sonnen- und Mondfinsternisse, die Transite der Planeten, deren Apogäum und Perigäum etc. voraussagen können. Die Gesetze der Natur sind intelligibel; daraus ergibt sich der logische Schluß, daß sie der Ausdruck (die Manifestation) einer Intelligenz sind.« Der Mensch ist aus kosmischen Elementen zusammengesetzt; er ist den Gesetzen der Natur unterworfen. Was kann man daher anderes erwarten, als daß die Periodizität der Natur auch in ihm reflektiert erscheint, sowohl körperlich als auch mental, da der Intellekt, die Seele (mind), nur der »Ausdruck des Individiums durch das Medium der Personalität« ist, und demgemäß ein von der körperlichen Konstitution sehr abhängiger, durch sie beschränkter und beeinflußter Ausdruck. Die kombinierten Perioden von Jupiter, Mars, Erde, Venus und Merkur ergeben eine Periode von 11 . 11 Jahre, welche die des Maximums der Sonnenflecke ist. Diese Periode, zweimal genommen, ergibt 22 . 22 Jahre, und dies kommt dem Oktanten-Rhythmus von 22½ so nahe, daß ein Zusammenhang mit dem 45° Aspekt und demgemäß mit den Mondesphasen von 90°, 180° etc. wahrscheinlich ist.

Der berühmte Psychologe Richet hat in einer von H. Poincarré am 26. Februar 1912 präsidierten Sitzung an den sein wissenschaftliches Jubiläum feiernden Astronomen Camille Flammarion unter anderem auch folgende Worte gerichtet:

»Sie haben Tatsachen gesammelt, welche beweisen, daß die mechanische, einfache und grobe Erklärung der Dinge dieser Welt nicht mehr für alles genügt. Ich möchte sogar wagen, zu behaupten, daß sie für gar nichts genügt. Hier und da erscheinen, wie die über den Sümpfen schwebenden Irrlichter, einige flüchtige, zusammenhanglose Lichtpunkte, welche uns gestatten, unvorhergesehene Beziehungen zwischen sehr entfernten Tatsachen zu erschauen. Hat der Gelehrte nicht das Recht, ja die Pflicht, in dieses Dunkel einzudringen? Es scheint, daß die Wissenschaft gerade darin besteht, zwei voneinander ganz getrennt erscheinende

Tatsachen durch ein kausales Band zu vereinigen. Das Auffinden dieses Bandes, dieser geheimnisvollen Ursache ist wahre Gelehrtenarbeit.«

Wie weit hat sich nun unsere Wissenschaft über die Beziehungen zwischen den makrokosmischen und den mikrokosmischen Rhythmen ausgesprochen? Dr. Swobodas einschlägige Anschauungen habe ich ja bereits dargelegt.

Dr. Fließ wies in einem am 24. November v. J. in der Wiener Urania über die »periodischen Tage der Menschen« gehaltenen Vortrage auf die Abhängigkeit von dem Planeten hin, auf dem wir leben, und sagt u. a.:

»Jahr und Tag sind Erdfunktionen. In einem Tage dreht sich die Erde um ihre Achse und in einem Jahre um die Sonne. Als echte Erdenkinder vollführen auch wir unseren Lauf. Und auch das offenbart die Lehre von den periodischen Tagen.«

Entschieden weiter geht H. Spencer in seinen »Epitomen der synthetischen Philosophie,« wo es heißt: »Die astronomischen Rhythmen verursachen bei den Organismen unaufhörliche Veränderungen in der Einwirkung von Kräften nach zwei verschiedenen Richtungen. Sie setzen dieselben direkt gewissen Schwankungen in solaren Einflüssen aus und sie rufen indirekt komplizierte Veränderungen in den Agentien der Umgebung hervor.« Für den Okkultisten sind dies alles nur Zwischenglieder der unendlichen Kausalkette, die zur Ursache aller Ursachen führt; zum göttlichen Logos, von dem Max Heindel in seinen Rosenkreuzer-Schriften sagt: »Der majestätische Rhythmus des göttlichen Wortes hat die Ursubstanz (das »Arche« des Johannes-Evangeliums) in die mannigfaltigen Formen ausgestaltet, welche in ihrer Gesamtheit die phänomenale Welt bilden.« Ich muß zum Schlusse nur noch kurz das uralte Gesetz der Bisexualität streifen, welches im 7. hermetischen Axiom wie folgt ausgedrückt ist: »Jedes Ding hat seine männlichen und seine weiblichen Prinzipien.«*)

In den Büchern von Fließ und Swoboda wird die Bisexualität des menschlichen Organismus hauptsächlich nur insoweit in Betracht gezogen, um damit zu erklären, daß sowohl im männlichen als auch im weiblichen Organismus die männlichen und die weiblichen Perioden vorkommen und auch die $n \times 23 + n \times 28$ Rhythmen. Keiner dieser beiden Autoren hat jedoch dargelegt, in welchem gesetzmäßigen Ausmaß diese Perioden in dem Organismus eines Mannes und in dem eines Weibes auftreten und nach welchem Gesetze ein Perioden-Typus den anderen ablöst. Dr. Otto

*) In der »Kybalion« betitelten Sammlung und Kommentierung hermetischer Axiome ist dies angeführt. Das gleichfalls dort erörterte hermetische Axiom der Vibrationen und das des Rhythmus wirft neue okkulte Streiflichter auf die Periodenlehre. Stanislas de Guaita hat in seinem »Clef de la Magie noire« gleichfalls die okkulte, d. h. die von der offiziellen Wissenschaft nicht anerkannte Seite der menschlichen Bisexualität erwähnt; ebenso Max Heindel mehrfach in seinen Rosenkreuzer-Schriften.

Weininger sagt in »Geschlecht und Charakter«: Mann und Weib sind wie zwei Substanzen, die in verschiedenem Mischungsverhältnis, ohne daß je der Koeffizient der einen Substanz Null wird, auf die lebenden Individuen verteilt sind. Ein Individuum A oder ein Individuum B darf man darum nicht mehr schlechthin als »Mann« oder »Weib« bezeichnen, sondern ein jedes ist nach den Bruchteilen zu beschreiben, die es von beiden hat, etwa:

$$A\begin{cases}\alpha\ \text{M (Mann)}\\ \alpha_1\ \text{W (Weib)}\end{cases}\qquad B\begin{cases}\beta\ \text{W}\\ \beta^1\ \text{M}\end{cases}$$

Wenn also der menschliche Organismus oder dessen Sexualität ausschließlich das periodenbildende Prinzip wäre, müssten beispielweise im Organismus A die männlichen und die weiblichen Perioden bezüglich ihrer Intensität oder auch nur ihrer Gesamtdauer innerhalb eines Lebensalters im Verhältnis von $\alpha : \alpha^1$. stehen. Eine derartige Koeffizientfeststellung in irgend einem konkreten Falle ist jedoch der Wissenschaft bisher nicht gelungen und wird ihr wohl kaum gelingen, ebensowenig wie die Ermittlung des Gesetzes, nach welchem die beiden Periodentypen in einem bestimmten Organismus einander ablösen. Ich glaube hier liegt ein ergebnisreiches Forschungsgebiet für eine, etwa nach Flambarts Methoden*) wissenschaftlich arbeitende Astrologie. Das Horoskop läßt ja auch die Bisexualität erkennen durch die männlichen und weiblichen Zodiakalzeichen und die männlichen und weiblichen Planeten.

Vielleicht könnte die Verteilung der Planeten in den männlichen und weiblichen Zeichen einen Maßstab für die Koeffizienten der Bisexualität abgeben (das α. M, α^1 M; β. W und β^1 W Weiningers).

Es ist ganz gut möglich, daß Transite über gewisse Planeten oder auch Veränderungen der Verteilung der Planeten in den progressiven Horoskopen gegenüber dem Radix-Horoskop mit dem Wechsel der Perioden zusammenhängen.**)

Weitere Studien der vielen Beziehungen zwischen Okkultismus und Periodenlehre muß ich Berufenen überlassen.

Ein fortgesetztes systematisches Arbeiten vieler Okkultisten, besonders Astrologen, auf diesem Gebiete wird gewiß zur befriedigenden Lösung mancher einschlägiger Probleme führen, wenn auch erst nach jahrelanger Arbeit. Es ist ja nicht unbedingt notwendig, daß eine vorurteilslose Wissenschaft und ein wissenschaftlicher Okkultismus einander feindlich gegenüberstehen; wenn sie auch getrennt arbeiten und verschiedene

*) Sehr viele wertvolle Gesichtspunkte für einschlägige Forschungen hat auch J. Brieu in seinem »Essai sur la Méthode en Astrologie« aufgestellt. (Journal du Magnétisme 1913.)

**) Hier, wie in den vorangegangenen Darlegungen, will ich nur Anregungen geben und beanspruche keineswegs eine endgültige Lösung der Probleme zu bringen; dies erfordert umfassende induktive Forschungsarbeiten, die ein einzelner kaum zu leisten vermag.

Wege gehen, so können sie dennoch zu Resultaten gelangen, die einander bestätigen und einen höheren Grad von relativer Wahrheit verleihen.

Dagegen ist keine Brücke denkbar zwischen dem Unfehlbarkeitsdünkel, der hochmütigen Unduldsamkeit und dem Dogmatismus der ultramaterialistischen Wissenschaft einerseits und gewissen okkulten Gemeinden von Gläubigen andrerseits, die, anstatt selbst zu forschen und zu arbeiten, kritiklosen Personenkultus betreiben und für welche die Offenbarungen ihrer Führer und Führerinnen ebenso unerschütterliche Dogmen sind, wie die Diktate eines materialistischen Pontifex für die »Aufgeklärten.« Für beide extreme Lager, für das des Unglaubens wie für das des Aberglaubens gibt es Dinge, »von denen gilt, daß es solche Dinge nicht gibt.« »Es ist — so sagt Max Heindel — ein Gesetz des Universums, daß einer Woge spiritualen Erwachens immer eine Periode des zweifelnden Materialismus folgt; beide Phasen sind notwendig, damit der Geist eine harmonische Entwicklung erhält und nicht zu weit in eine der beiden Richtungen getragen wird.

Fürwahr, in keiner der beiden extremen Richtungen kann der Geist ein dauerndes Heim finden; dies beweist schon die Fahnenflucht aus beiden Lagern, nicht bloß die der ganz großen, sondern auch die aller bedeutenden unabhängigen Denker. So war es immer, so ist es auch jetzt, mögen sie in beiden Lagern noch sehr ihre toten Götzen rühmen. Es geschieht schließlich immer, wie es im Buche Daniel (2, 34—35) heißt:

»Du schautest, bis sich lostrennte ein Stein, nicht durch Hände, und er schlug das Götzenbild auf seine Füße von Eisen und Ton und zermalmte sie. Der Stein aber, der das Götzenbild zerschlagen, wurde zu einem großen Berge und füllete die ganze Erde.«

„Audiatur et altera pars.“*)

Von **Alois Kaindl.**

»Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört.« —

Gelegentlich des Erscheinens des allgemeines Aufsehen erregenden Buches: »Materialisationsphänomene« von Dr. A. Freiherrn v. Schrenck-Notzing sind in diversen Blättern kritische Stimmen laut

*) Es war wohl vorauszusehen, daß das Buch »Materialisationsphänomene« von Dr. Schrenck-Notzing in der Tagespresse einer höchst ungerechten und unsachlichen Kritik ausgesetzt sein wird. Desto mehr ist es Pflicht der okkultistischen Fachpresse, dem kraftvoll entgegen zu treten. Mag auch Dr. A. Freiherr v. Schrenck-Notzing, eingedenk des Spruches: »Viel Feind, viel Ehr«, sich nicht aus seiner Fassung bringen lassen, so wird es ihn dennoch erfreuen, wenn er sieht, daß die okkultistischen Fachblätter seine Mitkämpfer sind. Die Schriftleitung.

geworden, die in hohem Grade geeignet sind, nicht nur über den wissenschaftlichen Wert des betreffenden Buches, sondern auch über die wissenschaftliche Bedeutung des neuen Erscheinungsgebietes, dem die Phänomene, mit welchen sich das Buch befaßt, angehören, total falsche Ansichten im Publikum zu verbreiten. In Kritiken, welche, wie jene der Zeitungen »Neues Wiener Tageblatt« und »Die Zeit«, schon durch die dem besprochenen Gegenstande ganz unangemessenen Ueberschriften: »Photographierte Geister« und »Ein moderner Geisterseher« ihre eigentliche Absicht verraten, wird darauf gesündigt, daß die Leser derselben weder von dem betreffenden Buche noch von dem Gegenstand, den es behandelt, andere als höchst oberflächliche Kenntnisse besitzen.

Einen durchaus verschiedenen Eindruck, als bei diesen letzteren, müssen derartige Kritiken bei jenen hervorbringen, die sich niemals verhehlten, daß derlei Erscheinungen seit Menschengedenken, zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkamen und die die neue psychische Forschung seit ihrem Anbeginn verfolgten.

Eine Kritik, welche den Autor des kritisierten Buches in seiner Person angreift und sie in einer seinen wissenschaftlichen Ruf gefährdenden Weise unrichtig charakterisiert, richtet sich in den Augen jedes Vernünftigen selbst.

Ob einer der vorerwähnten Kritiken dies zur Last gelegt werden kann, darüber möge der Leser selbst entscheiden. Ein Einblick in das Buch und die übrigen Schriften des Dr. Schrenck dürfte genügen, um ihn von der Haltlosigkeit der betreffenden Behauptungen zu überzeugen.

»Die Zeit« (Wien) äußert sich in ihrem Feuilletonartikel: »Ein moderner Geisterseher« über die Person des Dr. A. Freiherrn v. Schrenck-Notzing wie folgt: »Er ist praktischer Arzt in München und seit Jahrzehnten akkreditierter Spiritist. Man kann ihn ruhig als Autorität auf diesem Gebiet erlesener Geistlosigkeiten betrachten. — Es handelt sich bei ihm ja nur um spiritistische Phänomene, um Zauberei aus einer jenseitigen Welt, um »»teleplastische««, d. h. »»ferngestaltende«« Kunst, so eine Art drahtloser Bildhauerei und Textilfabrik, wobei aus dem Geisterreich heraus Stoffe erzeugt werden mit daraufgemalten Köpfen.« —

Der Kritiker der Zeitung »Neues Wiener Tageblatt«, der seine das rezensierte Buch diskreditierende Ueberschrift »Photographierte Geister« vergeblich zu motivieren sucht, spricht hingegen nur von einer gläubigen Ueberzeugung des Autors.

Inbezug auf den sachlichen Teil der Kritiken, besonders jener des Blattes »Die Zeit«, muß gesagt werden, daß sie im Leser den Eindruck zu erwecken suchen, als hätten sich die teleplastischen Gebilde dem Zuschauer stets nur als fertige Produkte gezeigt und hätte sich der Vorhang, nachdem sie in diesem Zustande photographiert worden waren,

sich wieder jedesmal hinter ihnen geschlossen; während sie in Wirklichkeit die ganze Zeit über bis zu dem Moment ihrer photographischen Aufnahme der Beobachtung der Anwesenden ausgesetzt waren, so daß sie dieselben in allen ihren verschiedenartigen Metamorphosen, in ihrem Werden und Vergehen, kontinuierlich beobachten konnten.

Dieser Umstand ist deshalb von eminenter Wichtigkeit, weil die verschiedenen, mitunter haarsträubenden Betrugshypothesen der Kritik mit dieser Tatsache nicht rechnen, ihre Konstatierung aber jene hinfällig macht.

Da die teleplastischen Gebilde von Dr. Schrenck auch in statu nascenti beobachtet wurden, so erscheint es ganz überflüssig, auf ihre Aehnlichkeit mit anderen, bekannten Produkten ein übermäßiges Gewicht zu legen oder gar, wie es die Kritik tatsächlich tut, daraus zu folgern, daß jene mit diesen eines Ursprunges sein müssen.

Den vorliegenden Kritiken muß schon auch deshalb jeder wissenschaftliche Wert abgesprochen werden, weil darin ein Punkt außer acht gelassen erscheint, von dem die richtige Beurteilung der Schrenckschen Untersuchung in erster Linie abhängt. Es geht nicht an, ohne weiteres mit der Beschuldigung des bewußten Betruges aufzutreten, ohne vorerst den Nachweis zu liefern, daß die von Dr. Schrenck bei seinen Medien festgestellten hypnotischen Zustände in Wirklichkeit nicht vorhanden waren, sondern die ganze Zeit seiner Untersuchung hindurch von ihm bloß simuliert wurden.

Diesen Nachweis zu erbringen, wären vor allem die Mediziner verpflichtet gewesen, die sich, wenn auch nur ganz kurz, an den Sitzungen beteiligten. Sollte ihnen dies mangels Kenntnisse auf dem Gebiete des Hypnotismus nicht möglich gewesen sein, so können sie überhaupt nicht als kompetent erachtet werden, über die experimentelle Untersuchung des in diesem Wissenszweig wohlerfahrenen Dr. Schrenck ein Urteil abzugeben.

In Anbetracht der Schilderungen, welche Dr. Schrenck in seinem Buche von den Zuständen des Mediums gibt, und der beigegebenen Illustrationen wird es schwer fallen, an eine solche kontinuierliche, so konsequent durchgeführte Simulation des Mediums zu glauben.

Ist aber der hypnotische Zustand beim Medium einmal festgestellt, so kommt dann auch die ihm unbewußte Täuschung in Betracht, die, obschon sie vom Unkundigen in der Regel mit dem bewußten und vorbedachten Betrug verwechselt wird, doch eine von diesem ganz verschiedene Erscheinung ist, die mit zum Gegenstand der Untersuchung gehört. Das Medium ist in diesem Zustande vollkommen passiv und in einem supernormalen Grade eindrucksempfänglich (suggestibl), weshalb

es den Suggestionen oder suggestiven Einflüssen der mit ihm in Rapport, d. h. in psychophysischer Verbindung stehenden Personen ausgesetzt ist. Von dem Zwang, den die jeweilige Suggestion auf dasselbe ausübt, sucht es sich instinktiv durch Ausführung der in ihr liegenden Aufgabe zu befreien.

Je nachdem es zurzeit einer empfangenen Suggestion seiner supernormalen Kräfte und Fähigkeiten mächtig ist oder nicht, wird es die darin enthaltene Aufgabe entweder auf supernormale oder normale Weise vollziehen und so entweder echte oder unechte Erscheinungen, d. h. bloße Imitationen der ersteren produzieren.

Die supernormalen Fähigkeiten können nicht nur durch intensive Suggestionen erweckt, sondern durch solche auch aufgehoben werden.

Wird dem Medium seine supernormale Begabung auf diese Weise genommen und anderseits doch die Produktion solcher Phänomene von ihm verlangt, so muß es kraft der in der Suggestion liegenden Realisierungstendenz, die sich ihm als unwiderstehlicher Zwang äußert, zur Imitation oder unbewußtem Betrug greifen.

Der unwissenschaftliche Skeptiker bringt also durch sein Vorurteil und durch sein antivoraussetzungsloses Verhalten den »kastalischen Quell übersinnlicher Kräfte« selbst zum Versiegen.

Eine sehr geringe Meinung scheinen beide Kritiker von den Geistesfähigkeiten berühmter Gelehrter zu haben, denn sie nehmen die Düpierung des bekannten englischen Chemikers und Physikers William Crookes (nicht Crook, wie es im Neuen Wiener Tagblatt heißt) durch die schlaue, fünfzehnjährige Florence Cook als eine ebenso ausgemachte Tatsache an, als jene des italienischen Kriminalpsychologen und Psychiaters Prof. Cäsare Lombroso durch das Medium Eusapia Paladino.

Was den englischen Gelehrten anbetrifft, so bin ich zufällig in der Lage, dem Leser zu zeigen, wie man ihn und seine exzeptionelle Forschung in Amerika beurteilt.

Die »Los Angeles Sunday Times« (vom 23. November 1913) schreiben über ihn unter anderm folgendes:

»Sir William Crookes gilt allenthalben als einer der konservativsten Männer der Wissenschaft der Welt. Er gibt niemals eine Erklärung ab, ohne imstande zu sein, jedes Wort zu bekräftigen. Als er zuerst das neue Element Thallium entdeckte, widmete er zwei Jahre der Ermittelung seines Atomgewichtes. Ehe er diese Entdeckung veröffentlichte, prüfte er seine Tatsachen durch einen Ausscheidungsprozeß, welcher gewöhnliche Sterbliche entmutigt haben würde.

Als Sir William Crookes seine bemerkenswerte Theorie bekannt gab, wonach Materie in der ultra-gasförmigen oder strahlenden Form vorhanden sein sollte, wurde er von der wissenschaftlichen Welt verlacht.

Als er weiter feststellte, daß Stoff und Kraft ineinander überzugehen scheinen, erhob sich noch einmal das Spottgeheul der gelehrten Elite. Erst mit der Entdeckung des Radium und der wunderbaren Wirkung der X-Strahlen wandte sich das Blatt und Sir William Crookes erfreut sich nun der Anerkennung der gesamten wissenschaftlichen Welt. Trotz seiner außerordentlichen Bedachtsamkeit und klugen Zurückhaltung, seiner scharfen Urteilskraft, kühlen Berechnung und seinem wissenschaftlichen Konservatismus sehen wir diesen eminenten Gelehrten das verfehmte und unsichere Gebiet des Okkultismus (speziell des Mediumismus) betreten und hier seine Forschung mit derselben Entschiedenheit und eisernen Beharrlichkeit betreiben, welche seine Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen charakterisieren. Keine Details werden vernachlässigt, kein wichtiger Punkt wird übergangen, nicht Wesentliches übersehen.

Und jetzt, nach jahrelangem Stillschweigen, erklärt Sir William Crookes mit rückhaltsloser Offenheit, daß es ihm in neuerer Zeit gelungen sei, auf experimentellem Wege wissenschaftliche Daten zu erlangen, welche ihm von der Fortexistenz der menschlichen Persönlichkeit nach dem körperlichen Tode eine absolute Ueberzeugung verliehen hätten. Die betreffenden Resultate seien nicht im Dunkel oder Halbdunkel des spiritistischen Séancen üblichen Kabinetts erzielt worden, sondern bei glänzender, dem Tageslicht nahekommender elektrischer Beleuchtung.

Die Geschichte, wie Sir William Crookes zu seiner gegenwärtigen Kenntnis von wissenschaftlichen Phänomenen kam, ist außerhalb seines nächsten Freundes- und Bekannten-Kreises noch wenig bekannt.

Daß Sir William Crookes das Opfer einer Täuschung gewesen sein sollte, wird nur bei jenen Glauben finden, die niemals Gelegenheit hatten, mit diesem sich nur an Tatsachen haltenden Mann der Wissenschaft, in persönliche Berührung zu kommen.« —

Wie man hieraus ersieht, genießt der britische Gelehrte in Amerika ein ungleich höheres Ansehen als in unserem, in mancher Hinsicht etwas rückständigen Europa, und auch die von ihm betriebene metapsychische Forschung, derenthalben man ihn hier verhöhnt, findet dort eine wesentlich andere Beurteilung.

Um dem Leser zu zeigen, wie die Spitzen der Wissenschaft, welche ihren Fortschritt repräsentieren, über das bei uns in Verruf gebrachte neue Wissensgebiet, den Okkultismus, denken, seien hier schließlich noch einige diesen Gegenstand betreffende Stellen aus der Antrittsrede angeführt, welche der neue Präsident der »British Association for the Advancement of Science«, Sir Oliver Lodge, F. R. S., D. Sc., gelegentlich der Jahresversammlung dieser Gesellschaft am 10. September 1913 in Birmingham gehalten hat. Dieselben lauten:

»Obgleich ich hier als Repräsentant der orthodoxen Wissenschaft ex cathedra spreche, so fühle ich doch keine Berechtigung, mit einer Mitteilung zurückzuhalten, die sie mit dem Ergebnisse meiner dreißigjährigen psychischen Forschung, welche mit der gewöhnlichen feindseligen Voreingenommenheit begonnen worden war, bekannt machen soll.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen oder Tatsachen zu erörtern, die von der orthodoxen Wissenschaft verpönt sind, doch bleibt zu bedenken, daß eine Aeußerung an solcher Stelle und von diesem Stuhle keine ephemere Kundgebung ist, sondern etwas Bleibendes bedeutet, das der kritischen Beurteilung jetzt noch ungeborner Generationen anheimfällt, deren Wissen notwendigerweise vollständiger und umfassender sein muß als das unsere. Ihr Präsident sollte daher nicht durch die Fessel gebunden sein, welche die wissenschaftliche Rechtgläubigkeit der Gegenwart schmiedet, noch durch Meinungen beengt werden, welche zurzeit gerade beliebt sind.

Auf die Gefahr hin, den Unwillen meiner gegenwärtigen Hörer zu erregen, muß ich, um meinen Mitarbeitern und mir selbst gerecht zu werden, dessen ungeachtet zu Protokoll geben, daß Vorgänge, welche man jetzt als okkult betrachtet, durch wissenschaftliche Methoden, wenn sorgfältig und beharrlich angewandt, untersucht und geordnet werden können, und muß sogar noch weiter gehen und — indem ich mich dabei der möglichsten Kürze befleiße — die Erklärung abgeben, daß die also untersuchten Tatsachen mich bereits überzeugt haben, daß Gedächtnis und Liebe nicht auf die Verbindung mit Materie beschränkt sind, vermittels welcher sie sich hier und jetzt allein kundgeben können, und daß die Persönlichkeit den körperlichen Tod überdauert.

Das Beweismaterial genügt meines Erachtens, um festzustellen, daß entkörperte, mit Intelligenz begabte Wesen unter gewissen Umständen mit uns in Wechselbeziehungen kommen können und so mittelbar in unseren wissenschaftlichen Gesichtskreis gelangen; und ferner, um zu der Hoffnung zu berechtigen, daß sich uns über die Natur dieser, vermutlich ätherischen Existenz mit der Zeit ein Verständnis eröffnet, sowie über die Bedingungen, unter welchen die uns trennende Kluft überbrückt werden könnte.

Eine Gesellschaft verantwortungsvoller Forscher ist eben jetzt an der klippenreichen aber verheißungsvollen Küste eines neuen Kontinents gelandet.« —

Anfangs seiner hochbedeutsamen Rede betont Sir Oliver Lodge, daß die Stärke der Wissenschaft nicht in der Verneinung, sondern in der Bejahung liege, und daß man inbezug auf jene die äußerste Vorsicht möge walten lassen.

Wie sehr die offizielle Wissenschaft solche Winke von oben aus der Sphäre der wirklichen Voraussetzungslosigkeit beherzigt, zeigte sich wieder gelegentlich des Erscheinens des Werkes von Dr. Schrenck,

das, obschon es nichts enthält als den Bericht über eine auf experimentellem Wege gewonnene Erfahrung, doch einen wahren Entrüstungssturm erregte und den Geist der Negation bis zur Albernheit entfachte. Wie Mephisto dem Faust, möchte man diesen Widersachern der freien Forschung zurufen:

»Greift ihr nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig die Wahrheit Bezeugenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannen Art, sich in Verlegenheiten Luft zu machen.«

Philosophische Reflexion.

Von Dr. **Gustav von Gaj.**

Der Himmel bewölkte sich mit tiefen, schwarzen Wolken und im Augenblick wurde die verdorrte Erde von Millionen von Perlentropfen benetzt. Klar und rein wie Brillanten fielen sie vom Himmel auf Blüten, Blätter, Meere, Flüsse und Seen, befruchtete Erde, Pfützen und eklige Moräste.

Und obwohl sie alle von der Natur gleich rein und klar geboren wurden, so bewahren ihre Reinheit und Klarheit nur jene, welche auf Blüten und Blätter gefallen sind; jene aber, welche sich in Meere, Flüsse, Seen, Erde, Pfützen und Moräste versenkten, wurden mehr oder weniger durch unreine und widerwärtige Miasmen verunreinigt.

Aber der allmächtige Schöpfer erschuf die Liebe als die erhabenste Tugend, und diese Liebe hat in seinen heiligen Händen unzählige Formen angenommen.

Für diese brillantenen Atome ist das Symbol dieser nie endenden Liebe jene feurige, glänzende, reine Sonne, jene unbegreifliche, großartige Quelle alles irdischen Lebens.

Und heiße Strahlen dieser nie versiegenden Liebe dringen in die tiefsten Tiefen der widerwärtigsten Moräste und Pfützen, erwärmen jene armen im Schlamme und Gestanke versunkenen einst brillantenen Atome, und nun verdunsten sie aus diesem Schlamme, sobald ihre Seelen genügend von den heißen Strahlen der göttlichen Sonne erwärmt wurden, und erheben sich immer höher und höher, rein und glänzend, wie sie einst fielen, in jene reinen und glänzenden, klaren ätherischen Höhen. Und durch nichts unterscheiden sie sich mehr von jenen glücklicheren Schwesterchen, welche nie vom irdischen Schlamme berührt wurden. Alle wurden sie durch das Feuer der göttlichen, ewigen Liebe gerettet, in ihre erhabenen Regionen erhoben.

Und nun sollte dieser allbarmherzige Schöpfer des Weltalls, dessen erhabenste Tugend Liebe ist, eine allmächtige, unbegrenzte Liebe, eine Liebe, welche nicht erlauben kann, daß auch das winzigste von diesen brillantenen Atomen im Schlamme und Moraste unterginge — erlauben,

daß menschliche Seelen, diese erhabensten Machwerke seines Wesens, in Ewigkeit im irdischen Schlamme und Elende untergehen könnten?

Ach Ihr, welche dies glauben könnt, wie unglücklich und elend müßt Ihr sein! Von wie wenig Liebe müssen Euere Seelen erwärmt sein! Euere Herzen! Wie niedrig schätzet Ihr die unermeßliche Liebe jenes, welcher Euch erschuf!

Im Bannkreis des siderischen Pendels.

Von **F. Kallenberg.**

(Schluß.)

ad 1. Möglichkeit der Feststellung von Wasserläufen, Metalladern aus Photographien. a) Oberflächenwasser und sumpfiger Boden, welche beiden als solche dem Auge in der Photographie nicht erkennbar sind, teils aus physikalischen, teils aus perspektivischen Ursachen: der Pendel sagt es untrüglich mittelst seiner auf Wasser besonders starken Reaktion im Kreis. b) Grundwasser und Metalladern: Zu sichern Aufschlüssen hierüber sind wir mangels eingehender Studien, denen wir uns jedoch widmen werden, noch nicht gelangt, somit sind wir nicht berechtigt, die Frage ohne weiteres zu bejahen. Das Gleiche gilt von 2. Möglichkeit der Feststellung von Gebäudedefekten aus Photographien; es liegen noch keine diesbezüglichen Untersuchungen vor. ad 3. Möglichkeit der Feststellung von Schiffsunglücksfällen, wobei man die Photographie des verunglückten Schiffes auf der Seekarte den Kurs nehmen läßt: Hier würde es sich, ähnlich wie beim Pendelstillstand über der Herzgegend Verstorbener aber lebend Photographierter, um eine okkulte Reflexwirkung handeln, die im Hinblick auf die wunderbaren Fähigkeiten unseres Pendels mindestens eines Versuches wert erscheint. Unausbleiblich aber dünkt uns eine Aenderung des normalen Pendelgangs über der Photographie, wenn letztere an Bord eines andern Schiffes die Unglücksstelle erreicht hat.

ad 5. Der Schatten eines Menschen ist ein von ihm untrennbarer Bestandteil, nicht wesenlos. Führen wir über ihn den Pendel auf einer Unterlage, deren Neutralität mittelst des Pendels vorher festgestellt wurde, dann ergeben die Schwingungen die individuellen Kurven des Schattenpendels mit derselben Intensität wie das Original. Dieses Experiment kann in hübscher und einfachster Weise sogar unter der Tischlampe ausgeführt werden.

ad 6. Wie verhält sich der Pendel gegenüber geistigen Wesenheiten? Wer weiß, was noch im Schoße der Zukunft ruht? Wir können es nicht sagen!

ad 7. Wie reagiert der siderische Pendel auf Sternkarten. Wir setzen voraus, daß der Fragesteller photographische Reproduktionen des gestirnten Himmels (Negative und Positive) im Auge hat. Allein schon das gedankliche Vorstellungsbild gibt jedem Gestirn seinen individuellen, teils einfachen, teils komplizierten Pendelzyklus. Was die letzteren anbetrifft, so sind sie besonders dann, wenn die geometrischen Schwingungen Pendelstillstand, gekreuzte oder Quer-Ellipsen in sich schließen, von unangenehmen, ja schmerzhaften Empfindungen für den Experimentator begleitet. Natürlich bleibt der Pendel nicht unbewegt über Himmelsphotographien. Wir selbst haben nur wenige derartige Beispiele durchgenommen, glauben aber, daß zahlreiche weitere, auf Sternwarten auszuführende Experimente ergänzendes Material zu spektralanalytischen Feststellungen liefern werden. Hier eröffnet sich also ein Versuchsfeld für Astronomen.

ad 8. Einfluß von Büchern auf den siderischen Pendel. Diese Frage ist sehr allgemein gehalten. Wir fanden, daß der Pendel in außerordentlich temperamentvolle Bewegung dann gerät, wenn der Experimentator in persönlichen Beziehungen zum Inhalt eines Buches, u. a. auch einer Zeitungsnotiz usw., steht, so wunderbar diese reflektorische Erscheinung auch auf den ersten Blick Fernstehenden dünken mag. Jedenfalls sind uns Versuche nach dieser Richtung sehr willkommen.

Einführung eines Normalpendels = N-Pendel. Der Vorschlag verdient Beachtung! Je nach dem Objekt arbeiten wir jedoch mit Pendeln von sehr verschiedener Länge, Schwere, von verschiedenem Material = Gold, Silber, Messing. In den Begriff des Normalpendels reiht sich der Vorschlag der Ausschlagskurventafeln ein. Der Durchmesser der Schwingungsfiguren ist abhängig von der medialen Kraft des Experimentierenden, dagegen müssen normalerweise die Umrisse noch so komplizierter Pendelbahnen zwischen zwei verschiedenen Experimentatoren übereinstimmen und tun es auch. Geringfügige Abweichungen von letzterer Regel sind einer Fehlerquelle zuzuschreiben. Die Pendelfiguren aber und die Gefühlsreaktionen werden vom Objekt bestimmt.

Ehe ich in der Beantwortung der an mich gestellten Fragen fortfahre, seien die Leser mit folgender Entdeckung bekannt gemacht, welche als neuer Beweis für die Strahlungskraft der Photographie anzusehen ist. Experiment: Der Pendel hängt unbewegt frei über dem Tisch, am rechten Zeigefinger befestigt; links ihm zur Seite, also nicht vertikal unter ihm, liegen ein männliches und ein weibliches Bildnis. Die Fingerspitzen der linken Hand werden über das erstere geführt, ca. 2 Zentimeter von der Bildfläche entfernt. Durch die Fingerspitzen wird die Strahlung dem Körper des Experimentierenden, der den Strom

deutlich fühlt, mitgeteilt; nach kurzer Zeit beginnt der Pendel im Kreise zu schwingen. Ueberleitung der Fingerspitzen auf das weibliche Bildnis = sofortiger Umschwung in die Ellipse. Strahlungsgrenze in Zentimeter vertikal gemessen = 20—48 Zentimeter = Pendelkraft. Eingeschaltet sei hier, daß nach mir zugekommenen Mitteilungen viele Medien nicht nötig haben, im Nord—Süd-Meridian zu stehen, und daß es besser ist, den Pendel freihängend, anstatt am Fußboden zu »neutralisieren«, weil er sonst die magnetischen Schwingungen der Fußspuren aufnimmt.

ad II. Der Pendel in Verbindung mit astatischer Magnetnadel. Das ist Laboratoriumarbeit des Physikers.

ad III. Sein Verhalten gegen riechende Substanzen, frische und getrocknete Pflanzen, gegen Menschen und Tierleiber. Vieles beantwortet mein Buch und was ich im vorliegenden Aufsatz sagte. Hinsichtlich der Untersuchung von Körpern, auch Blumen, nicht zum letzten über Polarisationsgesetze des menschlichen Leibes gibt Karl Bährs Werk »Der dynamische Kreis« eingehend Aufschluß. Uebel- und sehr scharfriechenden Substanzen gegenüber verhält sich der Pendel ablehnend, d. h. mit Querschwung oder Schrägellipse; er markiert augenfällig Sympathie oder Antipathie. Ueber leuchtendem Gas beschreibt er einen großen Kreis.

ad VI. Erprobung des Pendels als Kontrolle psychometrischer Versuche.

In dieser Beziehung hat sich der siderische Pendel ein glänzendes Qualifikationsattest erworben! Ich habe übrigens — nebenbei bemerkt — in meinem Buche die Warnung erhoben und wiederhole sie erneut und dringend, Psyche und »Charakter« durcheinander zu werfen und dem Pendel in der Charakterdeutung eine Rolle zuzuweisen, die ich ihm nicht eingeräumt habe und die ihm in solchem Maße, wie es leider häufig geschieht, nicht zukommt! Irgendwelche krankhafte Veranlagung, ob psychisch oder organisch, hat mit dem »Charakter« einer Persönlichkeit nicht das Mindeste zu schaffen. Beweis dafür sind die Vortrefflichkeit und Unantastbarkeit vieler Menschen, welche gegen ererbte anormale Veranlagung kämpfen — und Sieger bleiben! Trotzdem ich diese grundlegenden Unterschiede in meinem Buche auf das energischste betonte, haben doch Skeptiker geglaubt, ein übriges tun zu müssen und verdammten meine Schlußfolgerungen, die sogar hinter jenen Simharajans zurückbleiben! Und nun noch eines zu erwähnen: Ich hatte die Kühnheit, die Pendelerscheinungen mit der Od-Lehre des Freiherrn von Reichenbach in Verbindung zu bringen, aber erst vor wenigen Tagen hat ihn eine »naturwissenschaftliche« Gesellschaft mit dem Bemerken verdonnert, daß er »von keinem modernen Gelehrten mehr ernst genommen werde!«

ad VIII. Nach dem Erscheinen meines Buches sind neue Erfahrungen auf dem Gebiete der Fehlerquellen gesammelt worden. In erster Linie ist zu beachten, daß photographische Bildnisse, wenn mit der Gesichtsseite aufeinandergelegt oder einander auch nur stark genähert, sich gegenseitig infizieren und konfuse Pendelzyklen hervorrufen, welche mitunter erst nach Tagen in die normalen Bahnen zurückkehren! Selbstredend vermögen ebenso Gebrauchsgegenstände in für den Experimentator verhängnisvoller Weise die Photographie zu beeinflussen. Darum Vorsicht, namentlich gegenüber unkontrollierten Bildern aus fremder Hand, gegenüber von Bildern, die in der Brusttasche getragen wurden, Vorsicht auch beim Anfassen derselben und im Gebrauche der Unterlagen!

Ausschaltung eigener und fremder, d. h. gegnerischer Willensströme. Muß man denn immer und überall Gegner vor sich haben? Opposition? Ist es nicht für jeden vernunftbegabten Menschen ein leichtes, Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung in soweit zu üben, als es für das objektive Resultat eines Experiments erforderlich ist? Glaubt man im Ernst, daß man unbedingt, sobald man den siderischen Pendel zur Hand nimmt, in einen Hebel von Suggestion oder Autosuggestion hineintappt?! Es wäre wahrhaftig um den menschlichen Verstand traurig bestellt, wenn das zuträfe! Unberufene Einflüsse können wohl auftreten, allein sie müssen es nicht! Und wo ein Verdacht besteht, bleibt noch immer das unbeschränkte Mittel der Nachkontrolle. — Befindet sich der Operator in unbefangener, wohlwollender Umgebung, so mag er während der Versuche einmal dahin, einmal dorthin den Blick wenden, auch eine Unterhaltung führen, welche mit dem Experiment gar nichts zu tun hat. Dessenungeachtet fährt der Pendel fort, in der richtigen Weise, geführt nur vom Objekt, zu schwingen.

Der siderische Pendel beweist unwiderleglich die leichte Möglichkeit telepathischer Beeinflussung!

Experimente bei verbundenen Augen. Ein starkes, ruhiges Medium, welches wir in Bayreuth in der Person der Frau Musikdirektor Fiesenig besitzen, ist hierzu nötig. Diese Dame löst in gänzlicher Unkenntnis des ihrem Pendel untergeschobenen Objektes die schwierigsten, verfänglichsten Aufgaben ohne Fehl. Auch das Schattenexperiment wurde spielend von ihr gelöst und dadurch bestätigt.

Zwei meiner Mitarbeiterinnen beobachten oft bläuliches oder weißgelbes Licht am Pendel. Wir sind noch nicht darüber im reinen, ob diese Erscheinung aus dem Experimentator oder aus dem Objekt hervorgeht. Wir bieten nun alles auf (und wir richten dahingehend das dringende Ersuchen an die Herren Physiker, welchen größere Laboratorien zur Verfügung stehen), um die Strahlungskraft der Photographie zum Leuchten zu bringen.

Der siderische Pendel gehorcht dem Polaritätsgesetze auch gegenüber der Photographie in negativen und positiven Schwingungen = Ellipse oder Kreis. Die linke Körperhälfte des Menschen ist gegensätzlich polarisiert der rechten, das linke Ohr, Auge usw. ebenso. *Ein besseres Argument dafür, daß die Wesensheit eines Menschen mit all' ihren Emanationen von der photographischen Platte aufgenommen und von dieser reflektiert wird, läßt sich kaum denken!* Zu Versuchen solcher Art eignen sich am besten Photographien großen Formats.

Ob und in welchem Maße Pendelexperimente durch Gestirnkonstellationen, Tierkreiszeichen, Sonnen- und Mondstand beeinflußt werden, bedarf noch eingehenden Studiums. *Indirekte* Wirkungen scheinen uns ziemlich sicher zu sein, insofern als kein Mensch sich den periodischen Einflüssen der Gestirne zu entziehen vermag. *Der Rhythmus und die Zahl der Pendelschwingungen sind einem dem Prinzip der Wünschelrute analogen Gesetz unterworfen.* Wo also nach Maßgabe der Quantität des Objektes die letztere stärker oder schwächer ausschlägt, da erhöht oder vermindert der siderische Pendel die Zahl seiner Schwingungen.

Beispiel: Pendel über einer Handvoll Kohle auf dem Tisch:
= mäßiger Kreis: 56 Schwingungen
Schrägellipse von Südost nach Nordwest = 28 Schwingungen
desgl. von Nordost nach Südwest = 28 Schwingungen
Rückkehr in den Kreis.

} Man beachte die arithmetische Gesetzmäßigkeit der Schwingungen!

Je mehr Steinkohle der Pendel unter sich hat, desto stärker wächst die Zahl der Schwingungen an, so daß man — von bekannten Beispielen ausgehend — vermöge des Pendels die Mächtigkeit eines Erz- oder Kohlenlagers beurteilen kann.

An den Tenor der Seite 286 dieser Zeitschrift aufgestellten Arbeitshypothese werden wir uns im weitern Bemühen nach Klarheit halten. Obgleich sie sehr weit umschrieben ist, wird der Leser aus den obigen Ausführungen entnommen haben, daß schon vieles gewonnen wurde und die systematische Einordnung der Resultate in einzelnen Schubladen bereits begonnen hat. Ich schließe mit dem berechtigten Rufe nach *Arbeitsteilung*, denn neben der Ueberprüfung der in ununterbrochener Reihe einander folgenden Offenbarungen des siderischen Pendels ist die Herausgabe eines zweiten Werkes, welches den Gegnern weniger Angriffspunkte bieten wird, als eine Forderung der Pflicht in Aussicht genommen, und damit werde ich reichlich zu tun haben.

Eine Dissertation über Gespenster-Recht aus dem Jahre 1700.

Uebersetzt von **P. Hübener**. (Schluß.)

Zu 9. Ob sie solches eigentlich gesehen und wahrgenommen? — Habe es recht eigentlich gesehen.

Zu 11. Ob ihr nicht vorhero auch ein weißer Geist erschienen? — Bey dem ersten Hauß, als sie es angezündet gehabt, sey ein weißer Geist kommen, und sie getröstet und ihr gesagt, sie solte sich nicht so betrüben, der böse Feind möchte sonst sie gar in seine Klauen bekommen.

Zu 13. Ob sie der weiße Geist nicht gestraffet wegen dieser bösen That? — Habe gesagt, sie solte es nicht gethan haben.

Zu 14. Ob er sie denn nicht abgemahnet, sie solle es nicht thun? — Habe gesagt, sie solle es nicht mehr thun, sondern fleißig beten, so würde Gott ihr die begangene Sünde vergeben.

Zu 15. Ob der weiße Geist im Gefängniß bey ihr gewesen? — Sey, ehe sie die That bekant, bey ihr gewesen, und zu ihr gesagt, sie solte ihr Hertz ausschütten, und offenbahren, was sie gethan hätte. — —

Was also die Entscheidung dieser Frage betrifft, so will ich keine uneingeschränkte Antwort darauf geben, weder in verneinendem noch in bejahendem Sinne. Jeder wird wohl einsehen, daß deswegen, weil auf Antrieb des Teufels gesündigt wurde, niemals dem Angeklagten Straflosigkeit zugestanden werden kann; indessen bin ich der Ansicht, daß dieser Anlass bisweilen bei der Bemessung der Strafe zu berücksichtigen ist. Jedoch mit Unterschied. Denn wenn einer einfach nur die Eingebung des bösen Geistes anführt, durch die er den Beschluß gefaßt habe, die Tat zu begehen, so glaube ich, darf dies von dem Richter garnicht weiter beachtet werden, da der Angeklagte ja selbst rechtschaffen gewußt hat, daß er derartigen Versuchungen schon beim ersten Drängen hätte Widerstand leisten müssen, und da ja auch aus der Praxis der Gerichte feststeht, daß jene Entschuldigung, durch welche sie unter Nichtberücksichtigung der Schuld ihres eigenen schlechten Charakters ausschließlich den Teufel als den Urheber des Verbrechens angeben, allzu verbreitet bei den verderbtesten Menschen ist. Wenn dagegen aber der Befragte beständig fortfährt zu versichern, er sei von einem teuflischen Gespenst, welches ihm in sichtbarer Gestalt erschienen, aufgereizt und unter Androhung des Erdrosselns oder Halsumdrehens gedrängt worden, etwas Schreckliches zu wagen, auch habe er kaum Zeit gehabt, seine Sinne zusammenzuraffen, denn gleich darauf sei ihm in derselben Weise von neuem zugesetzt worden, bis er schließlich in die Sünde einwilligte, dann allerdings, wenn solche Umstände zusammentreffen (und man noch hinzurechnet, daß die bisherige Lebensführung

des Beklagten durch kein augenscheinliches Verbrechen befleckt ist), scheue ich mich nicht zu erklären, daß mit Recht eine Milderung der gewöhnlichen Strafe eintritt. Es mag ja zwar klar sein, daß mit geistigen Waffen auch ungestümere Angriffe jener Art zurückgewiesen werden können, doch ist das Schicksal der unglücklichen Menschen zu bedauern, die, nachdem ihnen vom Teufel die Todesgefahr vor Augen geführt wurde, leicht seinen bösen Lockungen erlegen sind; daher wird die allgemeine Gewähr, daß eine Strafe immer gemildert werden kann, hier nicht unlogisch zur Anwendung kommen.

§ 33. Da die dämonischen Erscheinungen an finstern Orten besonders zahlreich zu sein pflegen, weil dort die Gelegenheit, Schrecken zu verbreiten, hervorragend geeignet ist, so kommt es, daß die dunklen Gefängnisse meistens auch von Gespenstern heimgesucht werden. Nicht zwecklos wird daher hier die Frage aufgeworfen: Kann ein Richter mit gutem Gewissen einen wegen eines Kapital-Verbrechens Angeklagten in ein derartiges Gefängnis werfen, von dem er selbst weiß, daß es gespensterverdächtig ist? Diese Frage muß nach meiner Ansicht gänzlich verneint werden, da ja auf solche Weise der Angeklagte gleichsam geflissentlich einer Lebensgefahr ausgesetzt wird. Dies widerspricht aber dem Zweck der Einkerkerung, denn Gefängnisstrafe wird der Bewachung wegen verhängt, nicht zur Strafe (siehe: L. 1, C. de custod. reor.), und wenn der Delinquent nicht in einem dunklen, abscheulichen, unterirdischen Gefängnis gehalten werden darf (Gomez: de delictis, cap. 9, num. 6; Menoch: de A. I. Qu. l. 2, cas. 305, num. 5; Guazzin: in defensa reorum ulta cap. 1, num. 55), so darf noch viel weniger eines jener Art ausgesucht werden, welches wegen teuflischer Geistererscheinungen für schreckensvoll gilt. Es soll nämlich der Körper so gestraft werden, daß die Seele keinen Schaden erleidet; daher muß man sich auch vorsehen, daß nicht etwa der Gefangene, zur Verzweiflung getrieben, in selbstmörderischer Weise Hand an sich legt. Infolgedessen sind jene Richter unbesonnen, welche die eines schweren Verbrechens Angeklagten, vielleicht um Strenge an den Tag zu legen (um den Trotz zu brechen), in jene Gefängnisse einstecken, von denen sie oft durch mehr als ein Beispiel belehrt worden sind, daß sie durch teuflisches Lärmen beunruhigt werden; ja, diese Richter müssen sogar wegen Mißbrauchs der Rechtsbefugnisse schlechterdings bestraft werden, dem Eingekerkerten selbst aber muß die zudiktierte Strafe gemildert werden (Beweis: l. 23, C. de poenis, Brunnemann, Hartmann, Pistor: observ. 177, n. 27 ff.; Carpz.: Prax. Crim. qu. 143, n. 49).

§ 34. Nun wird es noch nötig sein, die Frage hier aufzuwerfen, was für ein Vergehen denn gegeben ist in dem Falle, daß einmal einer in einer schreckenerregenden Gestalt umherwandelt oder Lärm verursacht usw. und auf solche Weise, ich möchte sagen, die Person eines Gespenstes täuschend nachahmt. In unserm Recht ist zwar überhaupt

kein besonderer Name zu finden, mit welchem jene Schurkerei belegt werden müßte; aber ich bin der Ansicht, daß es am nächsten an Betrügerei herankommt, wenn einer die Schreckgestalt ersonnen hat, um andere zu täuschen. Wenn er jedoch versucht hat, mit dieser Täuschung etwas zu erzwingen, was ihm bis dahin vielleicht beständig abgeschlagen wurde, dann kann das Vergehen nicht unpassend zu den Erpressungen gerechnet werden. Niemand wird wohl leugnen, daß mit einer härteren Strafe die Frechheit eines solchen Menschen geahndet werden muß, der sich nicht scheute, sich wie ein Gespenst aufzuführen; nicht nur, wenn er dadurch andern eine offensichtliche Schädigung oder Gefahr bereitet hat, sondern auch, wenn er sich nur um einer bloßen Täuschung willen vielleicht auf einem öffentlichen Platze als Gespenst gezeigt hat; denn der Staat hat ein Interesse daran, daß die allzu leichtgläubige Menge nicht von leerer Furcht erfüllt wird, die später leicht Anlaß gibt, sich die verschiedensten abergläubischen Vorstellungen zu machen. Etwas ganz anderes ist es mit den Verordnungen der Aerzte, wenn diese einmal nachgeahmte Geistererscheinungen benutzen, um Melancholiker zu heilen; hierüber siehe bei dem hochber. Wedel: Disput. cit. p. 29. Dort erzählt der Verfasser eine drollige Geschichte dieser Art aus Herne.

§ 35. Es erübrigt sich nun noch, einiges über die Pflichten eines Beamten inbezug auf Gespenster anzufügen, gleichsam zur Krönung des Ganzen. Zunächst glaube ich, daß ein Beamter, der etwa wahrgenommen hat, daß ein Gerücht über hier und da umgehende Gespenster unter den Bürgern im Umlauf ist, emsig nachforschen müsse, inwieweit etwas Wahres daran sei; nicht nur, damit die Bürger sich nicht gegenseitig durch falsche Erzählungen hinters Licht führen und auf solche Weise auch die Häuser, seien es öffentliche, seien es private, ohne Grund in Verruf bringen, sondern auch, damit nicht etwa durch weise Frauen oder durch die magischen Künste gottloser Menschen all jene kleinen Schreckmittel der verschiedensten Art vorgeführt werden, wovon man ein Beispiel bei Arnd findet in: Comment ad Psalm. conc. 3, in Ps. 91. Wenn ferner dem Beamten sich einer anbietet, der die Vertreibung eines Gespenstes, das sich an einem öffentlichen oder privaten Platze bemerkbar macht, vornehmen will und dies entweder auf gewaltsame Weise oder durch Verwünschungen, Beschwörungen oder andere Zeichen zu erreichen sich verbürgt, so soll nach meiner Ansicht dieser doch in keinem Falle die Erlaubnis dazu erhalten, ebensowenig wie jener, der, wenn einmal ein Brand ausgebrochen ist, es unternehmen will, die Flamme des Feuers an einem weiteren Vordringen zu hindern (»Das Feuer versprechen«). Es ist nämlich kaum denkbar, daß ein solcher Vorschlag einer gewaltsamen Vertreibung der Gespenster nicht auftauchen sollte, sei es durch die Verwegenheit eines gottlosen Geistes oder aus trügerischem Aberglauben oder, was noch mehr zu verabscheuen ist, in geheimem trügerischem Einverständnis mit

dem Teufel. In diesem Falle treibt der Teufel den Teufel aus; daher darf nichts derartiges unter Christen geduldet werden, denen doch ganz andere Mittel gegen den Dämon zu Gebote stehen.

§ 36. Zu den Pflichten eines Dieners der Kirche gehört besonders, daß er, sobald er die Mitteilung von Gespenstern, die in einem Hause ihr Unwesen treiben, erhalten hat, schleunigst den Besitzern und den andern, die die Sache angeht, die Kommunion erteilt und sie nachdrücklich vermahnt, damit sie, wenn sie vielleicht ziemlich ungebildet sind, nicht länger in Ungewissheit schweben, was jenes Uebel zu bedeuten hat und welches sein Anlaß und sein Ursprung ist; oder daß sie sich, wenn sie allzu kleinmütig sind, nicht durch unmäßige Furcht niederdrücken lassen, oder daß sie, wenn sie trotzig und verwegen, nicht durch übel angebrachte Mißachtung der Gespenster Strafen für ihre Kühnheit auf sich herabbeschwören; oder daß sie, wenn sie unduldsam sind, nicht auf einen unklugen Rat hin sich zauberische oder gewalttätige Mittel von den Giftmischern erbitten. Im allgemeinen aber wird die Hauptpflicht eines Dieners der Kirche sein, daß er nicht zögert, bald den Hausbewohnern selbst mit heißen Gebeten beizustehen, bald, wenn es die Lage erfordert, im Gottesdienst öffentliche Fürbitten um Bewältigung der Macht des Teufels einzurichten. Vor solchen Mitteln wird der Teufel nämlich sicherer die Flucht ergreifen, als vor dem Zeichen des Kreuzes oder der Besprengung mit geweihtem Wasser oder dem »Englischen Gruß.« Wie er auf solche Weise einmal vertrieben wurde, erzählt Delrioin: Disquisit. magic. lib. 6, cap. 2, sect. 3, qu. 3, num. 518. Ob es im übrigen gestattet ist, die Gespenster zu beschwören oder auszutreiben, darüber lese man bei König: Heptas Casuum consc. miscell. p. 19 ff., wo der Verfasser die Frage verneint — und mit Recht!

§ 37. Die Pflichten aller Christen endlich gegen die Gespenster hat der glücksel. Luther in wahrhaft herrlichen Worten, ganz eines Luthers würdig, auf folgende Weise kundgetan: »Darum solst du alles solch Gespücknìß der Geister frey und frölich in den Wind schlagen, und dich nicht für ihnen fürchten, so werden sie dich auch wohl mit frieden lassen. Und ists, daß etwa in deinem Hause hast einen Polter- und Rumpel-Geist, so mache nicht viel Disputirens und wisse, daß da kein gut Geist ist, und er nicht von Gott kommt, mache das Creutz für dich und fasse den Glauben zu Hertzen: Hat ihn Gott verhänget, dich zu straffen, wie den frommen Hiob, so sey bereit, und leide es willig; ists aber sein eigen Spiel, so verachte ihn im starcken Glauben, und erwege dich nur frisch auf Gottes Wort, denn er wird dir Gottes Wort nicht anbeißen, da habe keinen Zweifel!« (Part. 1 Postill. Eccl. Conc. in Festo trium Regum p. m. 170.)

Gott allein sei die Ehre!

Folgesätze.

1. Ein Mensch darf kaum für einen Christen gehalten werden, wenn er alle Gespenster leugnet und über sie lacht.

2. Unsinnig ist jener Spruch: »Alle guten Geister loben Gott den Herrn!«, wenn er auf Gespenster angewandt wird.

3. Das Justinianische Recht gerät betreffs der Glaubenssachen oft in gefährlichen Konflikt mit den Ueberzeugungen.

4. Die Angriffe der Christen lassen sich weder durch die hl. Schrift des alten noch des neuen Testaments hinlänglich rechtfertigen.

5. Es ist nicht gleich für einen Anabaptisten, zu halten, wer etwa nach dem Recht des neuen Testaments die Notwendigkeit der Todesstrafen in Zweifel zieht.

6. Eidschwüre sind m. A. unter Christen erlaubt (nach Ebräer 6, 16 wenigstens zu billigen), indessen aber nur in beschränkterem Maße zuzulassen.

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. W. Bormann.**

(Fortsetzung.)

Eine Wissenschaft gibt es endlich, welche wohl Umfassenderes von den Wirkenskräften der Seele lehrt als die genannten alle. Das ist die Geschichtswissenschaft. Da aber nicht einzelne Menschen, sondern die Menschheit in ihrem weiten Gange der eigentliche Gegenstand ihrer Forschung ist, und die Charaktere großer oder merkwürdiger Personen ihr nur in Betracht kommen, insofern sie für Völker und Staaten einflußreich waren, so sind auch die wertvollen psychologischen Beiträge der Geschichte lückenhaft und mit den Entfaltungen der Volksseelen und der Menschheitsseele bleiben sie unvollständig in ihrer Schilderung des einzelnen Seelenlebens.

Obwohl also das Grundwesen des Ich unergründlich ist und auch auf den einmal gegebenen Bedingungen dieses Grundwesens die wissenschaftliche Erfassung seines geistigen Organismus noch mehr als Gelehrten der Menge der Menschheit fremd ist, so haben die Menschen, auf das bewußt eindringende Forschen verzichtend, niemals aufgehört, gleich Kindern, die Blumen am Wege pflücken, halb unbewußt Beobachtungen über das Menschenich auf den Wanderungen ihres Lebenspfades in enger Beziehung mit dem eigenen Selbst zu sammeln. Ob uns freilich dabei der selbstlose Ernst der Lernbegier, mit der wir alle möglichen Wesen und Dinge und Stoffe der Außenwelt uns näher zu bringen trachten, wenn nicht stärker, auch nur ebenso anlockt in Bezug auf das in beständigem Verkehre mit uns stehende Seelenleben anderer Menschen, dieses unvergleichlich Kostbarste der ganzen Welt? Die von Eigensucht freiesten und tiefsteindringenden Erfassungen vom Seelen-

leben unter allen möglichen Lagen und Bedingnissen von Zeit und Ort gewährte aber immer den Menschen die Kunst in ihrem geläuterten, den rohen Zufall und den gemeinen Nutzen entfernenden, festlichen Reiche des Schönen. Wenn »Polyhymnia die Seele ausspricht« mit dem Hauche ihrer Töne in den zartesten und leidenschaftsvollsten Gefühlen, wenn die bildenden Künste in sprechenden Körperformen in einem Augenblicke eine Fülle des Seelenlebens zusammenfassen, so drückt mit der Bestimmtheit, Eindringlichkeit und Macht des Wortes alle Weiten und Tiefen der Seele mit ihrem geheimsten Wollen keine Kunst so vollkommen aus wie die Poesie. Welch mächtigen Zauber aber die packenden Wahrheiten der Seelenschilderung in allen Künsten auch auf das empfangende Menschengemüt ausüben, fühlen wir im holden ästhetischen Scheine dies Wahre doch weit mehr allgemein, als daß wir für den Verstand scharf unterscheidende und auf festem Boden aufgeführte Kenntnisse daraus gewönnen. Bloße Anschauungen und Mutmaßungen sind es, die wir für die Anwendung im wirklichen Leben uns daraus entnehmen, und sie können auch Irrungen sein. Eine echte Wissenschaft des Ich, die durch das wirkliche Menschenleben ihre sichere Probe bestände, ist somit das hier Aufgenommene nicht und die unendliche Mannigfaltigkeit der Seelenbeschaffenheiten zugleich mit der Gebundenheit und Kurzsichtigkeit unseres eigenen Ich wird wieder der Quell unserer Irrtümer. Der ganz unbestreitbare Erfolg aller echten Kunst aber ist dieser, daß sie unser Ich bis zu den untersten Wurzeln seiner Triebkräfte geheimnisvoll zu erquicken, zu stärken und aufwärts zu heben vermag, so daß wir auf das Freudigste unseres Selbst gewahr werden. Religion öffnet dem Menschen aller Völker als der uns eingeborene Gemütsdrang in Zwang und Not des Lebens die Zuflucht aus der Sinnenwelt zum Uebersinnlichen eines befreienden Gottesreiches und festigt die zerschlagenen Seelen allein mit dem gewissen Glauben an das vollkommen Unfaßbare. Die Kunst bewährt ihre heilkräftige Erbauung und ihre Erhebung zum Göttlichen, schon durch die allerwärts von ihr verklärten Ausdrucksmittel der sinnlichen Welt, in denen jenes Unfaßbare Gestalt gewinnt. Die Religion besitzt größere Macht, den einzelnen in einzelnen Schicksalsschlägen aufzurichten; die Kunst bewirkt dafür einen allgemeiner das Leben begleitenden Aufschwung der Seele vom Drucke des Staubes. Hier wie dort fühlt sich der ganze Mensch, das ganze Ich erfaßt, und ungeteilt weiß es sich eines mit dem ungeteilten, ob auch nie von ihm begriffenen Ganzen der Welt. Wie hoch und weit unser Gefühl uns da trage, so ist und bleibt doch, was wir begreifen, sei es vom Kosmos, sei es vom eigenen Ich, das ist und bleibt immerdar Stückwerk, ehrenvoll und wertvoll zwar für unser Streben und die Zwecke unseres Lebens, kümmerlich klein indeß und fast ein Nichts für das Wahrheitsverlangen, das sich mit den zahllosen gewonnenen Bruchstücken nicht über die Entstellungen und die Verhüllung des Wahrheitsgrundes hinwegtäuschen läßt.

Wo wir in der Einbildung voller Erkenntnis schwelgen, da ist es gerade unser Ich, was sie uns vereitelt und im rechten Umfange raubt. »Dasjenige, was alles erkennt und von keinem erkannt wird, ist das Subjekt.« (Welt als Wille und Vorstellung 1, § 2.) Dieser Schopenhauersche Satz hält uns gegenwärtig, daß wir alle Dinge mit einem Maße messen, das wir selbst nicht einmal kennen und daß daher auch im Sinne Schopenhauers, was wir von allem erkennen, kein Ding an sich, nur ein Schatten davon sein kann. Die Wissenschaft mit ihrem Wahrheitsdienste ist im höchsten Sinne ein ethischer Begriff, ein ethisches Seelenbedürfnis. Je mehr sie das ist, sind wir uns mindestens darin Wahrheit schuldig, daß alle von uns eroberte Wahrheit des Wissens Stückwerk ist.

Sehen wir sogar ab von der durch unsere Sinnenbeschaffenheit allgemein bedingten Erkenntnis, sind ohne Aufhören unsere sämtlichen Stimmungen und Vorstellungen wandelbar und zerstückelt. Je nach unserer Umgebung in Raum und Zeit, unserer Stellung und Abhängigkeit im Leben, unseren Beschäftigungen, auch je nach unserem Geschlechte und unserem Alter, unserer Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen von Nahrung und Schlaf und ebenfalls, je nach den Einflüssen von der Gunst oder Ungunst des Augenblickes, von Gesundheit, Glück, Reichtum, Erfolg oder Unglück, Krankheit, Armut usw., von anderen Menschen und unserem geförderten oder in Stich gelassenen Selbst mit den hundertfältigen Widersprüchen zwischen Heute und Morgen sind wir verschieden. Was ein fester Charakter in diesem Strudel des Lebens trotzdem vermag, bleibt seiner Kraft vorbehalten, aber ein unverrückbares Maß der Dinge kann niemand darstellen, weder vor sich selbst noch vor anderen.

Unsere Phantasie, mit der wir im Geschwindfluge Räume und Zeiten durcheilen und kraft deren nicht bloß Dichter und Künstler, sondern auch der wissenscchaftliche Forscher mit dem spähenden Blicke des Aars ergiebige Funde aus allen Weiten erbeuten, ist doch weit entfernt davon, auch wo sie mit ihrer Sinnbildlichkeit »die Wirklichkeit nicht erreichen« darf und mit Schöpferkraft bildend und erfindend immer wieder Neues ans Licht bringt, die ungewisse äußere Sinnenwelt zu verleugnen, von der sie sich vielmehr für ihre Zusammenfügungen bloß lauter Teile aneignet, um mit ihrem wohlgeordneten Neuen die Ahnung eines Ganzen zu erzeugen und über die flüchtige Wahrnehmung hinweg tiefer in das Wesen der Wirklichkeit einzudringen. Es ist kennzeichnend, daß, selbst wenn die jugendliche Phantasie der Völker Fabelwesen erdenkt, sie stets nur Zusammensetzungen von Stücken der Natur sind, so die bizarren Gebilde der Kentauren, des Minotauros, der Sphinx, der Satyrn und die geflügelten Engel, mit denen wir den Himmel, der Teufel mit Schwanz und Pferdefuß, mit dem wir die Hölle beleben. Mit den Sinnen, die unser Naturerbteil sind, bleiben wir so in unserem

Erkennen unentfliehbar selbst bei den allerfreiesten Hochflügen eben an die Sinnenwelt, und auch da immer nur an Teile und Stücke von ihr, gebunden.

Gebot höchster Religion ist Liebe. Liebe soll Tat werden, aber sie entspringt aus keiner anderen Grundlage als einem Gefühle. Wenn aus diesem ganz allein und aus keinem Grundsatze geboren, wie rettet sie sich vor dem ungewiß Schwankenden, mit dem alle unsere bloßen Neigungen behaftet sind? Das ist es, was Kant, der die Liebe zum Guten in keiner Weise herabsetzen wollte und ihr einen mächtigen Umkreis der Erziehung wünschte, gegen ihren obersten Richterspruch in Gewissensfragen doch einzuwenden hatte. Liebe, einzig sich selbst überlassen, verfällt zu leicht den Täuschungen sinnlicher parteiischer Neigung und Schwäche, denen wir Menschen ausgesetzt sind. Die Liebe aber, welche Paulus predigte, die Liebe, die »alles duldet, die nicht eifert und nicht ungeberdig ist, die alles glaubet und hoffet«, diese göttliche Helferin, ist nicht die »des natürlichen Menschen«, die weichlich fremden wie eigenen Neigungen und Begierden fröhnt, sondern sie ist in aller ihrer Nachsicht unweigerlich streng, indem sie nicht bloß das irdische Heil, sondern oft sogar im Widerstreite zu ihm das ewige Seelenheil jedes Nächsten betreibt. »Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.« Sie bedarf also mehr als des bloßen unbestimmten Gefühles, wenn sie ihren hohen und hehren Beruf des Rechten rein erfüllen will. Sie braucht der gerechten Tat und welches Haltes in unserem Ich, der fähig wäre, ihr feste Grundsätze zu verleihen, müßte sie sich erfreuen, um nicht launisch, schmeichelnd und geschmeichelt, falsche Liebeswohltaten auszuspenden? Haben wir den ganzen Maßstab der Gerechtigkeit in unserem so dunklen Ich, daß wir bei Liebeswerken nicht in Gefahr sind, uns zerstückt nach unklaren Trieben zu verschwenden, sondern uns wahrhaft ganz und rein hingeben können?

Das Gefühl äfft das Menschenich aber auch nach der umgekehrten Richtung. Es gibt genug Menschen, welche es so sehr geringschätzen, daß sie jede Beeinflussung des Tuns und Urteilens durch das Gefühl für etwas Schlimmes ansehen und es aus dem Leben gänzlich verbannen möchten. Sind indes diese harten Seelen frei von den Ketten, deren sie spotten? Ist die Liebe zu Ansehen, Ehren, Rang, zu Macht, zu Besitz und Geld, ist die überall sich darin kundtuende Eigenliebe, mit welcher gar keine andere Liebe Hand in Hand geht, etwa nicht auch Gefühl? Und wie macht uns wieder dieser Selbsttrug die Schwäche des Ich kenntlich!

Unsere Vernunft ist Herrin der hohen Gabe, »alles Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden« nicht nur zum Nutzen irdischen Wohlverhaltens, vielmehr auch im edlen Verlangen nach Geistesbesitztümern. Das ermöglicht ihr allein die Erinnerung, mit der sie wichtige Pläne im

Flusse der Zeit sich stets gegenwärtig zu halten vermag und »dem Augenblick Dauer verleihen kann« (Goethe) mit unverlorenen, belehrenden und bildenden Eindrücken. Diesen unermeßlichen Vorrang aber bezahlt unser Ich mit schmerzlicher Buße. Wohl zehrt unsere Erinnerung an genug Schönem und Großem, das in ferner Vergangenheit hinter uns liegt; allein, wenn wir auch so manchen befruchtenden Keim daraus retteten, der fort und fort in unserem Leben Wurzel schlägt, wie vieles Kostbare ist es, dessen Bedeutung wir ganz fühlten und das wir noch in der Erinnerung bewahren, das aber unwiederbringlich allem unseren irdischen Hoffen entflohen ist? Dabei gedenken wir besonders teurer, verehrter Menschen, die in Liebe und Lehre uns an sich fesselten und die uns die Würdigsten schienen ohne Ende, im Engeren und Weiteren der Menschheit, auf deren verworrene und oft heillose Pfade Licht, Liebe auszugießen. Sie entraffte uns und dem Weltenlaufe nur allzu bald der Tod und mit ihnen unendliche unerfüllte Sehnsucht des Schaffens.

Allein wach in uns blickt unsere Sehnsucht nach ihnen wie ein oft brennender Durst nach den Stunden, da wir ihren Seelenhauch spürten, ihre Worte vernahmen. So trägt die unmißbare Gabe der Erinnerung in sich mit dem Schönen meist um so bittereres Leid:

»Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß man, ach! zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.«

(Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Ein Besuch aus dem Jenseits. Durch viele deutsche Tageszeitungen ging jüngst die nachstehende Geschichte. Vorausgesetzt sei, daß der Londoner „Daily Expreß“ sich für die Wahrheit der sonderbaren Begebenheit verbürgt, die er wie folgt erzählt: Der Geistliche einer Kirche, die in dem aristokratischen Kensington-Stadtteil liegt, hatte Gottesdienst gehalten und schickte sich gerade an, das Gotteshaus zu verlassen, als eine Dame, die sehr aufgeregt war, an ihn herantrat und ihn bat, sofort mit ihr in ein in der Nähe gelegenes Haus zu eilen. „Es liegt dort ein Herr im Sterben,“ sagte sie. „Sein Seelenheil bekümmert ihn sehr und er hegt den lebhaften Wunsch, Sie vor seinem Tode zu sehen.“ Der Geistliche verneigte sich, folgte der Dame, stieg mit ihr in eine Droschke, die vor der Kirche wartete, und befand sich ein paar Minuten später vor einem schönen Privathause. Die Dame, die dem Anschein nach sich kaum beherrschen konnte und einer Ohnmacht nahe war, ersuchte den Geistlichen dringend, ohne Zeitverlust ins Haus zu gehen. Der Diener der Kirche sprang daher, ohne sich noch einmal umzusehen, aus dem Wagen, läutete an der Haustür, fragte den Diener, der ihm öffnete: „Hier wohnt doch Herr X?“ — „Jawohl, mein Herr!“ — „Ich habe erfahren, daß er schwer erkrankt ist und mich zu sprechen wünschte.“ Der Diener sah den Geistlichen verwundert an und erwiderte, daß sein Herr sich nie wohler gefühlt habe als gerade

jetzt. „Ja, wie soll ich das verstehen?!" sagte der Geistliche, indem er sich umdrehte. „Die Dame da . . ." Er konnte nicht weiter sprechen und blieb mit offenem Munde stehen; der Wagen und die Dame waren verschwunden und wie von der Erde verschlungen. Der Diener vermutete stark, daß der Mann, der sich hier für einen Geistlichen ausgab, ein Verrückter oder ein Spaßvogel wäre. Er wollte gerade die Tür wieder zuschlagen, als der Herr des Hauses erschien, um zu fragen, was eigentlich geschehen wäre. Der Geistliche teilte ihm in wenigen Worten das Vorgefallene mit, indem er die Dame, die ihn geholt hatte, zu beschreiben versuchte. „In meinem Bekanntenkreise kenne ich niemand, auf den Ihre Beschreibung paßte," antwortete der „Sterbende". „Ich würde es mir aber trotzdem zur Ehre anrechnen, wenn Sie einträten." Der Geistliche folgte der freundlichen Einladung und der Herr des Hauses sagte, nachdem man Platz genommen hatte: „Es ist jedenfalls sehr merkwürdig, daß man Sie in dieser geheimnisvollen Weise zu mir geschickt hat. Ich habe nämlich, obwohl es mir gesundheitlich sehr gut geht, seit einiger Zeit wirklich ein bißchen Sorge um mein geistiges Wohl, und ich habe schon selbst daran gedacht, Sie holen zu lassen, um mit Ihnen darüber zu plaudern. Und da Sie nun einmal hier sind, wollen wir den Zufall, der Sie mir ins Haus gebracht hat, ganz außer acht lassen und ich will Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, sagen, was mich drückt." Nachdem die beiden Männer wohl eine Stunde lang miteinander gesprochen hatten, trennten sie sich und Herr X. versprach, am nächsten Morgen in die Kirche zu kommen. Da er sein Versprechen nicht hielt, beschloß der Geistliche, noch einmal zu ihm zu gehen, um ihn zu fragen, warum er sein Wort nicht gehalten habe. Wie vom Donner gerührt war er, als derselbe Diener, der ihm am Abend vorher die Tür geöffnet hatte, mitteilte, daß sein Herr wenige Minuten nach seinem, des Geistlichen, Weggange, gestorben sei. Tief erschüttert ließ sich der Geistliche in das Sterbezimmer führen, und der erste Gegenstand, der ihm hier ins Auge fiel, war ein Frauenbildnis, das auf einem kleinen Nachttisch stand: es war das Bild der Frau, die ihn am Tage vorher aus der Kirche geholt und zu dem „Sterbenden" gerufen hatte. „Wer ist diese Dame?" fragte der Geistliche in höchster Aufregung den Diener. „Dieses Bild, Herr Pfarrer," antwortete der Gefragte, „ist die letzte Photographie der vor fünfzehn Jahren verstorbenen Gattin meines Herrn!"

Berliner Weihnachts-Aberglaube. Der Aberglaube, der ja gerade in Berlin stark verbreitet ist, treibt auch in manchen Weihnachtsbräuchen seine Blüten. Hier kommen zum Teil alte Überlieferungen zum Ausdruck. Alle Träume, die man zwischen Weihnachten und Neujahr hat, gehen in Erfüllung. Kinder, die in der Weihnachtsnacht geboren werden, haben die Gabe der Prophezeiung. Am Weihnachtsabend wird ein Fingerhut mit Sand gefüllt und sein Inhalt auf ein Stück Papier gelegt. Der Betreffende, dessen Häufchen am Morgen des ersten Feiertages zusammengefallen vorgefunden wird, stirbt im Laufe des neuen Jahres. Vom Weihnachtsabend bis Neujahr darf die Wäscheleine nicht auf dem Trockenboden hängen bleiben, sonst gibt es ein großes Unglück. Am Heiligabend müssen Rogen-Karpfen gegessen werden, denn Fischrogen bringt Geld. Arme Leute, die sich keinen Karpfen leisten können, kaufen sich einen Hering mit Rogen. Wenn man Schuppen von den Weihnachtskarpfen im Portemonnaie trägt, hat man das ganze Jahr über Geld.

Farbenhörende Künstler. Zu diesem Thema, über das hier kürzlich manches Interessante gesagt wurde, sei an ein Vorkommnis erinnert, das eines gewissen komischen Beigeschmacks nicht entbehrt. Der Altmeister Karl Reineke erzählt in einer seiner Schriften, daß er einmal Zeuge war, wie ein Dirigent sein Orchester wegen des Vortrags einer Stelle in einer Symphonie tadelte und die Musiker mit der

Bemerkung, die betreffende Stelle müsse „ganz schwefelgelb“ klingen, auf den rechten Weg zu weisen suchte. Sicher war dieser Dirigent ein „farbenhörender“ Künstler. Reinecke berichtet dazu noch, daß die guten Leute und schlechten Musikanten jetzt erst recht wie eine Schwefelbande gespielt hätten, aber die Stelle selbst habe nicht schwefelgelb geklungen. K.

Tolstoi geht um. Erst vor wenigen Jahren hat sich die Erde über der sterblichen Hülle des großen russischen Dichters geschlossen, und schon beginnen sich der Person Leo Tolstois auch bereits Aberglaube und Legende zu bemächtigen. Der Eindruck, den der Graf im Bauernkittel auf die einfachen Leute in seiner Umgebung machte, war eben ein zu tiefer und zu nachhaltiger, als daß er mit dem Tode des Dichters für immer geschwunden sein sollte. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Einbildungskraft dieser Menschen durch die geheimnisvollen Umstände, unter denen Tolstoi aus Jasnaja Poljana geflohen und schließlich in ein besseres Jenseits übergegangen ist, gewaltige Nahrung erhielt. Für sie ist Tolstoi nicht tot, vielmehr habe man nur ihnen, den armen Bauern, das Verschwinden Tolstois von seinem Gute auf diese einfache Weise zu erklären gesucht. Der da im Garten des Tolstoischen Besitzes unter dem Hügel ruht, ist nicht der Graf, sondern irgendein anderer oder vielleicht gar niemand, da es ja schon oft vorgekommen sein soll, daß anstatt der Menschen leere Särge in die Gruft gesenkt würden. Andere wieder glauben zwar an den Tod Leo Tolstois, behaupten aber, daß dieser des Nachts als Geist umgehe und die Bewohner der Gegend erschrecke. So berichten die Wächter des Dorfes, daß sie des Nachts einen großen Geist mit langem, weißem Barte auf dem Grabe gesehen hätten, der dann wieder verschwunden sei. In der folgenden Nacht sei eine alte Frau durch die Luft geflogen und habe sich aufs Grab gesetzt. Dies und vieles andere erzählen sich die Leute auf Jasnaja Poljana, denen der Dichter niemals im Leben so nahe war wie jetzt im Tode.

Nochmals die Gesundbeter. Wie die „National-Zeitung“ erfährt, ist Fräulein von Arnauld vom Königlichen Schauspielhause zu Berlin, die sich ebenfalls, wie die verstorbene Nuscha Butze, in den Händen von Gesundbetern befand, auf Initiative des Grafen Hülsen-Häseler deren Einfluß entzogen und in ein Sanatorium gebracht worden. Leider gibt das Befinden der Künstlerin zu ernsten Besorgnissen Anlaß. — Die Erörterungen über den Tod der Frau Nuscha Butze haben darüber Aufklärung geschaffen, daß die Gesundbeter auch in Bernburg ihr Unwesen treiben. Es hat sich herausgestellt, daß das in den Zeitungen als Gehilfin der Frau Elisabeth Hüsgen genannte Fräulein Ahrend, dessen Tätigkeit auch in der „Voss. Ztg.“ von einem Arzte geschildert wurde, eine Bernburgerin ist und bis vor einiger Zeit dort gewirkt hat. Es war ihr gelungen, eine Gesundbeter-Gemeinde zu organisieren, die jetzt nach Kräften bemüht ist, sich dort mit ihrer Heilmethode durchzusetzen. Auch da versucht man, Zuckerkrankheit, Magenkrebs, schwere Nervenleiden usw. durch Gesundbeten zu heilen, und in einer Reihe von Fällen hat man es durchgesetzt, daß neugewonnene Mitglieder ihrem bewährten Hausarzte die Tür wiesen! In anderen Fällen ist es den Gesundbetern gelungen, die Hinterbliebenen Verstorbener dadurch in schwere Gewissensnöte zu treiben, daß sie ihnen Vorwürfe machten, weil statt des Arztes nicht die Gesundbeter gerufen worden seien!

Das ideale Heim. Neue Tapeten statt einer Erholungsreise schlägt ein Engländer als Erholungsmittel bei Abspannungszuständen vor, auf Grund farbenpsychologischer Erkenntnisse. Die Darmstädter „Tapeten-Zeitung“ brachte über diesen Gedanken kürzlich einen belehrenden Aufsatz. Der Gedanke läuft darauf hinaus, daß die Dekoration einer Wohnung nach farbenpsychologisch-wissenschaftlichen Gesetzen bewerkstelligt werden müsse, und daß ein Mensch, je nachdem er Anregungs-

oder Beruhigungsmittel braucht, anreizende oder beschwichtigende Farben und Muster der Tapete zu wählen hat. Ganz abgesehen davon, daß ein frischtapeziertes Zimmer fast so gut wie ein neues Zimmer ist und schon dadurch erholend und wohltätig anregend wirkt. Die „Tapeten-Zeitung“ schreibt: „Geht nicht aufs Land oder ans Meer, wenn ihr euch abgespannt fühlt, wechselt bloß die Dekoration eurer Wohnräume!“ Der Arzt, der zu dieser Kur rät, ist Mr. H. Kemp Prossor. In der Olympia-Halle in London hatte er letzthin seine Sprechzimmer eingerichtet. Hier konnte Mr. Prossor wähend der Dauer einer „Ideal-Heim-Ausstellung“ seine Verordnungen und Heilmittel zeigen: Farben- und Einrichtungspläne für nicht gesunde Leute.

„Das ideale Heim,“ sagt Mr. Prossor, „ist ein solches, in dem jedes Mitglied der Familie in geistesverwandter Umgebung lebt.“ Hier ist in Kürze seine Idee über die Hauptaufmachung der Wohnung: Die Küche soll weiße Wände haben und jedes Ding sollte von hellem Ton sein, um das Gefühl der Sauberkeit zu wecken und zu stärken. Das Speisezimmer sollte dekorative Farbtöne haben, Dunkelblau, Dunkelmauve oder Dunkelpurpur, denn man sollte sein Mahl in Frieden und Ruhe genießen. Das Wohnzimmer sollte eher eine leichtfertige Atmosphäre haben. Es soll das Auge des Bewohners, insbesondere der Damen, erfreuen. Die Bibliothek oder das Herrenzimmer sollte ernst und gediegen sein und eine gewisse Menge Schwarz enthalten, das hier und dort durch strenge männliche Farben, wie Orange und Grün von starker Leuchtkraft, gemildert wird. Das Schlaf- und das Frühstückszimmer: Ihre Ausstattung sollte geeignet sein, das Gefühl der erfrischenden Kühle oder der behaglichen Wärme zu erwecken. Dies kann durch die Farben geschehen bei Verwendung von doppelseitigen Vorhängen und Polstern in blauen Tönen und Orange. Orange suggeriert Sonnenschein, Blau dagegen Kühle. Die Halle sollte unausgesprochen sein; glatte Farbtöne können Verwendung finden, auf keinen Fall aber zeichnerische Motive.“

„Ich resümiere,“ fügt Mr. Prossor hinzu, „daß ebensogut, wie ihr zu eurem Arzt geht, um ihn wegen leiblichen Unbehagens zu konsultieren, ihr einen Sachverständigen zu Rate ziehen solltet hinsichtlich der Beziehungen zwischen den Farbtönen und der Gesundheit.“

Wie die Alten die Zuckerkrankheit heilten. Ein junger gelehrter Moslem, Dr. Dinguizli, ein Schüler der medizinischen Fakultät von Montpellier, der gegenwärtig in Tunis als Arzt wirkt, hat vor kurzer Zeit der Akademie der Wissenschaften in Paris eine überaus interessante Studie unterbreitet, die den Beweis erbringt, daß die Alten die Diabetes nicht nur gekannt, sondern auch mit Erfolg behandelt haben. Dank seiner Vertrautheit mit der arabischen Sprache gelang es Dr. Dinguizli, in den Schriften des großen im 10. Jahrhundert lebenden arabischen Arztes Avicenne eine genaue Beschreibung der damals schon in Afrika bekannten Zucker-Krankheit zu entdecken und, was besonderes Interesse erwecken muß, gleichzeitig ein Rezept des Mittels aufzufinden, das man damals gegen diese Krankheit anwandte.

Nach der von ihm gegebenen Übersetzung der erwähnten ärztlichen Anweisung bestand das Mittel in der Hauptsache aus Wurmsamen, Lupine und verschiedenen Sämereien, über deren Dosierung Dr. Dinguizlis Arbeit genaue Angaben enthält. Man hat nun das Mittel neuerdings sowohl bei Zuckerkranken in Tunis wie auch in der Klinik des Professors Albert Robin erprobt und gute Heilerfolge mit der Behandlung desselben erzielt. Die Akademie überwies Dr. Dinguizlis Arbeit einem Ausschuß zum Zwecke eingehender Prüfung. — Wir Okkultisten ersehen aus diesem Falle wieder eine eklatante Bestätigung ,daß aus den Schriften der Ärzte verflossener Jahrhunderte für die interne Medizin noch viele Schätze zu heben sind. Aber natürlich, es heißt vorerst allen Hochmut ablegen und dann geduldig die Mittel erproben.

G. W. S.

Roosevelts Amulett. Kürzlich besuchte Roosevelt im Gefängnis seinen ehemaligen Diener Parker, der angeklagt ist, für 40 000 Mark Juwelen und Kostbarkeiten aus dem Rooseveltschen Hause in Sagamore Hill gestohlen zu haben. Über $1^1/_2$ Stunden lang saß Roosevelt bei dem ungetreuen Diener in der Zelle und suchte ihn mit Aufwand seiner ganzen Beredtsamkeit dazu zu bringen, zu verraten, wo das kleine Amulett, das Roosevelt an der Uhr trug, und der Stammbaum der Familie hingekommen seien. Denn diese beiden Gegenstände, vor allem das Amulett, will Roosevelt unter allen Umständen wieder haben, und bisher waren alle Nachforschungen fruchtlos. Allein fruchtlos blieb auch sein Besuch in der Zelle, nichts war aus dem Diener herauszubringen, er behauptete, sich nicht mehr zu erinnern. Und so wird Roosevelt schweren Herzens sein Amulett verloren geben müssen.

Lord Kitcheners Talisman. Gelegentlich des neuerlich gegen Lord Kitchener versuchten Anschlags mag eine Geschichte aus dem Leben des Helden von Omdurman in Erinnerung gebracht sein, die die Wahrheit eines arabischen Sprichwortes zu beweisen scheint, das lautet: Wer lange leben soll, den tötet nichts. Bei den Kämpfen gegen die nubischen Stämme unter dem angeblichen „Mahdi" im Jahre 1883 wurde, wie uns geschrieben wird, der damals noch unbekannte Offizier Herbert Kitchener im Gesicht durch eine Gewehrkugel schwer verwundet. Sie war ihm in die Backe gedrungen, und den Ärzten gelang es nicht, sie zu entfernen. Sein Zustand wurde sehr bedenklich, er aber verlor den Mut nicht, sondern verlangte, nach Kairo gebracht zu werden, um sich dort in die Behandlung fähigerer Ärzte zu begeben. Dort angekommen, ging es ihm wesentlich besser, und die Ärzte nahmen an, daß das Geschoß während der Fahrt nach der ägyptischen Hauptstadt, ohne daß Kitchener es bemerkt habe, aus der Wunde gefallen sei. Schließlich glaubte der Verwundete dies selbst, da er sich von Tag zu Tag wohl fühlte und bald ganz hergestellt war. Ein Jahr später, eines Abends beim Essen, hatte Lord Kitchener das Gefühl, daß er auf etwas Hartes, vielleicht auf einen kleinen Knochen gebissen habe. Er faßte zu und — hielt zwischen seinen Fingern die Kugel. Noch heute ist die Narbe, die von der Verwundung herrührt, deutlich sichtbar. Das Geschoß aber trägt Kitchener stets an einer kleinen Kette wie einen Talisman bei sich.

Poroskopie, ein neues Mittel zur Erkennung von Verbrechern. Die Kunst der sicheren Feststellung der Persönlichkeit von Menschen ist zu einer hohen Vollkommenheit gediehen, aber da es sich dabei hauptsächlich um Verbrecher handelt und oft um Fragen über Leben und Tod, so können die Erkennungsmittel gar nicht genug verfeinert und vermehrt werden. Der Fingerabdruck, der schon häufig vorzügliche Dienste geleistet hat, ist nicht immer vorhanden. Allerdings vermag er besonders viel zu leisten, da er nicht nur zur Wiedererkennung eines Menschen, sondern auch zum Nachweis seiner Beteiligung an einem Verbrechen führen kann. Eine weitere Erkennung wird ein Verfahren liefern, das von Dr. Locard in den „Archiven für kriminelle Anthropologie" als Poroskopie bezeichnet ist. Dieser Anatom hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß man bei Fingerabdrücken, wenn die Hautfurchen keine klare Entscheidung geben, bis auf die Verteilung der Hautporen gehen könne. Die Poren sind die winzigen Öffnungen, durch die sich die Schweißabsonderung vollzieht. Sie sind in ungeheurer Zahl vorhanden und so unregelmäßig verteilt, daß ihre Zahl und Verteilung auf ein und derselben Stelle ganz sicher nicht bei zwei Menschen gleich ist. Dr. Locard will nun auch weiterhin diese Hautporen in Verbindung mit den Fingerabdrücken zur Erkennung benutzen. Er nennt sie „Landmarke in dem welligen Muster der Fingerabdrücke". Sie können besonders leicht sichtbar gemacht werden durch Benutzung eines angeräucherten Glases, auf dem sie als ein schwarzer Punkt auf weißem Grund erscheinen. Man hat die

Bildungen mit der Erscheinung der Koralleninseln verglichen, und es kann angenommen werden, daß wenigstens drei von ihnen in gleicher Lage sich nicht bei zwei verschiedenen Personen vorfinden können. Selbstverständlich müssen bei dieser Untersuchung Vergrößerungen angewandt werden, und zwar bis zum 45fachen Durchmesser. Dadurch werden allerdings größere Schwierigkeiten im Vergleich zu einer direkten Beobachtung geschaffen, aber sie kommen weniger in Betracht, weil auch die Form und Größe der Poren bei den einzelnen Menschen besonders verschieden ist.

Wiedererstandene Erfindungen. Für die Weisheit Ben Akibas, daß alles schon dagewesen, finden sich oft recht überraschende Beispiele. In jüngster Zeit wird, wie die „Natur“ berichtet, viel elektrische Pflanzenkultur getrieben; elektrische Bestrahlungen und Entladungen sollen dem Pflanzenwuchs außerordentlich dienlich sein. Dies ist nun eine Weisheit, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bereits einmal ausgesprochen worden ist. Es gibt einen Brief des Engländers Stephan Demainbray, vom 10. Februar 1747 aus Edinburg datiert, in dem folgendes ausgeführt wird: „Die Entdeckung, von der ich erzählen will, kann in Zukunft von höchster Bedeutung werden, denn sie betrifft die elektrische Verbesserung der Pflanzenzucht. Ich glaube, meine Maschine hierzu ist die erste ihrer Art. Ich habe damit Versuche an einem Myrtenbäumchen angestellt, das im ganzen sechzigmal elektrisiert worden ist. Seine Wachstumsentwicklung während dieser Zeit war ganz außerordentlich; es brachte viele neue Zweige hervor, während ein andres, nicht elektrisiertes Myrtenbäumchen in der gleichen Zeit nur ganz unerheblich wuchs.“ — Frägt man jemand, wie alt die heute so beliebten Rollschuhe seien, so wird er gewöhnlich das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts als Zeit ihrer Erfindung angeben. Nun zeigt aber ein englischer Stich aus dem Jahre 1829 eine Gruppe von Rollschuhläufern in rascher Bewegung. — Im modernen Automatenrestaurant mit der Devise „Bediene dich selbst!“ gibt es Automaten, die Getränke abgeben. Diese haben vor rund 2000 Jahren bereits ihre Vorläufer gehabt, und zwar war es Hero von Alexandria, der Physiker, der den ersten Flüssigkeitsautomaten gebaut hat. Dieser wurde im alten Ägypten von den Priestern zur Wasserverteilung benützt. Sein noch heute bekannter Mechanismus weicht von dem der heutigen Getränkeautomaten nicht allzusehr ab und ist sogar einfacher. Der Einwurf war ein Schlitz, ganz wie beim modernen Automaten. Die Münze fiel durch diesen auf die Schale eines wageartigen Werkzeuges, die sich nun senkte und hierdurch ein Ventil öffnete, das sich am andern Hebelarme befand. Das Wasser begann zu fließen, und wenn die Hebelarme sich bis zu einem gewissen Winkel geneigt hatten, glitt die Münze von der Wagschale herunter, diese schnellte wieder in die Höhe, und so war die Anfangsstellung wieder erreicht. — Heute findet sich der Taxameter bei allen Kulturvölkern. Nun soll er zwar schon den alten Chinesen bekannt gewesen sein, bestimmt aber weiß man, daß es schon vor hundert Jahren in England solche Apparate gab. Ein Uhrmacher in der Leadenhall Street in London verkaufte sie. Es waren Apparate, die jede zurückgelegte Meile oder gar Viertelmeile durch ein Glockenzeichen angaben. — Die Liste neuer Erfindungen, die eigentlich alt sind, läßt sich noch erheblich verlängern. Die Berg- und Talbahn, wie man sie auf den Märkten findet, war schon vor 100 Jahren als „Russische Bergbahn“ bekannt. In gar grauer Vorzeit finden sich die ersten Spuren der Buchdruckerkunst, denn im Königspalast zu Phaistos auf Kreta hat man eine große Terrakottascheibe gefunden, auf die eine lange Inschrift, augenscheinlich mit beweglichen Lettern, vor dem Brennen gedruckt worden war. Bei den Römern spielten die Kinder mit beweglichen Lettern, um das Buchstabieren zu lernen, ja eine Stelle bei Cicero („Über die Natur der Götter“, 2, 37) enthält in einem Vergleich „einen Haufen auf die Erde geschütteter Metallbuchstaben“. Das Heißluftgebläse für Hoch-

öfen, das vor einigen achtzig Jahren seinem Erfinder Neilson durch Patent geschützt worden ist, hatte bereits 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung einen Vorläufer in einer Einrichtung, die in Tel el Hesey in Südpalästina ausgegraben worden ist. Ja selbst der Fahrstuhl oder Lift, ohne den hohe Häuser, wie die amerikanischen Wolkenkratzer, undenkbar wären, war schon den alten Römern bekannt. Professor Boni, der Leiter der Ausgrabungen auf dem römischen Forum, hat dort Aufzüge ausgegraben, die zurzeit Julius Cäsars im Betrieb waren.

Ein Mann ohne Gehirn. In der jüngten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften kam ein überaus interessanter Fall zur Sprache, der allem Anscheine nach revolutionär auf die bisher anerkannten Grundsätze der menschlichen Gehirntätigkeit wirken wird. Es handelt sich um einen 62 Jahre alten Mann, der infolge einer leichten Verletzung in der Hinterkopfgegend Sehstörungen erlitten hatte, die die Aufmerksamkeit des ihn behandelnden Arztes erregten. Auffälligerweise stellte sich kein weiteres beunruhigendes Symptom, das einen Rückschluß auf eine Gehirnverletzung hätte zulassen können, ein. Weder Anzeichen von Paralyse, noch Krämpfe machten sich bemerkbar. Die anderen Sinne behielten ihr volle Funktionskraft. Nach Verlauf eines Jahres erlag der Mann jedoch plötzlich einem epileptischen Anfall. Bei der Sektion wurde nun festgestellt, daß das Gehirn des Mannes eine einzige Eitermasse war. Mit Recht wurde in der Akademie die Frage aufgeworfen, wie eine solche Zerstörung der Gehirnmasse keine sofortigen tödlichen Folgen für den Kranken haben konnte? Und vollends stößt dieser Fall alle bisher anerkannten Anschauungen über die Lokalisation des Gehirns um, wonach die einzelnen Gehirnzonen bestimmte Regionen des Körpers regieren. Es müssen also zweifellos im Gehirn Vorgänge geschehen, über deren Art wir bislang noch keine Kunde haben, und die These von der Funktionstätigkeit der einzelnen Gehirnzonen läßt sich nach diesem Fall schwerlich noch aufrechterhalten.

Unser „Zentralblatt für Okkultismus“ hat bereits wiederholt auf ähnliche Fälle hingewiesen. Es wäre nun hoch an der Zeit, wenn auch die deutsche Wissenschaft davon Notiz nehmen und den Mut haben würde, die entsprechenden Konsequenzen daraus zu ziehen. Der bisherige Grundsatz: „Gehirn gleich Seele“ bedarf nun einer einschneidenden Korrektur.

Ein neuer Faust-Fund. In das Dunkel der Faustsage hat die Forschung so gründlich hineingeleuchtet, daß die historische Gestalt des Erzzauberers in bestimmten Umrissen vor uns steht. Durch die Zeit von 1506 bis 1540 können wir sein Treiben verfolgen. In Gelnhausen, Würzburg und Speier taucht er zuerst vor uns auf, geschmückt mit prahlerischen Beinamen, die von übermenschlichem Vermögen zeugen sollen, die Fähigkeit zur Wiederholung der Wunder Christi und zur Wiederherstellung aller Schriften des Plato und Aristoteles behauptend, wie er sich später vermißt, die verlorenen Komödien des Plutus und Terenz zur Stelle zu schaffen. Aber noch wichtiger als solche Mehrung des heißbegehrten Schatzes der antiken Schönheitswelt war den Zeitgenossen das Vermögen des Astrologen Faust, aus dem Stand der Gestirne die Zukunft zu erhellen. So läßt sich am 12. Februar 1520 jener Bischof von Bamberg, den uns Goethes „Götz von Berlichingen“ als Typus des üppigen Kirchenfürsten zeichnet, von Faust die Nativität stellen und zahlt dafür die hohe Summe von zehn Gulden. So fragt der große Philologe Joachim Camrearius, als der dritte Krieg zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich ausbricht, bei einem Freunde an, was Faust von der politischen Lage halte und ob er glaube, daß der Kaiser siegen werde. So läßt sich den junge Philipp von Hutten sein Schicksal von dem berühmten Wahrsager künden, ehe er im Dienste der Welser nach Venezuela segelt, um in dem amerikanischen Dorado Ehre und Gold einzuheimsen, und er muß nachher bekennen, „daß es der Philosophus Faust schier getroffen hat“.

Mochten auch die Gelehrten den Aussprüchen des unzünftigen Landfahrers nur zweifelnden Glauben schenken, sie haben doch mit Begier seine Aussprüche verzeichnet, und hinter der zur Schau getragenen Verachtung lauert ein merkbarer Glauben an seine durch geheime Wissenschaften und Teufelsbund errungenen übermenschlichen Kenntnisse.

Für die Beachtung, die dem Astrologen Faust von den Männern der Wissenschaft gezollt wurde, spricht noch ein neues, in mancher Hinsicht höchst wertvolles Zeugnis, das soeben der Kustos der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, Karl Schottenloher, ans Licht bringt. In der Riezler-Festschrift der „Beiträge zur bayrischen Geschichte" berichtet er über die interessanten meteorologischen Aufzeichnungen, die der Rebdorfer Prior Kilian Leib, ein Zeitgenosse und Gegner Luthers, von 1513 bis 1531 regelmäßig niedergeschrieben hat. Unter diesen lateinischen Notizen findet sich auch eine, die verdeutscht lautet:

„Am 5. Juni 1528 sagte Georg Faust von Helmstedt, wenn die Sonne und der Jupiter in demselben Zeichen ständen, würden Propheten geboren (wie vielleicht solche seinesgleichen). Er gab sich für einen Komtur des Johanniterordens aus, und zwar für den Vorsteher von der „Kommende Heilenstein an der Grenze Kärntens."

Das Datum dieser Aufzeichnung steht dem eines andern Zeugnisses nahe, das Faust Mitte Juni 1528 in Ingolstadt, nicht weit von dem bei Eichstätt gelegenen Rebdorf, verweilen und vor dort ausgewiesen werden läßt. Der Vorname Georg findet sich in allen früheren historischen Angaben über den Zauberer, und eine solche astrologische Behauptung, wie Leib sie vermerkt, fällt völlig in den Kreis seiner Tätigkeit als Sterndeuter.

Ganz neu sind für uns alle weiteren Tatsachen, die in der Notiz berichtet werden. Von einer Beziehung Fausts zu Helmstedt, das erst 1576 Universitätsstadt wurde, und zum Johanniterorden war bis jetzt nichts bekannt, und man wird diese Angaben wohl in eine Reihe mit den vielfachen anderwärts überlieferten Prahlereien des Landfahrers setzen dürfen, der durch sie seinen geheimnisvollen Nimbus mit Erfolg zu steigern suchte. Hat er es doch durch dieses renommistische Gebaren erreicht, daß sein Name vor denen aller der vielen gleichgearteten Gesellen seiner Zeit erstrahlte und endlich durch unsere größte Dichtung der Unsterblichkeit teilhaftig wurde.

Die abergläubischen Amerikaner. Der bekannte amerikanische Folklorist Professor Karl Knortz, dessen Bücher über amerikanische Literatur und Urzivilisation zu den besten gehören, hat soeben ein Werk: „Amerikanischer Aberglaube der Gegenwart", ein Beitrag zur Volkskunde erscheinen lassen. Wenn man das überaus fesselnde Buch durchblättert, so staunt man über die geradezu gewaltige Fülle des hier zusammengetragenen Materials. Man sollte eigentlich meinen, daß der nur auf das Geldmachen und auf das Geschäft erpichte Amerikaner längst von allem Aberglauben befreit sei und daß es Amerika auch in dieser Beziehung besser hätte als „unser Kontinent, der alte", und daß man drüben „aufgeklärter" sei. Aber gerade das Gegenteil scheint der Fall zu sein, und es ist vielleicht das daraus am besten zu erklären, daß alle Einwanderer aus Europa seit Jahrhunderten, ob es nun Spanier oder englische Puritaner, Holländer, Iren oder Deutsche und Italiener oder Slawen waren, ob Katholiken, Protestanten, Hochkirchler oder Juden, sie eben alle ihren heimischen Aberglauben mitbrachten, der sich drüben noch mit den Überresten des indianischen und dem reichen Quell des Negeraberglaubens vermengte. So gibt es ein Simmel-Sammelsurium von Aberglauben, reicher als irgendwo in der Welt. Nirgends wird das klarer, als wenn man Professor Knortz' Aufzeichnungen über allen Aberglauben liest, in dessen Mittelpunkt das Kind von seiner Geburt an steht. Auch das Hufeisen als Glückssymbol ist in Amerika just so populär wie anderwärts. Auch sonst wird der Leser sehr viel Aller-

weltsaberglauben in dem amerikanischen Aberglauben der Gegenwart entdecken. Es gibt allerdings auch da spezifische Amerikanismen. So ist drüben jenseits des Ozeans als Konkurrent des Hufeisens ein bevorzugtes Glücksmittel die Pfote eines Hasens.

Besonders die linke Pfote Meister Lampes erfreut sich hoher Wertschätzung. Wer eine solche in der linken Westentasche trägt, hat Erfolg beim Wetten und Spielen, im Handel und in der Liebe. Im Besitze derselben fühlt sich der Lokomotivführer sicher und der Goldgräber arbeitet fleißiger, denn er weiß, daß seine Anstrengung belohnt wird. Findet jemand eine solche zufällig auf einem Kirchhof, so wird er sich noch vor dem nächsten Osterfest verheiraten. Neuerdings hat man vielfach die Hasenpfote durch einen von einem Iuwelier verzierten Truthahnfuß ersetzt, der aber nicht in der Tasche getragen, sondern im Zimmer aufgehängt wird. Wer einer Schafherde begegnet, hat Glück; eine Schweineherde bringt Unglück, und soll man, wenn man auf dem Wege zu einem Freunde eine solche erblickt, umkehren. Eine schwarze Katze, die kein weißes Haar hat, ist ein Segen für jedes Haus und verschafft besonders den Mädchen zahlreiche Verehrer. Wenn jedoch diese Jungfrauen sich auf den Tisch zu setzen pflegen oder die Stühle umwerfen, so müssen sie sieben Jahre auf ihre Vermählung warten. Wenn man einen Wunsch äußert und dann ein Talglicht ausbläst, und dasselbe noch lange glüht, wird er erfüllt. Dampft jedoch der Docht dabei, so ist ein Sterbefall zu erwarten. Wer in Ohio den Kohlenstaub von einem Talglichte mit einem nassen Finger abstreift und er daran hängen bleibt, kann auf Erfüllung eines vorher ausgesprochenen Wunsches rechnen. In Pennsylvanien legt man einige Haare der Augenwimpern auf den Rücken der Hand und bläst darauf; fliegen sie alle fort, so wird der inzwischen geäußerte Wunsch erfüllt. Wer sich in New-Iersey auf einen Heuwagen stellt, sich etwas wünscht und dann ihn nicht mehr anblickt, erhält es. Ein scheckiges Pferd darf man nicht zweimal ansehen, wenn man einen Wunsch getan hat. Wenn die Mädchen und Knaben in Ohio während der Mittagszeit in der Schule bleiben, legen sie Maiskörner auf die heiße Ofenplatte und geben jedem einen Namen. Die Körner, die sich dann nähern, tragen die Namen derjenigen, die sich lieb haben und später heiraten. Dem Mädchen, das so lange ein angezündetes Streichholz in der Hand hält, bis es ganz verbrannt ist, wird seine Geduld und Vorsicht dadurch belohnt, daß ihm der Liebste treu bleibt und ihm jeder Wunsch erfüllt wird. Die Jungfrau, die über einen Besen schreitet, ohne ihn aufzuheben, hat keinen Ordnungssinn und wird sich daher spät oder nie verheiraten. Wer einen alten Besen in ein neues Haus trägt, schleppt das Unglück hinein. Daß sich die Hexen gern in alten, in einem Winkel des Hauses stehenden Besen aufhalten, ist ein in Deutschland und Österreich verbreiteter Volksglaube; wer diese verbrennt, säubert seine Wohnung von unangenehmen Gästen. Bezieht der Amerikaner ein neues Haus, so trägt er, ehe er seine Möbel aufstellt, eine Bibel durch alle Zimmer. Nach Eintritt des Abends darf in Amerika kein Haus gekehrt werden. Unter einer aufrecht stehenden Leiter hinzuschreiten, bringt Unglück; vielleicht sollen die Leute durch diesen Aberglauben zur Vorsicht gemahnt werden. In St. Johns auf Neufundland wagten es einst nur sechs von hundertsiebenundzwanzig Mädchen, unter einer auf einem Fußwege stehenden Leiter hinzugehen, die übrigen zogen es vor, durch den Straßenkot zu waten.

Die Amerikanerin, die unvorsichtigerweise einen Spiegel zerbricht, hat Zank und Streit und sonstige Unannehmlichkeiten auf die Dauer von sieben Jahren, ja sogar einen Todesfall in der Familie zu erwarten. Befindet sich ein Leichnam in einem Hause, so wird jeder Spiegel entweder umgedreht oder mit schwarzen Tüchern behangen, denn derjenige, der zufällig hineinsieht, stirbt bald; wer aber gleich nach jenem Unheilsblick einen Fünfdollarschein findet, wird sich eines langen Lebens erfreuen. Wer sich an einem Abend bespiegelt, sieht den Teufel hinter sich. Zwei Personen, die zugleich in einen Spiegel blicken, werden sich bald zanken. Diejenige

Amerikanerin, der zufällig zwei Teelöffel in eine Tasse gelegt werden, wird sich zweimal verheiraten. Läßt sie einen Löffel fallen, so steht ihr der Besuch eines Kindes oder eines Predigers in Aussicht. Der Mann, der zwei Messer auf seinem Teller findet, wird sich mit zwei Frauen vermählen. Fällt ein Messer auf den Boden, so kommt ein Mann; eine Gabel bedeutet eine Frau. Wer beim Zerlegen des Fleisches das Transchiermesser fallen säßt, wird sich bald mit der Frau des Hauses zanken. Fällt irgendein spitzes Instrument auf den Zimmerboden, so gibt es Unglück. Messer und andere scharfe Werkzeuge darf man nicht verschenken, weil dadurch die Freundschaft zerschnitten wird; auch ist es gefährlich, ein gefundenes Messer zu gebrauchen. Die Amerikanerin, die beim Nähen eines Kleides eine Nadel zerbricht, ist solange unglücklich, wie sie dasselbe trägt. Sie zieht es daher auch vor, sich der Sicherheit wegen ihr Kleid von einer Putzmacherin verfertigen zu lassen. In einigen Gegenden der Vereinigten Staaten wird die Jungfrau, die beim Nähen eine Nadel zerbricht, bald darauf geküßt; dies klingt schon tröstlicher. Allgemein wird die Lehre gegeben, eine irgendwo auf dem Boden liegende Stecknadel aufzuheben, da man dafür mit siebentägigem Glück belohnt wird. Dies ist unfehlbar der Fall, wenn der Kopf der Stecknadel dem Finder oder der Finderin zugekehrt ist. Die Zahl der Haarnadeln, die ein Mädchen auf einer Spazierfahrt aufhebt, gibt die der Freunde und Verehrer an. Das Mädchen, welches das Haar nach Sonnenuntergang kämmt, kämmt sich Sorgen ins Herz. Einen Regenschirm darf man nicht in einem Zimmer öffnen, auch nicht auf ein Bett legen; wer diese Regel übertritt, verheiratet sich entweder nicht oder stirbt bald. Eine Trauung hingegen unter aufgespanntem Regenschirm bringt Glück. Wer während eines Gewitters neben einem Kahlkopf sitzt oder geht, wird vom Blitz erschlagen. Fällt ein Spiegel oder ein Bild von der Wand oder krachen die Möbel, ohne daß man die Ursache kennt, so stirbt bald jemand im Hause. Für Kranke soll man stets einen Sitz am Eßtisch bereithalten, oder sie sterben. Schielende Menschen darf man nicht anblicken. Wer ein Kleid verkehrt anlegt, muß es sich von einer anderen Person abziehen lassen; ist eine solche nicht in der Nähe, so muß man das Kleid, nachdem man es selbst abgestreift, dreimal um den Kopf schwingen, um Unglück zu vermeiden. Kleider darf man nicht flicken, während man sie auf dem Leibe hat. Stets muß man mit dem rechten Fuße, der im Englischen manchmal the best foot genannt wird, zuerst aus dem Bett steigen oder zuerst in das Haus treten; dies glaubte sogar der Gelehrte Dr. Samuel Johnson. Gefundenes Geld darf man nicht ausgeben, denn es zieht andres herbei; dies geschieht auch, wenn man auf das erste Geld spuckt, das man an einem Tage einnimmt.

Bleibt die Wanduhr plötzlich stehen, so stirbt jemand im Hause. Die Wagen eines Leichenzuges darf man nicht zählen. Tote muß man stets mit dem Kopfe nach Osten beerdigen. Diese Regel, die vielleicht auf den früheren Sonnendienst zurückzuführen ist, war schon den alten Phöniziern bekannt. Wenn ein Hund bellt und dabei beständig auf den Boden blickt, so wird bald ein Sterbefall in der Nachbarschaft zu verzeichnen sein. Blickt er in die Höhe, so gibt es bald eine Feuersbrunst. Schreit in Georgia ein Käuzchen, so drehen die dortigen Neger und auch einige Blaßgesichter die Hosentaschen nach außen und legen ihre Schuhe auf den Boden, um Unglück abzuhalten. Wer einen Anbau an sein Haus machen läßt, stirbt innerhalb eines Jahres. Wer Trauerkleider lange anblickt, wird solche bald anziehen müssen. Man darf den Hut eines Leidtragenden nicht aufsetzen, sonst muß man vor Ablauf eines Jahres selber einen tragen. Wer in Massachusetts am Sonntag einen Nagel einschlägt, hat bald über den Tod eines Mitgliedes der Familie zu klagen. Ohrenklingen, gewöhnlich death bell genannt, zeigt überall in Amerika einen baldigen Todesfall an. In Michigan glaubt man, daß auf einem leeren, sich bewegenden Schaukelstuhl der Geist eines Verstorbenen sitze, der einen Menschen abholen wolle. Fallen auf Labrador jemand plötzlich drei Blutstropfen aus der Nase, so ist einer

seiner Verwandten gestorben. Zittert jemand plötzlich, so geht ein Mensch über die Stelle seines Grabes. Wer bei Tisch niest und dabei den Mund voller Speise hat, beklagt bald den Verlust eines Angehörigen. Risse auf einem Brotlaib oder rote Flecken auf Leinwand zeigen in Ohio einen Todesfall an. Derjenige, der eine Hacke, einen Spaten oder eine Axt durch ein Zimmer trägt, gibt dem Totengräber Beschäftigung. Kracht ein Sarg unter den Händen des Schreiners, so steht diesem Handwerksmann neue Arbeit in Aussicht. Man trage eine kranke Person in ein anderes Zimmer, und sie stirbt, glaubt man allgemein in den Vereinigten Staaten und auch vielfach in Deutschland. Eine Kuh, die um Mitternacht schreit, zeigt einen Todesfall an, so auch Ticken an der Wand, in Amerika death watch genannt. Ruft ein Sterbender den Namen eines Abwesenden, so sieht dieser großen Unannehmlichkeiten entgegen. Die Person, auf welche der letzte Blick des Verstorbenen fällt, stirbt zuerst. Wird ein Doktor an einem Freitag zu einem Kranken gerufen, so stirbt dieser. Ein im Herbst blühender Baum vermehrt die Zahl der Sterbefälle. Die Person, welche das Grab des Eingescharrten zuerst verläßt, erlebt den nächsten Todesfall in ihrer Familie. An einem Leichenzug darf man nicht schnell vorbeieilen, unter keiner Bedingung aber durch denselben schreiten oder fahren. Begegnet man einem solchen, so muß man, ehe man weitergeht, drei Schritte rückwärts marschieren. Einen Leichnam darf man nicht über Sonntag im Hause behalten, sonst stirbt jemand aus der trauernden Familie innerhalb eines Jahres. Auch darf kein Grab am Sonntag offen gelassen werden. Viele Amerikaner gehen, wenn sie Freunde besuchen wollen, nicht über einen Kirchhof, weil sie befürchten, den Tod zu ihnen zu tragen. Die Kleider des Toten halten nicht lange, wenn sie von Lebenden getragen werden. Nach einem Todesfall wird in Kanada und den Vereinigten Staaten das Haus gründlich gereinigt, selbst die Wände werden neu gestrichen oder tapeziert. Trauernde dürfen auf dem Heimwege vom Kirchhof nicht das Haus des Toten passieren.

Mannigfach und weit verbreitet sind die mit dem Spiegel verbundenen abergläubischen Ansichten. Derjenige, dem der Neumond aus einem Spiegel entgegenleuchtet, wird bald etwas Unangenehmes erleben. Dem Kinde, das, ehe es ein Jahr alt ist, sich im Spiegel bewundert, steht ein sorgenschweres Leben bevor. Die Schwedin, die beim Talglicht in den Spiegel sieht, tut dies auf die Gefahr hin, ihren Liebsten zu verlieren. Eine amerikanische Braut darf nicht mehr in den Spiegel blicken, nachdem ihre Brauttoilette beendet ist. Allein sie weiß sich zu helfen und drohendes Unglück abzuwehren, indem sie nach gründlicher Besichtigung ihrer Erscheinung die Handschuhe anzieht. Auf den westindischen Inseln glaubt man, daß, sobald ein Sterbefall eintrete, alles Wasser im Hause vergiftet werde. Man entfernt es daher so schnell als möglich, oft schon, ehe der Patient den letzten Atemzug getan. Um diesem das Sterben zu erleichtern, wird ihm das Kissen unter dem Kopfe weggezogen. Wenn die Irländer in Amerika ein neues Heim beziehen, legen sie erst ein mit Salz gefülltes Säckchen in jedes Zimmer. Während eines Gewittersturmes stellten früher die Juden der bayrischen Rheinpfalz ein Salzfäßchen auf den Tisch und legten Brot daneben. Wer sich in Amerika vom Heimweh oder von der Sehnsucht nach einem Freunde befreien will, bindet sich ein herzförmiges, mit Salz gefülltes Säckchen um den Hals.

Wir ergänzen diese kleine Probe noch durch die launige Darstellung, die Professor Knortz vom Hausfrauenaberglauben drüben gibt. „Ich bin nicht abergläubisch," sagte mir einst ein Amerikaner, „aber meine Frau ist es. Sie ging kürzlich aus und vergaß ihren Sonnenschirm; sie kehrte zurück, um ihn zu holen, legte ihre Geldbörse auf den Tisch und ließ sie dort liegen. Darauf kam sie zum zweitenmal zurück und setzte sich nieder. „Willst du nicht ausgehen?" fragte ich. „Ja," erwiderte sie, „aber ich muß mich erst eine Zeitlang niedersetzen, damit der Zauber gebrochen wird." Als sie fortgegangen war, bemerkte ich zu meinem Leidwesen, daß sie sich in ihrer Zerstreuung auf meine neue stove-pipe (Zylinderhut) gesetzt,

für den ich acht Dollar gezahlt habe." Unter den amerikanischen Hausfrauen sind folgende Ansichten betreffs der Dienstmädchen verbreitet: Die neue Köchin, die sich ein Loch in die Schürze brennt, bleibt nicht lange. Das Mädchen, das im schwarzen Kleide sich der neuen Herrschaft vorstellt, wird das Haus bald verlassen. Trifft die neue Dienstmagd zur Zeit ein, da die alte ihres Weges zieht, wird die Herrin bald Ursache zur Unzufriedenheit haben. Die Magd, die zur Dämmerstunde einen neuen Dienst antritt, erlebt wenig Erfreuliches. Die Hausfrau, die am Freitag eine Magd engagiert, wird bald über zerbrochene Porzellangeschirre zu klagen haben; eine am Montag eintretende Magd gibt stets Zufriedenheit, doch muß man sie an diesem Tage soviel essen lassen, wie sie will, da sonst ihr Appetit niemals gestillt wird und sie die Herrin aus „Haus und Hof ißt". Wer die Dienstmagd vor dem Frühstück lobt, wird Ursache haben, sie vor dem Mittagessen zu tadeln. Wer eine gute Köchin haben will, wähle sich eine, die viele Brandmale an den Händen hat. Die Dienstmagd mit kurzen Fingern ist verschwenderisch; eine mit Lockenhaar ist nachlässig und schmutzig. Diejenige, welche ihre Herrin häufig mit Lady anredet, ist unehrlich.

Nun, hier scheint mehr Erfahrung als Aberglaube mitzusprechen, und auch unsere heimischen Hausfrauen dürften ganz ähnliche Grundsätze hegen. Der überaus reiche Schatz von Mitteilungen über Aberglauben in Amerika, den Professor Knortz zusammnegetragen hat, erfährt noch eine Bereicherung durch eine Anzahl von autochthonen Sagen des amerikanischen Volkes. Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, noch auf diese Überlieferungen zurückzukommen. m. f.

Die Bedeutung vivisektionsfreier Heilkunst für die Unterdrückung der Vivisektion. Im Oktober vorigen Jahres meldeten die Zeitungen, daß ein amerikanischer Millionär, namens Singer, die Absicht habe, in Paris ein wissenschaftliches Institut nach Rockefellerschem Vorbilde zu gründen, und daß er dazu bereits das Schloß Bellevue angekauft habe.

Wir haben es hier wohl wieder mit einem durch wissenschaftliche Reklamesuggestion irregeleiteten, vermutlich recht menschenfreundlichem Manne zu tun, der etwas für die Menschheit tun möchte, aber den richtigen Weg verfehlt.

Was ein solches Institut für die Tiere eines Landes bedeutet, braucht kaum gesagt zu werden. Solche Institute sind lediglich Forschungseinrichtungen. Nicht Krankenheilung ist ihre Aufgabe, sondern Forschung über physiologische und pathologische Probleme, zu deren Lösung eben nach der heutigen Auffassung in erster Linie der Tierversuch in Frage kommt.

Die amerikanische Reklame, welche jede sogenannte Errungenschaft, welche nichtswürdige Forscher in solchem Institute machen, sofort durch die Zeitungen verbreitet, feuert aber auch ehrgeizige Forscher außerhalb der Institute zu ähnlichen Arbeiten an. Das Gewissen der Menge wird künstlich gegen die Vivisektionsrohheiten abgestumpft und bewundert die Forscher.

So wird jedes derartige Institut ein Mittelpunkt der Verrohung und Verdummung. Werden sich unsere Freunde in Frankreich das wirklich gefallen lassen?

Auf der anderen Seite ist es bedauerlich, zu sehen, wie für wirklich gute Bestrebungen in der Heilkunst die Quellen so spärlich fließen. Ein homöopathisches Krankenhaus aus privaten Mitteln in Preußen, eine Abteilung an einem Krankenhause in Württemberg — und dabei verdanken Tausende der Homöopathie ihre und der Ihrigen Rettung! Wo sind alle die zahlreichen und vornehmen Leute, die sich zu den Anhängern der Homöopathie zählen.

Und wie viele Tausende hätten längst diese Welt verlassen oder siechten trostlos dahin, hätte sich den von der Wissenschaft Aufgegebenen oder mit dem Operationsmesser Bedrohten nicht der reiche Born des Naturheilverfahrens geöffnet.

Wie viele verdanken Kneipp einfach alles, — körperliche und geistige Gesundheit. Aber wo sind die Krankenhäuser und Lehrinstitute, mit der sich ge-

heilte, reiche Menschenfreunde erkenntlich zeigen könnten? Nun, es bestehen in Wörishofen Kneippsche Wohltätigkeitsinstitute, ein Kinderkrankenhaus, gestiftet nicht von Kneipps Verehrern, sondern von Kneipp selbst!

Schwer ringt der Deutsche Bund für naturgemäße Lebens- und Heilkunst um die Errichtung eines Bundeskrankenhauses. Aus den Spargroschen kleiner Leute wird es errichtet werden. Die großen geben nichts!

Aber für Rockefeller-Institute und andere Institute für wissenschaftliche Grausamkeiten und Unfug ist Geld vorhanden.

Deshalb ergeht an alle Freunde unserer Bestrebungen die Aufforderung, überall zu helfen, wo eine vivisektionsfreie Heilmethode um eine Forschungsstätte ringt.

Es ist ja nicht jedermanns Sache, in den Kampf gegen die Vivisektion einzugreifen. Nicht jeder ist ein Kämpfer.

Und dennoch kann jeder etwas dazu beitragen, daß der Nimbus der Unfehlbarkeit und Alleinseligmachung, mit dem sich die Vivisektionsheilkunst ziert, verblasse: er unterstütze alle ehrlichen Bestrebungen für das Wachsen vivisektionsfreier Heilkunst! Jedes Mitglied eines homöopatischen, biochemischen oder Naturheilvereins bedeutet einen Zuwachs in unserem Lager.

Und noch eins: bist du Gegner der Vivisektion, dann wende dich im Krankheitsfalle nicht an einen Arzt, der selbst viviseziert oder die Vivisektion unterstützt.

Die ärztlichen Ketzer, die Gegner der Vivisektion, brauchen glücklicherweise nicht um Praxis zu betteln. Aber es kämpft sich besser, wenn man bei den Kampfgenossen Charakter sieht, wenn nicht derselbe Mensch, der heute die Vivisektion verdammt, morgen den Vivisektor unterstützt, indem er ihm sein und der Seinigen Leib und Leben anvertraut.

Die Vivisektionsfreiheit aber, diese eminent sittliche Forderung, gibt das Bindeglied für die von der Schule heute verpönten Methoden der Heilkunst ab.

Das ist der Punkt, wo die Arbeit der Liga für vivisektionsfreie Heilkunst und Biologie (Frankfurt a. M., Unterer Atzemer 18) einsetzt. Sie will sammeln und zeigen, wie groß das Heer derjenigen ist, die der Vivisektionsheilkunst mißtrauen.

Sie will aber auch den Bestrebungen, vivisektionsfreier Heilkunst Krankenhäuser und Forschungsinstitute zu errichten, dienen. Unsere Gegner haben für sich die großen Zahlen ihrer Krankenhäuser und Kliniken, die Bestätigung ihrer Beobachtungen durch Reihen von Ärzten.

Gegen diese grobzahligen Argumente kann der einzelne Arzt mit seinen Praxisziffern und seinen alleinigen Beobachtungen nicht aufkommen.

Erst durch eigene Kliniken, Krankenhäuser und Forschungsinstitute kann hier Wandel geschaffen werden. Werden sich wirklich die Menschen nicht finden, die hier eingreifen?

Wir hoffen, daß es geschehen wird!

Die Liga für vivisektionsfreie Heilkunst und Biologie aber wird der Sammel- und Vermittlungspunkt für diese Bestrebungen werden.

Darum mögen sich alle ihr anschließen, die der Meinung sind, daß der Sieg über die Vivisektion wesentlich durch das Aufblühen der vivisektionsfreien Heilkunst gefördert wird.

Dr. Wolfgang Bohn. Dr. med. Bachem. Mita Behrens.
Frankfurt a. M., Unterer Atzemer Nr. 18.

Die Geheimnisse der Wilden. Daß jemand imstande sein soll, eine drei Meter weite Entfernung auf glühend heißen Steinen mit bloßen Füßen zurückzulegen, ohne sich dabei zu verletzen, erscheint uns unmöglich. Und doch vermögen das die Maori und andere Eingeborene an der pazifischen Küste zu tun; wir besitzen darüber einwandfreie Berichte glaubwürdiger Reisender.

Aber nicht nur, daß diese Polynesier unbeschadet ihrer Gesundheit über glühende Steine wandern können, sie haben sogar die Gabe, ihre Kraft anderen mitteilen zu können. Oberst Gudgeon, englischer Konsul in Raratonga, einem zur Gruppe der Cook-Inseln gehörenden Eilande, schildert einen derartigen Vorfall. Es war am 20. Januar 1899. Auf einer Unterlage von Steinen hatte man schon seit vielen Stunden ein Feuer unterhalten, und als gegen 2 Uhr nachmittags die brennenden Scheite beiseite geschoben wurden, fand der Oberst die Steine so heiß, daß ein daraufgeworfener frischer Baumstamm lichterloh brannte und in wenigen Sekunden von den Flammen verzehrt war. Mit einem Zweige des Tribaumes bestrich der Priester des Stammes dreimal die Ränder des feurigen Ofens, und mit festem Schritt gingen er und seine Jünger darüber hin . . . Später reichte sein Jünger Mr. Godwin, einem englischen Untertanen, der der Vorstellung beiwohnte, seinen Zweig mit den Worten: „Meine „Mana" (Kraft) übertrage ich auf dich. Gehe mit deinen Freunden über die Steine." Vier Weiße, darunter Oberst Gudgeon, schritten über das heiße Podium. Der Genannte schildert seine Empfindungen dabei wie folgt: „Ich wußte recht gut, daß ich auf glühenden Steinen ging, und fühlte auch die Hitze, wurde aber nicht verbrannt. Eine Empfindung, als wenn ich einen leichten elektrischen Schlag erhielt, hatte ich während des Gehens und noch eine zeitlang später. Das war aber auch alles."

Im Besitz eines ähnlichen Geheimnisses sind die Schintu-Indianer. Im Huschi-Schinschukayo-Tempel, in der Gegend von Kanda, Provinz Tokio, kann man alle Jahre sehen, wie Menschen durch Feuer gehen. Etwas Ähnliches ist die „Yubana" oder die Probe mit kochendem Wasser, das bis zum Siedepunkt erhitzt wird und womit sich die Gläubigen begießen. Jedem andern würde dieses Wasser vollständig die Haut verbrennen, aber an dem Körper der Schintupriester erscheint auch nicht eine einzige Blase. Als Erklärung hierfür führen sie an, daß sie den Geist aus dem Wasser ziehen und es dadurch vollkommen harmlos machen. Wie wertvoll wäre die Kenntnis eines solchen Geheimnisses für das Maschinenpersonal eines modernen Torpedobootes.

Sogenannte Wilde, auch Angehörige von Stämmen, die noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen, vermögen mancherlei zu tun, für das die heutige Wissenschaft keine Erklärung beibringen kann, und manchmal schlagen sie sogar den Weißen mit seinen eigenen Waffen. Einer der berühmtesten Taschenspieler des verflossenen Jahrzehnts war Mr. Servais le Roi. Einst unternahm dieser Zauberkünstler eine Reise nach dem Kongo. Seine Kunststücke entzückten die Eingebornen und ein ganz besonderes Interesse daran nahm deren Hexenmeister. Einmal aber begegnete der Europäer einem afrikanischen Kollegen, dem er nicht gewachsen war. Dieser nahm eine gewöhnliche Rübe und verwandelte sie in ein menschliches Gesicht. Wie er das vollbrachte, hat der belgische Taschenspieler nie herausfinden können.

Manche von diesen afrikanischen Wundertätern behaupten auch, daß sie sich in Löwen oder andere Tiere verwandeln, in ihrer Verwandlung weite Entfernungen zurücklegen und die Pläne ihrer Feinde ausfindig machen können. Sei dem, wie ihm wolle, Tatsache ist, daß diese Stämme es verstehen, sich mit telegraphischer Geschwindigkeit Kenntnis von Vorfällen zu verschaffen, die sich in großer Entfernung von ihnen zutragen.

Achtzehn Jahre mögen es her sein, daß Dr. R. W. Felkin den Afrikaforscher Emin Pascha auf einer Reise durch Uganda und das dahinterliegende Gebiet begleitete. Dr. Felkins Reiseroute ging nach Norden, dem Sudan zu, und als er endlich Lado, das etwa tausend englische Meilen von Khartum entfernt liegt, erreicht hatte, erzählte ihm am Morgen seiner Ankunft ein Zauberer der Eingebornen, daß er in der vergangenen Nacht in Meschera el Rek, das fünfhundertfünfzig Meilen

weg am Nil lag, gewesen sei und daß gerade in dieser Nacht dort zwei Dampfer angekommen wären.

Der Doktor, der so lange aus aller Zivilisation weg war, daß er von der Eroberung des Sudans noch nichts wußte, nahm diese Nachricht mit Gelächter auf. Der M'loge oder Zauberer beteuerte aber, daß er die Wahrheit gesprochen, und beschrieb die Leute, die auf den Schiffen sein sollten; darunter wäre auch ein Engländer von untersetzter Gestalt und mit großem Barte, der für Dr. Felkin Briefe brächte. Dieser Herr solle gesagt haben, daß er nach Lado kommen wolle, und in ungefähr dreißig Tagen würde er dort eintreffen. Nach zweiunddreißig Tagen erschien auch Lupton-Bey mit Briefen. Dr. Felkin ist überzeugt, daß der Zauberer in seinem Leben nicht mehr als ein paar Meilen über das Weichbild seines Dorfes hinausgekommen ist. Sicher aber scheint es, daß er und andere seiner Art von den Geheimnissen der Telepathie mehr wissen mögen als irgendein Europäer.

Die Zulu und andere Stämme Südafrikas haben Mittel und Wege, sich Nachrichten zu übermitteln, die uns unbekannt sind. Der Entsatz von Mafeking war bereits tags darauf im Zululand und siebenhundert Meilen weit im Innern der Kapkolonie bekannt. Man glaubte, daß Boten von Dorf zu Dorf mit der Nachricht liefen, daß sie sich Männer von den Gipfeln der Berge aus zurufen oder daß sie durch Rauchsignale vermittelt wurde. Aber keine dieser Erklärungen genügt, denn im ebenen Waldlande und sogar über Meere reisen die Neuigkeiten ebenso schnell wie auf den Kopjes Südafrikas.

Ein unerklärliches Erlebnis hatte der berühmte Reisende Kapitän Welby, als er vierzehn Tagreisen südlich von Adis Abeba in Abessinien weilte: Mit dem lauten Rufe: „Walamo! Walamo!“ stürzte ein Mann ins Lager. Dann raste und tobte er viele Stunden wie ein Wahnsinniger. Seine Leute erzählten dem Forscher, daß sie jetzt im Lande der Walamo oder „der vom Teufel Besessenen“ wären. Dieser Stamm habe die Fähigkeit, Menschen verrückt zu machen, und gefährlich sei es, in ihrer Gegenwart in ihrem Lande zu essen. Einer von Welbys Leuten tat es, und auch er wurde verrückt. Fest entschlossen, diesem Aberglauben ein Ende zu machen, nahm der Kapitän vor den Augen von hundert Leuten der Walamo eine Mahlzeit ein. Er dachte nicht weiter daran, bis er sich am nächsten Morgen sehr krank fühlte. Es war dies um so auffallender, als er bisher auf seiner ganzen Reise auch nicht einen einzigen Tag über Unwohlsein zu klagen gehabt hatte. Er gesteht, daß er für die schädliche Wirkung, die die Berührung mit diesem merkwürdigen Stamme zur Folge hat, keine Erklärung beibringen kann. Die Walamo machen keineswegs einen abstoßenden oder widerwärtigen Eindruck. Die Männer waren groß und kräftig und die Weiber hatten ein hübsches Gesicht. Dabei lachten sie stets und waren zu Scherzen geneigt. Über den Neger in Westindien, besonders auf Jamaika, übt der Papaloi oder Obeah-Mann unbeschränkte Herrschaft aus. Geheimnisse, in deren Besitze er ist, geben ihm diese Gewalt. So haben beispielsweise manche dieser Hexenmeister die Gabe, ihren Feind aussätzig zu machen. In der Kenntnis von Giften sind sie jedem europäischen Chemiker weit überlegen. Vor wenigen Jahren erkrankte der alte und seiner Zuverlässigkeit wegen hochgeschätzte Diener eines englischen Beamten in Jamaika auf unerklärliche Art. Er wurde stumm und verstand auch nicht mehr das, was man zu ihm sagte. Seine Frau behauptete, er müsse wohl unwissentlich den Obeah-Mann beleidigt haben.

Sein Herr erklärte das für Unsinn und gab den Mann in die Behandlung eines angesehenen europäischen Arztes. Nach Verlauf von drei Wochen, während der der Zustand des Unglücklichen sich sichtlich verschlimmert hatte, erklärte der Doktor ihn für unheilbar. Darauf brachte ihn seine Frau ins Gebirge, in das Haus des Obeah-Mannes. Dieser untersuchte ihn, mischte dann ein paar Blätter zu dickem, grünlichem Brei und gab ihm diesen zu essen. Nach drei Tagen war er vollkommen hergestellt.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Praktischer Okkultismus. Vielleicht sind diese Zeilen für manchen „praktischen Okkultisten" von Nutzen, nur deshalb entschließe ich mich zu deren Veröffentlichung. Und nun zur Sache. Seit etwa einem Jahrzehnt wird die Welt mit einer Unmenge guter, minder guter und leider auch schlechter Bücher und Anleitungen zur Ausübung des „praktischen Okkultismus" nahezu überschwemmt. Es läßt sich denken, daß infolgedessen viel herumexperimentiert wird. Was dabei Gutes und Schlimmes herauskommt, entzieht sich unserer Feststellung. Daß man der Menschheit jedoch nichts Hohes geben kann, ohne daß damit auch Unfug und Mißbrauch getrieben wird, wird jeder einsichtige Kenner der menschlichen Natur bestätigen. Wer aber hohe Kräfte mißbraucht, muß sich darauf gefaßt machen, daß ihm dies in irgendeiner Form heimgezahlt werde. Nicht eher wird der Durchschnittsmensch daran glauben, als bis er durch eigenen Schaden klug wird. Warnungen haben da erfahrungsgemäß wenig Wert, also muß man die große Mehrzahl ihrem Schicksal überlassen.

Es gibt aber auch gute, ehrenhafte und tüchtige Menschen, die durchaus nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind und, nur von dem Wunsche beseelt, eine höhere Stufe der Erkenntnis zu erreichen, sich mit praktischem Okkultismus abgeben, dabei trotz aller Harmlosigkeit ihres Strebens aber mitunter in *unangenehme Situationen* kommen können. Diesen sozusagen unschuldigen Opfern eines höheren Erkenntnisdranges sollen wir, so gut wir es eben können, zur *Wiedererlangung ihres seelischen Gleichgewichtes verhelfen. Dies ist auch der Hauptzweck der folgenden Zeilen, die aus der Praxis für die Praxis geschrieben sind.*

Zu mir kam ein Herr K. (langjähriger Abonnent des Zentralblattes und anderer Fachorgane) und erzählte mir Folgendes: „Durch die Neugedankenlehre angeregt, begann ich systematisch gewisse Atemübungen und Gedankenkonzentrationen zu erproben und habe damit auch unzweifelhaft gute Erfolge zu verzeichnen gehabt. Am besten gelang mir alles, wenn meine Absichten und Motive *durchaus selbstlose* waren. (Dieser Herr ist vermöge seines Berufes zu reicher sozialpolitischer Arbeit bestimmt, hat also oft Gelegenheit, zum allgemeinen Wohl seine Kräfte einzusetzen. Niemand wird es ihm verübeln, wenn er nun dabei auch bewußt mit höheren Kräften arbeitet.) Nach einiger Zeit mußte ich bemerken, daß die Erweckung dieser okkulten Seelenkräfte doch auch für mich eine höchst unangenehme Kehrseite zur Folge hatte. Jedesmal, wenn ich abends einschlafen wollte, sah ich im Halbschlummer das Zimmer mit allerlei schrecklichen Phantomen erfüllt. Ich fuhr entsetzt auf, konnte lange nicht einschlafen und war begreiflicherweise am nächsten Tag elend und abgespannt. Da wandte ich mich an Herrn Sch., der in okkultistischen Dingen außerordentlich belesen ist und auch einige praktische Erfahrungen darin zu besitzen scheint. Dem klagte ich also mein Leid. „Vielleicht machen Sie sich nur zu wenig körperliche Bewegung, vielleicht sind Sie körperlich geschwächt, und daher ist Ihr Nervensystem überreizt?" — war seine erste Frage. Ich mußte dies verneinen. „Dann kann es sein, daß Sie zu viel Fleisch essen?" Auch das konnte nicht die Ursache sein, denn ich lebe meist vegetarisch. — „Also weiß ich nur eine Erklärung," sagte Herr Sch., „*Sie haben etwas vorzeitig die Grenzen zur übersinnlichen Welt überschritten. Die unteren Regionen, die man dabei zuerst passiert,*

sind aber mit allerlei Schreckgestalten erfüllt, die auf Sie eindringen; diese sehen Sie und Sie werden dadurch geplagt. Ich will Ihnen eine sehr einfache okkulte Gegenübung verschreiben: Lassen Sie von heute ab alle bisherigen Atemübungen und Gedankenkonzentrationen und üben statt deren abends vor dem Einschlafen Folgendes: Strahlen Sie Liebe, Wohlwollen und Frieden für alle Wesen aus.

Formulieren Sie Ihren Wunsch etwa in diese Worte: „Friede allen Wesen, Liebe allen Wesen, Glückseligkeit allen Wesen. Mögen alle Wesen endlich Erlösung von ihren Übeln finden.“ Diese Formel wiederholen Sie solange, bis Sie einschlafen. Nach einigen Wochen wollen Sie mir über deren Erfolg berichten.“

Ich tat so, wie Herr Sch. mir geraten hatte, und war in wenigen Wochen von allen Schreckgestalten befreit. Dankbar ging ich wieder zu Herrn Sch. und erzählte ihm dies. Er freute sich über den relativ raschen Erfolg seiner Verordnungen und sagte dann: „Diese einfache Formel hat nicht nur die wunderbare Wirkung, die Schreckgestalten der niedrigen Astralwelt abzuwehren, sondern ich fand auch, daß ein Mensch, der diese Formel täglich übt, immer mehr und mehr von den Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens verschont bleibt. Es ist fast so, als ob das Böse nicht mehr an ihn herankommen könnte. Die Strahlen der Allliebe und Allgüte, die er aussendet, entwaffnen sozusagen alles Böse. Um aber dies zu erreichen, braucht der Mensch keinen Hokuspokus zu betreiben. Treten Sie daher, falls Sie irgend einer geheimen okkultistischen Schule oder Gesellschaft angehören, aus dieser aus. Aber ruhig, ohne den Haß der „unbekannten Oberen“ auf sich zu ziehen. Stellen Sie sich geistig ganz auf eigene Füße. Das ist das allerbeste. In Ihrem eigenen Inneren finden Sie alles. Sonst ist es nur notwendig, daß Sie Ihren Beruf, Ihre alltäglichen Pflichten so gut als möglich ausfüllen. Dann vollzieht sich Ihr inneres Wachstum ganz von selbst.“

Der Herr tat wie geheißen und hat auf diese einfache Art sein seelisches Gleichgewicht und seine bedrohten Nerven wieder vollkommen in Ordnung gebracht.

Zufällig kennt auch der Schreiber dieser Zeilen Herrn Sch. Hoffentlich nimmt es mir Herr Sch. nicht übel, daß ich seine so guten Ratschläge an Herrn K. zum Nutzen und Frommen vieler ähnlicher Leidensgenossen veröffentliche. Ja ich spreche Herrn Sch. sogar im Namen der Sache, der wir beide zu dienen glauben, den allerbesten Dank aus!

Und weil ich gerade bei Herrn Sch. angelangt bin, so will ich auch hier die Geschichte einer anderen okkulten Heilung einflechten, die ich Herrn Sch. verdanke. Herr Sch. hatte einen Jugendfreund, der sich durch zu eifriges Studieren eine schwere Neurasthenie zugezogen hatte, so daß er seine Hochschulstudien unterbrechen mußte. Damals (vor etwa 30 Jahren) war die interne Medizin noch machtloser gegen Nervenleiden wie heute. Man gab daher diesem Jugendfreund nur den guten Rat, sich viel in frischer Luft zu bewegen, sich gut zu nähren usw. Das tat der Patient, aber der Erfolg dieser an sich nicht schlechten Verordnungen war ein sehr mäßiger: die zu irgend einem intellektuellen Berufe unbedingt notwendige geistige Spannkraft wollte nicht wiederkehren. Das drückte den jungen Mann sehr nieder. Da lernte er einst bei seinen Spaziergängen in der Umgebung von Graz ganz zufällig einen alten, weitgereisten Herrn kennen, der sich als Schiffskapitän des Ruhestandes ausgab. Dem klagte er sein Leid. Da sagte der alte Herr: „Da ich sehe, daß Sie sich Ihr Leiden nur durch Überarbeitung geholt haben, will ich Sie heilen.“ — Am anderen Tage brachte der alte Herr ein ganz kleines Fläschchen einer wasserhellen Flüssigkeit. „Es ist eine Essenz aus Pflanzen, die ich bei meinen weiten Reisen als sehr heilkräftig gegen Ihr Leiden kennen lernte. Davon nehmen

Sie täglich nur einen Tropfen auf 1 Glas Wasser. Dies genügt vollkommen zu Ihrer Wiederherstellung." Der junge Mann tat, wie ihm geheißen, und in kurzer Zeit war er vollständig geheilt. Vergeblich suchte er aber den alten Herrn, dieser war wieder abgereist. Wer war dies nun? Nur ein geschickter Homöopath oder ein Mann, der Arzneien „höherer Ordnung" besaß. Darüber mögen sich unsere Leser selbst ein Urteil bilden.

Wenige Tage, nachdem Herr K. mich besucht hatte, kam ein Herr Z. zu mir. Auch er klagte mir, daß er seit Jahren kurz vor dem Einschlafen durch Phantome belästigt werde. Schwarze Schatten huschen durchs Zimmer. Oder er höre auch manchmal Tritte, ohne eine Gestalt zu sehen. Die sichtbaren Wahrnehmungen mache er merkwürdigerweise mit dem Rückenmark und mit dem Scheitelteil des Kopfes! Dann werde er wieder durch Schläge am Fußende des Bettes am Einschlafen gehindert. Am stärksten seien diese unangenehmen, nervenkraftraubenden Erscheinungen von 11 bis 1 Uhr nachts.

Herr Z. glaubte, daß die Urheber dieser Spukphänomene entweder lebende Personen seien, die ihm feindlich gesinnt sind, oder Abgeschiedene, die unversöhnt mit ihm gestorben seien.

Ich gab ihm dieselben Übungen auf, die Herr Sch. Herrn K. verordnet hatte. Schon nach einer Woche konnte mir Herr Z. berichten, daß er Ruhe habe. Es erschienen ihm aber jene Abgeschiedenen im Traume und verkehrten mit ihm sehr liebevoll, wie dies sonst auch in Träumen weniger der Fall war. Dies erinnerte mich an einen ähnlichen Ratschlag, den Dr. Franz Hartmann irgendwo in seinen „Lotusblüten" gab. Er empfahl als sehr nützliche okkulte Übung, vor dem Schlafengehen allen seinen lebenden und verstorbenen Feinden vom Herzen zu verzeihen und ihnen Gedanken der Liebe und des Wohlwollens zuzusenden.

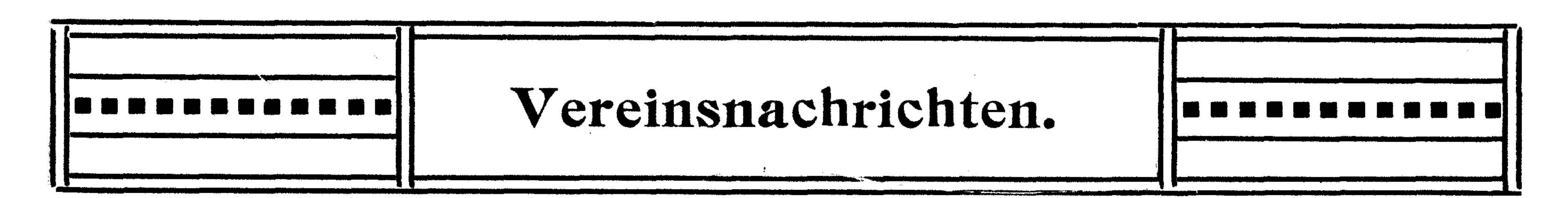
Noch eine Geschichte will ich erzählen. Ich habe einen guten Freund in Wien. Dieser junge, hochbegabte Mann studiert seit etwa einem Jahrzehnt mit Feuereifer die okkulte Philosophie. Da traten vor einem Jahr bei ihm höchst bedenkliche Symptome auf. Er hatte unter äußerst deprimierenden Gefühlen sehr zu leiden, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerten. Auch er sah, wie Herr Z., mit dem Rückenmark und mit dem oberen Teil seines Kopfes allerlei Phantome (Dämone etc.). Da riet ihm ein deutscher Okkultist, der diese Belästigungen als natürliche Folgen seiner (wohl etwas zu raschen) spirituellen Entwicklung darstellte, das Aussprechen des heiligen Wortes Aum (sprich jedoch Oum!) oder der Formel „Licht im Ich". In kurzer Zeit war der junge Mann von diesen höchst peinlichen Belästigungen und Zuständen befreit. Dieses Wort „Aum" und die Formel „Licht im Ich" mußte er täglich öfters halblaut aussprechen, und zwar dann, wenn er unter Gemütsdepressionen litt oder die Phantome sah.

Weil wir gerade bei der Wirkung gewisser magischer Worte und Formeln sind, so drängt es mich, noch einen Vorfall zu berichten, den mir der soeben genannte gute Freund in Wien mitgeteilt hatte. Eine junge Frau war so unglücklich verheiratet, daß sie den Entschluß faßte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Zu diesem Behufe verschaffte sie sich eine so große Dosis Opium, welche ausgetrunken genügt, 6 Männer in das Jenseits zu befördern. In einem Zuge trank sie den Giftbecher aus. Kaum damit fertig, hörte sie neben ihrem Ohr eine sehr energische Stimme, welche ihr zwingend zurief: „Sprich rasch dreimal das Wort „Aum" aus." Sie tat es mechanisch, schlief bald darauf ein und erwachte am anderen Tage ganz gesund. Sie erzählte dann den ganzen Vorfall ihrem Hausarzt und nannte ihm die Dosis Opium, die sie getrunken. Der wußte darauf nichts zu erwidern, als den Kopf zu schütteln.

Wenn unsere verehrten Leser ähnliche Erlebnisse, wie die eben geschilderten, zu berichten wissen, so sind diese freundlichst gebeten, dieselben mir zur Ver-

öffentlichung einzusenden. Solch kurze Geschichten aus dem praktischen Leben sind oft nützlicher wie die längste theoretische Abhandlung. Denn grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldener Baum. Dieser alte Spruch gilt am allermeisten im Okkultismus! G. W. Surya.

Mehrere Leser. Der Schriftleiter des „Zentralblattes für Okkultismus" hat weder mit der Annahme noch mit der Ablehnung eines Inserats oder einer Beilage etwas zu tun! Dies ist Sache des Verlages der Zeitschrift. Alle diesbezüglichen Auskünfte mögen also an dieser Stelle eingeholt werden.



Vereinsnachrichten.

Internationaler Okkultistischer Kongreß, Berlin (16.—24. Oktober 1914). Es muß besonders hervorgehoben werden, daß dieser Kongreß mit Vorgängern ähnlicher Art in keinem Zusammenhange steht, sondern vielmehr der erste internationale okkultistische Kongreß mit Ausstellung sein wird, der die Forscher aus allen Ländern zusammenführen will zur sorgfältigen und gründlichen Prüfung der bisherigen Forschungsergebnisse und zur Erörterung der durch diese angeregten Fragen.

Die Idee, welche dem Kongreß zugrunde liegt, ist folgende: Der moderne Okkultismus erhebt keineswegs den Anspruch, eine neue Weltanschauung zu begründen, er beschränkt sich vielmehr auf die wissenschaftliche Erforschung einer Reihe von Erscheinungen, die dem Seelenleben angehören oder wenigstens nahestehen und, obwohl unserer Erkenntnis zugänglich, bisher doch noch wenig erforscht sind.

Der moderne Okkultismus wird daher mit Recht als Grenzwissenschaft bezeichnet. Er liegt in der Verlängerungslinie der exakten Naturforschung und tritt somit nicht aus dem Rahmen des Wissenschaftbetriebes heraus. Er ist lediglich ein wissenschaftliches Neuland, das durch planvolle Arbeit urbar gemacht und immer mehr angebaut werden soll.

Der Kongreß und die ihm angegliederte Ausstellung sollen in erster Linie dem Zwecke dienen, diese notwendige Arbeit anzuregen und zu fördern. Die Ausstellung soll durch das Mittel der sinnlichen Anschauung wirken und wird daher in möglichster Vollständigkeit solche Gegenstände umfassen, die zur okkultistischen Forschung in näherer Beziehung stehen.

Dahin gehören: Zeichnungen, Skulpturen, Bilder, Niederschriften und andere Erzeugnisse, welche von ihren Urhebern nachweislich unter Ausschaltung oder doch Beschränkung der normalen Bewußtseinstätigkeit zustande gebracht worden sind.

Zur Ausstellung gelangen ferner: Vorrichtungen und Apparate, die bei Bildung animalmagnetischer und spiritistischer Zirkel benutzt werden und dazu dienen, das Zustandekommen okkultistischer Erscheinungen zu begünstigen, z. B. Psychograph, Skriptoskop, Dunkelkabinette usw. Auch sollen die verschiedenen Prüfungsmethoden für Medien vorgeführt werden, Apparate zur Fesselung, für Gewichtszu- und abnahme, ferner: Ausstellung von Materialisations-Photographien usw.

Auch die mannigfachen Kunstgriffe betrügerischer Medien, sowie die zu ihrer Entlarvung dienenden Maßnahmen sollen durch Gegenstände und zeichnerische Darstellungen oder Photographien veranschaulicht werden. An einer Abteilung, die aus der seit Jahrhunderten gewaltig angeschwollenen Literatur des Okkultismus die

wichtigsten Erzeugnisse sowie eine ausführliche Bibliographie vorführen soll, wird es ebenfalls nicht fehlen.

Aber unsere Ausstellung wird sich nicht darauf beschränken, die bisherigen Forschungsergebnisse des Okkultismus im ganzen Umfange mittels lebloser Objekte darzustellen, sondern es soll nach Möglichkeit am lebenden Modell, also ad hominem, demonstriert werden.

Zu diesem Zwecke sollen diejenigen medial veranlagten Persönlichkeiten, die zur Prüfung ihrer okkulten Fähigkeiten bereit sind, durch berufene Forscher in streng wissenschaftlicher Weise geprüft werden. Die hierzu erforderlichen Experimentalsitzungen werden bei einer jede Täuschung ausschließenden Versuchsanordnung und unter Kontrolle anerkannter Naturwissenschafter in besonderen Gruppen vorgenommen werden.

Auch werden an den Krongreßtagen die einzelnen Forscher über eigene Experimente berichtèn, und ihre Ausführungen werden gewiß geeignet sein, auf manche noch in tiefes Dunkel gehüllte Streitfrage des Okkultismus ein helles Licht zu werfen. Ferner sollen diejenigen medialen Niederschriften, welche von einem Prüfungsausschuß als literarisch wertvoll befunden worden sind, durch bedeutende Künstler zum Vortrag gelangen.

Wir hoffen, daß die vorstehenden Ausführungen allgemeinem Interesse begegnen und zur Teilnahme und Mitwirkung an Kongreß und Ausstellung veranlassen werden.

Außer den Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirates erteilten bis jetzt Zustimmungen und Zusagen zu tätiger Teilnahme an den Kongreßarbeiten:

Professor D. Hoffmann, Königsberg, — Professor Dr. Aars, Christiania, — Dr. Richard Hennig, Berlin, — Dr. Julian Marcuse, München, — Dr. Wilhelm Steckel, Wien, — Dr. Otto Juliusburger, Berlin, — Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin, — Dr. Iwan Bloch, Berlin, — Staatsanwalt Dr. Wulffen, Zwickau, — Professor Dr. Bleuler, Zürich, — Geheimrat Professor Dr. Eulenburg, Berlin, — Dr. Mockrauer, Kiel, — Professer Dr. Freud, Wien, — Geh. Sanitätsrat Dr. Gerster, Braunfels, — Professor Dr. Otfried Foerster, Breslau, — Professor Dr. Emil Klein, Berlin, — Professor Dr. Weygandt, Hamburg, — Dr. med. Grete Ehrenberg, Berlin, — Geh. Medizinalrat Professor Dr. Anton, Halle, — Dr. O. Makowska, Berlin, — Dr. Jung, Zürich, — Hofrat Dr. Löwenfeld, München, — Dr. Max Kemmerich, München, — Dr. Ludwig, München, — Dr. Düsel, Berlin, — Stabsarzt Dr. Méhes, Versecz (Ungarn), — Dozent Dr. Sidney Alrutz, Uppsala, — H. Silberer, Wien, — Gabriel Delanne, Paris, — Staatsanwalt Dr. Maxwell, Paris, — Ernesto Volpi, Rom, — Dr. Wolfgang Bohn, Halle, — De Vesmé, Paris, — De Fontenay, Paris, — W. Wrchovszky, Wien, — Professor Dr. Staudenmaier, Freising, — Dr. Bormann, München.

Die Schriftleitung des „Zentralblattes für Okkultismus“ richtet bei dieser Gelegenheit an die Leser desselben die höfliche Bitte, diesen Kongreß nach Möglichkeit zu fördern und insbesondere durch Mitteilung genauer Adressen einheimischer und ausländischer okkultistischer Forscher eine möglichst zahlreiche Beteiligung des Kongresses vorzubereiten. Solche Adressen mögen freundl. an den Vorsitzenden des Kongreß-Komitees Herrn Dr. med. von Kapff, Berlin W. 35, Am Karlsbad 33, unter Hinweis auf diese Notiz eingesandt werden.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu beziehen.

Licht und Schatten. Zwiegespräche zwischen einem Christen und einem Buddhisten. Herausgegeben von Robert Sobczak. Preis 4 Mark. Großer, klarer Druck, holzfreies Papier. Verlag Walter Markgraf, Leipzig.

Inhalt: I. Glaube, Hoffnung, Liebe und das Leiden: Das Leiden eine Reaktion der Freude. — Ende des Leidens durch Abwendung der Reaktion.

II. Das Blut Christi und die Folge der Tat: Leben heißt irren. — Das Land, wo die Bäume, wenn sie rauschen, berauschen. — Jeder hat auch den „allerletzten Scherf" selbst zu zahlen.

III. Liebe und Leiden: Die Sprache von Berg und Wald. — Liebesglück. — Das Blendwerk der Schönheit. — Der Fluch der Weiblichkeit. — Liebeslust schafft Zweifelsucht. — Der Schleier der Natur. — Unpersönliche Liebe.

IV. Tugendlehre und sittlicher Kampf: Das Unvollkommene der Vervollkommnung. — Die Illusion der Wirklichkeit. — Das Verlassen von Weib und Kind.

V. Andacht und Vertiefung: Die Bilanz des Lebens. — Die Ursache der Sittenlosigkeit ist das Leiden. — Analytische Kontrolle der Körper- und Geistesfunktionen durch Innschau. — Bedachtsame Atmung. — Der Ekel der Körperlichkeit. — Leichen-Betrachtungen. — Individualitäts-Dusel. —Das Dasein eine Halluzination. — Geistiges Gleichgewicht. — Nervenpflege. — Das Glück der Vorbote des Unglücks. — Flachheit der Empfindung eine Paralyse feinerer Nerventeile.

VI. Identität und Wiedergeburt: Das Schein-Ich. — Körper und Geist eine Folge der eignen Tat. — Die Erinnerung an die Vorleben. — Das Bewußtsein ein Reflex, der auf dem Scheine beruht. — Die Erden-Höllenwelt.

VII. Theorie und Praxis: Unzulänglichkeit der philosophischen Reflexion. — Geistige Immunität durch Vertiefung in die Natur der Dinge.

VIII. Geisteszucht und Mönchsorden: Selbstlosigkeit durch schulgerechte Verleugnung des Ich-Selbstes. — Wahnes-Übertragung durch Ansteckung.

IX. Evangelium und Philosophie und Wissenschaft: Die Illusions-Fabrikation der „Stammbegriffe des Verstandes". — Die Physiologie und der transzendentale Idealismus. — Wissenschaftlicher Fortschritt ist methodisch geordneter Illusions-Fortschritt. — Die Erlösungslehre steht weder im Einklange noch im Widerspruch mit den wissenschaftlichen (Illusions-) Erfahrungen, sondern löst sie auf.

X. Die Entstehung und das Ende von Welt und Dasein: Die Entwickelung aus dem Schoße des Urseins. — Analytische Erklärung von Ursache und Wirkung. — Die Schicksalsbestimmung des Menschen..

XI. Der Urquell des Lebens: Die Erlösung ist das Ende positiver wie negativer Weltanschauung. — Leidens-Überwindung kein Stoizismus. — Ideen vom ewigen Leben wie von ewiger Vernichtung entspringen geistiger Verworrenheit. — Erkenntnis behufs Überwindung der Erkenntnis.

XII. Gottes Wort und die Schule des Leidens: $2 \times 2 = 4$ eine Täuschung. — Relatives und absolutes Erkennen. — Durch die „Sonde der Vertiefung" den Sitz des Leidens erkennen und die Nerven, welche die Träger der Illusion sind, zerstören.

Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Von Dr. med. J. Marcinowski. Preis 6,— Mk. Verlag von Otto Salle in Berlin W. 57.

Der Verfasser ist dadurch bekannt geworden, daß er Fragen der Weltanschauung in den psychotherapeutischen Heilplan für Nervenleiden eingeführt hat. In dem vorliegenden Buche nun führt er den Leser durch die Tiefen und Abgründe des menschlichen Seelenlebens, das er mit all seinem Konfliktreichtum an der Psyche der Nervösen studiert hat. Daß diese Konflikte sehr häufig das Gebiet der Erotik streifen, diese Auffassung teilt er mit der jungen, aufstrebenden Schule der sogenannten psychologischen Analyse. Die Nervosität wird ihm dadurch aus einer neurasthenischen oder hysterischen Störung, aus Angst und Zwangsvorstellungen zu einer Ausgeburt des bösen Gewissens, zu einer Begleiterscheinung von

Schuldvorstellungen und hypochondrischen Strafbefürchtungen. Das sind allerdings Auffassungen, die man nicht gewohnt ist und die die ganzen Erscheinungen der Nervosität in einem völlig neuen Lichte erblicken lassen. Aber zugleich weist der Verfasser nach, daß alle Schuldneurosen nur auf einem Irrtum, auf einem abergläubischen Mißverständnis der Schuldidee gewachsen sind, und damit befindet er sich wieder mitten in den Problemen der Weltanschauungen und der praktischen Ethik. Schonungslos reißt er mit seinen Seelenanalysen der heuchlerischen Verlogenheit unserer gegenwärtigen Kultur die Maske vom Gesicht. Er zeigt, gestützt auf völkerkundliche und kulturgeschichtliche Daten, wie uns der Schuldwahn im Seelenleben der Nervösen mit den Resten niedriger Religionsformen und überlebten, in dogmatische Starrheit versunkenen Moralbegriffen verquickt ist, und wie sich uns auf der anderen Seite die Heilung des Seelenlebens Nervöser dem Aufbau großzügiger und natürlicher Auffassungen in Religion und Sittlichkeit verschwistert. Eine erdrückende Fülle von Beispielen aus der Arbeitspraxis des Nervenarztes ziehen, mit unheimlicher Schärfe gezeichnet, am Leser vorüber, und wohl mancher wird sich dabei vor die eigene Brust schlagen dürfen, denn in manches Kapitel wird er wie in einen Spiegel schauen. Das Buch ist als eine Einführung in die Gedankenwelt der sogenannten psychoanalytischen Schule gedacht, die zwischen Kampf und Widerspruch, unbeirrt durch entrüstete Kritik seitens der offiziellen Wissenschaft, ihren Siegeslauf angetreten hat. Da dieser Kampf breite Schichten der gebildeten Welt in Erregung versetzt, so dürfte das Werk mit seinen klaren und formenschönen Darlegungen, die wir von den früheren Schriften des Verfasser her kennen, wohl geeignet sein, die ungewöhnlichen Anschauungen, mit denen uns die junge Wissenschaft überschüttet, zu verdolmetschen. Wird man auch nicht allem von vornherein zustimmen können — dazu ist vieles zu neu und ungewohnt — so wird man doch anerkennen müssen, daß ein starker Idealismus und ein unbestechlicher Sinn für Wahrhaftigkeit die Feder geführt hat, und daß man das wilde Gebiet der menschlichen Leidenschaften mit reineren Augen ansieht, wenn man dem Verfasser auf seinen Bahnen bis ans Ende gefolgt ist.

K. Heinz, Von Häckel zur Theosophie. Mit dem Bildnis Dr. Franz Hartmanns. Verlag von Grunow & Co., Leipzig, Brosch. 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

In unserer Zeit des Sehnens, Suchens und Drängens, des Unbefriedigtseins und der Zersplitterung ist dieses Buch geradezu ein dringendes Bedürfnis. Es ist die Frucht ernsten, gewissenhaften Studiums; der Verfasser hat es sich nicht aus den Fingern gesogen, sondern er ging bei solchen in die Lehre, die es wissen können! (Die Idee vom „Übermenschen" ist doch kein leerer Wahn!) So bringt uns denn das Buch nicht schöne Phrasen und Spekulationen, sondern Tatsachen, reale Wirklichkeit. Wie mancher, der am Leben irre ward, der da vermeinte, eine befriedigende Lösung der vielen Lebens- und Welträtsel, eine Erkenntnis über Geburt und Grab hinaus sei nicht möglich, wird nun erleichtert aufatmen. Gleich dem Wanderer, der den Gipfel des Berges erstiegen und nun staunend die trunkenen Blicke schweifen läßt über all die Herrlichkeit zu seinen Füßen, wird er begeistert ausrufen: „Wie groß, wie reich bist du, o Welt!" — Gewiß, wir haben Häckel vieles zu verdanken; jeder Einsichtige wird das ohne weiteres zugeben. Aber er ist uns auf gar wichtige und ernste Fragen die Antwort schuldig geblieben! Und da setzt nun das vorliegende Buch ein. Es ist eine Ergänzung und Erfüllung, eine Brücke zwischen Glauben und Wissen. Gar manches zwar muß fallen und die Dunkelmänner werden voll Entsetzen sich bekreuzigen! Manches Goldkörnchen aber auch, welches bei unserer Oberflächenkultur verloren gegangen, wird wieder hervorgeholt und blankgeputzt. — Mögen recht viele dieses Buch lesen! Es ist ein Wegweiser aus Dunkelheit und Zweifel zu unbedingter, felsenfester Sicherheit, mit einem Wort: eine Erlösung!

Aus dem reichen Inhalt:

I. Teil: Die Fundamente der theosophischen Weltanschauung.

Was ist Theosophie? Theosophische Gesellschaft — Dr. Franz Hartmann. Theosophische Grundlehren: die siebenfältige Konstitution des Mikrokosmos und des Makrokosmos, Reinkarnation (Aussprüche berühmter Männer: Franklin, Lessing, Goethe, Schopenhauer, Schiller), Karma, Runden und Rassen. Adepten — „weiße Loge". Bewußtsein — Materie — Äther — Elementarwesen.

II. Teil: Auf dem Wege zur Wahrheit.

Die zwei Wege. Entwicklung. Das Geheimnis der Erlösung. Gefahren des „steilen Weges". Weisheit und Liebe. Okkulte Fähigkeiten und Kräfte. Die Versuchungen Jesu. Der Körper als Werkzeug des Geistes. Mäßigkeit und Abstinenz. Vegetarismus aus ethischen Gründen. Sexuelle Mäßigung. Vom Kampf zwischen Begierde und Vernunft. Die letzte Strecke. Wie weit sind wir? Vom Suchen und Finden.

III. Teil: Ergänzungen und Erläuterungen.

Vom „historischen Christus". Vom „wahren Glauben". Vom „Bösen" — „Himmel" und „Hölle". „Wirklich" und „unwirklich". Gedanken und ihre Beherrschung. Pessimismus — Optimismus. Lebensreform: die Taktik des Ausweichens und die des Tributzahlens, Vegetarismus in der Praxis — Körperkultur, Bedürfnislosigkeit. Zur sozialen Frage. Vom „Wunder". Was sagt aber die Wissenschaft? Theosophische Literatur. Schlußwort.

Anhang: Alte und neue Weisheit in Zitaten.

Prozeß Leipziger Wirtschaftlicher Ärzteverband gegen Gottlieb. Herausgegeben vom „Zentralverband für Parität der Heilmethoden", Heidelberg-Handschuhsheim. Preis 50 Pfennig.

Zum Zwist der Krankenkassen mit dem Leipziger Wirtschaftlichen Ärzteverband liefert eine soeben erschienene Broschüre des Zentralverbandes für Parität der Heilmethoden E. V. einen bemerkenswerten Beitrag. Es handelt sich um einen Rechtsstreit, den sein Vorsitzender, Gottlieb, mit dem Leipziger Verband vor dem Amtsgericht Leipzig ausfocht. Von seiten der Krankenkassen war bisher schon der Standpunkt vertreten, daß auch der „Deutsche Ärztevereinsbund" nur ein Werkzeug in den Händen des Leipziger Wirtschaftlichen Verbandes sei und von diesem vorgeschoben werde, wenn dies für den Leipziger Verband zweckmäßig erscheine. In dem erwähnten Prozeß nun, so hebt die „Betriebskrankenkasse", das Organ des Verbandes zur Wahrung der Interessen der deutschen Betriebskrankenkassen zu Essen, in Nr. 11 ds. Jahrgs. hervor, erklärte der Syndikus des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes, Dr. Krueger-Berlin, als Sachverständiger, daß auf Grund der ganz besonderen, eigentümlichen organisatorischen Zusammenhänge des Ärztevereinsbundes und des Leipziger Verbandes Maßnahmen unter dem Namen des Ärztevereinsbundes auch als solche des Leipziger Verbandes bezeichnet werden können. „Der Generalsekretär des Leipziger Verbandes mußte," fährt die „Betriebskrankenkasse" fort, „vor Gericht die tatsächlichen Feststellungen als richtig anerkennen." In einem Schlußwort zu dem Prozeßbericht bedauert der Zentralverband für Parität der Heilmethoden im Hinblick auf das System des wirtschaftlichen Kampfes, den ein Teil der Ärzte gegen alles führe, was ihrem Gelderwerb Abbruch tue, daß „das Bild des ehrwürdigen Hausarztes damit für immer in der Versenkung verschwunden" sei.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift

zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	März 1914.	8. Heft.

„N-Strahlen" und „V-Strahlen."

Von einem Okkultisten, der zugleich Akademiker ist.

(Schluß.)

Außer dem im Vorhergehenden zitierten Aufsatz Peters in der »Uebersinnlichen Welt« ist inzwischen eine Artikelserie des gleichen Autors in den »Psychischen Studien«*) erschienen, die jedoch schon zum Teil in ganz anderem Tone gehalten ist.

P. führt darin auch einige gelungene, ernstliche Versuche von »Effluviographie« an, wie den von L. Tormin und G. Delanne. Und wenn inzwischen auch noch, wie es heißt, von dem Professor Fukarai in Tokio sogen. »Gedankenphotographien« (besser: psychische Projektionen) à la Darget ausgeführt worden sein sollen, deren Veröffentlichung in deutscher Sprache mir als bevorstehend bezeichnet wurde, so wäre es dennoch wahrscheinlich, daß die Experimente von Darget, so laienhaft sie im ganzen auftraten, dennoch einen richtigen Kern enthalten.

Der von P. zitierte Versuch des Prof. Vogel aus dem Jahre 1879 sollte seinerzeit als Gegenbeweis zu dem Experiment von Reichenbach mit nassen Platten dienen. Nun ist es sicher, daß in der Verdunstung ein störender Faktor gegeben war, den Reichenbach nicht auszuschalten wußte, da die Trockenplatten erst nach seinem Tode eingeführt wurden.

Heute ließe sich diese Fehlerquelle der Verdunstung sowohl vermeiden, als auch der Reichenbachsche Versuch unter Wärmeausschaltung vervollkommnet wiederholen, wenn man etwa folgende Anordnung treffen würde:

Als Empfangsapparat der zu prüfenden Strahlung dient ein Kabel aus wenigstens ein Dutzend dicken Drähten. Dieses bildet die Handhabe für eine Anzahl (3—4) Versuchspersonen, welche darum ihre

*) Vergl. Septemberheft 1913 u. vorh.

Körperstrahlung durch die gemeinsame Umklammerung mit den Händen vereinigen. In der Fortsetzung des Kabels lösen sich die einzelnen Drähte auseinander und treten in beliebiger Anordnung, sodaß sie eine ganz bestimmte Figur bilden, durch entsprechend angebrachte Oeffnungen eines Deckels, der seinerseits lichtdicht auf einer Entwicklungsschale aufliegt. Auch die Eintrittsstellen der Drähte im Deckel sind lichtabgedichtet. In der Schale liegt entweder eine Trockenplatte allein (mit der Schicht nach oben) oder eine Platte im Entwickler, — je nachdem, was sich als günstiger erweist. Es müßte jedenfalls ein langsam arbeitender Entwickler sein. Dieser bedeckt die Schicht etwa 15 mm hoch und die Drahtenden tauchen oben 5 mm tief ein, sodaß sie in einem Abstand von ca. 1 cm über der Platte eine, wie gesagt, vorher ausgewählte Figur bilden, z. B. eine Acht (8).

Wenn nun nach einer gewissen, erst als Optimum auszuprobenden Zeit das Bild einer Acht, wahrscheinlich in Form von punktierten Linien, entwickelt, so hat man zunächst nur ein Effluviogramm der allgemeinen Körperstrahlung gewonnen. Es kann sich jetzt zwar um keine Verdunstungswirkung mehr handeln, wohl aber ist die Wärme ein noch in Betracht kommender Faktor der Körperstrahlung. Er wird auf die Weise ausgeschaltet, daß man das obere (zusammengewundene) Ende des Kabels durch den Boden eines mehrere Zentimeter hohen Beckens gehen läßt, in dem fließendes Wasser unterhalten wird. Die Experimentation findet in der Dunkelkammer statt.

Unter diesen Bedingungen könnten nunmehr sehr geringe elektrochemische Wirkungen für die Störung der Versuchsergebnisse in Betracht kommen. Man entledigt sich ihrer durch einen Gegenversuch, indem man zur Kontrolle den Strom eines galvanischen Elements durch 2, 4 oder 6 Kabelenden schickt und darauf seine eventuellen Wirkungen auf der empfindlichen Schicht untersucht, um sie mit der der Hände überm Wasserbecken zu vergleichen, an deren Stelle man hier die Elementpole gesetzt hat. Ratsam ist es, immer entweder lauter linke oder lauter rechte Hände zu applizieren.

* * *

Indessen, solange diese photochemische Art des Nachweises noch so problematisch ist, braucht man die Arbeit keineswegs ruhen zu lassen. Man betritt eben den natürlichsten Weg: den der Forschung durch Sensitive. Vor dem ewigen Betrogenwerden fürchtet sich nur der, der seinem eigenen Mutterwitz nichts zutrauen darf. Man wird mir hier in der Erinnerung an die Schrenck-Notzingsche Affäre vielleicht sofort widersprechen. Allein, auch wenn man die Menschenkenntnis für gar nichts rechnen will, so liegen doch die Dinge hier ganz anders. Denn hier produziert nicht die Versuchsperson die Phänomene, sondern der Experimentator. Hier ist die Versuchsperson Beobachter und nichts als dieser. Was sollte da ein Einwand heißen wie: »Ach, das sind alles

subjektive Empfindungen!«? — In kürzester Zeit muß der Experimentator doch herausbekommen, ob der Sensitive phantasiert und dichtet oder ob er dasselbe Ding regelmäßig mit denselben (Strahlungs-, Leucht-, Gefühls-) Erscheinungen behaftet angibt. In der Dunkelheit kann der Experimentator mit Leichtigkeit seine Bedingungen so gestalten, daß der Sensitive keine Ahnung von der Natur des Gegenstandes hat, dessen Strahlung er feststellen muß.

Ich schließe also mit der Ueberzeugung, daß jedermann in der Lage ist, mit guten Sensitiven sich über die objektive Existenz der fraglichen Strahlungen Rechenschaft zu geben, und zwar heute schon.

Ueber Massensuggestionen.

Von **Veritas.**

Es ist eine dem Psychologen wohlbekannte Erscheinung, daß große Menschenmassen in herdenartiger Zusammenscharung zu einem bestimmten Zwecke für Suggestionen in ungewöhnlicher Weise empfänglich sind.

Man braucht nur sich selbst zu beobachten z. B. bei Pferderennen, im Theater, noch mehr als Soldat in Reih und Glied, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen.

Der Applaus einiger weniger, mit Energie durchgeführt, reißt, selbst wider bessere Ueberzeugung, eine größere Menge zu gleichem löblichen Tun fort. Das Hurrarufen beim Empfange fürstlicher Personen veranlaßt selbst waschechte Genossen, in den allgemeinen Ruf mit einzustimmen. In großen Volksversammlungen einstimmig gefaßte Resolutionen erscheinen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung dem einzelnen unbegreiflich. Das Volkssprichwort, daß die Herren am klügsten sind, wenn sie vom Rathause kommen, spricht somit unbewußt eine tiefe psychologische Wahrheit aus.

Es lagert über einer solchen örtlich vereinten Menschenmasse gewissermaßen eine geistige Atmosphäre welche das Wollen der Gesamtheit zu Gunsten des Wollens einiger weniger völlig aufzuheben imstande ist.

So schreibt der Franzose Le Bon in seiner »Psychologie der Massen«:

»Sobald die Aufmerksamkeit aller Anwesenden durch irgend ein Geschehnis, sei es ein Unglücksfall, eine kurze Ansprache oder das Vorlesen eines noch kürzeren Extrablattes, in eine bestimmte Richtung gelenkt wird, von diesem Augenblicke an formt sich der bisherige bloße Haufe zahlreicher Individuen zu einer Masse im psychologischen Sinne um. Und diese Masse, sie stellt ein besonders und mit eigener Seele begabtes Wesen dar, dessen Merkmale von denen der zur Masse vereinigten Individuen völlig verschieden und unabhängig sind, ähnlich den Zellen des Organismus, die durch ihre Vereinigung ein völlig neues Wesen mit völlig anderen Eigenschaften bilden.

»Die Menschen verlieren als Glieder der Masse das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit und im Zusammenhang damit das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, während sie andererseits durch die Tatsache der großen Anzahl mit einem berauschenden Machtbewußtsein erfüllt werden, das ihnen erlaubt, sich von der sonst wirksamen Selbstzügelung zu befreien und so sich auch von niederen Beweggründen leiten zu lassen. Dazu kommt, daß die Glieder einer Masse der Suggestion und der Ansteckung so widerstandslos ausgesetzt sind, daß sie ihr persönliches Interesse zu Gunsten des vermeintlichen Gemeinwohles nur zu leicht zurücktreten lassen.«

Diese Degradierung zum Mitgliede einer Herde, die einem Leithammel mechanisch nachfolgt, ist für den »homo sapiens« eine wenig schmeichelhafte Erkenntnis, die abermals den Gedanken nahegelegt, daß der Mensch für gewöhnlich nicht unter der Herrschaft seiner höheren Geisteskräfte steht, sondern den niederen Neigungen und Begierden zu folgen vielmehr willens ist, geführt und beherrscht durch Massensuggestionen.

Nur Erleuchtete, die dieses Verhältnis durchschauen und ernstlich bestrebt sind, sich geistig zu fördern, reißen sich von der Masse los, führen ein Sonderdasein und mühen sich, der Stimme der Stille in ihrem Innern, dem Dämon in ihrer eigenen Brust zu folgen. Wer es vermag, inmitten der sinnentrunkenen Masse, integer vitae, dem Führer in seiner Brust unbeirrt zu folgen, den bezeichnet man als einen Meister, ein Meister und Beherrscher seiner eigenen niederen Natur.

Wenn wir den Begriff »Massensuggestion« etwas weiter fassen und darunter alle Suggestionen verstehen, welche die Massen beherrschen, so müssen wir zugeben, daß auch ohne örtliche Zusammenscharung die Menschheit stets einer ganzen Anzahl von Massensuggestionen unterlegen war, die nur ganz langsam anderen besseren Erkenntnissen weichen.

Von ganz besonderer Hartnäckigkeit und langer Dauer erweisen sich Massensuggestionen auf dem Gebiete des religiösen Glaubens und der damit zusammenhängenden Weltanschauungen, da hier die Grundlagen und Bedingungen, auf denen sich eine der Mehrheit mehr angenäherte Erkenntnis aufbauen könnte, besonders schwankend und unzuverlässig sind.

Man betrachtet das Gebiet des religiösen Glaubens als ein Gebiet für sich, das keine Vergleichung zuläßt mit anderen Gebieten menschlicher Geistestätigkeit. Schon diese Ueberzeugung ist zur Massensuggestion geworden und veranlaßt z. B. unsere Naturwissenschaftler, alles, was mit religiösem Glauben irgendwie zusammenhängt, als der exakten Forschung unzugänglich abzuweisen.

Infolgedessen steht die heutige fortgeschrittene Naturwissenschaft in einem krassen Gegensatz nicht zu der Religion, deren auf Intuition beruhender Ewigkeitsgehalt stets wahr bleibt, sondern zu den aus menschlichen Dogmenverbrämungen hervorgegangenen Weltanschauungen.

Hier eine Versöhnung anzubahnen zwischen religiösem Fühlen und

naturwissenschaftlichem Denken ist die vornehmste Aufgabe unserer Zeit. Man hat sich auf religiösem Gebiete das vernünftige Denken zu Gunsten unkontrollierbarer Dogmen so gründlich abgewöhnt, daß man Tatsachen und auf diesen aufbauende Denker, die eine natürliche Gesetzmäßigkeit im scheinbaren Wirrwarr des Uebersinnlichen mit Erfolg nachzuweisen sich bemühen, verhöhnt und verspottet.*) Ehrliche Philosophen der Gegenwart fühlen diesen Zwiespalt. So schreibt der Leipziger Philosoph Johannes Volkelt.**)

»Durch die jüngste philosophische Entwicklung geht ein mutiger, glaubensstarker idealistischer Zug. Es wird die schöpferische Natur des Denkens, die Selbständigkeit der Idealwelten, die Ueberordnung des Sollens über das Sein verkündet und begründet. Dies alles soll freilich nicht in metaphysischem, sondern nur in tranzendental-logischem, in erkenntnistheoretischem, in methodischem Sinne verstanden werden.

»Meines Erachtens würde dieser Neu-Idealismus, wie er besonders durch die tapfere Marburger Schule vertreten wird, nur dadurch Halt und Sinn gewinnen, wenn er an die Stelle der tranzendentalen Verflüchtigungen eine offen eingestandene Metaphysik setzte. Ich finde in all den Erörterungen, Betrachtungen und Ergüssen, die in unseren Tagen dem Problem einer neuen Religion in einer fast überschwemmenden Weise gewidmet werden, dies als einen Grundmangel, daß dabei die Religion meistenteils von Weltanschauung abgelöst, alles objektiven Wahrheitsgehaltes entkleidet und in eine lediglich subjektive Erregungsart gesetzt wird.«

Daß eine solche objektive Metaphysik im wissenschaftlichen Okkultismus eines du Prel z. B. schon längst vorhanden ist, wissen auch sonst erleuchtete Köpfe noch nicht. Ja weshalb nicht? Weil die Massensuggestion, daß der gesamte Okkultismus amerikanischer Humbug und Schwindel sei, die Köpfe gefangen hält. Selbst wenn man erkannt hat, daß mehr dahinter steckt als die Tageszeitungen zugeben, fürchtet man doch den Spott und hütet sich, sich wissenschaftlich unmöglich zu machen.

»Quand il y a un Dieu, on le trouvera« sagte einst ein geistreicher und freigeistiger Franzose (ich glaube, es war Voltaire).

Man kann, wie so vieles, sogar diesen verwegenen Ausspruch mit einer Bibelstelle decken, nämlich: »Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.«

Versteht man unter Geist hier nicht das, was vulgär darunter verstanden wird, nämlich den Intellekt, sondern was die esoterische Forschung der neueren Theosophie darunter verstanden wissen will,

---

*) Als einer der ersten Naturwissenschaftler, die versucht haben, auch im Uebersinnlichen eine natürliche Gesetzmäßigkeit aufzufinden, kann wohl Drummond gelten mit seinem Buche: »Das Naturgesetz in der Geisteswelt.«

**) Joh. Volkelt: »Was ist Religion?« S. 22 und 23.

nämlich den ewig bleibenden göttlichen Wesenskern des Menschen, der, im Gegensatz zur wechselnden Persönlichkeit, seine eigentliche bleibende Individualität ausmacht, so kann man sich wohl damit einverstanden erklären, denn nur Göttliches kann Göttliches erkennen und verstehen.

Doch so weit wollen wir hier nicht gehen, wir wollen nur im Anschlusse an den Ausspruch des Franzosen die These aufstellen: »Gibt es eine unsterbliche menschliche Seele, so wird man sie auch finden.« Die Massensuggestion, welche Gebildete und Ungebildete in ihren eisernen Armen gefangen hält, veranlaßt die Massen, denjenigen, der einen solchen kühnen Ausspruch wagt, mit mitleidigem Lächeln zu ignorieren. Man weiß es ja besser, denn schon vor 100 Jahren hat Kant bewiesen, daß das »Ding an sich«, Gott und die Unsterblichkeit der Seele unerforschbar und unbeweisbar sind, da uns jegliche Erfahrung hierüber abgeht.

Warum also sich mit Illusionen abquälen, die stets für uns Illusionen bleiben werden! Die Massensuggestion, daß uns jede objektive Erfahrung über das Wesen und die eventuelle Unsterblichkeit der menschlichen Seele abgehe, besteht heute noch trotz des ungeheuer reichhaltigen Tatsachen-Materiales, das z. B. von der englischen »Society for psychical Research« in streng wissenschaftlicher Weise gesammelt worden ist.

Unserer heutigen Anschauung von einer allmählichen Entwicklung aller natürlichen Dinge, zu denen auch die menschliche Seele zählt, widersprechen die okkultistischen und speziell spiritistischen Beobachtungen durchaus nicht, sie bestätigen sie im Gegenteil. Dieser eine Gedanke einer allmählichen Entwicklung der menschlichen Seele auch nach dem leiblichen Tode läßt uns die Höhen und Tiefen des praktischen Spiritismus durchaus verständlich erscheinen, und die tief eingewurzelte Abneigung unserer Gelehrten gegen die spiritistische Hypothese ist, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, eigentlich unverständlich.

»Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.«

Mit diesem Ausspruche hat Goethe in meisterhafter Weise den Gegensatz gezeichnet, in dem gewisse beobachtete Naturvorgänge zu unseren althergebrachten Vorstellungen vom natürlichen Geschehen stehen. Gerade die spontanen Spukvorgänge sind es, die uns mit der Nase darauf stoßen, daß es mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, da sie sich wider den Willen der Beobachter ereignen, ja diesen oft empfindlichen Schaden verursachen.

Wäre die Unsterblichkeit der menschlichen Seele in Wahrheit völlig unbeweisbar, auch im exakt-wissenschaftlichen Sinne, so stünde es schlimm um den geistigen Fortschritt der Menschheit, denn mit logischen Deduktionen allein gibt sich die heutige Menschheit nicht mehr zufrieden. Sie verlangt mit Recht auch für die Hauptwahrheiten der Religion eine objektive Grundlage.

Wenn wir das Wort »Beweis« allerdings im rein mathematischen Sinne nehmen, so müssen wir uns bescheiden. Doch wie vieles in den

Naturwissenschaften ist mathematisch beweisbar? Nach einer kurzen Reihe nachweisbarer Kausalzusammenhänge stehen wir überall vor dem Rätsel. Nehmen wir z. B. die okkulte Tatsache des zeitlichen Fernsehens beim Menschen als bewiesen an, und wir können dies, was folgt logisch aus dieser Ueberflügelung der Zeit durch den menschlichen Geist? Doch nichts anderes, als daß etwas im Menschen lebt, das über der Zeit steht, dem das phänomenale Nacheinander der Ereignisse sich auflöst in ein Nebeneinander.

Wer allein aber steht über Raum und Zeit als der absolute Geist, die Gottheit. Wer also lebt im Menschen? Nun, eben die Gottheit! Aus dem Munde der Pythia in Delphi sprach, nach dem Glauben der Griechen, der Gott Apollo. In ihr (der Gottheit) leben, weben und sind wir. Dieser pantheistische Ausspruch des Apostels Paulus findet demnach in der okkult-wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit eine objektive Bestätigung, an der nicht zu rütteln ist.

Daß der Geist Gottes nicht nur im Menschen lebendig ist, sondern die ganze Natur gleichmäßig durchdringt, beweist die zeitliche Vorausschau der Tiere von elementaren Ereignissen, wie Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Der Okkultismus nun unternimmt es, auch den Seelenbeweis auf Grund einer Reihe von parallel laufenden Tatsachen im Gebiete des Somnambulismus und des Spiritismus anzutreten. Doch das verpönte Wort »Spiritismus« erinnert uns daran, daß wir wieder vor den Folgen einer Massensuggestion stehen.

Seit 50 und mehr Jahren wird den Kulturvölkern von ihren wissenschaftlichen und religiösen Führern gepredigt, daß der Spiritismus ein grandioser amerikanischer Schwindel sei.

Den Frommen wird gesagt, er sei eine großartige Inszenierung des Satans zum Verderben der Kirche (Egbert Müller). Die Presse, wie stets mit dem Strome des offiziellen Wesens schwimmend, stößt in dasselbe Horn, alles todschweigend, was dafür spricht, und mit Triumphgeschrei jede Entlarvung eines Mediums, mag sie auch sonst noch so anfechtbar sein (s. Prof. Münsterberg) der schmunzelnden Philisterherde verkündend.

Was Wunder, daß sich diese Suggestionen in den Köpfen der Masse festgesetzt haben wie Keile.

Die Macht dieser Suggestionen verhindert selbst geistig hochstehende Männer, deren Grundsatz es sonst ist, kein Ding ohne gründliche Untersuchung und Studium zu verwerfen, an diesen Dingen mit überlegenem Lächeln vorbeizugehen. Man weiß ja — einer redet es dem andern besinnungslos nach — daß es heutzutage keine Wunder mehr gibt. Und da kommen diese verrückten Spiritisten und wollen uns mit ihren Erzählungen von Materialisationen und Fernwirkungen um Jahrtausende zurückbringen. Nein, darüber ist man, Gott sei Dank, heutzutage gründlich hinaus. Damit gibt sich kein wahrhaft gebildeter Mensch mehr ab, es sei denn, er ist einem krankhaften Mystizismus verfallen.

»Krankhafter Mystizismus«, das ist das Schlagwort unserer Zeitungen, mit dem sie jeden Versuch, die Tatsächlichkeit okkulter Erscheinungen beweisen zu wollen, niederschlagen. Diese überklugen Journalisten und Redakteure, die das Gras wachsen hören, haben keine Ahnung, daß sie das Opfer einer Massensuggestion sind und vor den Augen der Wissenden mit Grazie ihre Hammelsprünge zum besten geben.

Als ob das Forschen nach Wahrheit auf einem Gebiete, dem unleugbare Erfahrungstatsachen zu Grunde liegen, krankhaft wäre und als ob nicht jedem Dinge der Erscheinungswelt etwas Mystisches zu Grunde liegt. Man verwechselt hier, wohl mit Absicht, die Begriffe »Mystik« und »Mystizismus«. Daß auf diesem schwierigen Gebiete Schwindel getrieben wird, und ganz besonders in Amerika, weiß jeder Okkultist, aber ebenso weiß er auch, daß seine Wissenschaft im Grunde die interessantesten und für den Menschen wichtigsten Wahrheiten predigt.

Wer das weite Gebiet des Okkultismus mit Mühe und Fleiß, kein Opfer und keinen Spott scheuend, gründlich durchackert hat, der kann sehr wohl aus diesem Studium, verbunden mit eigenen Erfahrungen, als Frucht eine sichere Ueberzeugung davontragen, die ihm ein Trost im Leben und Sterben bleiben wird. Vor den Erfolg aber setzen die Götter den Schweiß. Da liegt der Hase im Pfeffer. Selbst bei vorhandenem Interesse unterziehen sich die wenigsten der Mühe eines gründlichen Studiums. Wohl suchen sie nach augenscheinlichen Beweisen, doch selbst wenn ihnen solche geboten werden, so fehlt ihnen doch die Lust und Energie zum erhaltenden Studium.

Die gemachten Erfahrungen geraten nach kurzer Zeit ins Schwanken und gehen entweder im Meere des Skeptizismus elend zu Grunde oder sie zeitigen in den Köpfen Gebildeter und Ungebildeter Anschauungen vom Jenseits, die nach du Prel denjenigen eines mittelalterlichen Kapuziners über diese Dinge in nichts nachstehen und welche selbstverständlich das Hohngelächter der Welt herausfordern.*)

Solche Erfahrungen, und sie allein werden ja hauptsächlich durch die Presse kolportiert, sind natürlich nicht geeignet, die Massensuggestion, daß der gesamte Okkultismus Schwindel sei, aus den Köpfen zu entfernen und das Licht der Erkenntnis in ihnen zu entzünden.

Wird diese Massensuggestion wohl jemals ganz vom Lichte der Wahrheit überwunden werden können? Wohl kaum, denn der Gegenstand, auf den sie sich erstreckt, berührt, obwohl selbst auf dem Gebiete der Naturwissenschaft liegend, religiöse Fragen von großer Wichtigkeit.

---

*) Wenn z. B. ein durch einen Prozeß bekannt gewordener Spiritist behauptet, daß der Geist des 1541 gestorbenen Arztes und Philosophen Parazelsus sich heute noch damit beschäftige, ihm Rezepte zu Mund- und Zahnwässern zu diktieren, so ist diesem Manne eben nicht zu helfen.

Auf dem Gebiete der Religion aber handelt es sich für die meisten Menschen nicht um Wahrheit oder Trug, sondern um Wollen und Nichtwollen.

Hier glaubt ein jeder nur das, was seiner inneren Natur konform ist: »Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zum Spott.«

Wenn es wahr ist, daß die Weltgeschichte aus dem Kampfe des Glaubens mit dem Unglauben besteht, dann wird auch der Vertreter okkulter Wahrheiten stets nur ein Kämpfer, aber nie vollkommener Sieger sein.

Wie sagt doch Goethe:

»Die Vorurteile der Menschheit beruhen auf dem Charakter, deshalb sind sie mit seinem Zustand vereinigt und unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.« Je nach ihrem geistigen Entwicklungsgrade werden die Menschen sich zustimmend oder abweisend verhalten. Sie haben auch, wie schon erwähnt, noch nicht gelernt, die natürliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens auf das Uebersinnliche anzuwenden und huldigen auf diesem Gebiete entweder einem schrankenlosen Subjektivismus oder sie lassen sich durch Massensuggestionen völlig beherrschen.

Der Okkultismus befindet sich dazu in einer ganz besonders üblen Lage, da er keiner Partei schmeichelt. Kirchliche Orthodoxie und Liberalismus im trauten Vereine rufen über ihn ihr »Anathema«.

Erstere deshalb, weil er etwas anderes lehrt über den Zustand nach dem Tode als sie selbst, letzterer deshalb, weil er überhaupt etwas lehrt, was dem religiösen Glauben einen positiven Rückhalt geben kann, noch dazu mit Hilfe von Tatsachen, über die der Liberalismus von jeher die Lauge seiner seichten Aufklärung ausgegossen hat. Muß nicht demjenigen, der die Wahrheit kennt, soweit sie uns als Menschen überhaupt zugänglich ist, das Gebahren der Welt im höchsten Grade kurios erscheinen?

Die Theologie kämpft mit stumpfen Waffen gegen Atheismus und Materialismus. Wohl vermag sie dem Gegner nachzuweisen, daß auch seine Waffen schartig sind und daß auch er, auf seinem eigensten Gebiete, auf den Glauben angewiesen ist. Aber etwas Positives vermag sie ihm nicht entgegenzustellen, denn den verachteten Okkultismus, der allein scharfe Waffen liefern könnte, hierzu zu benutzen, fällt ihr nicht im Traume ein. Man hat ungeheuren Respekt vor allem möglichen Blödsinn, der aus den Köpfen der Menschen entsprungen ist, die einfache Sprache der Natur aber, die in Tatsachen redet, verachtet man.

Philosophie und Naturwissenschaft hüten sich, sich mit dem verpönten Okkultismus zu kompromittieren. Da könnte es ja passieren, daß alte Weiber Recht hätten und die größten Schulphilosophen Unrecht. So etwas darf auf keinen Fall zugegeben werden, selbst wenn man dabei Gefahr läuft, in der eigenen Unfruchtbarkeit zu ersticken.

Die Naturwissenschaft, soweit sie sich überhaupt mit der Unter-

suchung okkulter Tatsachen befaßt, greift zu den abenteuerlichsten Hypothesen, nur um der in einigen Fällen viel einfacheren und näher liegenden spiritistischen Hypothese entraten zu können.

Die historische Seite dieser Wissenschaft vernachläßigt sie völlig und erkennt als Tatsache nur das an, was sie selbst konstatiert hat.

Wem kommt bei der Beobachtung solch lächerlichen Gebahrens nicht der Gedanke: »Euch geschieht, wie ihr es verdient.« Wessen Kausalitätsbedürfnis so flach ist, daß es eine Massensuggestion zu ersticken vermag, der ist auch nicht wert, daß ihm Wahrheit zuteil wird. Mögen sie weiterhin mit theatralischer Geberde nach Wahrheit rufen, während sie mit eigener Hand sich eine Binde vor die Augen binden, um nur die Wahrheit nicht zu sehen, die, nur mit einem dünnen Schleier bedeckt, hnen vergeblich winkt. Unangefochten durch der Menschen närrisches Gebahren aber schreitet die Wahrheit ihres Weges, gestützt auf den Stab unanfechtbarer Tatsachen, welche auf die Dauer doch nicht geleugnet werden können und die ihr, im Bunde mit Vernunft und Logik, doch endlich zum Siege verhelfen werden.

Astrologie und Kabbalah.

Von **Philo**
M.O.N.F.

In Nr. 10. (Jahrgang VI) dieser Zeitschrift findet sich eine kurze Besprechung des Buches: »Les Mystères de l'Horoscope« von »Doctor« Ely Star, der ich meinerseits noch einige aufklärende Worte hinzufügen möchte. Und, um es kurz zu machen: das Buch Ely Stars ist nichts weiter als eine plumpe und schamlose literarische Freibeuterei oder, deutlicher gesagt, Diebstahl an dem geistigen Eigentum eines Toten.

Doch zunächst, wer ist jener sich sans gêne »Doctor« titulierende Herr Ely Star. Es ist ein früherer Gehilfe des bekannten Zauberkünstlers Robert Houdin, der nach dem Austritt aus den Diensten des letzteren sich genötigt sah, einen neuen Erwerbszweig zu ergreifen. Daher seine Fertigkeit im Eskamotieren.

Ich beabsichtige natürlich nicht, eine solch schwere Anklage zu erheben, ohne stichhaltige Beweise dafür beizubringen, und lege dieselben in folgendem kurz dar.

Um das Jahr 1863 erschien zu Paris aus der Feder eines nun lange verstorbenen, gelehrten französchen Okkultisten, des früheren Bibliothekar am Unterrichtsministerium P. Christian,*) unter dem Titel: »l'Homme rouge des Tuileries« ein ca. 400 Seiten starker Oktavband, der sofort bei seinem Erscheinen das Interesse aller Freunde der Geheimwissen-

*) Pseudonym.

schaften in hohem Grade erregte. Es dürfte meinen Lesern vielleicht bekannt sein, daß unter Napoleon I. in der französischen Armee ganz allgemein der Glaube verbreitet war, daß der Kaiser einen Schutzgeist oder Spiritus familiaris besitze, den er aus Aegypten mitgebracht habe und der ihm die Zukunft enthülle und gute Ratschläge erteile. Viele der im Tuilerienpalaste aufgestellten Schildwachen behaupteten steif und fest, jenen Geist mehrmals in Gestalt eines kleinen, in einen weiten roten Mantel gehüllten Männchens erblickt zu haben, der lautlos an ihnen vorbeischwebte, um in den Gemächern des Kaisers zu verschwinden.

Auf dieser Volkslegende baut nun Christian in dem oben erwähnten Buche eine äußerst spannende Erzählung auf. Jener geheimnisvolle Rotmantel der Tuilerien erscheint darin als ein alter, tiefgelehrter Benediktinerabt, welcher Napoleon I., als derselbe noch einfacher Brigadegeneral unter dem Direktorium war und kein Mensch seine glänzende spätere Laufbahn ahnte, seine Erfolge, seinen Sturz und sein trauriges Ende in St. Helena mit Hilfe der kabbalistischen Astrologie genau vorausgesagt habe, ebenso wie er dies schon früher für den unglücklichen König Ludwig XVI. getan. Zum Danke gewährte Napoleon dem Alten Wohnung und Unterhalt im Tuilerienschlosse, wo er still und unbekannt seine letzten Lebensjahre verbrachte und wenige Wochen vor der von ihm prophezeiten Erhebung seines Wohltäters auf den französischen Kaiserthron (1804) die Augen für immer schloß.

Das Buch Christians: »l'Homme rouge des Tuileries« war schon bald nach seinem Erscheinen total vergriffen und ist heute so selten geworden, daß Pariser Antiquare dafür 50—70 Franks verlangen und willig gezahlt erhalten, wenn ab und zu ein Exemplar davon sich findet — der beste Beweis für dessen hohes Ansehen. Auch dem Schreiber dieser Zeilen ist es erst nach jahrelangem Suchen gelungen, ein Exemplar dieses Buches zufällig bei einem großen Londoner Antiquar zu erwerben.

Gerade auf die außerordentliche Seltenheit jenes Werkes baute nun der ehrenwerte »Doctor« Ely Star seinen Plan. Er kalkulierte einfach so:

»Nach jenem Buch ist starke Nachfrage. Der Autor ist tot; sein Werk ist längst vergriffen, äußerst selten und daher in weiteren Kreisen fast gänzlich unbekannt. Stutzen wir es aber nach eigenem Ermessen etwas zurecht. Wenn ich es dann in etwas »modifizierter« Gestalt als meine eigene Geistesarbeit neu herausgebe und unter meinem geschätzten Namen erscheinen lasse, so wird sicher kein Mensch ahnen, daß es sich dabei um ein ganz gemeines Plagiat handelt. Jedenfalls mache ich dabei ein gutes Geschäft, und vom Gelde hat ja bekanntlich selbst ein römischer Kaiser gesagt: »Non olet!« Also: frisch ans »Werk«!«

Und so erschien plötzlich unter dem hochtrabenden Titel:

»Les Mystéres de l'Horoscope.«
par
le »Docteur« Ely Star.

zu Paris ein stattlicher Oktavband, enthaltend sinn- und verständnislos zusammengestellte Bruchstücke aus dem Christianschen Buche.

Und die Spekulation unseres Plagiators erwies sich als eine richtige. Sein Buch wurde gelesen, gekauft, verschlungen und unser »Herr Doctor« rieb sich vergnügt die Hände. Was focht es ihn an, einen Toten beraubt zu haben, was kümmerte es ihn, eine uralte Geheimwissenschaft zu entstellen und, zum wideren Zerrbilde verkehrt, marktschreierisch der gaffenden Menge anzupreisen? — »Non olet!«

Eines hat Ely Star in seinem Buche einwandsfrei bewiesen: daß er nämlich auch nicht den Schimmer einer Ahnung weder von Astrologie noch von Kabbalah besitzt. Und doch ist eine gründliche Kenntnis dieser beiden Wissenschaften gerade für das Verständnis des Christianschen Buches »l'Homme rouge des Tuileries« ganz unerläßlich, da viele Kapitel desselben von dem Verfasser absichtlich dunkel und doppelsinnig geschrieben wurden. Man merkt bei der Lektüre jenes Buches deutlich, daß der Autor nur widerwillig ein Wissen der Menge preisgibt, das im Altertum als strenges Geheimnis der alten Tempelweisheit sorgfältig behütet und nur wenigen erprobten Eingeweihten anvertraut wurde. So wird man denn auch in dem Buche Christians ganz vergeblich nach der Erklärung und der Theorie jener seltsamen »Cercles fatidiques Planètaires« oder Schicksalskreise suchen, obwohl gerade auf ihnen das ganze System der kabbalistischen Astrologie sich aufbaut.*) Wenn nun auch diese Zurückhaltung für uns Okkultisten leicht verständlich ist, so hat sie doch andererseits leider dazu beigetragen, das System der kabbalistischen Astrologie bei vielen Okkultisten in ein falsches Licht zu setzen, denn wie soll man Vertrauen zu einer Methode haben, deren Theorie und Grundprinzipien in Dunkel gehüllt bleiben, so daß jede kritische Prüfung derselben unmöglich ist.

Aus diesem Grunde hat sich Schreiber dieses, der sich bereits viele Jahre mit dem eingehenden Studium der Kabbalah in ihren Beziehungen zur Astrologie beschäftigt, auf das Drängen vieler Freunde jener Wissenschaften entschlossen, das Ergebnis seiner Studien dazu zu benutzen, um eine neue, sorgfältig revidierte und sehr beträchtlich erweiterte Ausgabe des seltenen Christianschen Buches herauszugeben.**) Dieselbe

---

*) So schrieb mir im Dezember 1909 ein befreundeter Pariser Okkultist und Astrologe »Je n'ai jamais jen saisir la Clef des »Cercles fatidiques« de christian«, und so ist es noch vielen andern ergangen. Auch ich habe mich lange damit gequält, ehe ich den Schlüssel dazu gefunden.

**) Dieselbe soll noch in diesem Jahre, zunächst in französischer Sprache, erscheinen. Das Manuskript dazu ist bereits vollendet.

soll zwei starke Bände umfassen, in deren erstem die ganze Theorie und Praxis jener so hoch interessanten Lehre erschöpfend behandelt ist, während der zweite Band alles notwendige Tabellenmaterial umfaßt.

Die Verbindung der kabbalistischen Buchstaben- und Zahlenmystik mit der Astrologie ist uralt. Bereits im Papyrus No. V der Leydener Bibliothek finden sich diverse darauf beruhende Wahrsagungsmethoden beschrieben, wie z. B. die sogenannte »Sphäre des Democritos«. Dieselbe ist unstreitig das Werk eines jener alten »Ἰάτρομα θηματικοί« oder Arzt-Astrologen, deren die alten Autoren häufig erwähnen und welche den Verlauf und den Ausgang der Krankheiten nach kabbalistischer Manier im voraus berechneten. Von ihnen spricht Z. B. Horapollon I. 38, und in dem wenig bekannten Werke Idelers: »Physici et medici graeci minores« (Berlin 1846. 2 Bd.) findet sich ein hierauf bezüglicher, dem Hermes zugeschriebener Traktat. Die Prophezeihung geschehe mit Hilfe eines Zahlenkreises oder einer Zahlentafel und unter Berücksichtigung des Alters des Kranken, der Summe der Zahlenwerte, der Buchstaben seines Namens, Tag der Erkrankung, Dauer derselben und genaue Beobachtung der entsprechenden Mondphasen.

Der bekannte französische Chemiker und Akademiker M. Berthelot, der behufs seiner Studien über die Chemie des Altertums und des Mittelalters die astrologisch-alchemistischen Handschriften der Nationalbibliothek in Paris genau durchforschte, hat darin mehrere solcher mystisch-kabbalistisch-astrologischen Zahlenkreise entdeckt und deren 2. Teil abgebildet.*) So wird zweifelsohne auch Christian unter den mancherlei Manuskripten der seiner Obhut anvertrauten Bibliothek eine ganze Reihe entdeckt haben, die ihm wertvolles und willkommenes Material für seine kabbalistisch-astrologischen Studien lieferten.

Wer in das Wesen und den Ideenkreis der kabbalistischen Astrologie tiefer einzudringen wünscht, muß sich vor allem völlig vertraut machen mit den tief bedeutungsvollen symbolischen Bildern, die unter dem Namen »Tarot« bekannten Karten**) und deren esoterische Bedeutung gründlich studieren. Hier näher darauf einzugehen verbietet mir der Raum, ich muß daher den wißbegierigen Leser auf das ausgezeichnete Werk von Papus (Dr. Encausse): »Le Tarot des Bohémiens. Clef absolu de la Science occulte. Paris 1888« verweisen, worin er alles Nähere finden wird. Hier genüge es zu sagen, daß die 22 ersten Figuren oder symbolischen Kartenbilder des Tarot (die sogenannten »Grands Arcanes«) in ihrer Verbindung mit den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabeths und deren kabbalistischen Zahlenwerten, sowie den ihnen entsprechenden Gestirneinflüssen, dem Eingeweihten gewisse

---

*) M. Berthelot: »Introduction à l' ê'tude de la chimie des ancicus et du moyen-âge.« Paris 1889. Seite

**) In Oesterreich in etwas modifizierter Form als »Tarok-Karten« bekannt.

okkulte Formeln liefern, welche es ihm ermöglichen, die Lebensschicksale eines Menschen, dessen Namen, Jahr, Tag und Stunde der Geburt bekannt sind, mit geradezu unheimlicher Sicherheit vorherzusehen. Ja selbst die Geschicke eines Reiches oder einer Nation vermag man so bis zu einem gewissen Punkte im voraus zu bestimmen.

Als Beleg für die Zuverlässigkeit jener kabbalistisch-astrologischen Methode führt Christian in seinem Buche die Horoskope dreier geschichtlich hervorragender Fürsten an: Ludwig XVI., Napoleon I. und Napoleon III. Und wenn er, der unter dem dritten Napoleon lebte, es aus leicht begreiflichen Gründen unterlassen mußte, das Horoskop dieses Regenten bei dessen Lebzeiten bis in seine letzten Einzelheiten öffentlich durch den Druck bekannt zu geben, so genügt für den Eingeweihten ein Blick auf die betreffende Himmelsfigur, um alles das klar zu erkennen, was Christian im Jahre 1863 nicht sagen konnte und durfte. Jedenfalls ist die Uebereinstimmung der aus dem Horoskopen genannter drei Herrscher sich ergebenden Prognostika mit den geschichtlichen Ereignissen eine so geradezu unheimlich genaue, daß man unwillkürlich sich gedrungen fühlt, jene seltsamen Berechnungen auf ihre Stichhaltigkeit dadurch zu prüfen, daß man dieselbe Methode zur Erforschung seines eigenen Schicksals anzuwenden versucht, oder um die Geschicke derjenigen vorauszusehen, die unserem Herzen teuer sind.

Indem ich alles Vorhergesagte also nochmals kurz zusammenfasse, wiederhole ich, daß das Buch des »Doctors« Ely Star ein total verballhorntes, entstelltes und wertloses Plagiat des Werkes von P. Christian: »l'Homme rouge des Tuileries« ist und nur geeignet erscheint, die uralte, echte kabbalistische Astrologie in den Augen jedes nur einigermaßen tiefer eingeweihten Okkultisten herabzusetzen und zu entwürdigen. Wie ein so ernster und um die okkulte Forschung so hochverdienter Gelehrter, als es der bekannte französische Astronom C. Flammarion ist, sich dazu verstehen konnte, zu dem Machwerke Ely Stars sozusagen als Reklame eine Vorrede zu schreiben, ist uns absolut unverständlich und unter allen Umständen tief zu bedauern. Denn gerade erst hierdurch erhält das Buch in den Augen des mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht vertrauten Lesers einen falschen Nimbus, den es in keiner Weise verdient.

E pur si muove!

Von **Dr. Walter Bormann.**

(Schluß.)

Bei aller Schärfe seiner Ueberwachungen hat der Verf. dennoch dem Medium gegenüber anderseits etliche Maßregeln der Schonung nicht abgelehnt, die er unter psychologischer Betrachtung und als Arzt nicht verweigern durfte. Die Gegner vergessen beharrlich, daß, wenn man unparteiisch über die Wirklichkeit einer Sache richten will, man fraglos

auch die Möglichkeit dieser Wirklichkeit in Obacht zu nehmen hat, und daß, wenn überhaupt die Medianimität Wahrheit ist, mit ihr unstreitig große seelische und physische Anstrengungen des Mediums einhergehen. Daß also bisweilen Ruhepausen dem Medium zugebilligt wurden, wobei dann der Vorhang geschlossen blieb, ist ein solches Zugeständnis, das als Fördernis des Betruges aber gar nicht in Frage kommen kann, wenn der oft während ganzer Sitzungen oder langer Zeiträume geöffnete Vorhang das Entstehen und Verschwinden der Teleplasmen bei sichtbaren oder gehaltenen Händen des Mediums vor aller Augen enthüllte. Die Gegner stoßen nichts desto weniger raubvogelartig auf alles, was vor der Welt den Schein des Truges unterstützen kann. Daß man nicht beliebig wild nach den Teleplasmen greifen darf, ist ferner ein bekanntes Gesetz der Schonung, dessen Nichtbeachtung wiederholt schon ernste Nervenstörungen der Medien herbeiführte, was, wenn Medianimität überhaupt Wahrheit ist, der Wahrscheinlichkeit kaum widerspricht. Die Schmerzensschreie der Medien hierbei kehren regelmäßig wieder, als ob man einen Teil ihres innersten Lebens antastete. Wird nicht auch dies wieder zur »Naturgeschichte« der Medien gehören?

Es wird die kindische Erklärung gegen das ganze Buch hervorgesucht, daß die zwei Medien des Verf. Ruminanten seien, d. h., daß sie beide die ungeheuer seltene Fähigkeit besitzen, Gegenstände zu verschlucken, aus dem Magen geräuschlos wieder heraufzuwürgen und auszuspeien und endlich abermals zu verschlucken. Das alles soll ohne jede wahrnehmbare Körperbewegung und ohne Gebrauch der Hände, deren Ueberwachung fast nie ausläßt, geschehen! Mit Einwilligung von Eva C. hat Verf. durch die Folgen eines ihr gegebenen Brechmittels diese Unmöglichkeit nochmals als unmöglich widerlegt. So wie die Mathematik die Zahl Unendlich mit Unendlich, eigentlich widervernünftig, potenziert, so wird da das Unmögliche potenziert mit dem Unmöglichen, um die Gegner zu bekehren. Hilft es? Nach solcher gänzlichen Niederlage meint der Gegner, dann müsse etwas anderes die Gaukelei beweisen! Wenn Einstiche im Vorhang und eine Stecknadel im Stuhlpolster entdeckt wurden, so wird dies gleich wieder als Beleg des Betruges verkündigt, und Eva C. soll mit dieser Nadel die vermeintlichen Teleplasmen am Vorhange zur Beschau durch ihre Hand befestigt haben. Wenn aber diese Bildungen frei entstanden und sich frei bewegten und entwickelten, darf auch die Anwendung der Nadel durch Telekinesie und ohne Hände zugegeben werden. Und wie ist diese Nadel, die vielleicht in der Tat bei den Sitzungen zur Anwendung kam, wenn nicht ihr Vorhandensein und die Einstiche auf andere Weise zu erklären sind, beim Aufhängen von Gebilden, die fraglos zum Teil plastisch sind, benutzt, wie ist sie eingestochen worden? Ich will auf mögliche Deutungen mich jetzt nicht weiter einlassen und nur betonen, daß wir uns hier auf dunklen Wegen befinden und die Antwort mit Vorsicht zu geben ist. Eine Stecknadel

und etliche Stiche sind aber, wie hier alles liegt, noch kein argumentum doli.

Der Verf. forderte ausnahmsweise den Dr. Kafka als Teilnehmer auf, ein Teleplasma auf der Schulter des Mediums zu ergreifen. Er tat es, und das Gebilde verschwand wiederum vor den Augen. Der Entlarvungsversuch mißglückte somit gänzlich. Ob nun das die Gegner zu Gunsten der Phänomene als Tatsachen stimmen wird? Jede gelungene Entlarvung, ob vielleicht auch nur als Schein, genügt, eine mißlungene darf nicht gelten. Es ist eitel, an eine rasche Bekehrung der Menge der Gegner auf diesem fremdartigen Gebiete zu glauben.

Niemals, um es zu wiederholen, hat sich bei dem stets überwachten Medium etwas gefunden, was seine Ehrlichkeit in Frage stellen könnte. Der Verdacht hat nirgends anderen Anhalt als an etlichem Auffallendem, was so unaufgeklärt bleibt, wie es der Ursprung der Gebilde an sich noch ist.

Erklärungen darzubieten setzt Verf. sich nicht zur Aufgabe, er will nichts als die Tatsachen gegen jede Möglichkeit des Zweifels feststellen. Auch die physikalischen Begründungen, die »Aether« und »Od«, »Animalmagnetismus« und Strahlen zur Hilfe rufen, läßt er daher bei Seite. Daher geht er auch auf keine metaphysische Erklärung ein, möchte aber die verbreitete spiritistische Hypothese entschieden zurückstellen gegen die zunächst von ihm vertretene psychodynamische Auffassung nach der Bezeichnung Morsellis, die sich von Metaphysik fern hält. Wiewohl wir die Meinung vertreten, daß zur Gesamtarbeit des Okkultismus nachgerade sowohl die naturwissenschaftlichen Erklärungsversuche wie die philosophische Vertiefung, deren Wert übrigens auch Verf. durch seine Teilnahme an den Schriften von Henri Bergson anerkennt, unentbehrlich sind, ist die Beschränkung eines einzelnen Werkes auf die Sicherung der nie genug erforschten Tatsachen durchaus berechtigt, und dieses ist hier zu einem Bollwerk geworden, über dessen Wälle nur lärmende Spatzenschwärme hinwegfliegen.

Die Fülle der Tatsachen erscheint schon in der Reihe ihrer natürlichen Entfaltungen dem denkenden Menschen nicht der Täuschung verwandt. Die Menge der dem Buche eingefügten kleineren und größeren Abbildungen erläutert die entstehenden Teleplasmen, wie sie am Körper des Mediums oder in seiner Nähe plötzlich erscheinen, wie sie in Selbstbewegung und Selbstgestaltung wachsen und sich wandeln, meistens zu organischen Formen sich entwickelnd. In der amorphen Erscheinung ist das Teleplasma durchsichtig, grau oder weiß, feucht, kalt, klebrig, dehnbar, schwer, wie man es auch durch die Befühlung erfuhr, die ausnahmsweise bewilligt wurde, indem sogar diese Masse sich in die Hände der Experimentierenden legte. Wie sie zunächst am Medium verweilt, so gab de Fontenay in einer Sitzung durch photographische Aufnahme ein lehrreiches Beispiel der Transfiguration des Mediums, dessen obere Ge-

sichtshälfte durch einen dunklen Helm und ein weißes Gewebe zugedeckt wird, während noch ungestalte Massen zwischen den Lippen ruhen und auf die Brust niederhangen. Außer organischen Bildungen kommt als Ausnahme einmal die Form eines Pantoffels oder es erscheint auch ein gestreiftes Bündel mit der rätselhaften Inschrift »Le Miroir« am Kopfe des Mediums. Häutige, eingeweideartige, filzige Gebilde treten auf und einmal hängt sich im Dreieck eine solche Form als Faden an den zwei Brustspitzen und dem Nabel von Eva C. auf. Dann gibt es Gebilde von Händen und Füßen, in flachem, aber auch in plastischem Zustande, wie es fraglos der eines Fingers ist, welcher ganz bizarr an solchem Eingeweidestreifen hängt. Mit der Entwicklung zu festen Organismen wird das Teleplasma trocken und scheint auch die Schwere allmählich zu verlieren. Hände greifen, zuweilen ohne sich sehen zu lassen, auch Gegenstände. Der flache Charakter ist nun vielfach noch den sich zeigenden Köpfen eigen, die bald verschwimmend, bald scharf abgeschnitten, dann immer doch ohne die einrahmende Umfläche, welche Zeichnungen auf Papier umgibt, mit selbsteigenem Dasein sich darstellen. In der Tat scheint selbsteigenes Leben schon solchen flacheren Bildungen eingesenkt und eine innerliche Plastik in ihrer gleichwie durchsichtigen Fläche der festeren Ausgestaltung entgegenzudrängen. Bei denselben Köpfen erblickt man die plastische Formung in ihren Steigerungen. Ueber die Plastik mancher Gebilde gibt die Photographie klaren Aufschluß und ich mache noch darauf aufmerksam, daß auf einem für den ersten Blick Argwohn weckenden Blatt schon die Art des Handgriffes, mit dem das Medium selbst das Gebilde anfaßt, seine Plastik beweist, die auch durch die Photogramme von verschiedenen Seiten sicher gestellt ist. Mehr fertigen und sprechenden Ausdruck aber neben dem Unfertigen, Lückenhaften, Verkrümmten oder Zusammengepatzten der Bildungen ist unseres Wissens bisher nirgends in solchen materialisierten Darstellungen zu finden gewesen. Hier liegt ein dunkler Streifen über einem fehlenden Auge, dort steht ein Auge in schiefer Lage im Kopfe, hier ein Ueberschuß von Materie, der bald halb, bald ganz unverarbeitet ist, dort wieder Löcher und Sprünge, geradlinige scharfe Risse, dann Unebenheiten auf den Oberflächen der Gesichtsformen, als ob der Guß noch in Wallung wäre. Des Wunderlichen fürwahr so viel! Das größte Rätsel sind die regelmäßigen Brüche, die wie Papierkniffe im Viereck sich gelegentlich auf einer Kopfbildung finden, und zwar als Med. Bisson allein mit ihm experimentierte, vor dem unbekleideten Medium, das am wenigsten etwas verstecken konnte. Wer derb mit der Beschuldigung herausfährt, daß das Medium eine zusammengekniffte Zeichnung entfaltete, soll die vollendete innerliche Plastik des oberen Gesichts, den lebendigen Augenglanz neben der rohen Gestaltung von Kinn und Bart gewahren! Aehnlich wie dieser Kopf (Abb. 119) ist ein anderer (Tafel XX)

im Beisein des Verf. entstanden, der aber neben den geradlinigen Strichen eine Menge anderer unregelmäßiger Brüche zeigt, an der obersten Stirn wie zertrümmerter Gips aussehend, aber wiederum von innerlicher Plastik und lebendigem Augenausdruck, obschon das rechte Auge schief und gequetscht ist. Man bekommt bei diesen geradlinigen Teilungen der Köpfe einen Eindruck, als ob der Schöpfer dieser Gebilde die Teile einzeln formte und zusammenstückte.

Zweierlei gibt das Buch v. Schrencks als endgültige Belehrung:

1. Das Flächenhafte, Unkörperliche der Materialisationen ist nicht zu beanstanden, sondern ist als das Ursprüngliche ihrer Bildungen zu betrachten, wie das Photogramm bei den Medien d'Esperance, B. in Villa Carmen (Algier), Tomczyk (Prof. Ochorowicz), auch Linda Gazerra und andere Erfahrungen gleichmäßig erhärten. Es ist besonders belehrend, wie Flaches und Plastisches in nicht wenigen Materialisationen des Mediums Eva C. nebeneinandergehen.

2. Das Unfertige und Schadhafte der Materialisationen liefert so wenig Grund zum Verdachte, daß es vielmehr als das Gewöhnliche der Materialisationen zu gelten hat, wie denn auch Ref. aus seinen Erfahrungen das durchaus bezeugen muß. Viel eher sind die den wirklichen Menschen gleichenden Materialisationen verdächtig (man denke an Ophelia Coralles), obschon es Ausnahmen geben wird (wie vielleicht Katie King der Florence Cook).

Es gibt ferner Köpfe, welche, obschon immer in Unfertigkeit, reine Schönheit und hohen Adel zeigen, wie denn das Künstlerische dieser Bildungen Professor Albert von Keller als Maler in seinem dem Buche beigefügten Gutachten nachdrücklich würdigte. Da Eva C. keine künstlerischen Anlagen besitzt, woher sollte sie diese Bildwerke, die doch auch anderswo zu finden sein müssen, genommen haben?*) Nicht wie bei anderen Materialisationsmedien zeigen sich Phantome in ganzer Gestalt außerhalb des Kabinetts. Innerhalb desselben ist gleichwohl, um dies besonders Beweiskräftige noch zuletzt ins Feld zu führen, ein ganzes männliches Phantom erschienen, das noch dreimal in anderen Entwicklungsphasen und Haltungen wiederkehrte und auf den Photogrammen, jedesmal neben dem Medium, das erstemal sogar neben dem unbekleideten Medium, zu erblicken ist. Der ideale Ausdruck und der tiefe Augenglanz des Kopfes kann niemandem entgehen, daneben in der Luft schwebt Stoff in der Form einer weißen Sichel. Ob die Zauberin Eva C. alles das unter ihren Fingernägeln hervorzog? Bei der einen dieser Materialisationen trägt das Phantom den Ueberfluß eines größeren Stoffpakets im Arm! Die Gesichtsbildung ist auch hier von verschiedentlicher, nirgends vollständiger Entwicklung, und die Richtung des Blickes

---

*) Die mittlerweile behauptete Entlehnung aus der Zeitschrift »Le Miroir« erörtert der Verfasser in einer neuen Schrift.

weicht jedesmal ab. Es fehlen dem Phantome, wie meist, Beine, was vielleicht daraus zu erklären ist, daß der mit dem Medium zusammenhängende teleplasmatische Stoff die Berührung mit der Materie des Bodens scheut, so wie er auch die Berührung von Menschen gern flieht. Sonst wäre die Ersparung der Kraft beim Fehlen des am meisten entbehrlichen Unterkörpers eine andere mögliche Erklärung. Die mit Füßen wandelnden Phantome sind, obwohl nicht alle, doch der Mehrzahl nach wahrscheinlich als Transfigurationen anzusehen. Das Fehlen der draußen sich zeigenden und wandelnden Phantome ersetzt überreich die hier vorzüglich dargetane Entstehung und Entwicklung des Teleplasmas.

Die Feinheit des Verf. in der Auffassung und Schilderung der Materialisationen verdient noch eigens hervorgehoben zu werden.

Von diesem hat Verf., um genauesten wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen, als er mehrmals kleinste Teile davon gewinnen durfte, noch mikroskopische Präparate anfertigen und die chemische Analyse vornehmen lassen, die vorherrschend Tepithelartigen Zellendetritus, aber niemals Stoffe, die, mit Ausnahme von etwas Speichel, insbesondere auf eine Entnahme aus dem inneren Körper schließen lassen, nachwies.

Sogar kinematographische Aufnahmen wurden mit Erfolg beim zweiten Medium gemacht.

Belehrend ist, daß die Phänomene sehr oft nach Wunsch der Teilnehmer und nach der Lust des Mediums eintraten, daß also Autosuggestion und Fremdsuggestionen das Gelingen förderten. Die starre, auf ein gleiches Ziel gerichtete Willenskraft der Sitzenden, von der manche sich viel versprechen wollen, hat dagegen wohl niemals noch das Gewollte erreicht. Es geschah aber auch, daß trotz aller Neigung und Erwartung des Mediums die Erfolge ausblieben.

Die Bedingungen für diese rätselhaften Phänomene in ihrer Vollständigkeit werden, da sie mit Allerfeinstem und vornehmlich dem Seelischen neben vielem Physischen und Physikalischen zu tun haben, nicht im Fluge erkannt. Daß aber diese Phänomene naturwissenschaftliche Tatsachen sind, ist vom Verf. auf das gründlichste und unwidersprechbar dargetan worden und zudem hat er über ihre geheimnisvolle Natur, die in ihrem tiefsten Wesen ja unerforschbar ist wie jedwedes Naturgeschehen, viel helles Licht verbreitet.

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. Walter Bormann.**

(Fortsetzung.)

Diese Dichterworte hallen mit Wehmut durch all unser Leben. Und wenn wir des Häßlichen und Betrübenden uns erinnern, dessen es im Leben ja gerade für den ernsten Menschen weitaus mehr gibt, als des Erfreulichen, wie schwärzen sich die Fluten der Erinnerung mit

verlorenen Mühen und auch manchem Beschämenden! Undank, Verkennung, Verläumdung ziehen wie Gespenster durch das ohnedies beladene Menschenleben, und wir werden ihre Peinigungen oft nicht los im Gedächtnis. Reichen wir jedoch mit Erhabenheit hinaus über kleinliche und feindselige Behinderungen mit einem unerschütterlich in sich selbst Befriedigung findenden Tun der Pflicht, dann feit uns zwar diese bewunderungswürdige Seelenstärke gegen ungezähltes Leid, aber die Freude, die reine, göttliche Freude, diese schönste Krone alles Daseins im Gemeingefühle des Beglückens und der Beglückung im Umkreise beseligter Wesen, entgeht uns doch.

Die Erinnerung also als Besiegerin des Menschenjammers, als Versöhnerin und Trösterin anzurufen, das ist trotz allem Unschätzbaren, das ihr Füllhorn streut, ganz und gar trügerisches Beginnen.

Die Sprache als edelstes Vernunftgut übt ihre befreiende Zaubermacht, wenn sie zu gegenseitigem Verständnisse zwischen Mensch und Mensch die trennenden Wände hinwegräumt, nachdem sie im eigenen Innern uns zuvor erlöst hat von dem überwältigenden Eindringen der Außenwelt, deren Dinge wir als Begriffe nun in Worte fassen als das unserem Denken wie unserem Wollen gehorchende Eigentum. Aber auch da verfangen wir uns in Täuschung. Die Sprache, was sie helfend uns und dem Menschenverkehr immer auch enthülle, sie tut es nicht, ohne zugleich zu verhüllen, was der Dinge eigentliches Wesen ist; denn mit sämtlichen Sinneswerkzeugen forschen und prüfen wir die Dinge durch und legen allerlei dabei angetroffene Eigenschaften, die auseinanderlegend unser Denken unterschied, von denen wir übrigens nicht im mindesten wissen, ob es selbst für unsere begrenzte Wahrnehmungsfähigkeit alle Eigenschaften dieser Dinge seien, dann wieder zusammen, um vermeintlich feste und uns zugängliche Begriffe der Dinge aufzustellen. Auf einmal als ganzen Begriff das Ding an sich der Stoffe und Dinge sich zu verschaffen, ist unser menschlicher Verstand unvermögend. Ebenso erteilen wir mit der Sprache unserem eigenen Wesen Begriff und Namen des Ich, indem wir lediglich Eigenschaften davon auffassen, aber nie sein Wesen als Ding an sich selbst erfassen.

Wird mithin auf jenen angegebenen Bahnen auch dann, wenn das Ich auf das Redlichste im Bewußtseinsdrange seiner eigenen Ganzheit sich der Ergründung der organischen Beschaffenheit dieses Ganzen zuwendet, kein Gewinn für die deutliche Erkenntnis errungen, anstatt dessen wir bloß bedeutsames Ahnen oder sogar trauriges Trümmerwerk als Lohn erwerben, so ist das Täuschende im Dichten und Trachten des Menschenherzens da ohne Ende, wo das Ich, tierische mit menschlichen Anlagen vermischend, sein Geistiges abhängig macht von der Herrschbegier der sinnlichen Triebe. Sobald alles dasjenige, was der Sinnlichkeit schmeichelt oder schmeichlerisch dem äußeren Ansehen vor der Welt Vorschub leistet, die Oberherrschaft über uns behauptet, bricht in Genuß und

Glanz des Sinnenscheines die Kraft des Ich in Stücke und nichts ist von ihm übrig als die eitlen Splitter jegliches Augenblickes, die von einem zum andern mit der wachsenden Menge der Lust und Summe der Ehren nun immer leerer, dürftiger an jeder echten Befriedigung werden. Die Voranstellung von Habe und Geld vor der sie erwerbenden Ehrlichkeit strebsamer Arbeit, Habgier wie Schwelgerei, Schlaffheit, Fadheit, Gefallsucht und alberne Schöngeisterei, welche die edle Kunst äfft ohne Mark, alles das gepriesene »Ausleben« als ein bloßes Vertun, in dem das Ich sich verschwendet in zahmer Flachheit wie in wilden Leidenschaften, die ganze sittliche Verderbnis, die, ob mehr oder minder, doch zu allen Zeiten die menschliche Gesellschaft in tausend Krankheiten schwächte, läßt wohl fragen, wo denn die Stärke und ungebrochene Einheit unseres Ich wohne. Nicht aber nur, daß auch die jeweils von der Menschheit anerkannte Ehre und Sitte so oft wanken, diese Ehre und Sitte schwanken ferner von Zeit zu Zeit und von Volk zu Volk und die kostbarsten ethischen Begriffe sind dem Wechsel unterworfen. Eine ewig unverbrüchliche öffentliche Sitte und Sittlichkeit für alle Menschheit hat es niemals gegeben. Was hier so heißt, gilt dort geradezu für abscheulich. Die Stimme des Gewissens, wie vernehmbar und wundergewaltig sie oft rede, ist sie also nicht vielleicht doch nur ein täuschendes Einbildungs- und Gewohnheitsspiel? Die gegen die Eigensucht der Besitzenden und Mächtigen sich auflehnende Meinung benachteiligter Massen urteilt sogar, daß die hohen Worte von Tugend und Religion bloß weltlichen Ansprüchen als deren allerwehrkräftigste Leibgarde voranziehen. Und wie oft versteckt sich nicht allerdings hinter ihnen die gleißende Redensart und gedankenloser Stumpfsinn!

Und alles dieses zwischen hohem und kleinem, ungemeinem und gemeinem Wollen geteilte Menschenstreben wird nicht allein des Todes Beute, sondern es ist schon bei Lebzeiten unausgesetzt Störungen preisgegeben durch langwierige Krankheiten des Körpers und auch des Geistes, durch tausendfache ganz unberechenbare Schicksalswendungen, darunter Widerstand der Mitmenschen wie den unzähmbaren Widerstreit der Naturelemente, die »das Gebild der Menschenhand hassen.« Blitz und Sturm und Hagelstreiche, Feuer und Fluten, Vulkanausbrüche und Erdbeben vertilgen unabwendbar in reißender Eile die langbedachte und langgeübte für Jahre und die Kette der Jahrhunderte vorausbestimmte Mühe menschlicher Kunstfertigkeit. Von wunderbarsten Werken der Technik und Kunst bezeugen nur Trümmer uns noch, wie herrlich groß sie waren. Vollends das allumworbene Geld, das jedermann für sein Haus und die Fortpflanzung seines Geschlechtes im Ausblick auf unabsehbare Fernen oft in der emsigsten, rastlosesten Pflichtarbeit ansammelt, wie treulos verläßt es oft seine Herren, und fast immer bald die vermeintlich gesicherten Erben. Es sind seltene Fälle, in denen es die Söhne zu bewahren und den Enkeln zu überliefern vermögen.

»Alles ist eitel!« Dieses Wort, das inmitten des mit erlesener Wahl um ihn versammelten Weltglanzes einer der Weisesten auf dem Throne als der Hoheprediger gesprochen, scheint es nicht alle Zauberworte des Könnens und des Wissens, der Macht und der Kunst, sämtlicher Freude, der innersten so gut wie der auf der Oberfläche spielenden, restlos zu verschlingen? So tut auch die troische Seherin der Tragödie den finsteren Spruch, daß Menschenlose selbst im Glück ein Schatten sind und im Ungemach, wie die Schrift vom feuchten Schwamme, ausgelöscht werden.«*)

Vergaßen wir denn aber ganz an die Aufklärung und Hilfe uns zu wenden, die uns in der verjüngten alten Wissenschaft, zu deren Wächtern wir uns berufen glauben, verliehen ist? Sind wir denn nicht Okkultisten? Die supranormale Psychologie des Okkultismus, sollte denn sie nicht über die Wesensbedeutung des Ich uns Belehrungen erteilen können, die ein für allemal die bittere Anklage entkräftet und unserer Einsicht das Ich herstellt in der unangreifbar sicheren Geltung seiner das All beherrschenden ewigen Kräfte? Der arme Okkultismus und gar Spiritismus! Die Gegner finden ihn ja so jämmerlich und uns so armselig, wenn wir ihm für Philosophie und die Schätzung des Transzendentalen den geringsten Wert zusprechen! Die intellektuellen Kundgebungen finden sie durchweg albern, den Ansprüchen an das Geistreiche, die sie stellen, nicht entsprechend? Wenn diese Botschaften aber das nach Menschenermessen Geistreichste aussprächen, würden sie fraglos, da sie nichts enthielten, was schließlich Menschenwitz nicht auch vermöchte, die Achtung unserer Gegner sich dennoch nicht erringen. Daß hauptsächlich der Wert dieser Ansprüche durch die Zeugenschaften, die sie ablegen, in ganz anderer Richtung liegt, ist auf das klarste entgegengehalten worden und kann nur von denen übergangen werden, die den guten Willen des Begreifens nicht besitzen. Für die Schätzung der verborgenen Kräfte der Menschenseele vergönnt diese Psychologie des Supranormalen in der Tat die wunderbarsten Ausblicke. Sie offenbart uns Mächte des Fühlens, Wollens, Denkens, die über unseren Körper und dessen gewohnte mechanischen Wirkungsweisen hinausreichen von der Nähe bis in unbegrenzbare Fernen. Ein Fernfühlen nicht allein von Personen, sondern auch von Stoffen und Dingen, zu denen das Auge, wie der Röntgenstrahl, durch die Materie hindurch den Weg findet und die das Gefühl der dafür veranlagten Medien noch in der Erdentiefe entdeckt, erschließt sich uns da; aber auch ein Fernwirken im Raume, dessen Gegenstände durch unsichtbare Emanationen unseres Körpers in Tonschwingungen und dann auch in Bewegungen nach jeder Richtung geraten. Ja, es tut sich das rätselhafte Vermögen auf, das sichtbar und

*) Aeschyl. Agam. 1275 ff.

fühlbar Plastische mit übersinnlichen Kräften hervorzubringen bei dem meist unbewußten Zustande der zunächst beteiligten Medien, der in der Regel überhaupt bei allen diesen außerordentlichen Phänomenen die dadurch um so schwerer ergründbaren Wirkungen begleitet. Uebersinnliches tritt zudem ersichtlich, auch ohne von der Einwirkung besonderer Personen bedingt zu sein, in der Gegenwart verschiedenster Personen unter steter Wiederholung derselben Aeußerungen innerhalb der nämlichen Wohnstätten in die Sinnenwelt ein mit Bewegungen des sonst Unbewegten, mit Geräuschen jeglicher Art und sogar auch hier mit plastischer Form und deren Beweglichkeit. Muß uns nicht dies Supranormale nur klarer die Erkenntnis einprägen, daß, ohne daß wir es bedenken, in allem und jedem normalsinnlichen Naturgeschehen und nicht einmal bloß beim geistigen Leben des Menschen Kräfte sich entfalten, die in ihrem Wesen übersinnlich und auch ewig unerklärlich sind? In Wort und Schrift aber tun sich, wie wir durch zahlreiche und wohlbezeugte Fälle der Vergangenheit und Gegenwart wissen, Gedanken kund in kurzen Sätzen oder in unbegrenzt langer Kette*) ohne Wissen des tagesbewußten Menschen, welche zuweilen das einst Erlebte und dem Gedächtnisse Entschwundene, vielleicht sogar das völlig unbewußt einmal Aufgenommene, aufleben lassen, und sogar Dinge melden aus der Ferne von Raum und Zeit, die weder das Medium noch ein Anwesender je erfuhr und kannte. Dies Außerordentliche, zu dem die Diagnose von Krankheiten und die Angabe ihrer Heilmittel gehört, benimmt selbst jenem Außerordentlichsten seine anscheinend gänzliche Unglaubwürdigkeit, bei dem Künftiges mit treffendster Bestimmtheit so vorausgesagt wird, daß bei der genauen Erwähnung der sich zusammenfügenden Einzelnheiten der Zufall nicht annehmbarer ist als bei Pflanzen und Tieren, deren Petrefakten uns ihr Dasein der Vergangenheit verbürgen, ohne daß es möglich ist, diese Gebilde in den heute wohlbekannnten Naturformen wiederzufinden. Nicht Leichtgläubigkeit, nicht Ungründlichkeit ist nach bequemer Meinung bei denen zu finden, die solchen lange vor ihrer Erfüllung gedruckten Weissagungen von Nostradamus und einer Frau de Ferriém ihren Wert einräumen, sondern strenge Wissenschaftlichkeit, welche denen abgeht, die der auf keine Weise wegzuschaffenden Wahrheit ausweichen. (Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung des Radiums für die Medizin.

Von **Robert Blum.**

Wie jeder Zweig der Wissenschaft, so hat auch die Medizin durch die Entdeckung des Radiums eine bedeutsame Umwälzung erfahren, nicht

*) Vgl. du Prel »Das automatische Schreiben« in »Entdeckung der Seele«, Band 1. Zweite Auflage. Leipzig. M. Altmann.

nur deshalb, weil dadurch im besonderen in der Radiumtherapie eine für sich alleinstehende Methode ins Leben gerufen wurde, sondern weil man immer mehr zu der Einsicht kommt, daß die »strahlende Materie« im allgemeinen als der wesentlichste Faktor bei weitaus den meisten Kuren zu betrachten ist.

Es ist eine längst geahnte, wo nicht bekannte Tatsache, daß alle physiologischen Tätigkeiten im Organismus auf dem regelmäßigen osmotischen Austausch der in Lösung befindlichen Nährsalze beruhen und die Lebensprozesse abhängig sind von den Elektrolyten und Enzymen, welche die Körpersäfte elektrisch leitungsfähig machen und erhalten, wodurch die normalen elektro-chemischen Ausgleichsvorgänge im Nerven- und Zellensystem eingeleitet und ermöglicht werden. Diese Elektrolyten sind erkannt als unsichtbare und unwägbare Stoffpartikelchen von solch' enormer Kleinheit, daß sie bereits in die Kategorie von »strahlender Materie« oder »Elektronen« zu rechnen sind, welche vermöge ihrer katalytischen Kraft gleichsam »dynamisch« wirken:

»Sobald katalytische Erreger in den Organismus gelangen« — sagt Virchow — »rufen sie einen inneren sehr energischen Prozeß hervor, viel größer als im Verhältnis der Quantität des Erregers, infolge der sich mehr und mehr ausbreitenden Katalyse« . . . »Das ist eine der Tatsachen, welche die Möglichkeit der homöopathischen Wirkungen anschaulich machen.«

In der Tat sehen wir uns auch nicht bloß zur Erklärung der Heilwirkungen der in der Homöopathie*) zur Anwendung kommenden Medikamente genötigt, anzunehmen, daß letztere durch die enorme Verdünnung sich bereits im Zustande der »strahlenden Materie« befinden und »dynamisch« wirken, sondern selbst bei allopathischer Behandlung sind die Heilerfolge nur selten direkt auf die rein chemische

---

*) Zur wahrhaft wissenschaftlichen Begründung der Homöopathie dienen in erster Linie die nachstehenden Werke von Prof. Dr. Gustav Jaeger: »Gift und Gegengift«, »Notschrei eines mißhandelten Naturgesetzes«, und vor allem seine »Neuralanalyse« in seiner »Entdeckung der Seele« (neue Auflage 1912). Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart. In England und Amerika sind es die Aerzte J. Compton Burnett und Prof. Dr. James Tyler Kent, die wunderbare homöopathische Kuren machen. Kent ist der Führer der »Hochpotenzler« in Chicago. Kent und seine Schule hat vermittelst der höchsten Verdünnungen (bis zur millionsten Potenz!) sowohl chronisch als auch akut Kranke geheilt, die nirgends sonst geheilt wurden. — Sehr zu empfehlen ist auch das Buch: »Innere Heilkunst« vom prakt. Arzt E. Schlegel in Tübingen. Möchten doch diese Zeilen dazu beitragen, daß sich nun auch deutsche und österreichische Aerzte mit diesen Heilmethoden praktisch abgeben würden, zum Segen der leidenden Menschheit, zur Ehre einer wahrhaft kunstgerechten internen Medizin und schließlich zur Freude und zum Nutzen des Arztes selbst. Speziell in Oesterreich ist ein bedauernswerter Mangel an homöopathischen Aerzten. (Der Schriftleiter.)

Reaktion der per os oder subkutan eingeführten Arzneistoffe zurückzuführen, so daß wir auch hier die Wechselwirkungen zwischen den Strahlungen oder Emanationen der in den Mitteln enthaltenen, die Heilkraft bedingenden Ingredienzen und den das Wohlbefinden des Körpers regulierenden Kräften und Tätigkeiten im Organismus als das wesentliche Agens in den meisten Fällen von Heilerfolgen zu betrachten haben. Daher der naheliegende Gedanke, das merkwürdige Metall und seine rätselhaften Emanationen therapeutisch zu verwerten, was auch seither in ausgiebigster Weise geschah.

Aber weder das Radium selbst noch seine Emanationen sind qualitativ zu verändern, und ein und dasselbe Mittel vermag unmöglich die unendliche Mannigfaltigkeit aller bestehenden Krankheiten zu heilen; deshalb haben wir trotz der enthusiastischen Reklame doch immer noch keine Panacee in den Händen. Außerdem mahnen uns die Erfahrungen mit Röntgenstrahlen, Radium-Emanationen und Radiolpräparaten zur Vorsicht*) und belehren uns namentlich, daß bei jeder Behandlung

---

*) Wie sehr Vorsicht bei Anwendung derartiger Heilmittel am Platze ist, illustriert bestens die nachstehende Notiz aus der „Frankfurter Zeitung" vom 5. Dezember 1913, welche der Schriftleiter des „Zentralblattes für Okkultismus" zur Bequemlichkeit seiner Leser gleich hier folgen läßt:

Neue Erfahrungen über die Bestrahlung des Krebses. Aus Berlin wird uns geschrieben: Geheimrat Bumm berichtete in der Medizinischen Gesellschaft vor einem zahlreichen Auditorium über seine Erfahrungen mit der Bestrahlungsbehandlung des Krebses der Frauen. Gleich zu Anfang seiner Ausführungen betonte er, daß es ihm nicht erwünscht erscheine, daß über neue Behandlungsmethoden, ehe sie genügend erprobt seien, Nachrichten in die Presse kämen. Es würden vielfach hierdurch unnötige Hoffnungen erweckt und es könnte mancherlei Aufregung erspart werden, wenn das Publikum nicht unnötig alarmiert werde. Die große Begeisterung für die Radiumbehandlung des Krebses ist in letzter Zeit beinahe in das Gegenteil umgeschlagen. Während man noch vor weniger als einem Jahre die größten Hoffnungen hegte und auch aussprach, mehren sich jetzt die Stimmen der Pessimisten, nach deren Meinung das Radium nicht mehr leistet als irgendeine der älteren Methoden und die die Summen, welche für die Anschaffung von Radium ausgegeben werden, als fortgeworfenes Geld ansehen. Nun, wie es in vielen Fällen geht, so könnte auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen. Geheimrat Bumm verfügt über Erfahrungen, die ungefähr während eines Jahres gemacht worden sind. Diese zeigen deutlich, daß dem Radium und dem ihm ähnlichen Mesothorium eine starke Wirkung innewohnt, die wir wohl zur Bekämpfung des Krebses, wenigstens der freiliegenden Affektionen, an die man also von außen herankann, verwenden können. Prof. Bumm schildert die furchtbare Wirkung der Radiumstrahlen auf das Krebsgewebe, die zunächst einsetzende Reaktion, unter der die Geschwüre zunächst wachsen, und dann das Stadium der Verkleinerung, als deren Endeffekt in günstigen Fällen ein völliges Verschwinden, in anderen mindestens eine starke Verkleinerung erscheint. Mit der lokalen Heilung ist aber noch nicht alles getan. Gelingt sie, und Redner hofft, daß dieses Ziel allgemein erreichbar sein wird, so sind vor allen Dingen noch die Metastasen, die Ableger, zu beeinflussen, die vielleicht in gesundes Gewebe einge-

die eigenartige Organisation und Körperkonstitution des einzelnen Individuums zu berücksichtigen ist.

Vor kurzem ist es nun gelungen einen selbsttätig radio-dynamischen Apparat herzustellen, dessen heilkräftige Strahlen, wenn er auf dem Körper getragen wird, sich mit der den physischen Leib umhüllenden Aura vermischen und somit den Astralkörper beeinflussen. Je nach den Ingredienzen, mit denen der Apparat behandelt ist, werden dadurch Reaktionen im Nervensystem ausgelöst, welche ganz spezifische Wirkungen zur Folge haben.

Der menschliche Körper ist eine Maschine, der lebende Organismus ein dynamisches System, und die Vorgänge, welche sich bei den Lebensprozessen und physiologischen Tätigkeiten abspielen, sind letzten Endes den strengen Gesetzen der Mechanik unterworfen. So lange alle Kräfte und Säfte harmonisch miteinander schwingen, herrscht vollständige Gesundheit im Körper vor; sobald aber durch Beschränkung oder Hemmung der normalen Funktionen eine Störung im Rhythmus der Dynamik entsteht, ist Krankheit die unausbleibliche Folge, und es ist die Aufgabe des Arztes, durch Entfernung der störenden Fremdkörper und Einflüsse die Harmonie wieder herzustellen oder wenigstens dafür

---

schlossen sind. Die von den radioaktiven Substanzen ausgesandten Strahlen wirken nur quantitativ verschieden auf die verschiedenen Zellenarten. Werden auch die Zellen des Krebses besonders leicht vernichtet, so kann bei nicht genügender Vorsicht auch anderes Gewebe durch die Strahlen zerstört werden. Das gilt auch für das erst neu zu bildende Gewebe, das an Stelle der zerstörten Krebszellen treten muß. Wählt man die Strahlenmenge nicht so, daß das Krebsgewebe zerstört wird, andererseits das als Ersatz eintretende Gewebe in seiner Entwicklung nicht gehemmt wird, so werden die Folgeeffekte weitgehende Zerstörungen sein, die unter Umständen das Leben in ebenso hohem Grade bedrohen wie die Geschwulst, die man mit dem Verfahren glücklich beseitigt hat. Die richtige Behandlung des Krebses mit radioaktiven Substanzen erfordert also eine große Kunst. Ein wesentliches Gesetz ist es, daß man nicht zu große Mengen einwirken läßt und daß man sie nicht zu oft anwendet, damit das abgetötete Krebsgewebe erst durch gesundes ersetzt werden kann. Im weiteren ging Geheimrat Bumm dann auf technische Fragen bei der Bestrahlung ein, besonders auf die Frage der Filter. Es komme hier besonders darauf an, daß die schädlichen Sekundärstrahlen aus der Strahlung entfernt werden, was am besten durch Messing oder Aluminium gelingt. Neuerdings wird auch vielfach über Versuche berichtet, die Radium- und Mesothoriumstrahlen durch gewisse Röntgenstrahlen zu ersetzen. Es hat sich zwischen Radium- und Mesothoriumbehandlung einerseits und Röntgenstrahlenbehandlung andererseits ein heftiger Konkurrenzkampf erhoben, den Bumm mit dem Kampf zwischen Gas und Elektrizität vergleicht. Jeder Erfolg auf der einen Seite zieht erhöhte Anstrengungen auf der anderen Seite nach sich. Es ist dem Redner nicht zweifelhaft, daß die Röntgenstrahen überall, wo sie sich eben anwenden lassen, den Radium und Mesothoriumstrahlen überlegen sind und Geheimrat Bumm hat recht gute Erfolge mit ihnen erzielt. An Stelle der großen Summen, die für Radium ausgegeben werden, sollte man mehr Röntgen-Instrumentarien anschaffen, und man wird damit, besonders wo es sich um Tieferbestrahlung handelt, zweifellos Günstiges erreichen."

zu sorgen, daß die von der Natur vorgesehene Heilenergetik in der richtigen Weise unterstützt werde, so daß die Lebenstätigkeiten wieder ungehemmt und ungehindert vor sich gehen können.

Alles, was Störungen im Organismus verursacht, ist als »Gift« zu betrachten; dabei machen wir die Beobachtung, daß oft die plötzlichsten und heftigsten Wirkungen durch Materie in der feinsten Zerteilung hervorgebracht werden. Feste Materie, z. B. eine Flintenkugel in den Körper geschossen, ist insofern »Gift«, als sie eine Wunde außen und eine Störung im Innern verursacht, es muß die Kugel entfernt oder verkapselt und die von ihr herrührende Wunde behandelt werden, so daß sie heilen kann. Dieselbe Kugel aus Versehen verschluckt, mag durch den Magen den Körper passieren, ohne weitere Beschwerde hervorzurufen. Nur wenn feste Materie von außen in den Magen oder durch Injektion eingeführt, sich im Innern löst und durch chemische Zersetzung in feinere flüssige oder gasförmige Bestandteile beziehungsweise in »strahlende Materie« verwandelt wird, kann sie antagonistisch in den Rhythmus der Lebensdynamik eingreifen, denn: »corpora non agunt nisi fluida«. Wenige Atemzüge giftiger Gase oder Dämpfe — von konzentrierter Blausäure etc. — genügen oft, um augenblicklich den Tod herbeizuführen. Aber nicht nur sichtbare und greifbare oder sonst sinnlich wahrnehmbare Materie gehört in die Kategorie von solchen »Giften«, sondern selbst psychische Energieformen die supersinnlichen Substanzen, welche das stoffliche Substratum für seelische Kräfte und Vorgänge, wie Kummer, Schrecken, Furcht, Freude usw. bilden, und Gedanken und Bewußtseinsstadien und Phänomene mögen die auffälligsten physiologischen Veränderungen im Körper produzieren, mögen die Maschine zum Stillstand bringen und den Mechanismus in einem Augenblick vernichten, wie die stärksten »Gifte«.

Gerade so, nun, wie es enorm feine Substanzen gibt, welche schädlich auf den Organismus wirken, so gibt es auch enorm feine Substanzen und Gegengifte, welche diese zerstörende Wirkung wieder aufheben und dadurch den Schaden wieder gut machen. Auf diese Erfahrungstatsachen gründen sich nicht nur die verschiedenen Strahlenheilmethoden, wie bei Sonnen-, Luft- und elektr. Lichtbädern oder bei Behandlung mit Röntgenstrahlen oder Radium-Emanationen usw., sondern darin finden letzten Endes auch Magnetopathie und Psychotherapie sowie die Erfolge der Homöopathie, Biochemie usw. mit ihren minimalen Dosen ihre natürliche Erklärung, insofern die zur Anwendung kommenden Arzneistoffe durch die enorme Verdünnung gleichsam bereits in Elektronen und strahlende Materie verwandelt, als Enzyme oder Katalysatoren die geeigneten Schwingungen induzieren, um die gestörte Harmonie im System wieder herzustellen. Nach denselben Prinzipien erklärt sich die Wirkungsweise des oben erwähnten Apparates, nur mit dem Unterschied, daß hier die

Katalysatoren sich außerhalb des Körpers befinden und die Emanationen durch Vermittelung des Astralkörpers direkt in das Sonnengeflecht und das Nervensystem gelangen, mit dem weiteren Vorteil, daß die heilkräftigen Ingredienzen nicht, wie bei interner Behandlung, durch Blut und Magensäfte usw. verändert werden können und somit ihr katalytisches Vermögen auf praktisch unbegrenzte Zeit beibehalten.

Da ferner die verschiedenen Strahlenarten nur in dem Maße, in welchem sie harmonischen oder antagonistischen Schwingungen begegnen, im Organismus modifizierend in Wirkung treten können, so trifft, sozusagen, die Natur selbst — d. h. der Automatismus der natürlichen Heil- und Bildungskraft — die Wahl des passenden Mittels und der geeigneten Dosis. Alles Zuträgliche wird assimiliert und alles Schädliche zurückgewiesen, so daß alle Strahlen der letzteren Art wirkungslos durch den Organismus hindurchgehen.

Aus diesen Gründen kann auch der Strahlstein, selbst bei langem Gebrauch, niemals schaden, sondern er unterstützt jede rationelle Kur stets in wirkungsvollster Weise, indem er schon durch Beeinflussung des *Astralkörpers* den Heilprozeß am geeignetsten einleitet, so daß nur wenig Krankheiten seinem wohltuenden Einfluß standhalten, vorausgesetzt, die *Diagnose* ist *richtig* gestellt, die betreffende *Körpermaschine* ist noch *lebensfähig* und der *Mechanismus* nicht *organisch verletzt*.

Nun kennen wir zwar einen beträchtlichen Teil dieser Maschine und ihrer somatischen Komponenten, aber ein anderer Teil und dessen Energetik und Metabolismus ist im allgemeinen dem Arzt noch unbekannt. Ebenso variirt bis zu einem gewissen Grade der Mechanismus oder der psycho-somatische Betrieb in jedem einzelnen Individuum; daher die Schwierigkeit, das Wesen einer Krankheit zu erkennen, d. h. sie auf ihren toxischen Ursprung zurückzuführen.

Denn in den allermeisten Fällen ist Krankheit nichts Lokales, sondern betrifft die ganze Maschine, den ganzen Organismus, wozu auch die *Aura* und der *Astralkörper* gehören, und ist in letzter Instanz eine Hemmung der Störung der Ernährungs- und Lebensprozesse in den Zellen, d. h. eine Disharmonie im Rhythmus der in den intramolekularen Zwischenräumen der Gewebe und Lebenssäfte, schwingenden Elektronen, Aetherteilchen und astraler Substanzen, wie uns das am augenfälligsten durch die Wirkungen der Radium-Emanationen, Röntgen- und anderer Strahlenarten auf den Organismus angedeutet erscheint, welche sich kraft ihres ungeheuren Durchdringungsvermögen bis in die Tiefen jener Zwischenräume hindurchwinden und die gestörte Harmonie wieder herstellen. Dabei kommt natürlich die bakterizide Wirkung der Strahlen zunächst gar nicht in Betracht, denn Strahlen, welche intensiv

genug sind, um Bazillen zu töten, sind auch im Stande, gesunde organische Gewebe zu zerstören.*) Außerdem wird durch Bekämpfung der bakteriologischen Ursachen die Krankheit in den allerwenigsten Fällen geheilt, sondern höchstens aufgehalten, weil die Bakterien, als sekundäre Erscheinung, in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem durch die Krankheit bedingten günstigen Nährboden stehen, der ihnen durch die Zufuhr der verdorbenen Säfte geschaffen und geboten wird.

Treffend sagt Prof. Dr. Bergmann: »Eher werden wir uns selbst durch ein Antiseptikum umbringen als die an unserem Körper haftenden Bazillen.«

Die erbitterte wilde Jagd, welche zurzeit auf die Bazillen gemacht wird, hat also nur sehr wenig Sinn, denn wenn diese auch bisweilen in vollständig gesunden Organismen erscheinen mögen, so können sie sich darin doch nicht halten, weil der Bazillus fast ausnahmslos nicht Ursache, sondern Folge von Krankheit ist. Wo die Disposition oder der Nährboden fehlt, fehlt auch der Bazillus oder er ist harmlos.

Ferner mögen zwei Organismen an ganz derselben Krankheit leiden und denselben Bazillus beherbergen, aber die Wirkung derselben Medikamente in beiden mag grundverschieden sein. Es müssen also entweder die zwei Organismen oder die Krankheitsursachen oder beide verschieden sein. Deshalb kann uns der Bazillus ebensowenig als die nosologische Form der Krankheit direkt zur sicheren Erkenntnis ihrer Ursache dienen. Der Arzt kann deshalb auch nicht schablonenmäßig nach einer gegebenen Regel in seiner materia medica ohne weiteres das unfehlbare Mittel heraussuchen, sondern er muß vor allem den einzelnen Fall einer gründlichen ätiologischen Analyse unterziehen und die ganze Mannigfaltigkeit der individuellen Anlagen, Dispositionen und Idiosynkrasien des Organismus berücksichtigen. Das ist aber eine Aufgabe, welche nicht in ein paar Semestern auf der Hochschule zu erlernen ist. Erst durch lange Erfahrung bei vielseitiger Praxis und an der Hand von gewissenhaft und zielbewußt geführten Anamnesen erlangt der intelligente Arzt die nötigen Fähigkeiten, um

---

*) Am ungefährlichsten ist in dieser Beziehung wohl das Sonnenlicht und die vermittelst Sonnenlicht betriebene »Chromotherapie«. Wir erinnern hier nur beispielsweise an die wirklich glänzenden Erfolge, die man nun auch in Oesterreich durch Anwendung der Sonnenbestrahlung gegen »chirurgische Tuberkulose« erzielt hat. Es ist nur jammerschade, daß es solange gebraucht hat, bis die offizielle Schulmedizin von dieser einfachen Lichttherapie Notiz nahm! Wunderbar sind auch die Erfolge der Sonnenbestrahlung (namentlich im Hochgebirge, in Leysin in der Schweiz etc.), die an skrofulosen und tuberkulosen Kindern erzielt wurden. — Wie lange wird es wieder dauern, bis man diese heilsame Sonnenbestrahluug mit geeigneten inneren homöopathischen, spagyrischen Mitteln und einer richtigen Diät etc. kombiniert, wie ich für solche kombinierte Kuren doch schon seit 7 Jahren in meinen »Modernen Rosenkreuzern« eintrete. G. W. Surya.

einigermaßen die gesetzmäßigen Beziehungen der Symptome — d. h. des sinnlich Wahrnehmbaren vom Unbekannten — zu den Ursachen, auf welche sie zurückzuführen sind, zu erkennen. Wir mögen also wohl Pharmakodynamik und Pharmakotherapie zu den Wissenschaften zählen, aber Medizin selbst, d. h. die Anwendung dieser Kenntnisse, um Kranke zu kurieren, das ist keine »Wissenschaft«, sondern das ist essentiell eine Kunst.

Dieser Erkenntnis verleihen eine Reihe unserer hervorragendsten Autoritäten in der Medizin selber oft in schroffster Weise Ausdruck und bekennen freimütig, daß dieselbe, was positives Wissen anbelangt, noch ohne Basis, ohne Verlaß und ohne Gesetz ist und von Irrtümern und Widersprüchen wimmelt.

Somit läuft der Patient, welcher sich einem weniger erfahrenen und weniger einsichtsvollen Arzte anvertraut, jederzeit Gefahr, daß seiner Gesundheit »lege artis« durch große Dosen allopathischer Gifte oder durch gewaltsame Eingriffe aus Unwissenheit oder Täuschung ernstlicher, nicht wieder gut zu machender Schaden zugefügt werde, was in gleichem Grade fast bei keinem der vielen anderen Heilsysteme zu befürchten steht, welche gesetzwidrig heilen, dagegen aber durch die unwiderleglichen Beweise zahlreicher Erfolge immer mehr an Popularität gewinnen.

Wie nun das Radium die Chemie gezwungen hat, die Möglichkeit einer Auflösung der chemischen Elemente in einfachere Erscheinungsformen der Materie, in Aetherschwingungen, elektrische Energie oder »Elektronen, «zuzugeben und eine »Chemie des Unwägbaren« (Richet) in Betracht zu ziehen, so wird es auch die Schulmedizin dazu zwingen, die Lebenstätigkeiten mehr und mehr den Gesetzen der »strahlenden Materie« unterzuordnen, unsere Aufmerksamkeit mehr dem Studium der Biologie als der Morphologie der Bakterien zuzuwenden und an Stelle einer Zellularpathologie eine Molekularpathologie treten zu lassen. Dadurch wird sie mehr und mehr zur Einsicht kommen, daß selbst die kleinsten Stoffmengen bei physiologischen Prozessen oft eine ganz bedeutende Rolle spielen, wodurch sie dann nicht nur im allgemeinen zu größerer Toleranz anderen Heilsystemen gegenüber veranlaßt, sondern im besonderen der Homöopathie geradezu in die Arme getrieben werden wird, wie dies bei vielen ihrer Vertreter und Anhänger bereits geschehen ist.

Wo ist auch schließlich der Unterschied zwischen einer homöopathischen Dosis in der dritten, vierten oder zehnten Verdünnung, welcher von Allopathen jegliche Wirkung abgesprochen wird, und einer Radiumquelle oder einem Emanationswasser von so und so viel Macheeinheiten, denen die offenkundigsten Wirkungen zugeschrieben und welche als »Heilmittel« himmelhoch gepriesen werden?!

Der Vorgang ist in beiden Fällen derselbe. Die mechanischen und physikalschen Wirkungen der Elektronen und ätherischen Emanationen auf den Rhythmus im Innern des Organismus haben chemische Veränderungen im Gefolge, welche physiologische Prozesse hervorrufen, wodurch die Lebensbedingungen der Bazillen bestimmt werden, von deren Existenz das physische und psychische Wohl und Wehe des Menschen abhängig ist.

Zweck aller Therapeutik ist Gesundheit, ob dieser Zweck gesetzmäßig oder gesetzwidrig*) erreicht wird, bleibt sich den Beteiligten gleich. Nun erschöpft aber die materia medica, so wie sie zurzeit im allgemeinen vom Schularzt ausgeübt wird, noch keineswegs das Problem der Therapeutik, denn es ist nicht bloß eine physische und physiologische Proposition, sondern hat auch eine psychiologische Seite, welche gewöhnlich ganz übersehen oder sehr unterschätzt wird. Daher die verhältnismäßig geringen Resultate. Erst wenn wir das fundamentale Prinzip erkannt haben, welches der ganzen Therapeutik zu Grunde liegt; erst wenn wir imstande sind, die Gesetze zu bestimmen, welche zu einem Verständnis der Heilprozesse führen, ist das Problem gelöst. Dazu ist aber die Kenntnis des ganzen Menschen, des sichtbaren und des unsichtbaren, notwendig; und wir werden es der Entdeckung des Radiums und seiner Emanationen zu verdanken haben, wenn sich das Interesse der Gelehrtenwelt im allgemeinen und der Mediziner im speziellen langsam aber sicher mehr und mehr okkulten Theorien zuwendet, wenn die V- und N-Strahlen (Blondelot, Charpentier) die menschliche Atmosphäre oder Aura (Dr. Kilner, Dr. O. Donnell), der Fluidal- und Astralkörper (Aksakow, de Rochas, Durville) einer eingehenderen Untersuchung gewürdigt und andere okkulte Tatsachen, welche zurzeit als Lug und Trug, als Aberglaube, Täuschung oder als phantastische Mutmaßungen gelten, über kurz oder lang zur

*) Dies bedarf einer kleinen ergänzenden Erklärung. Wenn unter »gesetzwidrig« nur verstanden wird, daß die betreffende Heilmethode den bisher bekannten Naturgesetzen zuwider läuft, so wird mit solcher Gesetzwidrigkeit jeder Okkultist einverstanden sein, denn in Wahrheit kann solch eine Heilung doch vollkommen gesetzmäßig verlaufen, nur waren uns die dabei in Wirkung kommenden Naturgesetze unbekannt (okkult!); es ist diese »Gesetzwidrigkeit« daher nur eine scheinbare, nicht eine wirkliche zu nennen. Wenn man aber in der Heilkunst den Grundsatz aufstellen wollte, auch mit wahrhaftig gesetzwidrigen Mitteln den Patienten »um jeden Preis« zu heilen, dann würde dies mitunter entsetzliche Folgen zeitigen. Gesetzwidrig vom höheren Standpunkt ist jede Heilmethode, die dem Patienten oder anderen Menschen Schaden bringt. Würde man also eine Therapeutik mit solchen »gesetzwidrigen Mitteln« freigeben oder gutheißen, so würden wir es bald erleben, daß neben dem »Segen« der Impfung, Serum und Salvarsantherapie auch andere verwerfliche Methoden in Schwung kämen. Man würde sich nicht scheuen, um z. B. das Leben eines Millionärs zu retten, andere Menschen zu vampyrisieren oder ihnen eine gesunde Niere abzukaufen und sie dem reichen Patienten einzusetzen. Das wäre schwarze Magie! (Der Schriftleiter.)

nüchternen Wirklichkeit werden. Erst dann werden wir berechtigt sein, von Medizin als einer Wissenschaft zu reden und mit Paracelsus zu sagen: »Jede Krankheit ist heilbar, aber nicht jeder Kranke.«

Vorschau und Ahnung (Premonition).

Auszug aus den »Annales des Sciences Psychiques.«

Von **Josef Peter**, Oberst a. D.

Ernest Bozzano, einer der bekanntesten Forscher des Okkultismus, hat in dem obengenannten Journale eine lange Serie von Artikeln über das vielumstrittene Thema der Vormahnungen oder Voraussagungen — auch von Vorschau, Ahnungen und Anmeldungen spricht das Volk — veröffentlicht.*) Angesichts des zur Verfügung stehenden Raumes ist es mir nur möglich, in kurzem Umrisse und wenigen Beispielen auf die hochinteressanten Mitteilungen Sig. Bozzanos aufmerksam zu machen. Das Thema ist bisher in so eingehender und wissenschaftlicher Art und Weise noch nicht behandelt worden.

Die englische Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung versteht unter dem Namen »Premonition« (frz. prémonitoire) also »Vormahnung« die supranormale Vorhersage oder das Vorhersehen irgend eines künftigen Ereignisses. Supranormal — damit sind Fälle, welche der Suggestion, Autosuggestion, Hyperästhesie etc. zugeschrieben werden müssen, von vornherein ausgeschaltet. »Vormahnung« (Premonition) ist gleichbedeutend mit »Vorschau« (clairvoyance), mit dem Sehen in die Zukunft, den Ahnungen, dem Vorgefühl, der Vorhersage oder Prophezeiung usw. So unbegreiflich und unerklärlich diese Phänomene sind, an deren tatsächlichen Vorkommen kann nicht gezweifelt werden.

Alle Zeiten und alle Völker wissen hiervon zu erzählen, und es werden nur wenig Menschen gefunden werden, welchen das Phänomen n ihrem Leben nicht begegnet ist. Meistens tritt es während des Schlafes ein, nur selten im Wachzustande, und selbst in letzterem Falle wird stets ein gewisser Grad von Geistesabwesenheit bemerkt werden Der Inhalt der Vormahnung oder Vorschau betrifft fast immer die betreffende Person selbst, wenig häufig Dritte, und in ganz seltenen Fällen werden politische Ereignisse, Katastrophen u. dgl. zum Gegenstand der Mitteilung gemacht.

Das Phänomen tritt unter sehr verschiedenen Formen auf. Gewöhnlich ist es nur ein vages Gefühl von Angst, ein dunkles Vorgefühl, dessen man nicht Herr wird und das ohne unseren Willen die Gedanken immer auf eine Person oder auf eine Sache hinfließen läßt.

*) September 1912, f. f.

Dann wieder sind es flüchtige halluzinatorische Bilder, die blitzschnell vor unseren Geist treten und eine Szene künftiger Wirklichkeit zeigen, ab und zu nur in Symbolen, deren Bedeutung erst später klar wird. Manchmal wird auch eine Stimme gehört oder es erscheint dem Betreffenden wie ein Seufzen oder Flüstern. In anderen Fällen erzählt man von Schlägen, Klopftönen, Pochen usw., welche den Tod eines Angehörigen »angemeldet« haben, ja noch mehr, auch die Erscheinung des Sterbenden oder Toten wird erblickt. Eine besondere Form der »Vormahnung« kennen wir in dem sonderbaren Drange zu irgendwelchen, oft absurden Handlungen, die uns nicht motiviert erscheinen und welche wir doch ausführen, ohne zu wissen warum. Wir kehren z. B. auf einer Wanderung plötzlich um, wir ändern den Weg, den wir uns fest vorgenommen haben, wir wechseln den Platz ohne ersichtlichen Grund, um erst später zu erfahren, daß wir dadurch einer großen Gefahr entronnen sind. Merkwürdigerweise sind es zumeist schmerzliche Dinge, welche uns auf diese Weise vorhergesagt werden, nur selten freudige Ereignisse.

Das Phänomen nimmt auch den Weg der Träume, welche dann mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit sich vollziehen und dem Erwachenden ein unerklärliches Gefühl von Unruhe und Aufregung hinterlassen. Als besonders interessant für die Forschung bezeichnet E. Bozzano die direkt und künstlich hervorgerufenen »Vormahnungen«, wie wir sie durch die hellsehenden Somnambulen, die Pythonissen des Altertums und die modernen Wahrsagerinnen erhalten, denn diese Fälle zeigen deutlich, daß es vergeblich wäre, nach einer diesen Phänomenen gemeinsamen Erklärungsformel zu suchen. Sie weisen im Gegenteil darauf hin, daß ihr Ursprung auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist: bald ist es das Unterbewußtsein, bald sind es äußere Ursachen, immer aber sind dieselben supranormaler Natur.

Ein weiteres Charakteristikum dieser Phänomene ist der Zeitbegriff Derselbe scheint unmöglich aus dem »supranormalen Plan« in unsere Mentalebene übertragbar und deshalb bleiben die Angaben der Premonition fast immer ungenau. Der Seher schätzt die Zeit annähernd meistens aus der Entfernung, in welcher sich das Ereignis in seiner Vision abspielt. Ist jene sehr klein, dann wird er auf baldiges Eintreten schließen, in diesem Falle wird er nach gewohnter Weise Tag und Stunde angeben können; ist aber die Vision mehr oder weniger entfernt, dann kann er nur die Woche, den Monat oder das Jahr bestimmen, in welchem sich die Prophezeiung erfüllen wird. Natürlich hat diese Regel ihre zahlreichen Ausnahmen.

Eine Besonderheit, die einer großen Zahl der »vormahnenden« Manifestationen gemeinsam eigen ist, besteht darin, daß der sensitive Perzipient wohl die Nebenumstände eines zukünftigen Ereignisses aufnimmt, nicht aber die wesentlichen Hauptmomente, so daß er das Ge-

schehnis zwar kommen sieht, aber es nicht soweit durchschaut, daß er ihm entrinnen könnte. Wir kommen darauf noch zurück.

Auf Grund der vorstehend genannten charakteristischen Momente erhebt E. Bozzano die Frage, ob nicht der Schluß erlaubt sei, daß wenigstens für einen Teil dieser Phänomene sich ein absichtsvolles Element manifestiert. Ob diese Absichtlichkeit dem Unbewußtsein oder einer äußerlichen Quelle zugeschrieben werden muß, soll vorerst nicht untersucht werden. Mrs. Sidgwick und andere Forscher lassen den Schluß nicht zu und neigen mehr zu der Ansicht hin, daß die Phänomene der Kraft eines blinden Automatismus des Unbewußtseins zuzuschreiben sind, das keinen besonderen Zweck verfolgt. Allein die Tatsachen haben sich seit den Tagen der Mrs. Sidgwick (1888) doch in einer Weise gehäuft, daß man heute wohl einen Schritt weiter wagen darf.

Gewiß sind viele Episoden zu verzeichnen, in welchen das Phänomen zwecklos und unbedeutend erscheint, allein, sagt E. Bozzano, »man kann und darf eine Menge anderer Fälle nicht vergessen, in welchen die Absichtlichkeit und sehr oft auch die Nützlichkeit deutlich und sicher hervortreten, und da Tatsachen eben Tatsachen sind und nicht geleugnet werden können, so muß man wohl den Schluß ziehen, daß die Absichtlichkeit und die Nützlichkeit in einer gewissen Anzahl gezeigt und erwiesen sind. Da diese Fälle aber die Mehrzahl der Phänomene bilden, so folgt daraus, daß die Fälle, welche zwecklos erscheinen, als Ausnahmen von der Regel zu betrachten sind, deren Ursache man erforschen muß, um möglicherweise ihr Verhältnis zu den anderen Fällen festzustellen und einen Versuch zu machen, sie mit den letzteren in Einklang zu bringen.« Schließlich erwähnt E. Bozzano die Eigentümlichkeit, daß öfter die Voraussagungen, besonders bei den hellsehenden Somnambulen, den Pythonissen etc. viel Falsches enthalten. Es kann vorkommen, daß in derselben Sitzung die Somnambule die Vision zukünftiger Ereignisse hat und so genau beschreibt, daß man später bei Eintritt des Vorfalles erstaunt ist über die Uebereinstimmung selbst in unbedeutenden Einzelheiten und daß dieselbe Somnambule darauf Visionen beschreibt, welche sich später als größtenteils phantastisch herausstellen. Die Sache ist übrigens erklärlich, wie der berühmte Somnambule Alexis Didier gezeigt hat. Derselbe weist unter anderem auf die vielen verwirrenden Einflüsse hin, welchen der Seher in seinem Zustande unterworfen ist. Die eigenen in den somnambulen Schlaf aus dem Wachzustand hinübergenommenen Gedanken und Vorstellungen, die »cohorte illusoire« der Träume, oftmals auch die heftigen, in Gedanken ausgesprochenen Wünsche und Erwartungen der Anwesenden, der Rapport mit wenig Sympathischen, die Erklärungen der Skeptischen, all' das sind Faktoren, die wohl geeignet sind, auf die Visionen nachteilig einzuwirken, die Bilder zu verwirren und zu entstellen, Wahres und Falsches zu vermengen.

* * *

Was die hauptsächlichsten Hypothesen betrifft, welche man aufgestellt hat, um in das Mysterium der vormahnenden oder voraussagenden Manifestationen einzudringen, so weist E. Bozzano zunächst (1.) auf die alte und oft zitierte philosophische Auffassung des Universums hin, nach welcher Vergangenheit und Zukunft nur eine ewige Gegenwart bilden, aus der wir dank eines besonderen Zustandes unseres Bewußtseins Segmente nehmen. Einer genaueren Analyse kann diese Hypothese nicht Stand halten. Das gleiche ist der Fall mit anderen Hypothesen, welche z. B. behaupten, daß (2.) unser bewußtes Ich nur als Fragment eines viel umfangreicheren Ichs zu betrachten sei, einer Intelligenz, für welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur eines sei und die nach Belieben Gleichzeitiges wie Zukünftiges wahrnehmen könne. Dies heißt nichts geringeres, als jenem Ich göttliche Eigenschaften zuschreiben, vor allem Allwissenheit! — Eine Hypothese (3.) behauptet, daß die Hauptereignisse in jeder Existenz vorher bestimmt seien und schon in der metaätherischen Sphäre enthalten seien, diese aber wäre den Fähigkeiten des Unterbewußtseins zugänglich (die Astral-Ebene der Theosophen). Man entging auf diese Weise der Forderung göttlicher Eigenschaften für das subliminale Bewußtsein, allein man stempelte zugleich den Menschen zu einem Automaten, bar jeder Verantwortung und jeder Willensfreiheit.

Um auch diesem Einwurf zu begegnen, konstruierte man die Hypothese (4.) der Reinkarnation. Die Seele selbst bestimmt für sich die Hauptereignisse ihrer nächsten Existenz zwecks ihrer Entwicklung und Vervollkommnung. Diese Ereignisse sind dem Unterbewußtsein bekannt und aus diesem tauchen sie später auf. Will man die Reinkarnation nicht gelten lassen, so könnte man als weitere Hypothese (5.) wenigstens eine Präexistenz, ein Dasein vor der Geburt annehmen, in welcher unser künftiges irdisches Leben vorausbestimmt worden wäre. Allein wenn man diese Hypothesen auch nicht ganz verwerfen kann, sie würden doch niemals jene Prophezeiungen, jene Vorhersagungen erklären, welche sich nicht mit dem einzelnen Menschen beschäftigen, sondern Schicksale ganzer Völker*) betreffen. Ebenso lassen sich die genannten Hypothesen nicht zur Erklärung von solchen Fällen der Premonition verwenden, deren Inhalt zu unbedeutend und zu banal ist, um zur Entwicklung und Vervollkommnung des betreffenden Menschen vorher bestimmt zu sein.

Diese Ueberlegung hat eine andere Hypothese (6.) geboren, nach welcher die Fälle geringen Inhalts als besondere Manifestationen zu betrachten wären, und zwar unter bewußter oder fremder Personalität, lediglich zu den Zwecken, die Seelen der Menschen zu beeindrucken,

---

*) Die Theosophen allerdings würden da vom »Kollektiv-Karma sprechen.
(Der Schriftleiter.)

in ihnen die Vorstellung der Möglichkeit der Fortdauer nach dem körperlichen Tode zu erwecken durch Hinweis auf die geheimnisvollen Phänomene etc.

E. Bozzano sagt, daß, so kühn diese Hypothese erscheint und so selten auch die mit ihr korrespondierenden Fälle sind, doch Fälle existieren, welche beweisen, daß die mediumistischen Personalitäten (ob Unterbewußtsein oder fremde ist gleichgültig) unter gewissen Umständen wirklich den Lauf der menschlichen Handlungen beeinflussen können; wohl verstanden nicht in normaler und allgemeiner Weise, sondern lediglich in Fällen, in welchen sie über Sensitive verfügen, die telepathischen oder mediumistischen Einflüssen zugänglich sind.

Endlich ist noch eine Hypothese (7.) zu erwähnen: Die zukünftigen Geschehnisse sind durch unvorhergesehene Zufälle verursacht; sie sind weder vorher bestimmt, noch werden sie durch unterbewußte Fähigkeiten erfahren, sondern sie sind einzig höheren geistigen Wesen zugänglich, welche die Gabe haben, sie teleplastisch den Lebenden zu übermitteln. Diese Wesen bedienen sich hierzu jüngst desinkarnierter Geister. Nun, Fred Myers sagt selbst: »Wenn es eine transzendentale Welt gibt, dann muß auch ein Sehen der Vergangenheit und der Zukunft existieren, das viel ausgedehnter als unser empirisches ist; und wir selbst müssen in gewissen Grenzen an dieser Art der Anschauung teilnehmen, sei es direkt, in unserer Eigenschaft als Bewohner in der transzendentalen Welt, oder indirekt, indem wir Eingebungen und Botschaften von Spirit-Wesen empfangen, die von einem die Tätigkeit des Geistes schwächenden Organismus befreit sind . . . .«

Dies also sind die hauptsächlichsten Hypothesen, welche man bis heute zur Erklärung der Phänomene der »Vorhersage« etc. aufgestellt hat. Ihre Analyse bestätigt die Richtigkeit des Wortes Dall Owens, daß die Erfahrung lehrt, daß in der Metapsychik die anscheinend identischen Phänomene oftmals ihren Ursprung verschiedenen Ursachen verdanken. Sieht man von der erstgenannten Hypothese, als allen Tatsachen widersprechend, ab und betrachtet die auf Reinkarnation oder Präexistenz basierenden Hypothesen als eine einzige, dann sieht man, daß sie alle zusammen ein harmonisches Ganze bilden. Keine kann für sich allein die Tatsachen erklären, man kann aber keine ausschließen, ohne nicht auch die anderen ins Wanken zu bringen, man muß sie alle heranziehen und sie der Reihe nach benützen. Uebrigens bittet unser Autor den Leser, dem manches gewagt erscheinen wird, sein Urteil auszusetzen bis zum Schlusse, in dem nach Klassifikation der Phänomene nochmals darauf zurückzukommen sein wird. Was diese Klassifikation betrifft, so ist sie von Ernst Bozzano selbst aufgestellt unter neuen Gesichtspunkten, demzufolge sie völlig den älteren Zusammenstellungen von Mrs. Sidgwick und Myers entgegengesetzt ist. Mrs. Sidgwick hat die Klassifikation vorgenommen nach der subjek-

tiven Art und Weise der Erscheinung; Myers in aufsteigender Linie nach der theoretischen Tragweite der Tatsachen. Bozzano klassifiziert sie vom Gesichtspunkte ihrer objektiven Bedeutung als Tatsachen. So haben nun die Forscher die Möglichkeit, die in Frage stehenden Phänomene unter drei verschiedenen Gesichtspunkten zu studieren. Das zur Verfügung stehende Material war riesig. Die Zahl der Fälle belief sich auf tausend. Bozzano hat eine sorgsame Auswahl getroffen und sie auf 160 reduziert, gewiß auch schon eine ansehnliche Menge. Die starke Verminderung ist übrigens auch erklärlich durch die Tatsache, daß Bozzano eine große Anzahl von Fällen ausgeschlossen hat, welche Vormahnungen, Ahnungen etc. zu sein scheinen, auch von vielen als solche angesehen werden, die aber durch andere Hypothesen als die genannten mit größerer Wahrscheinlichkeit erklärt werden. Dies betrifft viele Fälle von Autopremonition einer Krankheit oder des Todes (Autosuggestion) oder wenn ein Sensitiver die Ankunft einer Person fühlt, (Telepathie), oder das Eintreffen eines Briefes (Telepathie oder Telästhesie), oder wenn jemand im Traume die Stelle sieht, wo er seinen verlorenen Gegenstand finden wird (Hypermnesie, Telästhesie, Cryptomnesie), oder wenn jemand ein ihm unbekanntes Lokal p. p. sieht, das er tatsächlich später betritt (Hellsehen, Paramnesie).

Die Klassifikation Bozzanos unterscheidet drei Hauptgruppen oder Kategorien: 1. Autopremonition von Krankheit oder Tod; 2. Premonition von Krankheit oder Tod dritter Personen und 3. Premonition von wichtigen Ereignissen (nicht Tod), von unbedeutenden Geschehnissen, von meteorologischen Zuständen, von Errettungen und dergl. Jede Kategorie zerfällt in Untergruppen.

(Fortsetzung folgt.)

Okkultistische Umschau.

Erster Internationaler Okkultistischer Kongreß mit Ausstellung Berlin. Einladung. Das unterzeichnete Komitee hat auf vielfache Anfragen hin beschlossen, mit der Ausgabe von Vorzugskarten zur Teilnahme an den am 16.—24. Oktober stattfindenden Veranstaltungen jetzt zu beginnen.

Es gelangen folgende Vorzugskarten zur Ausgabe:

Karte A — violett — (Preis 30 Mk.) berechtigt:
zur Teilnahme am Eröffnungs- und am Schlußtage des Kongresses, sowie an drei internen Vorträgen, ferner zum dreimaligen freien Eintritt für die Ausstellung;

Karte B — orange — (Preis 20 Mk.) berechtigt:
zur Teilnahme am Eröffnungs- oder am Schlußtage des Kongresses, sowie an zwei internen Vorträgen, ferner zum zweimaligen freien Eintritt für die Ausstellung;

Karte C — grün — (Preis 10 Mk.) berechtigt:
zur Teilnahme an einem internen Vortrage, sowie zum einmaligen freien Eintritt für die Ausstellung.

Sämtliche Vorzugskarten berechtigen auch zum freien Besuch der monatlichen Aufklärungs-Vorträge im Architektenhaus, Berlin, Wilhelmstraße, zu denen sonst nur geladenes Publikum Zutritt hat. Besondere Benachrichtigungen erfolgen jeweilig.

Den Besitzern der Vorzugskarten wird ferner gegen Zahlung des auf sie entfallenden Unkosten-Beitrages die Teilnahme an denjenigen Experimental-Sitzungen mit Medien ermöglicht, zu denen außer den prüfenden Gelehrten eine Anzahl Teilnehmer zugelassen werden können, ohne die Sitzungs-Resultate zu gefährden.

Gleichzeitige Entnahme von fünf Vorzugskarten berechtigt zum Empfange von sechs Karten. Die Ausgabe der Vorzugskarten A und B erfolgt nur bis zum 31. März 1914. Nach diesem Termin werden lediglich Vorzugskarten C ausgegeben, aber nur, soweit es die Anzahl der subskribierten Teilnehmer zuläßt.

Da die bedeutendsten Gelehrten des In- und Auslandes ihr Erscheinen auf der Kongreßtagung, Mitwirkung in der Prüfungskommission, sowie Vorträge, teilweise mit Lichtbildern, bereits zugesagt haben (laut beif. Liste), sowie hervorragende Medien und Sensitive gewonnen sind, empfiehlt es sich, mit Rücksicht auf die steigende Nachfrage nach Teilnehmerkarten, Anmeldungen möglichst bald auszuführen, da nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Vorzugskarten ausgegeben werden kann.

Wenn sich trotz der beabsichtigten und notwendigen sehr umfangreichen und würdigen Ausgestaltung von Kongreß und Ausstellung ein Überschuß ergeben sollte, so wird dieser Überschuß einem auf der Dresdener Bank, Berlin, errichteten „Okkultistischen Fonds" zugeführt, welcher dazu dienen soll:

1. die wissenschaftlichen Untersuchungen zur Erforschung der okkulten Phänomene auch nach Kongreß-Schluß fortzusetzen,
2. einen dauernden Zusammenschluß aller Forscher zu bewirken,
3. allgemeine Aufklärung und Beseitigung der Auswüchse und Übelstände in der okkultistischen Bewegung anzustreben,
4. unentgeltlichen Rat bei rechtlichen Vorkommnissen zu erteilen, sowie gegebenen Falles tatkräftige und zweckdienliche Hilfe zu leisten,
5. Unterstützung an Forscher und Medien zu gewähren.

Die Vorzugskarten gelangen von jetzt an zur Ausgabe durch das Generalsekretariat, Berlin W 62, Lutherstraße 27 I, im Konferenz-Büro, täglich 11—7 Uhr, oder schriftlich gegen Voreinsendung des Betrages resp. gegen Nachnahme (zuzüglich Nachnahmespesen).

Freiwillige Spenden für den „Okkultistischen Fonds" werden jederzeit gern entgegengenommen, weil die zu erfüllenden Aufgaben garnicht früh und umfassend genug begonnen werden können.

Das Generalsekretariat:
Marianne Raschig. Hans Freimark.

Der „Mikado" im Künstlertheater. Im Münchener Künstlertheater passierte kürzlich ein Unfall, der mit seinen psychologischen Folgen zu den interessantesten Seltenheiten im Theaterleben gehört. Es war bei der Eröffnung der Operettensaison mit der Aufführung des „Mikado". Wollen wir erst sagen, daß es eine trotz mancher Unfertigkeiten schöne Aufführung mit Max Pallenberg, dem tragischen Clown, und Fritzi Massary in den Hauptrollen war. Aber dann trat ein Zwischenfall ein.

Der Darsteller des Mikado, Walter Formes, brach plötzlich in seinem großen Couplet zum Schluß des letzten Aktes ab, rief zum Kapellmeister herab: „Ich kann nicht weiter", eilte zur Kulisse und stürzte dort mit einem Herzkrampf zusammen. Man sah von der Seite noch seine Beine sich im Krampfe bewegen. Das Publikum

— ein selten elegantes Premierenpublikum, stark mit fashionablen Fremden durchmischt — benahm sich musterhaft ruhig. Und die Vorstellung konnte dank dem geistesgegenwärtigen Eingreifen der anderen Mitwirkenden ruhig, wenn auch in gedrückter Stimmung, zu Ende geführt werden. Herr Formes erholte sich bald. Er hatte, um die Hetze der letzten Proben durchhalten zu können, zu viel Brom genommen, und in der Angst, nicht zu Ende singen zu können, und in Verwirrung gebracht durch die aufstachelnden Zurufe eines sehr unangenehmen Kollegen, war er zusammengebrochen.

Nun begab sich aber das Merkwürdige, daß er bei den nächsten Repetierproben und Vorstellungen jedesmal, wenn er an das unterbrochene Couplet kam, Angstzustände bekam und wieder nicht weiter konnte. So war man gezwungen, dieses Couplet an den Abenden, an denen er sang, ganz zu streichen. Aber einem anderen, der mit ihm in der Rolle alterniert, geht es jetzt genau so. Auch er bekommt bei dieser Stelle Angstzustände und es ist ihm, der doch nichts von ähnlicher Erregung durchgemacht hat, ebenfalls völlig unmöglich, dieses Couplet zu singen. Eine seltsame Art von psychischer Ansteckung ist also unter den Mitgliedern des Künstlertheaters ausgebrochen. Und man ist auf der Suche nach einem Mikado, der von dieser Infektion möglichst verschont bleibt. Die Leute schwören aber darauf, daß keiner so schnell wieder dieses Stückchen ohne Angstzustände singen kann. Die Suggestion, die ein verdunkelter Zuschauerraum ausübt, aus dem einen tausend Augen wie ein einziges furchtbares Riesenauge in solch einem Momente entgegenflimmert, ist zu stark und die Erinnerung an die Gefahr kaum zu vermeiden. Die Unsicherheit aber macht dann alles unmöglich. Und es ist der alte panische Schreck, der einen dann überkommt und Zunge wie Glieder lähmt.

Ein Mittel gegen die Pest. Der französische Missionar Pater Seguin in China hat in der Brechwurzel (radix ipecacuanhae) ein Mittel gegen die Beulenpest entdeckt. Er wandte es bei mehr als 1000 Pestkranken an, und in allen Fällen wurden diese gesund. Dosis: 16 bis 32 Körner gepulvert mit einer größeren Menge Wassers getrunken. Da die Pest neuerdings wieder in Rußland auftritt, so wird es vielleicht gut sein, wenn wir diesen Erfahrungen des Pater Seguin mehr Aufmerksamkeit schenken. Die einfachsten Mittel sind oft die besten. Freilich ist nicht jede Pest gleich geartet, es kann also sehr leicht der Fall sein, daß Pater Seguin bei der nächsten Pestepidemie nicht diese durchschlagenden Erfolge hat, wie oben gemeldet.

Erfolgreiche Behandlung von Cholerakranken durch Tierkohle. Wie das „Prag. Tagbl." meldet, ist es dem Vorstand des pharmakologischen Institutes der Prager deutschen Universität, Professor Wiechowsky, gelungen, Tierkohle bei Cholera mit Erfolg anzuwenden. Prof. Wiechowsky behandelte nämlich den Bazillenträger Tichy, der dort in Behandlung steht, mit Tierkohle und erzielte einen raschen Erfolg.

Opfer der Röntgenstrahlen. Die Röntgenstrahlung ebenso wie die im Wesen identische Radium- und Mesothoriumstrahlung, die gerade jetzt wieder in der Krebsbehandlung neue Wege sucht, ist imstande, gewisse krebsige Erkrankungen zu heilen. Andererseits entsteht durch zu lange Bestrahlung eine Verbrennung, es treten Geschwüre auf, die durchschnittlich nach einer Inkubationszeit von neun Jahren krebsig entarten können. Diese Krebse bieten dieselben klinischen Erscheinungen und führen, unbehandelt, durch Verschleppung der Krebszellen zur Bildung von Metastasien, d. i. von Krebszellennestern, in den verschiedensten Organen des Körpers und dadurch zum Tode. Nur ein rechtzeitig vorgenommener Eingriff kann der Erkrankung Einhalt tun.

Bis zum Jahre 1912 sind 54 solche auf Grund einer Röntgenverbrennung entstandene Röntgenkrebse mit Sicherheit diagnostiziert worden. Davon betrafen 24 Ärzte, 26 Röntgentechniker und nur 4 Patienten. Nach der Reichszugehörigkeit kamen auf Deutschland, Österreich und Schweiz 13, auf England 13, Frankreich 2 und Amerika 26. Von diesen 54 Kranken sind 11 trotz ärztlicher Behandlung dem Fortschreiten des Krebses erlegen. Unter den Toten befinden sich 8 Ärzte, 3 Techniker, aber kein einziger Patient. Es kommt eben nur auf die Dauer der Strahleneinwirkung an, die beim Arzt und Techniker naturgemäß viele Jahre währt. In Deutschland bedient man sich schon seit einiger Zeit guter Schutzvorrichtungen, in Amerika dagegen scheint man weniger vorsichtig zu sein, daher dort die größere Zahl der Opfer. Aber nicht nur der Toten soll man gedenken, viel wichtiger ist es, der Lebenden nicht zu vergessen, die da täglich für die anderen im wahrsten Sinne des Wortes ihre Haut zu Markte tragen. Sie sind Helden, die Stück für Stück ihres Körpers hergeben, zuerst den Finger, dann die Hand, den Arm und schließlich oft auch ihr Leben.

Hierzu gestattet sich die Schriftleitung Folgendes zu bemerken: Da zu lange und offenbar zu kräftige Bestrahlungen diese „Röntgenkrebse" hervorzurufen imstande sind, so müßte nach Erfahrungen der Homöopathie in entsprechend abgeschwächten Röntgenstrahlen auch das richtige Heilmittel für diese Krebse — solange sie noch lokal sind — zu suchen sein. In weiter fortgeschrittenen Stadien müßte zu geeigneten inneren homöop. Mitteln die Zuflucht ergriffen werden.

Optische Signale vom Mars? Der Genfer Astronom Lecoutre veröffentlicht die Ergebnisse von Beobachtungen, die er in 70 klaren Mondnächten über den Planeten Mars angestellt hat. Der interessanteste Teil seiner Mitteilungen sind die Angaben über die Natur der sogenannten „Seen", die seiner Ansicht nach intensive Lichtstrahlen sind und sich in regelmäßigen Abständen von 30 Sekunden erneuern. Dies lasse vermuten, daß es sich um optische Signale vom Mars handle. Er fordert alle Astronomen auf, seine Nachforschungen zu überprüfen.

Ein Konkurrent des Radiums? Über eine geheimnisvolle wissenschaftliche Entdeckung, die, wenn sich die gehegten Erwartungen erfüllen sollten, sich als noch wichtiger erweisen dürfte als die Entdeckung des Radiums, wird aus Petersburg geschrieben: Es ist in den Namanganischen Bergen im Ferghanagebiet ein neuer geheimnisvoller Stoff gefunden worden, dessen Eigenschaften so verblüffend sein sollen, daß dadurch die Eigenschaften des Radiums noch bei weitem überboten werden. Ein Erzsucher fand in den Namanganischen Bergen Erze, Metalle, Asbest und darunter in ganz geringen Mengen ein ihm absolut unbekanntes teigartiges Metall von schmutzig-bräunlicher Farbe und hohem Gewicht. Er nahm eine Quantität davon mit nach Moskau und sandte den neuentdeckten Stoff an ein chemisches Laboratorium zur Untersuchung. Dieses nahm damit zahlreiche und verschiedenartige Experimente vor, die in höchstem Grade überraschende Resultate ergaben. Wurde der Stoff mit einer Säure in Verbindung gebracht, dann entwickelte sich eine ungeheure Kälte. Das Glas, in dem sich die Säure befand, zerfiel sofort in Staub. Das Experiment wurde mit steinernen, porzellanenen und gläsernen Gefäßen wiederholt — immer war der Erfolg derselbe. Der Versuch wurde auch mit einem eisernen Gefäß gemacht — derselbe Erfolg! Die Chemiker behandelten nun einen großen Granitstein — auch dieser löste sich sofort auf, ohne Gasentwicklung und ohne Explosion, indem er eine ungeheure Temperaturerniedrigung erfuhr. Behandelte man den geheimnisvollen Stoff mit Alkalien, dann verlor das Gefäß 20 Proz. an Gewicht.

Die Chemiker begaben sich daraufhin nach Ferghana, wo sie nach längerem Suchen ein größeres Quantum dieses Metalles fanden, das zu

weiteren Studien verwendet werden soll. Eine vor einiger Zeit von Moskau aus nach dem Ferghanagebiete aufgebrochene wissenschaftliche Expedition, die angeblich ausgezogen ist, um Radiumfundorte zu erforschen, bringt man mit den dortigen Metallfunden in enge Verbindung. Mit Radium hat der rätselhafte Stoff aber nichts gemeinsam. Man hat aber bereits Anzeichen dafür, daß ihm bedeutende heilkräftige Wirkungen eigen sind. Natürlich müssen Versuche in dieser Richtung sehr vorsichtig betrieben werden, weil die Behandlung unter Umständen sehr gefährlich sein kann. Besonders auffällig erscheint der Gewichtsverlust bei allen Gegenständen, die mit dem Stoff in Berührung kommen. Russische wissenschaftliche Kreise nehmen an, daß man hier wieder vor einer ungeheuerlichen Überraschung, vielleicht vor einer noch größeren steht, wie sie die Entdeckung des Radiums brachte. Ferghana, die Fundstätte dieses geheimnisvollen Stoffes, liegt in Russisch-Zentralasien und ist bekannt als Fundort für Uranerze, ist also sehr radiumhaltig. Ob der geheimnisvolle Stoff irgendwie mit dem Radium zusammenhängt, wird wohl die wissenschaftliche Untersuchung feststellen, wie sie auch die geheimnisvollen Meldungen auf ihre Richtigkeit hin prüfen wird.

Der Kriegs- und Totenvogel. Wie die „Grazer Tagespost“ vom 20. Dezember 1913 berichtete, wurden in St. Lambrecht (Obersteiermark) gegen 30 Stück Seidenschwänze (Bombicilla garrula nach Blasius Hanf, oder Ampelius garrula nach Linné benannt) auf ihrem Zuge nach dem Süden beobachtet. Eine Woche später tauchten Meldungen auf, daß auch in anderen Teilen Steiermarks dieser seltene, aus dem höheren Norden Europas stammende Zugvogel scharenweis gesichtet wurde. Von naturwissenschaftlicher Seite nimmt man an, daß dieser Vogel nur dann über den Winter in südlichere Gegenden auswandert, wenn es ihm in seiner Heimat an Nahrung gebricht. Das Volk sieht aber in seinem Erscheinen das Vorzeichen des Krieges oder der Teuerung. Deshalb heißt er im Volksmund der „Kriegs- und Totenvogel“. Er erschien in Steiermark in großen Mengen im Dezember 1847 und im Januar und Februar 1848, eben auch in St. Lambrecht in Obersteiermark. Das Jahr 1848 rechtfertigte dann die Anschauungen der Landleute, denn 1848 und 1849 waren blutige Jahre für Österreich. Dieser Vogel wurde aber auch weiters im Februar 1866, im Januar 1872 und im Dezember 1907 hier gesehen. Immer kamen dann schwere Zeiten für Österreich, spätestens innerhalb Jahresfrist danach. 1866 war das bekannte Kriegsjahr, 1873 der Krach an der Wiener Börse und 1908 begann die Annexionskrise (wegen Bosnien und Herzegowina). Dieser ominöse Vogel ist von der Größe eines Stares und die Hauptfarbe seines seidenartigen Gefieders ist weinrotgrau; Kehle, Brust und Schwanz sind schwarz, die Schwungfedern sind mit zinnoberroten Anhängseln versehen und die Federn des Scheitels bilden einen Federbusch. Er ist äußerst gefräßig und braucht zu seiner Nahrung große Mengen von Wacholder und Ebereschebeeren. Im Sommer frißt er auch Käfer, Raupen usw. Im Fliegen ist er sehr geschickt, weniger im Laufen, weshalb er selten auf den Boden kommt. Seine Stimme übt er in einem feinen Triller, in welchem der Laut „S“ durchklingt; aber seiner Schönheit halber wird er auch im Zimmer gehalten. Nach hiesigen mediumistischen Mitteilungen hätten wir in Österreich im Juni Thronwechsel und danach, Ende August oder Anfang September 1914, Krieg zu erwarten. Dieser Krieg soll sich ins Jahr 1915 hinüberziehen, und dies wäre der lange vorhergesagte Weltkrieg. Jedenfalls wäre es nur zu wünschen, daß der „Kriegs- und Totenvogel“ diesmal seinen Namen nicht bewahrheitet. Auch veröffentlichen wir solche Dinge nicht, um Angst und Schrecken zu verbreiten, sondern nur um unsere Leser von allen merkwürdigen Dingen am Laufenden zu erhalten. Bisher ist ja auch das Jahr 1913 (das allerdings astrologisch erst am 22. März 1914 endet) viel glücklicher verlaufen, als wir auf Grund der Prophezeiungen hoffen durften. Dies gibt uns den Mut, zu glauben, daß trotz aller unleugbar kriegerischen Tendenzen doch noch die Friedenspartei in Europa die Oberhand behält.

Die F-Strahlen. In den letzten Tagen ist viel gesprochen worden von Signor Ulivi und den F-Strahlen, die er entdeckt haben will und die Explosivstoffe aus der Ferne zu entzünden vermögen sollen. Zwischen der Küste Englands und der Insel Whrigt soll die Admiralität schon erfolgreiche Versuche damit gemacht haben.

Es ist denkbar, daß die Entdeckung einer neuen Strahlungsform (von Signor Ulivi F-Strahlen genannt) der Wissenschaft ein Mittel in die Hand gibt, den Krieg, den sie selbst so kostspielig und furchtbar gemacht hat, wieder unmöglich zu machen. Dann wäre Ulivi ein noch größerer Wohltäter der Menschheit als der Erfinder der drahtlosen Telegraphie; denn so groß auch die Wohltat der drahtlosen Telegraphie als lebensrettende Einrichtung bei Gefahren auf hoher See ist — eine Erfindung, die all die Millionen verschlingenden Zerstörungsmaschinen des Krieges überflüssig machte, wäre noch viel größer.

Die F-Strahlen sollen eine neue Form von Strahlungsenergie sein. Die bekanntesten Typen solcher Energie sind natürlich Licht und Wärme. Wir sind von Anbeginn mit dieser Form vertraut gewesen, weil wir sie wahrnehmen können. Aber es gibt zahllose andere Wellen, die ebenso verschiedene physische Effekte hervorrufen. Die drahtlose Telegraphie ist das Resultat einer besonderen Art, die nur durch das „elektrische Auge" des Kohärers empfunden wird. Ebenso erscheinen die Röntgenstrahlen als eine besondere Art von Ätherwellen, und dasselbe dürfte wahr sein in bezug auf die Gammastrahlen der Radiumsalze.

Einige Psychologen halten auch dafür, daß das Phänomen der Gedankenlesung — auch Telepathie genannt — auf einer noch unbestimmten Art der Strahlung beruhe, die unter geistigem Drucke von einem menschlichen Gehirne ausgeschickt und von einem anderen, mit einer Art von sechstem Sinn begabten, wahr- und aufgenommen wird. Die Wellenlänge der drahtlosen Telegraphie beträgt mehrere Meilen, die des Lichtes nur den fünfzigtausendsten Teil eines Zolles. Zwischen diesen Extremen mögen unendliche Wellen liegen, die bisher ungeahnte Effekte hervorbringen würden, wenn sie auf eine „Station" stießen, die auf ihren Pulsschlag gestimmt ist.

Mit ungläubigem Gelächter wurde zuerst die Nachricht begrüßt, daß ein Professor Röntgen glaube, er könne das Skelett im lebenden Körper photographieren! Nun kommt Ulivi und sagt, er könne mittels Strahlen ein Pulvermagazin aus der Ferne anzünden.

Wenn das so ist, muß der moderne Krieg aufhören. Denn wenn die F-Strahlen auch nur gegenwärtig über einige Fuß Entfernung im Laboratorium das leisten, was sie versprechen, so muß man sich gegenwärtig halten, daß Marconi seinerzeit auch nur über 50 Fuß hinübertelegraphiert hat, während wir heute über Tausende von Meilen drahtlos uns verständigen. Wenn sich die F-Strahlen auf dieselbe Art vervollkommnen, werden sämtliche Explosivstoffe beider Armeen schon in die Luft gesprengt sein, ehe die Gegner in Schußweite kommen.

Was nun die theoretische Seite der Sache betrifft, so kann ein Explosivstoff nur auf drei Arten entzündet werden: durch Perkussion (Stoß), durch Erhitzung und durch chemische Einwirkung. Bei den F-Strahlen kämen nur die beiden letzteren Fälle in Betracht, und auch da ist der der Erhitzung praktisch so gut wie ausgeschlossen, denn um die Selbstentzündung der Nitro-Mischungen, die allen modernen Sprengstoffen zugrunde liegen, herbeizuführen, sind wenigstens 400 Grad Fahrenheit nötig, und um die aufzubringen, wäre eine ungeheure Energie erforderlich. Da bleibt also nur noch die chemische Einwirkung auf solche unbeständigen Substanzen wie Cordil, Pikrin usw. Können da die F-Strahlen eine genügende Wirkung hervorrufen, um diese Chemikalien so zu verändern, daß Selbstentzündung stattfindet? Oder könnten vielleicht Strahlen entdeckt werden, die unsere Explosivstoffe auf weite Entfernungen hin zersetzen?

Wir werden sehen. Wenn uns das Radium überhaupt etwas gelehrt hat, so hat es uns gezeigt, daß wir über die komplizierte Natur des sogenannten „Atoms"

noch gänzlich im Dunkeln tappen. Vielleicht hören wir auch in aller Kürze noch von anderen Einflüssen, die seinen Bau und seine Anordnung verändern und umstürzen.

Inzwischen ist es interessant, sich zu erinnern, daß H. G. Wells, der bekannte englische Schriftsteller und Dichter, schon vor Jahren in seinem „Krieg der Welten" eine solche Entdeckung theoretisch darstellte, indem er seine Leute vom Planeten Mars mit einem Strahle ausstattete, der alle Pulvermagazine usw. der Erdarmeen schon längst in die Luft gesprengt hatte, ehe eine kriegsmäßige Aufstellung der Truppen stattfinden konnte.

Dr. Alfred Russel Wallace's Zeugnis für Materialisationen. Im Jahre 1906 gewann der Archidiakon Colley gegen den Taschenspieler Maskelyne einen Prozeß, der mit der Verurteilung Maskelynes endete. Dieser Prozeß erregte begreiflicherweise, da es sich um okkultistische Tatsachen handelte, in der ganzen okkultistischen Welt großes Aufsehen. Er fand vor der Kings-Bench-Strafkammer statt. Der Taschenspieler Maskelyne mußte an Colley 75 Pfund wegen Verleumdung zahlen, außerdem sämtliche Prozeßkosten ersetzen, und er wurde weiters zur Zahlung der von ihm gewetteten 1000 Pfund verurteilt, wenn er nicht die von Colley beschriebenen Materialisationen nachmachen könne, wie er sich angeboten hatte dies zu tun.

Als Zeuge für Colley war auch Wallace geladen, und zweifellos hat das Gewicht seines Zeugnisses den Urteilsspruch des Gerichtshofes stark beeinflußt. Vor einiger Zeit übergab Herr Serscold Skeels, des Archidiakons Anwalt, der Redaktion des »Ligth« Dr. Wallaces eigenhändig niedergeschriebenen und verbesserten Entwurf, der die Aussage, die er auf der Zeugenbank zu machen gedachte, enthielt, in der Erwartung, daß sie eines Tages der guten Sache nützlich werden könne. Der Entwurf hat folgenden Wortlaut:

„Da ich, wie ich glaube, jetzt der einzige noch lebende Engländer bin, der Archidiakon Colleys Erfahrungen mit dem Medium Monck bestätigen kann, habe ich mich entschlossen, in diesem Falle mein Zeugnis abzulegen. Der Kläger ist mir völlig fremd, und ich hatte nie etwas von seinen Beobachtungen gehört, bis ich von seinem Vortrag las, den er im Oktober 1905 in Weymouth gehalten hat.

Es war im Jahre 1862, als ich die Phänomene des Spiritismus zu erforschen begann, und einige Jahre darauf nahm ich an Sitzungen mit Fräulein Kate Cook teil, der Schwester Fräulein Florence Cooks, mit der Sir William Crookes so überzeugende Ergebnisse feststellte.

Später nahm ich an einigen Sitzungen im Hause des Fräuleins Douglas, einer Schottin, teil, die in der South Andley Street wohnte, und dort lernte ich Herrn Hensleigh Wedwood (Darwins Schwager) und einige Londoner Spiritisten kennen. Die interessantesten Phänomene kamen hier durch Haxby zustande, ein bedeutendes Materialisationsmedium. Ebenso wohnte ich einer Sitzung bei, in der William Eglinton als Medium diente. Durch die Mediumschaft der drei genannten Personen wurde ich Zeuge von Materialisationen unter Bedingungen, die die Betrugs- und die Halluzinationshypothesen vollkommen ausschliessen, was ich auch in „My Life", Band II, S. 331 auseinandergesetzt habe.

Ich wohnte ferner noch einer Sitzung mit dem Medium Monck bei. Die Herren Hensleigh Wedwood, W. Stainton Moses, Herr und Frau Cranstoun hatten für Dr. Monck zwei Räume im ersten Stock eines kleinen Hauses in Bloomsbury gemietet, und die beiden erstgenannten Herren luden mich ein, die zu erwartenden Phänomene zu beobachten.

Ich kann nicht mehr das Datum genau feststellen, aber es war 1877 oder 1878, als ich in Dorking wohnte. Es war ein heller Nachmittag, alles trug sich bei vollem Tageslicht zu. Nach der üblichen Unterhaltung schien

Monck, nach Art der Geistlichen in schwarzer Kleidung, in Trans zu geraten. Dann stand er auf, wenige Fuß vor uns, wies nach kurzer Zeit auf seine Seite hin und sagte: „Seht!". Ich erblickte nun einen schwachen weißen Fleck an seiner linken Seite. Dieser wurde heller, darauf schien er auf und abwärts schwebend sich auszudehnen, nahm allmählich die Gestalt einer wolkigen Säule an, die von seiner Schulter bis zu den Füßen herabreichte und dicht neben seinem Körper blieb. Alsdann trat er selbst ein wenig seitwärts, während die Säule an ihrem Platze, aber, wie es schien, mit ihm durch ein wolkiges Band an der Stelle, wo sie entstanden war, verbunden blieb. Kurz darauf sagte Monck: „Gebt acht!" und fuhr mit der Hand durch das Band, das er dadurch von seinem Körper trennte.

Sodann entfernte sich die Gestalt von ihm, so daß beide schließlich fünf bis sechs Fuß von einander entfernt waren. Die Gestalt hatte inzwischen das Aussehen einer dichtverschleierten Frau gewonnen, an der Arme und Hände deutlich sichtbar waren.

Monck blickte auf sie und sagte zu uns: „Gebt acht!" Darauf klatschte er in die Hände. Hierauf streckte die Gestalt die Hände vor und machte es wie er; ich hörte deutlich das Klatschen, nur schwächer. Die Gestalt bewegte sich dann langsam auf ihn zu, wurde schwächer und kleiner und verschwand in seine Seite, wie sie daraus hervorgekommen war.

Ich bin übrigens überzeugt, daß in diesem Falle die Betrugshypothese vollständig ausgeschlossen ist, da der Vorgang vor meinen und zweier anderer Beobachter Augen bei vollem Tageslicht und in einer Entfernung von höchstens fünf bis sechs Fuß sich abspielte.

Was Herr Maskelyne vorgeführt hat, gleicht nicht im geringsten dem, was ich an jenem Nachmittage gesehen habe und was im wesentlichen mit der Darstellung des Archidiakons Colley übereinstimmt, und ich bin überzeugt, daß der Angeklagte die Herausforderung des Klägers nicht angenommen hätte, wenn er einmal damals ebenfalls Augenzeuge gewesen wäre."

Durch das Buch »Materialisationsphänomene« von Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing wogt nun in Deutschland ebenfalls der Kampf um die Frage der Echtheit der Materialisationsphänomene hin und her. Vielleicht kommt sogar ein deutsches Gericht in die Lage, in dieser strittigen Sache ein Urteil fällen zu müssen, und da wäre es gut, wenn deutsche Juristen sich der hier vorgetragenen Zeugenaussage Wallaces erinnern würden und auch der Objektivität, mit welcher das englische Gericht in dieser außergewöhnlichen Sache das Urteil gefällt hat.

Gut wäre es auch, wenn der okkultistische Schriftsteller Dr. Erich Bischoff, der in seiner eben erschienenen „Praktischen Kabbalah" den ganzen Spiritismus für Humbug, und alle spiritistischen Phänomene für Taschenspielerei erklärt, sich diese Zeugenaussage des großen englischen Naturforschers Wallace zu Gemüte führen würde.

Schachspiel und Traumleben. Daß das Schachspiel den ganzen Menschen mit all seinen Fühlen und Denken in Anspruch nimmt, ist eine Tatsache, die den Kenner der Verhältnisse nicht verwundern wird. In einer ernsten Turnierpartie, etwa zwischen zwei „Großmeistern" (man unterscheidet „Meister", „Großmeister" und „Weltmeister" [D. E. Lasker]), hängt ja sehr viel von dem Ausgang des Spieles ab, geistige und materielle Güter. Ein sehr großer Teil der Schachmeister lebt ja vom Spiel. Es kommt nun naturgemäß häufig vor, daß sich in das von unserem Willen unabhängige Leben, den Traum, schachliche Hoffnungen und Befürchtungen hineindrängen. Die Art und Weise, wie sich diese Wünsche und Angstvorstellungen in den krausen Wirrwarr des Traumes verschlingen, ist manchmal sehr interessant.

So hatte der jetzige Weltmeister des Schachspiels, der schon oben erwähnte Dr. Emanuel Lasker, im Traume einmal die Vorstellung, daß ihm ein feindlicher Springer auf der Nasenspitze und seinen beiden Augen gleichzeitig „Schach" und „Gardez" biete. Da Lasker nach diesem „unerhörten" Einfall des feindlichen Offiziers in das Leben seiner Partie am Zuge war, hatte er den tröstlichen Gedanken, ein Auge noch in Sicherheit bringen zu können, aber er mußte auch gleichzeitig die höchst unangenehme Befürchtung haben, das andere einzubüßen. — Ein anderer Spieler hatte im Traum bei einem starken Läuferzuge seines Partners das Empfinden, er erhalte eine mörderliche Ohrfeige, — Läuferzug und Ohrfeige waren ihm in dem Augenblick zusammengeflossen. (Man sagt ja auch, der Läufer „haut herein". — Ganz ähnlich zu verstehen ist auch das folgende Vorkommnis, das sich in dem Traum des Schreibers dieser Zeilen abspielte. Die feindliche Dame bedrohte in sehr gefährlicher Weise den bekannten, links von dem schwarzen König stehenden Bauern, das Feld f7. Sie drohte dort hineinzuschlagen, und damit wäre es mit dem Spiele jählings „aus" gewesen. Als ich dann erwachte, empfand ich einen unangenehmen Druck auf der linken Seite, in der Nähe des Herzens. Intensives Schachspiel belastet gewisse Teile unseres Hirns häufig in übernormaler Weise. Hieraus folgt dann die Nachwirkung im Traumleben.

Der Lord als Heiler. Lord Sandwich hat in den letzten Wochen in England viel von sich reden gemacht. Er behauptet nämlich, daß er die Gabe besitze, sämtliche Krankheiten durch bloße Willenskraft zu heilen. „Ich gehe an das Bett eines Kranken," sagte er vor kurzem, „und befehle ihm, sich nicht von einem eingebildeten Leiden niederdrücken zu lassen; dann konzentriere ich auf ihn meinen ganzen Willen. Wenige Minuten später ist der Kranke geheilt oder wenigstens auf dem Wege der Besserung." Kurz, Lord Sandwich behauptet, daß er die bekannte biblische Aufforderung: „Steh' auf und wandle" mit Erfolg wiederholen könne. Der merkwürdige Lord war übrigens auch früher schon eine sehr bekannte Persönlichkeit, und zwar wegen des Namens, den er führt. Einer seiner Vorfahren war nämlich der Erfinder jener schmackhaften Zusammenstellung von Fleisch und Brot, die unter dem Namen Sandwich in der ganzen Welt berühmt ist. Mehreren Mitgliedern der Familie ist diese Berühmtheit ein bißchen lästig geworden. Der gegenwärtige Lord Sandwich zum Beispiel wollte einmal in Washington auf einem Feste der Tochter eines bekannten Milliardärs vorgestellt werden. „Ich stelle Ihnen hier Lord Sandwich vor!" sagte ein gemeinsamer Freund zu der jungen Dame, diese aber glaubte, daß man sich mit ihr einen Scherz erlaube, und erwiderte: „Wirklich? Wann werden Sie mir denn den Lord Butterbrot vorstellen?" Sprach's und wandte dem verblüfften Lord den Rücken.

Die ominöse „13". Die Hochzeitsreise der Lady Sayre, Tochter des Präsidenten Wilson, hat kein gutes Ende genommen. Am 24. Januar landete das junge Paar wieder in New-York, nachdem es seinen Honigmond in England verbracht hatte. Auf der Rückreise wurde der Dampfer „Majestic", an dessen Bord sie sich befanden, von einem heftigen Sturm überrascht. Hohe Sturzwellen überfluteten das Deck und der Speisesaal füllte sich mit Wasser an.

Die Flut drang ebenfalls in die Kabine der Hochzeitsreisenden, und Lady Sayre-Wilson wurde von einer Welle derart heftig gegen eine Tür geschleudert, daß sie verschiedene Verletzungen erlitt, welche glücklicherweise nicht gefährlicher Natur sind.

Wie erinnerlich, war Miß Jessie Wilson die dreizehnte Braut im „Weißen Haus".

General Picquart und die Kartenschlägerin. Zufolge dem „Cri de Paris" soll der vor kurzem verstorbene General Picquart des öfteren in Freundeskreisen er-

zählt haben, daß er, als er noch ganz jung war, von einer Kartenschlägerin vor den Pferden gewarnt worden sei.

Die Zukunft gab der Wahrsagerin Recht. Zur Zeit der Dreifuß-Affäre stürzte er vom Pferde, am Tage vorher, ehe er zur Disposition gestellt wurde. Später fiel er wiederum vom Pferde gelegentlich der großen Parade vom 14. Juli, einige Tage vor Auflösung des Ministeriums Clemenceau, welchem er angehörte. Und zum Schluß war auch ein Sturz vom Pferde die Ursache seines Todes.

Zum Kapitel Hypnose und Verbrechen. Der „Daily Mail" berichtet, daß das Schwurgericht einen 70jährigen Hypnotiseur, Professor Farrel, für schuldig erklärte, einen Mann durch hypnotische Suggestionen zur Ermordung zweier Frauen veranlaßt zu haben.

Der Mörder, namens Turner, ein eifriger Anhänger der Geheimwissenschaften, hat seine Frau und seine Schwägerin vergiftet und versuchte alsdann Selbstmord zu begehen. Bei ihm vorgefundene Papiere beweisen, daß er diese Tat unter dem Einfluß des Hynotiseurs Farrel beging. Die Psychiater halten Turner für unzurechnungsfähig.

Die Geschworenen, welche aus Farmern von Arkansas bestanden, erkannten Farrel für schuldig im zweiten Grad. Der Angeklagte erklärte, keine Berufung gegen das Urteil einzulegen.

Briefkasten.	**Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::**

Aumetz, Lothringen, 22. Januar 1914.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

I. „Vor einigen Wochen starb die junge (26jährige) Frau eines meiner Freunde. Nun geschah es am Weihnachtsfeste 1913 — sie war damals 10 Tage tot — als mein Freund mit seiner Schwester und einem Freunde beim Mittagsmahl saßen, daß von einem Blumentopfe, der auf dem Fensterbrette stand, eine Dampfwolke sich von dort dem Tische zu bewegte. Dies wunderte alle Anwesenden, denn es war nirgends eine Ursache zu finden, woher der Dampf hätte kommen können. Dieselbe Erscheinung erfolgte auch am darauffolgenden Tage. Was war das nun? Bemerkt sei noch, daß die letzten Worte der Sterbenden an ihren Gemahl diese waren: „Ich werde immer bei dir sein. Lebe wohl!" War nun diese Rauchwolke der Astralleib der Verstorbenen, die sich bemerkbar machen wollte, aber vielleicht nicht die Kraft besaß, sich zu materialisieren? Wäre es nicht möglich, ohne Medium mit ihr in Verbindung zu treten; z. B. mit Hans Arnolds Skriptoskop? Was halten Sie überhaupt vom Skriptoskop? Besitzt es die Vorzüge, die ihm nachgerühmt werden? Ich habe schon etliche Male mit zwei Freunden damit experimentiert, aber ohne Erfolg.

Antwort des Schriftleiters: Die beobachtete „Dampfwolke" ist offenbar der Beginn einer Materialisation. Die Verstorbene entnahm augenscheinlich der Pflanze „Prana", d. h. Lebenskraft, in fluidaler Form, um sich sichtbar zu machen. Bei Anwesenheit medialer Personen und nach einigen Versuchen würde wahrscheinlich eine vollständigere Materialisation erzielt worden sein. Der Wunsch der Sterbenden, immer bei ihrem Gatten zu sein, ist sehr bezeichnend als Ursache des Phänomens. Es ist also zu den spiritistischen zu zählen und besonders wertvoll, weil es zuerst spontan und bei vollem Tageslicht auftrat! Ohne Medium sich mit der Verstorbenen in Verbindung zu setzen, wird wohl ziemlich vergebene Mühe sein. Arnolds Skriptoskop funktioniert eben auch nur in der Hand von medialen Personen, genau so, wie die Wünschelrute auch nur in der Hand von „Sensitiven" Ausschläge gibt. Der Zweck des Skriptoskopes ist

nur, die mechanischen Widerstände auf ein Minimum herabzudrücken. Sonst tut es ein gewöhnlicher Bleistift auch. Wo aber keine mediumistischen Eigenschaften, Veranlagungen oder Kräfte vorhanden sind, da schweigt auch das Skriptoskop, wie dies eben bei Ihren Experimenten mit Ihren zwei Freunden der Fall war. Ob solche Experimente nachteilig sind? Das kommt ganz darauf an, wie man sie betreibt. Sich allzusehr unbekannten Einflüssen hinzugeben, ist sicherlich nicht ratsam. Der Mensch läuft dann Gefahr, ein Spielball fremder Kräfte zu werden, statt seine eigene Individualität zu entwickeln. Ja, wenn man sehen könnte, wer das Skriptoskop in Wahrheit bewegt, dann wäre es etwas anderes, aber so wissen wir nie recht, wer am anderen Ende der Linie sitzt. Und darin besteht eben die Gefahr solcher Kundgebungen. Wenn Sie selbst mit dem Skriptoskop längere Zeit experimentiert haben, werden Sie wohl herausfinden, daß die „Jenseitigen" auch nicht allwissend sind oder nicht alles sagen dürfen, was wir gerne wissen möchten. Sehr oft aber wird man von diesen „unbekannten Intelligenzen", die sich oft die hochtönendsten Namen beilegen, erbärmlich angelogen, was schon Paracelsus wußte, der auch eindringlichst davor gewarnt hat, diesen „Geistern" — es müssen eben nicht immer Verstorbene sein — allzuviel Vertrauen zu schenken. Zudem ist es viel leichter, solch eine Verbindung mit der „Geisterwelt" anzuknüpfen, als sie wieder zu lösen.

II. „Eine Kusine von mir scheint die Gabe der Vorausschau zu besitzen. Voriges Jahr ging sie zu einem Onkel zu Besuch. Sie befand sich dort einige Augenblicke allein. Da verwandelte sich vor ihren (geistigen?) Augen plötzlich das Zimmer in ein Trauergemach. Sie sah einen Sarg mit Leiche, Leichentuch, Kerzen und Kruzifix usw. Einige Monate danach starb der Onkel wirklich. Und als sie zur Beerdigung hinkam, erschrak sie nicht wenig, denn sie erkannte nun, daß das vor Monaten geschaute Gesicht bis in die kleinsten Details dem jetzigen Trauergemach entsprach. Dieser Fall ereignete sich auch beim Besuch einer Tante, die bald nachher starb. Das Trauerzimmer war so hergerichtet, wie es meine Kusine geschaut hatte. — Ließe sich nun diese oder auch andere okkulte Fähigkeiten bei ihr entwickeln und wie?"

Antwort des Schriftleiters: Diese Dame hat offenbar die Gabe des zweiten Gesichtes, eine Gabe, die, wie mir einige andere Damen, welche dieselbe gleichfalls besitzen, mitteilten, keineswegs angenehm ist. Wozu dann derartiges künstlich verstärken? Jedoch ist es sehr wahrscheinlich, daß sich Ihre Kusine durch gewisse Übungen zur Hellseherin oder Kristallseherin entwickeln könnte. Dazu finden Sie Anleitungen genug in der modernen okkultistischen Literatur. Aber auch da heißt es, vorsichtig sein. Derlei Übungen werden häufig übertrieben. Das rächt sich dann bitter durch Erschöpfungszustände und andere Krankheiten.

III. „Die Frau eines meiner Freunde hatte auch sonderbare Erlebnisse. So erwachte sie kürzlich gegen sieben Uhr morgens sehr aufgeregt und in Schweiß gebadet und erzählte ihrem Manne, daß ihr Vater soeben gestorben sei. Sie sei dort gewesen und hätte ihn sterben sehen! Dies wollte ihr Mann nicht glauben, denn der Vater war stets gesund gewesen. Bereits um 8 Uhr aber berichtete eine Depesche den um 7 Uhr erfolgten Tod ihres Vaters. Die Nacht nach der Beerdigung wachte die Frau plötzlich auf und hörte, wie die Türen des Hauses, zuerst die Haustür, dann die Tür des Wohnzimmers und zuletzt die Tür des Schlafzimmers, aufgingen und sich wieder mit dem jeder Tür charakteristischen Geräusche schlossen, obwohl sämtliche Türen vorher geschlossen und verriegelt worden waren. Da weckte sie ihren Mann; der aber wollte nicht erwachen und schlief weiter. Die Frau fürchtete sich sehr und kroch unter die Bettdecke. Am Morgen erzählte sie ihrem Manne, daß ihr Vater heute Nacht dagewesen sei. Die Türen

fanden sich alle vollkommen verschlossen vor. Der Mann erzählte dies Erlebnis seinem kath. Pfarrer und bat ihn, seine Frau zu beruhigen, denn sie sei sehr geängstigt und aufgeregt. Der Pfarrer war bereit, für das Seelenheil des Verstorbenen eine Messe zu lesen. Dies geschah auch, und seit dieser Zeit hörte man nichts mehr. — Inwiefern könnte eine Messe einen Geist beruhigen? Besitzt die kath. Messe wirklich eine solche Kraft und worin besteht dieselbe?“

Antwort des Schriftleiters: Wohl alle Religionen, die nicht reiner Götzendienst sind, schreiben gewissen Gebeten und religiösen Zeremonien für Verstorbene eine beruhigende und geistig fördernde Kraft zu. Warum sollte also die katholische Messe, die sicherlich eine sehr erhebende und mystische Form des Gottesdienstes ist, nicht auch diese okkulte Wirkung haben? Es sind in der Tat Fälle bekannt, wo ein Spuk aufhörte, wenn für den betreffenden Verstorbenen Messen gelesen oder Gebete verrichtet wurden. Anderseits sind aber auch Fälle bekannt, wo dies wirkungslos war. Weshalb diese geistigen Hilfsmittel in einem Falle prompt wirken und im anderen Falle versagen, ist noch nicht geklärt und mag seine verschiedenen Ursachen haben. Aber sollten wir sie deshalb ganz verwerfen? Gibt es nicht auch viele Heilmittel, die in bestimmten Fällen sehr gut wirken, in anderen Fällen aber versagen, und sollen wir sie deshalb, weil sie nicht immer mit absoluter Sicherheit wirken, überhaupt nicht mehr anwenden? Was bliebe uns dann von der ganzen praktischen Heilkunde übrig? Wenn nun die Gedanken Lebender einander gegenseitig erreichen und beeinflussen (Telepathie), wenn die Wünsche und Gebete eines lebenden Menschen dem anderen nützlich sein können, wie sich an vielen Beispielen erweisen ließe, weshalb sollte nicht auch der Abgeschiedene durch unsere Gedanken, Wünsche oder Gebete, wenn sie von Herzen gut gemeint sind, beeinflußt werden können?

Professor Gustav Theodor Fechner, der Begründer der heutigen Psychophysik, ist dieser Frage sehr deutlich in seinem Büchlein: „Vom Leben nach dem Tode“ (Seite 33) nähergetreten. Er sagt: „Denkt eines Verstorbenen nur recht, und nicht bloß der Gedanke an den Verstorbenen, sondern der Verstorbene selbst ist im Momente da. Ihr könnt ihn innerlich beschwören, er muß kommen, ihn festhalten, er muß bleiben; haltet nur Sinn und Gedanken auf ihm fest. Denkt seiner mit Liebe oder Haß, er wird es spüren; mit stärkerer Liebe, stärkerem Haß, er wird es stärker spüren. Sonst hattet ihr wohl Erinnerung an die Toten, nun wißt ihr sie zu brauchen; könnt einen Verstorbenen noch wissentlich mit euerem Andenken beglücken oder plagen; euch mit ihm versöhnen oder unversöhnlich streiten; nicht euch bloß wissentlich — auch ihm! S. 35). Was immer das Andenken an die Toten weckt, ist ein Mittel sie herbeizurufen. An jedem Feste, das wir den Toten geben, steigen sie herauf, um jede Statue schweben sie, die wir ihnen setzen, bei jedem Liede, das ihre Taten singt, hören sie zu . . . Die Spötter spotten und die Kirchen streiten. Es gilt ein Geheimnis, widervernünftig für die einen, übervernünftig für die anderen, beides, weil den einen wie den anderen ein größeres Geheimnis ganz verborgen blieb. (Seite 37.) Denn schon jetzt sind ja die Toten mit den Lebenden, wie die Lebenden untereinander, durch unzählige gemeinschaftliche Elemente verwachsen. Aber erst wenn der Tod den Knoten löst, den der Körper um die Seele jedes Lebenden zieht, wird zur Verknüpfung des Bewußtseins auch das Bewußtsein der Verknüpfung treten.“

Ich kann mich hier mangels Raum nicht weiter auf diese gewiß sehr interessanten Fragen einlassen. Studieren Sie also Fechner, du Prel, Dr. Franz Hartmann etc., und Sie werden bald darüber eine gewisse Klarheit erlangt haben. Volle Klarheit, wie ein Gedanke, Wunsch oder Gebet eines Lebenden auf Verstorbene einwirkt, werden wir erst dann haben, wenn wir selbst diese sterbliche Hülle abgelegt haben. Vieleicht finden wir dann wieder den alten hermetischen Satz „Wie oben, so unten“ bestätigt. Ich meine damit, daß wir etwa zu unserem

Erstaunen wahrnehmen, daß nach Trennung von unserem grobstofflichen Körper geistige und seelische Schwingungen der Hinterbliebenen uns viel intensiver beeindrucken als hier unten, als wir noch im „Panzer des physischen Körpers" lebten. Ein bloßgelegter Nerv mag uns als Gleichnis dienen. Ein Lufthauch genügt bei diesem, um heftige Schmerzen auszulösen.

Und nun wieder zurück zum letzten Teil des Briefes:

IV. „Zum Schlusse noch ein Fall von Besessenheit. Ein Herr suchte sich an einer Dame zu rächen, weil diese ihn bei einem Heiratsantrag abwies. Darauf heiratete die Dame einen anderen Herrn. Bei der Taufe des ersten Kindes schlich sich der Abgewiesene, der im Orte als Hypnotiseur bekannt ist, in die Kirche, in die Nähe des Taufsteines, ohne besonders aufzufallen. Aber das Kind war sehr unruhig und schrie laut. Niemand ahnte etwas Böses. Aber seit dieser Zeit, das Kind ist jetzt 11 Jahre alt, ist das Mädchen zeitweise blind und hat dann auch Tobsuchtsanfälle. Es wirft alles im Hause übereinander, zerbricht Geschirr und Hausgerät und verursacht seinen Eltern unendlichen Jammer. Dabei redet es von sich selber in der dritten Person. Ist aber der Anfall vorüber, so sieht es wieder, ist ruhig und redet vernünftig, was leider nur kurze Zeit dauert, höchstens einige Stunden am Tage. Naht dann wieder ein Anfall, so sträubt es sich sichtlich gegen etwas Unsichtbares, weint, fleht und betet Stoßgebete, die sie die Mutter gelehrt hat; aber es nützt nichts. Dann schreit es: „Jetzt kommt er, da ist er, o Mutter, hilf mir!" Darauf bemächtigt sich seiner wieder ein Anfall. Und so geht es fast jeden Tag. Dabei spukt es im Hause. Der Vater sitzt am Schreibtisch und spürt deutlich, wie etwas an ihm vorbeihuscht. Die Mutter wird in der Nacht von unsichtbaren Händen gepackt und schier erwürgt. Der Hund sieht starr in eine Ecke und bellt ängstlich etwas Unsichtbares an. Ist das Kind draußen und geht der betreffende Mann vorüber, so schreit es laut auf, überhaupt, wenn er in seine Nähe kommt. Schon vor Jahren begaben sich die schwergeprüften Eltern zu verschiedenen medizinischen Autoritäten des In- und Auslandes. Sie erklärten alle, das Auge des Kindes sei normal, das Kind müsse sehen. Umsonst! Sie gingen jetzt zu ihrem kath. Pfarrer und baten ihn um Rat. Dieser erklärte, er könne weiter nichts tun, als für das Kind beten. Nun suchten sie einen Heilmagnetiseur auf. Dieser erklärte, das Kind sei besessen durch einen dritten und beschrieb ihnen den Mann so, daß sie in ihm den verdächtigen Mann erkannten. Nach einigen Tagen magnetischer Behandlung schien das Kind auch wirklich beruhigt. Aber da erklärte der Magnetiseur, er habe nicht genug Kraft, er müsse die Behandlung aufgeben. Jetzt faßten die armen Eltern den Entschluß nach Lourdes (Frankreich) zu pilgern, um an dem weltberühmten Gnadenorte Heilung zu suchen. Als sie auf dem Bahnhof ankamen, stand auch schon der verdächtige schwarze Magier dort und fragte höhnisch, ob sie wirklich glaubten, in Lourdes Heilung zu finden. Dabei strich er dem Kinde mit der Hand über den Kopf, als wenn er es streicheln wollte; dieses aber schrie laut auf. Der Aufenthalt in Lourdes brachte etwas Beruhigung, aber keine Heilung. Nun hörten die Eltern dieses geplagten Kindes von einem Jesuitenpater in Paris, der weit und breit als „Exorzist" bekannt ist und vom Papste die Erlaubnis erhalten hat, mit den Geistern zu verkehren und böse Dämonen auszutreiben. Zu dem fuhren sie. Dieser befragte die heilige Jungfrau über den Zustand des Kindes und sie bestätigte die Angaben des Heilmagnetiseurs, daß das Kind von einem bösen Geist besessen sei durch Vermittlung eines Dritten. Am folgenden Tage zwang der Pater den Geist im Kinde, ihm Rede und Antwort zu stehen. Da gab der böse Geist dies selbst zu und sagte, er sei der Teufel (le démon) und würde nicht so leicht vom Kinde lassen.

Über die Erfolge dieses Jesuitenpaters habe ich noch nichts erfahren. Ich werde mich aber erkundigen und Ihnen dann das Resultat mitteilen.

Nun habe ich einmal im Zentralblatt für Okkultismus, in dessen ersten Jahrgängen, einen ähnlichen Fall gelesen, wo Sie auch Ratschläge erteilten, wie ein solcher Fall zu behandeln sei. Müssen wir hier alle Hoffnung aufgeben? Ist dagegen nichts zu machen? Es handelt sich doch um das Wohl einer Seele, und da sollte man nichts unversucht lassen.

Ihren freundlichen Ratschlägen mit Dank und Hoffnung entgegensehend, zeichnet mit aller Hochachtung und mit gesinnungsfreundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

N. Bach, Lehrer, Aumetz, Lothringen.

Antwort des Schriftleiters: Gewiß ein typischer, aber auch leider ein schwerer Fall der Besessenheit, verursacht durch schwarze Magie. Besonders teuflisch dadurch, daß der Verschmähte ein unschuldiges Kind zur Stillung seiner Rache auserkoren hat. Hoffentlich gelingt es dem in der Magie kundigen Jesuitenpater in Paris, diesen schwarzmagischen Einfluß zu brechen. Ein weiterer Bericht über den Erfolg oder Mißerfolg dieses Jesuitenpaters ist sicherlich allen Zentralblattlesern sehr willkommen. Bitte also darauf nicht zu vergessen.

Die Hoffnung auf Heilung ist aber selbst in dem Falle nicht aufzugeben, wenn der Jesuitenpater nichts ausrichten könnte. Ein anderer weißer Magier oder ein weißmagischer Heilmagnetiseur kann da noch immer Heilung bringen.

Was nun meine Ratschläge in einem ähnlichen Falle betrifft, so kann ich nun hier melden, daß dieselben glücklicherweise von Erfolg begleitet waren. Im vorigen Sommer besuchte mich nämlich jene Dame, die mir über diesen Fall von Besessenheit seinerzeit berichtet hatte, und erzählte mir, daß der Junge auf Grund meiner Verordnungen und Ratschläge vollständig von seinen Heimsuchungen befreit wurde und daß auch aller Spuk in seiner Umgebung aufgehört habe. Ich habe diesen Fall samt Verordnungen dagegen ziemlich eingehend im vierten Jahrgang unseres Blattes, Seite 375—377, geschildert.

Ich würde also auch dem armen Mädchen, dessen Plagen wir soeben gehört haben, raten, stets rote, echte Korallen, ein Stückchen Bergkristall, einen Türkis sowie etwas Johanniskraut (Hypericum perforatum) bei sich zu tragen. Ferner auch täglich einen Tee von diesem Johanniskraut zu trinken und endlich noch innerlich Nitrum acidum und Platina, beide flüssig, homöopathisch in VI. Potenz, einzunehmen. Die Korallen etc. können in einem kleinen Säckchen um den Hals als Amulett getragen werden.

Hat dies und auch der Jesuitenpater keinen Erfolg, so würde ich noch raten, das Kind Herrn Dr. Encausse, Paris, der unter dem Pseudonym „Papus" in der okkultistischen Welt wohlbekannt ist, vorzuführen. Aber auch Rochas und Durville könnten da helfend eingreifen.

Des weiteren sind alle unsere Leser hiermit freundlichst eingeladen, uns Mittel und Wege anzugeben, welche sich in ähnlichen Fällen bewährt haben.

Endlich möchte ich zur Diskussion noch die Gewissensfrage aufwerfen, ob der Vater des armen, geplagten Mädchens nicht auch, wie im Falle der Notwehr, das gute Recht hätte, aktiv gegen diesen schwarzen Magier vorzugehen, der offenbar seinen Astralkörper aussenden kann und damit sein teuflisches Werk vollbringt. Gesetzt, das arme Kind sieht wieder, wie der schwarze Magier kommt, um es zu peinigen, gesetzt auch, der Hund starrt ängstlich in eine bestimmte Ecke des Zimmers, dann mag der Vater zum Degen greifen und auf das Phantom beherzt losstoßen. Allerdings ist es dann möglich, daß der schwarze Magier seine Missetaten mit dem Leben zahlen muß. Aber der Schurke macht sich doch auch kein Gewissen daraus, das arme Kind und dessen Eltern zu Tode zu

quälen! Wozu also mit solch einem Teufel in Menschengestalt gar zu viel Rücksicht haben?

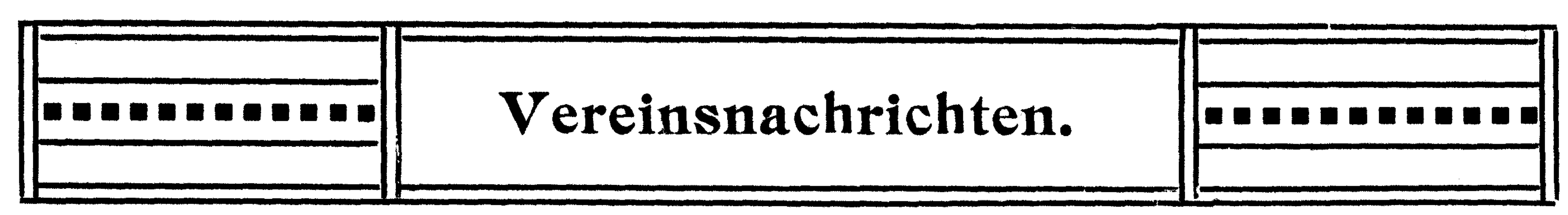
Täuschen wir uns nicht! Diese Fragen sind, so sonderbar es klingen mag, zeitgemäß. Durch Popularisierung des Hypnotismus, Magnetismus und anderer magischer Kräfte ist auch der Ausbreitung der schwarzen Magie Vorschub geleistet worden. Wir müssen daher bei Zeiten alle wirksamen Abwehrmaßregeln, wie gegen eine Seuche, bekanntgeben, damit man sich auch gegen die Pest der schwarzen Magie möglichst schützen und wehren kann. Insbesondere richte ich diesen Appell an die Priester und Ärzte. Es wird also gut sein, wenn diese ebengenannten Helfer der Menschheit sich auch ein wenig mit dem Okkultismus befassen wollten, ebenso wie der Jurist es tun sollte, denn man kann doch nicht müssig zusehen, wie schwarze Magier ruhig und höhnend ihr Unwesen treiben! Daraus ersehen auch unsere geschätzten Leser, wie notwendig und zeitgemäß die in Kürze im Verlag von Max Altmann, Leipzig, erscheinenden Schriften von Dr. E. Richardswalde „Was muß der Jurist vom Okkultismus wissen?" und „Was muß der Arzt vom Okkultismus wissen?" sind. Wie wir erfahren, ist von demselben Verfasser noch eine dritte, ebenso notwendige Broschüre „Was muß der Theologe und Philosoph vom Okkultismus wissen?" in Vorbereitung. So ist zu hoffen, daß wir im Kampfe gegen die schwarze Magie aus allen Berufsklassen überzeugte und sachkundige Mitkämpfer gewinnen werden. Denn eine schwarze Flut rückt heran und es muß ihr bei Zeiten ein Damm gesetzt werden.

Zum siderischen Pendel. Fräulein Nandine von Rantzau schreibt uns am 3. Februar 1914: „Mit dem siderischen Pendel haben wir wieder verschiedenartige Experimente gemacht und ich entdeckte, daß der Ring bei allen Verstorbenen — falls man deren Photographie bependelt — über der Herzgegend, den Beinen und Füßen unbeweglich blieb, dagegen über den Köpfen derselben, ob Mann oder Frau bleibt sich gleich, in Kreisen schwang, stets mehr bei geistig bedeutenden als unbedeutenden Menschen. Es blieb stets dasselbe, ob die Photographien bedeckt oder offen dalagen, ob man wußte, über wem man pendelte, oder nicht."

Das Herz und die Füße repräsentieren im Menschen das physische Leben und die Bewegungsfähigkeit. Der Kopf hingegen dessen Ideenwelt. „Die Gedanken eines Menschen überdauern seinen Tod," so kann man überall hören, besonders dann, wenn ein Mensch geistig etwas geschaffen hat, was erst in der Nachwelt sich auswirkt. Bei allen bedeutenden Menschen ist dies doch der Fall. Der siderische Pendel würde also diese alte Wahrheit bestätigen.

Eine Anregung zum Okkultistenkongreß Berlin 1914. Das vielbesprochene und bekämpfte Buch „Materialisationsphänomene von Baron Schrenk-Notzing hat jedenfalls die Augen weiter Kreise auf diese Phänomene gelenkt. Da nun auf dem Kongresse der Okkultisten zu Berlin 1914 auch Medien experimentell vorgeführt werden sollen, so wäre es vielleicht die zeitgemäßeste und dankenswerteste Aufgabe, wenn sich der Kongreß dazu entschließen wollte, auch Materialisationsmedien unter strengster Kontrolle zu überprüfen. Fielen diese Versuche günstig aus, so hätte der Kongreß damit der ganzen okkultistischen Bewegung und Forschung einen ungeheuer wichtigen Dienst geleistet. Die Frage „Gibt es echte Materialisation" wäre dann positiv gelöst, und damit würden auch in deutschen Landen viele Gelehrte und Forscher diesen hochwichtigen Experimentalstudien nähertreten. Die ganze okkultistische Forschung würde dann auch von der Öffentlichkeit anders beurteilt werden; zumindestens würde man sich, wie im Falle der Wünschelrute, mit der Tatsächlichkeit der echten Materialisationsphänomene abfinden müssen und alles Geschrei der Gegner würde verstummen.

G. W. S.



Vereinsnachrichten.

Brüderschafts-Loge-Hannover. Während die Theosophische Loge in Hannover es sich zur Aufgabe gemacht hat, durch allwöchentlich abgehaltene öffentliche Vorträge Theosophie in Hannover zu verbreiten, wählte die sich mit ihr vereinigte Bruderschafts-Loge die Aufgabe, diese Original-Vorträge ihren auswärtigen Mitgliedern zur Kenntnis zu bringen. Sie läßt diese Vorträge, die

1. von Prof. Dr. Loesch-Hannover,
2. A. Bethe-Hannover (Vorsitzender d. Theognostischen Loge),
3. O. Schwarz jun.-Hannover (Vorsitzender d. Bruderschafts-Loge)

abwechselnd gehalten werden, regelmäßig unter den Mitgliedern zirkulieren und hilft dadurch dem bestehenden Mangel ab, daß solche Mitglieder der T.-G., die abseits von Logenorten wohnen, fast ohne Berührung mit dem in der T.-G. pulsierenden Leben und folglich auch ohne neue geistige Anregungen blieben.

In regelmäßigen Intervallen werden an dieser Stelle die Themata aufgegeben; jedes Mitglied der T.-G., das an dieser Einrichtung teilnehmen möchte, kann sich anschließen. Auskünfte hierüber erteilt der unterzeichnete Vorsitzende bereitwilligst.

Otto Schwarz jun., Weißenburgerstr. 3 I.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Ziegler, Dr. J. H.: Die Umwälzung in den Grundanschauungen der Naturwissenschaft. 155 S. gr. 8⁰. Bern 1914. Fr. Semminger vorm. J. Heubergers Verlag, Preis Fr. 3.—.

Diese Schrift erhebt den großen Anspruch, die von der Naturphilosophie bisher ungelösten kosmologischen Rätsel durch Vereinheitlichung des (theoretischen) wissenschaftlichen Weltsystems in einer Weise zu lösen, daß seine Weltformel dem Wort Goethes als seinem Motto entspricht: „Es wäre eine Wohltat für das Menschengeschlecht, wenn man dem Gemeinverstand bis zur Überzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann.“ („Sprüche in Prosa“.)

Für Okkultisten und psychische Forscher werden die Seiten 135—140 von Interesse sein. Dr. Ziegler weist dort darauf hin, daß Reichenbach schon lange vor Becquerel die Radioaktivität gekannt hat — (meine geschätzten Leser werden sich erinnern, daß ich vor 2 Jahren in der Schrift „N-Strahlen und Od“ diese Behauptung vertreten habe) — und stellt den Fall Reichenbach „als ein glänzendes Beispiel für die Unterdrückungswut der wissenschaftlichen Kamarillen und für die erstaunliche Gleichgültigkeit der wissenschaftlichen Welt im allgemeinen gegenüber bedeutenden Entdeckungen“ hin. „Die damit dem Manne angetane Schmach,“ sagt er weiter, „wäre nur dadurch zu tilgen, daß man diesem bahnbrechenden Manne ein seiner Bedeutung entsprechendes Denkmal setzte . . . . Es wäre an der Zeit, sein Werk im allgemeinen Interesse durch einen öffentlichen Akt und ein sichtbares Zeugnis offiziell anzuerkennen und zu ehren . . .“

F. Feerhow.

Kleiner kosmologischer Notiz-Kalender für das Jahr 1914. Nach astronomisch-wissenschaftlichen Grundsätzen an 730 Regeln dargestellt von Mr. Barelhako. Verlag von F. G. Faßhauer, Breslau 2. Preis 1 Mark.

Das kleine Buch weist folgenden Inhalt auf: Die Glückstage des Jahres 1914, ebenso die Unglückstage. Ferner das einfache Kalendarium von 1914. Die 365 Be-

schreibungen der kosmischen Einflüsse für 1914. Die 365 Zukunfts-Prognosen von 1914.

Die Regeln, von denen hier die Rede ist, beziehen sich offenbar auf den günstigen resp. ungünstigen Einfluß von Sonne, Mond und der Planeten Jupiter, Venus, Merkur, Mars, Saturn, Uranus und Neptun auf die 365 Tage des Jahres 1914. Ob die Wirkung des Einflusses dieser Weltkörper vom Verfasser richtig bestimmt worden ist, dies kann nur die Erfahrung lehren.

Als Glückstage in den kommenden 2 Monaten sind die folgenden Tage bezeichnet: März: 2. 4. 7. 13. 16. 17. 21. 22. 25. 26. 27. 29.
April: 1. 6. 14. 19. 21. 23. 24. 25. 30.

Als Unglückstage: März: 5. 9. 11. 15. 18. 20.
April: 3. 5. 10. 12. 17. 18. 26.

Jedenfalls möchte ich dem Leser, der mit diesem merkwürdigen Kalender Bekanntschaft machen will, empfehlen, zuvor einmal festzustellen, ob die Angaben des Verfassers bezügl. der hier verzeichneten Glücks- resp. Unglückstage wirklich sich als richtig erweisen. Dhd.

Praktische Kabbalah. Magische Wissenschaft — Magische Künste. Der „Sohar" und das „Blutritual". Von Dr. Erich Bischoff. VII. u. 229 Seiten mit Abbildungen. Preis eleg. broch. Mk. 6.—. In Originalband Mk. 7.50. Verlag von Hermann Barsdorf in Berlin.

Der durch seine religionsgeschichtlichen Schriften von der gesamten Fachkritik rühmlich anerkannte Verfasser bietet in diesem seinem neuesten zweibändigen Werke zum ersten Male in deutscher Sprache eine ebenso gemeinverständliche wie gediegene Einführung in das für die meisten Gebildeten noch immer mit sieben Siegeln verschlossen gewesene Gebiet der theoretischen wie der praktischen Kabbalah, d. h. der jüdischen „Geheimwissenschaft". Gibt der I. Teil, die theoretische Kabbalah umfassend, Auszüge aus dem vielberufenen „Sohar" und der späteren Kabbalah, ferner eine vollständige Übersetzung des altkabbalistischen „Buches Jezirah" nebst einer lichtvollen Einführung in die Gedankenwelt der Kabbalah samt eingehenden, zuverlässigen Erläuterungen der Texte, so macht der II. Teil erstmalig den Versuch, eine intimere Kenntnis der Wissenschaften und Künste der „praktischen Kabbalah" zu vermitteln und damit einen Durchblick durch die magische Praxis der kabbalistischen Astrologie, Traumdeutung, Zukunftsdeutung, der Verwendung mystischer Gottes-, Engel- und Dämonennamen zu Beschwörungs- und anderen Zwecken zu geben, wobei u. a. auch die magischen Quadrate, die Anwendung von Amuletten und magischen Heilmitteln, nicht minder auch die kabbalistische Physiognomik, die Chiromantie, der Schutz gegen den bösen Blick usw. zur Erörterung kommen. Das bei aller Gemeinverständlichkeit doch niemals den Boden wissenschaftlicher Zuverlässigkeit verlassende Werk, das jedem eine Fülle neuer, interessanter und oft überraschender Erkenntnisse bietet, wird gerade in unserer, für religionswissenschaftliche Aufklärung nach dieser Seite hin so ungemein empfänglichen Zeit einem starken Bedürfnis entgegenkommen.

Das wären also die Vorzüge dieses Buches. Umsomehr ist man aber überrascht, daß der Autor dann auf Seite 169—170 den ganzen modernen Spiritismus mit all seinen Experimenten nur als gewöhnliche Taschenspielerei, als ganz gemeinen Humbug etc. hinstellt. Es gibt kein spiritistisches Experiment, das nicht ein geschickter Taschenspieler nachmachen könnte und schon nachgemacht hat! — Das ist eine sehr bedauerliche Entgleisung des sonst gelehrten Autors. Wer so über den Spiritismus urteilt, hat sicherlich selbst noch keine echten spiritistischen Phänomene erlebt. Was man aber nicht aus eigener, gründlicher Erfahrung kennen gelernt hat, darüber soll man nur sehr vorsichtig urteilen, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, eines

Tages von brutalen Tatsachen als Ignorant hingestellt zu werden. Wir verweisen Dr. Erich Bischoff nur auf den kleinen Artikel: „Dr. **Alfred** Russel Wallace's Zeugnis für Materialisationen" (im vorliegenden Heft), der vollauf genügt, um über Spiritismus anders denken zu lernen — wenn man nur vorurteilsfrei genug ist.

Dr. med. Mathilde von Kemnitz, Moderne Mediumforschung. Kritische Betrachtungen zu Dr. von Schrenck-Notzings „Materialisationsphänomenen". Mit Nachtrag von Dr. med. W. v. Gulat-Wellenburg. Mit 2 Tafeln. München 1914. J. F. Lehmann.

Wer ein Werk kritisieren will, bedarf erstens der allgemeinen Kenntnis des Gebietes, um welches es sich handelt, und zweitens der besonderen Bedachtnahme auf das vom Autor Geleistete. Wo beides fehlt, soll der Kritiker des Kritikers nicht viele unnütze Worte zu den unnützen Worten hinzutun. Die Verfasserin sucht den billigen Erfolg bei tausend Lesern, deren Unwissenheit sie mit ihrer Unwissenheit sättigen will. Der unbelehrbar rechthaberische Rationalismus bekommt in ihr einen Anwalt von kühnster Zunge. Man versucht es nach ihrer Behauptung mit physikalischen Phänomenen des Okkultismus, nachdem das „Mentale" davon längst abgetan sei. Das sagt sie, obschon die Anerkennung der Telepathie weiteste Fortschritte macht, das zeitliche Fernsehen, für dessen Wahrheit ich in meinen „Nornen" (Leipz. 1909) und dann M. Kemmerich in „Prophezeiungen" (München 1911) unwiderlegbare Beweise erbrachten, eben noch von Dr. med. Bock in den „Süddeutschen Monatsbl." (s. auch Übers. Welt, XXI. 1913. S. 386) bestätigt wurde, so wie es bei einer Gerichtsverhandlung zu Gunsten des freigesprochenen Sehers Petzold in Bielefeld von ausgezeichneten Zeugen bewahrheitet worden ist! Materialisationen sind für die Verf. noch niemals festgestellt worden. Sie weiß nichts von dem schlagenden Beweise mittels elektrischer Vorrichtung durch Will. Crookes und Cr. Varley, nichts von den Experimenten des in Frankreich sehr geachteten Arztes Dr. Gibier mit dem Medium Salmon (Sawyer), das er in einem Drahtkäfig einschloß (vgl. Psych. Stud., XXVIII, 1901. S. 449ff.), und von anderen trefflichsten Tatsachenbeweisen. Frau v. K. kommt, sieht und siegt, indem sie frisch mit der Hand packt! Wie ein—fach! Ihr ist es unbekannt, wie Crookes die durch Home materialisierten Hände, wenn er sie anfaßte, in seiner Hand zerrinnen fühlte, wie ein durch Florence Cook hervorgebrachtes Phantom, als es gefaßt wurde, in nichts zerging und das Medium dadurch in längeres Leiden verfiel, so wie Elisabeth d'Espérance, als bei einem außerordentlichen Vorgange eine Hand nach der anderen tastete, in ein jahrelanges schweres Siechtum fiel. Man braucht ja über Okkultismus nichts zu studieren, man redet so hin, verlangt aber vom okkultistischen Schriftsteller haarscharfe Genauigkeit. Wenn da nur ein Löchlein von Haaresumfang gelassen ist, dann läßt man ein ganzes Heer von Verneinungen hindurchmarschieren. Weil alle „Mediumforscher" — welches Wort! dem entspräche „Frauarzt", „Kindarzt" — die Betrugsmöglichkeit keineswegs ausgeschlossen haben sollen, so „sind alle ihre Schilderungen nur Beweis dafür, daß ihre Versuchspersonen Schwindler waren". Was für Logik auch! Und so wird vieles gänzlich von Verf. erfunden. Daß Eva C. beständig Vorschriften zur Erschwerung der Kontrolle vorschrieb, denen man blind gefolgt sei, ist unwahr. Im Gegenteil hat das Medium öfter die verschärfte Kontrolle gewünscht. Die ergebnislosen Sitzungen werden verdächtigt, weil Verf. glaubt, daß nach ihnen keine Nachprüfung des Kabinets vorgenommen sei und daher das Medium darin etwas verstecken konnte. Sie vergißt aber völlig, daß dann doch am Anfang der nächsten Sitzung die übliche Durchsuchung des Kabinets stattfand, wobei angeblich Verstecktes gefunden werden mußte. Ebenso gedankenlos, aber triumphierend reitet Frau v. K. immer wieder auf einer „Entlarvungsgeschichte" herum: eine nackte Fußform, die noch höher als der Kopf des

sitzenden Mediums erscheint, soll durchaus der natürliche Fuß des Mediums sein! Sie vergißt ganz, daß ja die Füße von Eva C. in schwarzem, den ganzen Unterkörper eng umschließendem Trikot steckten, das zudem noch mit dem den Oberkörper umschließenden Trikot fest vernäht war. Also lauter Unmöglichkeiten! Aber alle Möglichkeiten der bekannten Kausalität werden verleugnet, damit nur niemals die einer unbekannten Kausalität zugelassen werden! Wenn so die einseitigen Parteinehmer wider allen Verstand verneinen, tuen sie selbstverständlich es um so mehr, wo der nächstliegende Schein für Täuschung spricht, und verleugnen alle Gegengründe. So ist es mit gewissen Ähnlichkeiten mancher Materialisationen mit Köpfen der Zeitschrift „Miroir“, was zuerst Münchener Gelehrten auffiel und dann von der Pariser Spiritistin Barklay in die breite Öffentlichkeit getragen wurde. Über diese Dinge, die Dr. von Gulat stark betont und die an sich nichts ganz Seltenes sind, da die Wiederholung von Bildnissen sich bei Materialisationsgebilden öfter ereignet, möchten wir zuerst die Darlegungen des Dr. v. Schrenck in seiner bevorstehenden Entgegnung abwarten. Die Annahme von Barklay aber, daß Eva C. die Teleplasmen sämtlich an den schnurartigen, aber sehr verschieden und phantastisch geformten Gebilden, die auf manchen Photogrammen sichtbar sind, bewegt habe, ist so abgeschmackt, wie die schon abgetane Ruminationshypothese. Kann das Medium so auch die Dinge von sich fort und in die Höhe schweben machen, wie Kinder im Winde Drachen steigen lassen?

Dr. Walter Bormann, München.

Dr. Zimpels Heilsystem. Handbuch der Spagyrischen Heilkunst (Ars spagyrica Paracelsi). Bearbeitet von Dr. med. Ch. F. Zimpel, Arzt und Spagyriker. Neunte (verbesserte und vermehrte) Auflage. Herausgegeben von Apotheker C. Müller, Geschäftsführer der „Homöopathischen Zentralapotheke“ in Göppingen (Württemberg). Verlag der „Homöopathischen Zentral-Apotheke“ Dr. Mauch in Göppingen (Württemberg). Preis gebunden Mk. 5.—.

Eine zeitgemäße Umarbeitung und Ergänzung des „Zimpelschen Handbuches“ war eine dringende Notwendigkeit. Niemand war dazu berufener als der sachkundige und tüchtige Geschäftsführer der „Homöopathischen Zentralapotheke Dr. Mauch in Göppingen“ (Württemberg), Herr Apotheker Müller, dessen umfangreiches Wissen und große Praxis ihn weit über den Durchschnittsapotheker, der nur Geschäftsmann ist, erheben. So hat denn Herr Apotheker Müller, unterstützt durch die reichen Erfahrungen einiger homöopathischer und Naturärzte, sowie durch die Mitteilungen gebildeter Laien, welche ihm in anerkennungswerter Weise ihr in langen Jahren praktischer Tätigkeit gesammeltes Material zur Verfügung gestellt haben, ein Werk geschaffen, das wir jedermann, der sich mit dem Zimpelschen Heilsystem abgeben will, auf das wärmste empfehlen können.

Alles Schwulstige und für unsere moderne Zeit Übertriebene wurde dabei weggelassen, hingegen die tiefen und treffenden Gedanken, welche Dr. Zimpel in den früheren Auflagen seines Originalwerkes niedergelegt hatte, vollständig unberührt den vielen Anhängern Zimpels wiedergegeben. Ein Hauptverdienst des Herrn Apotheker Müller ist es nun, daß er in dieser Neuauflage eine ganze Reihe von Krankheiten und Erkrankungsfällen, die im täglichen Leben häufig vorkommen, welchen aber in früheren Auflagen bedauerungswürdigerweise kein besonderes Augenmerk geschenkt wurde, neu aufgenommen hat und dabei sich auf die vielseitigen Erfahrungen moderner Praktiker stützt. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, wurde in dieser Neuauflage die in unserer Zeit so häufig vorkommende Blinddarmentzündung und deren Behandlung mit Zimpelmitteln eingeschaltet. Auch werden in dieser Neuauflage die speziellen Mittel viel eingehender berücksichtigt wie bisher, wofür wir Herrn Apotheker Müller nicht genug dankbar sein können. Endlich wurden in der Sammlung von Anerkennungsschreiben, Heilerfolgen und Referenzen, welche als Anhang auch dieser Auflage beigegeben sind, in besonderer Weise neuere und neueste

eklatante Heilungen vermittelst der Zimpelmittel aufgenommen. Gerade aus diesen Heilungsberichten, die sozusagen aus der Praxis für die Praxis geschrieben sind, kann der Heilpraktiker viel lernen und wird mancher Kranke und Leidende neuen Mut und neue Hoffnung schöpfen. Endlich müssen wir noch berichten, daß auch das „Repertorium der Tierheilkunde“ in dieser Neuauflage nach den neueren und glänzenden Erfahrungen, welche bei Anwendung der Zimpelmittel in der Vieharzneikunde gemacht wurden, zusammengestellt ist, was sicherlich alle Landwirte und Tierfreunde mit Freuden begrüßen werden.

Damit allein hätte sich also Herr Apotheker Müller genügende Verdienste um die Ausbreitung des Zimpelschen Heilsystems und seiner Modernisierung erworben, wir müssen aber, um die Gründlichkeit und Vielseitigkeit dieses rührigen Mannes noch besser zu beleuchten, hervorheben, daß er auch mit Erfolg bemüht war, einzelne der Zimpelmittel durch Hinzufügung von neuen pflanzlichen und mineralischen Stoffen, deren Auswahl erst nach jahrelangen Versuchen getroffen werden konnte, in ihrer Zusammensetzung und in ihrem Wirkungskreis zu verbessern. Herr Apotheker Müller machte sich aber auch die Fortschritte im Baue der modernen Extraktions- und Destillierapparate zu Nutzen, indem er diese zur Herstellung der Zimpelmittel benützte, wodurch die Zimpelmittel in viel feinerer und exakterer Weise hergestellt werden, wie etwa vor einigen Jahrzehnten. Ein Besuch der Homöopathischen Zentralapotheke in Göppingen und Besichtigung derer Laboratorien wird dies bestätigen.

Diese rastlose und zielbewußte Tätigkeit des Herrn Apotheker Müller wurde denn auch in den letzten Jahren durch den steigenden Verbrauch der Zimpelmittel und durch das steigende Interesse, welches man diesen nicht nur in Kreisen der reinen Homöopathen, sondern auch in Kreisen der Naturheiler, Magnetotherapeuten und schließlich ganz besonders in Kreisen der Okkultisten entgegenbrachte, gewürdigt und belohnt.

Aus eigener jahrelanger Erfahrung kann ich nur sagen, daß es ein beruhigendes Gefühl ist, die Zimpelmittel und das Zimpelhandbuch im Hause zu haben. Vielleicht ist die Zeit schon nahe, wo einsichtige Freunde statt unnützer Ziergegenstände einem neuvermählten Paare als Hochzeitsgeschenk eine Zimpelapotheke und Zimpelhandbuch verehren. Und nach Jahren, wenn solch ein Freund einmal diese Eheleute besucht, wird er sicher hören, daß von allen Hochzeitsgeschenken das seine den größten Nutzen und Segen gebracht hat. Und er kann dann die Worte hören: „Nicht nur uns selbst, unseren Kindern und Dienstleuten, sondern auch unseren Nachbarn haben wir damit in kleinen und größeren Krankheitsfällen wunderbar geholfen, so daß wir die Zimpelmittel als Hausschatz bewahren und in deren Anwendung unsere Kinder von Jugend an gewöhnen wollen.

G. W. S.

Prophezeiungen für das Jahr 1914 von Frau Nelly von Heymann. Selbstverlag der Verfasserin, Bremen, Am Wall 194, mit Bildnis der Verfasserin. Preis broschiert Mk. 1.—.

Nachdem es, wie sich unsere Leser durch Nachschlagen im VI. Jahrgang unseres Blattes, Seite 501, überzeugen können, eine erwiesene Tatsache ist, daß Frau Nelly von Heymann für 1913 keinen Weltkrieg, wohl aber den Tod des Königs von Griechenland und den schließlich günstigen Ausgang des Balkankrieges für die Türkei (man denke an die unverhoffte Wiedereroberung Adrianopels) vorausgesagt hat, so verdienen sicherlich auch ihre Prophezeiungen pro 1914 gehört zu werden. Wer sich dafür interessiert, dem sei diese kleine Schrift bestens empfohlen.

M. M.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.
Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**
Erscheint Anfang jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	April 1914.	10. Heft.

Die Furcht vor dem Uebersinnlichen.

Von **Veritas.**

Motto: Die bleiche Furcht
hält sie im Banne.

Wer heutzutage in Deutschland, veranlaßt durch ein nicht zu unterdrückendes philosophisches Bedürfnis oder durch Forderungen des Gemüts bewogen, sich offen zu einer metaphysisch gerichteten Geistesströmung bekennt, etwa zur Philosophie eines Karl du Prel oder auch zu irgend einer theosophischen Richtung, der kann im heutigen Lande der Dichter und Denker die seltsamsten Erfahrungen sammeln.

Zunächst muß zugegeben werden, daß die Furcht vor dem Uebersinnlichen der überwiegenden Mehrzahl angeboren ist.

Man braucht nur dem mittelmäßig gebildeten harmlosen deutschen Provinzialen*) unvermittelt vom »Spiritismus« zu sprechen, so wird man bemerken, daß die meisten sich mit einem leisen Schauer abwenden und das Gespräch schleunigst auf andere Dinge zu bringen suchen, wenn sie nicht gar zum offnen Spott ihre Zuflucht nehmen.

Wirklich philosophisches Bedürfnis, das aus einem starken, unbeirrbaren Drange nach Erkenntnis und Wahrheit auf metaphysischem Gebiete geboren wird, ist eben im heutigen Volke der Denker eine große Seltenheit geworden. Man kann wohl ruhig behaupten, daß derjenige kein wahrer Philosoph ist, der an den okkulten Dingen gleichgültig vorübergeht oder gar ihre Tatsächlichkeit a priori in Abrede stellt, und wenn er zehnmal seinen Dr. phil. gemacht hat oder gar Universitätsprofessor der Philosophie geworden ist.

---

*) Die Bevölkerung großer Städte, die durch öffentliche Vorträge zu häufig mit der Nase darauf gestoßen wird, daß es außer ihrem alltäglichen Erleben noch Dinge auf Erden gibt, die den platten Verstand des Durchschnittsmenschen übersteigen, verhält sich meist toleranter.

Die Philosophie ist ja leider heutzutage fast eine historische Wissenschaft geworden, wie die vielen Neuerscheinungen von »Geschichten der Philosophie« beweisen.

Dergleichen läßt sich studieren wie jedes andere Fach auch, selbst wenn der Dr. phil. von wirklichem philosophischem Kausalitätsbedürfnis keinen blassen Schimmer besitzt. Da kann ein einfacher, ungelehrter Mann aus dem Volke (s. Jakob Böhme) ein viel größerer Philosoph sein als eine solche Leuchte der Wissenschaft.

So ist es denn auch tatsächlich gekommen, daß das Volk, unberührt vom übertriebenen Skeptizismus und Vorurteil des einseitigen Verstandesmenschen, einfach sich leiten lassend von den beobachteten Tatsachen, oft zu richtigeren Vorstellungen von metaphysischen Dingen gelangt ist als das Gros der Gebildeten, das, im Autoritätenwahn befangen, alles ablehnt, was nicht den Stempel irgend einer wissenschaftlichen Tagesgröße trägt.

Ein Kant hat sich als echter Philosoph gezeigt, auch durch sein Interesse für den »Geisterseher« Swedenborg, und man kann wohl ruhig behaupten, daß er, im Besitze des heutigen okkulten Tatsachenmaterials, sicher ein Spiritist (horribile dictu) wäre, ebenso wie sein Schüler Karl du Prel, der, die unausweichbaren logischen Folgerungen aus dem Studium des Somnambulismus und der Entwicklungslehre ziehend, ganz von selbst zum Spiritismus gelangte.

Die Autorität Kants wird ja stets mit Vorliebe angeführt, um Okkultisten und Theosophen ad absurdum zu führen. Gewiß hat Kant recht, daß die transzendentale oder intelligible Welt, die er ja keineswegs leugnet, für unsere materiellen Gehirne unvorstellbar ist.

Unrecht hat er nur darin, daß er die materielle und intelligible Welt als zwei Extreme unmittelbar neben einander stellte. Ihm war die naturwissenschaftliche Einsicht, daß die Welt nicht aus Extremen besteht, noch nicht in ihrer überwältigenden Größe aufgegangen. Ueberall in der Natur sehen wir ganz allmähliche Uebergänge von einer Stufe der Lebewesen zur andern, sodaß man nach den Forschungen des Professors v. Schrön nicht einmal mehr das Reich des Organischen von dem des Anorganischen als getrennt betrachten kann. Nach ihm sind alle natürlichen Körper, auch die Kristalle, organisch. So ist auch das Reich des Geistes nicht schroff getrennt vom Reiche der Materie. Es existieren zweifellos ätherische Stufen von verschiedener Dichte*) und Plastizität, die die Form noch nicht abgelegt haben und deren »Formwesen« für uns nicht unvorstellbar sind.

Doch wieder zurück zur männermordenden Furcht. Man kann nicht von jedem Menschen verlangen, daß er ein »geborener« Philosoph

*) Energetisch ausgedrückt müßte man sagen: Daseinsebenen verschiedener Vibrationsarten der Urkraft, von denen die materielle diejenige der Vibrationen größter Wellenlänge darstellt.

sei, aber so viel kann man wenigstens von jedem Gebildeten verlangen, daß er Achtung besitzt vor jedem ernstlichen Streben nach Wahrheit und daß er die Furcht vor dem Uebersinnlichen nicht Herr werden läßt über seinen Verstand und, was noch schlimmer ist, auch über seinen Charakter.

Die natürliche Furcht vor dem Uebersinnlichen führe ich zum Teil zurück auf die instinktive Erkenntnis des Menschen, daß es hier nicht seine Aufgabe sein kann, viel zu grübeln, wie es in Ansehung der zukünftigen Welt sein werde (um Kants Worte zu gebrauchen), sondern daß er hier frisch seine geistigen und körperlichen Kräfte zu messen und zu üben hat an den Schwierigkeiten des materiellen Daseins.

Er erkennt instinktiv, daß eben dieser Kampf ums materielle Dasein zugleich das beste Mittel ist, um auch seinen geistigen Menschen zu fördern. Deshalb ist ihm die Binde um die Augen gelegt, der Schleier der Maja, der ihm die übersinnliche Welt, seine eigentliche Heimat, zeitweise verbirgt. Ihre unmittelbare Wahrnehmung würde ihn von seinen aus eignem transzendentalem Entschlusse übernommenen irdischen Pflichten ablenken.

Ebenso muß man diejenigen Menschen beurteilen, denen die Furcht vor dem Uebersinnlichen nicht innewohnt, die im Gegenteil ein unüberwindlicher Drang nach Erkenntnis (z. B. Dr. Franz Hartmann) zum Studium der okkulten Wissenschaften treibt.

Auch dieser Trieb hat sicher seine transzendentale Ursache, denn er äußert sich sehr oft im direkten Widerspruch zu den materiellen Interessen seines Trägers.

Solche Menschen, denen meist auch okkulte Fähigkeiten innewohnen, sind eben ins irdische Leben eingetreten, um ihren blinden und tauben irdischen Brüdern, neben den stillen Regungen des eigenen Gewissens, eine ständige Warnung zu sein, ihrer geistigen Heimat nicht ganz zu vergessen und nicht völlig im irdischen Getriebe aufzugehen. Denn geschieht dies, so erfüllt das irdische Leben seinen Zweck, eine Schule des Lebens zu sein, auch nicht. Alles irdische Wirken muß betrachtet werden sub specie aeternitatis. Die sichtbare Welt ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Wer aber das Mittel zum Zweck setzt, der baut auf Sand.

Man kann die »Furcht vor dem Uebersinnlichen« auch auf die Ahnung des natürlichen Gehirnmenschen zurückführen, daß es nach dem Tode mit seiner Scheinherrschaft, die nur durch fortwährende Anleihen beim Geiste ein mühseliges, kümmerliches Dasein fristet, endgültig vorüber ist.

Also Achtung vor allem geistigen Streben, so lange es sich auf gesunden Bahnen bewegt. Es ist nichts zufällig und umsonst und vieles ist zurückzuführen auf geistige Wurzeln und Ursachen.

Doch noch eine andere Furcht gibt es, die nicht auf metaphysische Ursachen zurückzuführen ist, sondern die lediglich im schwachen Gebilde von Fleisch und Bein ihren Sitz und ihre Ursache hat. Zu verstehen ist diese Furcht, wenn auch nicht zu achten. Sie hat ihre Ursache

in dem Mißbrauche, der mit okkulten Dingen getrieben wird, der den Fluch der Lächerlichkeit über sie verhängt hat.

Die Furcht, sich lächerlich zu machen, ist ja neben der bekannten deutschen Schwerfälligkeit und Pedanterie mit die Hauptursache, daß die deutsche Wissenschaft gegenüber der des Auslandes in okkulten Dingen so überaus rückständig ist.*)

Der wahrhaft Gebildete jedoch läßt sich sein Urteil nicht durch seichtes Zeitungsgeschwätz diktieren, das stets nur über die Oberfläche der Dinge dahingleitet und dessen Urteil durch geschäftliche Interessen bedingt ist.

Er geht an die Quellen und sucht Schein und Wesen von einander zu sondern.

Hat er aber in einer, von der großen, unwissenden Menge verspotteten Bewegung einen ernsthaften Sinn und Willen erkannt, dann muß er auch so viel Charakter haben, um die feige Menschenfurcht zu überwinden. Er darf nicht mehr fragen: Wie urteilt die große Masse, sondern wie urteile ich.

An dieser Charakterfestigkeit aber fehlt es heutzutage in Deutschland ganz gewaltig. Jeder fragt nur danach: Was nützt mir und wie hüte ich mich vor Schaden. Um Gottes willen sich nur ja nicht durch eigene Ansichten vor Seinesgleichen blamieren oder etwa gar mit einem notorischen Spiritisten verkehren. Das wäre das größte Unglück und man käme vielleicht gar selbst in den Verdacht, ein Spiritist**) zu sein (wie schrecklich).

Die meisten Menschen haben eben leider keinen eignen Charakter, sondern werden nach den Gesetzen der »Massensuggestion« getrieben und gebogen wie Rohr im Winde. Daß dieses Uebel der Charakterlosigkeit, das ja auch in der bekannten deutschen Fremdländerei zum Ausdrucke kommt, ganz besonders in Deutschland so häufig zu sein scheint, ist auch für den Politiker wichtig und eröffnet für die Zukunft des deutschen Volkes wenig erfreuliche Perspektiven.

So verschmäht gerade das Volk, das den Idealismus in Erbpacht zu haben vermeint, von seinen geistigen Führern absichtlich in Unwissenheit erhalten, die einzige Brücke, die von der sinnenhaften Wirklichkeit hinüberführt in das Reich der noch viel realeren Ideale. Das ist ja der große Irrtum der erkenntnistheoretisch ungeschulten Menge, daß sie nur

---

*) Sollte es vielleicht kein Zufall sein, daß einige der Hauptvertreter des wissenschaftlichen Okkultismus, Dr. Karl du Prel und neuerdings Oberst a. D. Peter, ehemalige Offiziere sind, die durch ihren Beruf der „Furcht" weniger zugänglich sind als ängstliche Stubengelehrte?

**) Betrachtet man im Gegensatz zu dieser deutschen philisterhaften Engherzigkeit die allgemeine Wertschätzung, deren sich der verstorbene Journalist W. T. Stead, der aus seinen spiritistischen Ansichten nicht das geringste Hehl machte, in England und Amerika erfreute, so muß man zu einem wenig schmeichelhaften Urteil über deutsche Toleranz gelangen. Ein deutscher politischer Journalist von Bedeutung als offenkundiger Spiritist und sogar als »Medium« ist einfach undenkbar. Man würde ihn und sein Organ boykottieren.

der materiellen Welt eine Realität zugesteht. Das Reich der Ideale gilt ihr als unwirklich und es herrschen darüber ganz verschwommene Vorstellungen, die auf das Tun der Menschen kaum noch Einfluß haben. Besonders seitdem der deutsche Michel nach Weltmachtstellung strebt, gerät das alte Traumland der Ideale mehr und mehr in Mißkredit.

Versucht nun heutzutage jemand, auf Grund von sinnenfälligen Tatsachen dieser durch materielle Erfolge trunkenen Menge zu beweisen, daß das Reich der Ideale auch etwas Reales ist, ja daß es das einzig Reale ist, das sogar der vermeintlichen materiellen Wirklichkeit zu Grunde liegt und ihr erst Leben und Wirklichkeit verleiht, so wird er von dieser traumbefangenen Menge für einen weltfremden Schwärmer gehalten.

In Wirklichkeit verhält es sich natürlich gerade umgekehrt. Die Menge läßt sich vollständig durch die sinnenfällige Erscheinungswelt täuschen, während der geschulte Okkultist, wenn er auch nicht einen völligen Einblick in die Welt der idealen Wirklichkeit besitzt, so doch den Weg kennt, der aus der Welt des sinnenfälligen Scheines hinüberführt in das Reich des realen Seins.

Wie man sich das Phänomen der Materialisation erklären kann.

Von **Dr. Gustav von Gaj.**

Für jene, die mit den okkultistischen Phänomenen nicht vertraut sind, muß das Phänomen der Materialisation in solchem Grade der Dichtigkeit, daß man die Erscheinung sehen, berühren, mit ihr sprechen und wiegen kann, sehr rätselhaft erscheinen.

Ich habe nicht die Absicht, den Leser von der Existenz solcher materialisierter Erscheinungen zu überzeugen, sondern ich werde trachten, das Phänomen, wenn nicht wissenschaftlich zu erklären, so doch uns begreiflich zu machen.

Wer an die Existenz und Objektivität solcher Phänomen nicht glaubt, soll sich durch eigenes Forschen und durch das Studium der Werke der okkultistischen Literatur davon überzeugen. Dieser Weg ist zwar sehr beschwerlich, aber bei ernstem, festem Willen, die Wahrheit zu erfahren, muß er uns zu dem Resultate führen, daß diese Phänomene ebensolche Tatsachen sind wie die Existenz der Meteore, der Infusorien etc.

Vielfach wird von unseren materialistischen Gegnern eingewendet, daß die Geister nicht materiell sind und daß sie folglich mit den Sinnen nicht bemerkt werden können. Ich erwidere darauf, daß diese Meinung auf Unkenntnis der okkultistischen Phänomene begründet ist.

Der berühmte französische Gelehrte de Rochas hat mit exakten Versuchen gezeigt, wie wir uns durch sein Werk »Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens«*) überzeugen können, daß sich in unserem

*) Verlag von Max Altmann, Leipzig.

Körper ein Agens befindet, das man im somnambulen Zustande exteriorisieren kann und das sich als Träger unseres Empfindens bewährt. Exteriorisiert man dieses Agens aus dem Körper der Somnambule vollständig, so scheint derselbe tot, hat kein Empfinden; dieses ist dorthin übertragen worden, wo sich jenes Agens gesammelt hat. Die Existenz dieses Agens hat auch Baron Reichenbach mit unzähligen Versuchen bezeugt; es gibt keinen Zweifel, daß dieses Agens identisch ist mit jenem, was die Okkultisten »Astralkörper« nennen.

Wenn auch dieses Agens unter normalen Verhältnissen unsichtbar ist, wie z. B. die Luft, so ist es dennoch nicht immateriell, sondern materiell, nur ist diese Materie in einem so feinen Aggregatzustand, daß sie für das normale Empfinden unbemerkbar ist.

Der »Geist« (d. h. das Phantom) ist also kein immaterielles Wesen, sondern nur die Seele. Diese aber ist, wie gesagt, in jenes Agens eingehüllt, welches wir »Astralkörper« nennen und welches der Träger des Empfindens ist und einen so feinen Aggregatzustand der Materie vorstellt, daß wir ihn in normalen Verhältnissen nicht wahrnehmen können.

Ebenso aber nehmen wir auch nicht in normalen Verhältnissen die Luft wahr. Für das Gefühl wird sie erst wahrnehmbar, wenn wir uns bewegen oder wenn es windig ist, für das Gesicht, wenn sie sich verdichtet. Es ist vor kurzem gelungen, die Luft so zu verdichten, daß sie zu einem festen Körper wurde.

So kann sich zweifellos auch der Aggregatzustand des Astralkörpers durch einen entsprechenden physikalischen Vorgang so verändern, daß er für uns sichtbar wird.

Wasser und Eis sehen wir. Verdunstet es, so wird es unsichtbar. Die Frage bleibt offen, durch welchen physikalischen Vorgang kann der astrale Körper oder jenes Agens in einen solchen Aggregatzustand versetzt werden, daß wir ihn mit unseren Sinnen wahrnehmen können, d. h. in festen, flüssigen oder luftförmigen Aggregatzustand. Darauf müssen wir im experimentellen Spiritismus Antwort suchen.

Der berühmte englische Physiker W. Crokes hat während seines langjährigen, mühsamen Forschens der okkultistischen Phänomene konstatiert (wie auch andere Spiritisten), daß das Medium während der Materialisierung der Erscheinung soviel von seinem normalen Gewicht verliert, als das Phantom wiegt. Es gibt daher keinen Zweifel, daß das Phantom die notwendige Materie zur Veränderung des normalen, unsichtbaren Aggregatzustandes seines astralen Körpers in einen festen Aggregatzustand vom Medium leiht. Es steht also auch fest, daß den Intelligenzen des Jenseits die Weise bekannt ist, wie sie den Aggregatzustand der Materie des menschlichen Körpers, ohne seinem Wesen zu schaden, in den luftförmigen Aggregatzustand verwandeln, ihrem astralen Körper vereinen und ihn so in den Aggregatzustand fester Körper oder des menschlichen Körpers bringen können, und umgekehrt.

Auch wir können den Aggregatzustand des menschlichen Körpers in luftförmigen verwandeln, aber nur mit Vernichtung des Lebens, d. h. indem wir den Körper verbrennen. Also, wenn das möglich ist, warum wäre nicht jenes möglich? Wenn uns das physikalische. Geheimnis der Veränderung des festen Aggregatzustandes des menschlichen Körpers in flüssigen oder luftförmigen, ohne das Leben zu schädigen, d. h. mit Möglichkeit der Rückkehr in den vorigen Aggregatzustand, bekannt wäre, so könnten wir künstlich Phantome herstellen. Da die Phänomene der Materialisation Zeugnis geben, daß dies die Intelligenzen des Jenseits vermögen, so entsteht die Frage, ob die Erscheinungen, welche wir bei den Séançen sehen, wirklich Intelligenzen des Jenseits sind oder nur Phantome, welche aus des Mediums Materie hergestellt wurden?

Da beides physikalisch möglich ist, so gibt es keinen Zweifel, daß die Erscheinungen, welche wir bei den Séancen sehen, einmal mit Wesen des Jenseits identisch sein werden, ein andermal werden sie nur fabrizierte Phantome sein. Die Tatsache, daß diese Erscheinungen solcherweise entstehen, daß aus dem Medium ein lichter Nebel ausströmt, welcher langsam Form annimmt und gleichmäßig aus dem luftförmigen Zustand sich in festen verwandelt, zeugt davon, daß meine Hypothese berechtigt ist und fähig, das Phänomen der Materialisation der Geister wissenschaftlich begreifbar zu machen und es vom Siegel der Unmöglichkeit und Unnatürlichkeit zu befreien.

Alles geschieht nach unerschütterlichen Naturgesetzen. Begreifen wir etwas nicht, so ist das kein Beweis dafür, daß es unmöglich oder unnatürlich sei, sondern nur, daß wir noch nicht alle Naturgesetze kennen. Jeder verständige Mensch wird eingestehen müssen, daß wir nur den geringsten Teil der Naturgesetze kennen, daß sich unser Wissen gegenüber unserem Nichtwissen wie ein eins zu unendlich verhält.

Trotzdem glauben die heutigen offiziellen Gelehrten, über die sich unsere Nachkommen mit ebensolchen Gefühlen wundern werden, wie sich heute Europa über die Verzopftheit der Mandarine Chinas wundert, alles zu wissen, daher erklären sie jenes, was sie nicht verstehen, als unmöglich, und jene, welche solches sahen und hörten, als Narren und Phantasten, oder sie befehlen den unbekannten Naturkräften, wie sie sich zu verhalten haben, wie die französischen Gelehrten, welche mit Bestimmtheit am 7. Mai 1902 konstatierten, daß der Mont Pelée der Sicherheit Saint Pierres nicht schaden könne, am 8. Mai aber war diese Stadt mit 30000 Seelen vernichtet. Dessen ungeachtet hatten die Mandarine der offiziellen Wissenschaft das Vertrauen in ihre Dogmen nicht verloren und stellten wiederum fest, daß es keine weitere Gefahr gäbe und daß die Bevölkerung bis zum 15. August in ihre Wohnungen zurückzukehren habe. Aber am 31. August wurde wieder Ajoup-Bouillon und Morne-Rouge mit 4000 Opfern vernichtet.

Da hat also die Begrenzheit der offiziellen Allweisen in einem Zeitraum von dreieinhalb Monaten 34000 Menschen in den Tod gestürzt,

und wenn man wüßte, wieviel Menschen z. B. die offizielle ärztliche Wissenschaft in eine bessere Welt expediert, so glaube ich, würde man entsetzt sein. Der »Temps« schreibt darüber folgendes*): »Die Tragödie auf Martinique zeugt wieder von der Unvollkommenheit der offiziellen Wissenschaft, welcher auf der furchtbaren Brandstätte von Mont Pelée entsetzliche Opfer dargebracht wurden. In einem gleichen sich die Allweisen aller Zeiten: immer behaupten sie mit Gewißheit ihre Unfehlbarkeit, und die Menge schenkt ihnen jetzt wie früher, ohne zu denken, Glauben. Immer wiederholt es sich, daß die Tatsachen sie Lügen strafen und ihre Theorien stürzen.«

So schreibt der »Temps«. — Obwohl die Welt einsieht, wie wenig diese offiziellen Gelehrten mit den Tatsachen rechnen, wie sie verlangen, daß sich ihnen die Tatsachen unterwerfen, und so von Blamage zu Blamage schreiten, so glaubt man ihnen dennoch. So z. B. wird man durch einen unsinnigen Vortrag eines Professors mehr davon überzeugt, daß okkultistische Phänome nicht bestehen, als von der Behauptung von Tausenden von intelligenten Augenzeugen, welche de visu et auditu sagen, daß es solche gibt.

Qua parva sapientia regitur mundus!

Eine Besessenheit von 35 jähriger Dauer.

Aus »Luce e Ombra«. Von **Josef Peter,** Oberst a. D.

Ich habe s. Zt. in diesen Blättern**) gelegentlich einer Abhandlung über Besessenheit das Beispiel der unglücklichen Teresa Pierini angeführt, welche volle 35 Jahre an wahrhaft schrecklichen Erscheinungen von Besessenheit litt. Sie wurde schließlich geheilt. Ueber die Art und Weise dieser Heilung berichtet R. B. (Cristina) in der bekannten italienischen Zeitschrift »Luce e Ombra«***) eingehend. Ich entnehme ihren Ausführungen folgendes (in freiem Auszuge): Die Berichterstatterin R. B. lernte die Besessene erst im Jahre 1900 kennen, nachdem die Unglückliche schon viele Leidensjahre hinter sich hatte. Bei dem ersten Besuche schien die »Geisterfrau« — so nannte das Volk Teresa — ganz normal zu sein. Schon wollte R. B. mit ihrer Begleiterin wieder gehen, als ihr der Gedanke kam, den »Geist« zu beschwören. Sie nahm die Frau bei den Händen und faßte scharf den Gedanken: »Wenn ein Geist dieses Weib beherrscht, so befehle ich ihm im Namen Gottes, es zu verlassen.« Kaum war der Gedanke gedacht, so begann auch Teresa zu toben; wie von einem elektrischen Schlag getroffen fuhr sie auf, krähte wie ein Hahn und

---

*) Siehe »Agramer Tagblatt« Nr. 209, vom 12. September 1902.

**) August 1913.

***) Luce e Ombra. Sept. 1913.

stieß rauhe Töne aus. Da Signora R. B. der Szene ein Ende zu machen wünschte, ergriff sie nochmals die Hände der Frau und befahl dem »Geiste«: »Gehe fort im Namen Gottes und lasse dieses Weib in Frieden.« Der Spirit wehrte sich, und erst auf den dritten Befehl hin wurde er still. Von da ab mußte man jeden Befehl dreimal wiederholen. Da Signora R. B. gehört hatte, daß der armen Teresa besser wurde, wenn sie der Pfarrer benediziert hatte, so bat R. B. den Geistlichen des Ortes, dies zu tun. Dieser aber weigerte sich, weil er nicht an Geister glaube. Erst auf die Verordnung des Erzbischofes von Florenz geschah die Benediktion. Allein R. B. meinte, es sei vielleicht die Ausführung doch nicht in angemessener Weise geschehen, und beschloß nun, selbständig vorzugehen.

Sie überwachte Teresa streng und benützte jede Gelegenheit, sie zu unterrichten und zu belehren; sie behandelte den »Geist« mit Sanftmut, aber mit Festigkeit, ihm stets das Unrecht zeigend, das er mit den Quälereien des Weibes begehe, und ihm die Strafe vorstellend, die nicht ausbleiben würde. Noch sprach sie nicht von Gott, um die Flüche und die Folter für Teresa zu vermeiden. Der Geist machte viele Schwierigkeiten und bediente sich sogar einer gänzlich unbekannten Sprache.

Endlich, nach vielen Anstrengungen, erreichte es Signora R. B., daß Teresa in ihrem Versilianischen Bauerndialekt sprach; sie konnte nun längere Gespräche mit dem Dämon führen. Oft sprach derselbe in Rätseln und bediente sich Symbole und doppelsinniger Wendungen, um die Signora irre zu führen. Wenn er aber sah, daß dies nicht gelang, geriet er in Wut; dann wurde das Gesicht Teresas lang, die Züge wurden hart und schreckenerregend; der Blick war stechend und scharf wie eine Klinge. Als aber der »Geist« sah, daß alles vergeblich war, versuchte er es mit Jammern und Weinen. Niemals schlug er und niemals spuckte er gegen die Dame, was er doch oft gegen die Priester getan hatte. Er gab als Grund an: »Weil Du mich mit Güte behandelst, während jene mich verfluchen und mich verbannen wollen.«

Hielt man dem Dämon geistige Lehren vor und die Strafen, welche auf Verletzung derselben folgen mußten, dann rief er mit lauter Stimme, die männlichen Ton hatte: »Es ist wahr! es ist wahr! Aber woher weißt Du das? Bist Du eine Zauberin? Wisse, daß ich gleichwohl in dem Körper dieses Weibes bin und bleiben will.« Und merkwürdig, während all' dieser langen Gespräche war von Teresa nicht die Rede; auch wenn man sie nannte und mit lauter Stimme rief, antwortete sie nicht, ja sie schien gar nichts zu verstehen. Bei dem Namen »Giocondo« aber, auch wenn er nur geflüstert wurde, fuhr sie auf.

Den Namen »Giocondo« hatte sich der »Geist« eines Tages beigelegt, an dem er gestand, der Geist eines Mannes zu sein, der sich des Körpers dieser Frau als Instrument bediente, um sein Leben in der Materie fortsetzen zu können.

Es war eine schwere Aufgabe, welche sich Signora R. B. gesetzt hatte. Der Dämon folterte sein Opfer, wenn man letzterem z. B. die Hände zur Andacht faltete. Dann drehte er der Armen den Kopf so, daß er auf der Schulter lag. Erst nach vieler Mühe gelang es Teresa, das Zeichen des Kreuzes zu machen, und schließlich konnte sie auch das Vaterunser sprechen und die Gebete wiederholen, welche sie vor ihrer Besessenheit so oft gebetet hatte, denn Teresa war stets eine brave und fromme Frau. Nach einiger Zeit konnte sie sogar in die Kirche gehen und der Messe beiwohnen, was in langen Jahren nicht möglich war, da sie besonders bei der Wandlung (Elevation) und dem Segen zu brüllen und zu fluchen pflegte.

Nun mußte Signora R. B. für einige Zeit verreisen, und jetzt gewann der »Geist« die alte Kraft zurück. Er wollte nicht mehr erlauben, daß Teresa ihre Beschützerin besuchte. Er quälte die Unglückliche auf das Grausamste, und als Signora R. B. wieder mit Teresa zusammen war, gab er ersterer einen gemeinen Namen. »Verdiene ich diesen Namen?« fragte die Signora. »Nein«, antwortete der Dämon nach einigen Besinnen. »Dann bitte mich auf den Knien um Verzeihung. Ich will es, ich will es, ich will es.« Teresa fiel auf die Knie und schrie: »Mach' die Türe auf, ich will gehen.« Signora R. B. ließ Türe und Fenster offen, und er sagte zu ihm: »Geh fort, wenn Du kannst, aber ich gebe Dir die Erlaubnis nicht eher, als Du mich wegen der Beleidigung um Entschuldigung gebeten hast«. Teresa konnte sich nicht erheben, dann erhielt sie von dem Geist die Erlaubnis zu bitten und befand sich sogleich wohl. Wer weiß, ob ein Hellsehender nicht die Flucht des Dämons hätte bemerken können, denn ganz plötzlich änderte sich das Verhalten Teresas.

Es waren Jahre vergangen, ohne daß Teresa im Stande gewesen wäre, häusliche Arbeiten, wie kochen, stricken etc., zu verrichten. Signora R. B. wollte es mit ihr wiederholt probieren; es ging nicht, besonders das Nähen. Der »Geist« wollte nichts davon wissen, da es keine männliche Beschäftigung sei. Schließlich aber gelang es, auch dies Hindernis zu überwinden.

Interessant ist die Antwort, welche der Dämon einst der Signora auf die Frage gab, wie er dazu gekommen sei, in diesen Körper zu gehen. Er sagte: »Aus Neugierde; ich trat eines Tages ein, da das Weib auf dem Markte verweilte, eine Somnabule zu sehen.*) Sie sehen und begreifen, daß ich von diesem Körper Besitz ergreifen könne, war eins — und von diesem Tage an habe ich sie nicht mehr verlassen und ich will sie niemehr verlassen.« »Wie? Du weißt doch, daß dieser Körper sterblich ist?« — »Gewiß; vor ihrem Tode werde ich mich einer anderen Wohnung versichern, und so fort.« — »Du hältst dich also für unsterblich?« — »Ich bin es, wie alle anderen Geister und ihr alle; allein ich weiß nicht, was aus mir würde, wenn es jemand gelänge, mich aus dem Instrumente

---

*) Dies war in der Tat der Tag, von welchem die Besessenheit Teresas datierte. P.

meines Lebens zu entfernen. Deshalb leiste ich, so viel ich kann, Widerstand und ich hoffe, daß auch Du nicht jener sein wirst, der mich aus meiner Wohnung, in der ich seit so vielen Jahren bin, treibt.«

Als die Signora eines Tages schrieb, erhob sich die anwesende Teresa plötzlich, ergriff die Feder und machte damit Zeichen in die Luft, wie wenn sie wirklich die Worte schreiben würde, welche sie murmelte. Nun ließ die Dame sie am Tische Platz nehmen, legte ihr Feder und Papier vor und befahl ihr, auf das Papier zu schreiben, was sie vorher in die Luft geschrieben hatte. Dies geschah und wiederholte sie oftmals.

Oefters suchte der »Geist« R. B. gegen Teresa einzunehmen, indem er durch letztere Gegenstände zerbrechen oder verstecken ließ, und wenn die Signora die Sache scherzhaft nahm und er sah, daß die Dame sein niederes Spiel durchschaut hatte, wurde er wütend und heulte schließlich. Manchmal erzeugte er auch nächtlichen Lärm. Eines abends, gegen Mitternacht, stieg er die Treppen mit Holzschuhen hinab, oder wenigstens mit dem Tritt der Teresa, welche aber im Bette lag und sich erhob, um zu sehen ob er die Treppe mit ihren Holzschuhen hinunterging. »Es ist mein Schritt« — sagte sie — »aber meine Holzschuhe sind in der Kammer — Wer mag es sein?« —

»Giocondo!« sagten wir beide und lachten herzlich.

Es war kein Zweifel, die Heilung der Teresa war nahe und sie wurde davon eines nachts im Traum benachrichtigt, dessen Erklärung sie nach und nach auch im Traume durch Fragen erhielt, die sie stellte und die ihr beantwortet wurden, man weiß nicht von wem. Von ihrem geistigen Führer oder von ihrem höheren »Ich«.

Nun wohl, sie sagt immer, daß sie eine innere Stimme höre, welche sie führte und zum Guten leitete, gleichsam im Gegensatz zu dem »Geist«, der sie immer, wenn er konnte, zum Bösen zwang. Jetzt ist sie alt und hinfällig, gebrochen mehr durch Unglücksfälle, die ihrer Familie zugestoßen sind, als durch die Last der Jahre und durch die Leiden, die sie so viele Jahre hindurch erduldet hat.

Signora R. B. (Cristina) schließt: »Bei ihrem Tode wird die Legion der Märtyrer gewiß um ein Glied reicher sein. Ich habe von ihrem Leiden und aus den Gesprächen mit dieser unwissenden Bäuerin mehr gelernt, als aus der Lektüre so vieler psychisch-spiritistischer Abhandlungen.«

Vorschau und Ahnung (Premonition).

Auszug aus den »Annales des Sciences Psychiques.«*)

Von **Josef Peter**, Oberst a. D.

(Fortsetzung.)

I. Kategorie: Selbstvorschau (Autopremonition) von Krankheit oder Tod.

Diese Kategorie enthält vier Untergruppen, deren erste sich mit der Voraussagung einer Krankheit beschäftigt, welche die betreffende Person

*) September 1912, f. f.

selbst befällt. Bozzano bemerkt, daß es schwierig wäre, einen Fall zu finden, dessen Einzelheiten nicht mit Autosuggestion zu erklären wäre. Folgendes Beispiel ist als sehr charakteristisch für diese Art Phänomene dem Buche des Dr. Alphonse Teste: »Manuel pratique du magnetisme animal« entnommen:*)

Am Freitag, den 8. Mai, versetzte Dr. Teste Mme. Hortense M. in somnambulen Schlaf (in Gegenwart ihres Gatten). In diesem Zustand erklärte die Dame: »Ich bin seit 14 Tagen schwanger, aber ich werde nicht rechtzeitig niederkommen; ich fühle schon heftigen Kummer darob. Dienstag (den 12. Mai) werde ich vor etwas Furcht haben, ich werde einen Fall erleiden und die Folge wird eine Fehlgeburt sein.« Ueber die Ursache zur Furcht etc. befragt, konnte sie keinen weiteren Aufschluß geben, auch erklärte sie, daß der Unglücksfall nicht zu verhindern sei. Im Uebrigen gab sie den Verlauf bis ins Einzelne an, sagte, daß es um $3^1/_2$ Uhr sein werde und auch, daß sie nicht sterben werde. Dr. Teste und der Gatte der Unglücklichen trafen alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln und verabredeten, da die Dame beim Erwachen keine Erinnerung zurückbehalten hatte, vollständiges Schweigen zu bewahren.

Es war Dienstag (12. Mai) bereits $3^1/_2$ Uhr nachmittags. Mme. Hortense saß auf dem Divan mit ihrem Gatten und Dr. Teste plaudernd, in bester Gesundheit. Plötzlich erhob sie sich und wollte sich entfernen. Als die Herren bestürzt schienen, verstand sie dies nicht, lachte und deutete an, daß es ein für die Gesundheit unaufschiebbarer Gang sei. Trotzdem wollte sie ihr Gatte begleiten und sie nahm es scherzend an. Kaum waren die beiden aus dem Zimmer, so hörte der zurückgebliebene Arzt einen durchdringenden Schrei — er stürzte auf den Gang. Dort stand vor der Türe der Toilette der Gatte, seine Frau wie leblos in den Armen haltend. Die Unglückliche hatte plötzlich eine Ratte gesehen (man hatte in dem Hause seit 20 Jahren Ratten nicht bemerkt), und da sie diese Tiere sehr fürchtete, fiel sie in Ohnmacht, ohne daß es ihrem Gatten, dessen Arm sie eben verlassen hatte, möglich gewesen wäre, sie noch vor dem Falle zu bewahren. Dr. Teste, der den Fall ausführlich erzählt, bestätigt ehrenwörtlich den geschilderten Hergang.

Der erste Teil der Voraussagung hatte sich erfüllt und der Rest geschah genau so, wie es Mme. Hortense angegeben hatte, genau bis in die kleinste Einzelheit!

E. Bozzano weist mit Recht darauf hin, daß sich Mme. Hortense in einem der tiefen Schlafzustände des Somnambulismus befunden habe und es schwer hält, den Vorgang mit Auto-Suggestion zu erklären.

Die 2. Untergruppe der I. Kategorie enthält Fälle von Selbstvorhersagungen (Antopremonition) des eigenen Todes, wobei der Tod bald darauf aus natürlichen Ursachen erfolgt.

---

*) Hier nur im Auszug gegeben! P.

Ein interessantes Beispiel dieser Art ist dem genannten Werke Dr. Testes entnommen. Mlle. Clary machte im somnambulen Zustand genaue Angaben über ihre Krankheit, beschrieb ihre inneren Organe und konnte den Stand der Krankheit auf Tage hinaus beschreiben. Sie wurde am 15. Mai in Schlaf gesetzt und sagte auf die Frage: »Wie werden Sie sich morgen befinden?« — Etwas besser als heute — »Und übermorgen?« — Ich werde starkes Fieber haben. — »Und am 25. dieses Monats?« — Sehr schlecht. — »Am 1. Juni?« — Noch schlechter; der ganze Körper wird geschwollen sein. — Am 2. und 3. Juni? — O, wie krank werde ich sein. — »Und dann?« — Warten Sie — (Mlle. Clary denkt lange nach; endlich sagt sie: »Am 4. . . . . . ich sehe nichts mehr.« Man weckte sie und sie erinnerte sich an nichts. Man sagte ihr auch keine Silbe. Indes verlief alles, wie sie es vorausgesagt hatte bis zum 4. Juni, an welchem Tage sie starb!

Dr. Teste sagt, daß sicher die Somnambule mit den Worten »Ich sehe nichts mehr« nicht auf ihren Tod anspielte, sie sah nur ihr Schauen jählings abgebrochen. Man kann also nicht annehmen, daß der Tod durch Autosuggestion erfolgt sei. Eher ist anzunehmen, daß das subliminale Ich wirklich die genaue Erkenntnis des Verlaufs der Dinge erreicht hatte. Das würde der dritten Hypothese, die in der Einleitung erwähnt ist, entsprechen und wir hätten hier, sagt Bozzona, eine erste Form der eigentlichen und wahren Premonition.

Sehr merkwürdig ist folgender Fall:*) Mlle C., eine alte Dame, litt an Brustkrebs und Tuberkulose der Lungen. In den ersten Tagen des Jahres 1901 war sie in das Endstadium der Krankheit eingetreten und am 7. Januar 1901 dem Uebel erlegen. Vier oder fünf Tage vor ihrem Tode besuchte sie Dr. Babbillon und fand sie in tiefer Erregung, sie, die bis dahin ihr Schicksal mit bewunderungswürdigem Mut getragen hatte. Ursache dieser plötzlichen Umwandlung war ein schwerer Traum, den sie des Nachts gehabt hatte. Sie sah sich in hereinbrechender Dunkelheit in einen großen, ihr unbekannten Friedhof gehen, begleitet von ihrem jungen Mädchen, von welchem sie bis zum Ende mit Aufopferung gepflegt wurde. Beide schritten die Allee entlang, über die Gräber hinweg und suchten nach dem Ausgang. Es schien ihnen der Weg stundenlang und mehr und mehr erfasste sie der namenlose Schrecken, daß sie diesen traurigen Ort nicht mehr verlassen würden. Endlich bemerkten sie ein erleuchtetes Fenster und das Mädchen sagte: »Madmoiselle, wir sind da, es ist das Haus des Wächters.« Dann erwachte die Träumende. Sie konnte diese Nacht nicht mehr einschlafen, denn so oft sie es versuchte, kam auch das Traumbild. Einige Tage später starb sie. Nun ist interessant, daß Mlle. C. während ihrer Krankheit in Stunden der Melancholie mitunter wohl an den Friedhof dachte, in dem sie einst be-

*) Hier im Auszug! (Entnommen den »Annales d. S. P.« 1903.) P.

erdigt würde; es war jener von Montparnasse, in ihrer Nachbarschaft gelegen, wo mehrere ihrer nahen Verwandten begraben waren und einer von ihnen ein Familiengrab besaß. Nach ihrem Tode wurde auch von diesem Friedhof als Beerdigungsstätte gesprochen, allein es ergab Schwierigkeiten. Mlle. C. starb ohne Vermögen, und schliesslich begrub man sie im Friedhof von Bagneux. »Wenige Friedhöfe aber«, erzählt Dr. Babbillon, »machen so den Eindruck von ungeheurer Ausdehnung, wie dieser. Als ich an der von der Friedhofverwaltung bestimmten Stelle ankam, war ich überrascht zu finden, daß das Grab ganz am Ende des Friedhofes gewählt war, nahe dem Westausgang, wo das Haus des Wächters stand.«

Von den sieben Beispielen, welche Sig. Bozzano in dieser Gruppe gibt, sei noch folgendes erwähnt, das den Tod des berühmten Malers Segantini betrifft. Die Witwe des Künstlers schreibt unterm 7. Mai 1900 aus Maloja an den Schriftleiter der »Revue d' Études Psychiques«, M. De Vesme, wie folgt: »Lieber Herr De Vesme! Jetzt, da alles still ist und ich mich etwas ruhiger fühle, berichte ich Ihnen ein Geschehnis, das mein Gatte wenige Tage vor seinem Tode erlebt hat.

Segantini war ein großer Verehrer Ihrer Lehren und ein glühender Verteidiger Ihrer Ideen. Er glaubte, daß die spiritistischen Doktrinen die Wahrheit der Zukunft sein müssen. »O, wenn Sie ihn vom Spiritismus sprechen gehört hätten! Ich, ach, ich bestritt seinen Glauben; es ist mir jetzt leid, ihn nicht gehört und nicht an seinen Ideen teilgenommen zu haben, aber was wollen Sie? Ich glaubte nicht nur so kurz mit diesem edlen Manne, der sich für alles interessierte, leben zu dürfen.

Am letzten Montag, den er in Maloja verbrachte, legte er sich in seinem Atelier über mehrere Stühle, um sich auszuruhen. Ich spielte draußen mit unseren Kindern. Als ich eintrat, glaubte ich, daß er schliefe, und ich sagte: »Ich bedaure dich geweckt zu haben, du hattest Schlaf so notwendig!« Er antwortete: »Nein, meine Liebe, du tatest ganz recht, daß du eintratest; denke dir, ich träumte — und glaube mir, ich träumte mit offenen Augen, des bin ich sicher — ich läge in dem Sarge, den man aus dieser Hütte trägt (und er zeigte mit dem Finger auf das Bild »La Mort«*). Eine von den Frauen, die herumstehen, warst du und ich sah dich weinen.«

Ich sagte ihm natürlich, daß er geschlafen und geträumt habe. Allein er blieb darauf stehen, daß er wach gewesen und alles mit offenen Augen

*) Segantini hatte für die Ausstellung in Paris ein Triptrychon gemalt: „La Nature, La Vie et La Mort«. »La Mort« zeigte eine Hochgebirgslandschaft des Engadin, nämlich Schalberg; zur rechten ist eine Hütte, aus welcher man eben einen Sarg trägt; Frauen stehen dabei, die weinen. (Das Bild ist in der Monographie über Segantini — Velhagen und Klasing — enthalten.)

Der Künstler malte dies Bild auf dem Schalberg, als ihn plötzlich ein Unwohlsein befiel; er wurde in dieselbe Hütte getragen, welche auf dem Bilde dargestellt ist, und starb dort nach einigen Tagen. Erst im Sarge kam er wieder in sein geliebtes Maloja zurück. P.

gesehen habe. Dann wiederholte er unserem »Baba« dieselben Dinge, genau so, wie er sie vorher mir gesagt hatte.

Nun, was er gesehen hatte, verwirklichte sich dreizehn Tage später. Sein Bild »La Mort« stellt tatsächlich sein Ende dar; sein Sarg wurde aus dieser Hütte getragen, die Landschaft war jene, die er auf dem Bilde gemalt hatte, die Frau, welche auf dem Gemälde neben der Bahre weint, war ich.

Beachten Sie, dass zu jener Stunde, in welcher er die Vision hatte, seine Gesundheit vorzüglich war; er schrieb auch an jenem Tage noch. Am nächsten Tag arbeitete er von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr, dann trug er ein Bild, das in eine Kiste verpackt war, selbst von dem Orte, wo er malte, nach Hause. Am selben Abend machte er noch die anstrengende Tour von Ponteresina auf den Schalberg. Er glaubte so sehr an den Spiritismus, daß er nach seiner Vision gewiß nicht Maloja verlassen hätte, wenn er sich nicht völlig gesund gefühlt hätte« . . . . .

(Gezeichnet: Bice, Witwe Segantini.)

Man sieht, Segantini war zur Zeit der Vision ganz gesund, und selbst wenn man annehmen wollte, daß der Keim des Leidens damals schon in ihm fühlbar wurde, es würde der Tatsache, daß der Künstler die eigenen Todesumstände gemalt hat, nichts zur Erklärung beifügen. Die Annahme, das »subliminale Ich« Segantinis habe die noch latente Krankheit zur Zeit der Vision erkannt, könnte nur die Vorahnung des Todes erklären, nicht aber die Vorherschau der Umstände, unter welchen das Unglück sich vollzieht. So scheint hier ein Phänomen der Premonition nicht zweifelhaft.

Die dritte Untergruppe der I. Kategorie verzeichnet Fälle der Autopremonition des Todes, der erst nach längerer Zeit und aus natürlichen Ursachen eintritt. Ich entnehme der großen Zahl von Beispielen, welche Bozzano gibt und eingehend bespricht, nachfolgenden Fall*): Mme. Carleton starb und erschien einige Tage nach ihrem Tode ihrer Freundin, dieser mitteilend, daß sie sie nicht mehr sehen würde, auch nicht im Traume, außer noch einmal, nämlich 24 Stunden vor dem Tod. Und in der Tat, erst nach 56 Jahren kam die Erscheinung wieder, und genau 24 Stunden später starb die Freundin! Myers sagt, daß der Fall drei verschiedene Erklärungen zulasse: Er selbst ist der Ansicht, daß Mme. Carleton tatsächlich von dem drohenden Tode ihrer Freundin Kenntnis hatte und daß sogleich der erste wie der zweite Traum telepathisch von einem desinkarnierten Wesen einem Lebenden übermittelt worden ist. Indes kann man auch annehmen, daß der erste Traum einen solchen Eindruck auf die Freundin gemacht hat, daß, als er sich zufällig wiederholte, er zu einer Autosuggestion des Todes Anlaß gab, die sich verwirklichte. Oder wir können vermuten, daß der erste Traum ein Zufall

---

*) Im Auszug! (Proceeding of the S. P. R. vol VIII.) P.

war und der zweite symbolisch, d. h. veranlaßt durch unterbewußte Empfindungen, welche ein Vorspiel waren für das Herannahen des Todes, Empfindungen, die im Schlafe wahrgenommen wurden, ehe die Freundin wach wurde.

Die 4. Untergruppe der I. Kategorie umfaßt die Fälle von Autopremonition des Todes, der dann durch zufällige Ursachen erfolgt. Wir begegnen hier Fällen, in welchen die Hypothese der Autosuggestion vollständig oder wenigstens fest ausgeschlossen erscheint und das Supranormale in den Vordergrund tritt. Ich entnehme der interessanten Sammlung Bozzanos folgende drei Beispiele:

1.*) M. D. träumte eines Nachts, daß er sich zu Pferd auf dem Lande befinde und um sich zu erfrischen in einer Schänke, die am Wege lag, abstieg. Dort fand er verschiedene Personen seines Bekanntenkreises, allein alle waren schon Verstorbene. Sie umringten ihn freudig erregt, luden ihn zum Sitzen ein, um mit ihnen zu trinken, was er von Herzen gerne tat. Als er die seltsame Versammlung verlassen wollte, nahmen ihm die Freunde das Versprechen ab, daß er sie am selben Tage sechs Wochen später wieder besuchen werde. Er versprach es, stieg zu Pferde und ritt heim . . . . . . Diesen Traum erzählte M. D. lachend, ohne einen Augenblick ernster darüber nachzudenken, da er jeder Art von Aberglauben abgeneigt war. Indes sechs Wochen später, genau an dem bestimmten Tage, wollte er mit seinem Pferd ein Hindernis am Wege nehmen, stürzte hierbei und war tot!

Dr. Macnish betrachtet die Episode als einen außergewöhnlichen Zufall. Allein man kann auch anders darüber denken, und wenn man überlegt, daß der Todesfall genau am 33. Tage nach der Erzählung eintrat, übereinstimmend mit dem im Traume festgesetzten Termine, dann wächst die Wahrscheinlichkeitsziffer gegen die Hypothese des Zufalles ungeheuer.

2. Als weiteres Beispiel sei der bekannte Fall erwähnt, den Dr. C. du Prel in seiner »Monistischen Seelenlehre« erzählt: Einige Tage, ehe Dr. von Gudden zu dem erkrankten König Ludwig II. nach Hohenschwangau reiste — von einer Uebersiedlung des Königs noch Schloß Berg war noch nichts bestimmt — saß v. Gudden übelgelaunt bei dem Frühstück und erzählte seiner Frau, daß er die ganze Nacht von dem Traume verfolgt worden sei, sich im Wasser mit einem Menschen herumzuschlagen. Man weiß, wie schrecklich jener Traum wenige Tage später in Erfüllung ging! Die Hypothese des Zufalles ist wohl hier ausgeschlossen.

3. Im Anfang des Jahres 1895 wurde Mme. Lukawski**) eines Nachts durch das Jammern ihres Gatten geweckt, der im Schlafe schrie: »Zu

*) Aus Dr. Macnish: »Philosophy of Sleep« Hier im Auszug. P.

**) Nach dem Bericht des Baron Josef Kronheim von Podolien über den Tod eines höheren Ministerialbeamten der russischen Marine († Juni 1895). Hier im Auszug. P.

Hülfe! Rettet mich!« und sich dabei gebärdete wie ein Mensch, der ertrinkt. Er träumte von einem schrecklichen Unglück. Als er wach war, erzählte er, daß er sich an Bord eines großen Schiffes befunden habe, das infolge eines Zusammenstoßes mit einem anderen Schiffe plötzlich sank. Er hatte sich ins Meer gestürzt und die Wogen verschlangen ihn. Er fügte seiner Erzählung bei: »Ich bin jetzt überzeugt, daß das Meer meinen Tod verursachen wird.« So fest war seine Ueberzeugung, daß er seine letzten Anordnungen traf, wie ein Mann, der weiß, daß seine Tage gezählt sind. Zwei Monate vergingen, ohne daß sich etwas ereignete, und der Eindruck des Traumes verblich allmählich. Plötzlich traf eine Ordre ein, welche M. Lukawski nach einer Hafenstadt des Schwarzen Meeres rief. Als er Abschied nahm von seiner Frau, sagte er ihr, daß er überzeugt sei, daß er sie nicht mehr sehen werde. Nichts konnte ihn beruhigen. »Ich fühle,« sagte er, »daß mein Ende nahe ist und daß nichts es verhindern kann . . . . . Ja, ja, ich sehe den Hafen wieder, das Schiff, den Moment des Zusammenstoßes, die Panik an Bord, mein Ende . . . . . alles erscheint vor meinen Augen wieder.« Mme. Lukawski brach in Klagen aus — allein das Abfahrtssignal wurde gegeben, noch eine Umarmung und der Zug setzte sich in Bewegung . . . . . . Nach zwei Wochen qualvollster Unruhe erfuhr Mme. Lukawski durch die Zeitungen, daß im Schwarzen Meer zwei Schiffe — Wladimir und Sineus — von einer Katastrophe betroffen worden waren, und in Verzweiflung telegraphierte sie an den Admiral Zelenoi in Odessa. Nach einigen Tagen erhielt sie die Antwort: »Bis jetzt keine Nachricht über Ihren Gatten, aber es ist sicher, daß er sich an Bord des Wladimir befand.« Eine Woche später traf die offizielle Nachricht von dem Tode des Beamten ein.

Es muß beigefügt werden, daß M. Lukawski sich im Traume mit einem Passagier im Streit sah, eine Szene, die sich mit wunderbarer Genauigkeit erfüllte. Es hatte sich nämlich beim Eintritt der Katastrophe ein Passagier des Wladimir — M. Henicke — mit einer Rettungsboje in das Meer gestürzt. M. Lukawski, der sich schon im Wasser befand, wollte die Boje erlangen, allein der andere rief ihm zu: »Kommen Sie nicht näher, sie trägt zwei Personen nicht, wir schaden uns beide.« Aber M. Lukawski griff dennoch zu und sagte, daß er nicht schwimmen könne. »Dann nehmen Sie sie,« sagte M. Henicke, »ich bin ein guter Schwimmer, ich werde mich sofort davon losmachen.« In diesem Moment trennte sie eine große Woge; M. Henicke konnte sich retten, aber Lukawski unterlag seiner Bestimmung. (Light, 1899.)

In diesem Falle kann man wohl von zufälligem Zusammentreffen der Umstände nicht mehr sprechen. Es bleiben nur drei Hypothesen: Reinkarnation, Fatalismus und Spiritismus. Erstere ist nicht stichhaltig, denn ein Todesfall durch einen Schiffszusammenstoß kann doch nicht von einem Willensakt abhängen. Die Hypothese des Fatalismus wird dem Falle auch nicht völlig gerecht. Wenigstens vereint

sie unser Geist, wenn wir die unlösbare Verkettung von Tatsachen ausdenken wollen, die sich zusammenfinden mußten, um das für den russischen Beamten bestimmte Schicksal zu erfüllen.

Was nun die spiritistische Hypothese betrifft, so sagt Sig. E. Bozzano, man kann sich zu ihr flüchten, wenn man von dem Postulate eines Laplace und Lodge ausgeht, nach welchen es, philosophisch zu sprechen, einem unendlichen Wesen gegeben wäre, Vergangenheit und Zukunft als Koexistenz ohne Unterschied zu betrachten; wenn man ferner mit Myers dieses Postulat auf die menschlichen Dinge anwendet, durch die Annahme einer unendlichen Hierarchie von Intelligenzen, die zwischen unserem Geist und einer Anima mundi gesetzt sind und je nach ihrem Grade mehr und mehr in Vergangenheit wie Zukunft blicken können; und wenn man endlich dieser spirituellen Hierarchie die Erzeugung der wunderbaren Vormahnungen etc. zuschreibt durch telepathische Wirkung auf die menschlichen Unterbewußtseine. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Wellenschlage der okkultistischen Bewegung.

Ein Blick auf neue schulwissenschaftlich-okkultistische Anschauungen.

Von **Robert Sigerus.**

Es ist in diesem Blatte schon wiederholt, auch meinerseits, darauf hingewiesen worden, daß die Schulwissenschaft von den Wellen der okkultistischen Bewegung allmählich immer mehr berührt wird und daß sie sich immer häufiger und mit immer wachsendem Interesse den Gebieten des Okkultismus zuwendet. Dies gilt z. B. in letzter Zeit hinsichtlich solcher schulwissenschaftlicher Kreise, die der Zeitschrift »Annalen der Natur- und Kulturphilosophie« (früher »Annalen der Naturphilosophie«), gegenwärtig herausgegeben von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Ostwald und Rudolf Goldscheid, nahestehen. Im Nachfolgenden wird ein Blick auf einige Momente dieser schulwissenschaftlich-okkultistischen Regungen geworfen werden.

Vor mir liegt das 3. Heft des XII. Bandes (1913) der genannten Zeitschrift. Da ist nun von okkultistischem Standpunkte aus höchst beachtenswert der Aufsatz »Ueber einen Fall von willkürlichem Hellsehen«, von Waldemar von Wasielewsky. Und zwar deshalb, weil darin nicht bloß eine »echte Telepathie mit Uebertragung aus einer Seele in die andere« als Tatsache anerkannt wird, sondern auch ein »echtes Hellsehen ohne derartige Uebertragung«, und weil darin auch das »Hellsehen auf große Entfernung« und sogar auch das »Hellsehen in die Zukunft« als möglich bezeichnet wird. — Wenden wir uns dem Inhalt des Aufsatzes etwas näher zu.*)

*) Vergl. du Prels »Die Magie als Naturwissenschaft«, I. Th. II. 2. »Die Röntgenstrahlen und das Hellsehen.« (Verlag M. Altmann, Leipzig.)

Der Verfasser, Waldemar von Wasielewsky, wurde im Frühjahr 1912 durch Gespräche mit einem Bekannten und durch einschlägige Lektüre zu dem Wunsche veranlaßt, persönliche Erfahrungen über Telepathie, Hellsehen usw. zu gewinnen. Da er das Glück hatte, in dem Kreise seiner Bekanntschaft »eine für die fraglichen Erscheinungen begabte Persönlichkeit« zu finden, so war er bald in der Lage, die erforderlichen Versuche anzustellen. Mit der betreffenden Persönlichkeit, einem Fräulein v. B., das v. Wasielewsky als eine »sehr intelligente Dame« bezeichnet, wurden durch ihn vor allem Versuche hinsichtlich des automatischen Schreibens gemacht, und zwar in erfolgreicher Weise. Dann kamen einige »Erstlingsversuche auf telepathischem Gebiet« an die Reihe. Auch hier überstiegen die Erfolge schnell die Erwartungen des Experimentators. Jetzt stellte letzterer sich die Frage, ob Frl. v. B. imstande sein würde, irgend welche in einem Kästchen verschlossene Gegenstände zu erkennen. Er verpackte daher einen etwa sechs Zentimeter langen Schlüssel zwischen geknittertem Papier in ein Pappkästchen, das er verschnürte und mit seinem Siegel siegelte. Ich erlaube mir, den weitern Verlauf des Experimentes mit den Worten v. Wasielewskys mitzuteilen. Er schreibt: »Ich bat Frl. v. B., sich mit diesem Kästchen auf dem Kopf im Nebenzimmer auf eine Chaiselongue zu legen und zu versuchen, ob sie auf diese Weise seinen Inhalt erkennen könne. Sie wunderte sich etwas über die neue Versuchsform, sagte jedoch, sie wolle es versuchen. Während ihrer Abwesenheit las ich in einem mich interessierenden Buche, um nicht an den Schlüssel zu denken, was mir auch gelang. Nach etwa 8 Minuten kam Fräulein v. B. zurück und teilte mit, sie habe tatsächlich Erfolg gehabt. Sie sei erstens sicher, daß es ein Metallgegenstand sei. Seine Form sodann sei die eines Schlüssels: ein Ring, daran ein Stiel, und oben ein querlaufendes Stück, wie ein Schlüsselbart. Sie halte es demgemäß für einen Schlüssel, so und so lang, wobei sie richtig die Länge mit den Händen angab. Umschnürung und Siegelung erwiesen sich bei genauer Prüfung unberührt.« Dann heißt es weiter: »Ich stellte alsbald einen zweiten Versuch mit einer Schere an, das Ergebnis war wieder richtig. Mich setzte speziell die beidemal sehr genaue Bezeichnung der Größe in Verwunderung. Später zeigte sich, daß Form und Größe oft derartig genau angegeben wurden, daß der Gegenstand, nach Oeffnung des Kästchens auf den vorher von Fräulein v. B. entworfenen Umriß gesetzt, ihn gerade ausfüllte.«

Angesichts dieser und der weitern hervorragenden Erfolge, die von skeptischer Seite an irgendwelche raffinierte Tricks denken lassen können, hält v. Wasielewsky es für nötig, seiner persönlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß Fräulein v. B. bewußt keine derartige Täuschung begehen würde. Freilich bedeutet dies Argument, wie er beifügt, für die Allgemeinheit nichts, auch »kennt man genug Behauptungen über

raffiniert ausgeführte unbewusste Täuschungen.«*) Dann beginnt er, die vollkommene Verläßlichkeit und Exaktheit seiner Versuche zu erörtern. Bevor ich über seine diesbezüglichen Aeußerungen kurz berichte, möchte ich vorausschicken, daß Prof. Dr. A. Forel in seinem Buche »Der Hypnotismus« (1907) bei Besprechung der Hellsehexperimente bezüglich der dabei erforderlichen Kontrollmaßregeln darauf hingewiesen hat, daß man »auf die Röntgenschen Strahlen, das Radium etc. zu achten habe«. Laut den Aeußerungen v. Wasielewskys ist die bewußte, aber auch unbewußte Anwendung derartiger Tricks seitens des Frl. v. B. natürlich ausgeschlossen.

Nach den oben mitgeteilten beiden Versuchen wurden noch zahlreiche weitere Versuche angestellt, wovon beiläufig 40 erfolgreich waren. Und zwar erklärt von Wasielewsky ausdrücklich, daß die Versuche mehrfach auch in seiner, desgleichen auch in anderer Zeugen Gegenwart in demselben Zimmer auf erfolgreiche Weise ausgeführt wurden. Es haben z. B. die Herren Geh. Medizinalrat Dr. Bayer (Leibarzt der Fürstin-Witwe von Schwarzburg-Sondershausen und Ministerialreferent in Medizinalangelegenheiten) und Prof. Dr. Edmund König bezeugt, »daß sie je einem Versuch in seiner ganzen Dauer beigewohnt und sich davon überzeugt haben, daß Frl. v. B. sich weder vom Platze bewegt, noch mit dem Kästchen oder Behältnis Manipulationen irgendwelcher Art vorgenommen hat.« — In mehreren Fällen kamen Päckchen von dritter Seite fertig ins Haus geschickt, die mit den betreffenden fremden Siegeln versehen waren. Auch befand sich Frl. v. B. bei den Versuchen oft in fremden Wohnungen. »Kurz, es ist,« sagt v. Wasielewsky, »als absolut ausgeschlossen zu bezeichnen, daß in die versiegelten Kästchen« (oder Päckchen) seitens des Frl. v. B. »in irgendwelcher Weise direkter Einblick gewonnen wurde. . . .« Auch »war für niemand, der einige der Versuche mit ansah, zweifelhaft, daß Kombinieren, Vermuten oder gar Raten nicht die geringste Rolle dabei spielten.« Im Gegenteil: v. Wasielewsky möchte bei Frl. v. B. in ihrem Zustande »direkter Erkenntnis«**) (worauf wir

*) An späterer Stelle bricht v. Wasielewsky in den halb scherzhaften Ausruf aus: »Wer vermißt sich sagen zu wollen, was »eine hysterische Person mit drahtlosen Radiumstrahlungen für Unheil anstellen könnte!«

**) Diese »direkte Erkenntnis« der Dinge zu erlangen, ist das Streben aller Yogis seit jeher gewesen. Der Gelehrte »erforscht« die Natur vermittelst seiner fünf Sinne und des Intellektes, der Weise »erkennt sie direkt« vermittelst seiner höheren, psychischen und spirituellen Fähigkeiten. Und da das Innerste der Natur sicherlich nur durch innere Sinne erkannt und erfaßt werden kann, so ist es naheliegend, daß der erleuchtete Mensch dem Bücherwurm, dem Buchstabengelehrten und Mann der exakten Wissenschaft, für die nur das gilt, was eben durch die fünf Sinne erforschbar ist, weit überlegen ist. Vielleicht verstehen wir jetzt, daß Jakob Böhme sich keiner Selbstüberhebung schuldig machte, wenn er sagte, daß ihn Gott in einem Augenblick der Erleuchtung mehr Weisheit lehrte, als ihm alle Fakultäten seit Adams Zeiten hätten beibringen können. Die wahre okkulte Erkenntnis beginnt also wirklich dort, wo die Wissenschaft der fünf Sinne und des an Zeit und Raum gebundenen Intellektes aufhört. Das mag für viele moderne Menschen wieder mystisch klingen, ist aber dennoch wahr

zurückkommen) geradezu »ein gewisses Aussetzen der kombinatorischen, assoziativen, begrifflichen Geistestätigkeit« für charakteristisch ansehen.

Bei den verschiedenen Versuchen zeigte sich, daß »Stein, Holz, Glas, Leder, Wachs, Zucker, Kork, Zwieback, Watte, Papier, Flüssigkeiten, pulverisierte Chemikalien usw. durch Frl. v. B. ebensogut empfunden wurden, wie Gold, Silber, Eisen und andere Metalle. Empfunden, dagegen nicht immer erkannt ....« (Auch hierauf kommen wir zurück). Weiter wurde der sehr merkwürdige Umstand festgestellt, daß die Beschaffenheit der Umhüllung, in der sich die verschiedenen Gegenstände befanden, keinen wesentlichen Unterschied zu machen schienen. »Die verschiedensten Dinge wurden durch Papier, Watte, Karton, Glas, Steingut, Metall ungefähr gleichschnell erkannt.« Die Schnelligkeit des Erkennens hing, was hier eingeschaltet wird, laut den bei sämtlichen mit Frl. v. B. überhaupt vorgenommenen Versuchen gemachten Beobachtungen, sehr stark von der jeweiligen Disposition der mehrgenannten Versuchsperson ab. Zuweilen bedurfte diese zu erfolgreichem Glücken des Versuches bloß 1—3 Minuten, oft aber auch 5—8 Minuten, ja sogar (namentlich wenn sie vor Personen experimentierte, denen gegenüber sie befangen war) 10 Minuten und mehr.

Eine Reihe von Versuchen wurde in der Art durchgeführt, daß kleine Fläschchen mit verschiedenem Inhalt, nämlich in je einem: destilliertes Wasser, Saccharin in Wasser, reines Saccharin ohne Wasser, Zitronensäure in Wasser, Chinin in Wasser, Pfefferminzspiritus in Wasser, Kognak, salzsaures Morphium als Pulver, — und zwar alle Fläschchen gut verpackt, — der Versuchsperson teils auf Stirne oder Hals gesetzt, teils in die Hand gegeben wurden. In den meisten Fällen war Frl. v. B imstande, den Inhalt der Fläschchen rasch und in charakteristischer Weise zu beschreiben. So sagte sie z. B. bei Zitronensäure in zwei Minuten: »Geschmack säuerlich, wie Zitrone. Riecht gar nicht. Aussehen der Flüssigkeit wässrig, von ausgesprochenem Zitronengeschmack.« Bei Pfefferminzspiritus erklärte sie nach einer Minute: »Dies kenne ich nun ganz genau, es ist etwas Erfrischendes wie Pfefferminz.« Und gleich darauf: »Ich schmecke es jetzt ganz deutlich, fühle förmlich Prickeln auf der Zunge.« Nach einigen Augenblicken: »Angenehm, äußerst erfrischend und etwas kühlend.« — Auch das Aussehen des (so wie die übrigen Fläschchen) gut verpackten gelbbraunen Fläschchens mit Morphium beschrieb sie dem Aussehen nach samt dem Inhalt

---

und schließt natürlich nicht aus, daß sich die okkultistischen Phänomene bis zu einem gewissen Grade vermittelst der Methoden der heutigen Wissenschaften »erforschen« lassen. Deren Erforschung, selbst durch diese relativ beschränkten Methoden, ist schon hinreichend, die materialistische Weltanschauung als unhaltbar zur Erklärung der Welträtsel zu erweisen. Damit allein leisten wir der geistigen Entwicklung der Menschheit einen großen Dienst und werden auch immer mehr befähigt, wenigstens zu ahnen, worin die Größe der mystischen »direkten Erkenntnis« liegt. G. W. Surya.

ganz genau. Ja sie fühlte sogar eine schläfrig machende Wirkung, ohne daß sie jedoch den Inhalt des Fläschchens als Morphium erkannt hatte. — Endlich wurde auch ein Versuch betreffend Lesen aus einem verschlossenen Brief, den Frl. v. B. an die Stirne hielt, gemacht. Auch dieser, unter Kontrolle gemachte Versuch gelang, und zwar laut der durch v. Wasielewsky gegebenen ausführlichen Schilderung in geradezu verblüffender Weise.*)

Diese verschiedenen Versuche und Beobachtungen erinnern teilweise an ähnliche Versuche und Beobachtungen der alten Mesmeristen, ferner Reichenbachs u. a., sowie an die durch du Prel, Schrenck-Notzing und Hornstein mit der jungen Dame »Lina« veranstalteten Hellsehexperimente. Desgleichen erinnern sie zum Teil auch an Phänomene, wie sie der Arzt, Dichter und Schriftsteller Justinus Kerner in der Schrift »Die Seherin von Prevorst«**) beschrieben hat. Und wenn man jenen eigentümlichen Vorfall aus Swedenborgs Leben, den Kant in seinem schon so viel erörterten Briefe an Frl. Charlotte von Knobloch ausführlich erzählt hat und wonach Swedenborg durch Vermittlung eines Geistes eine alte Quittung entdeckte, nicht, wie Swedenborg es getan, auf spiritistische Vorgänge, sondern irgendwie auf animistische, nämlich auf Hellsehen usw., zurückführen will, so würden die oben geschilderten Fähigkeiten des Frl. v. B. sich teilweise mehr nur in quantitativer als in qualitativer Hinsicht von jenen Swedenborgs unterscheiden.

Stellen wir nun die Frage, auf welchem animistischen Wege Frl. v. B. zu ihrem Wissen oder Erkennen oder Empfinden des Inhaltes der fraglichen Kästchen, Päckchen usw. gelangt sein kann. Zunächst kann man zur Beantwortung dieser Frage an Telepathie denken. Es würde hiernach, wenigstens bei vielen oder den meisten der vorgenommenen Versuche, v. Wasielewsky als unbewußter Agent, Frl. v. B. als Perzipient anzusehen sein. Ersterer kannte eben den Inhalt der betreffenden Kästchen, Päckchen, Fläschchen und des Briefes und übertrug seine

---

*) Herr v. Wasielewsky hat bei Schilderung dieses gelungenen Versuches erwähnt, er habe schon vor Jahren irgendwo von einem Preisausschreiben für denjenigen gelesen, der, natürlich unter Kontrolle, ohne Zuhilfenahme der Augen aus einem geschlossenen Briefe lesen könne. Hieran anknüpfend verweise ich auf die von Dr. Karl Freiherr du Prel im Verein mit Dr. Karl Gerster herausgegebene Schrift »Professor Dr. C. Mendel in Berlin und der Hypnotismus« (1890. S. 15 ff.), in deren von du Prel verfaßten I. Teile die Geschichte des seitens des französischen Akademikers Burdin ausgesetzten Preises von 3000 Frcs. ausführlich geschildert worden ist. Weiter macht Prof. Dr. A. Forel in seinem Buche »Der Hypnotismus« (1907. S. 41) Mitteilung über ein Preisausschreiben seines Vetters Prof. Dr. F. A. Forel, sowie über eines des französischen Forschers Pouchet von je 1000 Frcs. Auch erwähnt er, die französische Akademie habe seinerzeit den »Mesmerianern eine ähnliche Herausforderung gestellt.« Hier handelt es sich, wie ich glaube, eben um den von du Prel geschilderten Fall Burdin.

**) Neu herausgegeben von Dr. Karl du Prel in Reclams »Univers. Bibliothek«, 3316—3320.

diesbezüglichen Vorstellungen und Gedanken unbewußt auf die Versuchsperson. Hiergegen spricht ja aber sofort der Umstand, daß, wie oben hervorgehoben wurde, Frl. v. B. auch den Inhalt solcher Päckchen genau anzugeben wußte, die von dritten Personen (in einem der Fälle z. B. von der bekannten Schriftstellerin Frl. Stefanie Keyser, Sondershausen) vorbereitet worden waren und deren Inhalt v. Wasielewsky gar nicht kannte. Stand also Frl. v. B. etwa auch mit den übrigen Personen, vielleicht in unbewußtem telepathischem Rapport? Dies ist im Hinblick auf das schwierige und seltene Eintreten des telepathischen Rapportes schwer anzunehmen.

Absolut unmöglich wäre es freilich nicht. Und man braucht in dieser Hinsicht weder mit dem Philosophen Leibniz die unbewußten Vorstellungen als das Band zu erklären, »welches jedes Wesen mit dem ganzen übrigen Universum verbindet«, noch mit dem Psychophysiker G. Th. Fechner von einem, sozusagen permanenten realen Zusammenhange der Bewußtseine verschiedener Individuen unterhalb der Bewußtseinsschwelle zu sprechen. Auch braucht man nicht die weitgehenden Mutmaßungen Prof. Dr. Richets, Dr. Kotiks, Dr. v. Gajs u. a. bezüglich etwaiger, in ausgedehnter Weise erfolgenden, unbewußten gegenseitigen telepathischen Beeinflussung der Menschen zu teilen. Allein die Frage des sogenannten »Unbewußten«, bezw. des »Unterbewußtseins« überhaupt, ist ja noch so ungeklärt, daß Prof. Dr. Dessoir (in seiner Schrift »Das Doppel-Ich«) sagen konnte: »Die verschlungenen Gänge in dem unterirdischen Bergwerk der Seele erstrecken sich so weit, daß man vor scheinbar abenteuerlichen Entdeckungen keineswegs sicher ist.« Gar erst, wenn es sich dabei um unbewußte telepathische Vorgänge handelt! Mir ist — was hier nebenbei bemerkt sei — in letzter Zeit Einsicht in Aufzeichnungen einer hochachtbaren Dame über solch eigentümliche Vorgänge von »Telepathie aus dem Unbewußten« vergönnt gewesen,*) daß ich wahrlich glaube, es könnten die durch Medizinalrat Prof. Dr. Breitung (in seinem Schriftchen »Biologie und Metaphysik«) zur Erforschung des »Unterbewußtseins« empfohlenen »Institute für Xeno-

*) Es geschah dies infolge der Liebenswürdigkeit des bekannten und angesehenen Okkultisten Herrn Dr. Walter Bormann, dem ich auch an dieser Stelle zu danken mich gedrängt fühle, umsomehr, als jene Aufzeichnungen einen geradzu erhebenden Einblick in geheimnisvolle Regionen einer reinen Frauenseele boten. — Ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auf die schönen Stellen hinzuweisen, die sich in Jean Pauls Buch »Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele« bezüglich des »Unbewußten« finden. Dort heißt es z. B.: »Wir machen von dem Länderreichtum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten, dieses in jedem Sinne wahre innere Afrika, auslassen . . . . Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, dieser verdeckte Reichtum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben als wir wissen, und daß ein stiller Instinkt für die zweite Welt in uns arbeite, indes wir bewußt uns so sehr der äußeren übergeben?«

logie« (»Fremdwissenschaft«) wenn auch nicht gerade »abenteuerliche«, so doch außerordentlich wichtige und lehrreiche Entdeckungen zu Tage fördern.

Also wie gesagt: absolut unmöglich wäre es ja schließlich nicht, daß die staunenswerten Erfolge des Frl. v. B. doch, mindestens zu einem Teil, auf Telepathie, bezw. auf unbewußter Telepathie beruhen würden. Freilich würde sich hierbei die weitere Frage ergeben, warum denn dann, außer den auf die verpackten Gegenstände bezüglichen, nicht auch andere Vorstellungen und Gedanken auf Frl. v. B. übertragen wurden. Hierauf wäre zu entgegnen, daß Frl. v. B. ihre erwartungsvolle Aufmerksamkeit eben nur auf solche Vorstellungen und Gedanken gerichtet hatte, die den Inhalt der Kästchen, Päckchen usw. betrafen. — Trotz all diesem wird man v. Wasielewsky auf Grund seiner Ausführungen und wenigstens hinsichtlich der meisten von ihm geschilderten einzelnen erfolgreichen Versuche (die hier natürlich nicht alle mitgeteilt werden konnten) dennoch zuzustimmen geneigt sein, wenn er die Erfolge des Frl. v. B. eben erst recht nicht auf Telepathie zurückführt. Dabei wäre aber die Entscheidung über das oben angeführte Experiment mit Morphium, das auch v. Wasielewsky als vielleicht doch durch Telepathie erklärbar bezeichnet hat, jedenfalls als unentschieden zu betrachten.

Meinerseits fühle ich mich übrigens gedrängt, an dieser Stelle auf zwei der durch v. Wasielewsky über Telepathie gemachten Bemerkungen einige Gegenbemerkungen einzuschalten. Doch unter Hinweis auf die einschlägigen Ausführungen meiner Monographie »Die Telepathie« (Max Altmann, Leipzig), sowie meines in diesem Blatte (in den Heften 5—12 des VI. Jahrg.) erschienenen Aufsatzes »Zur Theorie und Praxis der Telepathie.« — Zunächst ist seitens v. Wasielewskys unter Berufung auf den angesehenen englischen Physiker Prof. Sir O. Lodge erklärt worden, daß die absichtliche, bewußte telepathische Aktion in erheblicher Weise anstrengend und angreifend sei. So allgemein kann ich dieser Behauptung auf Grund meiner eigenen zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich während mehr als 20 Jahren gemacht habe, nicht zustimmen. Bei entsprechender Beanlagung, bei erforderlicher praktischer Kenntnis über das zu befolgende Verhalten und Vorgehen, sowie nach entsprechender Trainierung und bei geeigneter Disposition ist die absichtliche, bewußte telepathische Aktion, wenn sie nicht mehrere Stunden hindurch ununterbrochen ausgeübt wird, durchaus nicht besonders anstrengend und angreifend.*) Ist dies doch auch bei der unbewußten

---

*) Man denke hier auch daran, wie leicht oft künstlerische Leistungen einzelner genialer, talentierter, geschulter und gut disponierter Künstler, z. B. Virtuosen oder Komponisten, vor sich gehen. So wird über Mozart berichtet, daß dieser häufig, während er eine seiner herrlichen Kompositionen niederschrieb, gleichzeitig im Geiste schon an einem andern Meisterwerk arbeitete. Überhaupt bieten die Leistungen gerade Mozarts in psychologischer und okkultistischer Richtung manch interessanten Punkt.

Aktion nicht der Fall. Aber freilich, es kommt oft vor, daß einzelne Experimentatoren, die telepathisch wirken wollen, hinsichtlich der »Willenskonzentration« allzuviel des Guten tun. Es hat indes schon Schopenhauer in seiner Abhandlung »Über den Willen in der Natur« (Abschnitt »Animalischer Magnetismus und Magie«) unter Berufung auch auf den Psychiater Prof. Dr. D. G. Kieser darauf hingewiesen, daß »Magnetiseurs« bisweilen, und zwar auch telepathisch, zu wirken vermögen, »ohne bewußte Anstrengung ihres Willens und beinahe gedankenlos.«

Die zweite meinerseits nicht ganz gebilligte Bemerkung v. Wasielewskys geht dahin, daß bei den telepathischen Vorgängen die räumliche Entfernung der beteiligten Personen voneinander keineswegs gleichgültig zu sein scheinen. Er setzt dann noch hinzu: »Meine Erfahrungen reichen, diesen interessanten Punkt betreffend, zu einer Entscheidung noch nicht aus, jedoch kann zum mindesten eine Erschwerung der telepathischen Übertragung mit der größern Entfernung als vorläufig sicher angesehen werden.« Hierzu möchte ich folgendes bemerken. Von physikalischem bezw. psychophysiologischem Standpunkte aus sieht man sich ja selbstverständlich versucht, der Ansicht v. Wasielewskys von vornherein zuzustimmen. Allein abgesehen davon, daß v. Wasielewsky, wie wir noch sehen werden, gerade auf die physikalische Seite der Telepathie und des Hellsehens kein besonderes Gewicht legt, so sprechen zahlreiche, in der einschlägigen Literatur verzeichnete Fälle dafür, daß bei den telepathischen Vorgängen die Entfernung an sich, wenigstens insoweit unser ja doch eigentlich recht kleiner Erdball dabei in Betracht kommt, eine nennenswerte Erschwerung nicht nach sich zieht.*) Es sei denn etwa dadurch, daß die Experimentierenden im Hinblick auf größere Entfernungen den Mut verlieren und auf autosuggestivem Wege den telepathischen Verkehr hindern.

Wenden wir uns nun aber wieder zu den hervorragenden Leistungen des Frl. v. B. — Wenn wenigstens die meisten derselben nicht auf telepathischem Wege zustande kamen, so wäre vielleicht anzunehmen, daß es sich dabei teilweise um besonders und eigentümlich geartete sensitive Wahrnehmungen von irgendwelchen Ausstrahlungen (z. B. »Odausstrahlungen«) der in den verschiedenen Kästchen, Päckchen usw. verborgenen Gegenstände handeln könne. Einige Anhaltspunkte für diese Annahme finden sich u. a. in dem instruktiven und eingehenden Aufsatze »Eine neue Naturkraft oder eine neue Kette von Täuschungen? (Reichenbachs Od und seine Nachentdeckungen)« von Friedrich Feer-

*) Diesbezüglich verweise ich auch auf meinen im »Zentralblatt für Okkultismus« (Heft 2 und 3 des VII. Jahrg.) erschienenen Aufsatz »Verkehr mit den Planetenbewohnern«, aus dessen teilweise allerdings etwas phantastischen Ausführungen doch immerhin hervorgeht, daß telepathischer Verkehr jedenfalls auf sehr große Entfernungen ganz gut statthaben kann.

how (Dr. Friedrich Wehofer, Vizepräsident der »Wiener Psychologischen Gesellschaft«). Weiter ließen sich hier auch die von Prof. Melander (Universität Helsingfors) durchgeführten Versuche »über eine violette und ultraviolette Strahlung der Metalle bei gewöhnlicher Temperatur« in Betracht ziehen. Tatsächlich hat auch v. Wasielewsky die Möglichkeit von irgend einer Art physikalischer Strahlenwirkungen auf Frl. v. B. erwogen. Allein seine diesbezüglichen Auseinandersetzungen führen erst recht zu dem Schlusse, daß auch diese Erklärung der Wahrnehmungen, oder wenigstens einzelnen Wahrnehmungen, des Fräuleins unhaltbar sei.

Hiergegen ließe sich aber diese Erklärungsmodalität vielleicht doch mindestens hinsichtlich der Versuche mit Metallen vorläufig offen halten. Allerdings hat Frl. v. B. bei keinem der verschiedenen Versuche, daher auch bei der mit Metallgegenständen vorgenommenen nicht, irgend welche Strahlen »gesehen.« Allein gerade bezüglich der Versuche mit Metallgegenständen ist seitens des Experimentators ein eigentümlicher Umstand hervorgehoben worden. Nämlich eine auffallende, scharfe Unterscheidungsgabe, die Frl. v. B. hinsichtlich Gold und Messing an den Tag legte und der, allerdings weniger ausgesprochen, auch eine »spezifische Empfindung für Silber, Nickel usw. zu entsprechen scheint.« Als v. Wasielewsky das Fräulein einmal fragte, woran es Gold von Messing unterscheide, antwortete es: Gold errege ihm die Empfindung eines weit weicheren Metalles. Hier ist also, wie ich früher schon hervorhob, von einem Empfinden und nicht von einem Erkennen, bezw. Wissen oder Sehen die Rede. Auf welchem Wege gelangte aber das Fräulein zu dieser »Empfindung?« Von naturwissenschaftlichem bezw. naturwissenschaftlich - okkultistischem Standpunkte aus könnte man wohl geneigt sein, beiläufig zu antworten: die gut verpackten goldenen oder messingenen Gegenstände entsenden durch die aus einem andern Material bestehende Verpackung hindurch gewisse spezifische Strahlen, die von den weitaus meisten Menschen nicht empfunden werden, die aber das sensitive Fräulein auf dem Wege seines Nervensystems eben irgendwie empfindet, und zwar in verschiedener, der Art des betreffenden Metalls entsprechender charakteristischer Weise. Selbstverständlich müssen zum Gelingen eines diesbezüglichen Versuches die verpackten Gegenstände eben in solche Stoffe gepackt sein, die die Strahlen der betreffenden Gegenstände weder verändern noch aufheben. — Dies beiläufig wäre eine hypothetische Antwort, die von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus schließlich wohl gegeben werden könnte. Es wäre daher in einem Blatte, das, wie die »Annalen der Natur- und Kulturphilosophie« ansehnlichen naturwissenschaftlichen Kreisen der Schulwissenschaft nahesteht, noch vor kurzer Zeit, insofern die fraglichen Phänomene überhaupt beachtet worden wären, äußersten Falles eine solche oder ähnliche Antwort zu erwarten gewesen. Doch, wie wir gleich sehen werden: »Tempora mutantur«.

Von okkultistischer Seite aus könnte man möglicherweise, was hier meinerseits eingeschaltet sei, auch noch auf die »Exteriorisation des Empfindungsvermögens« hinweisen. Ist doch z. B. bei den durch die »Wiener Psychologische Gesellschaft« im Gesellschaftsjahre 1912—1913 vorgenommenen Experimenten über die »Verlegung des Empfindungsvermögens über den Körper hinaus« laut dem durch das Präsidium der Gesellschaft veröffentlichten Bericht*) beobachtet worden, daß von Hochsensitiven konstatiert werden konnte, ob Einwirkungen auf die Empfindungszone »von einem spitzigen, harten, flachen oder weichen Gegenstande« verursacht wurden. Ein vollständiges Rätsel bliebe dann freilich, warum gerade die verpackten Gegenstände, nicht aber die zur Verpackung benützten Kästchen usw. die (angenommenerweise durch das Frl. v. B. selbst spontan hergestellte) Empfindungszone beeinflußt hätten.

Fortsetzung folgt.

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. Walter Bormann.**

(Fortsetzung.)

Den Grad des anscheinend Wunderbaren in dieser supranormalen Psychologie, dessen naturgesetzliches Geschehen aufzudecken uns immer nur teilweise gelingen kann, wer mißt ihn aus? Sollte es nun nicht möglich sein, die Erkenntnis unseres Ich, für welche jene übrigen Hilfen versagten, mit diesem mächtigen Beistande zu gewinnen? Da das Mysterium der Natur endlos Neues für das Menschenerkennen in seinem Schoße birgt, ist es da nicht von vornherein durchaus glaublich, daß ebenso gerade das Seelenleben des Ich, als das erstaunlichste der Rätsel, der Erkenntnis solche unerschöpflichen Schachte auftun kann? Eine feste Grenze ist jedenfalls da dem vordringenden Wissen nirgends zu ziehen. Karl du Prel hat, sich auf Kant berufend, das unbewußte Ich der supranormalen Psychologie, das transzendentale Subjekt genannt. Es ist das nicht so mißzuverstehen, als ob etwa das bewußte und das unbewußte Ich, die auch du Prel einander gegenüberstellt, zwei sich wirklich fremde Subjekte wären. In einer eben erschienenen Abhandlung*), in der ich mich, wie schon früher, über das Unterbewußtsein verbreitete, erläuterte ich vielmehr, wie ganz dieser Name zu Recht besteht, da es unbedingt unser umfassendes und unausmeßbares wahres Bewußtsein ausmacht, von welchem das sogenannte Bewußtsein, das man auch als Oberbewußtsein bezeichnet, nichts als das kostbare, augenblicklich von der Lebenssonne geweckte Teilbewußtsein bedeutet. Es ist nun

---

*) Vergl. den »Bericht über die Experimente der Wiener Psychologischen Gesellschaft« im »Zentralblatt für Okkultismus« (6. Heft, VII. Jahrg., S. 328 ff.)

*) »Ein deutscher Professor als Magier« in Uebersinnliche Welt XXI. 1913. März und April.

unwidersprechbar klar, daß alles, was von der supranormalen Psychologie zu unserer Kenntnis gelangt, empirisch wird, was seinerseits du Prel damit bekannte, daß er es der Wissenschaft zur Aufgabe machte, das Unbekannte der Natur in bekannte Naturwissenschaft zu verwandeln. Anderseits ist es unbestreitbar richtig, daß allem Dasein ein Wesen zu Grunde liegt, das unsere Erkenntnis trotz ihrem unendlichen Fortschreiten übersteigt, also zuletzt transzendental bleiben muß. In solchem Betrachte bleibt das empirisch Bekannteste ebenso transzendental, wie von den »transzendental« geheißenen Geheimnissen der Psychologie durch Beobachtung vieles empirisch wird. Was aber aus den unerschöpflichen Schachten des Seelenlebens seine jeder Erkenntnis unergründbare Tiefe uns am nächsten rückt, das dürfen wir mit gutem Rechte insbesondere als das »transzendentale Subjekt« ansprechen. Das Verhältnis des »Transzendentalen« zu dem einzelnen, unserer Erfahrung Bekannten hält gerade Kant stets fest, da er vom Transzendentalen der Materie, vom transzendentalen Subjekt, vom Transzendentalen des Sittengesetzes und des Freiheitsbegriffes spricht und damit lehrt, wie alles dies vermeintlich Bekannte wahre Ergänzung seines Wesens in dem besitzt, was unsere Erkenntnis übersteigt. Das Transzendentale erhält dadurch mithin bei Kant durchweg ein Bestimmtes, Wesenhaftes, daß es dem Wesen des uns schon natürlich und erfahrungsgemäß Bekannten entspricht. Die Verschiebung unserer Bewußtseinsschwelle macht von dem sonst Unbekannten uns manches erfahrbar, ob auch, wie übrigens von sämtlichen Naturgesetzen, das Urwesen alles Geschehens und Seins unerfahrbar ist und bleibt.

Von Schelling gibt es die folgenden Sätze: »Das Ich ist schlechthin Einheit. Das Ich ist schlechthin Eines. Das empirische Ich ist Vielheit. Das Ich enthält alles Sein, alle Realität, und ein vor allem Ich gesetztes Nicht-Ich hat keine Realität.

Wenn Substanz [d. h. als das wahrhaft Seiende, das Ding an sich] das Unbedingte ist, so ist das Ich die einzige Substanz, das »ἓν καὶ πᾶν« (Eines und Alles) aller Philosophie«*).

Sein Vorläufer Gottlieb Fichte aber richtete am Schlusse seiner philosophischen Vorlesungen 1794 in der Ansprache »Ueber die Würde des Menschen« an seine Zuhörer folgende Worte: »Erst durch das Ich kommt Ordnung und Harmonie in die tote, formlose Masse. Allein vom Menschen verbreitet sich Regelmäßigkeit rund um ihn herum bis an die Grenze seiner Beobachtung und, wie er diese weiter vorrückt, wird Ordnung und Harmonie weiter vorgerückt. — — — Seine Beobachtung bringt Einheit in die unendliche Verschiedenheit. — — In ihm ist das System der ganzen Geisterwelt. — — Im Ich liegt das

---

*) Fr. Wilh. Joh. v. Schelling: »Vom Ich als Prinzip der Philosophie« oder: »Ueber das Unbedingte im menschlichen Wissen.« (1795) § 8.

sichere Unterpfand, daß von ihm aus ins Unendliche Ordnung und Harmonie sich verbreiten werde, wo jetzt noch keine ist.«

So sprechen die beiden Philosophen, welche, die Spuren Kants weiter verfolgend, das Ich auf den Thron des Weltalls gesetzt haben.

Dieses Ich aber, das im Unterschiede von der Vielheit des empirischen Ich schlechthin Einheit und Eines sein, welches das System der ganzen Geisterwelt sein soll und durch das, wie Fichte mit Steigerung ins Ungemessene fortfährt, »die Verwesung bilden und der Tod zu einem neuen herrlichen Leben rufen wird«, — ist es das ewige Urich der Gottheit oder ist es ein unausgesetzt werdendes Ideal der Zukunft, oder ist es nichts als ein bloß erdichtetes Gedankenbild, ein schönes Märchenwunder, das im Wahrheitsverlangen unter der Einsicht der wirklichen Zaubermächte des Ich die vergrößernde Phantasie uns vortäuscht? Für Fichte ist »die Einheit des reinen Geistes unerreichbares Ideal, letzter Zweck, der aber nie wirklich wird.« So würde sein Gott als »Einheit des reinen Geistes« immer in Entstehung begriffen sein, durch die ewige Fortentwickelung der Menschheit doch nie fertig werden, ein gerade heute oft begegnender Gedanke, der leider den Gottesbegriff entschieden preisgibt, da er ihm die ewige Vollendung als Wurzel wie Krone des Allen und Einen abspricht und den Antrieb des Ich zur Vollendung aufstellt, ohne für ihn eine vom Ursprung an wirkende Ursache zu haben. Woher stammt denn der angenommene Zwecktrieb und göttliche Vollendungsdrang in der Vielheit des Ich? Jener werdende Gott ist nichts als ein überkluges Zugeständnis an das naturwissenschaftliche Forschen des Endlichen, bei dem man höchst irrig alles zu begreifen wähnt, weil man nicht zugeben mag, daß es im Unendlichen das ewig Unbegreifbare gibt, das allein Samen und Frucht des einzelnen Begreifbaren in sich birgt.

Halten wir demnach unbedingt fest am Urich als dem Allbewußtsein mit ewiger Vollendung, so wird man doch fragen dürfen, ob die Vielheit des empirischen Ich, die von der irdischen Sinnenwelt nach dem Tode des Leibes hinübergehen mag in übersinnliche Daseinswelten, von der Vollendung oder vielmehr demjenigen Teile der Vollendung, der dem einzelnen Ich nach seiner Art bestimmt ist, ewig geschieden sein müsse. Hier zwar kann Fichtes Wort vom »unerreichbaren Ideale« der einzelnen Seelen gelten, das auch »mit dem unendlichen Progressus zur Vollkommenheit« nach Kant zusammenstimmt. Aber auch dies Unerreichte, sobald es dem Ich, bewußt oder unbewußt, eingeboren ist, verbleibt dann als Ideal immerhin sein festes Eigentum. Ich verweise darauf, daß, wie ich es schon früher ausdrückte, nicht Einerleiheit, sondern unendliche Verschiedenheit im unendlichen Reichtume des göttlichen Alls die echte Vollkommenheit bedeuten werde. Die Vernunft muß, wie bei allem Nachsinnen über das Unendliche, dem Verstande überlassen, solche Annahmen zu finden, die sich mit seinen Schlüssen vertragen, so weit

er sie da erstrecken kann, da ihm ein durchgreifendes Verstehen hier unmöglich ist.

Mithin würde das empirische Einzelich in manchen höheren Daseinsformen Eigenschaften entfalten, die du Prel dem »transzendentalen Subjekt« und schon im Erdenleben den Somnambulen zuschreibt.*) Können aber diese gesteigerten Vermögen den Unsicherheiten und Schwankungen des Ich, die wir in langen Anklagen dartaten, Abhilfe leisten? Bedenken wir doch, daß sie unseren normalen Anlagen zwar weitaus vergrößerte Kräfte der Ausübung hinzufügen, aber damit den klaren Gehalt und festen inneren Halt unserer Ichheit noch keineswegs gewähren.

Das Gebot »Erkenne dich selbst«, das am delphischen Tempel zu lesen war, hat offenbar nicht seine Beziehung auf die Erfahrungen und Nutzungen eines kurz begrenzten einzelnen Menschenseins, sondern hat mystischen Sinn, indem es aller Menschheit aufgibt, durch viel tiefer eindringende allgemeine Erkenntnis neben den Außendingen, die uns von diesem Innerlichen ablenken, die einheitliche echte Wesenskraft des Menschengemütes im Mittelpunkte zu ergreifen und zum ganzen Leben aufzurufen.

Da es uns verliehen ist, die ungezählten Dinge der Außenwelt so weit zu erkennen, wie es für ihre Benutzung uns dienlich ist, sollte es uns versagt sein, von diesem sie alle erkennenden Ich, ob auch niemals die Wurzeln seines Ursprunges, mindestens doch das Vermögen seines einheitlichen organischen Wirkens uns aufzutun und eine vielleicht nur durch ihre allzugroße Einfachheit und Nähe uns verdunkelte und ferngerückte Wahrheit über das zu erobern, wodurch dieses Ich selbst seine eigentliche und volle Bestimmung gewährt? (Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Eine eigenartige Prophezeiung. Im Jahre 1704 war bei der Witwe des Grafen Arnsperg, bei der sich damals die ganze gute Gesellschaft regelmäßig traf, in Berlin ein großes Fest. Unter vielen anderen hervorragenden Personen waren auch der russische Kriegskommissär und Gesandte Peters des Großen, Johann Reginald v. Patkul, und der Geheimrat Ilgen anwesend. Patkul war im schwedischen Gefängnisse zu Stockholm, wohin die Mutter ihrem Manne gefolgt war, geboren; seine energische Verteidigungsschrift Livlands hatte ihm das Todesurteil zugezogen, infolgedessen er geflohen, in russische Dienste getreten war und in dem darauf entbrennenden Kriege Karls XII. gegen Rußland auf russischer Seite gekämpft hatte. Ilgen war preußischer Geheimrat, besaß scharfe Urteilskraft neben einem nicht gewöhnlichen Wissen und beschäftigte sich nebenbei eifrig mit Chiromantie, d. i. der Wahrsagekunst aus den Händen. Er war in den besseren Berliner Kreisen eine

*) Vgl. du Prel »Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits«, 3. Auflage (Leipzig, Max Altmann.)

sehr beliebte Persönlichkeit, und das mehrmalige Eintreffen seiner Vorhersagungen hatte ihm den Ruf des übernatürlichen Wissens verschafft. In der Gesellschaft wurde ein Pfänderspiel arrangiert, und in einem Anfluge toller Laune hatte Patkul den Besitzer des Pfandes dazu verurteilt, sich von Ilgen aus der Hand prophezeien zu lassen. Die Gräfin von Arnsperg hob das Pfand in die Höhe, es war dasjenige Patkuls. Als Patkul dem Geheimrat die Hand bot, sagte er: „Ich hoffe, Herr Geheimrat, daß ich für Karl XII. der Dreizehnte bin, an dem er stirbt.“ Ilgen warf einen Blick auf die Hand und erwiderte sehr ernst: „Der Dreizehnte stirbt, Herr General!“ — „Versteht sich, mein Bester,“ erwiderte Patkul, „wir sterben alle einmal!“ — „Aber nicht alle auf dem Richtplatze!“ fügte Ilgen bedeutungsvoll hinzu. Dieser unheimliche Ausspruch des sonst so liebenswürdigen Ilgen hatte die Gesellschaft unangenehm berührt, auch Patkul war nachdenklich und verstimmt geworden, und auch die anderen Anwesenden verabschiedeten sich bald von der Gräfin. Bald darauf beschloß Patkul, Berlin zu verlassen und nach Dresden zu gehen. Als er sich auch von Ilgen verabschiedete, bot er diesem lachend die Hand und fragte, ob die Zeichen noch ebenso schlimm seien wie früher. Ilgen blickte ihn ernst an, dann sagte er: „Herr General, die Hand gehört bereits dem Tode!“ Patkul wurde, sobald er Dresden betreten hatte, vom König August von Sachsen verhaftet und bald darauf im Friedensschlusse an seinen bittersten Feind Karl XII. ausgeliefert. Wenige Wochen darauf starb der unglückliche Mann auf dem Rade, nachdem er den Henker angefleht hatte, ihn zu töten.

Vergiftete Bäume. Bäume können vergiftet werden, wie Menschen und Tiere. Ein Gärtner, der öfters die Rolle des Giftmörders hat spielen müssen, erzählt darüber im „Golden Penny“ folgendes: Nehmen wir an, ein Mann, der ein Haus gemietet hat, hat in seinem Garten einen Baum, den er lieber fort haben möchte. So lange der Baum lebt, muß er bleiben, wenn der Hausbesitzer nicht die Erlaubnis zum Umhauen gibt. Der Mieter kommt nun einfach zu mir und umgeht das Gesetz, indem er mich bittet, den Baum zu vergiften. Man vergiftet den Baum gerade so, wie man ein Tier vergiftet. Ich wende gewöhnlich Arsenik an; für zehn Pfennig bekommt man genug, um einen guten, starken Baum zu vergiften. Das Verfahren ist ganz einfach. Ich mache ein kleines Loch in den Stamm des Baumes, schütte das Arsenik hinein und überlasse das Übrige der Natur. Der Plan versagt nie, der Baum stirbt sicher und der Mieter kann ihn dann ohne weiteres umhauen.

Das Farbensehen und Farbenschmecken. „Ich habe rot gesehen,“ ist ein landläufiger Ausdruck, der nur zu oft dazu herhalten muß, die Bluttaten der Helden der heutzutage nur zu häufigen Eifersuchtstragödien in mildere Beleuchtung zu rücken. Wenn es sich bei der Bezeichnung dieses mildernden Umstandes auch zumeist um einen bildlichen Ausdruck handelt, so beruht die Erscheinung des Rotsehens in Wahrheit doch auf einer durchaus realen Beobachtung. Das Rotsehen ist von der Wissenschaft genau erforscht und hat auch einen eigenen Namen erhalten: es ist dem Gelehrten als „Erythropsie“ bekannt. Zumeist handelt es sich dabei um ein vorübergehendes Phänomen, das sich darin äußert, daß der Betreffende alle hellen Gegenstände in einem rosa Lichtschimmer erblickt. Es tritt am häufigsten bei Wutanfällen in die Erscheinung, kann aber auch die Begleiterscheinung großer körperlicher Ermüdung sein, und tritt schließlich auch auf bei plötzlichem Erwachen aus tiefem Schlaf oder bei dem unmittelbaren Übergang aus heller Beleuchtung in das Halbdunkel. Man hat es ferner auch als Vorboten eines epileptischen Anfalles oder eines Schlaganfalls beobachtet, und schließlich erscheint das Phänomen auch häufig bei Personen, die am Star operiert worden sind. Besonders interessant wird das Phänomen, wenn es in Verbindung mit Störungen des Sensoriums erscheint, wie sie bei bestimmten neurasthenischen Krankheitsformen aufzutreten pflegen. Das farbige Sehen ist eine der häufigsten Erscheinungen der Art. Man kennt den Fall des Musikfreundes, der nur die ersten Takte von Beethovens Pastoralsymphonie zu hören

brauchte, um den Eindruck zu haben, daß alle Gegenstände, die er sah, mit einem grünen Schleier bedeckt zu sein schienen. Es gibt zudem nicht wenig Personen, die bei dem Hören der Stimme eines Sängers oder des Klanges eines Instrumentes Lichtempfindungen haben, die eine Farbenskala von Blaßrosa bis zum tiefen Rot durchlaufen. Auch die andern Sinne können, wie das Gehör, derartige Farbenbilder dem Auge vorspiegeln. So erzählt man beispielsweise von einem jungen Mädchen, das beim Einatmen der ersten Züge des zu seiner Narkose verwendeten Chloroforms ausrief: „Ach, das schmeckt ja ganz rosa." Und ein französischer Arzt wußte erst kürzlich von einer Dame zu erzählen, die alles in hellroter Farbe vor sich sah, sobald sie stark gewürzte oder gesäuerte Speisen aß. Was die Ursachen anbetrifft, die diese „Erythropsie" auslösen, so hat man diese vermutlich in einer Reizung des Nervenzentrums zu erblicken. Eine Anzahl Ärzte wollen indessen die beredte Erscheinung auf ein Symptom zurückführen, das sich aus einer Netzhautreizung herleitet. Aber wenn man die Wahrheit sagen soll, so wird man sich zu dem Eingeständnis bequemen müssen, daß uns der Mechanismus dieser merkwürdigen Anomalie bis zur Stunde noch völlig unbekannt ist.

Krankheitsgeruch und Hundenase. Zu diesem Thema schreibt Paul von Szczepanski im „Tag": In einer kleinen Stadt lebten zwei Schwestern von mir, die Hundeviechern gegenüber eine sehr verschiedene Stellung einnahmen. Die eine duldete den Teckel zwar, wenn er mit mir zu ihr kam, war jedoch innerlich der Überzeugung, daß Hunde eigentlich nicht ins Zimmer gehören, und behandelte ihn dementsprechend zwar freundlich, aber mit großer Zurückhaltung. Die andere war eine große Hundefreundin und fand ihr bestes Sofa für meinen Teckel gerade gut genug. Hunde haben für solche Verschiedenheiten der menschlichen Psyche eine sehr feine Wittrung, und der Teckel erwiderte die Liebe mit Liebe und die Zurückhaltung mit Zurückhaltung. Nun aber begab es sich, daß diese beiden Schwestern kurz nacheinander krank wurden. Die eine, die sich nicht viel aus ihm und aus der er sich nicht viel machte, war vom Arzt aufgegeben, als ich sie mit dem Hunde besuchte. Sie selber glaubte an ihr Ende, und in dem Bestreben, allem, was da lebte, noch etwas Freundliches zu bezeigen, versuchte sie auch noch den Teckel zu streicheln, was sie noch nie getan hatte. Der Hund aber sprang auf ihr Bett, wedelte sie freundlich an und kuschelte sich ohne jede Scheu und ohne jede Aufforderung am Fußende ein, als ob er diesen Platz gewohnt sei. Diese Schwester war nach einigen Wochen gesund. Zu der andern erkrankten kam ich, als der Arzt und sie selbst ihr Leiden noch für ganz ungefährlich ansahen. Und sie freute sich darüber, daß ich den Teckel mitgebracht hatte, und lockte ihn, wie sie ihn immer an sich gelockt hatte, wenn sie ihn sah. Aber der Hund, der ihr sonst sofort auf den Schoß gesprungen war, klemmte den Schwanz ein, verkroch sich mit allen Zeichen einer unüberwindlichen Scheu unter das Bett und war durch nichts mehr zu bewegen, hervorzukommen, bis ich ging und er mir nachschlich. Diese Schwester starb nach drei Tagen. Daß der Teckel mehr medizinische Kenntnisse hatte als der sehr tüchtige Arzt, der die Kranke behandelte, darf man daraus natürlich nicht schließen. Aber daß er den Tod roch, wo der Arzt noch nicht ahnte, wie nahe er stand, ist sicher. Seine Nase sagte ihm, diese Uhr sei abgelaufen.

Die erste wirklich brauchbare Sonnenkraftmaschine. Der Erfinder der Sonnenkraftmaschine, der Deutsch-Amerikaner Frank Shuman, sprach vor einigen Wochen zum ersten Male in Deutschland über seine Maschine, und zwar in Godesberg vor einer größeren, vom Keplerbunde geladenen Zuhörerschaft. Seit Frühjahr letzten Jahres ist die erste große Sonnenkraftmaschine in Ägypten nahe bei Kairo im Betrieb; sie treibt eine Pumpenanlage mit einer Leistungsfähigkeit von 27 000 Litern Wasser in der Minute. Diese Kraftmaschine hat keine Feueranlage, deshalb auch keinen Kamin und benötigt keinen Heizer; einmal im Gang, bedarf sie nur ganz geringer Wartung und kann sogar zur Nachtzeit, also ohne jede Unter-

brechung, im Betriebe bleiben, wenn, wie es bei der Anlage in Kairo der Fall ist, nach bekannter Methode die Aufspeicherung der überschüssigen Hitze mittels kochenden Wassers zu Hilfe genommen wird. Im allgemeinen können durch die Shumansche Maschine von jedem Morgen einer mit Spiegeln in der beschriebenen Weise bedeckten Fläche 250 Pferdekräfte gewonnen werden, — wohlverstanden in dem Sonnenlande Ägypten. Die Herstellungskosten der Sonnenkraftmaschine, ihre Instandhaltung und die Betriebskosten bewegen sich dabei schon heute in Zahlen, die ihre Überlegenheit über die Kohlenkraftmaschine wenigstens für tropische Innenländer beweisen. Man wird Sonnenkraftmaschinen natürlich nur in Gegenden aufstellen, wo Stärke und Stetigkeit der Sonnenbestrahlung einen möglichst lang andauernden Gang der Maschine gewährleisten, dort aber auch, wie angedeutet, mit hervorragendem Wirtschaftsgewinn. Länderstrecken dieser Art sind in den Tropen in viel größerer Zahl und Ausdehnung vorhanden, als mancher denken mag, und bei weitem nicht alle wären notwendig, um die heute auf der ganzen Erde in jeglicher Form benötigte Kraft zu liefern, wenn man sie nur vorteilhaft auf weite Entfernungen verschicken könnte. — Welche Fernblicke öffnen sich da dem Erfindergeist der Zukunft!

Die Westfalen und das zweite Gesicht. Es ist sicher kein Zufall, daß aus keinem anderen Gau Deutschlands ein solcher Schatz von Volksmärchen hervorgegangen ist, wie aus Westfalen. Vielleicht hängt mit dieser Tatsache der Glaube zusammen, daß die Westfalen die Eigenschaft des sogenannten zweiten Gesichts haben. Früher vermischte sich die Anschauung über das Wesen einer derartigen Begabung mit allerhand abergläubischen Vorstellungen, während in neuester Zeit auch die Wissenschaft sich mit der Erscheinung beschäftigt hat. Das zweite Gesicht ist allerdings nicht ganz dasselbe wie die „doppelte Persönlichkeit", die das Interesse der Psychologen und Ärzte erregt hat. Bei dieser handelt es sich um die Abwechslung verschiedener Charaktereigenschaften bei derselben Person, bei jenen um eine scheinbar übernatürliche Fähigkeit, über Dinge unterrichtet zu werden, die außerhalb des Bereichs der eignen Sinne geschehen. Dr. Hermann Schröder erinnert in einem etwas verspäteten Beitrag zur 100jährigen Geburtstagsfeier von Friedrich Wilhelm Weber in der Münchner Medizinischen Wochenschrift daran, daß auch dieser westfälische Dichter die Gabe des zweiten Gesichts in auffälligem Maße besessen habe. Allerdings muß man sich auf die Berichte verlassen, die Weber selbst gegeben hat, so daß jedem anheim gestellt ist, an verschiedene Grade der Selbsttäuschung, denen der Dichter unterlegen gewesen wäre, zu glauben. Die Erzählungen betreffen besonders die ärztliche Praxis, die Weber in jüngeren Jahren versah. Eines Tages war er im behaglichsten Kreise einer befreundeten Familie, als die kleine Tochter des Hauses das Zimmer verließ und Weber, ihr nachschauend, durch die geöffnete Tür im Hausflur zu seinem eignen Erstaunen einen kleinen Sarg stehen sah, der auch beim schärferen Hinsehen nicht von der Stelle wich. Als er sofort hineilte, war die Erscheinung allerdings verschwunden, kehrte auch nicht wieder, als Weber seine frühere Lage eingenommen hatte. Er glaubte selbst an eine Täuschung, aber bald darauf wurde das Kind durch eine Erkrankung dahingerafft. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg zufällig an derselben Stelle niedergesetzt, wo Weber ihn zuerst gesehen zu haben meinte. Der Vater des gestorbenen Kindes, dem Weber vorher sein Erlebnis erzählt hatte, machte selbst auf die Erfüllung des Gesichts aufmerksam. An einem anderen Tage glaubte Weber von seinem Zimmer aus Geräusch und schließlich die Stimme eines Mannes zu hören, der ihn zu seiner Mutter holen wollte, da diese ein Bein gebrochen hätte. Die Erkundigung ergab aber, daß niemand dagewesen wäre. Eine Stunde danach rief wieder eine Stimme, und nun stand wirklich ein Bauer aus der Nachbarschaft vor dem Hause. Ehe dieser noch etwas gesagt hatte, fragte ihn Weber, seine Mutter habe sich wohl das Bein gebrochen vor einer Stunde, und in der Tat war dies der Fall. Weber selbst hat ausgesagt, daß er sich bei

solchen Gesichten stets unwohl und hochgradig nervös gefühlt habe. Auch peinigte ihn das geradezu körperliche Auftreten von Gestalten vor seinem inneren Auge und oft in einer beängstigenden Nähe. Die berühmte Landsmännin Webers, die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, hat übrigens dieselbe Gabe besessen. Viel häufiger aber soll sie in unteren Volksschichten zu finden sein, wo solche „Vorgeschichtenseher" mit besonderem Namen beehrt werden, wie „Vorkieker" und „Spökenkieker". Die Dichterin Droste hat diese Erscheinung in ihren Schriften verewigt und darauf hingewiesen, daß sich unter den Bergbewohnern Schottlands ein ähnliches Vermögen findet. Nach den Beobachtungen der Droste sollen die Leute, die in besonderem Grade in dieser Richtung veranlagt sind, äußerlich gekennzeichnet sein, namentlich durch wasserblaue Augen, die aber eigentümliche Blitze aussenden können, und durch eine überzarte Gesichtsfarbe sowie sehr hellblonde Haare. Selbstverständlich gibt es eine ausgedehntere ältere Literatur über solche Erscheinungen, so daß es schwer zu sagen ist, wo eine zuverlässige Überlieferung aufhört und die Sage anfängt. Der berühmteste Vertreter der Hellseher war Swedenborg, mit dem sich auch Kant eingehend beschäftigte. Nirgend ist gegenwärtig für solche übernatürlichen Beziehungen ein lebhafteres Interesse vorhanden als in England, wo die Gesellschaft für psychische Untersuchungen über 1000 Mitglieder zählt, darunter eine Reihe berühmter Männer, wie den Chemiker Crookes, den Physiker Lodge und den früheren Ministerpräsidenten Lord Balfour.

Ein Spukhaus. In Fougéres bei Blois in Frankreich machen sich seit vierzehn Tagen in einem mitten im Orte gelegenen Hause die seltsamsten „Geistererscheinungen" geltend, deren Ursache trotz strengster behördlicher Untersuchung bisher nicht festzustellen war. Das Spukhaus wird seit einem Jahr von dem Geometer Prousteau und dessen Familie bewohnt. Vor vierzehn Tagen erzitterten plötzlich um vier Uhr morgens die Mauern des Hauses von heftigen Stößen und Schlägen, denen ein langanhaltendes, überlautes sägendes Geräusch folgte. Die Fensterscheiben klirrten und der Fußboden dröhnte wie bei einem Erdbeben. Das Phänomen hat sich seitdem täglich um $8^1/_2$ Uhr abends und von 4 bis 7 Uhr frühmorgens unverändert, aber jedesmal dynamisch verstärkt, wiederholt. Die Frau des Geometers ist vor Schrecken schwer erkrankt, sein Hund wurde tobsüchtig und mußte getötet werden. Die Geräusche sind allmählich so heftig geworden, daß sie in allen umliegenden Häusern gleich störend wirken. Der Geometer, ein sehr nüchtern denkender Mann, glaubte zuerst an einen Schabernack feindlicher Nachbarn und erbat die Hilfe der Ortspolizei und Gendarmerie. Man hat das ganze Haus und alle anstoßenden Baulichkeiten acht Tage lang gründlichst durchforscht und selbst den Garten umgegraben, da man an elektrische Einwirkungen dachte. Man hat auch einen ständigen Gendarmerieposten in das Haus gelegt, steht aber trotz allem vor einem unlösbaren Rätsel. Nach einer vergeblichen Kommissionsuntersuchung schlug der Kommissar mit der Faust gegen die Mauer und schrie zum Spaß: „Wenn hier ein Teufel verborgen ist, soll er antworten!" Die Mauer antwortete sofort mit einem furchtbaren Donnerschlag, der den Kommissar ohnmächtig zusammenstürzen ließ. Die rätselhafte Angelegenheit erregt solches Interesse, daß alle großen Pariser Blätter ihre findigsten Detektiv-Journalisten nach Fougères abgesendet haben, die sich seit zwei Tagen an den Untersuchungen beteiligen, aber bisher ohne Erfolg.

Die Wunder des Zimmermanns. Ein Zimmermann aus Saxon (Kanton Wallis, Schweiz) namens Dubois, welcher seit einigen Wochen in Thonon ansässig ist, soll zahlreiche Kranke durch magnetische Striche und Wasser, ohne irgend welche Medikamente, geheilt haben.

Dubois erfreute sich eines großen Zulaufes und die Ärzte des Ortes versuch-

ten, sich einen solch gefährlichen Konkurrenten vom Halse zu schaffen, indem sie ihn wegen ungesetzlicher Ausübung der Heilkunst verklagten. Das Zuchtpolizeigericht von Thonon sprach jedoch am 22. Januar Herrn Dubois von dieser Anklage frei, mit der Begründung, daß in unseren Tagen der Magnetismus eine anerkannte Wissenschaft sei.

Zur Verhandlung waren zahlreiche Entlastungszeugen erschienen, die Herrn Dubois nicht genug zu loben wissen, von dem sie von langjährigen Leiden befreit worden sind.

Wir hielten darauf, den Magnetiseur persönlich kennen zu lernen.

Herr Dubois ist ein schlichter Mann mit langem, schwarzem Apostelbart. Sobald er den Zweck unseres Besuches erfahren hatte, bat er uns, Platz zu nehmen und führte vor uns, als ob er einen Kranken behandeln würde, mit beiden Händen, vom Kopf bis zu den Füßen, etwa zehn magnetische Striche aus. Er wiederholte alsdann diese Striche aus größerer Entfernung — und das war alles.

Jeder Patient bringt eine leere Flasche mit, Der Magnetiseur macht einige Striche über dieselbe, welche dann plötzlich an seiner offenen Hand mit solcher Kraft anhaftet, daß es nicht möglich ist, sie loszureißen. Das magnetische Fluid hat gewirkt. Man braucht alsdann bloß Wasser in die Flasche zu füllen und ein Glas davon vor jeder Mahlzeit zu trinken. Das ist die einzige Arznei, welche verordnet wird.

Als wir Herrn Dubois fragten, wie er seine magnetische Kraft entdeckt habe, erklärte er uns, eines Tages sei er im Treppenhaus seiner Wohnung einer armen Frau begegnet, welche an heftigen Schmerzen litt. Er besah sich die Frau, machte einige Striche und sie war geheilt. Die Nachricht von dieser wunderbaren Heilung verbreitete sich überall hin und unzählige Kranke aus allen Gesellschaftsklassen strömten alsbald nach der Wohnung des Wundertäters.

Erfolg der Wünschelrute. Die Stationen Sangerhausen, Blankenhain und Heyerode i. Eichsfeld hatten sehr unter Wassermangel zu leiden, mehrere vorhandene Brunnen ergaben fast kein Wasser. Aus diesem Grunde wurde der Hydrotekt Rich. Kleinau aus Köthen i. Anh. von den Eisenbahn-Betriebsämtern beauftragt, die Terrains mit der Metallwünschelrute abzusuchen. Die von diesem bestimmten Punkte sind jetzt erschlossen, an allen drei Stellen wurde in der vorher bezeichneten Tiefe reichlich Wasser erschlossen, so daß aller Wassermangel beseitigt ist.

Eine radioaktive Pflanzenwurzel. Dem in Feldkirch (Vorarlberg, Österreich) ansässigen Forscher Dr. Häusle, der schon durch mehrere außerordentliche Entdeckungen die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf sich gelenkt und der Wissenschaft gedient hat, ist jetzt eine Wahrnehmung gelungen, die von ganz außerordentlicher Tragweite sein dürfte.

Bekanntlich konnte die Radioaktivität bisher nur in geringen Mengen festgestellt werden. Selbst die bisher stärkste radioaktive Heilquelle in der Schweiz, „Iberger Berggeist“, Kanton Schwyz, enthält nur 2·22 Mache-Einheiten. (St. Moritz 1·5, Baden 1·3.)

Dr. Häusle hat nun einen neuen Träger der Radioaktivität in der Farnwurzel (Filix) entdeckt, in der nach seinen Wahrnehmungen 7.2 bis zu 52.6 Mache-Einheiten auftreten. Das große chemische Laboratorium Dr. König-Frei in München hat bei seinen Nachprüfungen diese Entdeckungen bestätigt.

Da die Radiumkuren für die medizinische Wissenschaft erst in dem Anfangsstadium der Entwicklung stehen, aber jetzt schon ihre riesige Bedeutung erkennen lassen, kommt der Entdeckung des Vorarlberger Gelehrten ein ganz außerordentlicher Wert zu.

Von Dr. Häusle stammt auch die Entdeckung des Bluterneuerungsmittel Haimakainizon, dessen Erfolge schon internationale Würdigung erfahren haben.

Wir entnehmen diese sensationelle Nachricht der „Reichspost" (Wien) vom 22. Februar 1914. Für den Okkultisten ist sie von besonderer Wichtigkeit. Die geheimnisvollen Kräfte von Wurzeln und Kräutern spielen doch in der Magie und okkulten Medizin eine große Rolle. Ein Teil — aber auch nur ein Teil — der okkulten Wirkung der Pflanzenwelt mag in der Radioaktivität gewisser Pflanzen ihre Ursache haben. Sonst wäre noch zu bemerken, daß vom Farnkraut die Sage bekannt ist, daß in der Mitternachtsstunde der Johannisnacht dessen Wurzelstock auf kurze Zeit glühen oder leuchten soll! Dr. Franz Hartmann erzählte mir selbst einmal, er habe dies Phänomen beobachtet. Fraglich ist nur, ob jedermann oder nur sensitive Personen dies sehen können. G. W. S.

Der sechste Sinn der Blinden. In der „Lombardia" erzählt ein Mitarbeiter eine überraschende Geschichte von einer amerikanischen Blinden, Lelia Holterhof, die einen neuen Sinn zur Erkennung der Außenwelt besitzt. Sie erblindete, als sie ungefähr einen Monat alt war. Die Eltern ließen sie nun freier und selbständiger der Außenwelt gegenübertreten. Ihr Tastsinn wurde nicht ausgebildet, dafür desto mehr ihr Instinkt. Sie ließen sie allein das richtige Gehen lernen; sie gaben ihr Messer und Gabel in die Hand und förderten ihr instinktives Essen; sie überließen ihr ganzes Werden der Intuition und der Empfindungsschärfe. Heute besitzt die junge Dame einen rätselhaften Sinn der Außenwelt gegenüber. Sie unterscheidet den Morgen vom Mittag, den Mittag vom Abend; sie macht sich von den kleinsten, auf schärfster Beobachtung beruhenden Zeichen ein Bild von Sachen, Personen und psychischen Eigenschaften. Der Klang der Stimme sagt ihr, ob ein Mann, der mit ihr spricht, einen Schnurrbart trägt oder ob er rasiert ist. Sie äußert sich zutreffend über sein Temperament und über sein Aussehen. Intuitiv erfaßt sie, ob der Sprechende fett oder mager, gut oder tückisch ist. Sie singt, spielt Klavier, tanzt, schwimmt, reitet und fährt auf dem Zweirad. Sie beherrscht das Lateinische, Französische, Deutsche und Spanische. Sie unternimmt mit großer innerer Ausbeute Reisen. Der Mitarbeiter der „Lombardia" behauptet sogar, daß sie dabei mehr profitiere als mancher Sehende. Bei dieser Gelegenheit möge auch an den Professor Edgar Guilbeau, einen Blindgeborenen, erinnert sein, der in vielen Beziehungen Fräulein Holterhof gleicht. Auch er führt jedes Jahr Reisen aus. Als er einst nach seinen Ferien gefragt wurde, soll er geantwortet haben: „Ich bringe sie, wie jedes Jahr, auf Reisen zu." „Auf Reisen?" „Ja. Ich werde am nächsten Montag nach der Bretagne verreisen, mich in Lorient oder in Nantes einschiffen; ich werde die Balearen besuchen und im Herbst wieder in der Provence zurück sein." „Allein?" „Ganz allein." „Um etwas zu sehen?"

Gerüche als Bakterientöter. Man schreibt uns: Schon Plutarch widmet dem Riechsinn überschwengliche Lobpreisungen als Vermittler reichen Genusses. Ein junger Wald im Morgentau, ein blühender Garten, eine reife Frucht wird nicht nur durch die Farben, sondern auch durch die Düfte zur Quelle des Vergnügens. Die allgemeine Wertschätzung der Parfums bildet hierfür einen weiteren Ausdruck. Umfassende Untersuchungen im Pasteur-Institut in Paris haben ergeben, daß durch den Duft ätherischer Pflanzenöle Bakterien getötet werden. Namentlich die Keime des gelben Fiebers werden durch solche Duftwirkungen leichter unschädlich gemacht. Sehr wirksam erwiesen sich die Öle von Zimt, Gewürznelken, Origanum, Geranium, Verbenen, Lavendel, Pogostemon (Patschuli), Angelika, Juniperus, Sandel- und Zedernholz, Orange, Thymian, Zitrone, Pfefferminze, Fichte, Wermut, Jasmin und Tuberose. Schon nach kurzer Zeit, selbst nach Minuten, trat manchmal eine Abtötung der Bakterien ein, während diese bei den meisten Bakterien aller-

dings erst nach mehrtägiger Einwirkung erfolgte. Diese Feststellungen stehen in Übereinstimmung mit einer Reihe von Erfahrungen, insbesondere mit denen Prof. Gustav Jaegers, in dessen „Monatsblatt" jetzt Prof. K. E. Endriß auf diese Beobachtungen hinweist. Man hat schon verschiedentlich die auffällige Seltenheit der Tuberkulose in den großen Blumenzuchtgebieten Frankreichs gerade der Einwirkung des Blumenduftes zugeschrieben. W. P. Ungerer hat nun neuerdings nachgewiesen, daß auffallenderweise die Arbeiter in den Parfümlaboratorien von Erkrankungen der Atmungsorgane ziemlich frei blieben. Höchstwahrscheinlich wird auch das Einparfümieren von Gewebstoffen, Teppichen usw. — wie es namentlich in Indien der Brauch ist, und wo man besonders Pogostemon verwendet — wohl auf tiefere hygienische Gründe zurückzuführen sein und nicht nur auf die Absicht, die Gewebstoffe gegen Insekten zu schützen. Daß übrigens außer den eigentlichen Wohlgerüchen auch andere Düfte, z. B. Fett- und Ölgerüche, auf manche Krankheitskeime tötend wirken, ist bekannt, sowie die Erfahrung, daß die Arbeiter der Teerfabrikation und der Bitumengewinnung (mineralische Kohlenwasserstoffe, Asphalte, Bergharze, Bergöle, Jchthyol) eine verhältnismäßig geringe Krankheitsziffer aufweisen.

Öffentliche Experimente mit dem siderischen Pendel. Am 1. März d. J. hielt in Graz der Experimentalpsychologe Herr Kurt Hansen einen sehr gelungenen Vortrag, betitelt: „Aus dem Reiche des Übersinnlichen", welcher Vortrag auch von allen führenden dortigen Tagesblättern sehr günstig besprochen wurde, und zwar in einer so ausführlichen und sachlichen Weise, wie dies bisher nicht der Fall gewesen ist. Anschließend an diesen Vortrag wurden auch Experimente mit dem siderischen Pendel gemacht, unter welchen besonders die Versuche des Herrn Dr. phil. Welisch im Verein mit dessen Gattin das lebhafteste Interesse erweckten. Es gelang nämlich Herrn Dr. Welisch einwandfrei nachzuweisen, daß er, etwa fünf Meter hinter seiner Frau stehend, auf diese telepathisch acht verschiedene Formen der Pendelschwingung übertragen konnte. Zu diesem Zwecke zeichnete Herr Dr. Welisch folgende Figuren: Punkt, Kreis, liegende Ellipse, stehende Ellipse, horizontale Gerade, vertikale Gerade, schiefe Gerade links einfallend, schiefe Gerade rechts einfallend, auf ein Blatt Papier, stellte sich hinter seiner Frau auf obengenannte Entfernung auf und ersuchte nun einen fremden Herrn aus dem Publikum, eine der Figuren auf dem Blatt bloß mit dem Finger zu bezeichnen. Darauf fixierte Dr. Welisch seine Frau scharf, indem er daran dachte, der Pendel möge in der gewählten Figur schwingen. Nach einigen Minuten meldete dann Frau Dr. Welisch in der Tat, daß der Pendel so schwinge, wie es ihr Gemahl auf Wunsch des fremden Herrn telepathisch übertragen hatte. Sodann trat Herr Wintherry an Stelle des Herrn Dr. Welisch und auch er konnte einwandfreie Resultate mit dieser telepathischen Beeinflussung des siderischen Pendels erzielen. Dr. Welisch teilte schließlich noch mit, daß er durch einige Zimmer hindurch dieselben Experimente erfolgreich durchführen könne. So ist es nun nicht zu verwundern, daß nun auch in Graz eine neue Gemeinde des siderischen Pendels entstand. Ob nun die Wissenschaft den siderischen Pendel anerkennen will oder nicht, dies wird auf dessen endgiltigen Sieg wenig Einfluß ausüben. Man muß dabei immer an die Wünschelrute denken, die sich trotz aller Gegnerschaft siegend durchgerungen hat.

Aberglaube und Volksgebräuche zu Ostern. Schon der Palmsonntag ist in manchen Gegenden von großer Wichtigkeit und gewisse an diesem Tage vorgenommene Handlungen sind von außergewöhnlicher wohltätiger und segensreicher Wirkung. — In Hessen geben die Landleute ihrem kranken Vieh Wasser zu trinken, in welches man einen Palmenzweig gelegt hat, und in einigen Teilen Süddeutsch-

lands, Thüringens und des Harzes durchräuchert man die Wohnhäuser, Ställe und Scheunen mit angezündeten Palmzweigen, um böse Geister zu vertreiben. Ein am Palmsonntag geweihter Wedel dieses durch den Einzug Christi in Jerusalem geheiligten Baumes soll die Kraft besitzen, sofort ein Schadenfeuer zu ersticken, wenn man ihn in dasselbe wirft; und nach dem in Niederösterreich herrschenden Volksglauben muß man am Morgen dieses Tages nüchtern drei Palmkätzchen genießen, um für das ganze Jahr vor jedem Brandunglück sicher zu sein. Dieselben Blattknospen werden in Böhmen als ein unfehlbares Mittel gegen Fieber und Zahnschmerzen betrachtet, während in Sachsen und Schlesien abgeschnittene Zweige mit Kätzchen ebenfalls vor mancherlei Krankheiten schützen sollen, wenn man sie in ein Gefäß mit Wasser (geweihtem?) im Zimmer verwahrt. Auch soll der am Morgen des Sonntags Palmarum ausgegrabene Wurzelstock der Assodillwurz*) vor Geldmangel schützen. — Vielfach wird an dem uralten Gebrauche festgehalten,**) einen aus verschiedenen Frühlingskräutern bereiteten Salat zu genießen. Es sind dies: Bachlunge, Brunnenkresse, Schlüsselblume, Frauenmantel, Hollundersprossen, Lauch, Nesseln, Sauerklee und Kuckucksblume (oder Knabenkraut). Auch der Honig, der im fast ganzen nördlichen Deutschland in zahlreichen Familien (namentlich in solchen mit noch kleinen Kindern) genossen wird, soll Krankheiten verhüten und nüchtern gegessen während des ganzen folgenden Jahres vor den Biß toller Hunde schützen. — Wer eine Rute vom Baume der Trauben-Kirsche oder Elsenbeere (Prunes Padus) abgeschnitten hatte und mit ihr an diesem Tage zur Kirche ging, konnte nach altem Glauben alle Hexen erkennen.

Auf den Dörfern in Böhmen geht der Hausherr vor Sonnenuntergang an ein fließendes Wasser, wäscht sich, ohne ein Wort zu sprechen, Gesicht und Hände, bestreicht dann ein Stückchen Brot mit Honig und wirft die eine Hälfte in den Brunnen, um das Wasser klar und gesund zu erhalten, den Rest aber in ein Saatfeld, welches dadurch vor Mäusen und Ungeziefer verschont bleiben soll.

Mit dem Gründonnerstage sind nicht weniger heidnische Gebräuche und Gedanken verknüpft. Am bekanntesten ist wohl die Negenschene oder Negenstärke, welche man am Gründonnerstag aus den neun verschiedenen Kräutern: Taubnessel*), Spinat, Kerbel, Pimpinelle, Hiersch**), Sauerampfer, Braunkohl, Kuhblume***) und Porree anzufertigen hat, um stark zu werden, wie vornehmlich die Meinung der Ribbesbüttler, aber auch anderer guter Leute ist. Ebenso sagt man in Ribbesbüttel: Gründonnerstag-Flachs friert nicht ab, während es am Rhein heißt: wer am Gründonnerstag fastet, bekommt keinen Zahnschmerz. In Ribbesbüttel hat man noch einen solchen an den Gründonnerstag geknüpften Glauben: Alles Wasser ist nämlich um Mitternacht dieses Festes Wein. Besonders erwähnenswert in Bezug hierauf ist sodann die Wetterau. Hier sagt man: Die Kohlpflanzen, die unter dem Kirchenläuten am Gründonnerstag gesät werden, geraten am besten, und überhaupt an das an diesem Tage Gesäte wagen sich die zerstörungslustigen Erdflöhe nicht. Ferner bringe man an diesem Tage seine Kleider in die Luft, dann kommen keine Motten hinein. (Alte Bauernregel aus Nürnberg.) Sieht man in der Kirche durch ein am Gründonnerstag gelegtes Ei bei Sonnenschein, so erkennt man die Hexen der Gemeinde, da sie nämlich dem Altar den Rücken zuwenden. In Schorndorf existiert übrigens ein ähnlicher Glaube: Man mache sich einen runden Holzstuhl aus Tannenholz und sehe während des Gottesdienstes durch eines der drei Löcher, in welche die Beine des Stuhles hineingesteckt werden; man wird sodann alle Hexen verkehrt sitzen sehen.

---

*) Radix Asphodeli.

**) Dies gilt namentlich für den Süden Deutschlands und der Alpenländer.

*) Laminum album.

**) Aeyopodium podagraria.

***) Taraxacum officinale.

Fastenbrezeln am Gründonnerstag genossen, vertreiben das kalte Fieber, und einige derselben im Hause aufgehängt, dienen als Mittel gegen Verschreien und bösen Zauber. Wer ein an diesem Tage gelegtes Hühnerei bei sich trägt, erkennt in der Kirche und auf den Kreuzwegen die Hexen, und wer ein solches über sein Haus wirft und an der Stelle, wo es niederfällt, vergräbt, über dessen Eigentum besitzt der Blitz keine Gewalt. Die Hühner, welche aus den an diesem Tage gelegten Eiern schlüpfen, sollen buntscheckig sein oder nach anderer Meinung alle Jahre die Farbe wechseln. Auch die Bereitung des sagenhaften Lebens- oder Stärkungsweines fällt auf diesen Tag. (Derselbe wird am Gründonnerstag stillschweigend in einem Ameisenhaufen im Walde vergraben, um am Gründonnerstag des nächsten Jahres ebenso demselben wieder entnommen zu werden.) — Der Karfreitag gibt Veranlassung zu vielerlei abergläubischen Gebräuchen. Wer sich an diesem Tage schweigend die Nägel schneidet. wird im ganzen Jahr nichts von Zahnschmerzen zu leiden haben, und wer sich mit stromaufgewandtem Gesicht an einem Bache wäscht, ist gegen Rose und andere Entzündungen gefeit. — Auch das sogenannte Wundholz wird am Karfreitag geschnitten. Man vermeidet an diesem Tage das Trinken, denn dem schadet während des ganzen bevorstehenden Jahres kein Trunk der Gesundheit; und es ist gut, sich ein Karfreitagsei aufzubewahren, da dasselbe die Kraft besitzt, ein Schadenfeuer zu dämpfen. Im übrigen gilt der Karfreitag als ein Unglückstag, an dem man nichts Wichtiges vornehmen soll.

Am Ostertag (Ostersonntag) übt die stille Stunde ihren Zauber. Denn das Wasser, das man um diese Zeit schweigend aus einem Bach schöpft, bewahrt, wenn man es trinkt, vor Krankheit, und wer sich damit wäscht, bekommt nach dem Volksglauben eine reine, weiße Haut. Selbst auf Pferde und Rinder übt das Osterwasser eine heilsame Wirkung, denn wenn man sie damit tränkt, bekommen sie ein schönes, glattes Aussehen. W. Sch.

Beweise für die Richtigkeit astrologischer Voraussagungen. Paracelsus sagte das Glück und Ende Napoleon I. voraus.

Der Hofastrologe Johann Cario erregte ungemeines Aufsehen, da er tatsächlich den Eintritt der großen französischen Revolution, sowie die Kaiserkrönung eines Mitgliedes der Brandenburgischen Kurfürstenfamilie voraussagte.

Der ursprüngliche Tischlergeselle Johannes Karl Vogt machte mit Hilfe von astrologischen Berechnungen einige große Lotteriegewinne. Er hat auch den Tod des Kaisers Nikolaus, die Geburt des Prinzen Napoleon und andere geschichtliche Ereignisse astrologisch berechnet und vorausgesagt.

Der englische Dichter John Dryden diagnostizierte aufs genaueste verschiedene Vorfälle in seiner Familie, sowie den eigenen Tod durch Brand am Beine.

Nach einem englischen Astrologen soll im September 1869 ein mysteriöser Fremder einem Astrologen die Frage gestellt haben, ob, angesichts der damals in Mitteleuropa entstehenden Komplikationen, ein Datum angegeben werden könnte, an dem Preußen mit Frankreich einen erfolgreichen Krieg zu führen imstande wäre. „Ich muß zuerst die wirklichen Geburtsmomente König Wilhelms, Graf Bismarcks, Moltkes und Napoleons kennen.“ Das war die Antwort des Astrologen.

„Und angenommen,“ erwiderte der Fremde, „daß Sie damit versehen sind, wie lange wird es dauern, bis sie darüber Genaues sagen können?“ „Es mag mich eine Woche oder länger in Anspruch nehmen.“ Darauf entfernte sich der Besuch sofort. Als später die notwendigen Angaben eingingen, berichtete der Astrologe nach vieler emsiger Arbeit, daß der geeignetste Moment möglichst in der Mitte zwischen dem 9. und 14. Juli 1870 liegen würde. Der Fremde (es soll Bismarck gewesen sein) zahlte damals für diesen Rat nichts und entschwand dem Gedächtnis des Astrologen. Wer kennt nicht das genaue Datum, da Frankreich mit Unwillen hörte, daß Wilhelm I. dem Gesandten der Tuilerien, Mons. Benedetti, auf der Kurpromenade in

Bad Ems den Rücken gekehrt hatte! Ist nicht der 11. und 12. Juli in dem Gedächtnis eines jeden Deutschen! Erinnern sich nicht Millionen von Franzosen der verhängnisvollen Folgen dieses angeblichen Vorganges, welche seltsamer Weise in der Astralberechnung angezeigt waren! Als im Februar des Jahres 1871 der Eisengürtel die Stadt Paris umschlungen hielt, empfing der Astrologe einen Brief, der die deutschen Militär-Vorposten passiert hatte und Banknoten im Betrage von 200 Pfund Sterling enthielt. Auf einem Stück Papier waren die einfachen Worte geschrieben: „Mit Deutschlands Dank."

Die Perlendoktorin Tortola Valencia in Wien. Kürzlich weilte Tortola Valencia in Wien, wo sie als Tänzerin gastierte. Da ihre eigentümliche Kraft, „blinde" Perlen wieder „sehend" zu machen, ihr als mystischer Ruf voranging, so suchten Wiener Journalisten darüber von ihr Näheres zu erfahren. Nachstehend geben wir einen Bericht solch einer Besprechung wieder.

Donna Valencia rühmt sich einer nicht alltäglichen Abstammung: ihr Vater — so berichten auch uns vorliegende spanische Zeitungen — war ein castilianischer Grande und ihre Mutter eine Zigeunerin. Das ist interessant, indes nicht aufregend. Donna Valencia trägt Schmuck, und namentlich Perlen, die ein kleines oder großes Vermögen repräsentieren. Auch das ist schon dagewesen. Selbst die Tatsache, daß der spanische Meister Zuloaga sie gemalt hat, vermag nicht sonderlich ihren Nimbus zu erhöhen. Aber diese Bretteldiva, die in deutschen Landen zuerst durch die Pantomime „Summerun" bekannt wurde, in der sie Reinhardt auftreten ließ, hat doch eine eigenartige Qualität, die man sonst bei Tänzerinnen nicht findet. Sie ist nämlich — eine Perlendoktorin. Sie kuriert kranke Perlen nach ihrer Art. Sie vermag „blinde" Perlen wieder „sehend zu machen", das heißt, ihnen den ursprünglichen Glanz zu verleihen. Und sie soll sogar ihre geheimnisvolle Kunst an dem Perlenkollier der jetzigen Kaiserin von Rußland, das aus der Zeit Katharinas der Großen stammt, versucht haben — lauter merkwürdige Dinge, bei denen man aufhorcht. Ist das nicht ein Posaunenstoß einer reklamenhaften Legende? Das ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Aber zufällig in dem jüngsten Bande der Jahresschrift: „Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung" lesend, die der berühmte Physiologe Professor Abderhalden in Halle herausgibt, finden wir eine Abhandlung über Perlen von Geheimrat Professor Dr. Korschelt in Marburg, worin dieser Forscher auch den Fall der spanischen Tänzerin streift und die Frage ihrer Heilwirkung auf kranke Perlen erörtert. Und diese Tatsache, daß ein hervorragender Forscher Donna Valencia in ihrer Eigenschaft als Perlendoktorin Beachtung schenkt, hat uns gestern veranlaßt, die Tänzerin aufzusuchen.

Wir trafen sie in der Garderobe, unmittelbar nach ihrer Produktion. Ihr Äußeres entspricht insofern ihrer Abstammung, als sie in der Tat in ihren Gesichtszügen den veredelten Typus einer Gitana (Zigeunerin) aufweist. Man glaubt ihr auch auf den ersten Blick, daß sie Zuloaga Modell gestanden, denn das ist in der Tat eine jener rassigen Erscheinungen, wie sie der große spanische Naturalist darzustellen liebt. Seine Gestalten sind allerdings ärmliche Frauen aus dem Volke, mit billigem Tand grell aufgeputzt. An Donna Valencia hingegen flimmern und blitzen Diamanten und Perlen, und von den Wänden des kleinen Raumes leuchten herrliche Kostüme, darunter namentlich überaus zarte indische Gewebe, in allen Farben des Regenbogens.

„Haben Sie," so lautete unsre erste Frage, „Beziehungen zu gelehrten Kreisen?"

„Jawohl. Ich kenne sehr genau Professor — Reinhardt."

„Reinhardt, Donna Valencia, ist sozusagen ein Professor in partibus infidelium. Das heißt, der ihm gnädigst verliehene Professorentitel deckt keine Gelehrsamkeit."

„Ich kenne auch einen Professor der Magie, einen wunderbaren Prestidigitateur."

„Sie verstehen mich nicht, Donna Valencia. Ein großer Gelehrter, Geheimrat Korschelt, hat über Sie geschrieben, selbstverständlich nicht über die Tänzerin, sondern über die Perlendoktorin. Kennt er Sie? Hat er Sie untersucht?“

„Ich kenne ihn nicht. Ich lasse mich auch von gelehrten Herren nicht untersuchen.“

„Ich bin kein gelehrter Herr, werde Sie aber trotzdem nicht untersuchen, sondern Sie bloß ersuchen, mir mitzuteilen, wie Sie zu dem allerdings nicht formellen Doktorat der Perlenkunde gelangt sind. Wann ist Ihnen die geheimnisvolle Kraft, erkrankte Perlen zu kurieren, aufgegangen? Wo und wie betätigen Sie diese Kraft?“

„Ich bin Mystikerin, mein Herr, habe mich wegen meiner indischen Tänze mit buddhistischer Philosophie beschäftigt; ich glaube an die Reinkarnation der menschlichen Seele und bin überzeugt, daß ich bereits einmal als indische Bajadere gelebt habe.“

„Das ist interessant, obwohl man Ihnen, Donna Valencia, wahrhaftig keine tausendjährigen Spuren ansieht. Aber kommen wir zu den Perlen.“

„Als ich in Valencia religiöse Tänze aufführte, da war die ganze Stadt enthusiasmiert, sogar der dortige Kardinal, der mich zur Audienz befahl und mich durch sein gütiges Lob beglückte. Das können Sie hier in diesem spanischen Blatt lesen.“

„Das ist noch interessanter, aber die Perlen, Donna Valencia, die Perlen!“

„Ich liebe Perlen sehr.“

„Das ist ein, wie ich glaube, in der Welt, in der man tanzt, ziemlich verbreitetes Gefühl.“

„Bei mir ist es aber auch ein mystisches Gefühl. Ich habe die seltsame Empfindung, daß zwischen mir und der Perle irgendein geheimer Rapport besteht. Das wurde mir zum erstenmal vor ungefähr drei Jahren in Madrid klar. Ich bin in meiner Heimat die beliebteste Tänzerin, bei Hofe nicht minder geschätzt als in den aristokratischen und bürgerlichen Kreisen. Hier — dieser Diamantring zum Beispiel mit der königlichen Krone ist ein Geschenk unsres Königs. Ich tanzte also vor drei Jahren im Romeatheater in Madrid. Allabendlich Jubel. Eines Abends flog mir auf der Bühne ein Perlenkollier zu.“

„Wohl von einem besonders enthusiasmierten Verehrer? Aufmerksamkeit eines kastilianischen Granden?“

„Nein. Das Perlenkollier stammte offenbar von einer Dame, denn die Perlen waren krank. Ich trug es gleichwohl.“

„Wo trugen Sie es?“

„Um den Hals mein Herr. Ich fühlte nun auf einmal eine eigentümliche Unruhe, eine Nervosität, die mich fast krank machte. Das dauerte drei Tage. Nach drei Tagen war ich wieder gesund — und nun bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß auch die Perlen wieder gesund waren: sie hatten ihren einstmaligen Glanz wieder erlangt. Die Sache sprach sich herum. Juweliere kamen und prüften die Perlen. Alle Zeitungen schrieben darüber. Als ich bald darauf nach Paris kam, wurde der französischen Regierung nahegelegt, mir das im Museum des Louvre befindliche dreireihige kranke Perlenkollier der Madame Thiers zur Kur anzuvertrauen. Die Regierung wollte allerdings nicht darauf eingehen. Inzwischen war die Kunde von meiner mysteriösen Heilkraft auch nach London gedrungen. Und als ich dort im März 1912 im Palace-Theater tanzte, übergaben mir drei Damen der Hocharistokratie drei kranke Perlenkolliers: ein rosiges, ein weißes und ein schwarzes, zur Kur, und die Kur glückte vollauf. Eines Tages nun erhielt ich durch die spanische Botschaft die Einladung des russischen Hofes, nach Petersburg zu reisen, um meine Kunst an dem kranken Perlenkollier der Zarin, einem unschätzbaren Erbstück aus dem Juwelenschatz der Kaiserin Katharina, zu erproben. Ich zögerte lange, die Einladung anzunehmen, wegen der Pogroms.“

„Pogroms? Sie sind doch keine Jüdin?“

„Nein. Aber wenn ich das Wort Rußland höre, so denke ich immer an Pogroms — und kriege Angst. Als mir aber ein wirklich fürstliches Honorar versprochen und ein beträchtlicher Vorschuß eingehändigt wurde, reiste ich doch. In Petersburg wurde ich am Bahnhofe von zwei hohen Hofbeamten empfangen und man logierte mich im „Europenski Hotel" ein. Tags darauf wurde ich vom Zaren und der Zarin empfangen. Man übergab mir das kranke Perlenkollier."

„Und Sie haben es kuriert?"

„Ich bin leider nicht dazu gekommen, obwohl der Heilungsprozeß bereits begonnen hatte. Die Sache war ruchbar geworden. Ganz Petersburg sprach davon. Mein Hotel war stets von einer dichten Menge belagert. Auf Schritt und Tritt war ich von Menschen, die mich angafften, umringt. Schon das allein machte mich krank. Und nun erst die Detektivs, die mich nicht einen Moment aus den Augen ließen. Ich war wie eine Gefangene. Im Hotel, auf der Straße— überall ängstlich bewacht. Nach zwei Tagen bekam ich diesen schrecklichen Zustand satt, stellte das Kollier zurück, reiste ab und atmete erst in dem Moment erleichtert auf, als ich Rußland hinter mir hatte."

„Und das Honorar?"

„Wurde mir vor meiner Abreise bis auf den letzten Centime ausbezahlt. Damit Sie nicht glauben, daß ich flunkere, bitte ich Sie Folgendes zu veröffentlichen: „Ich lade jede Wiener Dame, die ein krankes Perlenkollier besitzt, ein, es mir anzuvertrauen. Ich mache mich anheischig, es in kürzester Frist in seinem alten Glanze strahlend wieder zurückzustellen."

Das kopernikanische Weltsystem ein Irrtum? Im Juni-Heft 1913 der von Dr. Johannes Eckardt herausgegebenen literarischen Monatsschrift „Über den Wassern" (VI. Jahrgang, Heft 7) gelangte ein ausführlicher Aufsatz von Johannes Schlaf unter dem Titel „Das Sonnenflecken-Phänomen" zum Abdruck, dessen aufsehenerregende astronomische Feststellungen ganz besondere Beachtung verdienen, weil sie auf nichts geringeres hinauslaufen, als auf die Unhaltbarkeit des kopernikanischen Weltsystems! Und um so mehr verdienen sie ernstliche Beachtung, weil sie Beweise bedeuten, die ihrer ganzen unmittelbaren Überzeugungskraft nach von der Fachwissenschaft wohl kaum so leicht widerlegt werden können.

Schlafs Aufsatz knüpft an einen anderen an, den der bekannte Astronom Prof. Dr. J. Plaßmann im Dezemberheft 1912 der Monatsschrift „Hochland" veröffentlicht hatte und der sich mit dem Inhalt eines von Schlaf am 22. und 29. Februar 1912 in Fr. Naumanns „Hilfe" unter dem Titel „Sonnenflecken und Mondoberfläche" veröffentlichten beschäftigte, der seinerzeit auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregt hatte.

Schlaf hatte an die bekannte aufsehenerregende Feststellung des Kasseler Sonnenforschers E. Stephani angeknüpft, der auf Grund von 2200 von ihm auf der Kasseler Sonnenwarte gewonnener Sonnenphotographien mit unantastbarer Sicherheit nachgewiesen hatte, daß von 1905 bis 1911 alle größeren in diesen Jahren entstandenen Sonnenflecken zu ganzen 91,87 Prozent auf abgewendeter und nur zu 8,13 Prozent auf uns zugewandter Seite der Sonne entstanden sind. Schlaf hatte aber schon ein paar Jahre zuvor — Stephani hat seine Feststellung 1911 in den „Astr. Nachr." veröffentlicht — im Zusammenhang einer geozentrischen Kosmogonie, die ihm von einer bestimmten Prämisse aus gelungen ist, festgestellt, daß, aus bestimmten Gründen, die Sonnenflecken ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach auf uns abgewandter Seite der Sonne entstehen. Es ist nun gewiß ein höchst auffallender Umstand, daß ihm diese aus einem geozentrischen Zusammenhang heraus gewonnene Feststellung zwei Jahre später durch die photographische Stephanis so glatt bestätigt wurde!

Schlaf hatte in seinem oben erwähnten „Hilfe"-Aufsatz auf die ganz unvermeidlich aus diesem so gänzlich überraschenden Verhalten der Sonnenflecken sich ergebende geozentrische Konsequenz hingewiesen. Wenn ganze fünf Jahre die Flecken zu 91,87 Prozent auf abgewandter Seite entstehen konnten, so ist es, schloß Schlaf, unmöglich, daß die Erde einen Umlauf um die Sonne haben kann. Denn hätte sie einen solchen, so hätten wir in diesen fünf Jahren jedesmal ein halbes Jahr lang an der Seite, wo die Flecken entstehen, vorbeikommen, die Flecken also auf uns alsdann zugewendeter Seite entstehen sehen müssen.

Das ist in der Tat eine Schlußfolgerung, die sich von selbst zieht! Professor Plaßmann trat nun aber Schlaf in seinem oben erwähnten ausführlichen „Hochland"-Artikel vom kopernikanischen Standpunkt aus entgegen. Doch mit Recht weist Schlaf darauf hin, daß Professor Plaßmanns Einwand ein auffallend schwacher, daß er eigentlich überhaupt keiner ist. Denn Professor Plaßmann wußte Schlaf in seinem Aufsatz nichts weiter entgegenzuhalten, als daß die Flecken ja nicht völlig ausschließlich auf abgewendeter Seite entständen und daß ferner die Daten Stephanis — also 91.87 Prozent zu 8.13 Prozent!! — nicht hinreichten.

Die Schwäche dieses Einwandes muß offenbar auch den bei der Kontroverse unbeteiligten Laien befremden! Denn es genügt ja völlig, wenn in ganzen fünf Jahren ganze 91.87 Prozent der Flecken auf abgewandter Seite entstehen konnten, die geoz. Konsequenz Schlafs durchaus zu rechtfertigen. Man muß also sagen, daß, wenn die Fachastronomen keine besseren Einwände aufbringen, die fernere Existenzberechtigung der kopernikanischen Anschauung zum mindesten recht bedenklich in Frage gestellt ist!

Schlaf weist in „Über den Wassern" nun aber auf zwei Nothypothesen hin, mit denen die Fachleute das so außerordentlich auffallende Sonnenflecken-Phänomen noch mit dem kopernikanischen System zu vereinbaren suchten. Da es Schlaf nun aber auch gelungen ist, diese beiden von der Fachwissenschaft übrigens selbst nicht ernst genommenen Hypothesen durchaus zu entkräften, und da mit Erledigung der einen, die eine einjährige Rotationsperiode der Sonne annahm, jede weitere Möglichkeit, das Sonnenflecken-Phänomen noch mit dem kopernikanischen Standpunkt zu vereinbaren, vollständig ausgeschlossen ist, so steht Schlafs geozentrische Konsequenz eigentlich bereits in völliger Beweiskraft!

Zu allem hat Schlaf aber in „Über den Wassern" auch noch nachweisen können, daß ein Einwand gegen die geozentrische Feststellung von dem Gesetz der Himmelsmechanik den Keplerschen Gesetzen auch nicht einen Augenblick in Frage kommen kann. Und zugleich ist es ihm gelungen, die Unhaltbarkeit der Horizontalparalaxe, vermittelst deren bislang Größe, Entfernung usw. von Sonne, Mond und Planeten vermittelt wurden, bündig darzutun.

Schlafs Aufsatz in „Über den Wassern" verdient also weitgehendstes Interesse! Es handelt sich hier um eine Sache von ernstester Wichtigkeit! Wollte Professor Plaßmann und die sonstige Fachastronomie auf solche klare und überraschende Darlegungen schweigen, so wäre das so befremdlich wie möglich. Die Fachwissenschaft kann hier gar nicht mehr ausweichen! Man darf also gespannt sein, welchen weiteren Verlauf die öffentliche Diskussion zwischen Schlaf und Professor Plaßmann nehmen wird.

In der Selbsthypnose gestorben! Von einem höchst seltsamen Fall der Selbsthypnose, der sogar ein Menschenleben forderte, wird aus Petersburg geschrieben: Hier war ein junger Polizeioffizier von einem der Tollwut verdächtigen Hunde gebissen worden, ohne daß der Biß die geringsten Folgen hatte. Der Hund wurde erschossen, untersucht, der junge Offizier desgleichen untersucht; es zeigten sich jedoch keinerlei Symptome. Über ein halbes Jahr verging, der Offizier blieb

gesund, konnte aber ein gewisses Gefühl der Angst, daß die Tollwut sich doch eines Tages äußern würde, nicht unterdrücken. Die Freunde des jungen Mannes, die von seiner Furcht wußten, neckten ihn des öfteren. Eine Zeitlang ließ er sich die Neckereien ruhig gefallen, dann aber wurde er plötzlich ärgerlich und nervös und verbat sich auf das entschiedenste jeden Angriff in dieser Hinsicht. Natürlich konnte es der eine und der andere nicht lassen, immer wieder auf das Thema zurückzukommen, und der Offizier wurde schließlich so nervös, daß er sich von jeder Geselligkeit zurückzog. Es gab in Petersburg kaum noch einen Arzt, den er nicht aufgesucht hätte, alle stellten fest, daß die Erkrankung lediglich auf Einbildung beruhe. Zur Ablenkung wurde der eingebildete Kranke in ein Sanatorium geschickt. Hier schien sich sein Zustand auch zu bessern. Da, bei dem Anblicke eines Hundes, brach die „Krankheit" wieder aus; der Mann wurde rasend, konnte schließlich nur noch mit aller Mühe gebändigt werden, alle Zeichen der Tollwut stellten sich ein, er biß, er kratzte, und wenige Tage später starb er. Wie die Untersuchung ergab, fanden sich in dem Körper des Dahingegangenen auch nicht die leisesten Anzeichen einer wirklichen Erkrankung, und die hervorragendsten Ärzte sind zu der Meinung gelangt, daß der junge Offizier an einer Art von Selbsthypnose gestorben sei.

Kälte und Wahnsinn. Bis jetzt hatte man immer geglaubt, daß die Hundstage in ganz besonders verhängnisvoller Weise auf das Gehirn einwirkten. Jetzt ist aber festgestellt worden, daß gerade die Kälte die Ursache vieler Geistesstörungen ist. In einer Statistik, in der über 32 000 Wahnsinnsfälle berichtet wird, ist nachgewiesen, daß vom Januar ab und proportional der Winterkälte die Zahl der Geisteskranken wächst, um im Monat Juni den Höhepunkt zu erreichen und dann wieder zu sinken. Das ist nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England konstatiert worden: auch hier beginnt die Zahl der Selbstmorde und Geisteskranken im Dezember zu steigen, um vom Juni ab zu fallen. Dr. Rubinowitsch, Oberarzt des Hospitals Bicêtre, erklärt die immerhin auffallende Erscheinung mit der Einwirkung der Kälte auf das Gehirn; die Kälte ruft Blutandrang oder Blutleere hervor und hat in jedem Fall eine Schwächung des Gehirns zur Folge. Gewissermaßen als Kehrseite der Medaille könnte man die Feststellung der Tatsache, daß die Wahnsinnigen gegen Kälte fast unempfindlich sind, bezeichnen. Dr. Rubinowitsch erwähnt eine große Anzahl von Fällen, in welchen diese eigenartige Unempfindlichkeit beobachtet worden ist. Besonders bemerkenswert ist der Fall der berühmten französischen Revolutionsheldin Théroigne de Méricourt, die 1817 im Irrenhause starb und die jeden Winter vor dem Schlafengehen ihr Bett mit Eiswasser begoß.

Prof. Verworn und der Psychomonismus. Professor Max Verworn, ein Schüler Haeckels, aber unermüdlich auf eigenen Wegen nach Erkenntnis des Weltbildes strebend, vollendete kürzlich sein 50. Lebensjahr. Verworn ist geborener Berliner, studierte in seiner Vaterstadt Naturwissenschaften und Medizin, promovierte in Berlin zum Dr. phil. und in Jena, wo er sich innig an Ernst Haeckel anschloß, zum Dr. med. Er war dann viele Jahre Professor der Physiologie in Göttingen und wirkt jetzt als Physiologe an der Universität Bonn.

Verworn, ein Mann von außerordentlicher Elastizität des Geistes, hat einen überaus großen Schülerkreis um sich versammelt; seine philosophischen und physiologischen Erkenntnisse weiß er in geistreich anregender Art seinen Schülern zu übermitteln. Mit Konsequenz verfolgt er in seinem Suchen nach einer Weltanschauung, die alles auf ein einziges Prinzip zurückführen will, die Grundvorstellung, daß die ganze Welt sich aus psychischen Bestandteilen aufbaut. Er geht also über Haeckels materiellen Monismus hinaus, indem er die ganze Körperwelt als Komplexe

und Kombinationen von Empfindungen hinstellt. Er verzichtet darauf, die psychischen Erscheinungen naturwissenschaftlich, das heißt durch die Faktoren der Körperlichkeit, zu erklären, er stellt vielmehr den Grundsatz auf, daß die gesamte Körperwelt nur Inhalt der Psyche sei. So gelangte er zu einer Weltanschauung, die er „Psychomonismus" nennt, eine Bezeichnung, die den Grundgedanken, daß nur die Inhaltsbestandteile allein existieren und nichts weiter außerhalb der Psyche, unzweideutig zum Ausdruck bringt. Daß die Welt in der Tat nur psychologisch als eine großartige Kombination von Empfindungen analysiert werden kann, erhellt aus folgender Überlegung (Verworn, „Naturwissenschaft und Weltanschauung", Leipzig 1904): „Ich nehme einen Stein in die Hand. Was weiß ich von ihm? Er ist schwer, das ist eine Empfindung. Er ist kalt: auch eine Empfindung; er ist hart: wieder eine Empfindung; er hat eine Form: ein Komplex von Empfindungen; er fällt und bewegt sich: ebenfalls ein Komplex von Empfindungen. Etwas anderes als Empfindungen kenne ich nicht von ihm. Ich kann suchen, so viel ich will, ich finde nur Empfindungen. Dasselbe gilt für jeden Körper, auch für meinen eigenen, auch für den Körper anderer Menschen."

So zeigt sich uns, als einzig Erkennbares, daß die ganze Körperwelt sich aus rein psychischen Bestandteilen aufbaut. Aus den bestimmten, gesetzmäßigen Verknüpfungen dieser Empfindungen — diese Gesetzmäßigkeit aufzufinden ist die Aufgabe der Forschung — lassen sich alle psychischen Erlebnisse des Individuums ableiten, das nach dem Psychomonismus nichts anderes ist als ein außerordentlich umfangreicher, sehr variabler und sich fortdauernd ändernder Empfindungskomplex. Man hat gegen den Psychomonismus Verworns viele kritische Einwendungen erhoben — unleugbar aber kommen wir durch ihn zu einer durchaus einheitlichen Vorstellung des Weltbildes.

Gewiß, für uns Okkultisten ist dieser Fortschritt Verworns in der Erkenntnis des Weltbildes sehr beachtenswert. Prof. Verworn mag auch durch eigenes Nachdenken dazu gekommen sein. Wer aber die Mystiker des Altertums und Mittelalters kennt, dem fallen auch bei diesem „neuesten" Weltbilde Verworns unwillkürlich die Worte Ben Akibas: „Alles schon dagewesen" ein.

Shakespeare und der Sternenglaube.*) Liegt im Fatalismus die letzte Zuflucht der Gedanken eines dramatischen Dichters — der ja ein Schicksalsdeuter ist —, so wird der Grad des Metaphysischen in seiner Seele durch nichts kenntlicher als durch die Art seines Schicksalsglaubens.

Shakespeare ist in dieser Beziehung von zwei Schriftstellern des Altertums, nämlich dem Dramatiker Seneca und dem Geschichtschreiber Plutarch, beeinflußt. Seneca hat größtenteils die Sagenstoffe der griechischen Tragiker verarbeitet und die dunkle Tiefe ihrer Schicksalsideen für moderne Römer verflacht zu einem mechanischen Fatalismus, dessen Formel in platten Versen von der Verkettung der Ursachen gegeben ist: Plutarch vermißt sich nicht, das Geheimnis aufzudecken, sondern spricht in altgläubiger Weise von dem Schicksal als von einer göttlichen Vorsehung und ist mit diesem Gott-Fatalismus poetischer als der dichtende Halbphilosoph. Der wahre Dichter, Shakespeare, hat Religion wie die Alten und zugleich mehr Philosophie als die modernen Geister. Er vernimmt die höheren Mächte, die rätsel-

*) Um in der nimmerruhenden Shakespeare-Frage ein eigenes Urteil zu gewinnen, ist notwendiger als die Kenntnis zweifelhafter Dokumente die Bekanntschaft mit des Dichters Weltanschauung. Wie denkt er sich die höheren Mächte und Kräfte hinter den Dingen der Erscheinungswelt? Wie paßt das „Shakespearesche" Weltbild zu demjenigen bestimmter Zeitgenossen, sei es Bacon, sei es Rutland, die ihn von seinem Dichterthron verdrängen sollen? Ein Beitrag zur Kenntnis der Weltanschauung Shakespeares soll dieser Aufsatz sein.

haften, oft zwiespältigen, und schaut zugleich deren Abbild in der kosmischen und menschlichen Natur. So gelangt er zu dem Fatalismus des Genies: dem Natur-Fatalismus.

Obgleich seine Menschen weder Maschinen noch Spielbälle der Götter sind, kommt es ihm allerdings auch nicht auf das an, was gewöhnlich Willensfreiheit genannt wird; und so verliert auch die Frage nach Schuld und Sühne bei ihm ihre Bedeutung. Sein Problem ist vielmehr die Menschennatur, wie sie in einer bedeutenden Gestalt wirkt, im Wirken wächst und einen Strom von Ereignissen in Bewegung setzt, der notwendig und unaufhaltsam wie ein Fatum dahinstürzt.

Der innige Zusammenhang zwischen Schicksal und Natur kommt bildlich zum Ausdruck in dem Symbol des Sternes.

Hierfür hat Shakespeare zwei Darstellungsformen. Erstens finden wir das Schicksal symbolisiert unter dem Naturbilde des Sternes.

Ein Beispiel mit unmittelbarem Beweise gibt Sebastian in „Was ihr wollt“:

„Meine Gestirne schimmern dunkel auf mich herab; die Mißgunst meines Schicksals könnte vielleicht das eurige anstecken.“ Hier meint er mit „Stern“, wie in der folgenden Zeile erläutert wird, „Schicksal“; die erste Zeile drückt das Schicksal bildlich als Stern aus und verlegt es somit in den Bereich der Natur.

„Heinrich IV.“ dankt im dritten Teil (IV. 6) ab:

„Damit sein widerwärtiger Stern das Volk
In diesem Land des Segens nicht beträfe“,

d. h. damit sein Schicksal nicht über das Volk komme.

Der erste Teil dieses Dramas beginnt mit einem Fluch auf

„Die empörten Sterne,
Die eingestimmt zu König Heinrichs Tod“,

d. h. auf das böse Schicksal, das Heinrichs V. Tod beschlossen habe.

Als Romeo zum Ball der Capulets geht, ist er von Ahnungen befangen, die er mit den Worten offenbart:

„Mein Herz ahnt ein Verhängnis, das noch
Verborgen in den Sternen“,

d. h. ein Verhängnis, das schon vom Schicksal beschlossen ist.

In der ersten Szene des fünften Aktes ruft Romeo auf die falsche Kunde von Juliens Tode aus:

„Ist es also? Dann trotz ich euch, ihr Sterne!“

d. h. dann biete ich dem Schicksal Hohn — indem ich in den Tod gehe.

In der dritten Szene ist er fest entschlossen, in der Gruft bei Julia zu sterben:

„Und schüttle von dem lebensmüden Leibe
Das Joch feindseliger Gestirne“,

d. h. befreie mich von dem bösen Schicksal, das mich müde gehetzt hat.

Im Prolog deutet der Dichter Inhalt und Charakter der Tragödie an mit den Worten: „A pair of starcrossed lovers“, nach Schlegels Übersetzung: „Ein Liebespaar in schlimmer Sterne Bann.“ Der Sinn ändert sich nicht, wenn wir sagen: in eines bösen Schicksals Bann.

Hier könnte man bemerken, daß sich Stern oder Schicksal in diesem Falle nicht mit Menschennatur decke, da ja die Natur gerade diese Liebenden gewaltig zueinander dränge, während das Schicksal sie auseinandertreibe. Unsere Antwort lautet, daß dieselbe Natur, die sie zusammentreibt, sie auch auseinanderreißt. Denn sie sterben durch die Übereilung, zu der ihr heißes Blut, ihr jähes Temperament sie in allen Lagen drängt; und der Dichter weiß, daß die Liebe eine allversehrende Flamme sein kann, die den Menschen notwendig vernichtet.

Etwas schwieriger ist die Deutung des Sternenglaubens in „König Lear“. Wenn da der alte Kent (IV. 3) im Hinblick auf die Verschiedenartigkeit der Töchter Lears ausruft:

„. . . . . die Sterne sind's,
Die Sterne bilden unsere Sinnesart",

so haben wir zwar das Naturbild des Sternes, aber nicht eigentlich im Sinne von Schicksal, sondern wohl in der natürlichen Grundbedeutung: es soll nämlich ausgedrückt werden, daß die Gestirne unmittelbaren Einfluß auf unser Gemüt ausüben. Es handelt sich also hier nicht um die Einheit von Schicksal und Menschennatur, sondern von Menschennatur und äußerer, kosmischer Natur. Überhaupt steht in dieser Tragödie nicht das Schicksal im Vordergrunde, sondern die Natur als solche.

Ähnlich in einer Betrachtung des Dichters im 15. Sonett:

„Schau ich . . . .
„Wie diese Bühne nichts als Spiele hegt,
„Worin die Sterne heimlich sich beteilen".

Hier ist unsere Welt, wie so oft bei Shakespeare, als Bühne gedacht, die Sterne aber als stumme Zuschauer, die etwa durch Blicke ihr Gefallen oder Mißfallen an dem Schauspiele kundtun und somit heimlichen Einfluß auf das Spiel ausüben, ohne es jedoch nach Schicksalsart angeordnet zu haben.

Das Schicksal unter dem Bilde des Sternes begegnet uns ganz besonders häufig in Maxlowes „Tamerlan". Da finden sich Stellen, deren Einfluß auf Shakespeare ganz unverkennbar ist und deren Anführung ganze Spalten ausfüllen würde. In allen diesen Versen wird das Horoskop des einen Helden hervorgehoben, damit die Welt höre, daß ihn das Schicksal zur Größe bestimmt habe. Durchdrungen sind wir von dieser Größe trotzdem nicht. Wir hören lauter maßlose Worte und maßlose Taten und sehen hinter ihnen nur eine schemenhafte Riesengestalt. Erst Shakespeare gab seinen Figuren Maß und Wesen. Er, der die Menschennatur kannte, vermochte sie auch nachbildend zu offenbaren. Er durfte seine Helden auch mit jenem Nimbus des Fatalismus umgeben, ohne sie uns dadurch zu entfremden.

Die zweite Darstellungsform des poetischen Fatalismus besteht darin, daß die Menschennatur durch das Naturbild des Sternes symbolisiert wird.

Dieser Fall liegt vor in „Ende gut, alles gut". wo Helena (I. 1) vom weiblichen Geschlecht spricht, das unter niederen Sternen geboren sei. Es kann sich hier nicht um unmittelbaren Einfluß der Sterne handeln, da unmöglich bei eines jeden Weibes Geburt die Konstellation schlecht sein kann. Auch das Schicksal kann hier nicht mit den Sternen gemeint sein, da nicht die ganze Weiblichkeit im Banne eines bösen Schicksals steht. Vielmehr soll der niedere Stern des Weibes nur ein Symbol ihrer niederen, d. h. schwächeren Natur sein.

Der Stern ist aber, wie vorher dargestellt, sonst das Sinnbild des Schicksals. Wenn nun, für Menschennatur und Schicksal verwandt, dasselbe Symbol häufig wird, so läßt das jedenfalls darauf schließen, daß im Kopfe des Dichters ein inniger Zusammenhang zwischen beiden besteht, mag auch im Einzelfalle die Harmonie zwischen ihnen gestört sein.

Doch nun ein wichtigeres Beispiel!

In „Antonius und Cleopatra" (V. 1) beklagt Octavius Caesar, daß seine und des Antonius Sterne unversöhnlich seien. Wer versteht da nicht ohne weiteres, daß der unversöhnliche Gegensatz in den Naturen der beiden Männer liegt und daß die entgegengesetzten Naturen durch einander feindliche Sterne versinnbildlicht sind?

Warum ist aber der symbolische Ausdruck gewählt? Weil der Dichter in poetischer Form andeuten will, das zwei bedeutende Männer so verschiedener Natur vom Schicksal zur Gegnerschaft prädesteniert seien; daß, wie die Natur ihren Gegensatz, so daß das Schicksal ihre Gegnerschaft bestimme. Wiederum ist also die Natur mit Schicksal identifiziert und dieses nur als dichterische Auslegung jener gegeben.

Hier unterscheidet sich Shakespeare wesentlich von seinem Gewährsmann Plutarch. Dieser nämlich gibt eine vorzügliche Charakteristik des Antonius, aus der wir sein Schicksal wohl verstehen, und daneben, als Dinge für sich, all die bildlichen

und nicht-bildlichen Aussprüche über Schicksalsbestimmung, z. B. den Satz: „Denn es war vorbestimmt, daß die Herrschaft über die ganze Welt in Octavius Caesars Hände fallen sollte."

Bei Shakespeare dagegen steht jede Erwähnung des Fatums, ob symbolisch oder nicht, an richtiger Stelle, d. h. da, wo eine der Person oder der Situation innewohnende Notwendigkeit zu dichterischem Ausdruck gelangen soll.

So ist auch Shakespeares Sternenglaube nur der Glaube an eine höhere — oder tiefere — Notwendigkeit, die in der Menschenbrust ebenso unabänderlich waltet wie am Sternenhimmel und an diesem ein Gleichnis findet, das den Schwärmer und Astrologen verführt, das Ewige in klein-menschliche Berechnungen zu ziehen, den Dichter aber zur weihevollen Anschauung des Unvergänglichen führt.

(Eduard Sänger.)

Über Schlafwandler. Die „Deutsche Zeitung" bringt folgende interessante Mitteilungen über Nachtwandler von K. E. Endriß: Unter einem Schlafwandler stellt man sich gewöhnlich einen Menschen vor, der im Nachtgewande und zur Nachtzeit auf Dachfirsten mit untrüglicher Sicherheit zu gehen vermag und von seinem Tun nichts weiß. Ein Psychiater berichtet nun in einer englischen Wochenschrift von Schlafwandlern aus der Schar seiner Kranken, die im somnambulen Zustande die merkwürdigsten Leistungen auf geistigem Gebiet zustande brachten. Zu seinen Patienten gehört z. B. ein Maler, der für die nächste Akademieausstellung ein Bild malen will. Allnächtlich arbeitet er daran, ohne es zu wissen. Mitten in der Nacht steht er auf und geht zur Arbeit; nach ein paar Stunden legt er sich wieder zum Schlafe, und am nächsten Morgen ist er erstaunt über die Fortschritte seiner Arbeit. Wenn ihm seine eigene Mutter von seinem nächtlichen Tun erzählt, das sie genau beobachtet hat, so glaubt er ihr nicht. Ganz ähnlich geht es einer Malerin. Sie arbeitet merkwürdigerweise im Zustande des Schlafwandelns bedeutend besser als im Wachzustande. Besonders merkwürdig ist der Fall eines Journalisten. Er war regelmäßiger Mitarbeiter einer Zeitschrift und hatte für diese einen Aufsatz übernommen, der ihm viel Kopfzerbrechen machte. Er fing wiederholt an, warf das Manuskript, mit dem er nicht zufrieden war, in den Papierkorb, und schließlich schrieb er dem Herausgeber, er könne den Aufsatz nicht liefern, weil er dem Gegenstande nicht gewachsen sei. Zu seiner großen Verwunderung erhielt er fast gleichzeitig einen Brief von dem Redakteur, in dem dieser den Empfang des versprochenen Manuskripts bestätigte und zugleich aussprach, der Aufsatz sei sehr gut gelungen. Der Schriftsteller ging sogleich zur Redaktion, und dort zeigte man ihm seinen eigenhändig geschriebenen Aufsatz. Er wußte durchaus nicht, daß er ihn geschrieben hatte, und es bleibt nur die einzige Erklärung, daß er ihn in einem unbewußten, traumhaften Zustande geschrieben hatte. Zu den Patienten des Psychiaters gehört auch ein Musiker, der schwer neurotisch ist. Er komponiert regelmäßig in einem unbewußten Zustande. Er weiß dies auch und bereitet sich darauf vor. Seit vielen Jahren hat er überhaupt nur unbewußt komponiert, aber trotzdem ist er an jedem Morgen doch wieder etwas erstaunt, wenn er eine fertiggeschriebene Komposition auf seinem Nachttische vorfindet. Die Reihe der Patienten, von denen der Psychiater solche Dinge aufzählt, ist ziemlich ansehnlich. Besondere Erwähnung verdient noch ein Schachspieler, der nachtwandelnd Schachprobleme löst, sowie ein Geistlicher, der ebenso Predigten ausarbeitet. Dieser Prediger verfährt dabei ganz eigentümlich. Er schreibt zunächst seine Predigt auf; dann kleidet er sich an, steigt auf einen Stuhl und hält nun seine Predigt mit guter Betonung und sprechenden Gesten, als ob er auf der Kanzel stände. Sein Manuskript aber braucht er dabei nicht, denn als man ihm einmal statt des Manuskripts unbeschriebene Blätter in die Hand schmuggelte, hielt er die somnambul aufgeschriebene Predigt doch, und zwar wörtlich mit dem Texte übereinstimmend. Sein unbewußtes Gedächtnis arbeitet also außerordentlich gut, während

er Sonntags, wenn er in der Kirche predigt, wegen seines schlechten Gedächtnisses die Predigt ablesen muß.

Einen sehr merkwürdigen Fall von Nachtwandeln möchte ich aus meinem Freundeskreise hier auch anführen. Konsul V., der lange Zeit in Südamerika als Apotheker lebte, war im jüngeren Mannesalter wiederholt als Nachtwandler betroffen worden, ohne daß er im wachen Zustand davon eine Erinnerung gehabt hätte. Im **Schlafzustand war** dieser Nachtwandler ebenfalls befähigt, geistige Arbeiten in tadelloser Weise zu verrichten, wie insbesondere schriftliche Aufzeichnungen zu machen, Briefe zu schreiben und die verschiedensten Ordnungsarbeiten in der Apotheke, z. B. Registratur von Schriften, auszuführen.

Duftwirkungen. Der vor nicht langer Zeit verstorbene Schweizer Staatsrechtslehrer Prof. Karl Hilty, der als erbaulicher Schriftsteller im besten Sinne des Worts (Bücher über das „Glück") vielen ein wirklicher Helfer und Kraftspender geworden ist, hat auch ein kleines Büchlein über „Neurasthenie" geschrieben, von dem viele Nutzen haben könnten. Er versteht darin Mut zu machen, wie ich das auch aus dem, was Sie schreiben, herauslese.

In dem oben genannten Büchlein über Neurasthenie (1897, Verlag von K. Wyß, Bern) heißt es nun Seite 76 in der Anmerkung: „Obst ist jedenfalls sehr gesund, worauf noch zu wenig geachtet wird. Wir sind persönlich geneigt, sogar gute Gerüche natürlicher Art, namentlich Rosenduft, für wohltätig zu halten" (nämlich bei nervösen Erscheinungen).

Ich erinnere mich, an anderer Stelle bei Hilty — ich kann sie jetzt nur nicht finden — gelesen zu haben, daß schon das Riechen an einem guten Apfel etwas außerordentlich Erfrischendes, ja Stärkendes habe.

Das liegt doch auch ganz in der Linie Ihrer Anschauung und Erfahrung: verdünnter Stoff ist wirkungskräftig. Duft ist nicht Nichts, sondern etwas sehr Reelles.

Vielleicht darf gerade ich als Pfarrer Ihnen noch sagen, daß Sie auch dem Theologen viel geben und daß die Theologie Ihnen dankbar sein muß dafür, daß Sie allem bloßen Materialismus gegenüber die Wirklichkeit des Geisteslebens so kräftig festhalten.

(Aus Prof. Jaegers Monatsblatt für Lebenskunde und Gesundheitspflege.)

Ein Mensch ohne Großhirn. In dem letzten, kürzlich erschienenen Hefte der von Julius Springer in Berlin verlegten Wochenschrift „Die Naturwissenschaften" finden sich hochinteressante Mitteilungen von Edinger und Fischer über einen eigenartigen Fall. Es handelt sich nämlich um ein Kind von $3^3/_4$ Jahren, bei dem sich bei der Sektion das völlige Fehlen des Großhirns, ja des ganzen als „Neuhirn" bezeichneten Teiles des Zentralnervensystems ergab. Allen Wirbeltieren ist das Urhirn gemeinsam, das bei den Fischen allein vorhanden und imstande ist, alle Funktionen zu erfüllen, die das Tier zur Selbsterhaltung braucht; bei den Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugetieren entwickeln sich immer stärker die Bildungen des Neuhirns. In der physiologischen Literatur spielt seit langem der berühmte Hund eine große Rolle, dem Goltz das ganze Großhirn entfernt hatte und der in diesem Zustande noch drei Jahre lebte. An ihm konnten die Ausfallerscheinungen genau studiert werden, die der Verlust des Neuhirns zur Folge hat, und es ergab sich dabei, daß auch ohne diesen Apparat der Hund eine ganze Reihe selbständiger Leistungen vollbringen konnte. Er lief ruhelos umher, konnte auch klettern, Wachen und Schlaf wechselten ab, beim Füttern wurde der Napf leer gefressen, sobald die Schnauze des Tieres, das ja nicht mehr sehen, riechen und schmecken konnte, mit ihm in Berührung gebracht wurde. Wie sich aber ein Mensch ohne Großhirn verhalten würde, darüber lagen bisher keine Erfahrungen vor — bis auf den in Rede stehenden Fall. Hier hat ein Kind fast vier Jahre lang gelebt, es liegen hinreichende Beobachtungen (der Mutter) während dieser Zeit vor, und die Untersuchung ergab

ein völliges Fehlen des Neuhirns, wogegen das Urhirn in allen seinen Teilen normal entwickelt ist und etwa dem eines zweijährigen Kindes entspricht. Es ist nun erstaunlich, wie viel weniger dieser Mensch ohne Großhirn zu leisten vermochte als der erwähnte Goltzsche Hund. Das Kind hat in dauerndem Schlafe gelegen, die Arme waren kontrahiert und fast bewegungslos lag das Wesen $3^3/_4$ Jahre da. Nie wurden die Hände zum Greifen oder Halten benutzt. Vom zweiten Jahre an hat das Kind immerwährend geschrieen, durch Andrücken, besonders des Kopfes, konnte das Geschrei sofort gestillt werden. Es war nicht möglich, irgend eine seelische Reaktion zu finden, zu dem Kinde in Beziehung zu treten oder gar es etwas zu lehren. Dieser Fall zeigt sehr deutlich, wie die Leistungen des Großhirns in der Wirbeltierreihe an Bedeutung gewinnen, wie die höheren Tiere und ganz besonders der Mensch immer mehr von dem Neuhirn abhängig werden, ja daß der Mensch dessen Leistungen garnicht mehr entbehren kann. Das Kind ohne Großhirn „war weniger leistungsfähig als ein Fisch oder als ein Frosch ohne Großhirn.“

Der Schuster als Prophet. Gegen Ende eines jeden Jahres läßt bekanntlich in Paris Madame de Thèbes, die das Wahrsagen gewerbsmäßig betreibt, ihre Kassandrastimme ertönen, um Staaten, Völkern und Dynastien die Schleier von der Zukunft wegzuziehen. Für Portugal hat sie „neue Unruhen“ prophezeit, eine Wahrsagung, die leicht jedermann mit großer Aussicht auf Erfüllung hätte machen können.

Bei der Gelegenheit sei eine andere Prophezeiung erwähnt, die das ehrwürdige Alter von etwa 400 Jahren hat und aus dem Munde eines Mannes stammt, der zu seiner Zeit als großer Seher galt und dessen Prophezeiungen zum Teil historisch festgelegt sein sollen. Der Mann hieß B a n d a r r a und lebte um das Jahr 1500 in Trancoso (Portugal). Seines Zeichens war er Schuhmacher. Die Chronik erzählt, daß er vielfach wahrgesagt habe und daß seine Gesichte alle in Erfüllung gegangen seien. Da geschah es eines Tages, daß der König Dom Manuel I., der von der Gabe des Schuhmachers gehört hatte, ihn vor sich kommen ließ, um ihm eine Frage zu stellen. Dom Manuel war nicht sehr neugierig. Er kümmerte sich nicht darum, was nach ihm kommen werde, sondern er wollte lediglich wissen, durch welches Tor der Stadt er diese am nächsten Tage verlassen werde. Also eine Prophezeiung sozusagen auf Sicht. Der Prophet aber meinte, wenn er jetzt schon ein Tor namhaft mache, werde der König durch ein anderes reiten, um ihn Lügen zu strafen. Er wolle daher die Antwort niederschreiben. Nach dem Verlassen der Stadt werde der König die Antwort in einem versiegelten Briefe, den er hierbei überreichte, vorfinden. Dom Manuel ließ nun in aller Eile am Ende einer Straße eine Pforte in die Stadtmauer brechen, durch die er bei Tagesanbruch mit seinem ganzen Gefolge Evora verließ. Als er aber den Brief Bandarras öffnete, fand er darin ganz genau Ort und Straße der neuen Pforte verzeichnet.

So erzählt uns die Überlieferung und die Chronik. Von diesem Bandarra soll eine andere Prophezeiung stammen, nämlich die, daß in einem Jahre, in dem die Summe der beiden ersten Ziffern die durch die beiden letzten dargestellte Zahl ergibt, unter der Regierung eines Manuel Portugal seine Regierungsform ändern werde, daß diese neue Regierung aber nur drei Jahre, drei Monate und drei Tage dauern werde. Der erste Teil dieser Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, denn im Jahre 1910 unter der Regierung Manuels II. wurde die Monarchie bekanntlich gestürzt. Der zweite Teil hätte sich am 8. Januar 1914 erfüllen müsssen. Bemerkt sei dazu, daß diese Prophezeiung sich bis in vorrepublikanische Zeit zurückverfolgen läßt, nicht also, wie viele andere, nachher erst zurechgestutzt wurde. Es gibt übrigens noch einen Indizienbeweis dafür, daß diese Weissagung bei Hofe bekannt war, denn seit 1500 finden wir keinen erstgeborenen Sohn des Herrscherhauses mit dem Namen Manuel, während es doch sehr nahe gelegen hätte, einem Thronerben den Namen des größten Landesherrn zu geben. Und auch Dom Manuel II. war ja bekanntlich nicht zum Herrscher bestimmt.

Eine Gesellschaft zur Lebensverlängerung. In New-York ist kürzlich unter dem Patronat und Vorsitz des ehemaligen Präsidenten Taft und mit Unterstützung des amerikanischen Roten Kreuzes eine Gesellschaft gegründet worden, die unter andern den amerikanischen Botschafter in London, Page, und den Erfinder des Telephons, Graham Bell, zu ihren Vorstandsmitgliedern zählt. Die den Namen „Life Extension Institute" führende Gesellschaft, die über ein sehr großes Kapital verfügt, setzt sich die Aufgabe, nach Mitteln zu suchen, die geeignet sind, das menschliche Leben zu verlängern. Sie hat sich zu diesem Zwecke der Unterstützung eines Stabs medizinischer Autoritäten versichert, die in gemessenen Zwischenräumen dem Publikum praktische Ratschläge in Sachen der Hygiene erteilen, alle durch die Wissenschaft gemachten Neuentdeckungen verbreiten und daneben gegen eine ganz geringfügige Entschädigung für Konsultationen und Überwachung der Behandlung Kranker ihre Dienste zur Verfügung stellen. Die Gesellschaft verzichtete von vornherein auf Erzielung von Gewinnen. Wenn diese trotzdem den Betrag einer fünfprozentigen Verzinsung übersteigen sollten, so soll der entfallende Überschuß zur Verbesserung und Vervollkommnung der Arbeitsmethoden der Gesellschaft Verwendung finden. Man vermutet, daß der Hauptteil des Kapitals des „Life Extension Instituts" durch die amerikanischen Lebensversicherungs-Gesellschaften gezeichnet worden ist, die ein begreifliches Interesse daran haben, die Lebensdauer ihrer Versicherten tunlichst zu verlängern.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Zum siderischen Pendel.

Von meinen lieben Freunden Kallenberg und Weitzer aufgefordert, nehme ich Anlaß, den Lesern des Zentralblattes als Anregung ein paar Worte über den siderischen Pendel zu schreiben. Zunächst seien einige Bemerkungen zu dem in der Januarnummer des Z. f. O. erschienenen Artikels „Im Bannkreise des siderischen Pendels" gegeben. Kallenberg führt dort im Eingange aus, daß das Ersetzen des Menschen durch einen künstlichen Apparat, wie ich in Punkt VIII meiner Anregungen verlangte, ein Schritt zur Unvollkommenheit ist. In der Ansicht als solcher stimme ich ihm vollkommen bei, muß aber im Interesse der Pendelforschung bei meiner Forderung beharren. Denn nur, wenn es gelingt, auch nur unvollkommene, z. B. für Metalle und Mineralien, auch bei Ausschaltung des Menschen, ein für das betreffende Objekt charakteristische Schwingungen zu erzeugen, wird die Zahl der dem Okkultismus fernstehenden gezwungen sein, unsere Experimente zu bestätigen. Daß es nicht gerade von besonderer Einsicht zeugt, das empfindlichste und komplizierteste Instrument, den Menschen, nicht benutzen zu wollen, ist eine Frage für sich, die freilich zu nicht gerade liebenswürdiger Glossierung mancherlei Art von Voraussetzungslosigkeit einladen könnte. Unsere Experimente, über die demnächst von Kallenberg und im 4. Bande der Bibliothek für psychische Forschung berichtet werden wird, liefern den Beweis, daß der Pendel eines der einfachsten und vielseitigsten Instrumente ist und den großen Vorzug der nächsten Nachprüfung besitzt. Auf Grund eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß der Pendel in jeder Umgebung, bei Außerachtlassung jeder Vorsichtsmaßregel, funktioniert. Ein interessantes Beispiel einer geschlossenen Kette sei hier aufgeführt. Vor mir lagen die Bilder eines nun kindisch gewordenen Mütterchens von 76 Jahren, und zwar von ihrem 20. Jahre angefangen. Über dem Bilde der Jungfrau zeigte der Pendel vollkommenste weibliche Vitalität, mit Eintritt des 30. Jahres trat eine leichte Abnahme derselben und eine Verminderung der die geistigen Fähigkeiten andeutenden Schwingungen ein. Das Bild des 60. Jahres wies ein plötzliches Aufhören dieser letztge-

nannten Schwingungen auf, das des 70. Jahres zeigte nur mehr Schwingungen vegetativer und animaler Natur. Zwei Jahre später trat das vollständige Kindischwerden ein. Der Befund am lebenden Objekt ergab Vorherrschen der vegetativen Schwingungen, nur bei Erregungszuständen Spuren geistiger Schwingung.

Weitere Experimente betrafen die Prüfung der Übertragungsfähigkeit der gegenständlichen Strahlung. Die Versuche, die mein Freund Kallenberg nachprüfte, wurden in der Weise gemacht, daß das Objekt für kurze Zeit auf einen Spiegel gelegt wurde. Nach Entfernung des Objektes traten die Schwingungen über dem Spiegel auf. Ich riet Kallenberg, Versuche mit exkriminierter Materie anzustellen, die mir wenigstens gelängen. Auch der Schatten wies, auf einer photographischen Platte fixiert, die charakteristischen Schwingungen auf. Ein sehr interessantes Feld des Studiums bieten die sich über- und durchkreuzenden Pendelschwingungen dar. Sie bieten ein Bild der Entwicklung namentlich der Menschen nach verschiedener physiologischer und psychischer Richtung dar und stimmen im großen Ganzen mit den Angaben der Somantomanti und der Astrologie. Sehr hübsch sind auch Versuche über einer gesunden Person, welche eine bestimmte Rolle eines Dramas liest. Hier treten Affektschwingungen auf. Es wäre nun gut, diese Versuche auch mit Personen zu machen, die ihre Gedanken absichtlich eine Zeitlang auf irgendwelche Affekte konzentriert haben, und die gewonnenen Resultate mit dem Zwang der Hypnose sowie mit den Manien der Irrsinnigen zu vergleichen. Eigenartig ist auch die Entsprechung zwischen dem Affekt und Rhythmus. Auch ein Studium des Verbrecheralbums etwa in der Weise, daß Bilder eines dieser Unglücklichen aus verschiedenen Jahren bependelt würden, wären gut. Ihre praktische Anwendung bestände darin, daß Kinder mit Verbrecherschwingungen immer entgegengesetzt beeinflußt würden. Das Verfahren würde die Erziehung erleichtern und viele Mißgriffe verhüten. Bependelung von Sternphotographien ergibt ähnliche Resultate wie die Spektralanalyse, nur daß die Deutung dadurch erschwert wird, daß die sich durchkreuzenden Pendelschwingungen nicht in einer Ebene liegen. Ebenso gewähren Pendelversuche über schwingenden Stimmgabeln eine reizvolle Aufgabe. An weiteren Beobachtungen ist zu registrieren, daß das Pendel durch Magnete und elektrische Ströme beeinflußt wird; des ferneren, daß Bependelung von Briefen und Bildern, deren psychometrische Untersuchung in den meisten Fällen die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit aufweist. Dasselbe gilt auch für graphologische Beobachtungen. Einer Nachprüfung bedarf noch das Verhalten des Pendels über Induktionsrollen und bei strömender Elektrizität.

Krankheitsdiagnosen gelingen beinahe immer in der Form, daß festgestellt wird, inwieweit ein Organ normal funktioniert oder nicht, während Einzeldiagnosen noch nicht mit wünschenswerter Sicherheit gestellt werden können.

Astrologisch läßt sich feststellen, daß bei besonders starker Bestrahlung durch einen der Horoskopplaneten die diesem Planeten angehörenden Charaktereigenschaften sich in den Pendelschwingungen über dem Bilde der betreffenden Person kundtun.

Damit seien für heute diese Andeutungen beschlossen, mögen sie Anregung gewähren.

Simharajan.

Tabakrauchen und Hellsehen. Ein Abonnent aus Rußland ersuchte den Schriftleiter dieses Blattes um Aufklärung bezüglich der Einwirkung des Tabakrauchens, und zwar speziell der russischen Zigaretten, auf das Hellsehen. Diese Frage kann der Schriftleiter nur teilweise beantworten. Allgemein heißt es, daß starkes Tabakrauchen die hellsehenden Fähigkeiten herabsetzt. Auch soll der Tabakrauch auf höhere unsichtbare Intelligenzen abstoßend wirken. Wer darüber aus eigener Erfahrung näheres weiß, ist gebeten, dies in unserem Blatte zu veröffentlichen. Ob der russische Tabak speziell günstige oder schädliche Eigenschaften für einen Hellseher besitzt, wäre noch eine besondere Frage.

Gedankenphotographie in Japan. Wir bringen zur Kenntnis unserer verehrten Leser, daß unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Wilhelm Wrchovszky, Wien (Mitglied der Gesellschaft für psychische Forschung in London, Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Tokio usw.), das Übersetzungsrecht für Prof. Dr. Tomokichi Fukarais Werk: „Tosha to Neusha" (Hellsehen und psychische Photographie) erworben hat.

Diese einzige autorisierte deutsche Ausgabe wird um einige Kapitel und eine Reihe von Abbildungen vermehrt sein. Herr Wrchovszky wird dazu eine entsprechende Einführung schreiben, und so steht zu erwarten, daß dieses Buch auch für die europäische psychische Forschung von großer Bedeutung sein wird. Gerade die „Gedankenphotographie", oder richtiger gesagt, die psychische Photographie, stellt ein eminent wichtiges Hilfsmittel zur Erforschung der psychischen Phänomene dar, und es wäre nur zu wünschen, daß nun auch in Deutschland damit **ernstlich** zu arbeiten begonnen würde.

Der Pfaffe Konrad.

(Zum Aufsatz des Herrn Professor Dr. Claus.)

Berliner Geschäftsleute pflegen Bestellungen durch den Fernsprecher nicht entgegenzunehmen, falls sie nicht irgendwie sonst noch bestätigt werden. Dieselbe Vorsicht wäre mediumistischen Mitteilungen und Trance-Reden gegenüber auch angebracht. Diese sind sehr häufig falsch und erscheinen unsinnig. Sie sind trotzdem oft nicht ohne Wert, aber dieser Wert besteht nur für ein etwaiges späteres Fachstudium, als Stoff für ein Archiv. Veröffentlicht sollte aber nur das werden, was eine Nachprüfung aushalten kann, denn sonst gereichen derartige Mitteilungen bei dem schweren Ringen, das der Okkultismus um seine Anerkennung seitens der Wissenschaft führt, sehr zum Nachteil.

Das über die „Weiße Frau" Gesagte nachzuprüfen, fehlt es mir zur Zeit an Quellen. Ich beschränke mich daher auf den Auszug aus dem Hornungschen Buch über den Pfaffen Konrad. Die etwas kinodramatische Mitteilung lautet etwa: „Der Pfaffe Konrad, Verfasser des Rolandsliedes, habe mit der Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde von England, in Verkehr gestanden. Sie habe ihm am 13. 8. 1187 ein Kind geboren, das erwürgt worden sei. Darauf habe er sie am Juni 1188 erstochen, habe dann den Herzog, als dieser vom Kreuzzug zurückkehrte, 1193 vergiftet und sei selbst am 11. 9. 1197 gestorben.

Man betrachte die Sachlage vorerst vom gesellschaftlichen Standpunkt aus: Es ist möglich, daß Konrad mit der Herzogin unbeobachtet in Verkehr gestanden hat.

Es ist möglich, aber unwahrscheinlich, daß sie niederkam und das Kind getötet wurde, ohne daß es bemerkt wurde.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Herzogin erstochen wurde und die Art ihres Todes und der Mörder verborgen blieb, sodaß es ihm nachmals möglich wurde, auch noch den Herzog umzubringen.

Die historischen Daten sind, soweit ich sie feststellen kann, folgende: Pfaffe Konrad war Beamter am Hofe Heinrichs des Stolzen, des Vaters des Löwen. Das Rolandslied wurde um 1135 verfaßt, um welche Zeit man doch für ihn ein Alter von mindestens 20 Jahren annehmen muß. Demnach wäre er zur Zeit seiner Liebes- und Misse-Taten über 70 Jahr gewesen.

Über die Herzogin fehlen mir die Daten, doch glaube ich, daß auch sie mindestens in den Fünfzigern war.

Herzog Heinrich war niemals auf einem Kreuzzug. Er starb in Braunschweig am 6. 8. 1195, nicht 1193. Da sein Tod für das gesamte damalige Europa schwerwiegende Bedeutung hatte, dürfte ein Irrtum in dem geschichtlich überlieferten Todesdatum ausgeschlossen erscheinen. Victor, Junker von Levetzow.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Neue Kunstbücher. Bekanntlich gehört den reichen gotischen Altären und Grabdenkmälern Oberdeutschlands unsere ganze Bewunderung, und die Multimillionäre jenseits des großen Teiches sind immer heftiger an der Arbeit, uns die schönsten Holzbildwerke des ausgehenden Mittelalters zu entführen. Wenn es bisher mit dieser Epoche der deutschen Plastik so stand, daß sie von der Forschung etwas vernachlässigt war, so wird dies jetzt durch ein im Verlag Julius Zeitler in Leipzig erschienenes prächtiges Kunstbuch über „Die Frühwerke des Veit Stoß und ihre Beziehungen zur oberdeutschen Kunst des 15. Jahrhunderts" von Dr. Max Loßnitzer vollkommen ausgeglichen.

Diesem Veit Stoß-Forscher ist es gelungen, an der Hand der in Krakau erschlossenen polnischen und deutschen Quellen die Frühwerke des Veit Stoß in Krakauer Kirchen, diese erstaunlichen Proben des eindringlichsten Naturalismus und des malerischen Stiles vor Dürer, eingehend zu erforschen. Der Anhang enthält eine Fülle von wissenschaftlichen Notizen und Archivalien. Der Text ist aufs höchste belebt durch die 60 beigegebenen sorgfältig gewählten Bild-Tafeln. Hier hat Veit Stoß, der große Bildschnitzer von Nürnberg, jetzt das Denkmal erhalten, das seine Werke, sein alter Ruhm und seine denkwürdigen Schicksale verdienen. Das zweite kunstgeschichtliche und kunstästhetische Werk, das uns der Verlag Julius Zeitler in Leipzig bringt, betitelt sich „Andacht in der Malerei", Beiträge zur Psychologie der Großmeister von Oscar Ollendorff. An die Großmeister der Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts, an Lionardo, Michelagniolo, Raphael, Tizian und Correggio, Dürer und Holbein, Rubens, Rembrandt und Murillo wurde die Frage gerichtet, wie in ihren Werken Andacht dargestellt sei. Diesem hauptsächlichen Ausdruck gilt Ollendorffs Bemühen. Seine Untersuchung bezweckt, das Leben des Gebetes in steigender Fülle und Bedeutung an den Werken der Großmeister möglichst anschaulich darzustellen. Für das Studium dieses menschlichen Ausdruckes wurden die Werke der bildenden Kunst die Hauptquellen. Es verbindet sich in der mit 18 Bild-Tafeln aufs schönste bereicherten Schrift ein gedoppelter Inhalt, ein kunstgeschichtlicher und ein religiöser. Kunstgeschichtlich ist das Werk von ebenso überragendem wissenschaftlichem Charakter, als es in religiösem Sinne wahrhaft tief ist. Dem Werke ist also eine zweifache Gemeinde bestimmt, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß ihm ein ganz besonderes Interesse entgegengebracht wird.

Das Glück der Menschheit. — Wie können wir von Leid und Krankheit frei werden? Von Selma Jäger, Weimar, Selbstverlag. Zwei volkstümlich gehaltene Aufklärungsschriften. Die erste mit dem Untertitel „Evangelium einer Kinderseele", die zweite „Enthüllungen geistiger Weltgesetze".

Beide Heftchen sind von dem ehrlichen Streben erfüllt, die Menschheit zur Erkenntnis und zur Vollkommenheit zu führen, auf daß sie geistige Güter sammeln und ein nützliches Glied eines Zukunftsstaates werden. Die Verfasserin, eine Arbeiterin aus den allerärmsten Volksschichten, schrieb dies Büchlein fürs Volk, sie geißelt die bestehende gesellschaftliche Ordnung, Mode- und Erziehungstorheiten u. a. und gibt die Wege zur Vollkommenheit an. Obwohl die Ausführungen nicht immer unanfechtbar sind und mehr System erheischen, so müssen die kleinen, billigen Büchlein (30 und 50 Pfg.) doch empfohlen werden ihres lauteren, guten Zweckes willen. In den „Enthüllungen geistiger Weltgesetze" geht die sensitive Verfasserin, durch Träume und Ahnungen in einem gewissen Grad hellsehend, gerade soweit, als es für das Wissen der unteren Volksklassen wünschenswert ist. Und wie viele den okkulten Wissenschaften fernstehende Höhergebildete, könn-

ten durch das Lesen dieser beiden Büchlein den Gesichtskreis ihrer Anschauungen zu ihrem Vorteil erweitern. Ad. K.

Welche Rechte hat das uneheliche Kind und seine Mutter? Gemeinverständlich dargestellt und mit Klageformularen, Mustern und ausführlichen Kalendertabellen versehen von Richard Burgemeister. Gesetzverlag L. Schwarz u. Comp., Berlin S. 14, Dresdnerstraße 80. Preis Mk. 1,10. Taschenformat.

Wohl auf keinem Gebiete sind im Volke so irrige Ansichten verbreitet als inbezug auf die Rechte des unehelichen Kindes und seiner Mutter. Aufklärend und belehrend wirkt das von einem Fachmann bearbeitete Buch. Es behandelt die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes, Erbrecht, Legitimation, Annahme an Kindesstatt, Vormundschaft, die Verfolgung des Anspruches auf Unterhalt, Schadenersatz und Entbindungkosten, Zwangsvollstreckungs-Verfahren u. s. w. Dem Buche, in welchem auch zweckdienliche Kalendertabellen für jeden Tag, Klageformulare und sonstige Muster enthalten sind, ist die weiteste Verbreitung zu wünschen und seine Anschaffung ist auch Pflegern und Vormündern zu empfehlen.

Prof. Dr. Gustav Jaegers Wetter- und Mondkalender 1914. Preis 30 Pfg.

Prof. Dr. Jaeger hat an Falb angeknüpft und hat dessen System natürlich erweitert und ausgebaut. Es stellt dieser Kalender also eine Art praktischer Verwertung der Astrologie dar und mag schon aus diesem Grunde viele Leser interessieren. Dem Kalender ist eine eingehende Belehrung seiner Benützung beigegeben. Selbstverstädlich hat ein so kritischer Kopf wie Prof. Jaeger bald herausgefunden, daß der Mond nicht allein der allmächtige Wettermacher ist. Und gerade in der richtigen Erkenntnis des beschränkten Einflusses des Mondes auf das Wetter liegt der Wert des vorliegenden Kalenders. Leider ist es uns wegen Raummangel nicht möglich, näher darauf einzugehen. Der niedere Preis ermöglicht es zudem jedermann, der an solchen Problemen Interesse hat, sich diesen Kalender samt Belehrung anzuschaffen, und er mag dann durch eigene Beobachtung herausfinden, inwieweit die Prognosen pro 1914 eintreffen. Z. Z.

„Verschwendung" und „Haushalt" im erkrankten Nervensystem. Die Heilung der Nervenleiden durch die Gesundheitslehre der nervenstarken Kulturvölker von Ottomar Hohman. Verlag O. Hohmann, Berlin. Dritte Auflage. Preis Mark 1.—.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß von allen Kulturvölkern die Chinesen und Japaner die besten Nerven besitzen; die höchst eigenartige Nervenpflege derselben, jetzt von einer Ärztin beschrieben und vom Verfasser eingeführt, hat sich auch in Europa in schwierigen Fällen bewährt. In der Nervenpflege der Chinesen, die fast mit allen hier bekannten Ansichten im direkten Widerspruch steht, werden besonders Medikamente, Wasser und elektrische Anwendungen gemieden und nur auf das Gehirn eingewirkt, wodurch instinktiv der allein richtige Weg zur Heilung der Nervenleiden gefunden wurde. Es ist bekannt, daß bei allen Nervenkranken, die durch Selbstmord oder im Irrenhause zugrunde gegangen sind oder die an Epilepsie, Krämpfen oder nervösem Kopfschmerz gelitten haben, bei der Sektion entzündete oder entartete Hirnhäute festgestellt werden. Bei Entzündung entweicht aber Nervenkraft aus den elektrischen Batterien des Gehirns, es fehlt an Betriebskraft, und einen solchen Zustand nennt man „nervös". Der Chinese bedeckt den Kopf während der Nacht mit schwerer Rohseide, isoliert also die elektrischen Batterien des Gehirns, wodurch bei einer in diesem Buche beschriebenen Ernährung und Körperpflege der Kopfschmerz beseitigt, ein ruhiger Schlaf erzeugt, die Entzündung der Hirnhäute und die unbewußte Verschwendung der Nervenkräfte aufgehoben, besonders aber auch die durchgreifende Heilung eines Nervenleidens ermöglicht

wird. Auch die Heilkraft der Sonne wendet der Chinese in höchst eigenartiger Weise an. M. M.

Geheime Gesellschaften in alter und neuer Zeit. Ihre Organisation, ihre Zwecke und Ziele. Mit besonderer Berücksichtigung der Freimaurer- und Odd-Fellow-Logen, des Druiden- und Illuminaten-Ordens. Von Erich Hein. Leipzig 1913. Verlag von Raimund Gerhard. Preis 2 Mark.

Der Verfasser hat sich seit Jahrzehnten mit größtem Interesse dem Studium geheimer Orden und Gesellschaften gewidmet, in einigen längere Zeit an leitender Stelle gewirkt und mit führenden Männern anderer Verbindungen freundschaftlichen Verkehr und Gedankenaustausch unterhalten, so daß ein großer Teil der im nachstehenden Buche enthaltenen Mitteilungen als authentische betrachtet werden darf. Jedoch verwahrt sich der Verfasser dagegen, in der vorliegenden Arbeit eine Verräter- oder eine Propagandaschrift für irgend eine bestimmte Organisation oder Richtung zu erblicken. Es war dem zurzeit von jeder Verbindung völlig unabhängigen Verfasser lediglich nur darum zu tun, die falschen und übertriebenen Vorstellungen, welche in weiten Kreisen über manche Geheimverbindungen herrschen und oft nur aus der trüben Quelle wertloser Schauer- und Kolportageromane geschöpft sind, richtigzustellen. In gedrängter Kürze berichtet der Verfasser auf 126 Seiten über nahezu 200 verschiedene Geheimverbindungen der alten und neuen Zeit, des Morgen- und Abendlandes, so daß man über sein vielseitiges Wissen staunen muß. R. K.

Tierseele. Zeitschrift für vergleichende Seelenkunde. I. Jg. 1./2. Heft. 1913. Bonn, Verlag Eisele.

Das andauernde Interesse nicht nur der naturwissenschaftlichen und der philosophischen Kreise, sondern auch die rege Anteilnahme an der Weiterentwicklung der „denkenden Tiere" von Seite der Gebildeten aller Länder rechtfertigt die Herausgabe einer Zeitschrift, in der wir eine Zentral-Sammelstelle alles einschlägigen, von Autoritäten überprüften Materials erhalten.

Als Arbeitsgebiete, die stete Berücksichtigung finden sollen, werden nebst der nächstliegenden Aufgabe: der Förderung der tierpsychologischen Wissenschaft noch folgende Sondergebiete angeführt: Tierunterricht (und Unterrichtsversuche), Beiträge zur Geschichte der Tierseelenkunde aus Gegenwart und Vergangenheit, verbürgte Beobachtungen über das Seelenleben der Tiere, Untersuchungen aus den Gebieten der Physiologie und Anatomie, Erfahrungen aus den dunklen Grenzgebieten des Seelenlebens, Berichte über neuere Literaturerscheinungen, menschliche Auffassung vom Tiere, wie sie sich im Volksmund, in Kunst und Dichtung, Geschichte, Sage und Mythologie offenbart, Schutz und Recht des Tieres.

Es ist bei dem hier zur Verfügung stehenden Raum nicht möglich, den reichen Inhalt des vorliegenden Doppelheftes referierend wiederzugeben; die bloße Anführung der Aufsätze und Berichte würde eine Seite in Anspruch nehmen.

Es seien nur aus dem reichen Inhalt die ausführlichen Aufsätze von Prof. Claparède (Genf): Die gelehrten Pferde von Elberfeld, Krall: Versuche mit dem klugen Hans, Die wissenschaftl. Gutachten (internat. Zool.-Kongreß in Monaco 1913 und der dort angenommene Protest Prof. Desclers und Erwiderungen darauf); Dr. Haenel: Versuche, im Anhang der Aufruf der Gesellschaft für Tierpsychologie angeführt.

Es sind jährlich 4 Hefte (mindestens) von je 80 bis 100 Seiten gewährleistet. Bezugspreis für das Jahr in Deutschland 12 Mk., für das Ausland 14 Mk.

Wir wünschen dem bisher einzig dastehenden Blatte eine recht weite Verbreitung und dauerndes Gedeihen. Dr. K.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Mitte jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang. | **Mai 1914.** | **11. Heft.**

Zur Klärung der siderischen Pendelfrage.

Von Dr. phil. **Welisch.**

Weimar, 23. 3. 14.

Sehr geehrter Herr Kallenberg!

Vor ungefähr 14 Tagen erschien in der hiesigen »Weimarischen Zeitung« eine Notiz, daß jemand aus Greiz hier in der Nähe eine Wasserader mittelst eines Gewichtes an einem Drahtseil entdeckt habe. Ich schrieb sofort an die Zeitung und teilte ihr mit, daß das erwähnte Instrument nichts anders sei als der von Ihnen entdeckte siderische Pendel. Gleichzeitig empfahl ich Ihr Buch und gab eine kurze Anweisung, wie das Experiment mit dem Pendel zu machen sei. Die Weimarische Zeitung brachte die Notiz am folgenden Tage und ich schickte sie in das Sanatorium des Dr. Warda nach Blankenburg, um diesen Nervenarzt dafür zu interessieren. Wer davon hört, hat bisher die Sache lebhaft aufgenommen, und so hoffe ich, daß mein kleiner Anteil zur Verbreitung dienen hilft. Ich habe inzwischen viele Versuche gemacht und die Landschaften, auf denen Wasser befindlich, interessierten mich besonders, ebenso die Darstellung von Kirchen, Schlössern u. dgl., bei welchen der Pendel stets verschiedene Figuren zeigt. Eins fiel mir besonders auf. Ueber dem Innern des Invalidendoms stand er fest, und zwar über dem Sarkophag Napoleons; auch über anderen Grabmonumenten. Am auffälligsten aber ist es mir, wenn der Pendel bei dem Durchblättern des Photographiealbums meiner Bekannten genau anzeigt, wer gestorben ist. Ich halte ihn in der schnellsten Schwingung über ein bestimmtes Bild, und er wird sofort stumm. Sie wollten in den »letzten Dingen« sich nicht aussprechen, wahrscheinlich, um nicht Beunruhigung zu erwecken, aber die Frage muß ich nun doch an Sie richten: steht der Pendel unbeweglich über

dem Bilde einer Person, von der ich weiß, daß sie noch lebt: ist dies ein Zeichen des nahen Todes? Ich habe das Experiment mehrfach gemacht, auch über Bildern, wo eine Person mit mehreren zusammen ist; über einer einzigen aus der Gruppe bleibt er stehen. Auch bei verschiedenen Personen, über deren Schicksal ich nichts mehr weiß, aber deren Bilder doch in vergangenen Jugendjahren aufgenommen wurden, habe ich die gleiche Bemerkung gemacht, und ich kann es mir nicht anders deuten. — Und noch ein Zweites. Kann man den Pendel durch die eigene Willenskraft beeinflussen? Dann kämen wir zu den Manifestationen des Psychographen, und das wäre bedauerlich. Den letzteren habe ich stets beeinflusst; er schrieb, was ich dachte; ich kann mir aber nicht denken, daß der Pendel derart von unserem Willen abhängig sein kann.

Ihre Zeit ist jedenfalls sehr besetzt; vielleicht aber finden Sie einmal ein Viertelstündchen, um jene Frage zu beantworten, die mir von grosser Wichtigkeit für die Offenbarungen des Pendels erscheint.

Meine besten Wünsche sind mit Ihnen und möchten Ihnen und Ihrem Streben allen nur möglichen Erfolg verschaffen, — eine Genugtuung für Ihr Leben, dem das Schicksal so viel geraubt hat!

In steter treuer Freundschaft

Ihre ergebene
Elise von Wolfersdorff.

Bezugnehmend auf den voranstehenden Brief, den mir der Schriftleiter, Herr G. Weitzer, zur Einsicht vorlegte, erlaube ich mir, einiges aus meiner Erfahrung über das siderische Pendel mitzuteilen. Ich möchte jedoch gleich anfangs ausdrücklich bemerken, daß ich nur pro domo spreche, da ich überzeugt bin, daß kaum zwei Personen zu gleichen Resultaten gelangen, da das siderische Pendel jedenfalls von den Fluidalkörpern der Experimentatoren beeinflußt wird, die eben, wie die physischen Körper, individuell verschieden sind.

Was die eigene Willenskraft anbetrifft, wirkt sie bei mir unzweifelhaft nicht nur auf das von mir, sondern auch von fremden Personen gehaltene Pendel ein. Auch dann, wenn ich den Wunsch und die Absicht habe, die Autosuggestion möglichst auszuschalten, bleibt doch soviel übrig, daß Mißweisungen häufig die Folge davon sind. Ich verweise übrigens auf die diesbezügliche Notiz, die im letzten Heft des »Zentralblattes« darüber enthalten war. Diese Erfahrung war für mich gewiß äußerst betrübend, ist aber eine durchaus verständliche Erscheinung; denn Gedanken, Wünsche, wie alle anderen psychischen Phänomene, sind wahrscheinlich Funktionen unseres Fluidalkörpers, dessen veränderte Ausstrahlungen eben durch das Pendel zum Ausdruck gelangen. Wollen wir nun einmal die Sache gründlicher betrachten.

Wenn die Wissenschaft einer neuen Sache gegenübersteht und diese in irgendeiner Weise der Menschheit dienstbar machen will, müssen vor allen Dingen die Ursachen klargestellt werden. Da dieses Ideal im Anfange gewöhnlich nicht erreichbar ist, hilft man sich mit Hypothesen, Annahmen, die in späterer Zeit durch neue Entdeckungen entweder als richtig oder als falsch erkannt werden. Nur wenn wir die Ursachen kennen, ist es möglich, auf Grund logischer Schlüsse langsam das theoretische Gebäude aufzubauen und daraus die praktische Verwendung abzuleiten. So auch hier. Solange wir nur empirisch arbeiten, gleichen wir einem im Dunklen suchenden Menschen, der zufällig das eine oder das andere findet, sich aber über das Gefundene in keiner Weise Rechenschaft geben kann, und natürlich dann verleitet wird, die Erscheinung ganz falschen Ursachen zuzuschreiben. Ich für meine Person stelle mir die Sache so vor: Ein frei hängendes Pendel bleibt in Ruhe, da nur die Schwerkraft darauf einwirkt. Es müssen also weitere Kräfte vorhanden sein, welche die Schwingungen hervorbringen. Eine Kraft dürfte die Ausstrahlung des menschlichen Fluidalkörpers (menschlich Radioaktivität), die andere die Ausstrahlung des Versuchsobjektes sein. Die Resultierende beider ist eben die Pendelschwingung, die dann nach Art und Stärke der Komponenten ein Kreis, eine Ellipse etc. ist.« Freilich setzt diese Hypothese zwei Dinge voraus, den menschlichen Fluidalkörper und die Ausstrahlungen des Versuchsobjektes. Der menschliche Fluidalkörper scheint mir nun durch die Versuche Durvills und anderer so ziemlich sicher zu stehen und auch die Ausstrahlungen der Versuchsobjekte sind nach den Entdeckungen Röntgens, Crookes, Curies nicht mehr zweifelhaft. Warum aber funktioniert das Pendel dann nicht immer klaglos? Es müssen eben Umstände maßgebend sein, die ungünstig auf die Pendelschwingungen einwirken, und so ist es leider. In erster Linie hängt die Funktion von der individuellen Veranlagung des Experimentierenden ab, und verhältnismäßig haben nur wenig Menschen die natürliche Anlage dazu. Eine weitere große Fehlerquelle ist die Autosuggestion, d. h. die unwillkürliche Selbstbewegung des Pendels, die auch bei der größten Aufmerksamkeit schwer zu vermeiden ist. Auch der gesundheitliche Zustand spielt dabei eine große Rolle, indem eine kleine Indispostion schon genügt, um Mißweisungen zu erhalten. Wollen wir nun zu einem befriedigenden Resultat kommen, müssen wir diese Fehlerquellen studieren und Mittel zu ihrer Beseitigung zu finden trachten. Diese Arbeit kann aber unmöglich von Laien gelöst werden, da ihnen die wissenschaftliche Grundlage und der Ueberblick über verwandte Erscheinungen fehlt. Wie sich heute bereits Vereine gebildet haben, die sich die Erforschung der Wünschelrute zur Aufgabe stellen, sollte es auch Vereine für das siderische Pendel geben, welches in seinem Wirkungskreise ja viel umfassender wie die Wünschelrute ist. Wenn sich

einige tüchtige, vorurteilsfreie Männer der Wissenschaft, die in ihrem Fächern Spezialisten sind, z. B. ein Experimentalphysiker, ein Experimentalpsychologe und ein Nervenkliniker, zusammenfinden und die Erscheinungen an sich oder an einem guten Medium studieren würden, käme man entschieden bald zu greifbaren, sicheren Resultaten; denn das siderische Pendel ist ein rein physikalisches Instrument der Strahlungsphysik, allerdings einer Wissenschaft, die heute noch in ihren Kinderschuhen steckt, die aber jedenfalls berufen sein wird, eine ungeahnte Entwicklung der Wissenschaft anzubahnen und eine neue Weltanschauung zu begründen.

Was das Pendel als ein Instrument der Zukunftsmantik, Prophetie und als Vermittler mit den übersinnlichen Mächten anbetrifft, stelle ich es in gleiche Linie mit dem »Tischrücken« etc. Wer die medialen Fähigkeiten hat, Blicke in das Jenseits zu werfen, kann sich der verschiedensten Werkzeuge dazu bedienen, wie des Tischrückens, Psychographen, Pendels usw., er wird Erfolg haben; wer aber die Fähigkeit nicht dazu besitzt, erreicht mit dem Pendel gerade so wenig wie mit einem anderen Instrument. Ich habe diesbezüglich manches erfahren, da ich einige Veranlagung dazu besitze. Nur ein einziges Mal habe ich durch das Pendel tatsächlich eine einwandfreie richtige Offenbarung erhalten. Es handelte sich dabei um folgendes: Vor einigen Monaten verlor ich in meiner Wohnung zwei wertvolle Ringe, die trotz eifrigsten Suchens absolut nicht gefunden werden konnten. Schon wollte ich die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen, als ich mich des Pendels erinnerte. Ich frug dasselbe, und in wunderbar klarer und präziser Weise bezeichnete es den Ort, wo sich die Ringe befanden. Ich hatte sie in der Frühe vergessen anzustecken, und das Dienstmädchen wischte sie, ohne es zu bemerken, mit dem Staubtuch herunter, und so verrollten sie sich unter den großen Teppich im Winkel, an den wir alle nicht im Traume dachten. Dies ist gewiß höchst interessant und merkwürdig. Dies war aber auch der einzige Fall, wo ich wirklich eine schöne, klare Antwort erhalten hatte. Alle anderen Aussagen waren zum Teil oder ganz falsch, meistens waren sie nichts anderes als die Bestätigung von Wünschen und Hoffnungen, die ich im geheimen trug. Diese Art der Verwendung des Pendels gehört in ein ganz anderes Gebiet als das anfangs berührte, ist tief okkult und könnte wohl nur von einem wahren Adepten gelöst und erklärt werden.

Herr Friedrich Kallenberg hat jedenfalls der Menschheit einen großen Dienst erwiesen, indem er diese Sache der Vergessenheit entriß, und es ist nun an uns, nicht auf Grund vager Vermutungen und Hoffnungen, sondern auf Grund exakter Forschung das Pendelproblem zum Wohle und zum Nutzen der Menschheit zu klären.

Ein Ausflug nach Tripolis zu den Marabuts.

Von A. von Ulrich.*)

Die Marabuts sind eine uralte mohammedanische Sekte, die im Norden Afrikas heimisch ist.

Im Arabischen bedeutet das Wort »él marbut« so viel als dem Dienste des Höchsten geweiht.

Die Marabuts bilden eine heilige Kaste, die sich auszeichnet sowohl durch ihren asketischen Lebenswandel, wie durch Geistesgaben und intellektuelle Kultur und durch die Reinheit und Erhabenheit der Ziele, die sie verfolgen.

Mit diesem Namen bezeichnet man in der Vergangenheit wie auch heute noch die Asketen und Heiligen unter den Muselmännern in Cirenaica, Tripolis, Tunis, Algier und Marokko. Jedoch sagen die Marabuts selbst, daß die wahren Träger dieses Namens, das heißt solche, die durch göttliche Gnade okkulte Kräfte besitzen, den Elementen gebieten können und die geheimen Naturgesetze kennen, heutzutage äußerst selten und auch schwer zugänglich sind.

Doch ehe ich Italien verließ, hatte ich mich vergewissert, daß einige dieser Leute sich in Tripolis befanden, und sobald ich mich ausgeschifft hatte, befand ich mich auf der Suche nach ihnen. Meine Ueberzeugung war so fest, daß es mich zwar wunderte, aber nicht am Gelingen verzweifeln ließ, als meine Landsleute, an die ich mich um Auskunft gewandt hatte, mir erklärten, daß sie wohl jahrelang im Lande lebten und Sitten, Gebräuche und Gesetze desselben gut kannten, von solcher Sekte aber nie etwas gehört hätten.

Da ich aber nicht nachließ zu forschen, gelang es mir schon nach fünf Tagen, eine Zusammenkunft mit einem der religiösen Häupter zugesagt zu erhalten. Zwei sehr einflußreiche Italiener, die auch bei den Eingeborenen in hohem Ansehen stehen, Herr Labi und Rastigniano, vermittelten die Sache und der Heilige erschien pünktlich, wie er es versprochen.

Es war ein Mann, der vornehm aussah, zwar war sein Gesicht nicht gerade weiß, doch auch nicht schwarz oder negergleich, sondern von einem stark ausgesprochenem Braun, hoch gewachsen und kräftig gebaut mit regelmäßigen, ansprechenden Gesichtszügen glich er mehr einem Europäer als einem Afrikaner. Auch war er reinlich und sogar reich gekleidet, was bei diesen Leuten sonst sehr selten anzutreffen ist, er hatte eine weißseidene »galabia« wie die Nazarener.

Da ich nur wenige Worte arabisch kannte und der Heilige sehr wenig italienisch verstand, war Herr Labi so freundlich den Dolmetscher zu spielen.

---

*) Deutsche Uebersetzung einer gleichnamigen italienischen Broschüre von Prof. G. B. Penne (Rom).

Um alle Zurückhaltung und Geheimniskrämerei von seiner Seite sofort zu beseitigen, fing ich damit an, ihm zu erklären, daß ich seine Religion hoch achte und nach Tripolis gekommen sei, um deren Riten, Dogmen und Mysterien zu studieren im Suchen nach der Wahrheit, da keine Religion höher sei als die Wahrheit.

Darum können die drei römischen Vorschriften: onesto vivere, nominem laedere, suum cuique tribuere wohl für das gewöhnliche bürgerliche Leben genügend erscheinen, jedoch kann das den nicht zufriedenstellen, der ein höheres Streben besitzt und sich über das hinaus heben will, was der Allgemeinheit genügt.

Der Marabut antwortete sehr gelassen:

»Es gibt nur eine einzige Religion, es ist diejenige, die in unserem Gewissen wacht und uns quält, wenn wir Schlechtes taten, uns davor warnt und uns erfreut, wenn wir im Rechten wandeln. Alle Religionen gründen sich auf dieselben Grundsätze und fließen aus einer Quelle, das ist die Sittlichkeit, die Brüderlichkeit und das Geistige in uns, das sich in der Nächstenliebe ausdrückt, im Wohltun, in der Tugend. Alle Religionen, Formen und Zeremonien sind nur Träger einer Kraft, die in der Welt wirkt, um die Menschheit zu bessern. Menschen und Priester haben die Religionen erdacht und behaupten, es seien Wahrheiten, um ihre eigenen Zwecke zu verfolgen und um die Wahrheiten dem Klima, den Rassen und der Zivilisation anzupassen.« —

Meine Frage: »So macht Ihr keinen Unterschied zwischen Christentum und Mohammedanismus? Ihr glaubt, daß man zum Heil gelangen kann, einerlei ob man Christ, Moslem oder Israelit sei?«

Antwort: »Wir alle sind Brüder und gehören alle derselben Menschheit an. Der Koran sagt: O Menschen! Wir haben euch geboren werden lassen von einem Manne und einem Weibe und haben euch verteilt in Familien und Rassen, damit ihr unter euch findet den Würdigsten vor Gott und der ihn am meisten fürchtet.

Wir betrachten auch Dich als unseren Bruder und werden froh sein, Dich unter uns zu sehen und Dir unsere Lehre mitzuteilen.

Der Islam vernichtet die Unterschiede der Völker und hat aus der ganzen Menschheit eine Familie gemacht. Alle können erlöst werden, wenn sie tugendhaft sind, die eigene Religion pünktlich erfüllen und in Treue dem natürlichen Gesetze folgen, welches die Grundlage der Staatsgesetze ist. Doch wer treulos ist und das eigene Gesetz verachtet, für den ist kein Heil.

Der Wilde hat keine Sünde und kann nicht verdammt werden, da er keine andere Religion kannte als seinen Fetischdienst. Nur die niedrigen und wenig entwickelten Religionen machen ihre Anhänger abergläubisch und intolerant, nur die Unwissenden leugnen die Wahrheit in den anderen Religionen und verfolgen ihre Brüder. Der Heilige aber

weiß, daß Gott der Eine ist und daß die ganze Schöpfung von ihm herrührt und wieder zu ihm zurückkehrt, darum liebt der Heilige alle Kreaturen und die ganze Schöpfung, weil er in ihr den Schöpfer liebt.

Moses, Elias, Zacharias, Zoroaster, Brahama, Christus, Buddha, Mohammed waren alle nur Gesandte Gottes und seine Diener; ihre Lehren sind alle gleich gut und heilig, haben alle dieselbe Basis und dieselben Grundgedanken. Darum erkennen wir sie alle an und halten sie.«

Frage: »Ich dürfte also in Eure Moscheen treten und Euren Riten und Religionshandlungen beiwohnen, sowie auch Eure Art und Weise kennen lernen, durch die Ihr die geheimen Gesetze der Natur Euer eigen nennt und beherrscht?«

Antwort: »In diesem Augenblicke nicht, weil wir uns im Ramadan befinden, das ist die Zeit der Buße, des Gebetes und Fastens; einige Fanatiker unter uns würden die Gegenwart eines Fremden und Profanen unter uns nicht dulden. Doch sobald der Ramadan vorüber ist, kannst Du jeden Freitag abends in unsere Moscheen treten, unseren Gebräuchen beiwohnen und die körperlichen Disziplinen beobachten, denen sich viele unter uns unterwerfen, um das Fleisch abzutöten und den Körper zum gehorsamen Diener des Geistes und des Willens zu machen, während die Laienwelt sich fast ganz den Begierden und Verlangen des Körpers hingibt und ihn zum Herren ihres Geistes und Willens macht, sodaß fast alles Tun der Menschen von ihrem Körper geleitet wird. Man denkt nur daran, dem Körper das größte Wohlbehagen zu verschaffen, ihm sinnliche Vergnügen zu bieten, wodurch man nur Kränklichkeit bezweckt und den Leib stumpf und taub macht gegen die innere Stimme, er kann dann die feinen Schwingungen, die Aufrufe der Seele nicht mehr verstehen. Wenn man somit alle Mühe und Sorge dem physischen Leibe zuwendet, ertötet man das Entfalten der Seele und vermag nicht die Geisteskräfte, die der Seele innewohnen, zu entwickeln.

Das ist wohl auch der Grund, daß die Jetztwelt, die sich ausschließlich der Erfahrungswissenschaft zugewandt hat, in dem okkulten Wissen nicht vorwärts schreitet und die übersinnliche Weisheit verliert. Sicher ist es, daß wir auf diesem Felde die alten Philosophen nicht übertroffen haben; die Lehren Platos, Aristoteles, Sokrates und Pythagoras sind frisch und bewunderungswürdig wie ehemals. Kein neuzeitlicher Geist hat sich zu diesen Höhen hinaufgeschwungen und man begnügt sich, aus diesen klaren Quellen zu schöpfen.*) Die Astronomen der alten Zeit machten wohl mit Hülfe der Eigenschaften, die dem Menschen innewohnen, größere Entdeckungen und richtigere Berechnungen, als die

---

*) Man sieht aus dieser Bemerkung, daß Herr Penne keine deutschen Philosophen studiert hat, da wir doch wissen, daß Hegel, Fichte und ihresgleichen die Philosophie weiter entwickelt haben, die von den Griechen geschaffen ward.

Anmerkung des Uebersetzers.

heutige Astronomie aufweisen kann, trotz dem Besitze der weittragenden Fernrohre und der höchst empfindlichen Registrierinstrumente.

Ja, einige neu entdeckte Sterne sind schon von den Alten gekannt und beschrieben worden, ohne Hülfe aller Fernrohre und Instrumente. Ja mehr noch, viele Geheimnisse, vieles okkulte Wissen, viele Gesetze der Natur und des Lebens sind für uns verschleiert und erscheinen uns übernatürlich, während die Gelehrten, Philosophen und Priester des Altertums sie wohl kannten. Man braucht nur an die griechischen Feuer zu denken, an die Pyramiden und die Errichtung der kolossalen Monumente, die damals ohne Hülfe der heute bekannten Maschinen zustande kamen.«*) — — —

Frage: »Ihr kennt also wirklich die Gesetze der Natur, die Euch wie die alten Völker in den Stand versetzen, den Elementen zu gebieten und Wunder zu vollbringen?

Ich hörte, daß unter Euch es Leute gebe, die den Aetherkörper willentlich vom physischen loslösen können und in dem sogenannten Astralkörper in wenigen Minuten große Strecken zurücklegen, und somit Herr werden über Zeit und Raum, wie man es von einigen Heiligen der Kirche berichtet.?«

Antwort: »Ich wiederhole, daß an den Freitagen solche Uebungen in den Moscheen vorgenommen werden, die den Profanen als übernatürlich und wunderbar erscheinen, obgleich es in der Welt keine Wunder gibt. Doch so viel ich weiß, ist im Augenblick keiner unter uns, der die Macht besitzt, sich im Astralkörper von einem Orte zum anderen zu begeben. Solches vollbrachten einige Heilige vor 150 Jahren. Ja, mein eigener Großvater besaß diese Macht durch seine hervorragende Gottesreinheit und Tugend.

Wenn übrigens jemand diese Fähigkeit besitzt, so verbirgt er sie vor der Welt, denn diese Leute üben solche Dinge nicht ohne Zweck, und noch weniger, um müßige Neugierde zu befriedigen, zeigen sie ihre Kräfte dem Publikum.«

Frage: »Da Ihr, wie ich sehe, die Unsterblichkeit der Seele anerkennt, so glaubt Ihr wohl auch an die Präexistenz derselben und an ihre Wiederkehr in andere Körper, oder an die Reinkarnation, wie die Buddhisten, die es vergleichen mit dem Wachen und Schlafen, mit dem Rhythmus, der die ganze Natur durchzieht, da ja in ihr alles vorwärts schreitet und sich vervollkommnet, und alles auch Zeiten der Ruhe einhält, alles geboren wird und stirbt, von neuem ersteht und wieder vergeht.

---

*) Hierbei folgt in der Broschüre eine weitere Aufzeichnung aller Wunder des Altertums, die man jetzt nicht begreift, wie sie entstanden: vom Stahl aus Damaskus bis zu den schwingenden Steinen der Bretagne, dann fährt der Autor in seiner Erzählung fort.

Antwort: »Nein! Solches glauben wir nicht. Ein Ordner regiert unsere Geburten und leitet unser Leben. Nach dem Tode verfällt der Körper der Erde und löst sich auf. Die Seele aber kehrt zu Gott zurück, der ihr den geeigneten Ort anweist, der den Errungenschaften und Taten entspricht, die man auf Erden vollführte.«

Frage: »Wenn Ihr also die Wiedergeburten nicht annehmt, wie erklärt Ihr dann die Ungerechtigkeit in der Welt, die es oft bewirkt, daß Gutes mit Bösem vergolten wird und schlechte Menschen glücklich sind? Dann wäre ja Gott ungerecht und seine Gesetze nicht gerecht?«

Antwort: »Allah kebir! Gott ist groß und wird diese Unebenheiten schon ausgleichen.«

Da sah ich wohl ein, daß ich es mit einem Gäubigen zu tun hatte und nicht mit einem Mystiker oder Denker, und daß ich nun alles erschöpft hatte, was ich von ihm erfahren konnte; auch machte mein Gast Miene, als hätte er weiter nichts hinzuzufügen und wolle sich entfernen. Auf unsere Verbeugung erwiderte er sie sehr höflich und ging.

II.

Am folgenden Tage verschaffte mir Herr Bastianino eine Unterredung mit einem Scheik oder religiösem Oberhaupt eines Dorfes, der zufällig nach Tripolis gekommen war, was Herr Bastianino vermittelst seiner Bekanntschaft mit vielen einflußreichen Eingeborenen erfahren hatte.

Wir gingen zu ihm und fanden ihn wie ein Hündchen zusammengekauert in einem Winkel eines feuchten Parterrezimmers nahe dem Zollamte. Als die von uns geöffnete Tür einen Lichtschein in den dunklen Raum fallen ließ, maß er uns, ohne sich zu erheben, mit einem ängstlichen und verächtlichen Blicke, unzufrieden über die Störung, da er gerade einen Rosenkranz in den Händen hielt und etwas murmelte.

Sein Aussehen war mager und knochig, mit eingefallenen Augen, stark vortretenden Backenknochen, die Wangen schlaff und niederhängend, mit beinahe viereckigem Antlitz und rotem, graugemischtem Barte. Er mochte wohl zwischen 50 und 60 Jahren zählen, seine Hautfarbe war dunkelolivenfarbig, seine Kleidung ärmlich und unsauber und bestand fast nur aus der einzigen „Fata", die ihm kaum den Körper bedeckte, so daß Brust, Arme und Beine fast nackend waren. An den Füßen hatte er Sandalen, gleich denen, welche die Kapuziner tragen.

Da wir uns mit ihm nicht recht verständigen konnten und er nur unwillig unsere Fragen beantwortete, weil ihm, wie es schien, die offene Tür unbequem war, die man nicht schließen konnte, weil es sonst ganz dunkel im Raume war, vielleicht auch, weil der uns begleitende Eingeborene ihn störte, als gleichen Glaubens mit ihm, so baten wir ihn, uns beim Herrn Labi aufzusuchen, der des Arabischen mächtig war und besser den Dolmetscher spielen konnte.

Er ging auf unseren Vorschlag ein, aber bestimmte die Zeit auf 10 Uhr abends, d. h. nach dem Kanonenschuß des Abends, wenn er die Gebete in der Moschee beendet haben würde.

Auch dieser Scheik kam pünktlich zur festgesetzten Stunde. Ich wiederholte ungefähr dieselben Fragen, die ich schon an den Marabut gerichtet hatte, und seine Antworten waren beinahe ganz dieselben. Als ich ihn fragte, ob er irgendwelche Machtworte kenne, sogenannte »Mantrams«, und ob er die Feuerprobe bestehen könne, sagte er sofort »Ja« und legte die Hand über die Flamme einer Kerze, die auf dem Tische brannte, und ließ sie einige Sekunden lang ruhig über derselben. Als er sie zurückzog, war sie ein wenig vom Rauch geschwärzt, doch ohne Brandstellen. Herr Bastianino wollte die Gegenprobe machen, doch zog er die Hand sofort zurück, da er einen empfindlichen Schmerz empfand. Noch am folgenden Tage war die Handfläche gerötet und geschwollen und schmerzte noch.

Frage: »Könntet Ihr mir einige Eurer Sprüche mitteilen oder lehren, mit denen Ihr den Gesetzen der Natur gebietet?«

Antwort: »Aus welchem Grunde sollte ich Dir diese Worte mitteilen, der Du ein Profaner bist! Wir können und dürfen unsere Geheimnisse keinem Fremdling mitteilen.«

Frage: »Auf welche Weise könnte ich mir dieselbe erringen?«

Antwort: »Wenn Du wirklich die Absicht hast, Dich mit dem Ritual unserer Religion bekannt zu machen und ihre Lehren zu erfahren, mußt Du zu uns Dich gesellen und zwei Jahre verweilen und Dich der Beschneidung unterwerfen, es sei denn, daß ein Arzt erklärte, daß Du davon befreit bleiben kannst.

Diese ganze Zeit hindurch mußt Du Dich unseren Uebungen unterwerfen und unsere Gebete, unser Fasten und Kasteiungen teilen. Nach zwei Jahren würde Dich dann einer unserer Häupter in die Lehre nehmen; dann müßtest Du 40 Tage in Einsamkeit und Schweigen verbringen in einem abgelegenen Orte, nur als Speise ein wenig Brot und Wasser genießen und so viel Gebete hersagen, als 77 mal 77 der Perlen dieses Rosenkranzes sind. (Dabei zeigte er seinen Rosenkranz, der nur des Kreuzes ermangelte, sonst aber dem unsrigen glich.) Während dieser Zeit wirst du verschiedene strenge und schreckliche Proben bestehen müssen. Du wirst große Versuchungen erfahren, schreckliche Visionen haben, Gespenster, Phantasmen und greuliche Ungeheuer werden Dich heimsuchen, und erst dann, wenn Du alles dies glücklich überstanden haben wirst und wenn unser Vorgesetzter Dich dessen für würdig hält, wirst Du eingeweiht werden können in dem Wissen, das Du Dir wünschest.«

Frage: »Besitzet Ihr Schulen und angemessene Orte für diese Vorbereitungen?«

Antwort: »Nein. Jeder ist frei und unabhängig und kann auf eigene Hand sich von der Gemeinschaft zurückziehen.

Jedoch ist jeder Kandidat gehalten, sich gewissen Lebensregeln der Abstinenz und Reinheit zu unterwerfen. Er muß die Leidenschaften im Zaum halten, alle Eitelkeiten dämpfen und sich von ihnen befreien, durch tägliche Uebungen die Sinne abstumpfen und sich fähig machen, auf innere und äußere Schwingungen zu achten und somit die schlummernden Seiten seines höheren Selbst zu entwickeln.«

Frage: »Muß man ein Keuschheitsgelübde ablegen, um in dieses Leben einzutreten?«

Antwort: »Natürlich ist Keuschheit nötig, um dieses Leben zu beginnen, jedoch nicht vollständige Abstinenz; man kann das nicht Leuten zumuten, deren Organismus darunter leiden würde und ihnen eine geistige und seelische Störung infolgedessen bringen könnte. Mit anderen Worten, man muß ein vollkommenes Gleichgewicht zu erzielen suchen zwischen dem Körper, dem Denken und der Seele, damit alle Organe leicht und willig dem Gedanken gehorchen, sowie dem Willen und den Eindrücken, die von außen herantreten. Nicht aber soll Wille und Gedanken von den Bedürfnissen des Körpers beeinflußt werden.«

Frage: »Könntet Ihr nicht, um mich von den Wirkungen Eurer Lehre und Eurer Behauptung zu überzeugen, mir einige Erscheinungen vorführen, die Ihr, wie man sagt, bewerkstelligen könnt; wie z. B. den Biß einer Giftschlange, eines Skorpions unschädlich zu machen, oder schädliche Dinge zu verzehren, wie Nägel, Glas und dergleichen; sich mit einem Dolch zu durchstechen, ohne sich wehe zu tun, und Blut zu vergießen und dergleichen mehr.«

Antwort: »Wie Dir schon gesagt wurde, ist diese Zeit des Ramadan nicht geeignet, Dir diese Proben zu zeigen, aber da Du ein Reisender und Wißbegieriger bist, will ich versuchen, einige Gefährten zu sammeln, wenn Du uns einen sicheren, abgelegenen Ort angeben kannst, und dann könnte ich Dich morgen abend solchen Experimenten beiwohnen lassen.

Wir kamen überein, am nächsten Tage, vier Stunden nach Sonnenuntergang, also nach dem Kanonenschuß und den Gebeten, d. h. gegen ein Viertel nach 10 Uhr abends, im Hotel Transatlantique, wo ich wohnte, zusammen zu kommen. Dort ließ ich ein Zimmer zu dem Zwecke herrichten, d. h. von allen Möbeln und Geräten entblößen, um Mystifikationen oder Betrügereien vorzubeugen.

III.

Zur festgesetzten Stunde und am festgesetzten Orte erschienen 6 Marabuts in Begleitung des gestrigen Bekannten, der ein Unterlenker zu sein schien und den ich als zweiten Scheik bezeichnen will, mit noch einem anderen, der das wahre Oberhaupt schien und den ich als ersten Scheik bezeichnen will. Dieser letztere erlaubte nie sein Antlitz zu er-

blicken, das er fortwährend mit seiner »Fata« bedeckte. Dieses ist ein großes Stück Baumwollengewebe, in das die Leute Kopf und Glieder hüllen.

Doch da ich fortwährend alle Bewegungen und Taten dieses Oberhaupts der Marabut scharf beobachtete und kontrollierte, erblickte ich auf einen Augenblick dieses Gesicht. Der Mann war ungefähr 60 Jahre alt, hatte graues Haupt- und Barthaar, sehr blitzende Augen, eine gefurchte Stirn, doch einen heiteren Ausdruck.

Das Gemach war vollständig leer und zeigte nicht die geringsten Schlupfwinkel, die einem Betrug dienen konnten. Täuschungen waren folglich ausgeschlossen.

Es wurden 6 Stühle herbeigeschafft, vier derselben wurden von 4 Marabut eingenommen, zwei von ihnen blieben stehen, auf einen fünften Stuhl legten sie ihre 6 Dolche nieder. Diese waren alle scharf geschliffen, einige mit flacher Klinge, einige mit viereckiger, die anderen mit runden; alle saßen fest im Griff, dieser war zylindrisch und aus Holz. Auf den 6. Stuhl legten sie noch einen scharfen Säbel und einige 10 cm lange Nägel. Der Säbel war so scharf, daß er einen Bogen Papier mit Leichtigkeit durchschneiden konnte. Es war jedem von uns erlaubt, alle diese Dinge zu beschauen, zu betasten und zu probieren.

Zuschauer waren Herr Bastianino mit Bruder und neunzehnjährigem Sohne, alle drei Beamte der Navigazione Generale Itàliana, drei Professoren, der Besitzer des Hotels mit seiner Frau und einige andere noch. Die beiden Häupter standen schweigend in tiefer Konzentration.

Nach einiger Zeit begann der zweite Scheik, der am Vortage seine Hand über das Licht gehalten, mit halber Stimme Mantrams oder Beschwörungen zu murmeln. Der erste Scheik betete auch leise und erteilte seinen Schülern Befehle und Anweisungen. Auf einen Wink des ersten Scheik ergriff der zweite, nachdem er ihm einen Blick des Einverständnisses zuwarf, einen der Dolche und stieß ihn in seinen Mund, sodaß die Spitze aus der linken Backe wohl bis zur Hälfte der Schneide herauskam, ohne dabei das Gesicht zu verziehen und ohne daß Blut floß; dann nahm er einen zweiten Dolch und stieß ihn in die rechte Wange, sodaß die Dolche sich im Munde nahe am Griff kreuzten. Ein dritter Dolch wurde von links nach rechts in den Hals gesteckt, ihn ganz durchstechend, einen vierten steckte er in den linken Vorderarm und einen fünften in den rechten Vorderarm. So verziert näherte er sich einem jeden unter uns, sodaß wir alle genau die Konsistenz der Dolche, die im Fleische staken, sehen und kontrollieren konnten.

Auf ein von uns gegebenes Zeichen zog er die Dolche einen nach dem anderen heraus, ohne daß ein Tropfen Blut floß, noch eine Wunde zu sehen war, nur auf den Armen blieben zwei kleine Flecke nach, wie von einer Hautabschürfung.

Ein anderer Marabut nahm einen der fünf Dolche, entblößte seinen ziemlich fetten Leib und stach den Dolch von oben nach unten durch den Bauch; er erlaubte uns allen Dolch und Leib zu betasten und die Wahrheit der Sache gründlich zu untersuchen, damit wir wüßten, daß keine Täuschung, Vorspiegelung oder Halluzination vorliege. Erst als einer von uns »genug« rief, zog er den Dolch heraus und gab ihn uns, ließ auch seine Haut untersuchen. Der Dolch war trocken und die Haut unverletzt, nur eine geringe, kaum sichtbare Narbe blieb zurück. Da aber seine Haut viele solcher Narben aufwies, erklärte er auf Befragen, daß er jeden Freitag in der Moschee die gleichen Uebungen vornehme. Dieser selbe Mann nahm darauf die auf dem Stuhle liegenden Nägel, hielt sie einen Augenblick über den geöffneten Mund und ließ sie dann hineinfallen; eine leichte Bewegung des Schlundes, als verschlucke er ein wenig Speichel, und der Nagel war verschwunden, so tat er mit allen vorrätigen Nägeln, ein wahrer Eisenfresser. Ich ließ noch andere Nägel herbeibringen und man fand einige noch größere, einer sogar war eine Spanne lang; doch ohne Unterschied verschlang er sie alle und sagte sogar: »Bringet nur, bringet herbei, seien es auch zwei Kilo, ich esse sie doch alle, ja drei, vier Kilo, ich verspeise alle. Holt Ihr Vipern, Schlangen, Skorpione, gebt sie her, ich esse auch sie.«

Dieses sagte er italienisch, er hatte einige Worte unserer Sprache gelernt, als er im Dienste bei unserem Konsul sich befand.

Bemerkenswert ist es noch, daß dieser Schlangen- und Skorpionenfresser eine unbezwingbare Angst vor unschädlichen Eidechsen hatte, was er auf Befragen gar nicht leugnete. Ein einfaches Chamäleon, das keinem ein Leid antun kann, genügte, um ihn in die Flucht zu jagen.

Diese Uebungen wurden alle bei heller Beleuchtung vorgeführt in nächster Nähe der Zuschauer, die alles betasten durften, ohne irgend welche Geheimtuerei. Die Arme der Marabuts wie deren Hals und Brust waren unverhüllt, denn das ist so ihre Sitte; die Temperatur in Tripolis am 5. November war so warm wie im Sommer in Rom.

Zum Ueberflusse besichtigten einige unter uns die Mundhöhle des Nägelfressers, um sich zu überzeugen, ob er sie richtig verschluckt habe. Eine unnütze Vorsicht, denn wie sollte der Mensch die mehr als ein Dutzend zählenden Nägel im Munde behalten, ohne daß es sichtbar würde und er am Sprechen verhindert worden wäre.

Auf meine Frage, in welcher Weise er diese Nägel verdaue, antwortete er mir, er bemerke das gar nicht, denn sobald ein Nagel in den Schlund hinabsinke, würde er wie zu einem Tropfen Wasser.

Ich begriff, daß er sagen wollte, die Nägel dematerialisierten sich und zerfielen in Atome und Moleküle.

Ein anderer Marabut nahm einen Dolch und steckte ihn oberhalb in die rechte Augenhöhle; um ihn besser hineinzutreiben, drehte er den

Griff mehrmals mit der Hand, und mit diesem Dolch im Auge blieb er stehen, bis ich selbst denselben herauszog und sah, daß er 6 Zentimeter tief eingedrungen war und schwer sich herausziehen ließ. Wie alle Anwesenden es sahen, war der Dolch weder blutig noch feucht und das Auge war nicht verletzt und schaute ganz normal drein.

Der zweite Scheik ergriff dann den Säbel und steckte ihn in den Mund, dann entblößte er den Bauch und hieb mit dem Säbel darauf. Wir verlangten, er solle es nicht mit der Schneide, sondern mit der Spitze tun und ihn dann hin und her ziehen. Er willfahrte uns sogleich, und als wir dann Säbel und Haut besichtigten, war die Waffe so scharf wie vorher und der Leib zeigte keine Wunde, nur zwei rote aufgelaufene Streifen, als wäre er mit einem Bindfaden fest zugebunden gewesen.

Da mir einer der Anwesenden erzählte, er habe einmal gesehen, wie ein Marabut in einen glühenden Ofen hineingegangen und unversehrt wieder herausgekommen sei, fragte ich den zweiten Scheik, ob er ein ähnliches Phänomen zu vollführen imstande sei, wie nackt inmitten von Flammen zu stehen, oder über glühende Kohlen zu schreiten, oder auch ihre Kleider ins Feuer zu werfen, ohne sie zu verbrennen. Er antwortete, daß sie zu solchen Experimenten nicht vorbereitet seien. Aber nachdem sie sich untereinander beraten hatten, ließen sie eine Serviette und eine kleine Schale mit Oel herbeibringen. Die Serviette wurde in Streifen gerissen, diese zusammengedreht, in das Oel getaucht und angezündet. Diese kleinem Fakeln steckten sie sich in den Mund und hielten denselben offen, sodaß wir alle die helle Flamme in der Mundhöhle gewahr wurden, aus der Rauch entstieg. Einem der Marabut kam dieser Rauch in die Kehle und bewirkte starken Husten. Auf unseren Wunsch entfernten sie alsdann die brennenden Lumpen aus dem Munde und zeigten uns die Mundhöhle unversehrt, frisch und feucht, als hätte nie ein Feuer darin gebrannt. Selbst beim Hereinlegen und Hinausziehen der brennenden Lappen waren Bart und Schnurrbärte nicht angebrannt.

Ich fragte, ob sie auch Glas essen könnten.

Bei meiner Frage sahen sie sich bestürzt an, dann berieten sie sich wieder untereinander und mit dem ersten Scheik, der sagte ihnen, sie könnten es essen, doch nicht viel.

Da ließ der Hotelbesitzer eine Flasche bringen, die zerschlagen wurde, und außer den beiden Scheiks nahm jeder Marabut einige Stücke. Wir hörten, wie die Zähne es knirschend zermalmten, als wäre es Zucker, und sie verschluckten es dann ruhig, als wären es Wassertropfen.

Nach diesem letzten Experiment wurde die Sitzung aufgehoben und alle waren hoch erstaunt über das Gesehene. Besonders erstaunt waren die Leute, die wohl 20 Jahre und darüber in Tripolis lebten und nie solche Vorführungen gesehen hatten, obgleich sie wohl manchmal hörten, daß sich solches am sogenannten Marabutfeste ereignete. Doch hatten sie

nie darüber nachgedacht und es nicht ernst genommen, da sie es für Halluzination, Magie und Täuschung hielten, oder für noch Schlimmeres, das von Betrügern oder fanatisch Besessenen vorgeführt wurde und das nicht wert war erforscht zu werden.

Aus dem Wellenschlage der okkultistischen Bewegung.

Ein Blick auf neue schulwissenschaftlich-okkultistische Anschauungen.

Von **Robert Sigerus**.

(Schluß.)

Aber sehen wir jetzt einmal, auf welche Weise v. Wasielewsky die obengestellte spezielle Frage über das Zustandekommen der Empfindung vom Unterschiede zwischen Gold und Messing usw. bei Frl. v. B. beantwortet und auf welche Weise er überhaupt die Frage nach dem Wege löst, auf dem genanntes Fräulein zu ihrem bei all den verschiedenen erfolgreichen Versuchen an den Tag gelegten Wissen, Erkennen, Empfinden, Wahrnehmen gelangt ist. Er erklärt zunächst, daß er von Anfang an lebhaft überzeugt gewesen sei, es handle sich eigentlich bei allen mit Frl. v. B. gemachten Versuchen um Hellsehen, und er hoffe, dies später einmal einwandfrei zu beweisen. Ja er sei nach den ersten Tagen dieser Versuche sogar gegen seine früheren, oben angeführten (durch ihn zuerst als »Erstlingsversuche auf telepathischem Gebiet« bezeichneten) Versuche mißtrauisch geworden und halte es für nicht ausgeschlossen, daß sie ebenfalls auf Hellsehen zurückzuführen wären. Ueberhaupt sei man vielleicht gar nicht berechtigt, zwischen Telepathie und Hellsehen »eine wesensartliche Verschiedenheit anzunehmen.« Allerdings spreche die Erfahrung in dem Falle des Frl. v. B. doch entschieden dafür, »daß Telepathie und Hellsehen verschiedene, obgleich wohl sicher verwandte Vorgänge sind;« immerhin sei »ein Zusammenhang zwischen Hellsehen und Telepathie« sehr wohl denkbar. — Endlich erwähnt er noch, daß bei Frl. v. B. auch Hellsehen auf große Entfernungen und Hellsehen in die Zukunft ebenfalls vorzukommen scheinen;*) auch schließe sich das in seinem Aufsatze beschriebene Hellsehen »anscheinend ziemlich eng an die von alters her vorhandenen Berichte von Personen, die verborgene Dinge, speziell Wasser, Kohle, Metalle, entweder unwillkürlich beim Passieren solcher Stellen empfinden oder wohl auch willkürlich aufzufinden vermögen.« Hiernach sind durch v. Wasie-

---

*) Hinsichtlich des »Hellsehens in die Zukunft« verweise ich auf meine im »Zentralblatt für Okkultismus« erschienenen beiden Aufsätze »Wissenschaft, Okkultismus und prophetisches Hellsehen (Vorausschauen)« und »Zur Frage der wissenschaftlichen Experimentalmagie« (V. Jahrg. Heft 6 ff. und Heft 10 u. 11); sowie auf den Aufsatz »Vorschau und Ahnung (Premonition)« von Oberst a. D. J. Peter im VII. Jahrg., Heft 8 u. ff.

lewsky also auch die Vorgänge der Wünschelrute anerkannt worden.

Und nun die eigentliche Erklärung. Vor allem betont von Wasielewsky, daß die Fähigkeit für Telepathie (»Uebertragung aus einer Seele in die andere«), Hellsehen (bezw. »Hellhören«, »Hellschmecken«, »Hellriechen«, »Hellfühlen«) usw. im Grunde eine besondere »geistleibliche Beschaffenheit« in sich schließe. »Der gesteigerten Leistung entspricht,« sagt er, »überall ein subtileres, komplizierteres, feineres Instrument. So ist denn auch bei Frl. v. B. beispielsweise eine ungewöhnlich lebhafte Wechselwirkung zwischen seelischem und körperlichem Befinden, um von einer Anzahl Symtome nur eins zu nennen, unverkennbar.« Wenn es nun auch unsere Pflicht ist, »den naturwissenschaftlichen Boden so lange unter den Füßen zu behalten, wie irgend möglich,« so fürchtet v. Wasielewsky doch, »es werden binnen kurzem merkwürdige Hilfskonstruktionen von nöten sein.« — Die bei Frl. v. B. beobachteten Phänomene anbelangend ist er der Ansicht, es sei die »zwangloseste Art«, diese Phänomene durch die Annahme eines unter besondern Bedingungen möglichen »direkten Erkennens« zu erklären. »Im allgemeinen schiebt sich zwischen Gegenstand und die Vorstellung des Gegenstandes als notwendiges Zwischenglied die physiologische Vermittlung, basiert auf Tätigkeit der Sinnesorgane. Diese Zwischenstufe, wäre zu sagen, kann unter gewissen Umständen wegfallen, die Beziehung zwischen Psyche und Außending unmittelbar hergestellt werden.« — Es würde sich also hiernach bei den an Frl. von B. beobachteten Phänomenen handeln um ein »unmittelbares direktes Erkennen ohne physikalische Vermittlung,« während dessen die kombinierenden und schließenden Kräfte des Geistes ausgeschaltet zu sein scheinen und welches dem gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmen überlegen zu sein scheint.*)

In dem Bisherigen habe ich nicht bloß über die interessanten Versuche v. Wasielewskys berichtet, sondern ich war dabei auch bestrebt, das Wesentlichste aus seinen hier und da wohl vorsichtig tastenden, im ganzen aber doch recht kühnen und mutigen Ausführungen hervorzuheben. Ich meinerseits kann, wie ich oben auch schon angedeutet habe, nicht gerade all seinen Anschauungen beipflichten. Insbesondere glaube

---

*) In dem im vorigen (10.) Heft des »Zentralblattes für Okkultismus« erschienenen Teile meines obigen Aufsatzes habe ich in der ersten Note auf das Kapitel »Die Röntgenstrahlen und das Hellsehen« aus Dr. C. Baron du Prels Buch »Die Magie als Naturwissenschaft« (I. Th. II. 2.) kurz hingewiesen. Daß ich in dem Haupttext meines Aufsatzes auf du Prels Anschauungen über das Hellsehen jedoch nicht eingehe, geschieht, weil sie mit jenen v. Wasielewskys im Gegensatze stehen und weil eine der Autorität Meister du Prels entsprechende ausführliche Erörterung hierüber in dem gegenwärtigen Aufsatze zu weit führen würde. Ich behalte mir vor, dies wichtige Thema seinerzeit abgesondert und eingehend zu behandeln.

ich, daß die Telepathie und die sogenannten Wünschelruten- u. dergl. Phänomene einerseits, dann, insofern man es mit v. Wasielewsky als rein psychisches Phänomen ansieht, das echte räumliche und zeitliche Hellsehen anderseits zu zwei vollständig wesensverschiedenen Gruppen der mannigfachen okkultistischen oder magischen Phänomene und Probleme gehören.*) Allerdings weiß ich, daß ich mit dieser meiner Auffassung, die ja aber natürlich auch irrig sein kann, bei vielen Okkultisten auf Widerspruch stoße.

Mag man indes den Ausführungen v. Wasielewskys durchweg zustimmen oder nicht, jedenfalls bedeutet das Erscheinen seines Aufsatzes in den »Annalen der Natur- und Kulturphilosophie« ein beachtenswertes Ereignis sowohl für die Schulwissenschaft als auch für den Okkultismus. Dies tritt umsomehr hervor, da auf dem ersten Blatte des betreffenden Heftes Prof. Dr. Ernst Haeckel einen Aufruf an seine »Freunde, Schüler und Anhänger« veröffentlicht**), worin die »sichere Basis der Naturwissenschaft« betont wird. Unwillkürlich muß man hierbei wieder auch der absprechenden Weise gedenken, in welcher sich Prof. Haeckel in dem Buche »Die Welträtsel« über Metaphysik und Okkultismus geäußert hat. v. Wasielewskys Äußerungen stimmen aber mit der in den »Welträtseln« dargelegten naturwissenschaftlichen Basis nicht ganz überein und sind teilweise sehr metaphysisch und okkultistisch.

Während der okkultistische Charakter des v. Wasielewskyschen Aufsatzes klar zu Tage liegt, ist diesbezüglich des durch A. Thierfelder in demselben Hefte der »Annalen d. Natur- u. Kulturphil.« veröffentlichten Aufsatzes »Kritik des psychophysischen Parallelismus. Psychismus«, dem wir nun auch kurze Aufmerksamkeit schenken wollen, nur wenig der Fall. Dennoch ist dieser übrigens nach mancher Richtung anfechtbare Aufsatz, im Zusammenhang mit dem v. Wasielewskys, auch für den Okkultisten teilweise von einigem Interesse. A. Thierfelder räumt z. B. die Existenz einer Seele ein. Allerdings nur deshalb, weil es, wie er sagt, »ein Gebiet

*) Zu einer weitern Gruppe würden Prof. Dr. Ostwalds und Prof. Dr. Staudenmaiers »Energieprojektionen« und Dr. Freiherr v. Schrenck-Notzings »Teleplastie« zu rechnen sein, auf die im Haupttext nachfolgend hingewiesen wird. Diese verschiedenen Gruppen, die ja aber nicht alle okkultistischen Phänomene in sich schließen, wären folgendermaßen aneinander zu reihen:

Rein psychische Phänomene (nach Wasielewsky)		Telepathische Vorgänge, beruhend auf psycho-physiologischen und physikalischen (d. i. Äther-) Erregungen.	Prof. Dr. Ostwalds und Prof. Dr. Staudenmaiers energetische Projektionen.	Dr. Freiherr von Schrenck-Notzings Teleplastie.	Sogen. Wünschelruten- u. dergl. Phänomene, d. i. Wahrnehmungen, die auf tellurisch-physikalischen Ausstrahlungen beruhen.
Clairvoyance					
Räumliches	Zeitliches				
Hellsehen.					

**) Es handelt sich in dem Aufruf um die Einzahlung von Geldspenden für den „Ernst Haeckel-Schatz für Monismus“.

gibt, wo die Naturerklärung versagt; dieses bleibe einer »Seele« vorbehalten, wenigstens zur Zeit.« Dabei unterscheidet er: psychisches oder seelisches Geschehen, ferner physisches Geschehen und das sich aus beiden gleichsam »als Resultierende« ergebende geistige Geschehen, nämlich das »Wahrnehmen, Vorstellen, Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, also alles Geschehen, das wir unmittelbar empfinden.« Die Seele ist nach Thierfelder ein »wirkendes Wesenhaftes«, das den Gesamtorganismus »durchflutet, aufbaut, zusammenhält, trägt.« »Jedes pflanzliche und tierische Wesen bietet ein Analogon dazu . . . . Es muß dem Keimling ein Agens innewohnen, was die physikalischen und chemischen Verhältnisse so zwingt, daß die in ihm schlummernde Idee zur Verwirklichung kommt. Dieselbe Kraft ist es auch, die Verletzungen ausgleicht, Anpassungen an veränderte Bedingungen in die Wege leitet und aufdrängt. Das psychische Geschehen, eben die aufbauende Tätigkeit der Seele, liegt hinter dem zurück, auch zeitlich, was wir als geistiges Geschehen empfinden oder hervorbringen. Das zu verstehen liegt wohl außer dem Bereich des menschlichen Fassungsvermögens. Wir können es ebensowenig wahrnehmen, vorstellen oder verstehen, wie das, was sich bei dem Fallen eines Körpers im Innern desselben abspielt, was also das Wesen der Gravitation, der Schwere ausmacht.« Diese Ausführungen über die Seele weisen also auf die neuerlich wieder viel erörterte Lebenskraft, über welche z. B. G. W. Surya sich gelegentlich folgendermaßen geäußert hat: »Wo immer im Weltall belebte Formen entstehen, sind sicherlich »übersinnliche Kräfte« im Spiel und wir können heute auch in der Biologie füglich von einer »Lebenskraft« im Sinne der Metaphysik sprechen. Das Leben und seine Entstehung ist uns noch immer ein Mysterium! Die schöpferische Urkraft offenbart sich nicht nur im Genie, sondern bereits in der Amöbe. Und erst dann, wenn uns ein Chemiker synthetisch eine Amöbe darstellt, die nicht nur lebt, sondern sich auch fortpflanzen kann, erst dann wollen wir den Begriff Lebenskraft als überlebt gelten lassen«.*) — Die Seele des Thierfelderschen »Psychismus« zeigt übrigens auch einige, allerdings sehr geringe Ähnlichkeit mit du Prels »organisierendem Prinzip«, der »organisierenden Seele«.

---

*) Vgl. G. W. Surya, »Schlangenbiß und Tollwut«, Verlag v. M. Altmann, Leipzig, 1913. — Jean Paul sagt über die Lebenskraft: »Es bleibt nichts übrig für den Aufenthalt und Thron der Lebenskraft als das große Reich des Unbewußten in der Seele selber«. (»Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele.«) — E. v. Hartmann hat sich in seiner »Philosophie des Unbewußten« mehrfach mit der Lebenskraft beschäftigt, namentlich in dem Kapitel »Das Unbewußte in der Naturheilkraft« (I. Teil, A. VII). — Der berühmte Chemiker und Naturforscher J. Freiherr v. Liebig trat für eine »in dem lebendigen Leibe wirkende höhere Kraft« ein, wie vor ihm der ebenso berühmte Physiologe und Anatom Johannes Müller. — Vgl. auch Medizinalrat Prof. Dr. M. Breitungs »Biologie und Metaphysik« (1912).

Es wäre nun höchst interessant zu wissen, wie Thierfelder sich zu v. Wasielewskys Aufsatz, u. zw. besonders hinsichtlich des räumlichen und zeitlichen Hellsehens, stellt. Leider ist jedoch in seinen Ausführungen davon nicht die Rede. Und doch sollten derartige Phänomene, insoweit deren Tatsächlichkeit oder auch nur Möglichkeit von der Schulwissenschaft nicht mehr bestritten wird, bei Betrachtungen über das Wesen der Seele nicht unberücksichtigt bleiben, da sie dabei von großer Wichtigkeit sein können. — Die Bemerkungen Thierfelders über die aufbauende Kraft der Seele, über das im pflanzlichen und tierischen Keimling zur Verwirklichung der Idee drängende Agens können dagegen in daraus ableitbaren Konsequenzen zu einem andern okkultistischen Phänomen bezw. Problem führen. Nämlich zu Geheimrat Prof. Dr. Ostwalds und Prof. Dr. Staudenmaiers »energetischen Projektionen«. Um welcherlei Vorgänge es sich hierbei handelt, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Prof. Staudenmaier hat sie in dem, zuerst in den »Annalen der Naturphilosophie« (Bd. IX, Heft 4) und dann im »Zentralblatt für Okkultismus« (Heft 1—3, Jahr. VI) erschienenen Aufsatze »Versuche zur Begründung einer wissenschaftlichen Experimentalmagie«, ferner in seinem Buche »Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft« (1912) ausführlich erörtert.*) Behufs kurzer Orientierung verweise ich übrigens auf die folgenden beiden hypothetischen Aeußerungen Prof. Dr. Ostwalds. Gelegentlich der Besprechung von Camille Flammarions Buch »Rätsel des Seelenlebens« in den »Annalen der Naturphilosophie« (Bd. IX, S. 212) sagt er: »Der Berichterstatter (Ostwald) seinerseits hat schon an anderer Stelle gelegentlich darauf hingewiesen, daß eine im Rahmen der gegenwärtigen Wissenschaft bleibende Erklärung für viele, und gerade die bestbestätigten Formen solcher Vorgänge nicht ausgeschlossen ist. Nimmt man nämlich an, daß die Menschen (oder gewisse Menschen, die Medien) fähig sind, einen Teil der Energie, die sie in Gestalt von chemischer Energie in ihrem Körper besitzen und in bekannter Weise durch die Muskeln in mechanische Energie transformieren können, auch derart zu transformieren, daß sie den Körper verläßt und sich an andern, willkürlich gewählten Stellen betätigt, so hat man eine theoretische Protothese für die Erklärung der meisten derartigen Phänomene.« — Und in dem Buche »Die Forderung des Tages« (1910, I. Aufl. S. 418) erklärt Prof. Dr. Ostwald: »In solchem Sinne läßt sich sagen, daß die mediumistischen Erscheinungen folgendermaßen zusammenfaßbar sind: Gewisse Menschen vermögen ihren physiologischen Energievorrat (der bekanntlich fast ausschließlich als chemische Energie vorhanden ist) in andere Formen zu verwandeln, die sie durch den Raum versenden und an vorgeschriebenen Stellen in eine der bekannten Energien zurücktransformieren können.«

---

*) Vgl. auch meinen Aufsatz »Zur Frage der wissenschaftl. Experimentalmagie« im »Zentralblatt für Okkultismus« (V. Jahrg. Heft 10 u. 11).

Da nach Ansicht der »Energetiker«, deren eifrigster Vorkämpfer bekanntlich eben Prof. Dr. Ostwald ist, auch die Materie als »Energie« gilt, so folgt aus den obigen beiden hypothetischen Aeußerungen, daß es sich bei den sogenannten Energieprojektionen auch um Phänomene handelt, die der bekannte Münchener Arzt und Psychologe Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing in seinem kürzlich erschienenen Werke »Materialisationsphänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie« ausführlich behandelt hat. Dr. von Schrenck-Notzing, der sich ein Vierteljahrhundert hindurch mit diesen Phänomenen experimentell beschäftigt hat, bezeichnet sie freilich noch als eine »dunkle, unerforschte Seite des menschlichen Seelenlebens bezw. gewisser rätselhafter psychophysischer Wirkungen desselben.«

(Fortsetzung folgt.)

Vorschau und Ahnung (Premonition).*)

Von **Josef Peter**, Oberst a. D.

(Fortsetzung.)

II. Kategorie: Voraussagung von Krankheit oder Tod dritter Personen.

Die erste Gruppe dieser Abteilung beschäftigt sich mit der Premonition von Krankheiten. Sig. Bozzano erwähnt hier nur einen Fall. Er ist aus dem Berichte Dr. Stevens über Miß Surancy Vennum genommen. Diese Dame fiel spontan in „mediumistische Besessenheit" und blieb in diesem Zustande während vier Monaten. Sie nahm den Namen ihrer verstorbenen Freundin Marie Roff an und lebte bei deren Familie, die sie aufnahm. Unter den mancherlei supernormalen Manifestationen bemerkte man auch folgende Erscheinung: Eines Nachmittags erklärte sie mit größter Sorge, daß man in der kommenden Nacht ihren Bruder Frank aufmerksam bewachen müsse, da er von einer lebensgefährlichen Krankheit ergriffen würde, wenn man ihm nicht sofort Hülfe brächte. Frank war vollkommen wohl . . . . Indes um zwei Uhr nachts wurde er von Krämpfen befallen und fast bewußtlos. Marie sagte, daß der kritische Augenblick gekommen sei: „Schickt schnell zu Dr. Stevens, er ist bei Mme. Marsh." „Nein", antwortete man ihr, „er ist nach Old Town gegangen." „Nein", sagte Marie, „er ist bei Mme. Marsh; laßt ihn sofort rufen." Wirklich traf man Dr. Stevens da, wo das Medium behauptet hatte. Sie hatte ihren Bruder gerettet. (Der Fall ist erwähnt in Myers Buch „Human Personality (Band II, p. 364).

Die zweite Gruppe enthält Voraussagungen des Todes dritter, die in kurzer Zeit sich erfüllen, wobei der Tod aus natürlichen Ursachen erfolgt. Sig. Bozzano hat 25 Fälle gesammelt, wovon vier den Berichten Dr. Hodgsons über Mrs. Piper**) entnommen sind. Von letz-

*) Auszug aus den »Annales des Sciences Psychiques.« Januar pp. 1913. P.

**) »Procedings« Vol. VIII u. XIII.

teren das nachstehende Beispiel: „Eine Prophetie (der Mrs. Piper) betraf den Tod eines Bruders des Dr. Than, welcher den Sitzungen niemals beigewohnt hatte. Er litt an chronischem Asthma. Bei der Sitzung am 10. Mai 1892 sagte Phinnit*), daß die Nieren des Kranken ergriffen seien. Nach sorgfältiger ärztlicher Untersuchung, die zwei Wochen später stattfand, erkannte man zum ersten Male, daß sich ein Nierenleiden entwickelt hatte. In derselben Sitzung wurde auf eine bezügliche Frage geantwortet: „Er wird sich schlafen legen, und wenn er erwacht, wird er sich in der Welt der Geister befinden; sein Herz wird aufgehört haben zu schlagen.“ Wirklich starb er während des Schlafes infolge Herzschlages am 3. September.

Unter den übrigen Fällen erwähnt der Autor die bekannten Vorhersagen der Seherin von Prevorst, welche in Dr. Justinus Kerners berühmtem Buche zu finden sind.

Nachstehender Fall ist dem Werke M. de Mirvilles**) entnommen: Dr. Rostan berichtet: „In Bezug auf somnambules Voraussehen habe ich recht sonderbare Dinge gesehen und ich kann kaum an meine zahlreichen Beobachtungen glauben. Im Spital der Salpêtrière stellte sich eine Frau im somnambulen Zustand mehreren Aerzten vor. Auf ihrem Bette sitzend war sie im Zustand tiefster Ruhe; plötzlich wird sie heftig wie eine Person, die sehr leidet. Wir fragen sie nach dem Grund dieser plötzlichen Veränderung; sie will zuerst nicht antworten, endlich sagt sie: „Ich fühle, daß Felicitas kommt.“ In der Tat, im nächsten Augenblick öffnet sich die Tür und wir sehen die genannte Kranke eintreten. Die Somnambule schien immer mehr zu leiden; wir fragen beharrlich nach der Ursache, aber sie entschuldigt sich und sagt, daß sie fürchtet ihre Freundin zu betrüben. Wir lassen diese fortgehen und dringen aufs neue in die Somnambule. Sie antwortet: „Die Aerzte glauben, daß sie von einer Lungenentzündung befallen ist, aber es ist nicht so, das Herz ist krank.“ Dann fährt sie fort: „In vier Tagen, Samstag um 5 Uhr, wird sie einen heftigen Blutsturz erleiden, sie werden sie zu Ader lassen, allein sie werden nicht verhindern, daß sie sechs Tage darauf stirbt.“ Der Blutsturz erfolgte am Samstag zur angegebenen Stunde; man ließ die Kranke nach den damaligen Anschauungen der Wissenschaft zu Ader, und sechs Tage später hatte sich die Voraussage vollständig erfüllt. Die Autopsie bestätigte die Diagnose der Somnambule.“

Sig. Bozzano erinnert bei diesem Beispiele wieder daran, daß in Fällen des magnetischen Schlafes nicht alles mit der Erklärung: Autosuggestion getan sei. Hier hat die Somnambule nicht ihren eigenen Tod etc. vorausgesagt, sondern den einer dritten Person, welche von der Prophetie nichts wußte. Dies ist wohl ein Unterschied; es ist weder

---

*) Eine Trancepersönlichkeit. (Spirit?)

**) »Des Esprits et de leurs Manifestations.«

durch Autosuggestion noch durch Suggestion zu erklären; wir sind daher gezwungen zu folgern, daß die Suggestions-Theorien nicht genügen, die hypnotische Phänomenologie in ihrer Gesamtheit zu erklären; dies einmal zuzugeben, besteht für den Schluß kein Hindernis, daß auch in den Fällen, in welchen die Phasen einer persönlichen Krankheit vorausgesagt werden, der Hypothese der Autosuggestion nicht immer der Vorrang gebührt. Bozzano fügt bei, daß alles darauf hinausläuft, vermuten zu lassen, daß das subliminale Ich manchmal die wunderbare genaue Kenntnis noch latenter Krankheiten des eigenen Organismus besitzt und auf telepathische Weise auch die eines fremden, sogar bis ins Einzelne des Verlaufes. Dies zeigt uns einen Vorgang, der viel geheimnisvoller ist als die Verwirklichung einer Autosuggestion; er bildet bereits die erste Stufe der eigentlichen und wahrhaften Premonition.

Sehr interessant ist folgender Fall, welchen unser Autor dem „Journal of the American, S. P. R." entnommen hat. Er wurde von Prof. James Hyslop studiert: „Eines Nachts hatte ich im Traume eine Vision, so klar, als sei es bei hellem Tage geschehen, und man habe den Vorhang eines Theaters vor mir aufgezogen. Ich sah zwei hübsche Blumen, eine „Fleurs-de-neige" und eine Hortensie, beide höher und stärker als sie gewöhnlich sind, überladen mit weißen Blüten und mit einer leichten Schicht Schnee bedeckt. Mein verstorbener Gatte erschien in schwarzer Kleidung neben den Blumen, mich anblickend und lächelnd. Er pflückte drei Blüten der erstgenannten Blume, machte mich aufmerksam, daß sie mit Schnee bedeckt seien, und verschwand. Ich saß in meinem Bette auf und war völlig wach. Ich dachte: „Das kann nicht ein einfacher Traum sein; mein Gatte ist gekommen, mir mein baldiges Ende anzukündigen." — Ich habe meinen Gatten und eine Tochter verloren, und es kam mir der Gedanke, daß die dritte Blüte, die abgerissen wurde, mich selbst vorstellen sollte. Ich hatte diese Vision mitten im Winter und bereitete mich vor zu sterben. Ich hatte in den westlichen Staaten eine verheiratete Tochter, der ich meinen Traum mitteilte; auch sie schien überzeugt, daß es sich um die Vorhersage meines Todes handle. Sie war jung, schön und erfreute sich einer vollkommenen Gesundheit; und doch erlag sie am 13. März einer Herzlähmung. Die Krankheit war kurz, und im letzten Moment rief sie: „Wie denn! Hier ist Papa, ich sehe meinen Papa!" Und dann verschied sie.

Hier ist die Tatsache merkwürdig, daß das Phantam des Verstorbenen, das der Mutter in symbolischem Traum erschien, der Tochter an ihrem Sterbebett wieder erschien. Ferner macht Sig. Bozzano darauf aufmerksam, daß man in dem Symbolismus dieses Falles schön auftauchen sieht, daß gewöhnlich in den Vorwarnungen des Todes naher Verwandter oder anderer Personen der Symbolismus eine unbestimmte Form annimmt wie wenn er einen Zustand wachsamer Besorgnis erregen wollte, der

geeignet ist, die Beteiligten auf ein schmerzvolles Ereignis vorzubereiten, ohne sie durch die frühzeitige Enthüllung der Wahrheit zu betrüben. In den seltenen Fällen, in denen man diesen Gang der Dinge nicht bemerkt, wird man das Vorhandensein von Umständen feststellen, welche solche Ausnahme erklären.

Unter der großen Zahl der Beispiele, welche Signor Bozzano hier bringt, wähle ich noch eines, das besonders interessant ist, wie Bozzano selbst bemerkt, mit Hinsicht auf die Psychologie des menschlichen Zeugnisses. Der Fall wurde erstmals von Prof. Flournoy in den „Archives der Psychologie“ (Genf 1904) erwähnt und dann auch in das bekannte Werk Flournoys: „Esprits et mediums“ aufgenommen: Die Berichterstatterin Mme. Buscarlet hatte keine Niederschrift ihres Traumes, der 1883 stattfand. Sie hatte ihn (1901) dem Prof. Flournoy mündlich mit allen Details erzählt. Bei dieser Gelegenheit gab sie auch an, daß sie s. Z. den Traum einer russischen Dame brieflich mitgeteilt habe. Prof. Flournoy, wohlwissend, wie sehr man alten Erinnerungen mißtrauen dürfe, ersuchte die Erzählerin, sich jenen Brief zurückgeben zu lassen. Glücklicherweise war er erhalten und es ergab sich, daß die achtzehn Jahre, die seit dem Geschehnis vorüber gegangen waren, viele Einzelheiten untergeordneter Natur verwischt hatten, daß aber der wesentliche Inhalt des Traumes ganz genau behalten worden war.

Der Brief enthielt folgende Mitteilung: Ich habe diese Nacht (10. Dezember) einen sonderbaren Traum gehabt, den ich Ihnen erzählen will, nicht weil ich ihm irgend eine Bedeutung beimesse, sondern weil er so drollig ist. Sie und ich waren auf dem Lande auf einem Wege und ein Wagen fuhr vor uns, aus dem eine Stimme Sie rief. Bei dem Wagen angelangt, sahen wir Mlle. Olga Popai, die querüber lag, in weiß gekleidet und mit einer Mütze, die mit gelben Bändern geschmückt war. Sie sagte zu Ihnen: „Ich habe Sie gerufen, um Ihnen zu sagen, daß Mme. Nitchinof das Institut am 17. (Dezember) verläßt. Dann fuhr der Wagen weiter. Wie doch die Träume manchmal närrisch sind!

Zwei Wochen später erhielt Mme. Buscarlet von M. Mosatief einen Brief, der so begann: Wir haben Ihre Briefe erhalten, liebe Madame; meine Frau hat sie im Bette gelesen . . . . Nein, liebe Madame, Ihr Traum ist nicht drollig, er ist nicht närrisch, ah, er ist seltsam, er ist überraschend, bestürzend. Mme. Nitchinof, die arme Mme. Nitchinof hat das Institut in der Tat am 17. verlassen, aber um niemals wieder zurückzukehren. Das Scharlachfieber, begleitet von Diphtherie, hat sie uns binnen dreimal 24 Stunden entrissen. Sie ist am 16. (Dezember) um 11¾ abends gestorben und um 2 Uhr morgens am 17. (Dezember) (ist es nicht seltsam) hat man ihren Körper in die benachbarte Kapelle getragen. Man hat Ansteckung für das Institut gefürchtet, daher die Eile . . . .

Prof. Flournoy analysiert den Fall. Er vermutet ein Phänomen von „trinitärer Telepathie“, d. h. Mme. Mosatief, mit den beiden Damen (den Protagoisten) durch innige Freundschaft verbunden — dieselben kannten sich kaum — hat in ihrem Unterbewußtsein (am 10.) die ersten Symtome der latenten Krankheit bei Mme. Nitchinof bemerkt; diese Kenntnis hätte sie nun telepathisch von Kesan nach Genf auf Mme. Buscarlet übertragen. (!) Allein da diese Hypothese, an sich schon kühn genug, nicht den Hauptfaktor des Traumes erklären kann, nämlich das Vorauswissen des Datums, an welchem der Körper der Mme. Nitchinof das Institut verlassen sollte, unterbreitet uns Flournoy folgende andere Hypothese: Wenn man bedenkt, wieviel das subliminale Bewußtsein das gewöhnliche Bewußtsein übertrifft an Kenntnis und Voraussehen (oft auf weit voraus) der intimsten Prozesse des Organismus, dann wird man einräumen, denke ich, daß es nicht besonders kühn ist, anzunehmen, daß Mme. Nitchinof während der Nacht des 9. zum 10. Dezember sich Rechenschaft gab über ihren latenten Zustand und folgende Unterhaltung subliminal hielt: „Gut, ich habe mich erkannt! Es ist recht schwer: ich fühle wohl, daß ich nur noch acht Tage lebe; gerade in einer Woche, zwischen 16. und 17. wird mein Ende kommen; es ist schwer zu sagen, ob ich vor oder nach Mitternacht sterbe, aber gewiß ist, es wird in jener Nacht sein, und am 17. wird mein Leichnam aus dem Institut gehen, um nach der Kapelle gebracht zu werden . . . .“ Das ist, in unsere Sprachweise übersetzt, die Idee oder die unbewußte Emotion, welche von Kasan als telepathischer Induktor gedient hat für den Traum, den Mme. Buscarlet dieselbe Nacht in Genf hatte.

So schließt Prof. Flournoy. Den Lesern, sagt Bozzano, steht es frei, sich über die Annehmbarkeit der eben genannten Vermutungen zu entscheiden. Ich für meinen Teil bemerke nur, daß sie mir so schwach und dünn scheinen, daß ich auf meine Hypothese der Premonition zurückkomme, die mir im Vergleich viel einfacher erscheint.*) (Ohne Zweifel! P.)

Die dritte Gruppe dieser II. Kategorie enthält Premonitionen des Todes dritter Personen lange voraus, bei welchen der Tod aus natürlichen Ursachen erfolgt.

Hierbei rechnet Sig. Bozzano sechs Monate als Minimum dieses „lange Voraus“, und zwar lediglich um eine Grenze zu setzen. Es sind 12 Fälle berichtet. Ich entnehme der Sammlung Bozzanos nachstehende sehr merkwürdige Episode vollständig spiritistischen Anscheins. Sie ist erzählt von William Stead (erschienen in Review of Reviews 1909.) Stead schreibt: „Vor einigen Jahren war bei mir eine Dame mit sehr bemerkenswertem Talent, aber von launischem Charakter und durchaus nicht robuster Gesundheit, beschäftigt. Sie wurde so unmöglich, daß ich im

*) Merkwürdigerweise ist in beiden Hypothesen der Rolle der Mlle. Olga Papir überhaupt nicht gedacht! P.

Januar daran dachte, mich von ihr zu trennen, als „Julia“*) durch meine Hand schrieb: „Habe Geduld mit E. M. Sie wird mit uns hier vor Ende des Jahres vereint sein.“ Ich war überrascht, denn nichts berechtigte mich anzunehmen, daß sie sterben würde. Ich sagte nichts von dieser Mitteilung und beschäftigte diese Dame weiter. Wenn ich mich recht erinnere, war mir diese Botschaft am 15. od. 16. Januar gegeben worden. Dieselbe wurde im Februar wiederholt, auch im März, April, Mai und Juni: Erinnern Sie sich, daß E. M. vor Schluß des Jahres aufgehört haben wird zu leben.“

Im Juli verschluckte E. M. aus Unachtsamkeit einen kleinen Nagel; sie wurde schwer krank. Die zwei Aerzte, die sie behandelten, hatten keine Hoffnung sie zu retten. Inzwischen schrieb „Julia“ mit meiner Hand.

Das ist es ohne Zweifel — fragte ich sie — was Sie vorausgesehen haben, als Sie mir voraussagten, daß E. M. sterben werde? Zu meinem größten Erstaunen antwortete Julia: „Nein, sie wird davon geheilt werden, aber trotzdem wird sie vor Ende des Jahres unterliegen.“

„E. M. erholte sich plötzlich, zur großen Ueberraschung der Aerzte, und sie konnte bald ihre gewohnten Arbeiten wieder aufnehmen. Im August, September, Oktober und November wurde mir neuerdings die Nachricht von ihrem nahen Ende durch meine Hand mitgeteilt. Im Dezember wurde E. M. von Influenza ergriffen. — „Ist es dies?“ fragte ich Julia. — „Nein, sie kommt nicht auf natürlichem Wege hierher, wie dem aber auch sei, sie wird kommen vor Ausgang des Jahres.“

Ich war beunruhigt, allein ich wußte, daß ich das Ereignis nicht verhindern konnte. Es kam Weihnachten, E. M. war sehr krank. Allein das Jahr verging und sie lebte noch. „Julia“ teilte mit: „Ich könnte mich um einige Tage getäuscht haben, aber was ich gesagt habe, ist wahr.“

Um den 10. Januar schrieb mir „Julia.“ „Sie werden E. M. morgen sehen; sagen Sie ihr adieu. Treffen Sie alle notwendigen Maßregeln. Sie werden sie auf Erden nicht mehr sehen.“

Ich suchte E. M. auf. Sie hatte Fieber und bösen Husten. Man brachte sie in ein Krankenhaus, wo sie besser versorgt war. Sie sprach die ganze Zeit davon, daß sie ihre Arbeiten zu Ende führen wolle. Als ich ihr Adieu sagte, fragte ich mich, ob „Julia“ nicht im Irrtum war.

Zwei Tage später erhielt ich ein Telegramm, das mir sagte, daß E. M. sich in einem Anfall von Delirium aus dem Fenster gestürzt hatte und man sie tot weggetragen habe. Das Datum überschritt nur um einige Tage die 12 Monate, von welchen die erste Botschaft gesprochen hatte.

Ich kann die Wahrheit dieser Erzählung beweisen durch die Original-Niederschrift der Botschaften selbst und durch die Gegenzeichnung meiner

---

*) Julia leitete als „Spirit“ das berühmte Bureau Julia. P.

zwei Sekretäre, denen ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Botschaften Julias mitgeteilt habe.“

Der Fall, sagt Sig. Bozzano, ist theoretisch sehr merkwürdig und der Name des Berichterstatters ist Gewähr für seine Wahrheit. Ich mache hierbei aufmerksam auf die Tatsache, daß die bezeichnete Person zweimal erkrankte, ehe sich die Prophezeiung erfüllte. Stead glaubte, daß der kritische Moment gekommen sei, und trotzdem erhielt er eine verneinende Antwort. Dies spricht gegen die unterbewußte Entstehung der Premonition, wohl aber für die spirituelle Unabhängigkeit der Persönlichkeit „Julias“, denn wäre das Gegenteil der Fall, so hätte die autosuggestive Tätigkeit nicht verfehlt, auf das unterbewußte Ich Steads zu wirken, es dahin bringend, daß es bestätigte, was das normale Ich dachte.

Ich bemerke auch, sagt Sig. Bozzano, daß die Antwort Julias: „E. M. wird nicht auf natürliche Weise hierher kommen“ zeigt, daß Julia nicht nur das nahe Ende der fraglichen Dame kannte, sondern auch völlig über die tragische Art des Todes, die sie erwartete, unterrichtet war. Letzteres gibt viel zu denken. Wenn „Julia“ die ganze Wahrheit Stead anvertraut hätte, hätte dieser die Kranke sicher vom Tode gerettet, indem er sie überwachen ließ. Man stellt sich also, sagt Bozzano, spontan die Frage: Warum tat „Julia“ dies nicht? Warum wollte sie, da sie es doch konnte, nicht ein Wort sagen, um eine Person dem Tode zu entreißen? Es ist ein verwirrendes Mysterium und es könnte nur eine Erklärung Antwort geben: Es war „Julia“ nicht erlaubt! Denn die Geister haben nicht die Macht, dem Lauf des menschlichen Schicksales Hindernisse zu bereiten. Und so fallen wir ganz der fatalistischen Hypothese anheim; will man dies nicht, dann bleiben nur die Hypothesen der Reinkarnation oder der Präexistenz . . . .

Die vierte Gruppe der II. Kategorie enthält Premonitionen des Todes dritter kurz vorher, wobei der Tod aus zufälligen Ursachen erfolgt.

Es ist eine interessante Gruppe; der Schwerpunkt liegt darin, daß ein unvorhergesehener Unfall eintritt. Die Fälle sind durch die psychologischen Hypothesen schwer zu erklären, auch mit „Unterbewußtsein“ oder mit dem Wort „Zufall“ ist wenig gesagt. Im Gegenteil, die spiritistische Hypothese und jene des Fatalismus und der Reinkarnation beherrschen dies Gebiet. Sig. Bozzano führt 13 Fälle an. Ich entnehme der lehrreichen Sammlung folgende Beispiele:

1. Der Fall ist von Dr. Hodgson gesammelt; Berichterstatter ist Mr. Krebs Mitglied der S. f. P. R. Die Episode beruht völlig auf Wahrheit: 2. November 1902. M. Charles Nolte, wohnend in Baltimore, 25 Jahre alt, Mechaniker in einer Fabrik, hatte in den ersten Tagen des November einen sehr merkwürdigen und schmerzlichen Traum. Er schien auf der Heimkehr von der Arbeit begriffen, (es war 5½ Uhr Nachmittag)

und sah, daß die kleine Helene, die Tochter seiner Schwester, ein sehr lebhaftes Kind, die Straße überschritt, um sich zur Großmutter zu begeben welche gegenüber wohnte. Zugleich sah der Träumende mit Schrecken, daß sich ein elektrischer Tramway-Wagen schnell näherte. Das Kind schien denselben nicht zu bemerken, er wollte es retten, allein er fühlte sich wie gelähmt; nun fing er zu rufen an, vergebens, er wohnte ohnmächtig einer schrecklichen Szene bei. Seine Angst war so groß, daß er aus dem Schlafe erwachte und einen Seufzer der Erleichterung ausstieß.

Morgens erzählte er seiner Mutter den Traum; diese wurde so ergriffen, daß sie sofort zu ihrer Tochter Mme. John Liebig ging, ihr den Traum mitteilte und sie ermahnte, das Kind noch mehr als bisher zu überwachen. Am Nachmittag des Dienstags (13. November) gegen $5^h 30'$ hatte die kleine Helene den Einfall, über die Straße zu gehen, wahrscheinlich um die Großmutter zu besuchen. Sie wurde dabei von einem elektrischen Wagen der Tramway überfahren und getötet! Eine Frau, die zugegen war, hörte das Kind schreien „Großmutter! Großmutter!“ (Journal of the S. P. R. Vol. XIII).

2. Der Fall ist aus der Arbeit der Mrs. Sydgwick: „On the evidences for Premonitions (Proceedings of the S. P. R. Vol. V) genommen. Er ist mediumistischer Art. Mrs. Sidgwick schreibt:

„Die Dame, welche mir die Episode mitgeteilt hat, wünscht, daß ihr Name geheim bleibe. Sie sagt, daß, als sie sich in Amerika befand, eine ihrer spiritistischen Freundinnen sie zu einer mediumistischen Sitzung führte, über welche die Dame nun folgendes berichtet:

Obwohl ich Tags zuvor in Boston angekommen war, erklärte der Spiritführer des Mediums sofort, daß ich über das Meer gekommen sei; er erzählte mir nicht nur einen großen Teil meiner Vergangenheit, sondern kam auch auf meine Zukunft zu sprechen. In einem gewissen Moment behauptete er, daß ich eine Photographie bei mir trage, welche meine ganze Familie in einer Gruppe zeigte. Dies war richtig und ich zeigte das Bild dem Medium (in trance). Letzteres bemerkte, daß zwei meiner Kinder nicht mehr am Leben seien, und in der Gruppe auf ein drittes Kind (einen Sohn) zeigend, sagte das Medium: „Dieser da wird auch bald einer der unseren sein und sein Tod wird plötzlich erfolgen; aber Sie sollen nicht weinen, weil dieser frühzeitige Tod ihn von dem Uebel retten wird, das ihn sonst erwarten würde. Es ist fast nie erlaubt, den Lebenden solche Geheimnisse anzuvertrauen, aber diesmal sehen wir, daß wir es zu Ihrem Vorteil tun müssen, weil Sie das überzeugen wird, daß Sie Ihren Sohn nicht durch einen Zufall verloren haben.“

Was das Medium gesagt hatte, traf ein. Ich befand mich seit einigen Wochen wieder zu Hause, als man mir eines Morgens die schreckliche Nachricht mitteilte, daß mein Sohn (17 Jahre alt) im Laufe einer Fußballpartie getötet worden sei!“

Sig. Bozzano sagt hierzu u. a.: „Der Fall bringt dieselben Kommentare wie der Fall Steads, d. h. daß die Worte: „Ihr Sohn wird bald einer der Unseren sein“; „sein Tod wird plötzlich sein“; und „Sie werden überzeugt sein, daß es nicht reiner Zufall ist, daß Sie ihn verlieren“ schlagend beweisen, daß die mediumistische Personalität nicht nur unterrichtet war von dem drohenden Ende, sondern auch über die Todesart, die ihn erwartete. Daher der Schluß, wenn diese Personalität der Mutter alles gesagt hätte, dieselbe ihren Sohn hätte retten können, indem sie ihn hinderte, zu dem Spiel zu gehen. Im Falle Steads fragten wir: „Warum hat der Spirit das nicht getan? Warum, wenn er doch konnte, hat er nicht die Worte sagen wollen, um eine Person vom Tode zu retten?“ Die Antwort, welche wir auf diese Frage gaben, entspricht dem, was die mediumistische Personalität spontan in der letzteren Episode enthüllt.

Nur drei Hypothesen können zur Aufklärung des Falles dienen: Die spiritistische, die Reinkarnation und die des Fatalismus. Jene, welche anders denken infolge ihrer Vorliebe, alles den Fähigkeiten des Unterbewußtseins zuzuschreiben, müssen erklären, zu welchem Zwecke die unterbewußten Persönlichkeiten sich enthalten, unter solchen Umständen alles zu sagen, was sie wissen. Wer hindert sie, eine Person vom Tode zu retten? Die Existenz dieser Art Zurückhaltung in den Phänomenen der Premonition (und sie ist hier sehr häufig) kommt einem unwiderleglichen Beweise von dem Vorhandensein einer Geisterwelt gleich. Man kann nicht einwenden, daß, obwohl es klar scheint, daß die mediumistischen Persönlichkeiten die Natur des angekündigten Todes kennen, diese Behauptung doch nicht angängig sei, da Einzelheiten nicht gegeben würden. Diese Persönlichkeiten geben beharrlich die speziellen Umstände nicht, welche der Beteiligte benützen könnte, dem Schicksal zu entgehen, das ihn erwartet, und wenn man sie um Erklärungen fragt, antworten sie nicht oder sie machen Ausflüchte oder drücken sich symbolisch aus, dabei von der wahren Bedeutung ihrer Worte nichts durchscheinen lassend, bis zum Eintritt des Ereignisses. Es ist unmöglich, einen besseren Beweis zu wünschen, um zu zeigen, daß die mediumistischen Personalitäten zum größten Teil Kenntnis haben von Ereignissen, welche sie den Sensitiven verbergen . . . . .

Bozzano kommt zu dem Schluß: Einmal zugegeben, daß ein Teil der Phänomene der Premonition einer Absicht gehorcht, welche die Manifestation leitet, werden wir durch die Logik der Folgerung geführt, daß diese Absichtlichkeit einen äußeren Ursprung haben muß oder wenigstens die Existenz von geistigen Wesen zeigt, welche die Fähigkeiten des menschlichen Unterbewußtseins leiten, denn für ein autonomes Unterbewußtsein ist kein Grund denkbar, der es hindern würde, Einzelheiten zu übertragen, die, rechtzeitig mitgeteilt, oftmals die eigene bewußte Persönlichkeit d. h. sich selbst, dem Tode entreißen würde! . . . . . «

(Fortsetzung folgt.)

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. Walter Bormann.**
(Fortsetzung.)

II. Die Rettung.

»Die letzte Absicht der uns weislich versorgenden Natur ist aufs Moralische gestellet.« Kant, Kritik der reinen Vernunft, S. 607, Kehrbach.[1])

§ 1.

Festzuhalten ist zuvörderst das, was wir schon im Vorhergehenden einprägten, daß der Wert des Ich über das Diesseits hinaus, ob er dann in einer noch so weit erhöhten Steigerung aller Begabungen angenommen werde, dennoch für unser Denken ohne die Einsicht in den Wert des Ich schon unter dessen irdischen Bedingungen nicht vorhanden ist. Kant ist es, der in seiner »Kritik der reinen Vernunft« im ersten Hauptstück des zweiten Buches der transzendentalen Dialektik« die vier Trugschlüsse der theoretisierenden Spekulation über die Seele aufdeckt und vernichtet, nämlich über die Seele als Substanz (Ding an sich), über die Einfachheit der Seele nach ihrer Beschaffenheit, über die Einheit der Seele im Zeitenwandel und über die Unterscheidung des Dauernden der denkenden Seele von den äußeren Dingen als den durch sie allein bestimmten Wirklichkeiten im Raume. Wenn er dabei die Unhaltbarkeit einer gewissen allzu wohlfeilen transzendentalen Kathederpsychologie dartut, so fehlt doch alles daran, daß er, wie unsere Materialisten und unechten Monisten glauben machen wollen, die Seele zu ihrem Begriffe der Materie herniederziehe; denn er zeigt im Gegenteil, daß, »wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, die ganze Körperwelt wegfallen muß, als die nichts ist als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjektes und eine Art von Vorstellungen desselben.« Nicht Materie als das, was wir wahrnehmen, ist für Kant das Wesen der Dinge, sondern, was sie an sich sind, bleibt uns unbekannt, so wie »imgleichen, was der inneren Anschauung zu Grunde liegt, weder Materie noch ein denkend Wesen an sich selbst ist, sondern ein uns unbekannter Grund der Erscheinungen«, die uns da wie dort die empirischen Begriffe an die Hand geben. »Etwas Wirkliches im Raume beweiset, wie er sagt, allerdings unsere Wahrnehmung unmittelbar«, d. i. »ein unseren äußeren Anschauungen korrespondierendes Etwas im Raume.« Das Ich aber, wie wir es in Verbindung mit der Sinnenwelt kennen, ohne zu erkennen, was für ein Ding es ist, gehört nur unserer inneren, durch unsere Körperlichkeit bedingten Wahrnehmung an, und auch dieser Wahrnehmung

---

[1]) Ich halte mich gern bei Anziehungen an die Kehrbachschen Kant-Ausgaben (Leipzig, Reclams U.-B.), weil sie jedermann leicht zur Verfügung stehen und zugleich ihr Text kritisch gesichtet ist.

korrespondiert fraglos wieder ein dieser inneren Anschauung korrespondierendes Etwas. Das Transzendentale, d. h. also das, wozu unsere Erkenntnis nicht zureicht, entspricht als ein »Wirkliches« unseren empirischen Begriffen sowohl der Materie als auch unseres Ich. Hier in der »Kritik der reinen Vernunft« spricht er außerdem schon bei den Erörterungen über die Seele als ein mögliches Ding an sich es aus, daß wir »anderswoher, als aus bloß spekulativen Gründen, Ursachen« hernehmen könnten — d. h. aus dem ethischen Gebiete — »eine selbständige und bei allem möglichen Wechsel unseres Zustandes beharrliche Existenz der denkenden Natur zu hoffen.« Er nimmt also das rein Denkhafte (Intelligible) nicht allein im Transzendentalen der Vernunftwesen an, sondern bereits im transzendentalen Wesen der Materie, so daß es Widersinn ist, zu sagen, Kant habe, indem er die Unerkennbarkeit sowohl der alles erkennenden Seele wie der Materie für die theoretische Spekulation behauptet, damit die Seele zur Materie herabgezogen, während er vielmehr ein von unserer bloßen Sinnenwahrnehmung unabhängiges intelligibles Sein auch dieser zuschreibt. Ich legte einst in »Zwei Gängen im Harnisch« (Uebersinnliche Welt, XV., 1907, März-Juni), schärfsten Protest ein gegen die unglaublich zügellose Art, mit der Gelehrte aller Art, Naturforscher wie angebliche Philosophen, in der Rolle teils von Anhängern, teils von Gegnern einen Kant gegen die klaren Aussprüche seiner eigenen Worte sagen lassen, was ihnen gerade für ihre oft sehr eitlen Zwecke in den Sinn kommt. Ich darf daher in der Hauptsache mich auf diesen früheren Protest berufen und spreche hier nur nochmals aus, wie fern Kant davon war, die Seele deshalb zu leugnen, weil er ihre Unbeweisbarkeit für das spekulative Denken darweist. Vor dogmatischen Angriffen eines spekulativen Gegners ist die Annahme des Seelenbestandes nach Kant vielmehr für immer geschützt, da ein solcher »niemals mehr von der Natur meines Subjektes wissen könne, um meinen Erwartungen die Möglichkeit abzusprechen, als ich, um mich an ihnen zu halten«.

Eine Hauptfrage mag ich mir hier nicht versagen, die für das Verhältnis des Seelenlebens zur Außenwelt und umgekehrt von höchstem Belange ist. Da nämlich Kant uns zu der Einsicht zwingt, daß die Materie als solche mit allen ihren sinnlichen Eigenschaften einzig in uns ihren Wesensbestand empfange, wird es mit der transzendentalen Wesenheit der Materie im Verhältnisse zum transzendentalen Subjekte in seiner reinen übersinnlichen Ausprägung denn anders sein? Wenn uns in dieser das geläuterte, rein denkhafte Sein aller Dinge ohne behindernde Dazwischenkunft der Sinne entgegenträte, würde dann nicht ebenso in dem diese Wahrheit auffassenden Geistessein des Ich das Wesen der Dinge erst enthalten sein, und zugleich mit der Wegnahme des denkenden Subjektes wiederum die ganze Außenwelt wegfallen?

Das scheint nicht bestreitbar. Darum, vertrete ich, indem ich mit solchem Ausspruche dem etwaigen Vorwurfe der Mystik ausgesetzt zu sein nicht fürchte, mit Bestimmtheit den Satz, daß Ich und Außenwelt, ohne daß man die Wirklichkeit der zweiten leugnet, nur verschlungen ineinander und miteinander Bestand haben und daß, so wie zum Ich die Außenwelt unmeßbar gehört, um sein Geisteswesen in Tätigkeit zu setzen, ohne das erkennende Ich das ganze Dasein der Außenwelt, nicht minder ihr transzendentales Sein für unsere transzendentale Erkenntnis, als ihr empirisches Sein für unsere aus der Sinnenerfahrung geschöpfte Erkenntnis, unerschaffen sein würde. Dem Verstande, dem in seinem auf Ziele gerichteten Wollen alles Naturgeschehen begreiflich wird und der über dieses Wollen mit einem nach wohlbedachten Zwecken geläuterten Wollen verfügt, müßte dieser Satz unwidersprechbar sein. Ob es auch Einöden gibt, Wildnisse ewigen Eises an den Polen der Erde, in Gebirgen und Wüsten, wohin kein menschliches Auge dringt, mögen Sterne unbewohnt mit einer unerforschten Natur den Aether durchkreisen, vorhanden wäre all dieses abgeschlossene, obschon nicht unwahrnehmbare, Sein niemals, wenn nicht Vernunftwesen lebten als der alles das in seiner Wesensfülle erlauschende Geist der Natur, in dem auch das Stumme gleichsam Sprache erlangt. Und so würde auch die transzendentale, unmittelbar in ihren Wesenseinheiten sich darbietende Beschaffenheit der Dinge unmöglich vorhanden sein ohne das transzendentale Ich, dessen geläuterter Geistesart sich diese Einheit und Reinheit jegliches Seins enthüllt. Ein reines Sein — ohne den ebenso reinen, es erst erfassenden Geist — ginge das an? Ist Notwendigkeit in jeglichem Geschehen der Natur zu erblicken im philosophischen Sinne eines Spinoza, so ist zwingend vor allem die Notwendigkeit, daß die Natur nur zugleich mit den in ihr hervorgebrachten Vernunftwesen möglich war, im empirischen nicht mehr als im transzendentalen Sinne.

§ 2.

Für die Schätzung des Ich ist damit bereits ein überaus hoher Ausblick gewonnen worden. Gleichwohl ist dadurch gegen alle die von uns aufgezählten Anklagen des Ich nichts geschehen und für den Wesensbestand des Ich nichts ausgemacht. Wir kehren daher zurück zu dem jeden möglichen Anhalt für das Ich allein bietenden Ich unserer Erfahrung mit den bekannten von ihm im Erdenleben entfalteten Eigenschaften.

Unter dem Namen des Fühlens, des Denkens, des Wollens werden diese Eigenschaften insgemein zusammengefaßt. Voransteht, um das Wesen der Seele zu kennzeichnen, selbst den tiefstdringenden Philosophen gewohnheitsmäßig das Denken. So ließ Aristoteles den *Νοῦς* (Verstand, Gedankenleben) dasjenige sein, was allein im Menschen auf unsterbliches Fortleben Anspruch habe. Cartesius rückte ebenfalls für

das Ichbewußtsein das Cogito, ergo sum (Ich denke, darum bin ich) an die erste Stelle. Kant redet, wo er die Möglichkeit des den Tod überdauernden Ich erwägt, zunächst immer vom denkenden Ich. So blieb der Brauch bis zu den neuesten Philosophen und Psychologen. William James, der das reine Ich als das weit schwerere Untersuchungsobjekt von den von ihm so benannten »Michs«, d. h. den unaufhörlichen sowohl sinnlichen wie geistigen Bewußtseinszuständen des Lebens, in denen wir uns selbst Gegenstände der Wahrnehmung und Beobachtung sind, sondert, erläutert jenes sofort wieder kurzweg als das Subjekt des Denkens, obwohl er im übrigen anmerkt, daß »unsere intellektuellen Vorgänge nicht so zu unserem Innersten gehören wie unsere Willensentschlüsse«, und als »das wahre Heiligtum der Seele das Aktivitätsbewußtsein« erachtet.

Zur rechten Beurteilung von allem diesem ist zunächst keinen Augenblick zu vergessen, daß Fühlen, Wollen, Denken stets enge zusammengehören, einen einigen Dreiklang bildend. Das hat gegenüber älteren Anschauungen, die unmögliche Trennungen in dieser Dreiheit vornehmen, Wilhelm Wundt in seinen »Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele« (4. Aufl. 1906) lichtvoll dargetan: »Ohne durch Gefühle bewegt zu werden, würden wir nicht wollen.« »Fühlen und Wollen sind untrennbar verbundene Bewußtseinsvorgänge.« »Ein momentanes Gefühl wird, wenn es zu seiner vollständigen Entwickelung gelangt, zu einem Willensvorgang.« »Ein Willensvorgang ist eben nichts anderes als ein gesetzmäßiger, im allgemeinen in sich abgeschlossener Gefühlsverlauf, der überdies immer von bestimmten Vorstellungen begleitet ist.« »Das Gefühl ist ein Zustand, der nur bei einem willensfähigen Wesen denkbar ist.« »Mit den Gefühlselementen verbinden sich bestimmte Vorstellungselemente.« Diese werden, während die Gefühle die Triebfedern des Willens werden, die Motive des Willens. »Ein Geist, der freud- und leidlos als sogenannte »reine Intelligenz« den Dingen gegenüberstünde, würde durch sie nimmermehr zum Handeln angeregt werden können.« »Gefühle sind die Teilerscheinungen eines Vorganges, der mit einer Gefühlserregung beginnt und in einer Willenshandlung endigt, und die letztere ist wieder in ihrem ganzen Verlaufe einzig und allein durch bestimmte Gefühle gekennzeichnet.« Daß das Gelingen oder Mißlingen des Wollens zuletzt auch von starken Gefühlen der Freude oder Betrübnis begleitet und gefolgt wird, ist klar. In jedem stärkeren Fühlen ist überdies schon, wie wir hinzusetzen, die Triebfeder seiner Selbstverdeutlichung durch die Vorstellungen des Denkens enthalten. Mithin fassen wir so zusammen: Im Fühlen, das die Keime des Wollens und Vorstellens in sich trägt, beginnt und umgrenzt sich das ganze Seelenleben. Das Wollen, im Fühlen

eingebettet und vom Denken hervorgerufen und unausgesetzt geleitet, bringt das Seelenleben zu voller Entfaltung. Das Denken aber, vom Fühlen angeregt und ihm zum Wollen die Wege zeigend, ist schon an sich allein immer — wie nicht übersehen werden darf — eine innerliche Tathandlung des Willens.

Begreiflich ist es nun aber durchaus, daß vorzugsweise das Denken als charakterisierende Eigenschaft des Ich genannt zu werden pflegt. Daß gerade das Denken unser Ich unausgesetzt begleitet, wird uns deshalb am stärksten eingeprägt, weil das Denken zugleich im mannigfaltigsten Wechsel und in größter Bestimmtheit jeden Augenblick unseres Daseins erfüllt. Während die Gefühle aller Art, ob auch zusammengestellt aus verschiedensten Bestandteilen, wie die durch eine Reihe einzelner Gefühle geweckten »Totalgefühle«, als deren Beispiel wir die durch Tonvereinigung erzeugten Harmonien nennen, und wie die an die äußeren und inneren Tastempfindungen unseres eigenen leiblichen Selbst geknüpften »Gemeingefühle« (Terminologie nach Wilh. Wundts »Grundriß der Psychologie«) in ihrer Mischung einen einheitlichen, ununterschiedenen Gefühlszustand hervorbringen, so sind die Vorstellungen unseres Denkens stets zusammengesetzte, auf einer Menge einzelner Sinnesempfindungen beruhende Vorgänge, die in diese Bestandteile zerlegbar sind. William James hat gewißlich nicht Recht, wenn er diesen Lehrmeinungen Wundts widerspricht. Er sagt, daß die Vorstellung eines Paares kein Paar von Vorstellungen sei. Ist das allerdings auch nicht der Fall, da die Vorstellung eines Paares zu einer begrifflichen Einheit wird, so ist doch klar, daß die Vorstellung z. B. eines Menschenpaares nicht nur die beiden Vorstellungen von etwa Mann und Weib oder Greis und Knabe, sondern eine Menge von Vorstellungen, die zur näheren Veranschaulichung dieser Paare von uns erfaßt werden und im Fluge in die Begriffseinheit übergehen, enthält. Das aber ist allen Denkvorgängen bei der unermeßlichen Vielheit der Vorstellungen, die sie am Geistesauge vorüberführen, eigentümlich und liefert den allerwichtigsten Beitrag zur Kenntnis unseres Geisteslebens, daß wir, getrieben offenbar von der Einheit unseres Ich, mitten im Gedränge der Eindrücke von Stoffen und Dingen der Außenwelt überall selbstbesonnen die Einheiten bestimmter Begriffe bilden wollen. So kommen durch unsere Willkür geschwind Vorstellungseinheiten zu Stande, ohne daß wir im Geringsten uns mehr alle die einzelnen Teile dieser von uns zurechtgelegten Einheiten gegenwärtig halten. Beim Finden dieser Einheiten steht entweder der Gesichtssinn, weil er uns durch die räumliche Umgrenzung der Stoffe und Dinge die Einheit ihrer Begriffe abteilt, oder der insbesondere bei Blinden ihn ersetzende Tastsinn[1]), der ebenso die

[1]) Man gedenke vornehmlich an die nicht nur blinde, sondern auch taube Helen Keller, die allein vermittels des Tastsinnes die Vorstellungen der ganzen Außenwelt zu erfassen und zu einer hervorragenden Bildung zu gelangen vermochte.

örtlichen Grenzen umzieht, im Vordergrunde. Hierzu gehört freilich als Wichtigstes immer das Urteil des Denkens, welches unterscheidet, ob ein Gegenstand in seiner mehr einfachen oder zusammengesetzten (Spiegel mit Glas, Quecksilber, Rahmen; Gewehr mit Schaft, Rohr, Hahn u. s. w.) Beschaffenheit mit seinen Eigenschaften des Tuns oder der Nutzbarkeit sich als Einheit darstelle, wobei fraglos das aufs Handeln gerichtete Grundwesen des Menschen beständig mithilft. Fördersamst wirken dabei sicherlich in der Jugend der Menschen und der Völker die ästhetischen Eindrücke mit, zumal der Freude, teilweise auch des Abscheues. Ein Baum und eine Blume, ein Berg, ein Tal, ein Strom, das Meer, der Himmel werden dem bewundernden Blicke leicht zur Einheit, wie auch wohl ein verheerender Wildbach, ein feuerspeiender Vulkan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des † Mr. Elsvesham.

Von **H. G. Wells.**

Ich zeichne diese Geschichte auf, nicht weil ich erwarte, daß man sie glauben wird, sondern um womöglich dem nächsten Opfer einen Weg zum Entrinnen zu bahnen. Ihm vielleicht wird mein Unglück Nutzen bringen. Mein eigener Fall, das weiß ich, ist hoffnungslos, und ich bin jetzt auch in gewissem Maße auf mein Schicksal gefaßt.

Mein Name ist Edward George Eden. Ich bin geboren in Trentham in Staffordshire, wo mein Vater Gartenbaubeamter war. Ich verlor meine Mutter mit drei und meinen Vater mit fünf Jahren. Mein Onkel, George Eden, nahm mich darauf an Kindesstatt an. Er war Junggeselle, hatte sich von unten heraufgearbeitet und war in Birmingham als unternehmender Journalist wohlbekannt. Er sparte nichts an meiner Erziehung, feuerte mich zum Ehrgeiz an, in der Welt vorwärtszukommen, und hinterließ mir bei seinem Tod, der vor vier Jahren erfolgte, sein gesamtes Vermögen, so ungefähr fünfhundert Pfund nach Ausbezahlung aller Abzüge. Ich war damals achtzehn. In seinem Testament riet er mir, das Geld zur Vollendung meiner Ausbildung anzuwenden. Ich hatte mir schon die Medizin zum Beruf erwählt, und dank seiner über das Grab hinausreichenden Großmut und dem Glück, das ich bei einer Bewerbung um ein Stipendium hatte, wurde ich Student der Medizin an der Universität in London. Zur Zeit des Beginns meiner Geschichte wohnte ich in University Street 11, in einer kleinen Dachstube, die sehr schäbig ausgestattet und zugig war und nach dem Hof zu ging. Der kleine Raum diente mir zum Wohnen und Schlafen, denn ich war entschlossen, meine Mittel bis zum letzten Pfennig möglichst nutzbringend zu verwerten.

Ich wollte eben ein Paar Schuhe zum Flicken nach einem Laden in Tottenham Court Road tragen, als ich zum erstenmal dem kleinen Mann mit dem gelben Gesicht begegnete, mit dem mein Leben jetzt so un-

entwirrbar verknotet ist. Er stand am Rand des Trottoirs und starrte, wie im Zweifel mit sich selbst, die Türnummer an, als ich öffnete. Seine Augen — es waren glanzlose, graue Augen mit roten Rändern — fielen auf mich, und sein Gesicht nahm sofort einen Ausdruck runzliger Liebenswürdigkeit an. »Sie kommen gerade im richtigen Moment!« sagte er. »Ich hatte die Nummer Ihres Hauses vergessen. Guten Tag, Mr. Eden!«

Ich war etwas erstaunt über diese vertrauliche Anrede, denn ich hatte den Mann mein Lebtag nicht gesehen. Ich ärgerte mich auch ein bißchen, daß er mich mit den Stiefeln unterm Arm überraschen mußte. Er bemerkte meinen Mangel an Herzlichkeit.

»Sie besinnen sich, wer zum Henker ich eigentlich bin, was? Ein Freund — seien Sie ganz versichert! Ich habe Sie schon früher gesehen, wenn auch Sie mich nicht gesehen haben. Kann ich irgendwo mit Ihnen reden?«

Ich zögerte. Die Schäbigkeit meines kleinen Zimmers droben war nicht für jeden ersten besten Fremden. »Vielleicht könnten wir die Straße entlanggehen,« sagte ich. »Ich bin leider verhindert —« Mit einer Handbewegung vollendete ich den unausgesprochenen Satz.

»Das trifft sich ausgezeichnet!« erwiderte er und wandte sich erst nach der einen, dann nach der andern Seite. »Nach welcher Richtung wollen wir gehen?«

Ich ließ meine Stiefel im Hausflur zu Boden gleiten. »Hören Sie mich an!« sagte er plötzlich. »Es handelt sich da um eine ganz langstielige Geschichte. Kommen Sie mit, Mr. Eden, und frühstücken Sie mit mir. Ich bin ein alter Mann und nicht besonders stark in Auseinandersetzungen; und bei meiner dünnen Stimme und dem Wagengerassel..«

Dabei legte er überredend eine knochige, zittrige Hand auf meinen Arm.

Ich war noch nicht so alt, als daß ein alter Mann mir nicht hätte ein Frühstück anbieten dürfen. Trotzdem war ich nicht so ganz erfreut über die plötzliche Einladung. »Ich möchte lieber —« begann ich. »Aber ich möchte lieber,« fiel er mir ins Wort. »Und eine gewisse Rücksicht dürfen meine grauen Haare ja wohl beanspruchen.« So willigte ich denn ein und ging mit ihm.

Er führte mich zu Blavitski. Ich mußte langsam gehen, um mich seinen Schritten anzupassen. Und bei einem Frühstück, wie ich es noch nie gekostet hatte, sah ich ihn mir, während er meinen einleitenden Fragen geschickt auswich, näher an. Sein glattrasiertes Gesicht war verfallen und runzlig, seine eingeschrumpften Lippen hingen über einem falschen Gebiß und sein weißes Haar war dünn und ziemlich lang; er kam mir klein vor — freilich, die meisten Leute kamen mir klein vor — und seine Schultern waren rund und vorgebeugt. Während ich ihn beobachtete, mußte ich wohl oder übel bemerken, daß auch er mich musterte, indem er seine Augen, in denen ein sonderbarer Ausdruck von Gier lag, über

mich hinlaufen ließ, von meinen breiten Schultern auf meine sonnverbrannten Hände und wieder hinauf zu meinem sommersprossigen Gesicht. »Und jetzt,« sagte er, als wir unsere Zigaretten ansteckten, »muß ich Ihnen sagen, um was es sich handelt.«

»Ich muß Ihnen vor allem sagen, daß ich ein alter Mann bin, ein sehr alter Mann.« Er hielt einen Moment inne. »Und der Zufall will, daß ich Vermögen besitze, das ich nun bald werde zurücklassen müssen, und daß ich kein Kind und niemand habe, dem ich es hinterlassen könnte.«

Mir kam der Gedanke an einen Vertrauenstrick, und ich beschloß, ein scharfes Auge auf den Rest meiner fünfhundert Pfund zu haben.

Er fuhr fort, sich über seine Einsamkeit zu ergehen und die Sorge, die es ihm mache, eine geeignete Verwendung für sein Geld zu finden. „Ich habe ja diesen und jenen Plan erwogen — Wohltätigkeitsanstalten, Stiftungen, Stipendien, öffentliche Bibliotheken — und bin am Ende zu dem Entschluß gekommen" — er heftete seine Augen auf mein Gesicht —, „daß ich mir irgendeinen jungen Menschen suchen will — von hohem Streben und reiner Gesinnung, und arm, gesund an Leib und Seele — und ihn kurzerhand zu meinem Erben machen, ihm alles geben, was ich habe." Er wiederholte: „Ihm alles geben, was ich habe. Sodaß er mit einem Male aus aller Sorge und allem Kampf, in denen die harmonischen Kräfte seiner Natur sich entwickelt haben, zu Freiheit und Macht erhoben werden soll.«

Ich versuchte, möglichst wenig Interesse zu zeigen. Mit sehr durchsichtiger Heuchelei sagte ich: »Und ich soll Ihnen, etwa in meiner Eigenschaft als Mediziner, helfen, diese Persönlichkeit zu finden?«

Er lächelte und blickte mich über seine Zigarette weg an; und ich lachte auch ein bißchen, wie er so stillschweigend meine erkünstelte Bescheidenheit entlarvte.

»Was für eine Karriere könnte solch ein Mensch haben!« sagte er. »Es erfüllt mich mit Neid fast, wenn ich daran denke, wie ich aufgehäuft habe, damit ein anderer verbrauchen kann —«

»Aber es sind Bedingungen dabei, selbstverständlich Lasten, die er auf sich nehmen müßte. Er müßte zum Beispiel meinen Namen annehmen. Man kann nicht alles erwarten, ohne selbst etwas zu geben. Und ich müßte einen Einblick haben in seine sämtlichen Lebensverhältnisse, ehe ich ihn annehmen könnte. Er muß durch und durch gesund sein. Ich muß seine Vorgeschichte kennen, muß wissen, wie sein Vater und Großvater gestorben sind, die genauesten Erkundigungen über sein Privatleben müssen eingezogen werden —«

Dies dämpfte meine geheime Selbstbeglückwünschung ein wenig. »Und verstehe ich also recht,« begann ich, »daß ich —?«

»Ja!« sagte er fast heftig. »Sie! Sie!«

(Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Für die Existenz von Atlantis. Im großen Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses in Berlin hielt kürzlich Prof. Dr. R. Hausthal, Direktor des Römermuseums in Hildesheim, einen Vortrag über die Bevölkerung Argentiniens im Wandel der Zeiten. Dabei kam Dr. Hausthal auch auf den vorgeschichtlichen Menschen in Argentinien zu sprechen. Dr. Hausthal nimmt als erwiesen an, daß die „Atlantis", jenes sagenhafte Land, von dem schon die Alten erzählten, wirklich existiert habe. Der südamerikanische Kontinent habe sich gewiß zur Kreidezeit von Brasilien herüber nach Afrika und Aethiopien erstreckt. Beweis für das Vorhandensein dieses Festlandes ist, daß man in der Nähe der Azoren in der Tiefe von 3200 Meter gewaltige Gebirge gefunden habe, wobei es sich herausstellte, daß das Gestein dieser Gebirge vulkanischen Ursprunges, aber so ist, daß es sich nur auf der Oberfläche gebildet haben kann. Wenn die Bewohner der Atlantis so hoch entwickelt waren, daß sie bis ins Mittelmeer vordrangen, so nimmt Dr. Hausthal an, daß auch Völkerzüge der Atlantier bis nach Südamerika stattgefunden haben.

Der Redner besprach dann die vorgeschichtliche Tierwelt und beschrieb dann die Reste der verschiedenen Rassen der Ureinwohner. Da sind zuerst die „Feuerländer", die man oft als einen einheitlichen Volksstamm bezeichnet, die aber gewiß aus drei oder vier voneinander ganz verschiedenen Stämmen bestehen. Der Name „Feuerland" ist nicht etwa auf einen Vulkan zurückzuführen, der dort gar nicht vorkommt, sondern stammt von der Gewohnheit der Urbewohner, in ihren Booten auf einer Steinplatte Feuer mitzuführen, auf denen sie ihre Miesmuscheln rösten. Je weiter man nach Norden vorrückt, desto höhere Kulturentwicklung zeigen die Völker. Schon die Onas, die den Feuerländern am nächsten wohnen, bauen Zelte aus Otternfell, sie haben religiöse Feste, die unserem Erntefeste entsprechen. Um einen Zweig der Araukane und des verwilderten Apfelbaumes tanzen die Zauberer des Stammes. Die Eingeborenen sagen, sie reden mit der Gottheit. In der Gegend von Buenos Aires war die höchstkultivierte Bevölkerung. Man fand in Höhlen und Begräbnisstätten Abbildungen vom Monde, die auf astronomische Kenntnisse hinwiesen, dann zahlreiche Reste von Bauten, Urnen mit Aschenresten, die auf Feuerbestattung hinwiesen, und Ruinen von Gebäuden, die zweifelsohne astronomische Bedeutung hatten. Auch wußten sie Metalle zu bearbeiten. Aus allem geht hervor, daß von den Inkas her mächtige Einflüsse auf die benachbarten Länder stattgefunden haben. Die einstige Kultur ist verschwunden, um einer neuen Platz zu machen. Die alten Urstämme wurden nach der „Conquista" von den Gauchos abgelöst. Diese Gauchos sind nicht, wie vielfach behauptet wird, Abkömmlinge von Indianern, sondern viel wahrscheinlicher von Mauren, die Ende des 16. Jahrhunderts aus Spanien vertrieben worden sind. Aber auch diese Gauchos sterben mit der Ausbreitung der Landwirtschaft immer mehr ab. Es kommt eine neue Bevölkerung. Wenn auch heute noch die romanische Rasse vorherrscht, so entwickelt sich immer mehr aus dem Völkergemisch eine besondere argentinische Rasse, die unaufhaltsam vorwärtsschreitet in der europäischen Kultur.

Für die Existenz der Atlantis, beziehungsweise einer hochentwickelten Urbevölkerung Afrikas, spricht auch die nachstehende Notiz der „Neuen Züricher Nachrichten" vom 14. März 1914:

„Dr. Hans Reck vom Berliner geologisch-paläontologischen Institut macht die Mitteilung, daß bei den wissenschaftlichen Ausgrabungen, die dieses Institut im nördlichen Deutsch-Ostafrika vornehmen läßt, ein ungemein wichtiger

Fund gemacht wurde. Es handelt sich um ein fossiles Menschenskelett aus der Diluvialperiode in prachtvoller Erhaltung und in einer Vollständigkeit, die es zu einer der größten paläontologischen Seltenheiten auf dem Gebiete stempelt. Nicht nur der gänzlich erhaltene Schädel mit seinem prächtig konservierten Gebiß konnte da aus dem festen Tuffgestein des Bodens herausgearbeitet werden, sondern auch das vollständige Körpergerüst, Brustkorb, Schulter, Becken, Extremitäten. Erstaunlicherweise zeigt dieses erste aus ganz Afrika bekannt werdende fossile Menschenskelett recht wenig primitive Merkmale, trotzdem es seiner geologischen Lagerung und seiner Vergesellschaftung mit anderen Tieren wegen als überaus alt angesehen werden muß. Es hat also schon seit Jahrzehnttausenden eine hochentwickelte Menschenrasse den alten afrikanischen Kontinent bewohnt, was ein neues Dementi für gewisse Abstammungstheorien des Menschen bildet. In der Umgebung des Skelettes wurden auch fossile Knochenreste von Elefantenarten, Nashorn-, Nilpferd- und Affenarten jener Periode gefunden. Daraus geht wiederum hervor, daß die Steppen-Gegenden, in denen der Fund gemacht wurde, in der Diluvialzeit Urwald waren. Die diluviale Zeit, die bei uns als Eisperiode auftrat, würde in Afrika demnach eine Regenperiode gewesen sein.

Ein durchschlagender Erfolg der Wünschelrute. Der Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage in Deutschland meldete kürzlich in seiner Verbandszeitschrift einen sehr beachtenswerten Erfolg der Wünschelrute: „Die Sparherdfabrik von Senking in Hildesheim hatte bisher zehntausend Mark pro Jahr an die Stadt Hildesheim für Wasserverbrauch zu zahlen, und deshalb alle Anstrengungen gemacht, einen eigenen Brunnen zu bohren. Die Bohrversuche scheiterten sämtlich, und das eingehende geologische Gutachten, das ein Vertreter der geologischen Landesanstalt in Berlin gezeichnet hatte, spricht unter Hinweis auf die Bodenformation von der Aussichtslosigkeit einer Wassermutung. Die Mitglieder des Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage, die Herren Edler von Gräve und Dr. Berger, machten aber als Rutengänger gleichlautende Angaben, die für die Anwesenheit einer Wasserader sprachen. Am 17. Oktober 1913 wurde tatsächlich in 45 Meter Tiefe reichhaltiges Quellwasser an der Stelle der Rutenreaktionen gefunden! Dieser Fall dürfte besonders von geologischer Seite eine lebhafte Erörterung erfahren." —

Hoffentlich werden die geologischen Gutachten in Hinkunft vorsichtiger abgefaßt, da sonst das praktische Übergewicht der Wassermutung vermittelst der Wünschelrute zu sehr in die Augen fallen muß. Besser wäre es, wenn alle Geologen die Wünschelrute endlich als praktisch brauchbares Instrument anerkennen würden, denn ein fernerer Widerstand gegen die Wünschelrute ist zwecklos.

Institut für Vererbungsforschung. Ein Institut für Vererbungsforschung, das erste seiner Art in Deutschland, wird zum nächsten Sommersemester an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule errichtet werden. Das Institut, das aus einer zoologischen und einer botanischen Abteilung besteht, umfaßt drei Hektar Versuchsgelände, eine Gewächshausanlage und ein Institutsgebäude. Es wird zusammen mit den übrigen Neuanlagen der Hochschule bei Potsdam im Laufe des nächsten Jahres gebaut werden. Die Leitung des Instituts übernimmt der bisherige Vorsteher des Botanischen Instituts, Professor Dr. phil. et med. Erwin Baur; als Abteilungsvorsteher für die zoologische Abteilung ist der Privatdozent der Landwirtschaftlichen Hochschule Dr. B. Klatt in Aussicht genommen.

Goethe und die Astronomie. „Die Sterne, die begehrt man nicht," hat Goethe gesungen, und wenn man seinen eigenen Worten glauben dürfte, hätte er sich nie

mit Astronomie beschäftigt, wenigstens äußerte er dies zu Eckermann. Daß ein so umfassender Geist aber gerade den „bestirnten Himmel“, um mit Kant zu reden, nicht in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen haben sollte, erscheint verwunderlich, und H. H. Kritzinger hat denn auch in einer Studie über eine von Goethe im Jahre 1828 beobachtete Planetenkonstellation nachgewiesen, daß dem nicht so war. So bat er sich von Schrön eine Zusammenstellung der Daten über den Halleyschen Kometen aus und teilte sie auch Eckermann mit, „damit er in solchen Dingen nicht ganz fremd sein möchte“. Mit dem Kanzler Friedrich von Müller hatte er mehrfach Unterhaltungen über astronomische Dinge, so einmal, als er ihn auf die Bedeckung des Aldebaran durch den Mond aufmerksam machte, dann wieder, als er ihn auf eine nahe Konjunktion der Venus mit dem Monde hinwies, wobei er „lange über den hohen Wert der Astronomie“ sprach.

Die Planetenkonstellation, die Anlaß zur Kritzingerschen Untersuchung gab, hatte auf Goethe einen besonderen Eindruck gemacht. Goethe hielt sich damals in Dornburg auf, und Eckermann lobte ihm gegenüber die Aussicht aus einem nach Osten gelegenen Fenster: „Es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im weiten verziehender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.“ Goethe antwortete: „Ich verlebe hier so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken.“ Diese Planeten nun sind nach der zitierten Untersuchung nicht, wie Müller angibt, Jupiter, Mars und Venus, sondern Merkur, Venus und Saturn gewesen. Erstmalig sah sie Goethe so am 8. August (einem Freitage) 1828, und der Anblick war um so schöner, als die Mondsichel damals mit den drei Planeten in einer Reihe stand. Eine Woche hielt die Konstellation an, so daß man jenes Gespräch mit Hilfe der Astronomie zeitlich bestimmen kann als zwischen 8. und 15. August.

Das Gespenst im Dienste des Untersuchungsrichters. Schon oft sind die eigenartigen Methoden, deren sich die amerikanische Polizei zu bedienen beliebt, wenn es gilt, einen Untersuchungsgefangenen zu einem Geständnis zu zwingen, ein Gegenstand heftiger Kritik gewesen. Der „dritte Grad“ hat als eine spezifische Erfindung der amerikanischen Polizei traurige Berühmtheit erlangt. Allein die Behörden von Los Angeles in Kalifornien sind jetzt noch weiter gegangen. Ihnen genügten die üblichen Mittel des „dritten Grades“ nicht. Das Mittel, durch ein erbarmungslos über Tage und Nächte ohne Unterbrechung fortgesetztes Kreuzverhör die seelische und körperliche Widerstandskraft des Untersuchungsgefangenen zu brechen, schien ihnen jedenfalls nicht ausreichend, und so kamen die Herren von der Polizei auf die originelle Idee, zur Erpressung eines Geständnisses die Gespensterfurcht anzurufen. Der Mann, an dem zuerst dieses neue amerikanische Hilfsmittel der Voruntersuchung angewandt wurde, ist der junge Chemiker J. H. Grondin, der in Verdacht geraten ist, seine Frau ermordet zu haben. Grondin erklärt, seine Frau habe mit Leuchtgas Selbstmord verübt, was seinerzeit, Ende Oktober, auch nicht angezweifelt wurde, da der Gatte einen Brief seiner Frau vorweisen konnte, in dem sie ihren Selbstmord durch ihre Reue über begangene Untreue erklärte. Als aber später eine junge Witwe in Los Angeles auftauchte, für die Grondin sich lebhaft zu interessieren schien, und als die Prüfung jenes Briefes durch Graphologen den Verdacht einer Fälschung nahelegte, verhaftete man den jungen Witwer. Es scheint, daß die üblichen Mittel des „dritten Grades“ fruchtlos blieben, jedenfalls bestritt Grondin jede Schuld. Um ein Geständnis zu erlangen, brachte die Polizei den Untersuchungsgefangenen schließlich in ein verdunkeltes Zimmer. Hier erschien dann unversehens ein in weiße Tücher gehüllter „Geist“, ein Gespenst, das mit Grabesstimme fragte: „Warum hast du mich ermordet?“ Allein die Nerven des Gefangenen widerstanden auch diesem Angriff;

Grondin gab keinerlei Zeichen von besonderer Erregung oder Furcht, und so verschwand denn, wahrscheinlich sehr enttäuscht, dieses sonderbare Gespenst, das sich im Dienste der Polizei und im Bunde mit dem Untersuchungsrichter von so geringer Wirkung erwiesen hat. Nun aber erörtert Amerika mit Leidenschaft die Frage, ob solche Mittel nicht zu weit gingen oder ob es zulässig sein soll, daß die Polizei zur Überführung Untersuchungsgefangener auch die Schrecken der Geisterwelt sozusagen amtlich mobilisieren dürfte.

Heilung des Keuchhustens durch Suggestion. Professor Hamburger stellte jüngst in der Wiener Gesellschaft der Ärzte ein drei Jahre altes Mädchen vor, das von einem seit fünf Wochen bestehenden Keuchhusten durch Elektrizität in zwei Tagen geheilt wurde. Der Fall soll ein typisches Beispiel dafür sein, daß der Keuchhusten, wenn er einmal fünf bis sechs Wochen gedauert hat, sehr häufig nunmehr als eine Nervenkrankheit aufzufassen ist, in der Art, daß die Kinder die Hustenanfälle mit allen charakteristischen Eigentümlichkeiten aus reiner Gewohnheit beibehalten, obwohl die eigentliche Krankheit schon geschwunden ist. Man kann daher den Keuchhusten einteilen in ein Stadium, in dem die Anfälle infolge der Gewebsveränderungen auftreten müssen, und in ein Stadium, in welchem sie trotz Abheilung der organischen Veränderungen auf dem Wege des Reflexes erhalten bleiben. Das organische Stadium dauert in den meisten Fällen nicht länger wie fünf oder sechs Wochen, und Professor Hamburger empfiehlt daher, um diese Zeit eine energische Suggestionsbehandlung zu beginnen, und dazu eignet sich in ausgezeichneter Weise der faradische Strom. Man kann dann oft in sehr kurzer Zeit die Häufigkeit der Anfälle wesentlich vermindern und die eigentlichen Keuchhustenanfälle ganz zum Schwinden bringen.

Es ist aber ebenso sicher, daß der Keuchhusten durch richtig gewählte homöopathische oder spagyrische Mittel bereits in seinem Anfangsstadium gebrochen und rasch ausgeheilt werden kann. Ein homöopathisches Spezifikum gegen Keuch- und Krampfhusten ist auch „Tussisana“, welches die „Homöopathische Zentralapotheke“ von Prof. Dr. Mauch in Göppingen (Württemberg) vertreibt. Es ist dies ein zusammengesetztes homöopathisches Mittel, welches besonders für Laien angezeigt ist, da man nicht lange die Symptome des Keuchhustens studieren braucht, um das richtige homöopathische Mittel zu finden.

Seltsame Entdeckung eines Selbstmordes. Eine sehr seltsame Geschichte wurde am 18. März 1914 vor dem Polizeigerichtshofe in Wolverhampton erzählt, als der Vater eines jungen Mannes, namens Benjamin Plimmer, eine Zeugenaussage ablegen mußte. Der junge Plimmer wurde seit dem 2. März vermißt und später in dem Keller des Hauses, in dem er mit seinem Vater und seiner Schwester gewohnt hatte, erhängt aufgefunden. Wie der alte Plimmer nun vor dem Richter angab, hatte sein Sohn an dem Tag, an dem er ihn zum letztenmal lebendig gesehen hatte, die Absicht geäußert, in eine benachbarte Stadt zu gehen, um dort Arbeit zu suchen, da er postenlos war. Als er am Abend nicht zum Nachtessen kam, wurde Plimmer besorgt und verständigte die Polizei. Von dem Vermißten war jedoch keine Spur zu finden, in der Stadt hatte ihn niemand gesehen und alle Nachforschungen waren vollkommen erfolglos.

Vorgestern nun wurde der alte Plimmer mitten in der Nacht aus dem Schlafe geweckt. Seine Tochter stand totenbleich und mit allen Anzeichen größter Aufregung vor ihm und erzählte, daß sie soeben einen schrecklichen Traum gehabt habe. Es hätte ihr geträumt, daß ihr Bruder Benjamin im Keller des Hauses an einem Balken gehangen sei. Als sie erwachte und dann wieder eingeschlafen sei, habe sich dieser unheimliche Traum wiederholt. Händeringend bat sie den Alten, doch gleich mit ihr den Keller aufzusuchen, um zu sehen, ob es mit dem Traum nicht doch seine Richtig-

keit habe. Zuerst weigerte sich der Alte, dem Ansinnen des Mädchens zu entsprechen, schließlich gab er aber doch ihren stürmischen Bitten nach und ging mit ihr in den Keller. Die Tür war verriegelt und er mußte sie erst mit einem Beil einschlagen. Zu seinem größten Entsetzen fand er dort wirklich seinen Sohn, an einem Balken hängend, tot auf. In der Tasche des Unglücklichen war ein Zettel, auf dem Benjamin mitteilte, daß ihn eine unheilbare Krankheit in den Tod getrieben habe und der Arzt keine Hoffnung auf Wiedergenesung gegeben hätte.

Die Schwester des Selbstmörders war über die traurige Erfüllung ihres Traumes so erregt, daß sie ebenfalls versuchte sich das Leben zu nehmen und nur mit Mühe von ihrem Vorhaben zurückgehalten werden konnte. Vor dem Richter hielt der alte Plimmer seine Behauptung aufrecht, daß er nie daran gedacht hätte, in dem Keller nach seinem Sohn zu suchen, wenn ihn nicht der merkwürdige Traum seiner Tochter darauf gebracht hätte. Das Gericht glaubte dem bedauernswerten Vater und gab das Verdikt ab, daß der junge Mann im Wahnsinn Selbstmord begangen habe.

Diese seltsame Begebenheit machte die Runde durch alle Zeitungen des Kontinents, einige brachten sogar Illustrationen dazu! Das „Neue Wiener Journal“ aber schloß einen diesbezüglichen Bericht wie folgt: „Dieser sonderbare Fall steht nicht vereinzelt da. Schon öfter soll es vorgekommen sein, daß durch Träume Verbrechen entdeckt und Personen von dem Tode ihnen Nahestehender „benachrichtigt“ wurden. Jedenfalls dürften die Anhänger der Lehren von du Prel und Aksakow durch diesen absonderlichen Fall in ihrem Glauben an übernatürliche Dinge verstärkt werden.“ —

Woraus wir ersehen können, wie rasch der Okkultismus populär wird. Die Wucht der Tatsachen ist eben unwiderstehlich geworden. Nur noch wenige Jahre, und der Sieg der Okkultisten ist ein vollendeter!

Seltsame Sinneswahrnehmungen. In der Londoner Gesellschaft der Ärzte wurde kürzlich eine den guten bürgerlichen Ständen angehörende Dame vorgestellt, die über eine ganz merkwürdige Verfeinerung der Sinneswahrnehmungen verfügt. Die junge Frau hat seit ihrer frühesten Jugend eine ganz abnormale Idiosynkrasie gegen Spinnen und teilt diese Abneigung gegen das langbeinige Gezücht ja auch mit den meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen. Bei ihr hat die Furcht vor Spinnen jedoch solche Dimensionen angenommen, daß sie die Tiere förmlich wittert und auch wenn sie die Spinne gar nicht sieht, genau anzugeben weiß, ob ein Tier dieser Gattung im Zimmer ist oder nicht, und auch mit Bestimmtheit sagen kann, in welcher Richtung es sich befindet und wo es sich versteckt hat. Die Ärzte haben mit der Dame die interessantesten Experimente gemacht, man verband ihr die Augen und versteckte mehrere Spinnen in kleinen Schächtelchen in diversen Winkeln des Raumes, und immer traf die Dame die richtige Zahl und gab an, wo man die Tiere verborgen hatte. Schließlich entfernte man die Tiere aus dem Zimmer und fragte die Dame, wo die Spinnen seien, worauf sie prompt erwiderte, daß keine mehr im Gemache sei und daß man alle hinausgenommen hätte.

Zu diesem hochinteressanten Fall erzählte kürzlich ein Nervenarzt in einem Londoner Blatte, daß ihm in seiner Praxis ebenfalls mehrere Personen untergekommen seien, die ähnlich verfeinerte Sinneswahrnehmungen aufwiesen wie diese Dame. Ich kannte einen Soldaten, der nur in ein Zimmer geführt zu werden brauchte, in dem sich eine Katze versteckt hatte, um sofort in ein Angstgeschrei auszubrechen und mit Bestimmtheit zu behaupten, daß sich eine Katze in dem Raum befinde. Auch er hatte eine große Abneigung gegen Katzen und dies ist dem Umstand zuzuschreiben, daß er in seiner Jugend von einem dieser Tiere, das er gereizt hatte, schrecklich zugerichtet wurde.

Ein Student hatte einen ungemeinen Abscheu vor Eiern. Er spürte es sofort, wenn eine Speise aufgetragen wurde, die mit Eiern zubereitet worden war, bevor er noch davon gekostet hatte. Es überfielen ihn heftige Übelkeiten, ein Schauder überlief seinen Körper und er mußte sofort das Zimmer verlassen, um nicht vor Ekel ohnmächtig zu werden. Er fürchtete sich davor, in ein Restaurant zu gehen, weil er es augenscheinlich spürte, wenn auch an entfernten Tischen eine solche Speise serviert wurde. Schließlich wandte er sich, aufs tiefste deprimiert, an mich um Hilfe. Ich versuchte es mit Suggestion, aber nichts half, und der Bedauernswerte wird jedenfalls sein ganzes Leben lang den Besuch von Gesellschaften und Restaurants zu meiden gezwungen sein, da ihm seine überfeinerte Sinneswahrnehmung so schlimme Streiche spielt. Ein Dienstmädchen hatte einen namenlosen Abscheu vor gesalzenen Speisen und „roch" es sofort, wenn ein Gericht stark gesalzen war.

Dabei waren alle diese Patienten, die sich an mich wandten, um von diesem sie peinigenden Zustand befreit zu werden, keineswegs hypernervöse und kränkliche Menschen, sondern durchgehend robuste und kräftige Naturen, die, abgesehen von diesen Sinneswahrnehmungen, keinerlei Nervenkrankheiten aufwiesen, schließt der Arzt seine Mitteilungen.

Die prophetische Rückkehr der Bourbonen. In der Vendée — so liest man in den „Annales" — lebte im vorigen Jahrhundert ein biederer Landpfarrer namens Souffrant, der um 1830 starb und dessen Namen allen, die sich aus Neugier oder aus anderen Gründen mit Prophezeiungen beschäftigen, gut bekannt ist. Unter der Restauration erklärte er den bretonischen Landedelleuten seiner Bekanntschaft, daß die legitime Monarchie nur ein paar Jahre dauern würde. Da sich seine Berechnung als richtig erwies, schenkten seine Freunde auch seinen anderen Prophezeiungen Beachtung. Zu seinen merkwürdigsten Vorhersagungen gehört die, welche eine neue bourbonische Restauration ankündigt. Sie lautet folgendermaßen: „Wenn die Wagen ohne Pferde fahren werden, wenn das Wort innerhalb einer Sekunde von einem Punkt der Welt zum anderen gehen wird, wenn die Legitimisten so wenig zahlreich sein werden, daß sie sich im Schatten einer Eiche werden versammeln können, wenn auch die besten Geister ratlos sein und nicht mehr wissen werden, was sie tun sollen, dann werden die großen Ereignisse ganz nahe sein. Man wird drei Rufe hören: „Es lebe die Soziale! Es lebe der Kaiser! Es lebe der König!" Es wird ein furchtbarer, aber rascher Augenblick sein. Die Pferde werden bis zum Leib im Blut waten. Die Bösen werden sich gegenseitig vernichten. Wenn alles verloren zu sein scheinen wird, wird alles gerettet sein. Der König wird vom Norden kommen und den Frieden bringen." Die Echtheit der Prophezeiung ist verbürgt, da sie niedergeschrieben und von Ohrenzeugen unterzeichnet wurde. Darum braucht man ihr natürlich noch lange nicht Glauben zu schenken; es bleibt aber immerhin merkwürdig, daß schon vor einem Jahrhundert ein Dorfpfarrer das Automobil und das Telephon ankündigte . . .

Der Traum als Todesverkünder. Aus Mako (Ungarn) wurde am 9. Febr. 1914 berichtet: „Die junge, hübsche Frau des hiesigen Apothekers Zoltan Breuer, die erst seit einem Jahr verheiratet ist, sagte dieser Tage zu ihrem Manne, sie habe einen furchtbar beängstigenden Traum gehabt. Sie habe nämlich ihren Tod geträumt und werde sicherlich in kurzer Zeit sterben. Zwei Tage später besuchte das Ehepaar einen Ball. Die Frau war in fröhlicher Stimmung, als sie plötzlich aufsprang und mit den Worten: „Ich fühle mich schlecht" die Kette vom Halse riß und sich gewaltsam das Kleid öffnen wollte, um Luft zu bekommen. In wenigen Augenblicken stürzte die Frau leblos zusammen. Alle ärztliche Hilfe erwies sich vergeblich. Die Frau war, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben, gestorben. Nach

dem ärztlichen Befunde war Bluterguß ins Gehirn die Ursache des Todes" Auch dieser Fall eines erfüllten Wahrtraumes machte die Runde durch alle Blätter und wurde sogar illustriert wiedergegeben. Was sagt übrigens der famose „Experimentalpsychologe" Leo Erichsen dazu? Erichsen, der sich selbst als „intimsten Kenner" des Okkultismus bezeichnet, erklärt in seinen aufklärenden Vorträgen, daß es keine Wahrträume oder sonst ein Sehen in die Zukunft gibt. Er mag sich nun durch Tagesblätter eines Besseren belehren lassen.

Bei Frankreichs Hellseherinnen. Vor einiger Zeit erregte in der Bretagne ein Kriminalfall bedeutendes Aufsehen, in dem eine „Hellseherin" eine entscheidende Rolle spielte. Allen Bemühungen der Polizei gelang es nicht, eine verschwundene Leiche aufzufinden. Eine entfernte Verwandte des Getöteten wandte sich nun an die Hellseherin Kamilla Hoffmann in Nancy und schickte ihr ein paar Handschuhe des Verstorbenen, und merkwürdigerweise erkannte die Hellseherin in Nancy, die niemals in der Bretagne gewesen war und weder ihn noch seine Angehörigen kannte, daß es sich um einen Mord handelte, und gab sogleich genau an, wo die Leiche zu finden sei; dort fand man sie auch. Solche Hellseherinnen und Wahrsagerinnen gibt es nun in Frankreich eine ganze Menge. Sie haben ihren guten Kundenkreis, die Wissenschaft aber erklärt sie meistens ohne weiteres für Schwindler.

Ein französischer Gelehrter, Dr. E. Osty, veröffentlicht nun unter dem Titel „Lucidité et Intuition" in Buchform eine gründliche Untersuchung über diese merkwürdigen Frauen und erzählt darin die erstaunlichsten Dinge, die man kaum glauben möchte, wenn nicht als Bürgen für ihre Richtigkeit hervorragende, auch bei uns recht bekannte Forscher angeführt würden. Außerordentlich merkwürdig ist der Fall Scherif Paschas, der vor einiger Zeit beinahe in Paris als Opfer eines Mordversuches gestorben wäre. Dr. Osty hat aus dessen eigenem Munde gehört, daß die Pariser Hellseherin Frau Fraya ihm bereits vor drei Jahren verkündet hatte, daß sein politisches Leben außerordentlich reich an Zwischenfällen sein werde. Einen Monat vor dem Mordanschlage wies sie ihn darauf hin, daß er bald in Todesgefahr schweben werde, und zwei Tage vor dem Mordversuche sagte sie ihm, ein Spion oder Verräter werde ihn in seiner eigenen Wohnung angreifen; er werde aber nicht verletzt werden. Scherif Pascha hat ausdrücklich dem Dr. Osty seine Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Tatsache gegeben.

Nicht minder wundersam sind die Leistungen der oben erwähnten Kamilla Hoffmann, mit der Dr. Osty sich besonders ausführlich beschäftigt. Eine ihrer jüngsten Leistungen ist folgende: Ein Herr in Macon wandte sich an sie, weil sein Bruder in der Saône ertrunken sei und die Leiche nicht gefunden werden könne. Die Hellseherin nannte sogleich den Vornamen des Verschwundenen richtig, erklärte, er werde seit 60 Tagen vermißt, gab dann die Stelle an, wo die Leiche im Wasser sei, fügte aber hinzu, alles Suchen werde vergeblich sein, bis der Fluß den Toten von selbst wieder herausgeben werde. Wort für Wort verwirklichte sich nach Dr. Ostys Angaben alles, was die Hellseherin gesagt hatte! Man weiß nicht, was man dazu sagen soll, wenn man erfährt, was Kamilla Hoffmann für Leistungen fertigbringt, obwohl sie eine gänzlich ungebildete Frau ist. Der Psychiater Bernheim hat mit ihr Versuche gemacht, als sie erst 15 Jahre war, und erklärt ausdrücklich, er sei von ihrer Ehrlichkeit fest überzeugt; gleicher Ansicht sind Liébold und einige andere Psychiater, die sie kennen gelernt haben. Der Psychiater Beaunis hat im Jahre 1889 hypnotische Versuche mit ihr gemacht, durch die er bewiesen zu haben glaubt, daß sie wirklich die Gabe des Hellsehens besitzt. Er gab der hypnotisierten Kamilla Hoffmann einen Brief in die Hand, von dem Stempel und Briefmarke entfernt waren. Er war von einem Arzte in Konstantinopel und enthielt Haare eines Kranken dieses Arztes, die als Versuchsgegenstände eigens aus der Ferne geschickt worden waren. Professor Beaunis erzielte nun das erstaunliche Ergebnis, daß Ka-

milla Hoffmann folgende Angaben machte: der Brief sei nicht aus Frankreich, sondern aus einem fernen Lande, wohin man zur See, wie auf dem Landwege kommen könne, aus einer großen Stadt mit viel Wasser, mit Schiffen und Soldaten, die nicht weiß sind. Die Menschen sind nicht wie wir gekleidet, die Frauen gehen verschleiert.

Ein Seitenstück zu diesem gelungenen Versuch ist ein zweiter, für den als Bürge der Holländer van Eeden angeführt wird. Professor Beaunis gab der hypnotisierten Kamilla Hoffmann wieder einen Brief und sie sagte alsbald: der Brief kommt nicht aus Frankreich, sondern aus einer mittelgroßen Stadt. Da ist wenig Wasser. Ich sehe eine Statue, einen aufrechtstehenden Mann, einen Soldaten, der etwas in der Hand hat. Der Brief gehört einem Herrn. Geschrieben hat ihn eine Frau, eine junge Frau. Sie hat keine Kinder. Sie ist in einem großen Gebäude mit einem kleinen Vorder- und einem großen Hintergarten. Sie ist im ersten Stockwerk. Augenblicklich speist sie. Das Haus ist in einer großen Straße mit Bäumen. — Van Eeden sagte zuerst, die Angaben seien falsch, der Brief kam aus Utrecht, allein von einem Denkmal, wie dem beschriebenen, wußte er nichts und auch die Angaben über die Briefschreiberin und das Haus seien falsch. Nach einiger Zeit jedoch teilte Professor Beaunis mit, daß Kamilla Hoffmann durchaus richtige Angaben gemacht habe. Das ihm unbekannte Denkmal in Utrecht ist das Johanns von Nassau mit dem Marschallstabe in der Hand. Die Briefschreiberin hatte den Brief nicht in ihrem eigenen Hause, sondern in einem anderen abgefaßt, ihre Kinder waren nicht bei ihr, ähnlich war es mit den weiteren Angaben.

Leuchterscheinungen des menschlichen Körpers. Hofrat Exner überreichte jetzt in der Wiener Akademie der Wissenschaft eine Abhandlung von Prof. Dr. Eduard Haschek über Leuchterscheinungen des menschlichen Körpers nach gemeinsamen mit Dr. F. Winkler durchgeführten Versuchen. Der Verfasser weist nach, daß es sich bei den ungemein schwachen Leuchterscheinungen, die sich im menschlichen Körper zeigen, um Chemiluminiszenz handelt, die als Folge der Oxydation der Ausscheidungsprodukte der Talg- und Schweißdrüsen der Haut auftritt. — Wir werden bald näher darauf zu sprechen kommen.

Die Anthroposophische Gesellschaft, die unter Dr. Rudolf Steiners Leitung stehende Gruppe der Theosophen, hat den Plan eines Baues zur Aufführung von Mysteriendramen in München aufgegeben und errichtet diesen nun im Dorfe Dornach bei Basel. Der Bau soll schon Ende des Jahres vollendet sein und dann alljährlich den Sammelpunkt der Theosophen Steinerscher Richtung bilden. In den letzten Jahren sind diese Mysterien unter strengstem Ausschluß aller Nichtmitglieder allsommerlich auf der dazu gemieteten Bühne des Theaters am Gärtnerplatz aufgeführt worden.

Rätselhafte Naturtöne. Die wundersamen Sagen von untergegangenen Städten, wie Vineta und Stavoren, leben noch heute in der Dichtung so gut wie im Volksmunde fort. Und noch heute erzählt man sich in stillen Fischerorten am Ostseestrande beim Scheine des Lampenlichts, wenn draußen der Sturm heult und die Meereswogen drohend an die Küste branden, von dem geheimnisvollen Klang der Kirchenglocken, die aus den versunkenen Städten vom Grunde des Meeres herauftönen. Überhaupt kehrt die Überlieferung vom Klange unsichtbarer Kirchenglocken, auch solcher, die, dem Sterblichen unsichtbar, in den Lüften schweben, in zahlreichen Sagen unseres Volkes wieder, und man darf wohl fragen, ob es nicht gewisse unerklärte Erscheinungen der Natur sind, die die Volksphantasie befruchtet und den Anlaß für die sagenhafte Überlieferung gegeben haben.

In der Tat gibt es sogenannte „Naturtöne“, die, ihrem Ursprung nach rätselhaft, von den Menschen an den verschiedensten Orten vernommen worden sind und die Staunen, Furcht und Aberglauben erregt haben. Und man geht wohl nicht fehl, wenn man in solchen unerklärten Naturlauten die Quelle all der Sagen von geheimnisvoll tönenden Glocken, von unsichtbaren Äolsharfen, von unheimlichen Stimmen, die unsichtbar in den Lüften tönen, sucht.

Zwischen der Südwestspitze Arabiens und der Somalihalbinsel, die den östlichen Ausläufer Afrikas bildet, befindet sich das „Tor der Trauer“, der Tränen, Bab el Mandeb genannt, eine gefahrdrohende, klippenreiche Meerenge, die schon manches Fahrzeug verschlungen hat. Vorüberfahrende Seeleute wollen dort an stillen Sommertagen deutlich ein Wehklagen und Jammern vernehmen. Ein anderer Ort, dem man Ähnliches nachsagt, liegt in der Nähe des schönsten Zeugen maurischer Baukunst in Spanien, der Alhambra, auf einer kleinen, waldbestandenen Anhöhe: El ultimo sospiro del Moro. „Den letzten Seufzer des Mauren“, so nennt ihn bezeichnenderweise der Volksmund. Von hier aus wurde Fürst Boabdil von Ferdinand dem Katholischen vertrieben, und sein letzter schwerer Seufzer soll der herrlichen Residenz gegolten haben, die er nie wiederzusehen verurteilt war. Und wirklich — aus dem Tal schwillt ein zitternder, aufsteigender und langsam wieder verhallender Ton herauf, ein krampfhaftes, verzweifeltes Stöhnen wie um verlorenes Glück. Er zieht vorüber und kehrt von der gleichen Seite zurück, ohne seine Klangfarbe auch nur um einen Viertelton zu verändern.

Es ist noch nicht lange her, da erregte die sogenannte „Teufelsstimme“ auf Ceylon Furcht und abergläubisches Staunen. Sie äußert sich in einem fürchterlich krächzenden Schrei, der nachts in den Lüften vernehmbar ist, ohne in irgendeiner menschlich begreiflichen Ursache seinen Ursprung zu finden. Allerdings haben Reisende eine harmlose Erklärung gefunden: ein Nachtvogel soll es sein, der als Schreckgespenst seit Jahrhunderten die Eingeborenen beunruhigt. Bewiesen ist aber auch diese Auslegung bis heute noch nicht. So gibt es noch eine ganze Reihe von Orten, an denen Naturtöne oder unaufgeklärte „tönende Gebilde“ in mannigfachen Variationen periodisch wiederkehren. Im südlichen Europa, so in den schluchtenreichen Pyrenäen, den Abruzzen und auch in einzelnen, vorzüglich Gebirgscharakter tragenden Gegenden unseres deutschen Vaterlandes herrschen glockenartige, wohlklingende und sogar harmonisch abgestimmte Töne vor, nicht solche, die Furcht und Entsetzen verbreiten, wie die bei der Alhambra oder auf Ceylon. Die Sennhirten auf den Schweizer Matten wissen von der „wunderbaren Musik“ zu berichten, die ihnen freudige Abwechslung in der Einförmigkeit ihres Berufes bietet. Schon Schiller war diese Tatsache bekannt und er hat sie in „Wilhelm Tell“ verarbeitet. Am Rhein aber erzählt man sich von dem lieblichen Röderbachtale, das eine Stimme von eigenartig reiner und heller Klangfarbe birgt. H. Reuleaux schreibt darüber in seinem anregenden Schriftchen „Das singende Tal bei Röderbachtal“: „Gedankenlos anfangs, dann aufmerksamer hörte ich den Tönen zu und wunderte mich über ihren auffallend reinen Klang, über das ungewöhnlich deutliche, seufzerartige Anschwellen und Verwehen, über die ungemeine Lebhaftigkeit, mit welcher die Töne einander folgten, mit welcher ein Ton den anderen verdrängte, noch ehe dieser ganz verklungen.“ —

Pythagoras Harmonie der Sphären, das „Tönen der Planeten im Weltenraum“, scheint auch dem Sterblichen vernehmbar geworden zu sein. Die Lüfte durchzieht der silberhelle Klang von Äolsharfen, oder das Geläut von fernen Wunderglocken hallt durch das stille Tal und belebt die Phantasie des Wanderers mit den lebhaftesten Bildern. Die Sagen von den Mönchen im Totengewand, die zur Vesper läuten, von den Priestern und Klausnern, die vor Sturm und Unwetter ihr Gebetsglöcklein ziehen, von den versunkenen Ortschaften im Meere, deren Kirchenglocken den Menschen

ein Verhängnis künden, gewinnen wieder Form und Gestalt. Sollten sie nicht doch auf einem Körnchen Wahrheit beruhen, das in den „Naturtönen" seinen Ausdruck und seine nüchterne logische Erklärung findet?

Die Gefahren der Röntgenstrahlen. Die Pioniere der Röntgenologie, die noch ganz ohne Erfahrung an die Beschäftigung mit der neuen Strahlenart herangehen mußten, haben mehr oder weniger Schaden erlitten und sind zum Teil sogar an den Folgen gestorben. Die glücklicherweise nicht große Zahl solcher Fälle ist nun durch einen neuen vermehrt worden. Der italienische Arzt Dr. Tiraboschi, der vierzehn Jahre lang als Radiologe an dem Krankenhause in Bergamo tätig war, ist jetzt der „chronischen Röntgenvergiftung" zum Opfer gefallen. Er arbeitete gewöhnlich mit einer sehr harten Röhre und legte auch wenig Wert darauf, sich vor den Strahlen zu schützen. Einige Jahre litt er nur an einem schwachen Hautausschlag mit Verfärbung an der linken Hand und auf der linken Gesichtsseite. Eine gewisse Schwäche schrieb er einem ernsten Nervenzusammenbruch zu, den er vor mehreren Jahren durchgemacht hatte. Er setzte infolgedessen seine Arbeit unermüdlich fort, zumal sein Gesundheitszustand bis auf eine allmählich zunehmende Blässe und gelegentliches Gaumenbluten unverändert blieb.

Nun hat er noch mit seinem Tode der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, da er zwei Fachgenossen Gelegenheit gab, die Wirkungen der chronischen Röntgenvergiftung am toten Körper zu studieren. Die „Archive für Röntgenstrahlen" teilen das Ergebnis dieser Untersuchungen mit. Die Verletzungen am Gesicht und an der Hand waren bis zum Ende geringfügig geblieben, im Gegensatz zu anderen Erfahrungen, wo gerade der zerstörende Einfluß von außen her überaus stark hervorgetreten ist. Haben doch die Strahlen mehrfach zum Verlust ganzer Gliedmaßen geführt. Sehr deutlich nachzuweisen war die Wirkung der Strahlen auf die Drüsen des Körpers. Die Milz war etwas verkleinert und verhärtet. Als wahrscheinlichste Todesursache wurde eine Bleichsucht höchsten Grades angenommen. Das Knochenmark der Rippen wies ebenso starke Veränderungen auf wie der Inhalt der Milz. Auch die übrigen Einzelheiten der Untersuchung lieferten Aufklärungen, die für die Ärzte ein höchst wichtiges Material zur Beurteilung der Röntgenvergiftung darstellen. Der Fall ist darin vielleicht einzigartig, daß der Verstorbene vierzehn Jahre lang fast oder ganz ohne Schutz in nächster Nachbarschaft einer harten Röntgenröhre gelebt hatte. Wären die äußeren Verletzungen größer und empfindlicher gewesen, so würde er sich wohl mehr in acht genommen haben. So aber ging er an der langsamen Vergiftung durch die Verwandlung seiner Säfte in eine „Radiolymphe" zugrunde, ohne daß er selbst oder seine Fachgenossen auch nur eine Vermutung der wachsenden Gefahr hatten. Die schwere Bleichsucht, der er erlag, war in der Zerstörung der Ausscheidungen aus dem für Strahlen empfindlichen Gewebe, insbesondere der Milz, des Knochenmarks und der Testikeln begründet.

Österreichischer Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage. Die „Zeit" (vom 29. März 1914) schreibt: „Vor drei Jahrhunderten sprach Theophrastus Paracelsus von den „unsicheren Künsten" der Rutengänger. Und bis vor einigen Jahren hätte jeder, der auf seine geistige Reputation hält, kaum in anderem Ton von den geheimnisvollen Kräften der Wünschelrute gesprochen. Dann tauchten mit einemmal in Deutschland einige Männer auf und begannen mit echt deutscher Gründlichkeit dem „Humbug" nachzuforschen. Das Resultat war verblüffend. Die merkwürdigen Menschen, die für ein so sonderbares Ding wie die Wünschelrute Zeit übrig hatten, waren von Beruf fast durchweg in der Praxis stehende Techniker. Sie gingen, ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug der Naturwissenschaft und der Technik, an ihre Aufgabe, und wenn man ihre jetzt schon halb abgeschlossene Arbeit revidiert,

hat man den Eindruck, daß ihre Erfahrungen viel klarer, seriöser und vor allem viel einwandfreier sind als beispielsweise die jener ernsten Forscher, die sich der undankbaren Aufgabe unterzogen haben, die Rätsel und Emanationen der Hypnose und des Spiritismus zu untersuchen. Hier wie dort handelte es sich um das Arbeiten mit unbekannten Größen, mit einer „psychischen Kraft“, die wir in ihrem Wesen nicht erkennen können, deren Betätigung und Wirkung aber zutage tritt. Aber während das Experimentieren mit dem hypnotischen Medium tausendfache Fehlerquellen birgt und auch der vorsichtigste wissenschaftliche Experimentator tausendfältigen Betrugsmöglichkeiten ausgesetzt wird, ist die Probe auf jeden vorgebrachten Wünschelrutenerfolg so klar und sinnfällig, wie nur irgendein exakter Beweis.

Der Rutengänger gibt seinen Kontrolleuren eine Stelle des Erdbodens an, an der er infolge der ihm innewohnenden besonderen Kraft Wasser oder Erz gefunden haben will. Nach seinen Angaben nimmt der Bohrtechniker eine Bohrung vor. Jetzt muß es sich zeigen, ob der Rutengänger recht behält. Viele Hunderte von Experimenten, die in Deutschland vorgenommen wurden, haben nun einen so hohen Prozentsatz von Fällen ergeben, bei denen sich die Angaben der Rutengänger als richtig erwiesen, daß jede Täuschung ausgeschlossen schien. Mehr als hundert Personen aus dem ganzen Deutschen Reich, zumeist Ingenieure, Bergbautechniker und Geologen (darunter zwei Universitätsprofessoren), schlossen sich zu einem „Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage“ zusammen, und als dieser im September des Vorjahres zu Halle eine Tagung abhielt, konnte er die interessantesten Dinge mitteilen.

Das deutsche Kolonialamt hatte zur Tagung einen Vertreter entsendet, der über die Erfolge eines Rutengängers (des Landrates v. Uslar) in Deutsch-Südwestafrika berichtete. Landrat v. Uslar hatte auf einem Ritt über 26 000 Kilometer nach Wasser „gemutet“, und in fünfzig Prozent der gemuteten Fälle hatte man das Wasser auch in der von ihm bezeichneten Tiefe gefunden. Weiter wurde berichtet, daß der Magistrat der Stadt München einen eigenen Rutengänger besoldet, dessen Aufgabe es ist, Wasserrohrbrüche zu finden. Die Stadt München bescheinigte in einem Attest, daß der Rutengänger Erfolge habe und daß sie durch seine Tätigkeit viel Geld erspare, weil sie jetzt nicht mehr so oft in die Lage komme, durch unnötiges Pflasteraufreißen Rohrbrüche suchen zu müssen. Ein anderer Wünschelrutenerfolg wurde aus Hannover berichtet. Ein Rutengänger hatte dort im Kalibergwerk Riedel bei Hönigsen mit Glück nach Kalisalzen gemutet. Die Berichte schienen so überzeugend, daß jetzt eine kanadische Petroleumgesellschaft den Rutengänger Otto v. Graeve nach Kanada berufen hat, damit er auf ihren Feldern nach Petroleum mute. Auch einige deutsche Stadtgemeinden haben Rutengänger berufen, um sie bei der Anlage von Villenkolonien oder neuen Stadtteilen nach Wasser suchen zu lassen.

Nach dem Muster des deutschen Verbandes soll nun in Wien eine Vereinigung gegründet werden, die sich unter dem Titel „Österreichischer Verband zur Klärung der Wünschelrutenfrage“ das Studium der Rutengängerei zum Ziel setzt. Verschiedene Vorarbeiten sind dazu in Wien und Österreich bereits getroffen. In Dalmatien reist gegenwärtig ein Jesuitenpater aus Agram, der im Auftrag der dalmatinischen Landesregierung nach Wasser mutet. Ein höherer österreichischer Eisenbahnbeamter hat in Kärnten auf Rutengängen schon größere Erfolge erzielt, und kürzlich erst wurde im Garten eines Großstadtindustriellen bei Dornbach mit der Wünschelrute Wasser gefunden. Der Rutengänger war ein Gärtner. Schließlich wollen, ähnlich wie in Deutschland, verschiedene Behörden der Tätigkeit des österreichischen Verbandes ihr Interesse zuwenden und sich auch im Bedarfsfalle der Dienste von Rutengängern bedienen. Der konstituierenden Sitzung des Verbandes, die noch in diesem Frühjahr stattfinden dürfte, werden den vorliegenden Anmeldungen zufolge meist österreichische Techniker und Naturwissenschaftler beiwohnen.

Briefkasten.	Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

München, Agnesstr. 52, den 29. III. 1914.

Sehr geehrter Herr Schriftleiter!

Bezugnehmend auf die Artikel: „Praktischer Okkultismus“ in Nr. 8 und Bericht des Herrn Lehrer Bach im Briefkasten von Nr. 9 im „Zentralblatt für Okkultismus“ möchte ich Ihnen auch einiges berichten.

Meine Frau hatte vor einem Jahre immer sehr schwere Träume, in denen sie stets von ihr sehr feindlich gesinnten Menschen bedroht wurde. Da nichts helfen wollte, riet ich ihr, für ihre Feinde zu beten. Und von derselben Zeit an blieben die Träume aus. Außerdem hat sich jetzt die Gesinnung der Feinde gewendet. Seit dieser Zeit konnte ich diese Wirkung öfter beobachten. Man kann auf diese Weise seine Feinde in Freunde umwandeln, man kann seinen Freunden helfen und so manches Gute stiften. Die Wirkung ist immer am besten, wenn man abends kurz vor dem Einschlafen betet; natürlich in selbstloser Weise.

Und ich glaube, daß auf diese Art auch der schwarze Magier unschädlich gemacht werden kann. Ich denke mir die Sache so. Durch die Bitte an Gott um Verzeihung für diesen Menschen, der doch in Wirklichkeit doch nur zu bedauern ist, werden sich unbedingt gute Gedankenformen um ihn ansammeln. Und wenn diese auch nicht momentan in seinem Inneren eine Wirkung hervorrufen können, jedenfalls werden sie seine böse Kraft schwächen. Dann könnte auch die Familie des geplagten Kindes, indem sie ihm vom Herzen verzeiht oder sich wenigstens des Hasses enthält, eine Schutzmauer um sich bilden. Denn nur die Liebe bricht die Macht des Teufels.

Mit dem Vorgehen, wie Sie es meinen, davon möchte ich meiner Ansicht nach doch abraten. Ja, wenn es sicher wäre, daß mit dem Tode des schwarzen Magiers dem Kinde geholfen werden könnte, dann vielleicht ja. Aber könnte er nach dem Tode der Familie nicht noch mehr schaden?

Und ist dieses Menschen Seele schon gänzlich verloren? Könnte sich sein Geschick nicht mehr wenden? Wer weiß es? Ein geistig hochstehender Heilmagnetiseur müßte mit solchen schwarzmagischen Einflüssen doch fertig werden.

Mit aller Hochachtung verbleibe ich
Ihr ergebener
Thomas Kühlechner.

Praktischer Okkultismus. Im Anschluß an meine gleichnamige Notiz im Briefkasten des Februarheftes gestatte ich mir noch folgende Ergänzungen zu berichten. Es war mir indessen gegönnt, mit Herrn Sch. hier eine Unterredung über diesen Gegenstand zu pflegen, und er sagte mir etwa Folgendes: „Je kürzer solch eine Wunschformel, wie Sie diese auf Seite 450 Ihres Blattes im laufenden Jahrgang wiedergaben, ist, desto besser und tauglicher ist sie für praktische Zwecke. Also z. B. sollen wir uns bemühen, die Formel: „Hilfe allen Wesen“ möglichst oft innerlich auszusprechen, beziehungsweise diese in unserem Gemüte festzuhalten suchen, derart, bis dadurch das Unterbewußtsein zu automatischer Wiederholung dieser Formel angeregt wird und unser Unterbewußtsein, ob wir nun wachen oder schlafen, fort und fort diesen einen Wunsch gleichsam nach allen Seiten in den Raum als Segensformel ausstrahlt. Dann erst tritt die volle magische Wirkung und Rückwirkung dieser Formel auf unsere Umgebung und uns selbst ein. In solch einem Menschen ist dann die Wunschformel: „Hilfe allen Wesen“ gleichsam „Fleisch“ geworden, oder wie wir sagen, in Fleisch und Blut übergegan-

gen. Damit beginnt nun eine mystische Wandlung seines Charakters, die damit endet, daß solch ein Mensch ein anderer, besserer Mensch wird. Er wird aber auch gleichzeitig zu einem Kanal, durch welchen sich die Heilsenergie des Logos auf alle Wesen ergießt, wie die Sonne ihre Strahlen allen Wesen spendet, ohne zu fragen, ob sie vollkommen seien oder nicht.“ —

Die Sache leuchtete mir ein und ich glaube auch, daß sie die Zustimmung jener Okkultisten finden wird, die fähig sind, mystisch zu denken oder zu empfinden. Ich ging dann nach diesen Belehrungen nach Hause, und dort angelangt, griff ich, wie ich es des öfteren zu tun pflege, aufs „gerade Wohl“ einen Band der alten „Lotusblüten“ heraus und schlug diesen wahllos auf. Da fielen meine Augen auf folgende Stelle: „Wie eine Mutter, selbst mit Gefahr ihres Lebens, ihren Sohn, ihren einzigen Sohn beschützt, so sollte derjenige, welcher die Wahrheit erkannt hat, unbeschränktes Wohlwollen gegen alle Wesen betätigen.

„Unbeschränktes Wohlwollen sollte er ausüben gegen die ganze Welt, oben, unten, ringsumher, ohne zu geizen, unvermischt mit dem Gefühle, das Unterscheidungen macht, ohne eines dem anderen vorziehen zu wollen.

„In diesem Seelenzustande soll er verharren, solange er wach ist; ob er nun stehe, gehe, sitze oder liege.

„Dieser Zustand des Herzens ist der beste in der Welt. Er ist Nirvana.“

Es waren dies Worte des Buddha aus der Predigt zu Rajagriha. (Siehe „Lotusblüten“, Jahrgang 1895, II. Seite 501—502.)

Da diese zufällig aufgeschlagenen Stellen aus der Predigt des Buddha gleichsam eine Bestätigung und Ergänzung zu unserer Unterredung über obiges Thema bildeten, so wurde ich begreiflicherweise nachdenklich. Mir war dann zu Mute, als ob Freund Sch. mich auch „par distance“ belehren wollte und mir auf diese Weise noch einen Wink gab. Bemerken will ich noch, daß Herr Sch. sich sehr intensiv mit Buddhismus und Mystik beschäftigt, so daß es sehr wohl möglich ist, daß seine Gedanken und Wünsche mir auf diese Art auch auf Entfernung geholfen haben. Ob er dies nun bewußt oder unbewußt getan hat, fällt nicht so sehr ins Gewicht, jedenfalls danke ich Herrn Sch. hier an dieser Stelle noch dafür.

Nicht aus dem Kopfe ging mir aber der letzte Satz: „Dieser Zustand des Herzens ist der beste in der Welt. Er ist Nirvana.“ Danach ist also Nirvana ein Zustand unseres Herzens, wenn dieses Ströme der All-Liebe aussendet. Wer die Mystiker anderer Völker und anderer Religionssysteme kennt, weiß, daß bei allen dieser Zustand des Herzens als der erstrebenswerteste angesehen wird. G. W. S.

Einer, der alles besser weiß. Ein Abonnent unseres Blattes schreibt uns wie folgt:

Hier in Hannover hielt am 17. März dieses Jahres im Auftrage des „Deutschen Freidenkerbundes“ der „Experimentalpsychologe“ Leo Erichsen einen Vortrag: „Wissenschaft, Aberglaube und Betrug“.

Dabei wollte Herr Erichsen alle okkulten Phänomene auf natürliche Weise erklären. Meines Erachtens ist er, abgesehen von Gedankenübertragung und Tischrücken, die Erklärung schuldig geblieben. Das Fazit seines Vortrages war, daß er alles durch Unterbewußtsein, Suggestion beziehungsweise Autosuggestion erklärte. Zum Beispiel seien Ahnungen, Prophetie oder Hellsehen weiter nichts als Autosuggestion oder im Bewußtsein erhaltene frühere Eindrücke. Erichsen leugnet also ein „Hellsehen“, gibt aber das „zweite Gesicht“ zu. Wunderbare Logik!

Die Gedankenübertragung gab Erichsen zu, aber nur vom Lebenden zum Lebenden; also nicht von Verstorbenen an Lebende. Hauptsächlich ritt er auf dem

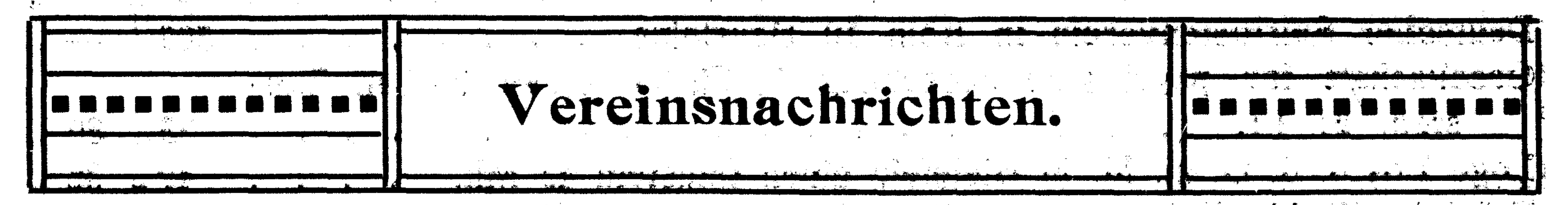
Spiritismus herum, und zwar dem betrügerischen, die vielen anderen okkultistischen Tatsachen streifte er nur flüchtig.

Ferner sagte er, Schrenck-Notzing sei das Opfer einer Betrügerin geworden, denn er, Erichsen, hätte schon acht Tage nach dem Erscheinen des Schrenck-Notzingschen Buches (Materialisationsphänomene) den Betrug herausgefunden und erklärt. Dann sagte er auch, Prof. Reese sei nur ein Taschenspieler gewesen, und das Lesen verschlossener Briefe sei nichts anderes als der Zetteltrick, den Cumberland auch angewandt hatte. Denn Reese hätte Erichsen in Berlin geprüft und auch entlarvt. Überhaupt meinte er, wären alle großen Gelehrten, die sich von okkulten Phänomenen hätten überzeugen lassen, betrogen worden, es sei also darauf nichts zu geben, daß dieser oder jener große Gelehrte sich zum Okkultismus bekenne, denn alle seien beschwindelt worden, nur Erichsen nicht. Dies nur das Hauptsächlichste aus seinem Vortrage, denn das andere zu bringen würde zu weit führen.

Ich meine nun, hier wäre es doch angebracht, von okkultistischer Seite aus diesen Herrn selbst mal näher unter die Lupe zu nehmen. Annehmen darf ich wohl, daß Ihnen, sehr geehrter Herr Schriftleiter, Herr Erichsen nicht ganz unbekannt ist, und es wäre vielleicht auch gut, im „Zentralblatt für Okkultismus" mal näher auf dessen Treiben einzugehen."

Antwort des Schriftleiters. Im „Zentralblatt für Okkultismus" ist bereits wiederholt auf das Treiben des famosen „Experimentalpsychologen" Leo Erichsen hingewiesen worden. So z. B. ziemlich ausführlich im VI. Jahrgang, Seite 282—283. Daselbst wurde auch berichtet, daß das Treiben Erichsens schon gerichtlich unter die Lupe genommen wurde, und Erichsen kam dabei nicht gut davon. Es wurde sozusagen gerichtlich festgestellt, daß den Vorträgen Erichsens kein wissenschaftlicher Charakter zuzusprechen ist, daß Erichsen des weiteren Anna Rothe nicht persönlich entlarvt habe, obwohl er dies kühn in seinen Vorträgen behauptet hatte. Daher wir auch die jüngsten Behauptungen Erichsens, daß er Reese „entlarvt" hat, sehr mißtrauisch beurteilen müssen. Übrigens, da erst im vorigen Jahre in Deutschland durch den Fall Petzold gerichtlich festgestellt wurde, daß es Hellseher gibt, so möge doch Erichsen endlich mit gegenteiligen Behauptungen aufhören, da es ihm sonst passieren könnte, daß man ihm bei seinen Vorträgen mit Berechtigung das Wort „Lügner" ins Gesicht schleudern könnte, und Erichsen, wenn er dann klagen wollte, schlimm davon käme, da der Wahrheitsbeweis erbracht werden könnte, daß es ein Hellsehen gibt. Ebenso unverfroren sind die Behauptungen Erichsens, daß alle Männer der Wissenschaft, die die Realität der okkultistischen Phänomene verteidigen oder selbst erlebt haben, durchweg das Opfer von Betrügern geworden sind. Um nur den neuesten Fall, nämlich den Schrenck-Notzings, herauszugreifen, so lese Erichsen gefälligst die soeben erschienene Verteidigungsschrift Schrenck-Notzings: „Im Kampfe um die Materialisationsphänomene", ehe er es wieder wagt, in seinen Vorträgen Baron Schrenck-Notzing als Opfer von Betrügern hinzustellen. Uns tröstet nur ein Gedanke. Und wenn Hunderte von Aufklärungsaposteln vom Kaliber eines Erichsen die deutschen Lande Tag und Nacht bereisen würden und ihnen Hunderttausende von unkompetenten Zuhörern Beifall zujubeln würden, so ist die Frist dieser „Volksbildner" nur mehr sehr kurz bemessen. Denn unaufhaltsam rückt der Okkultismus vor und unaufhaltsam bröckelt der Materialismus ab. Noch wenige Jahre, und Erichsen wird es erleben, daß die deutsche Wissenschaft gerade all die okkulten Phänomene, die er heute noch als Täuschung und Betrug hinzustellen wagt, anerkennen und eifrig studieren wird. Schon der „Erste internationale Okkultistenkongreß" in Berlin im Herbst 1914 wird zeigen, wie viele ernste Männer

der Wissenschaft zu Gunsten der Echtheit der okkultistischen Phänomene offen eintreten werden. Kurzum, die Tage des „Experimentalpsychologen“ Leo Erichsen als Gegner des Okkultismus sind gezählt. Uns würde es aber nicht wundern, wenn derselbe Leo Erichsen dann plötzlich wieder Vorträge zu Gunsten des Okkultismus halten würde, weil nunmehr mit gegenteiligen Vorträgen kein Geschäft zu machen wäre.



Vereinsnachrichten.

Die Errichtung eines Erinnerungszeichens für Dr. Carl Freiherrn du Prel.

Die Vereinsleitung des „Wiener Leseklub Sphinx“ hat in einer am 24. Februar 1914 abgehaltenen Sitzung beschlossen, auf Grund der bisher gezeichneten und größtenteils auch bereits zur Einzahlung gelangten „Bausteine“ und anderer Spenden noch in diesem Jahre das in Aussicht genommene Erinnerungszeichen für den Philosophen Dr. Carl Freiherrn du Prel in Heilig Kreuz bei Hall in Tirol, wo du Prel am 5. August 1899 gestorben ist, zu errichten. Als Tag der Denkmalfeier wurde der 15. August bestimmt. Spezielle Einladungen nebst der Mitteilung der genauen Tagesordnung der Denkmalfeier werden überdies längstens bis Mitte Mai von der Vereinsleitung versendet werden.

Einem Wunsche der Familie des verewigten Meisters Rechnung tragend, hat sich die Vereinsleitung für einen einfachen Gedenkstein entschieden. Derselbe wird eine Höhe von 3 m haben, aus rotem Adneter Marmor bestehen und mit einer Tafel versehen sein, die folgende Inschrift tragen wird:

Errichtet dem Andenken
des am 5. August 1899
in Heilig Kreuz verstorbenen Philosophen
Dr. Carl Freiherrn du Prel
über Anregung des „Wiener Leseklub Sphinx“ von Anhängern
seiner Weltanschauung.
1914.

Mit der Aufstellung des Denkmals wird die renommierte Firma „Salzburger Marmorwerke“ (Eigentümer: Friedrich Freiherr Mayr von Melnhof in Parsch bei Salzburg) betraut werden.

Die Vereinsleitung sieht sich gleichzeitig veranlaßt, anläßlich der beschlossenen Errichtung des Denkmals für du Prel nochmals allen Vereinen und einzelnen Spendern, die durch ihre Beiträge das Denkmalsprojekt bis in sein jetziges Stadium gefördert haben, den ergebensten Dank auszusprechen und gleichzeitig dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, daß dem in Heilig Kreuz zu errichtenden Gedenksteine, dem ersten, der dem Andenken jenes Philosophen errichtet wird, gar bald eine Reihe anderer Ehrungen, und zwar auf reichsdeutschem Boden, folgen möchten, die, sei es in Form eines großen Denkmals in einer deutschen Hauptstadt, sei es in Form einer Stiftung o. dergl. in erhöhtem Maße dazu beizutragen imstande wäre, den Namen du Prels als des genialen Vorkämpfers der transzendentalen Weltanschauung in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Bei der Vereinsleitung sind inzwischen folgende Spenden für das zu errichtende Carl-du-Prel-Erinnerungszeichen eingelangt:

Summe der in Nummer 3 der Vereinsmitteilungen ausgewiesenen Spenden	1910 K	96 h
5. Baustein des „Wiener Leseklub Sphinx“	50 „	— „
Fräulein Berta Sladeczek in Wien, Mitglied des „W. L. Sphinx“ einen Baustein	50 „	— „
Herr cand. jur. Rudolf Mader in Wagstadt (Öst. Schlesien), Mitglied des „W L. Sphinx“, als Rest eines gezeichneten Bausteins	20 „	— „
Deutscher Spiritistenverein in Köln 10 Bausteine	500 „	— „
Gesellschaft für psychische Forschung in Zürich einen halben Baustein 21 Fr.	23 „	80 „
Loge Eos d. d. O. m. M. in Bielefeld einen Baustein 42 Mk.	49 „	36 „
Fräulein Cäcilie Reimer, ehemaliges Mitglied des „W. L. Sphinx“ in Los Angeles in Kalifornien	5 „	— „
Herr Max Walcher in Jena 4 Mk.	4 „	70 „
Frau Olga Popoff in Sophia durch Herrn Max Walcher 16 Mk. . . .	18 „	80 „
Herr Josef Günzl in Wien	5 „	— „
Herr Karl Schmid in Bozen	5 „	— „
Herr Professor Dr. Gottfried Kratt in Baden-Baden für Herrn Ing. Johannes Stumpf in Vietz an der Ostbahn (Brandenb.) 5 Mk. . . .	5 „	86 „
Herr August Eder, Präsident der „Psychologischen Gesellschaft“ in Wien	5 „	— „
Frau Cäcilie Wenglein in München	20 „	— „
Frau Judith Rumelli-Naglos in Wien	10 „	— „
Zinsen des Postsparkassenamtes	33 „	83 „
Summe:	2717 K	31 h

Schließlich ergeht nochmals an alle Vereine und einzelnen Persönlichkeiten, welche Bausteine für das Denkmal gezeichnet oder Beiträge in Aussicht gestellt, dieselben aber bisher nicht eingezahlt haben, die freundliche Bitte, die betreffenden Beiträge baldigst an die Adresse: Herr Heinrich Parzer, k. k. Ober-Revident der Direktionskasse Wien, II, Nordbahnhof, einsenden zu wollen, um die Vereinsleitung in stand zu setzen, die Denkmalsaktion ungehindert durchführen zu können.

Für die Vereinsleitung des „Wiener Leseklub Sphinx zur Gründung und Erhaltung einer Bibliothek für Okkultismus“.

Heinrich Parzer,
Vorsitzender-Stellvertreter,
Wien, II, Nordwestbahnstr. 35.

Franz Herndl,
Vorsitzender,
Wien, XII, Tivoligasse 54.

Die Internationalen Theosophischen Ferienkurse auf Weißer Hirsch bei Dresden, welche im vorigen Sommer so großen Anklang und so freudige Begeisterung hervorriefen, sollen dieses Jahr wieder daselbst vom 22. Juni bis 18. Juli 1914 stattfinden.

Es werden dieses Jahr nicht nur öffentliche Vorträge des Abends, sondern auch Lehr-Kurse an den Nachmittagen stattfinden und zwar:

Erste Woche: Sage; Mythe; die Religionen; Geschichte;
zweite Woche: Erziehung und Selbsterziehung;
dritte Woche: Theoretische und praktische Theosophie;
vierte Woche: Wissenschaft und Kunst in ihren Beziehungen zur Theosophie.

Namhafte Persönlichkeiten des In- und Auslandes haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt. Das genaue Programm sowie die Namen der Vortragenden werden später bekannt gemacht.

Alles Nähere durch J. Luise Guttmann, Sekretariat der Theos. Ferienkurse, Göttingen, Planckstr. 1.

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Okkulter Wegweiser für das Alltagsleben und die Entwicklung des Willens zur höchsten Macht. Von E. Sychova. Zweite Auflage, Verlag Max Altmann, Leipzig. Brosch. Mk. 1,50.

Sychova versteht es, in kurzen Umrissen Gediegenes zu leisten. Bereits gelegentlich der ersten Auflage dieser Schrift hat das „Zentralblatt für Okkultismus" dieselbe sehr warm empfohlen, weil sie sich in sehr vorteilhafter Weise von den oft derb materialistisch angehauchten amerikanischen Neugedankenschriften unterscheidet. Deshalb können wir auch heute diese zweite Auflage mit dem Wunsche in die Welt begleiten, sie möge recht viele verständige Leser finden.

Praktische Psychometrie. Von G. Reinhardt, prakt. Arzt. Verlag Max Altmann, Leipzig 1914. Brosch. Mk. 1,—

Eine sehr gründlich durchdachte Studie aus einer berufenen Feder, diesen Eindruck wird jeder sachkundige Leser bekommen, wenn er sich in diese Schrift vertieft. Zuerst bietet der Autor einen historischen Rückblick auf die Entstehung der Psychometrie, dann gibt er sehr brauchbare Winke zur praktischen Ausübung der Psychometrie und erörtert endlich die mannigfachen Anwendungsgebiete der Psychometrie. Zweifellos kann durch eine richtig ausgeübte und nicht kritiklose Psychometrie sehr viel geleistet werden. Da in deutscher Sprache noch sehr wenig über diesen praktischen Zweig des Okkultismus veröffentlicht wurde, so verdient diese Arbeit Reinhardts doppelte Beachtung. Als praktischer Arzt konnte Reinhardt nicht umhin, auch die Frage aufzuwerfen: ob die Psychometrie der Gesundheit schädlich werden kann? Seine Antwort lautet nun, daß die richtig betriebene Psychometrie, wie jede vernünftig betriebene Arbeit, nicht nur nicht schädlich, sondern für den Ausüber derselben eine Quelle der Kraft und der Gesundheit werden kann. Kurz, Reinhardt hat das Problem der Psychometrie in dieser Schrift tunlichst von allen Seiten beleuchtet, und solche Arbeiten haben immer dankbare Leser gefunden, weil jedermann dieselben mit Nutzen lesen wird.

M. M.

King Salomo (König Salomo). Mystisches Drama in 5 Akten und einem Epilog nebst Kommentaren, von Mary, Fürstin Karadja. London bei Kegan Paul, Trench, Trübner & Cie. 1912. Preis 6 sh.

Das vorliegende Drama, dessen Verfasserin den höchsten Gesellschaftskreisen angehört, hat sofort bei seinem Erscheinen in allen ernsten Freimaurer- und Okkultistenkreisen starkes und berechtigtes Aufsehen erregt, da hier klar und offen Dinge besprochen werden, welche bisher von allen Eingeweihten ängstlich vor den Augen der profanen Menge geheim gehalten wurden. Referent hatte Gelegenheit, die Verfasserin vorigen Sommer in einem deutschen Badeorte persönlich kennen zu lernen, nachdem er bereits durch volle acht Jahre mit derselben in brieflichem Verkehr gestanden und in ihr eine Frau von ebenso bestrickender Herzensgüte als glänzendem Wissen gefunden, deren einziger Lebenszweck es ist, die geistigen Offenbarungen, derer sie von Oben gewürdigt ward, ihren Mitmenschen zu deren Nutz und Frommen zugängig zu machen.

Diesem Wunsche verdankt auch das mystische Drama „King Salomo" seine Entstehung. Das Leitmotiv desselben ist die uralte Wahrheit, daß nicht leeres Wissen, ja selbst nicht allein Weisheit, sondern einzig und allein reine Liebe zu Gott und seiner Schöpfung den Menschen befähigt, sich zu höheren Welten zu erheben.

Nachdem Salomo das Weib seiner Jugend, die edle Fürstin Sulamith, die Tochter des ägyptischen Pharao, weil er ihrer überdrüssig geworden, grundlos und herzlos verstoßen, ruft er in der Schlußszene des zweiten Aktes voller Selbstüberhebung aus:

„Weisheit allein ist edles Gold, geläutert
Durch sieben Feuer. Darum kann mein Erbe
Auch nie vergeh'n und kommenden Geschlechtern
Will ich es überliefern. Es soll mein Stern
Die fernsten Zeiten strahlend noch erleuchten,
Mein Name wird bestehen, mein Gedanke,
Unsterblich ist er: „**Liebe** führt zum Tode —
Doch Weisheit führt zum **Leben**!"

Aber ach! wie bitter muß er bald erkennen, wie sehr er sich getäuscht! Er gerät in die Netze der Königin von Saba und, von ihr durch Sinnenlust betört, verrät er dem bösen Prinzip die göttlichen Geheimnisse, welche ihm vertraut waren. Dem Fluche verfallen, ist es Sulamith, das Weib, das ihn treu und innig liebt und das er so herzlos verstieß, die freiwillig für Salomo in den Tod geht, um das göttliche Strafgericht von dem Haupt ihres treulosen Gatten zu wenden. Von geradezu unheimlich packender Wirkung ist die Schlußszene des letzten Aktes, wo Ahijah, der Prophet Jehovas, Salomo sein Urteil verkündet:

Ahija: Ich, der Prophet Jehovas, soll dir künden
Dein Urteil nun. Entlasse deine Diener!
(Salomo winkt mit der Hand, alle entfernen sich.)
Ahijah: Dein Ruhm ist eitel, König Salomo!
Mann! Du hast es gewagt, unrein zu schelten
Die Lilie des Tals? Wahrlich, ich sage Dir,
Ihr Ruhm ist größer denn der Deinige!
Du, weiser König, hast es nicht vermocht,
Zu bau'n Jehova den lebend'gen Tempel.
Doch Sulamith, Dein Weib, das du verstießest
Sie tats!
Verborgen soll er bleiben vor den Augen
Der Sterblichen, bis zu dem fernen Tage,
Da Gottes Ratschluß ihn wird sichtbar machen.
Doch auf dem Fundament, das Du gelegt,
Werden die Menschen stets aufs Neu errichten
Den Bau, der stets aufs Neue wieder einstürzt!
Die Königin von Saba hat das Zeichen
Des Mikrokosmos schänderisch gefälschet,
Und nimmer wird fortan den Meisterpfad
Der flammende Stern erleuchten. Auch das magische Wort
Verloren ist's der Menschheit, und vergeblich nur
Bleibt all' ihr Mühen!

Weh' Denen, welche sprechen: „Ach! was tut's,
Ob Andre lachen oder weinen, wenn nur mir
Es gut geht!"

Und darum, Salomo, hat Dich Gott gerichtet,
Die Tränen, die Dein Weib um Dich geweint,
Soll'n wie geschmolznes Blei aufs Haupt Dir fallen.
Kennst das Gesetz Du noch von den zwei Böcken?
Den Bock Azazaels, den fluchbeladnen?
Er bleibet leben: Dieser Bock bist Du!
Auf Deinem Haupte lastet doppelt schwer
Der Fluch der Missetat: den Freudenbecher
Soll er in bittern Wermuthkelch Dir wandeln
Und hassen wirst den Anblick Du der Menschen.
Sulamiths Los war bittrer Tod: sie ruht in Frieden,
Dein Los ist Leben! — Bitter wird es sein,
Denn der Ankläger steht an Deiner Seite.
Bereu'! bereue König! Streue Asche
Aufs Haupt Dir! Deine Sünden schrei'n zum Himmel!
Den Sieg Jehovas, Du hast ihn verzögert,
Und an den bösen Feind hast Du verraten,
Was Dir an Weisheit ward von Gott vertraut.
Gestärkt hast Du die Macht der alten Schlange
Und falsch Gewicht geführt! Wer hieß Dich, Mann,
Von Deinem Weibe fordern, was Du selbst niemals besaßt?
Geil warst Du, doch Dein Weib, es sollte keusch sein!
Nein! sag' ich Dir, Gott will, daß beide rein sind,
Und weh' dem Starken, der des Schwachen Schultern
Mit einer Last belädt, die selber nicht
Im Stande er zu tragen!
Du opfertest Jehova tausend Stiere,
Für Dich behieltst Du tausend Concubinen!
Sie aber, Sulamith, Dein Weib, das Du verstießest,
Sie gab dem Herrn das Letzte, was sie noch besaß: sich selbst,
Auf daß von Dir der Fluch gewendet werde!
Sie ruht in Frieden bei dem Cherubim;
Du aber **lebe!** und gedenke stets,
Daß **sie** den Tod erlitt, um **Dich** zu retten!

Doch genug! Ebenso mächtig packend auf die Seele des Lesers die rein menschlichen Episoden in diesem Drama wirken, ebenso tief ist das Interesse, welches die klare und unverhüllte Darlegung der tief esoterischen Symbolik des salomonischen Tempelbaues mit allen seinen Geheimnissen für den Eingeweihten in seine Mysterien besitzt. Nur durch direktes geistiges Schauen konnte die Verfasserin von „King Salomo“ jenes tiefe esoterische Verständnis der Geheimnisse erlangen, wie sie die Symbolik des salomonischen Tempels in so reichem Maße darbietet. Um so dankbarer müssen wir der Verfasserin sein, daß sie in den ihrem Drama beigegebenen Kommentaren, an deren Fertigstellung sie volle sieben Jahre gearbeitet, uns eine Fülle von esoterischen Erklärungen der abgrundtiefen Symbolik der heiligen Schriften des alten Orients bietet, wie sie sonst in der ganzen reichen uns bekannten Literatur nirgends zu finden sind.

Zusammenfassend kann Referent mit vollem Rechte sagen, daß das Buch der Fürstin Karadja turmhoch über die heutige okkulte Durchschnittsliteratur emporragt und allen ernsten Wahrheitssuchern nur auf das allerwärmste empfohlen werden kann. Eine deutsche Ausgabe befindet sich bereits im Manuskript fertiggestellt und wird voraussichtlich schon in allernächster Zeit im Verlage von

Max Altmann in Leipzig erscheinen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieselbe, soweit die deutsche Zunge klingt, in allen interessierten Okkultisten- und Freimaurerkreisen dasselbe Aufsehen erregen wird, als dies vor Jahresfrist mit dem englischen Original in England, Amerika, Australien und sämtlichen englischen Kolonien der Fall war. Philo, M. O. N. T.

Eine schauerliche aber wahre Teufelsgeschichte. Herausgegeben von Illustrator. Verlag von Adolf Damm, Georgswalde. 25 Pfg.

Diese Broschüre enthält die Geschichte einer Besessenheit, die sich in neuester Zeit (1906) in der Missionsstation St. Michael (Trappistenniederlassung in Deutsch-Ost-Afrika) ereignet hat. Da ist es selbstverständlich, daß der ganze Bericht vom katholischen Standpunkt aus verfaßt ist. Aber deshalb ist er doch für den vorurteilslosen okkultistischen Forscher nicht minder wertvoll. Ja, er enthält auf Seite 19 sogar den ziemlich seltenen Fall einer Massenlevitation. Die Besessene schwebte samt 15—16 Personen, welche sie niederzuhalten versuchten, frei in der Luft. Sehr ausführlich ist natürlich der Exorcismus beschrieben. Nach vielen Bemühungen gelang es den Priestern, den „Teufel" auszutreiben. Da Besessenheit auch heute öfter vorkommt, als man glauben sollte, und sowohl die Besessenen als auch deren nächste Umgebung viel zu leiden haben, so gebietet es uns schon die Humanität, diesem seltsamen okkulten Phänomen näher zu treten, um möglichst viele Erfahrungen zu sammeln, wie solchen bedauerungswürdigen Geschöpfen zu helfen ist.

M. M.

Dr. von Schrenck-Notzing, Der Kampf um die Materialisationsphänomene. Eine Verteidigungsschrift mit 20 Abbildungen und 3 Tafeln. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Mk. 1,60.

Das umfangreiche Buch über die Materialisationsphänomene, das von dem Verfasser vor kurzem erschien, hat weit über die wissenschaftlichen Kreise hinaus großes Aufsehen erregt und ist die Zielscheibe heftiger Angriffe geworden, sodaß eine Rechtfertigung des Verfassers von Freunden und Gegnern gleicherweise erwartet wurde.

Wie man sich auch zu den Resultaten des Verfassers stellen mag: von keiner Seite ist seine bona fides angezweifelt worden, und auch die Gegner erkennen an, daß er viel Ausdauer und Mut bewiesen hat, um ein Gebiet zu erhellen, das bisher allen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden getrotzt hat.

In dieser Schrift weist er nach, daß die Sensationsmeldungen des „Matin", welche auch die Runde durch die deutsche Presse gemacht haben, auf unzweifelhaften Fälschungen beruhen, denn etwas anderes ist das Retouchieren der Miroirbilder nicht. Durch Gegenüberstellen der Originale und der Phänomene wird dem Leser ein eigenes Urteil ermöglicht. Auch sonst enthält die Schrift manches neue Material, das geeignet ist, ein neues Licht auf diese in jedem Fall merkwürdigen Erscheinungen zu werfen.

Deutsche Leser wird das Urteil von Professor Charles Richet in Paris, dem vor wenigen Wochen erst mit dem Nobelpreis ausgezeichneten berühmten Physiologen, überraschen. Mit aller Entschiedenheit stellt er sich auf die Seite des Verfassers, hat er doch einem großen Teil der Sitzungen persönlich beigewohnt. Dem Urteil des bekannten italienischen Psychiaters Professor Morselli in Genua ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Den Schluß des Werkes, das trotz seiner guten Ausstattung und der zahlreichen Bilder und Tafeln sehr billig ist, bilden die Nachprüfungen der Angaben des Verfassers durch französische Gelehrte.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Zentralblatt für Okkultismus.

Monatsschrift
zur Erforschung der gesamten Geheimwissenschaften.

Schriftleiter: **D. Georgievitz-Weitzer.**

Erscheint Mitte jedes Monats. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn jährlich Mk. 8,—, für das Ausland Mk. 10,—.

Manuskripte und Zuschriften sind zu richten an den **Schriftleiter, D. Georgievitz-Weitzer in Graz, Maigasse 27.**
Zuschriften **ohne beigelegte Retourmarke** werden nach Möglichkeit im Briefkasten beantwortet.
Die Schriftleitung ist nur für die von ihr unterzeichneten Artikel verantwortlich. Die einzelnen Verfasser haben die in ihren Arbeiten niedergelegten Ansichten selbst zu vertreten.

Falls am Ende eines Jahrganges keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt das Abonnement als für den nächsten Jahrgang stillschweigend verlängert.

Inseratpreis: Mk. 0,30 für die einspaltige Zeile.

Alle Geldsendungen sind an die Verlagsbuchhandlung von Max Altmann in Leipzig zu richten.

VII. Jahrgang.	**Juni 1914.**	**12. Heft.**

Praktischer Okkultismus auf dem Lande.

Von **G. W. Surya.**

Dass die ländliche Bevölkerung, und unter dieser speziell die Gebirgsbewohner, der Natur und Mystik näher stehen als der tausendfach abgelenkte, ruhelose und abgehetzte Städter, ist eine altbekannte Tatsache. Nachstehend will ich nur kurz mitteilen, was ich gelegentlich meines letzten Sommeraufenthaltes in Steiermark in Pichl a. d. Enns (am Fuße des Dachsteines) im Jahre 1912 von dortigen Bewohnern und Kennern des Volkes erfahren habe. Zuerst machte ich die Bekanntschaft zweier Bauersleute, die noch fest davon überzeugt sind, daß astrologische Regeln dem Landmann von Nutzen sein können, falls er sie beachtet. Heu darf z. B. weder in den Fischen noch im Skorpion gemäht werden. D. h. der Mond darf nicht in diesen Zeichen stehen, sonst fressen die Tiere das Heu äusserst ungerne, es soll für die Tiere einen unangenehmen Geschmack haben. Oder: der Auftrieb der Tiere auf die Alm darf gleichfalls nicht im Krebs, Skorpion oder in den Fischen stattfinden. Steht der Mond in diesen Zeichen, oder auch im Zeichen des Wassermanns, so wird sich das Vieh zuviel im Wasser aufhalten, gerne über Grenzbäche laufen, zuviel trinken und dadurch mager werden. Ebenso gibt es bestimmte Regeln für die günstigste Aussaatszeit von allerlei Pflanzen. Aber alle diese erprobten Regeln sind nur mehr den alten Bauern bekannt! Die jungen Bauersleute sind zu sehr aufgeklärt und lachen darüber. Ob sie aber besser zu wirtschaften verstehen, sei dahingestellt. Auch weiß kein junger Bauer mehr, weshalb im Kalender der Lauf des Mondes durch die Tierkreiszeichen angegeben ist.

Daß die alten Bauern auch bei allerlei Erkrankungen des Viehs oft besser und rascher helfen können als irgend ein Tierarzt, ist bekannt. So z. B. erzählte mir ein grösserer Gutsbesitzer in Pichl, der einen

großen Viehstand besitzt, daß es im Sommer öfters vorkomme, daß eine Kuh sich beim Herumlaufen im Gebirge das Schultergelenk verrenke. Um solch ein »ausgerenktes Gelenk« wieder einzurichten, gehören 4 bis 5 starke und geschulte Männer, sonst wird das Tier unnütz gequält. Seit einigen Jahren bediene er aber sich in solchen Fällen der Hilfe eines alten Bauers, oder noch besser einer alten Bäuerin, die, man höre und staune, vermittelst »Gesundbeten« das ausgerenkte Gelenk tadellos, und zwar in wenigen Minuten, wieder gleich bringe. Der alte Bauer betritt zu diesem Zwecke den Stall, wo das verletzte Tier steht, nimmt seinen Hut vom Kopfe, bedeckt damit das verrenkte Gelenk und beginnt nun seine Gebete zu sprechen. Nach Beendigung derselben nimmt er den Hut vom Gelenk, und das Tier ist geheilt. Noch tüchtiger ist aber seine »Konkurrentin«, eine alte Bäuerin, die etwa eine halbe Stunde von Pichl wohnt. Diese tut par distance »abbeten«. Man meldet ihr nur, welches Gelenk ausgerenkt sei, dann nimmt sie einen vierbeinigen Stuhl in ihrem Zimmer und behandelt denselben so, als ob sie das kranke Tier vor sich hätte. Spricht also über den kranken Fuß ihre Gebete, und wenn der Knecht zurückkehrt, ist das Tier bereits gesund. Dieser Fall ist für Kenner des Okkultismus übrigens besonders interessant, er gehört unter die magischen Fernwirkungen, die Zeremonien sind ganz ähnliche wie bei Verhexungen. Auch hörte ich, daß es dort Leute gibt, die auf Entfernung hin Würmer, die sich in einer Wunde eines Tieres mitunter ansammeln, »abbeten« können.

Dieses »Gesundbeten« kranker oder verletzter Tiere ist natürlich ein zwingender Beweis, daß gewisse Leute durch ihr »Gebet«, oder wenn man will durch ihren intensiven Willen, magisch fernwirkend sind.

Dass dieses Gesundbeten an Tieren nicht vereinzelt dasteht, dafür zeugt auch ein Artikel »Religion und Klerikalismus«, welcher am 24. Januar 1913 in dem Wiener Wochenblatt »Neue Freie Worte« erschien. Der Redakteur, Franz Schöffel, ist jedoch kein Okkultist und suchte aus diesem Gesundbeten Angriffe gegen den Klerikalismus zu schmieden. Er berichtete darin also wie folgt: »In Eperies in Ungarn lebt ein Pfarrer, der kranke Tiere gesund betet und als Grundtaxe die Stolagebühr einhebt: ein Vaterunser 4 Heller, ein Dutzend 40 Heller, bei größeren Bestellungen, etwa beim Gesundbeten eines ganzen Stalles, bewilligt er sogar als moderner Geschäftsmann Provision und Kassaskonto. Als nun einige Lehrer den Kindern erklärten, es sei unmöglich, ein krankes Tier gesund zu beten, wurden sie vom zuständigen Bischof gemaßregelt, und als sie darauf beim Bischof erschienen, um sich zu rechtfertigen, wurde ihnen erklärt, daß der Bischof »Gottesleugner« nicht empfange. Die Lehrer wurden gemaßregelt, weil sie blödsinnigen Aberglauben zu beseitigen suchten und dadurch das Geschäft des Pfarrers störten.«

Leider Gottes wird die Kraft des Gebetes auf dem Lande mitunter direkt zu schwarzmagischen Zwecken verwendet. Ein Freund wußte mir von solchen Praktiken zu erzählen. Danach habe eine alte Frau in Steiermark, auch gegen angemessene Bezahlung, verschiedene Personen »totgebetet«. Natürlich ist es sehr schwer, dafür den Wahrheitsbeweis zu erbringen, aber das Volk glaubt fest daran, daß gewisse Personen durch ihre Gebete andere Menschen ins Jenseits befördern können. Ja, es gibt sogar darüber, wie Kenner wissen, eine gedruckte Anleitung: »Heine, J. F., Abusum Psalmi CIX imperecatori, oder das Todbeten, Helmst. 1708.« Dazu steht in dem Antiquriatskatalog, in welchem diese 40 Seiten starke Broschüre angekündigt war, nachstehende Bemerkung: »Eine Abhandlung aus der Kabbalah nigra, eine sehr gefährliche schwarzmagische Verwendung geistiger Gewalt.«

Für Wissende ist dies alles sicher nichts Neues, sondern nur eine Bestätigung alter Tatsachen; es ist aber immerhin interessant, daß diese uralten magischen Praktiken sich bis auf den heutigen Tag auf dem Lande erhalten haben. Wieso »Gebete« auch schaden können, dürfte darin seine Erklärung haben, daß hierbei der Wille, der Wunsch, die Absicht, in welcher gebetet wird, maßgebend ist. Jede Kraft kann eben zum Guten oder Bösen verwendet werden. Christus selbst sprach nur ein Wort, und heilte Kranke auf Entfernung hin, trieb Teufel aus usw.; aber er verfluchte auch den Feigenbaum, so daß er augenblicklich verdorrte. Es ist also sehr weise, daß gewisse, besonders wirksame magische Formeln nur erprobten Menschen mitgeteilt werden können, sonst ginge es in der Welt bös zu.

Nach dieser kleinen Abschweifung gehe ich wieder auf meine Erfahrungen, die ich in Pichl an der Enns sammelte, zurück.

Ein Herr, der jetzt Professor an einer adeligen Akademie in Österreich ist, seine erste Jugendzeit aber auf dem Lande verbrachte, erzählte mir daselbst, als wir eben über allerlei magische Gebräuche der dortigen Gebirgsbewohner sprachen, Nachstehendes: »Mein Vater war Gutsbesitzer und wurde einst in sehr unangenehmer Weise durch plötzliches massenhaftes Auftreten von Ratten geplagt, gegen welche sich die gewöhnlichen Ausrottungsmethoden als erfolglos erwiesen. Da riet ihm ein Nachbar, er solle nach Sonnenuntergang mit Kreide auf alle Türen jener Gebäude, die von Ratten heimgesucht seien, die Worte: »Abdank Sod« schreiben. (Der Professor fügte allerdings hinzu, daß er für den genauen Wortlaut dieser magischen Worte keine Garantie übernehmen könne, aber so ähnlich habe die magische Formel sich in seinem Gedächtnis noch erhalten.) Das geschah, und der Nachbar versicherte, daß mit Sonnenaufgang die Rattenplage ein Ende hätte. Mein Vater, so fuhr der Erzähler fort, tat wie geheißen und benutzte dieselbe Nacht, um Korn zur nächsten Mühle zu fahren. Er kam beim Rückweg gerade in die

Nähe seiner Besitzung, als die Sonne aufging. Da scheuten die Pferde davor, eine Brücke zu überschreiten, über welche sie sonst ruhig hinüber gingen. Daraufhin stieg mein Vater ab und ging auf die Brücke, um zu sehen, was es dort gäbe. Da sah er zu seinem Erstaunen, daß vom anderen Ufer auf der Straße ein Zug von Hunderten von Ratten im Begriffe war ebenfalls auf die Brücke zu marschieren. Die Ratten stürzten sich aber knapp neben der Brücke in das Wasser und verschwanden alle dann darin. Nun ging er zu seinem Gespann zurück, das sich jetzt willig über die Brücke führen ließ! Zu Hause angekommen, erzählten ihm die Hausleute, daß mit Sonnenaufgang alle Ratten das Gehöft verlassen hätten und gegen jene Brücke marschiert seien. Seither war die Rattenplage zu Ende.«

Vielleicht weiß ein oder der andere Leser über eine ähnlich wirkende »magische Formel« zu berichten, deren Anwendung wirklich ein Segen für die ländliche Bevölkerung wäre, denn ohne Zweifel ließen sich auf diese Weise auch die Feldmäuse und anderes Ungeziefer vertreiben. Es wird natürlich auch Leser geben, die über solche Berichte lächeln; aber es ereignet sich vieles, was uns unglaublich oder lächerlich dünkt und dem doch wahre Tatsachen zu Grunde liegen.

So erzählte mir der nämliche Professor, daß in einem größeren Dorfe einst eine Feuersbrunst wütete, die eine Reihe von 13 Häusern verzehrte und plötzlich vor dem strohgedeckten Haus eines Bauern auf unerklärliche Weise Halt machte. Dieses Haus war mit seinem Dache kaum einen Meter vom brennenden Nachbarhaus entfernt und blieb doch vom Feuer verschont! Der Besitzer dieses verschonten Hauses teilte nun seinen erstaunten Nachbarsleuten mit, daß vor Jahren Zigeuner die Gegend durchzogen und vergeblich bei anderen Häusern um Unterkunft baten. Da es zu dieser Zeit ungewöhnlich früh Winter wurde, so erbarmte er sich schließlich des Zigeunertruppes und gestattete ihnen, in seiner Tenne zu übernachten. Die Zigeuner mußten nur versprechen, mit dem Gebrauch ihres Lagerfeuers vorsichtig umzugehen. Darauf ging der Häuptling gerne ein, und als es zum Abschiednehmen kam, sagte er darauf zum gastfreundlichen Besitzer: »Du hattest Angst, daß wir etwa aus Ungeschicklichkeit Dein Haus in Brand setzen könnten; es ist aber, wie Du siehst, nichts geschehen, obwohl wir mitten auf der Tenne unser Lagerfeuer unterhielten. Merke Dir, in alle Zukunft wird nie ein Feuer Deinem Hause gefährlich werden können. Wir haben Dein Haus »feuerfest« gemacht, dies ist unser Dank für Deine Barmherzigkeit.«

Drei Jahre waren seither vergangen. Längst hatte der Besitzer des »feuerfestgemachten Hauses« diese Episode vergessen, als die wunderbare Bewahrung seines Hauses vor dem Schadenfeuer, die wir eben berichteten ihn an den sonderbaren Dank der Zigeuner erinnerte.

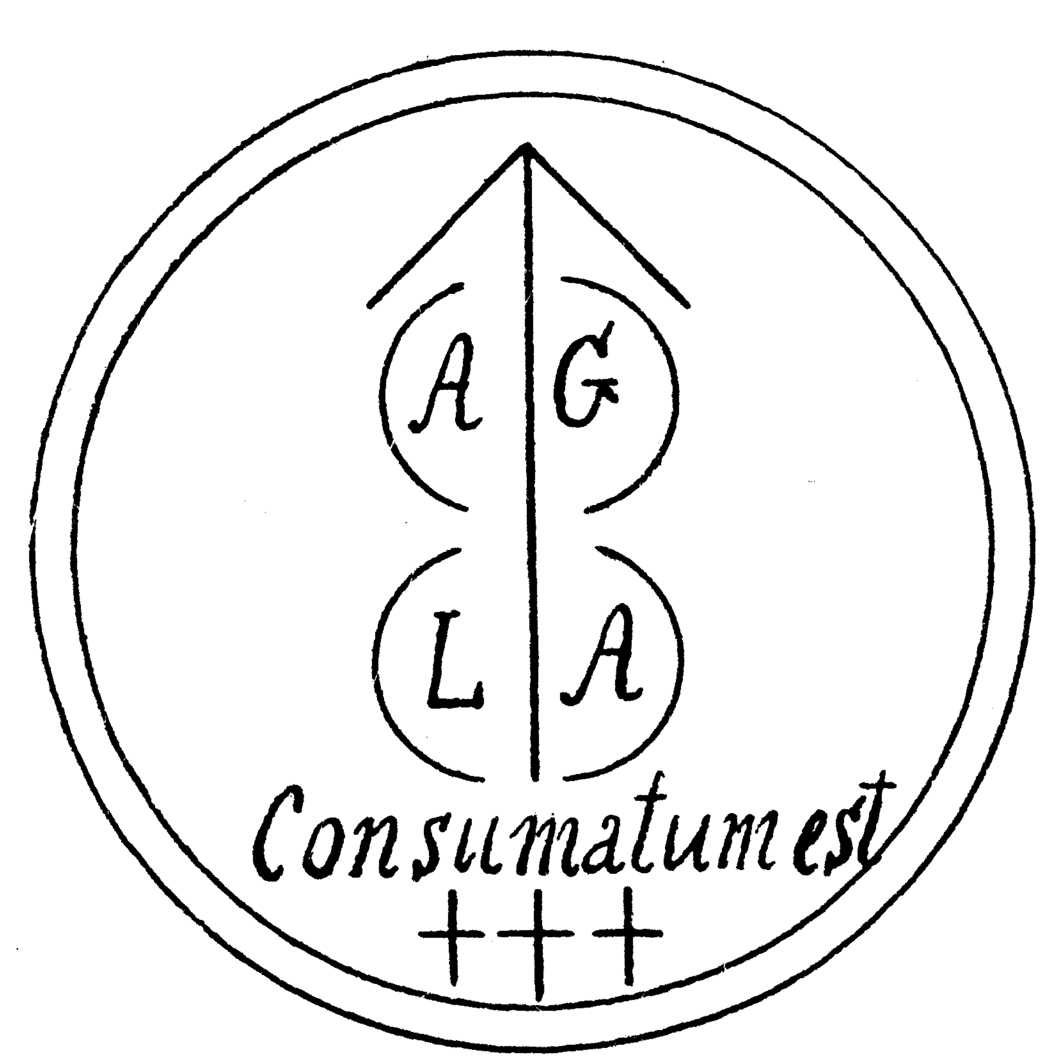
Ob dergleichen möglich ist? Ob dies alles nicht nur Zufall ist? So wird sich mancher Leser mit Recht fragen. Jedenfalls glaubte man

früher an die Wirksamkeit von derlei magischen Praktiken, und moderne Okkultisten, die weit in der Welt herumgekommen sind oder wirklich praktisch etwas von Magie verstehen, versichern, daß es derlei Dinge gibt. Natürlich braucht dies niemand blind zu glauben, aber er sei nicht überrascht, wenn er heute zufällig einmal Zeuge von derlei magischen Wirkungen sein sollte oder wenn er in älteren Büchern Aufzeichnungen darüber findet, daß man früher fest an derlei »Feuersegen«, »Besprechungen des Feuers« usw. glaubte.

Ich besitze einen kleinen »Kabbalistischen Kalender« vom Jahre 1854, der in Leipzig bei Eduard Heinrich Mayer erschienen ist. Dort ist auf Seite 79—80 der nachstehende »Feuersegen« abgedruckt.

»Von Gottes Gnaden, Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen Jülich, Cleve und Berg usw., fügen hiermit allen unseren nachgesetzten Fürstlichen Beamten, Adelichen und Gerichtshaltern und Räthen und Städten zu wissen, und ist denselben vorhin schon bekannt, wasmaßen Wir aus Landesväterlicher Vorsorge alles, was zur Conservation unserer Lande und getreuen Untertanen gereichen kann, sorgfältig verkehren und verordnen.

Wie nun durch Brandschaden viele in große Armut gerathen können, dahero dergleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befohlen, daß in jeder Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigesagte Abriß besagt, des Freitags bei abnehmenden Mond, zwischen 11 und 12 Uhr, mit frischer Tinte und neuen Federn beschrieben vorrätig sei. Sodann aber, wenn eine Feuersbrunst, wovor der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher bemeldeter Teller mit den Worten »Im Namen Gottes« ins Feuer ge-



worfen, und woferne das Feuer dennoch weiter um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholt werden sollte, dadurch denn die Gluth unfehlbar gedämpft wird. Dergleichen haben nun die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Gerichtsschöppen und Schulteissen in Verwahrung aufzubehalten und bei entstandener Not beschriebenermaßen zu gebrauchen, hiernächst aber, weil dies jedem Bürger und Bauer zu wissen nötig ist, solches bey sich zu behalten.

Hiernach vollbringen Dieselbe unserer Respection gnädigen Willen. Gegeben in unserer Residenz Weymar den 24. Dezember 1742.

Ernst August.«

Also, da hätten wir direkt ein Aktenstück, welches einen solchen magischen Feuersegen eindringlichst empfiehlt. Es ist wohl anzunehmen — falls dieses Aktenstück auf Wahrheit beruht — daß der regierende Herzog Ernst August von Sachsen sich vor Erlassung dieses Aktenstückes persönlich von der guten Wirksamkeit dieses Feuersegens überzeugt hat. Wer Zeit und Lust hat, kann ja heute noch den Versuch machen, derlei Teller genau nach Vorschrift herstellen und versuchen, damit ein Feuer zu löschen. Es wäre dann sehr angezeigt, der Schriftleitung des »Zentralblattes für Okkultismus« über die positiven oder negativen Erfolge zu berichten.

Ich habe dann noch manches in Pichl über »Festmachen« gegen alle Verwundungen durch Mißbrauch der Hostie gehört; aber auch, daß der Tod dieser Leute ein unheimlicher und rätselhafter gewesen sei. Es ist besser, über solche Dinge zu schweigen, als sie zu popularisieren, da man nie wissen kann, ob nicht jemand durch die Lektüre eines solchen Aufsatzes, wie der vorliegende, zu solchen Experimenten sich veranlaßt fühlt, und uns dann die Verantwortung treffen würde, wenn die Sache einen üblen Ausgang nehmen würde.

Dasselbe gilt auch von den unheimlichen Geschichten über das »Kreuzwegstehen um Mitternacht« und über allerlei andere Beschwörungen, die kühne Burschen versucht haben und wobei der eine sein Leben einbüßen mußte. So bigott das Landvolk einesteils ist, so sehr neigt der andere Teil zu magischen Praktiken hin, weil eben die Kraft des Glaubens, die Ueberzeugung, daß es eine Magie oder Zauberei gibt, bei Naturmenschen eine weitaus tiefere und intensivere ist wie beim aufgeklärten Städter.

Weniger gefährlich, ja meist sehr segensreich, kann aber die Kenntnis der okkulten Botanik oder der magischen Kräfte des Pflanzenreiches wirken. Und dieser Zweig des praktischen Okkultismus ist besonders beim Gebirgsvolke mehr oder minder überall vertreten. Da gibt es Kräuterweiber und Wurzelsucher, wie sie unser Rosegger so trefflich zu schildern versteht, die mehr Dinge wissen, als der meist verächtlich auf sie herabblickende »Stadtfrack« sich träumen

läßt. Aber natürlich ist es nicht leicht, solche Waldmenschen gesprächig zu machen!

Und selbst wenn es gelungen ist, das Vertrauen dieser Menschen zu gewinnen, so bleibt noch die große Aufgabe, kritisch zu untersuchen, was von derlei Mitteilungen, die meist auf Tradition beruhen, wahr ist oder nicht. Auch diesbezüglich eröffnet sich für moderne Okkultisten ein großes Feld der Forschung. Zuerst müßten diese Traditionen aus allen Tälern gesammelt,*) dann dieses Riesenmaterial geordnet und gesichtet werden, hernach erst könnte mit den Experimentalstudien begonnen werden. Das gäbe Arbeit auf Jahre für ein ganzes Forschungsinstitut!

Einen sehr schätzenswerten Beitrag finden wir diesbezüglich im Juniheft 1910 der »Deutschen Alpenzeitung« im Artikel »Zauberpflanzen aus dem Reiche der Alpenflora« von H. Marzell, dem wir Folgendes entnehmen:

»Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der Gebirgler im allgemeinen eine bessere Pflanzenkenntnis habe als der Bauer der Ebene. Der Senner wird in erster Linie sein Augenmerk auf die Futterkräuter richten, die die Güte seiner Weide bedingen; auch den Giftpflanzen, die dem Weidevieh Schaden bringen können, schenkt er naturgemäß seine Aufmerksamkeit und belegt sie mit mannigfachen Namen. Nicht minder wichtig sind ihm ferner die Heilpflanzen. In der hochgelegenen Alpenhütte wie auch im Hofe des Bergbauern, den nicht selten eine halbe Tagereise vom Wohnsitze des nächsten Arztes trennt, darf eine kleine Hausapotheke nicht fehlen; den Hauptbestandteil einer solchen bilden pflanzliche Mittel.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Pflanzen, die, als am häufigsten vorkommend, als nützliche oder schädliche Gewächse von jeher das Interesse des Volkes auf sich zogen, auch im Aberglauben eine besondere Rolle spielen; ebenso können hier die Seltenheit einer Pflanze, ihr Standort an unzugänglichen, schwer auffindbaren Orten, sowie ihre äußere Erscheinung in Betracht kommen.

Wie allenthalben in anderen Gegenden, so kennt auch der Aelpler Pflanzen, die den Blitz anziehen oder ihn abhalten. In die erstgenannte Gruppe gehören die allbekannten Alpenrosen (Rhododendron), die er deswegen mit den Namen »Donnerblüah, Donnerrosen« belegt. Die Tiroler Sennerin hütet sich, bei Gewitter »Dunderstaudn« bei sich zu tragen. Schleunig wirft sie diese von sich, wenn Wolken am Himmel dräuend aufziehen, liefe sie doch sonst Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden. »In einer schwülen Sommernacht« — so erzählt man sich — »wurde einst eine Sennerin auf einsamer Alp von einem

*) Und zwar möglichst bald, da nur mehr die alten Leute auf dem Lande derlei Traditionen wissen. In 10—20 Jahren wäre zu spät damit anzufangen.

heftigen Gewitter überrascht. Der schreckliche Donner weckte sie auf, und mitten im Tosen des Gewitters war es ihr, als ob sie den Ruf ihres Schatzes vernähme. Dreimal trat sie vor die Tür der Hütte, aber jedesmal verstummte der Ruf. Doch als sie am nächsten Morgen ins Freie trat, fand sie ihren Geliebten, mit einer Donnerrose in der Hand, vom Blitz erschlagen am Boden liegen.« — Auch die Bezeichnung »Oswaldstaude«, wie die Alpenrose in Hafling bei Meran heißt, geht wohl auf diesen Glauben an einen Zusammenhang zwischen Blume und Gewitter zurück. Gilt doch der heilige Oswald, der Patron der Schnitter und Mahder, dem gläubigen Tiroler als ein gar mächtiger Wetterherr.

Als Pflanze, die den Blitz vom Hause abhält, betrachtet man in den Alpenländern, ihrer Heimat, ebenso wie in der Ebene, die Hauswurz. Im wildwachsenden Zustand kann man diese Pflanze, die an ihren rosettenartig angeordneten, saftreichen Grundblättern sofort kenntlich ist, im südlichen Tirol und in der Schweiz am sonnigen Felsen ab und zu antreffen. Häufiger dagegen sieht man sie in Scherben oder Holzkisten gepflanzt auf dem Dache des Hauses, in der Schweiz hie und da auf Brunnenstöcken. In welche längstvergangenen Zeiten der Glaube an die blitzabwehrende Kraft der Hauswurz zurückgeht, zeigt eine im Jahre 812 erlassene Vorschrift Karls des Großen, der den Pächtern der kaiserlichen Güter befahl, das genannte Gewächs auf das Haus zu pflanzen. Ja, noch weiter zurück können wir die Sitte, die Hauswurz aufs Dach zu setzen, verfolgen. Sagt doch der griechische Arzt Dioskorides, der um das Jahr 50 n. Chr. lebte, in seiner Arzneimittellehre von einer Hauswurzart: »Einige ziehen sie auch in Töpfen auf den Dächern.«

Schon der Name Allermannsharnisch deutet darauf hin, daß es mit dieser Pflanze eine ganz besondere Bewandtnis haben müsse; und in der Tat ist es so. Es handelt sich um eine Lauchart, die in unseren Alpen in Höhen von 1700 Mtr. an — allerdings nicht eben häufig — vorkommt. Den auffälligen Namen verdankt sie dem Umstand, daß ihre Zwiebel von einer dichten, netzfaserigen Hülle umgeben ist, was wohl zu der Meinung Anlaß gab, daß jene ihren Träger unverwundbar und stichfest mache, kurz für »allermann ein Harnisch sei.« Nach dem Glauben des Unterinntalers wächst der Allermannsharnisch besonders im »Teufels Wurzgarten«, einem steilen Graslahner, der unter dem Totenkirchl (im Wilden Kaiser) hinaufzieht; denn »dort zwang ein Beschwörer den Teufel, eine Reihe seltsamer Kräutlein wachsen zu lassen.« Aber nicht nur hieb- und stichfest macht ein solcher Talisman nach dem Volksglauben seinen glücklichen Besitzer, nein, er verschafft ihm auch das Schützenglück, mit der Kugel stets ins Schwarze zu treffen. Ganz besonders jedoch schätzt der Aelpler den Allermannsharnisch als ein sicher wirkendes Mittel, um jeden Spuk und dämonischen Einfluß von Haus und Hof fernzuhalten. »Wenn me(n) will, daß e(n) kei(n) Hex i(n)s Hus chunnt, so sell man e(n) Nünhemmliwürze(n) [»Neunhemdewurz«, nach

der oben erwähnten Faserhülle der Zwiebel] i(n) d' Türschwelle(n) verbore(n)«, sagt der Schweizer. Die Allermannsharnischwurzel gilt auch bei den Roßhirten ein gut Stück. Es lebt bei ihnen der Glaube, daß, wenn Pferde »vermeint oder beschrien« werden, dürfe man ihnen nur diese Wurzel um den Hals hängen, dann höre der Zauber auf; und wie man in manchem Kuhstall die »Dreisgenkröte« (eine im Dreißiger — der Zeit zwischen Mariä Himmelfahrt, 15. August, und Mariä Geburt, 8. September — getötete Kröte, die besonders heil- und zauberkräftig sein soll) hängen hat, so fehlt auch eine aufgehangene Allermannsharnischwurzel nicht.

Der Glaube an die Wunderwirkungen des Allermannsharnisches ist im Volke übrigens durchaus nicht auf die Alpenländer beschränkt. Er existiert im ganzen deutschen Sprachgebiete und anscheinend nicht nur im Kreise des Landvolkes, denn im Warenhaus Wertheim in Berlin sind die in einem Glase aufbewahrten Faserhüllen von Allium victorialis als »Glücksalraun« für den Preis von 1,75 Mk. zu haben (Verhandl. des Bot. Ver. d. Provinz Brandenburg, 48, 1906, S. 3).

Solche Pflanzen, die, wie die genannte, elbische (d. h. von Dämonen verursachte) Krankheiten vom Vieh abhalten sollen, kennt der Aelpler noch mehrere. Er vergräbt sie unter der Türschwelle, hängt sie im Stalle auf, räuchert mit solchen Kräutern in den »Rauchnächten« Wohnräume und Stallungen aus. Unter Rauch- oder Rauhnächten versteht das Volk einige in die Zeit zwischen Weihnachten und Hl. drei Könige fallende Nächte, die es für besonders geeignet zur Erforschung der Zukunft (zum sogenannten »Losen«) hält. Auch gibt man solche Zauberkräuter dem Vieh unter das Futter, kurz, man wendet sie unter allen möglichen Formen an.

Eine große Rolle spielen in dieser Beziehung die Speikkräuter. Die Gebirgsbevölkerung unterscheidet neben dem Echten oder Roten Speik einen Weißen Speik (eine mit der bekannten Schafgarbe verwandte Pflanze), einen Gelben Speik (die Bergnelkenwurz) und einen Blauen (oder Roßspeik), wie man zwei blaublühende Primelarten bezeichnet. In Kärnten darf der Speik im »Weihbuschen«, der an Mariä Himmelfahrt in der Kirche geweiht wird, nicht fehlen. Wenn das Vieh verhext ist, so bekommt es einige getrocknete Kräuter des Weihbuschens ins Futter gestreut; ebenso werden solche ins Herdfeuer geworfen, wenn ein drohendes Gewitter am Himmel aufzieht, um den Blitz vom Hause fernzuhalten. Im Lesachtale (Kärnten) erzählt man sich, daß der Teufel einst einer Sennerin verraten habe, daß Hobrat (darunter ist jedenfalls die Alraute oder der Weiße Speik zu verstehen), Widertod (Haarmoos oder eine Farnart) und Speik gut fürs Alpenreiten (Alpdrücken, Nachtmahr) seien. Seit dieser Zeit müssen sich in jedem Weihbuschen diese drei Pflanzen befinden.

Eine dritte zauberkräftige Pflanze ist die besonders in der Volksmedizin hoch in Ehren stehende Meisterwurz, ein Doldenblütler, der an seinen glänzenden, doppelt dreispaltigen Blättern verhältnismäßig leicht von vielen andern seines Geschlechtes zu unterscheiden ist. Schon der Name deutet darauf hin, daß diese, die Meisterin, die »Wurz aller Wurzen«, ganz besondere Kräfte haben müsse. Es ist noch nicht gar lange her, daß in einem Dörfchen des bayerischen Alpenvorlandes, wie dem Verfasser der frühere Lehrer des Ortes mitteilte, ein altes Weib mit einer Meisterwurz zum Pfarrer kam mit dem Ersuchen, diese zu weihen. Der Pfarrer jedoch, der den Glauben an die Wunderwirkung der Pflanze nicht zu teilen schien, schickte die Alte fort. Im Gsiestal (Seitental des Pustertales) wird an den »hoachen Zeitentagen (Weihnachten) das heilige Mahl bereitet, die »Richte« (Gerichte) in die Stube gestellt, mit Weichbrunn (Weihwasser) besprengt und mit Meisterwurz geräuchert. In früheren Zeiten galt übrigens die Meisterwurz ebenso wie die verwandte Pimpernell als ein trefflicher Schutz vor Pestilenz.

Kräuter, die gegen das Verschreien (Vermainen oder Verneiden) des Viehes angewandt werden sollen, heißen im Volksmund Beschrei-, Beruf- oder Neidkräuter. So ist z. B. eine Kuh berufen oder verneidet, wenn sie plötzlich keine Milch mehr gibt. Gewiß hat eine böse Nachbarin, die eine Hexe ist, es durch ihre teuflischen Künste zuwege gebracht, daß der Milchfluß der Kuh versiegt ist. Damit nun solch ein böses Weib dem Vieh nichts anhaben könne, reicht man diesem täglich als »Maulgabe« solche Verschreikräuter. Als Pflanzen dieser Art gelten z. B. bei den Sennern auf dem Oetscher das Stoanneidkraut (Mauerfarn), die Teufelspeitsche (Zwergleimkraut), das Rahmplötscherl (Berglattich) und der schon erwähnte Weiße Speik; zu diesen Kräutern kommt noch Pöchl, d. i. Baumharz.

Bezeichnenderweise führen Pflanzen, die gegen den Milchzauber der Kühe verwendet werden, im Volksmunde den Namen »Nimm-ma-nix« (Nimm mir nichts, nämlich die Milch), so z. B. das Widertonmoos, der Alpenfrauenmantel, das Alpenlöwenmaul. Ähnlich heißt eine Knöterichart, die gleichfalls den behexten Kühen gereicht wird, in Steiermark und Nieder-Österreich »Bring-mir's-wieda« (d. h. die durch Zauberei versiegte Milch).

Welcher Alpenwanderer kennt nicht die duftende Brunelle (eine Orchidee), die vom Tiroler auch Kohlröserl, Schwoaßbleamerl (Schweiß = Blut, nach der Blütenfarbe), Blutströpferl, in der Schweiz Brändli genannt wird. Nicht allein die wohlriechenden Blüten sind es, die von jeher die Aufmerksamkeit des Volkes auf sie zogen, sondern auch die handförmig gebildeten Wurzelknollen müssen das Interesse des naiven Menschen erregen. Von den beiden Wurzelknollen ist zur Blütezeit die eine, die vertrocknete ältere, schwarzbraun und heißt »Teufelspratze«, während die jüngere, für das nächste Jahr bestimmte, weiß ist und

»Gotteshand« genannt wird. In Strengen am Arlberg erzählt man sich nach Heyl (Volkssagen, Meinungen und Bräuche aus Tirol, Brixen 1897) folgende Sage, die der genannte Verfasser allerdings in ein etwas poetisches Gewand gekleidet zu haben scheint. »Da war auch einmal ein Bursche, der hätte gern ein Mädchen geheiratet. Und das Kind war schön wie der Frühling, und in seinem Haar hatte es, solange die Blume blühte, eine Brunelle stecken. Das Mädchen sagte nicht Nein, und so gaben sie sich das Versprechen, einander für immer anzugehören. Sie schwuren einen heiligen Eid, ihre Treue nimmer zu brechen, und riefen die Brunelle zur Zeugenschaft an. Der Bursche mußte aber fort und vergaß in fremden Landen des Eides und wurde untreu. Kaum hatte das Mädchen die Untreue ihres Verlobten in Erfahrung gebracht, als es vor Kummer und Leid dahinzusiechen begann. Nach etlichen Wochen war es eine Leiche. Zur immerwährenden, warnenden Erinnerung an diesen schnöden Eidbruch ließ der Herrgott der Brunelle die zwei handförmigen Wurzeln wachsen, die eine weiß wie Schnee, die andere schwarz wie Kohle; die weiße ist die Hand des unglücklichen, treuen Mädchens, die schwarze dagegen die treulos meineidige Hand des Burschen.«

Dem Bauer fällt es nicht ein, dem nächstbesten »Stadtfrack« von diesen Geheimnissen zu erzählen, schon aus Furcht, er könnte von dem Fremden seines Aberglaubens wegen verspottet werden. Außerdem ist es ein weit verbreiteter Aberglaube, daß man über ein Zaubermittel möglichst wenig reden soll, ja daß es durch ein Bekanntwerden in weiteren Kreisen seine Wirkung verliere. Doch davon abgesehen, ist in unserer raschlebigen Zeit im Volke von diesem Pflanzenaberglauben tatsächlich schon sehr viel geschwunden; die junge Generation kümmert sich oft nicht mehr um Sagen und Gebräuche der Alten. Nur in den vom Fremdenstrom wenig oder gar nicht berührten Örtchen lebt bei dem konservativen Sinn der Bewohner auch in unseren Tagen noch dies und jenes fort.«

Neues vom siderischen Pendel.

Von **Paul von Flehe.**

In meinen wenigen Mußestunden beschäftige ich mich noch mit Handschriftendeutungskunde, welche ich vor mehr als 20 Jahren berufsmäßig ausübte und auch auf die Gerichtsexpertise ausdehnte. Nach wie vor nehme ich vieles Interesse an dieser Wissenschaft; Läuterungsprozesse überzeugten mich, daß noch manches reformbedürftig erscheint und daß u. a. auch eine vorzügliche Aufklärungsarbeit von Magdalene Thumm — Kintzel noch lange nicht das Ende eines Ansichtenkampfes bedeutet. Mit viel Nüchternheit behandelt vermochte mir indessen die Graphologie bisher in meinem Berufe stets nur hervorragende Hilfsdienste zu leisten,

wenngleich ich betonen muß, daß ich fortgesetzt nach erschöpfenden Faktoren suchte, welche diese oder jene Eigenschaft noch genauer präzisieren. Der Graphologe ist und bleibt aber ein Kunstkritiker, und solange die von ihm vertretene Wissenschaft nicht auch graphometrisch auszunutzen ist, wie es W. Langenbruch in so vorzüglicher Weise verstanden hat anzuwenden, wird der technische Schriftenvergleich für den Laien das einzige Hilfsmittel bedeuten, und den besten Graphologen kann vor Gericht jedweder Schriftkundiger ersetzen.

Als mir nun am Anfang dieses Jahres eine Ankündigung von Kallenbergs Werkchen in die Hände kam, lag mir nichts näher, als diese Neuerscheinung zu besitzen und die Anwendung des siderischen Pendels auf Handschriften nachzuprüfen. Ich will nicht hervorheben, was für einen überwältigenden Eindruck ich nach dem Studium des Buches bekam; ich konnte nur bestätigen, was andere Interessenten längst ausgesprochen hatten. Es erfaßte mich ein Wissensdrang und ein Eifer, den ungeahnten Vorgängen zu folgen, daß mir, ich gestehe es offen und gern, oftmals Entgleisungen und Widersprüche arg zusetzten. Erst nach reiflicher Mäßigung wurde mir völlige Ruhe, und mit den eigenartigen Erfolgen wuchs auch meine Befähigung zu nüchterner Arbeit.

Es ist nun wohl begreiflich, daß ich mich vorwiegend damit befaßte, Handschriften zu überprüfen und die von Kallenberg veröffentlichten Resultate mit dem siderischen Pendel zu benutzen. Ich möchte aber hier gleich konstatieren, daß ich mit meinen Schilderungen nur eine absolut nüchterne Aufzählung bezwecke; von einer wissenschaftlichen Erläuterung meiner Ergebnisse sehe ich als Autodidakt schon deshalb ab, weil ich mich nicht dazu berufen fühle.

Nach Behandlung einer großen Anzahl Schriftproben von Personen, die ich aus dem täglichen Umgang kenne, wurden mir bereits die Augen geöffnet. Was die Graphologie nur andeutet und dem Kombinationsvermögen überläßt, sagt uns der Pendel mit voller Offenheit, und was das Merkwürdigste ist, ohne Fehl! Aber, und ich muß Kallenberg sehr recht geben, mit der Ermittelung der seelischen Eigenschaften muß man dennoch vorsichtig sein: noch sind wir an der Aufklärungsarbeit! Schon allein die Größe und Ausdehnung der Ellipsen und Linien gibt zu denken und es haben die verschiedenen Formen der Ionenbahnen und die Bewegung des Pendels wesentlich verschiedene Bedeutung. Auch das Auge will geübt sein, um Ellipse von Kreis namentlich dann, wenn ein Uebergreifen stattfindet oder eine Konstanz der Bahnenwege eintritt, zu unterscheiden. Vermochte doch eine mir befreundete Person einen sichtbaren Unterschied nur schwierig zu erfassen, schon aus dem Grunde, weil der pendelnde Ring nicht am Aufhängepunkt beobachtet wurde.

Ich wandte mich vorwiegend den anonymen Handschriften zu. Ganz gleich, ob ich den Schreiber kannte oder nicht, so setzte der Pendel ohne weiteres von SO/NW ein, und zwar bei allen Handschriften; als-

dann ging er, je nach dem Charakter der Person, in eine entsprechende Figur über. Diese SO/NW-Richtung geschah sowohl in Ellipsenformen wie auch in gerader Linie. Bei niederen Charakteren war dann in der Regel die entgegengesetzte Richtung, also NO/SW, bezw. umgekehrt als zweite Figur und als dritte meist die gerade Linie O/W, während in selteneren Fällen der männliche Kreis, vorwiegend aber die weibliche Ellipse oder auch die gerade Linie das Bild vervollständigten.

Wenngleich mir bereits klar war, daß bei den eigenartigen Erscheinungen notgedrungen diese oder jene Grundeigenschaften vorliegen mußten, habe ich dennoch den Wahrheitsbeweis für meine Ansichten zu erreichen gesucht. Mir steht eine große Menge Handschriften solcher Menschen zur Verfügung, die wegen irgend eines Deliktes überführt sind, die an unheilbaren Krankheiten leiden u. s. w. Ein scheinbar unüberbrückbares Hemmnis legte sich dazwischen, weil die Unterschriften nicht isoliert standen; Störungen beim Bependeln waren daher nicht zu vermeiden. Ich wagte mich daher an einen Versuch und pauste die Schriften durch. Ein Wunder glaubte ich zu gewahren, die Ionenbahnen erschienen in derselben Weise wie bei isolierten Schriften. Nunmehr war ich hinreichend befriedigt und befähigt, meine Versuche zu beenden.

Ich fand nun, daß vom Dieb aus Not bis zum Fälscher und Betrüger aus Prinzip die Ellipse von SO/NW bis zur geraden Linie NO/SW bezw. umgekehrt — die übrigen Formen wolle man zunächst ausschalten — in Anspruch genommen wurde! Also von der Pfiffigkeit und Tendenz, andere zu übervorteilen, bis zur vollendeten Ausführung eines schweren Betruges waren die Bahnen freigelegt. Jemehr Verflachung, destomehr Gewissensroheit! Hier ist nach Maßgabe der vielen Beispiele an Handschriften eine vollendete Tatsache vorliegend! Zieht man hierzu die im Gefolge befindlichen übrigen Ionenbahnen in Erwägung, so geht einem das Herz vollends auf. Der Psychologe kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus!

Ohne hier auf grundlegende Erörterungen einzugehen, möchte ich nur darauf hinweisen, wie herzlich wenig Handschriften (selbstredend auch Photographien) beim Bependeln als einzige Figur einen korrekten männlichen Kreis oder eine völlige weibliche Ellipse ergaben! Nach meiner Ansicht existieren daher wohl auch wenige wirkliche Medien.

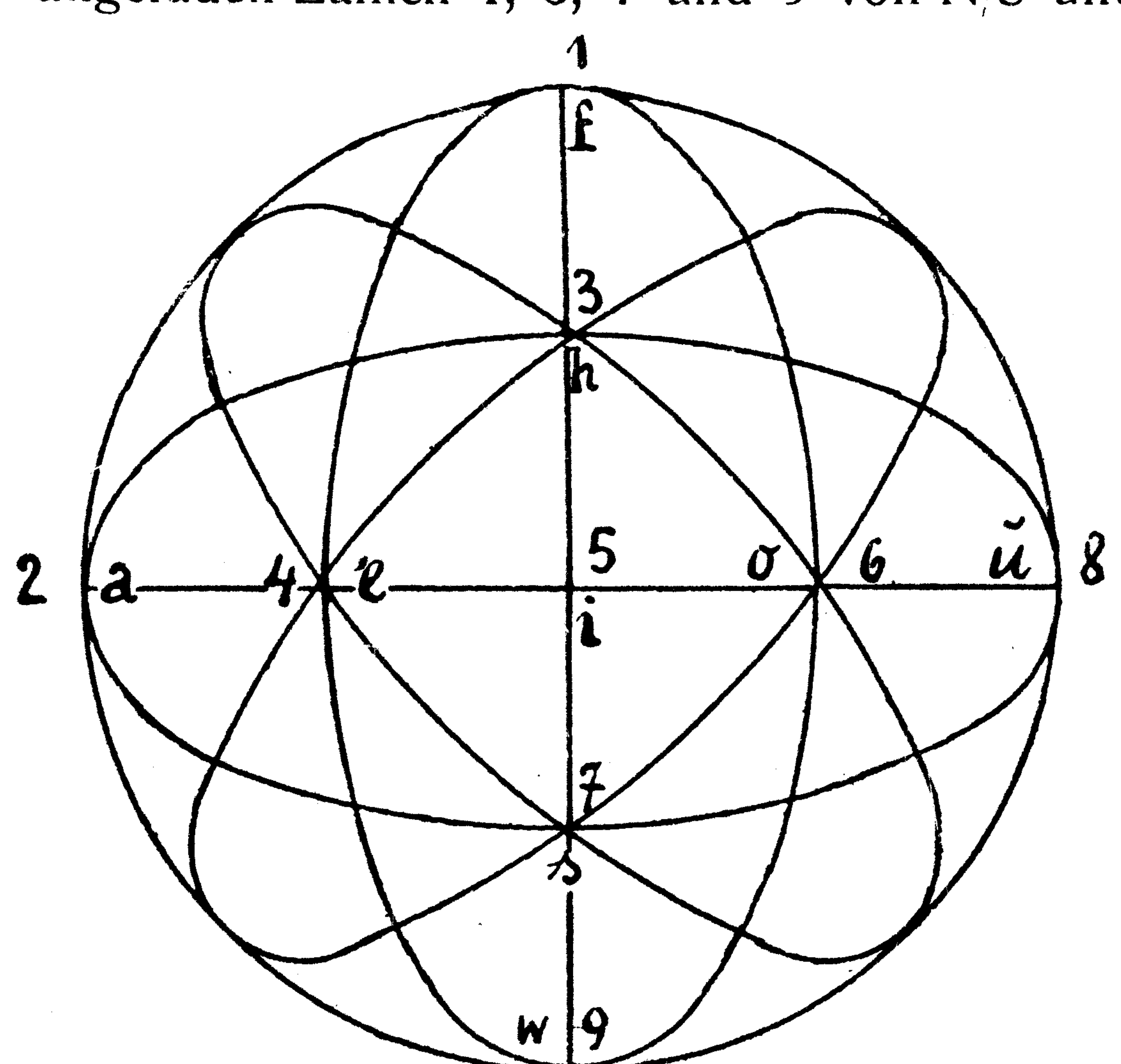
Ein weiteres Moment führt mich zu einer Ergänzung. Die Pendelrichtung von O/W bezeichnet Kallenberg als Verlogenheit, homosexuelle Neigungen etc. In mancher Beziehung hat er nicht ganz Unrecht; auf jeden Fall liegt hier das sexuelle Gebiet verschleiert, aber man muß immer wieder einen Unterschied machen zwischen Ellipse und gerader Linie. Als notorisches Beispiel gebe ich an: Ich kenne eine Dame, die seit langen Jahren kränkelt und immer mehr herabkommt infolge hysterischer Nervenstörungen, sodaß sie sich jetzt kaum noch von Stuhl zu Stuhl

mühsam zu schleppen vermag. Ihre Handschrift sowohl wie ihre Photographien vom 4., 12., 14. und von diesem Jahre pendeln weibliche Ellipse und Ellipse von O/W, und zwar sehr lebhaft. Die Dame ist seelensgut, ein aufrichtiges Wesen, allerdings bei hysterischen Auslösungen nicht frei von Zuständen tiefbetrübtester Art. Was in solchem Falle oft die Wahrheit für eine Rolle spielt, und zwar infolge manischer Täuschungen, ist ja hinreichend bekannt; aber mit der niedrigsten Klasse der versumpften Moral können solche Bedauernswerte denn doch nicht gleichgestellt werden. Was würde wohl Kallenberg für Augen machen, wenn er das von Kürschner herausgegebene Büchelchen betr. »Deutscher Reichstag« zur Hand nähme und die abgebildeten Reichsboten einmal durchpendelte. Die O/W-Ellipse tritt recht oft auf und bedeutet sicherlich: In Ideen versunkene Köpfe!

Ich beschließe meine bisherigen Wahrnehmungen mit dem Hinzufügen, daß für mich, soweit die Ehrlichkeit und die Moral einer Person im besonderen in Frage kommen, keinerlei Bedenken mehr vorliegen, den siderischen Pendel als ausnehmend wichtiges Werkzeug zu benutzen. Auch kann ich nicht unterlassen zu sagen, daß die Kallenbergschen Andeutungen hinsichtlich geistiger und organischer Erkrankungen ihre vollste Bestätigung erfahren haben. Wer Gelegenheit hat, Schriftproben nach dieser Richtung nachzuprüfen — leihweise gebe auch ich Material ab, — wird auch fühlen, welche sonstigen Beschwerden dem Medium erwachsen.

Für die Schriftenanalyse ist mit den geschilderten Ergebnissen eine Perspektive weitgehendster Art eröffnet, wie auch später noch angedeutet werden soll.

Verschiedene Versuche führten mich auch zu den Zahlen und ich fand, daß die ungeraden Zahlen 1, 3, 7 und 9 von N/S und die geraden



von O/W pendelten, während die Zahl 5 einen Kreis mit zwei Ellipsen N/S und O/W beschrieben. Dieses merkwürdige Ergebnis bezog ich auf die wichtigsten Ionenbahnen und setzte die Zahlen an die End- und Schnittpunkte. In vorstehender Figur habe ich dies verdeutlicht.

Ich stellte nun verschiedene Zahlenreihen auf und fand, daß der Pendel nur dann überhaupt reagierte, wenn beim Niederschreiben die folgerichtige Aufreihung eingehalten wurde.

Zahlenreihen auf Papier geschrieben, und zwar jede für sich, ergaben Pendelbahnen, die sich konstant wiederholen.

Das Papier auf die Kehrseite gelegt und bependelt, erzeugt eine konträre Figur.

Mit der linken Hand gependelt, erscheint die Figur wie auf der Kehrseite, und wird die Kehrseite der Zahlenreihe mit derselben Hand bependelt, dann ergibt sich die Figur wie mit der rechten Hand auf der Vorderseite bependelt.

Wie wir sehen, schlägt der Pendel bei den Zahlen 1 2 3 4 5 6 7 8 9 einen männlichen Kreis; läßt man die Zahl 5 aus, zeigt der Pendel eine N/S-Ellipse, also weiblichen Einfluß. Läßt man bei den übrigen Gruppen die Zahl 5 fort, arbeitet der Pendel träg und langsam; je weniger Zahlen und bei Fehlen der Zahl 5, tritt überhaupt vermehrte Verstimmung ein.

Bei genauerer Beobachtung dieses Schemas wird der Psychologe zu sehr wichtigen Schlüssen gelangen, die allerdings durch nichts als durch den Pendel erschlossen wurden und wahrlich nichts weiter bedeuten als den untrüglichen praktischen Nachweis, der von geübter Hand sofort nachgeprüft werden kann. Schon allein die Zahl 5 gibt zum Nachdenken Veranlassung, sie scheint im Leben eine wichtige Rolle zu spielen.

Veranlaßt durch die Ergebnisse an Zahlen kam ich zu Versuchen mit Buchstaben. Hier ist das Arbeitsfeld allerdings etwas komplizierter und noch gar nicht viel aufgeklärt. Was ich indessen gefunden habe, will ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten, damit auch Anregungen zu Mitarbeit gegeben werden sollen.

Ich pendelte die deutschen kleingeschriebenen Buchstaben (über andere Buchstabenarten behalte mir Näheres vor), und es zeigte sich, daß die Vokale mit Ausnahme des i immer Ausschlag von O/W ergaben, während das kleine i dieselben Ionenbahnen erkennen ließ wie die Zahl 5. Ferner beobachtete ich: die Buchstaben f, h, s und w hatten Ausschlag von N/S; die übrigen Buchstaben reagierten gar nicht.

Entsprechend den Zahlen setzte ich die neun Buchstaben an deren Stelle ein und fand bei Anreihung der Buchstaben in analoger Weise dieselben Figuren!*) Ein Versuch nach dieser Richtung wird sich nicht minder lohnen.

---

*) Das wäre hochbedeutsam vom kabbalistischen Standpunkt aus! Die okkulten Kräfte von Zahlen, Buchstaben und magischen Figuren aller Art auf diese Weise ergründen zu können, eröffnet uns ganz neue Bahnen. (Der Schriftleiter.)

Nun zu den Zahlenreihen selbst:

Zahlenreihe:	Mit der rechten Hand gependelt und Vorderseite der Schrift, sowie mit der linken Hand gependelt und Kehrseite der Schrift:	Mit der rechten Hand gependelt und Kehrseite der Schrift, sowie mit der linken Hand gependelt und Vorderseite der Schrift:
1 2 3 4 5 6 7 8 9		
1 2 3 4 6 7 8 9		
1 2 5 8 9		
1 3 5 7 9		
1 4 5 6 9		
2 3 5 7 8		
2 4 5 6 8		bleibt ruhig
3 4 5 6 7		
3 5 7		
4 5 6		
1 5 9		
2 5 8		
5		bleibt ruhig

So erfreulich dieser Erfolg auch war, so wenig war ich anfangs befriedigt, ich hoffte gleich mehr zu finden! Man verzeihe mir meine anscheinend utopistische Schwärmerei. Ich bin der Ansicht, man kann aus der anonymen Schrift auch noch auf den Namen des Schreibers schließen, und glaube, daß uns der Pendel auch dazu noch den Weg zeigen wird!

Doch soweit sind wir noch lange nicht.

Was bedeutet nun das Ergebnis, wenn man seinen eigenen Namen pendelt? Es ergibt z. B. bei mir einen Kreis; analysiert man jeden einzelnen Buchstaben, so erhält man: P a u l v o n F l e h e

· — — · · — · · — | ·

Diese Zeichen nebeneinandergereiht ergeben bependelt selbstredend wieder einen Kreis.

Jetzt frage ich bescheiden: Was haben die übrigen tonlosen Buchstaben für eine Bedeutung? Sie gehören doch unbestreitbar in das Gefüge unserer sprachlichen und schriftlichen Wiedergabe der Gedanken, demnach werden sie in bestimmter Anreihung mit den Vokalen Ionenbahnen ergeben müssen. In dieser Richtung habe ich bereits ein umfangreiches Material bearbeitet, bin zu merkwürdigen, aber noch nicht zu abschließenden Resultaten gekommen. Hier versagt mir der zur Verfügung stehende Apparat: die notwendige Zeit.

Ja, wird der Leser sagen, wie soll man nun aus der Handschrift auf den Erzeuger derselben kommen können, und zwar auf seinen wirklichen Namen? Es ist bekannt, daß der Schreiber denjenigen Buchstaben, aus denen sein Name besteht, unbewußt eine höhere Bedeutung beilegt als den übrigen Buchstaben seiner Schrift. Die Ausstrahlung dieser Buchstaben ist daher wohl auch eine intensivere und an sich auch als solche zu erkennen. Läßt alsdann, was wohl anzunehmen ist, das Schriftgefüge silbenmäßig bezw. in bestimmten Buchstabengruppen Anzeichen für Ionenbahnen zu, die mit den Zahlen- und Buchstabenreihen tangieren und in Einklang mit den Grundionen der Person stehen, so ist es immerhin möglich, eine Lösung der Frage auf dem einen oder anderen Wege herbeizuführen.

Mag man auch über so kühne Pläne skeptisch urteilen, man weiß doch nicht, was uns der morgende Tag mit dem siderischen Pendel für Ueberraschungen bringen wird, die alles andere in den Schatten stellen. Man beginnt schon alle möglichen Erscheinungen, die einem täglich als neu unterlaufen, als selbstverständlich zu betrachten, ohne daran zu denken, daß sie als relative Werte von hoher Bedeutung sein können. So möchte ich noch ergänzen, daß ich auch bei Photographien, die ich auf die Kehrseite legte, negative Resultate erzielte und daß ich endlich aus dem Namen einer mir genannten Person, die mir unbekannt ist, nach eigenhändiger Niederschrift deren Pendelbild genau so richtig wiederzugeben vermag wie aus der Handschrift und aus der Photographie.

Diese letzte Tatsache bestätigt jedenfalls zur Genüge, daß die Aufreihung der Buchstaben — es müssen alle Vor- und Zunamen mitgeschrieben sein — allein hinreicht, die richtigen Ionenbahnen zu erkennen.

Ich schließe meine Ausführungen mit dem Bewußtsein, daß ich in der Behandlung der wichtigen Materie nur einen Bruchteil ungenügend klärte. Mag man mir diese Schwäche nachsehen, es ist mir nicht vergönnt, den erforderlichen Zeitaufwand zu erübrigen.

Vorschau und Ahnung (Premonition).

Auszug aus den »Annales des Sciences Psychiques«.

Von **Josef Peter,** Oberst a. D.

(Schluß.)

Die nächste Gruppe behandelt Vorschau des Todes dritter Personen auf lange Zeit vorher, und zwar in Fällen, in welchen der Tod durch Zufälligkeiten eingetreten ist. Die Beispiele sind zahlreich.

Eine weitere Gruppe ist besonders interessant: sie enthält die Fälle der Ankündigung des Todes, welche traditionell in einer Familie erfolgt. Es ist die allbekannte Geschichte der »weißen Frau«, welche sich in vielen vornehmen Familien zeigt, wenn ein furchtbares Ereignis oder der Tod einem der Mitglieder droht. Eine der berühmtesten dieser Erscheinungen ist Bertha von Rosemberg, welche im 15. Jahrhundert lebte, sich anfangs in Schloß Neuhaus zeigte, wo sie gewohnt hatte, und später in den Residenzen der mit ihr verwandten Hohenzollern. (Zum ersten Male in Berlin 1598, acht Tage vor dem Tode des Prinzen Johann Georg; zum letzten Male am 22. Mai 1850, ebenfalls in Berlin, als sie das Attentat auf König Friedrich Wilhelm IV. ankündigte). Sig. Bozzano bemerkt selbst, daß diese Legenden für die Wissenschaft ohne Wert sind, da sie sich der genauen Forschung entziehen. Man kann nur sagen, daß sie jedenfalls nicht ganz grundlos entstanden sind, um so mehr, als wir analoge Ankündigungen von nahe bevorstehenden Todesfällen in Familien aus der Gegenwart, und zwar wohl beglaubigt, besitzen. Allerdings handelt es sich in diesen Fällen nicht um ein Phantom, sondern um Geräusche, die stets wiederkehren, wenn ein Unglücksfall bevorsteht.

Ich erwähne aus den von Bozzano angeführten Fällen jenen der Familie Wood. Er ist den »Proceedings« (Vol. XI) entnommen und also gut untersucht und glaubhaft. Die Ankündigung geschieht durch aufeinanderfolgende Schläge. Den Fall hat F. Myers, der berühmte okkultistische Forscher, studiert. Das Phänomen ist in drei Jahrhunderten beobachtet worden. Der erste, der davon sprach, war der Historiker Dr. Robert Plot (1677). Man hörte drei starke Schläge, und sechs Monate später starben drei Mitglieder der Familie. In den Jahren 1784, 1872 bis zu 1895 wurde das Phänomen in der Familie beobachtet.

III. Kategorie: Voraussage von wichtigen Ereignissen (nicht Tod), von unbedeutenden Geschehnissen etc.

In der ersten Gruppe dieser Abteilung sammelt Sig. Bozzano Fälle, die sich auf banale Dinge beziehen, wie z. B. der Gewinn eines Lotterieloses; Glück im Spiel etc. Die Fälle sind zahlreich, und ich glaube, daß nur wenig Menschen nicht imstande sind, ein Beispiel aus der eigenen Erfahrung zu erzählen.

Eine weitere Gruppe enthält Fälle, die ohne jede Bedeutung sind und für das praktische Leben wertlos. Indes sind dieselben deshalb für uns von Interesse, weil sie für viele und ausgezeichnete Forscher das Hindernis bilden, jedwelche Absichtlichkeit in den Phänomenen der Premonition zuzugeben und folglich auch den Wert einer Hypothese anzuerkennen, welche die Erscheinung eventuell auf eine fremde Ursache zurückführt. »Mit anderen Worten«, sagt Sig. Bozzano, »sie befinden sich hier vor Episoden, welche einerseits typische Beispiele von Hellsehen in die Zukunft sind und andererseits in der Verwirklichung kleiner, unbedeutender Geschehnisse bestehen, trivialer und banaler Dinge, scheinbar ohne jede Absicht. So können die Gelehrten nicht umhin, zu verallgemeinern und die Premonitionen in ihrer Gesamtheit als Manifestationen eines noch unbekannten psychophysiologischen Gesetzes anzusehen, das seinen Sitz im Unterbewußtsein hat, aus welchem die Premonitionen dann unter gegebenen Umständen in Folge eines blinden Automatismus auftauchen würden. Wir aber werden uns erinnern, daß man auch Premonition findet, deren Absichtlichkeit nicht zu bezweifeln ist. Letzteres ist sogar meistens der Fall, und deshalb ist es nicht zulässig, aus Fällen, welche eigentlich die Ausnahme von der Regel bilden, jenes allgemeine Gesetz aufzustellen. . . . . Sig. Bozzano neigt zu der Hypothese, daß die mediumistischen Persönlichkeiten — unterbewußt oder von außen kommend — unter gewissen Umständen es erreichten, den Lauf der menschlichen Handlungen zu beeinflussen. Der Autor betont hierbei, daß dies nur in den Fällen geschieht, in welchem sie über Sensitive verfügen, welche fähig sind, telepathischen oder mediumistischen Beeinflussungen unterworfen zu werden. Bozzano zeigt an einigen Beispielen, daß bei den Phänomenen gewöhnlich der telepathischen Uebertragung sich mitunter der analoge Fall findet, d. h., daß der Agent den Empfänger bestimmt, gewisse Handlungen auszuführen. Ich erwähne hier nur kurz folgenden Fall: Frl. E. F. war in die Kirche gegangen. M. F. war allein zu Hause und glaubte wiederholt den Auftrag zu hören: »Gehe in das Kinderzimmer!« Um den lästigen Eindruck los zu werden, begibt sich M. F. in das Zimmer und findet, daß der Käfig des Kanarienvogels geöffnet ist und die Fenster nicht verschlossen sind. Er kommt im rechten Augenblick, ein Entwischen des Vogels zu verhindern. Als Frl. F. von der Kirche heimkehrte, erzählte M. F. die Sache. Sie sah sogleich ein, daß sie die

Ursache gewesen sei, denn es fiel ihr in der Kirche ein, daß sie das Fenster offen gelassen habe und den lebhaften Wunsch hegte, M. F. möge in das Kinderzimmer gehen und die Flucht des Vogels verhindern. Dieser heftige Wunsch übersetzte sich in eine telepathische Beeinflussung, welche die entsprechende Handlung auslöste. Die telepathische Beeinflussung war in diesem Falle unfreiwillig. Frl. F. aber erzeugte sie in einem anderen Falle freiwillig, also gewollt: Frl. F. war als Lehrerin in einer Familie und mit ihr befand sich dort ein Zimmermädchen, das von einer alten, ganz verarmten Dame viele Aufmerksamkeiten empfing. Nun versuchte Frl. F. dem Mädchen zu suggerieren, der alten Frau irgend eine Entschädigung zu geben, und zwar anonym, um sie nicht zu verletzen. Einige Tage später besuchte Frl. F. jene Dame, welche ihr sogleich mitteilte, daß sie in einem anonymen Brief eine kleine Summe in Briefmarken erhalten habe. Als Frl. F. dies dem Zimmermädchen sagte, erzählte diese errötend, daß sie, einer unwiderstehlichen Eingebung zufolge, jene kleine Gabe abgesandt habe, und zwar anonym, um die alte Frau nicht zu kränken.

Solche Fälle, sagt Bozzano, zeigen deutlich, daß es möglich ist, telepathisch eine Person zu ganz bestimmten Handlungen zu veranlassen. Die Person glaubt meistens, freiwillig zu handeln. Apriori kann man gegen eine Hypothese, welche den mediumistischen Persönlichkeiten analoge Kräfte zuspricht, nichts einwenden. Ja, die Hypothese wird sogar durch zahlreiche Beispiele bekräftigt.

Hier nur eines, das Prof. Oliver Lodge berichtet:*) Die mediumistische Persönlichkeit ist kein geringerer als Frederic Myers, der berühmte okkultistische Forscher, der am 17. Januar 1901 starb. Am 30. Januar desselben Jahres schrieb das Medium Miß Rawson automatisch im Namen Myers: »Ich werde mich durch Vermittlung der Mrs. Thompson manifestieren. Mein lebhafter Wunsch war, wiederzukommen, um Euch zu sagen, daß ich lebe und daß meine neue Existenz großenteils dem entspricht, was ich mir vorgestellt habe ... Ich habe Mrs. Thompson so vorbereitet, daß sie, sobald sich Gelegenheit bietet, handeln wird, aber ich werde mich nur kurze Zeit manifestieren.«

Und so geschah es. Mrs. Thompson, welche nichts von dem wußte, was Miß Rawson geschrieben hatte, und welche seit vielen Jahren auf Sitzungen verzichtet hatte, fühlte sich unwiderstehlich getrieben, letztere wieder aufzunehmen, und begab sich zu diesem Zweck nach Birmingham zu Prof. Oliver Lodge. Sie hatte hier zwei sehr interessante Sitzungen, in deren Verlaufe die sich mitteilende Persönlichkeit eben Frederic Myers war.

Signor Bozzano führt im Anschluß hieran zahlreiche Beispiele an, in welchen die Premonition auch dieser Kategorie mit hoher Wahr-

---

*) Proceedings, Vol XXIII. (Hier im Auszuge.)

scheinlichkeit auf eine von außen kommende Ursache hinweist. Leider fehlt hier der Raum, um auf die interessanten Ausführungen des Autors näher einzugehen.

In der nächsten, dritten Gruppe wird die Vorhersagung von meteorologischen und seismischen Ereignissen behandelt. Die Gruppe bietet der Forschung große Schwierigkeiten, weil es selten möglich ist, die Fälle wissenschaftlich genügend zu prüfen. Die Sammlung Bozzanos enthält merkwürdige und gut beglaubigte Beispiele. Ich führe Folgendes an: Dr. Wolff erzählt in seinem Werke: »Reisen im Orient« die Vorhersagung einer Erdbebenkatastrophe:

Als ich mich in Aleppo befand, erkundigte ich mich nach Lady Esther Stanhope. »Sie ist toll, oder beinahe toll,« antwortete M. Barker, und um es zu beweisen, teilte er mir mit, daß sie einen französischen Herrn, Namens Lusteneau, beherberge, der General bei Tippoo Sahib in Indien gewesen sei und im Rufe eines Propheten stehe. Unter anderen Dingen hatte er der Lady Esther die Flucht Napoleons von der Insel Elba auf Tag und Stunde richtig vorhergesagt.

Nach dieser Einleitung las M. Barker in Gegenwart von M. Lesseps, M. Derche und M. Maseyk, Konsul von Dänemark, einen Brief der Lady Esther vor, den sie ihm im April 1821 geschrieben hatte und in welchem sie ihn bat, sich nicht nach Aleppo oder Antiochien zu begeben, weil Lusteneau prophezeit hatte, daß in einem Jahre die beiden Städte durch ein Erdbeben zerstört werden würden. Das fatale Datum war nahegerückt, und M. Derche fügte bei, daß Lady Esther auch ihm jüngst geraten hatte, nicht den Konsul zu besuchen, da Aleppo binnen 14 Tagen zerstört sein würde.

Während der Mahlzeit scherzten die Gäste über den Propheten und seine Weissagung.

Ich verließ nach einigen Tagen Aleppo und kampierte des Abends auf der Straße, welche von Latakia in die Wüste führt, in der Nähe der Ortschaft Juseea. Während ich mit einigen Leuten aus dem Orte plauderte, machten sich die ersten Erschütterungen des Bodens bemerkbar, und einen Augenblick später verschwand Juseea in einer ungeheuren Spalte. Erschütterungen folgten aufeinander, während von weit entfernt ein Rollen wie von tausend Kanonen zu uns drang. Von allen Seiten kamen mit verhängtem Zügel Horden von Arabern und Beduinen, die Kapuze über das Gesicht gezogen und rufend: »Allah schickt es! Allah will es!« Ich sandte sogleich einen reitenden Boten nach Aleppo, sich nach Barker umzusehen. Ersterer fand die Stadt völlig zerstört und er teilte auch mit, daß Antiochien, Latakia, Hums und Haina dasselbe Schicksal teilten samt allen Ortschaften im Umkreis von 20 Meilen; 60 000 Personen waren umgekommen. M. Barker und alle Familienmitglieder hatten sich wunderbarer Weise gerettet, indem sie nacheinander unter die Ruinen ihres eigenen Hauses glitten. (Angeführt von William Hotwitt in dem Werke: »History of the Supernatural«, Vol. II, p. 26.)

Die vierte Gruppe dieser Abteilung enthällt die Fälle, in welchen durch Premonition Rettung aus einem Unfall gebracht wurde.

Ihre besondere Bedeutung, sagt Sig. Bozzano, besteht in den nützlichen Ergebnissen, welche mit Hinsicht auf die Art, in der sie erreicht werden, sehr oft an spirituelles Eingreifen denken lassen, und ferner in den theoretischen Schwierigkeiten, welche sie infolge ihrer scheinbaren Widersprüche entstehen lassen. In der Tat, diese »Vorwarnungen«, welche aus kommenden Gefahren retten, scheinen im Widerspruch zu stehen mit jenen, die nicht retten — diese sind sogar in der Mehrheit! Es ist schwer, wenn nicht mit unserem heutigen Wissen unmöglich, hier einen Ausweg zu finden. Will man die Tatsachen in Einklang bringen mit der Hypothese der »Reinkarnation«, dann muß man annehmen, daß, wenn eine Person durch Premonition dem Tode entrissen wird, dies bedeutet, daß diese Premonition auf dem Programm der Inkarnation stand, d. h., daß da die Schicksalstunde noch nicht geschlagen hatte, die Premonition den Zweck hatte, die Person vor einem Unfall zu bewahren, der vor der bestimmten Stunde den Lauf dieser irdischen Existenz unterbrochen hätte.

Will man die fatalistische Hypothese wählen, so müßte man den Schluß ziehen, daß die Premonitionen, die nicht retten, sich auf den vorausbestimmten Teil der menschlichen Dinge beziehen, und jene, die retten, auf den nichtvorausbestimmten Teil, für welchen also der höhere Einspruch nicht bestünde, der geistige Wesen sonst hindert, zu Gunsten der Lebenden einzugreifen, wenn es ihnen das Vorhandensein mediumistischer Fähigkeiten bei den letzteren möglich macht.

»Wenn man sich aber an die spiritistische Hypothese halten will, nach welcher die künftigen Geschehnisse nicht vorausbestimmt wären, aber für die höheren geistigen Wesen zugänglich, denen es gegeben wäre, sie aus der Gegenwart zu folgern, dann wird man die Premonitionen, welche nicht retten, und die, welche retten, gleichmäßig erklären. Die Tatsache, daß jene Geister die zukünftigen Ereignisse im Leben einer Person dank der Verkettung von Ursache und Wirkung erkennen, würde ihnen nicht das Recht geben, in den Lauf der Dinge einzugreifen, da es sich um eine Willkür handeln würde, die unvereinbar wäre mit dem Vorhandensein eines höchsten Wesens im Universum. Es sei denn unter besonderen Umständen, in welchen einer Person der Tod drohte, welche durch Weiterleben den Zyklus ihrer irdischen Entwicklung besser zu Ende führen würde oder noch eine nützliche Mission auf der Erde zu erfüllen hätte (all' das, wohlverstanden, vom absoluten Standpunkte der Bedeutung von Evolution und Mission aus, und nicht von dem relativen Gesichtspunkt der kurzen menschlichen Wahrnehmung aus).« Die bequeme Hypothese eines allwissenden Unterbewußtseins kann vielleicht einige Fälle erklären, aber nicht die Gesamtheit der Erscheinungen. Letzteres ist nur möglich, wenn man das Eingreifen geistiger Wesen und die Existenz einer fortlebenden Seele annimmt.

Der interessanten Beispiel-Sammlung Bozzanos entnehme ich folgenden Fall:

Eine mit Fred. Myers befreundete Dame schrieb diesem am 3. Juni 1890: »Ich befand mich in der Nacht des 21. Mai 1890 in F. (England). Da meine kleine Tochter bei mir schlief, hatte ich im Zimmer eine Nachtlampe brennen. Dieselbe stand auf einem hölzernen Konsol und hatte stets funktioniert. Es war ungefähr 1 h 3/4 morgens, als ich plötzlich durch eine Stimme, die mich rief, geweckt wurde. Es handelte sich nicht um einen Eindruck, sondern es war eine natürliche, ganz deutliche Stimme, die an mein Ohr drang, als ich mich im Bette aufsetzte. Mein Erstaunen war um so größer, als ich mich mit einer Abkürzung meines Namens rufen hörte, die niemand in England anwendete. Ich hatte diesen Kosenamen seit langem nicht mehr vernommen.

Eine halbe Minute später fing der Lampenschirm Feuer, das Oel entzündete sich und setzte die hölzerne Konsole in Brand. Wenn ich nicht sofort aufgesprungen wäre, das Feuer zu löschen, hätte es die Täfelung der Wand ergriffen. So war es hohe Zeit und ich verdanke dies jenem, der mich geweckt hat.« (Proceedings, Vol. XI.)

Hier, fügt Sig. Bozzano bei, scheint es nicht möglich, das Phänomen der Premonition unterbewußten Wahrnehmungen zuzuschreiben, denn als die Stimme sich hören ließ und die Dame weckte, existierte die Gefahr noch nicht; der Perzipient (die Dame) fand nichts Ungewöhnliches, obwohl er aufmerksam geworden war.

Ein anderes Beispiel: Dr. Vaschide und Dr. Piéron erzählen in einem Artikel der »Revue des Revues« (16. Juni 1901) unter dem Titel: »Ueber den prophetischen Wert des Traumes« folgende Geschichte:

Die Prinzessin Conti sah eines Nachts im Traume ein Zimmer ihres Palais, das einzustürzen drohte. Es war das Schlafzimmer ihrer Kinder, welche in der Gefahr schwebten, verschüttet zu werden. Das furchtbare Bild machte der Dame das Blut erstarren und entsetzte sie derart, daß sie aufwachte. Sie rief nun einige Dienerinnen, die in der Nähe schliefen, und befahl ihnen, sogleich die Kinder zu holen. Als diese ihr die Sache ausreden wollten, wiederholte sie den Befehl. Die Frauen gingen, kamen aber mit dem Bescheid, daß die Prinzen ruhig schliefen und daß es grausam wäre, ihre Ruhe zu stören. Nun verlangte die Prinzessin ihren Schlafrock, und da sie nicht mehr zu beruhigen war, holte man die Kinder. Dieselben waren kaum im Zimmer ihrer Mutter, als ihr Schlafzimmer einstürzte. M. César de Vesme, der den Fall in seinem Journal »Revue d' Etudes Psychiques« erwähnte, fügt bei: Man wird sogleich bemerken, daß es sich hier nicht um das Zimmer der Träumerin handelte, sondern um jenes der Kinder, ein Zimmer, das ziemlich entfernt liegen mußte. So konnte die Prinzessin auch keine Anzeichen des kommenden Einsturzes bemerkt haben. Nun müßte man annehmen, daß die Prinzessin Conti zwar bemerkt hatte, daß das Zimmer dem Einsturz drohte, daß

aber dieses Talent eines Architekten in ihrem Unterbewußtsein geschlummert hätte bis genau zu dem Augenblick, in dem die Katastrophe vor sich gehen sollte! Man sieht, zu welchem Aberglauben man kommt, wenn man zu ungläubig sein will.

In einer letzten Gruppe sammelt *Bozzano* die Fälle, in welchen die Premonitionen ein vorhergesagtes Ereignis erst auslösen, so daß, wäre die Vorhersagung nicht erfolgt, das Ereignis nicht stattgefunden hätte. Nur durch die Vorhersagung werden die Sensitiven dazu geführt, so zu handeln oder sich so zu verhalten, daß das Geschehnis zustande kommt. Es klingt dies sehr sonderbar, aber wir werden an einigen Beispielen sehen, daß die Sache sich wirklich so verhält. Allerdings sind diese Fälle sehr selten und unser Autor fand nur drei derselben. Diese Gruppe, sagt Sig. *Bozzano*, erscheint noch embryonal, und die angeführten Fälle sollen nur die Möglichkeit zeigen, sie künftig noch weiter auszubauen.

1. *Beispiel*: Entnommen aus der Studie Fred. Myers über das »subliminale Bewußtsein« (Proceedings, Vol. XI). Mrs. C. schreibt unterm 29. Febr. 1888:

»Ich habe eine unüberwindliche Abscheu vor Affen, die ich niemals ansehe, wenn ich es irgend vermeiden kann. Eines Nachts träumte ich, daß ich von einem großen Affen verfolgt werde; er war ganz anders als alle, die ich bisher gesehen habe. Ich konnte ihn nicht los werden, was mir einen unbeschreiblichen Schrecken verursachte.

Der Eindruck, den ich noch im Erwachen behielt, war so unangenehm und anhaltend, daß ich mich entschloß, den Traum meiner Familie zu erzählen, in der Hoffnung, die Geschichte dann zu vergessen. Mein Gatte riet mir, einen Spaziergang zu machen. *Gegen meine Gewohnheit* ließ ich meine Kinder kommen und ging mit ihnen fort, ohne die Gouvernante zu rufen. Es war die Richtung nach Nightingalelane, wo sich die Güter des Herzogs von Argyll befinden, ein Lieblingsweg der Kinder, und wir schlugen denselben ein. Als wir bei Argyll Lodge anlangten, sah ich mit Schrecken auf dem Dache einer Remise denselben großen Affen, von dem ich geträumt hatte. Ueberrascht und bestürzt fing ich zu laufen an und schrie: »O mein Traum! Mein Traum!«

Wahrscheinlich machte mein Schreien den Affen aufmerksam; er folgte uns nun auf der Umfassungsmauer des Anwesens, längs der wir flohen, immer in der Angst, daß das Tier herabspringe und sich auf uns stürze! Mein Schrecken war so groß wie im Traume. Zu allem Unglück war eines der Kinder zu klein, um schnell genug laufen zu können, ein Umstand, der mein Entsetzen noch steigerte.

Endlich brachten wir uns in Sicherheit. Kaum zu Hause angelangt, schickte ich das Zimmermädchen aus, sich über den Affen zu erkundigen, denn ich fühlte mich in einem Zustand äußerster Nervosität. Das

Mädchen erfuhr, daß das Tier der Herzogin von Argyll gehörte; es war von einer seltenen Rasse und sehr wertvoll. Das Tier war an demselben Morgen seinem Wärter entschlüpft. All' dies erklärte den Vorfall, dem ich zum Opfer gefallen war, aber der Traum in der vorhergehenden Nacht blieb und bleibt unerklärlich.«

Die Geschichte wurde Myers von dem Gatten der Dame und der Gouvernante bestätigt. Myers fügt bei: »In unserer Sammlung steht der Fall fast einzig da, daß es gerade die Premonition ist, welche ihre eigene Erfüllung bestimmt, indem sie die Begleitumstände auslöst, die den Sensitiven zu dem gefürchteten Geschehnis bringen müssen!«

2. Beispiel: Dr. Charpignon erzählt in seinem Werke: »Physiologie, medécine et métaphysique du magnétisme« folgende Geschichte:

»Der Prinz von Radziwill hatte eine seiner verwaisten Nichten adoptiert. Er bewohnte ein Schloß in Galizien. In demselben befand sich ein sehr großer Saal, der die Gemächer des Prinzen von den Zimmern der Kinder trennte, so daß man, um miteinander zu verkehren, diesen Saal durchschreiten oder über den Hof gehen mußte.

Die kleine Agnes, 5—6 Jahre alt, stieß immer herzzerreißende Schreie aus, wenn sie durch den Saal gehen mußte. Sie zeigte mit dem Ausdruck des Schreckens auf ein riesiges Gemälde, das über der Tür hing. Das Bild stellte die Sibylle von Cumä vor. Lange Zeit versuchte man diese Abneigung des Kindes zu bekämpfen, sie für kindlichen Eigensinn haltend, allein da ernstere Folgen sich zeigten, erlaubte man dem Kinde, den Saal nicht mehr zu betreten. Agnes zog denn auch 10—12 Jahre lang den Weg durch Schnee und Kälte über den Hof vor.

Das Mädchen wurde Braut, und eines Tages war großer Empfang im Schlosse. Die Gesellschaft wollte sich abends mit einem Spiele vergnügen und man ging in den großen Saal, wo auch später der Hochzeitsball stattfinden sollte. Animiert von der Jugend, die sie umgab, zögerte Agnes nicht, zu folgen, allein kaum hatte sie die Schwelle überschritten, wollte sie auch schon umkehren. Man hatte sie der Sitte gemäß als erste eintreten lassen, und nun lachten ihr Bräutigam, dessen Freunde und ihr Onkel über ihr kindisches Benehmen und schlossen die Tür. Allein das arme Mädchen wollte Widerstand leisten und rüttelte an einem der Türflügel. Da fiel das schwere Bild, das über der Tür hing, herab, und das enorme Gewicht tötete die unglückliche Braut auf der Stelle.«

Diese Episode, sagt Bozzano, hätte vom Standpunkt der fatalistischen und rein karnationistischen Hypothese großen Wert, allein sie hat leider den Fehler, daß sie zu alt ist, denn die Erzählerin — Mme. de Crequi — lebte zur Zeit Louis XV!

* * *

Hiermit schließt die Klassifikation Sig. Bozzanos. Ihr folgt eine eingehende Betrachtung über das Verhältnis der einzelnen Hypothesen,

und ihrer Fähigkeit, die Rätsel der Premonition zu erklären. Der Autor kommt zu dem Schlusse, daß die Anhänger des Positivismus über keine einzige Hypothese verfügen, welche fähig wäre, ganz oder teilweise die Phänomene der Premonition zu erklären, d. h., daß es, wenn man die Existenz des den Tod des Körpers überlebenden Geistes leugnet, absolut unmöglich ist, in die Genesis dieser Erscheinungen einzudringen.

Die interessante Studie, deren Reichhaltigkeit ich hier kaum andeuten konnte, ist kürzlich in Buchform erschienen. Man kann nur wünschen, daß das lehrreiche Buch bald einen deutschen Uebersetzer finden möge — es dürfte in der Bibliothek eines okkultistischen Forschers nicht fehlen.

Die Geschichte des † Mr. Elsvesham.

Von H. G. Wells.

(Schluß.)

Ich erwiderte kein Wort. Meine Phantasie führte wilde Wirbeltänze auf, und mein angeborener Skeptizismus war nicht imstande, ihren Rausch zu dämpfen. Ich empfand auch nicht die geringste Spur von Dankbarkeit. — Ich wusste nicht, was ich sagen sollte oder wie ich es sagen sollte. »Aber weshalb gerade ich?« fragte ich schließlich.

Er hätte zufällig durch Professor Haslar von mir gehört, sagte er, als einem typisch gesunden und verständigen jungen Menschen, und er wünsche nach Möglichkeit sein Geld jemand zu hinterlassen, dessen Gesundheit und Unbelastetheit verbürgt seien.

Das war meine erste Begegnung mit dem kleinen, alten Mann. Mit sich selber tat er sehr geheimnisvoll; er wolle seinen Namen jetzt noch nicht nennen, sagte er. Und nachdem ich ihm noch einige Fragen beantwortet hatte, verließ er mich vor dem Eingang zu Blavitski. Ich bemerkte, daß er beim Bezahlen der Rechnung eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche zog. Merkwürdig war es, wie er immer wieder die körperliche Gesundheit ganz besonders betonte. Wie wir es verabredet hatten, bewarb ich mich noch am selben Tage um eine hohe Lebensversicherung in einer ersten Versicherungsgesellschaft, und die ärztlichen Beiräte der Gesellschaft liefen mir in den nächsten acht Tagen fast das Haus ein. Aber auch das genügte ihm noch nicht, und er bestand darauf, ich müsse mich auch noch von dem berühmten Dr. Henderson untersuchen lassen. Es wurde Freitag in der Pfingstwoche, ehe er zu einer Entscheidung kam. Ganz spät am Abend — fast neun Uhr war es — rief er mich von den chemischen Gleichungen, über denen ich für mein Physikum büffelte, hinunter. Er stand im Hausflur unter der schwachen Gasflamme und sein Gesicht war ein groteskes Durcheinander von Schatten. Er erschien mir noch zusammengefallener als das erstemal und seine Wangen waren noch hohler.

Seine Stimme bebte vor Erregung. »Alles ist zu meiner Zufriedenheit ausgefallen, Mr. Eden;« sagte er. »Alles ist ganz und gar zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Und auf jeden Fall müssen Sie heute abend mit mir essen und Ihre — Thronbesteigung feiern.« Ein Hustenanfall unterbrach ihn. »Sie werden nicht lange zu warten brauchen,« fuhr er fort, sich mit dem Taschentuch die Lippen wischend, und griff mit seiner langen, knöchernen Klaue nach meiner Hand. »Ganz gewiß nicht mehr lange!«

Wir traten auf die Straße und riefen eine Droschke heran. Ganz deutlich besinne ich mich noch auf jede Einzelheit jener Fahrt — die rasche, angenehme Bewegung, der lebhafte Kontrast zwischen Gas- und Oellaternen und elektrischem Licht, das Menschengedränge in den Straßen, das Restaurant in Regent Street, zu dem wir fuhren, und das üppige Abendbrot, das uns serviert wurde. Anfänglich brachten mich die Blicke, die der Kellner auf meinen groben Anzug warf, ein bißchen aus der Fassung, und die Kerne der Oliven genierten mich; aber als der Champagner mein Blut erwärmte, lebte meine Zuversicht wieder auf. Erst sprach der alte Mann von sich selber. Seinen Namen hatte er mir schon in der Droschke genannt: er war Egbert Elvesham, der große Philosoph, dessen Name mir schon von meinen Schuljahren her vertraut war. Ich konnte es kaum glauben, daß der Mann, dessen Intellekt schon so frühzeitig den meinen beherrscht hatte, diese große Abstraktion, sich plötzlich in dieser gebrechlichen, vertrauten Erscheinung verwirklichen sollte. Ich denke mir, jeder junge Mensch, der plötzlich unter Berühmtheiten geraten ist, hat etwas von meiner Enttäuschung durchgemacht. Elvesham sprach mir jetzt von der Zukunft, die die schwachen Ströme seines Lebens in Bälde trocken zurücklassen würden — für mich! Von Häusern, Autorrechten, Kapitalanlagen; nie hatte ich geahnt, daß Philosophen so reich sein könnten. Fast mit einem Anflug von Neid sah er mir zu, wie ich aß und trank. »Was für eine Fähigkeit zu leben Sie haben!« sagte er, und fügte dann mit einem Seufzer — einem Seufzer der Erleichterung, kam es mir damals vor, -- hinzu: »Lang' dauert es nicht mehr.«

»O ja!« sagte ich — der Kopf wirbelte mir schon vor Sekt — »ich habe ja vielleicht eine Zukunft vor mir — und zwar eine ganz besonders angenehme, dank Ihrer Güte! Ich werde von jetzt ab die Ehre haben, Ihren Namen zu tragen. Aber S i e haben eine V e r g a n g e n h e i t. Und eine Vergangenheit, die meine ganze Zukunft aufwiegt.«

Er schüttelte den Kopf und lächelte, wie es mir schien, mit einer halbtraurigen Anerkennung meiner schmeichelhaften Bewunderung. »Ihre Zukunft!«, sagte er, »würden Sie sie — ganz ehrlich — wirklich eintauschen?« Der Kellner kam eben mit Likören. »Sie werden vielleicht nicht ungern meinen Namen, meine äußere Stellung annehmen; aber würden Sie tatsächlich — und gern — meine Jahre auf sich nehmen?«

»Mit all dem, was Sie geleistet haben — ja!« sagte ich artig.

Er lächelte wieder. »Kümmel — zwei!« befahl er dem Kellner und wandte dann seine Aufmerksamkeit einem kleinem Papierpäckchen zu, das er aus der Tasche gezogen hatte. »Solche Stunden,« sagte er, »solche Nach-Mahlzeits-Stunden sind die Stunden der kleinen Dinge des Lebens. Da hab' ich ein Stückchen unveröffentlichter Weisheit.« Er öffnete das Päckchen mit seinen zitternden, gelben Fingern und zeigte mir ein kleines mattrosa Pulver.

»Das —« fuhr er fort — »nun, Sie sollen selber raten, was es ist. Aber Kümmel — wenn man bloß die Spur von dem Pulver hier dareinstäubt — ist der reine Himmel!« Und seine großen, blaßgrauen Augen beobachteten mich mit einem unergründlichen Ausdruck.

Fast hatte es für mich etwas Verletzendes, daß dieser große Meister seinen Geist mit dem Aroma von Likören beschäftigen konnte. Trotzdem tat ich, als interessiere ich mich sehr für diese seine kleine Schwäche; ich war schon betrunken genug für solche kleinen Kriechereien.

Er verteilte das Pulver in die kleinen Gläser, und indem er plötzlich mit seltsamer und unerwarteter Würde sich erhob, streckte er mir seine Hand entgegen. Ich tat es ihm nach, und die Gläser klangen zusammen. »Auf eine baldige Thronfolge!« sagte er und hob das Glas an die Lippen.

»Nicht darauf!« sagte ich hastig. »Nicht darauf!«

Er hielt inne. Das Glas war ungefähr in der Höhe seines Kinns, seine Augen flammten in meine.

»Auf ein langes Leben!« sagte ich.

Er zögerte. »Auf ein langes Leben!« wiederholte er dann mit einem plötzlichen, bellenden Lachen, und — die Blicke ineinandergebohrt — leerten wir die kleinen Gläschen. Seine Augen hafteten fest in den meinen, und während ich das Zeug hinunterschluckte, hatte ich ein merkwürdig durchdringendes Gefühl. Der erste Tropfen auf meiner Zunge brachte mein Hirn in wütenden Aufruhr; es war, als empfände ich ein tatsächliches physisches Regen in meinem Schädel, und ein zischendes Brausen füllte meine Ohren. Ich fühlte nichts von dem Geschmack auf meiner Zunge, dem Aroma in meiner Kehle. Ich sah bloß die graue Eindringlichkeit seines Blicks, der in dem meinen brannte. Der Trank selbst, die Verwirrung meines Geistes, das Lärmen und Regen in meinem Kopf — alles schien eine endlose Zeit zu dauern. Seltsame unklare Eindrücke von halbvergessenen Dingen wirbelten und schwanden an der Grenze meines Bewußtseins. Schließlich brach er den Bann. Mit einem plötzlichen hallenden Seufzer setzte er sein Glas nieder. »Nun?« sagte er.

»Wundervoll!« sagte ich, obschon ich das Zeug garnicht geschmeckt hatte.

Mein Kopf wirbelte. Ich setzte mich. Mein Gehirn war ein Chaos. Dann ward mein Beobachtungsvermögen klar und scharf, als sähe ich alles in einem Konkavspiegel. Elveshams Benehmen hatte auf einmal etwas Nervöses, Hastiges. Er riß seine Uhr heraus und sah mit verzerrtem Gesicht darauf. »Sieben Minuten nach elf. Und ich muß heut' nacht . . . . . — — sieben — fünfundzwanzig — Waterloo! Ich muß augenblicklich fort!« Er rief nach der Rechnung und kämpfte mit seinem Ueberzieher. Dienstbeflissene Kellner eilten herbei. Im nächsten Augenblick drückte ich ihm über dem Schutzleder einer Droschke zum Abschied die Hand — noch immer mit einem absurden Gefühl, als sei alles außergewöhnlich deutlich und scharf und einzeln ausgeprägt, so etwa — ja, wie soll ich es ausdrücken? — als sähe ich nicht bloß, sondern fühlte durch ein umgekehrtes Opernglas.

»Ah bah — — dies Zeug!« sagte er und preßte die Hand gegen die Stirn. »Ich hätt' es Ihnen nicht geben sollen. Sie werden morgen ein rasendes Kopfweh haben! Warten Sie einen Augenblick. Da!« Er händigte mir einen kleinen, flachen Gegenstand ein, der aussah wie ein Brausepulver. »Nehmen Sie das in Wasser, eh' Sie zu Bett gehen. Das andere war ein Narkotikum. Erst wenn Sie zu Bett gehen, hören Sie. Das wird Ihnen den Kopf wieder klar machen. So! Und nun ein letztesmal Ihre Hand — Futurus!

Ich ergriff seine verschrumpften Finger. »Leben Sie wohl,« sagte er. Und nach der Art, wie er dabei die Lider senkte, dachte ich, er stehe ebenfalls ein bißchen unter der Wirkung seines hirnverdrehenden Mittels.

Noch einmal fiel ihm — mit einem Ruck — etwas ein. Er faßte in seine Brusttasche und zog ein zweites Päckchen heraus, diesmal eine Rolle von der Größe und Gestalt eines Rasierbestecks. »Da!« sagte er. »Fast hätt' ich es vergessen. Oeffnen Sie es nicht, eh' ich komme morgen, aber nehmen sie es jetzt mit.«

Es war so schwer, das ich es fast hätte fallen lassen. »Schon recht!« lallte ich, und er grinste mir durch das Droschkenfenster zu, während der Kutscher sein Pferd durch einen Peitschenflitz weckte. Es war ein weißes Paket, das er mir gegeben hatte, an beiden Enden und mitten herunter rot versiegelt. »Wenn das nicht Geld ist,« dachte ich, »so ist es Platina oder Blei.«

Ich steckte es mit vieler Sorgfalt in die Tasche und wanderte mit wirbelndem Kopf durch die Regent Street-Bummler und die dunkeln Seitenstraßen hinter Portland Road nach Hause. Ich entsinne mich noch ganz deutlich meiner Gefühle während dieser Wanderung, so seltsam sie auch waren. Ich war immerhin noch so weit ich selbst, daß ich meinen sonderbaren Geisteszustand merkte und mich fragte, ob das Zeug, das ich getrunken hatte, vielleicht Opium gewesen sei — ein Gift, das außerhalb des Bereichs meiner Erfahrungen lag. Es ist jetzt

schwierig zu erklären, inwiefern dieser geistige Zustand so ganz besonders eigentümlich war; am ehesten könnte man es so ungefähr als eine Art geistiger Kreuzsprünge bezeichnen. Während ich Regent Street hinaufwanderte, hatte ich in mir eine sonderbare Ueberzeugung, als müsse es Waterloo Station sein, und zugleich einen unerklärlichen Impuls, ins Polytechnikum zu gehen, just als ob ich in einen Zug einstiege.

Ich rieb mir die Augen, und es war Regent Street. Wie soll ich es beschreiben? Ein geschickter Schauspieler sieht einen ganz ruhig an; er schneidet eine Grimasse, und plötzlich — ein ganz anderer Mensch! Ich weiß nicht, ob es zu übertrieben klingt, wenn ich sage, daß mir in jenem Augenblick Regent Street just so vorkam? Nachdem ich mich schließlich überzeugt hatte, daß es wirklich Regent Street war, verwirrten mich allerlei phantastische Reminiszensen, die auf unerklärliche Weise auftauchten. »Hier war es,« dachte ich, »wo vor dreißig Jahren ich und mein Bruder Streit hatten.« Worauf ich, zum Erstaunen und Wohlgefallen einer Gruppe von Nachtschwärmern, in Lachen ausbrach. Vor dreißig Jahren existierte ich gar nicht, und eines Bruders hatte ich mich mein Lebtag nicht rühmen können. Das Zeug mußte ganz einfach flüssiger Wahnwitz sein, denn ein stechender Schmerz um diesen verlorenen Bruder wollte und wollte mich nicht los lassen. In Portland Road nahm die Verrücktheit wieder eine andere Form an. Ich fing an, mich auf Geschäfte zu besinnen, die längst verschwunden waren, und die Straße von heute mit der, wie sie ehedem gewesen war, zu vergleichen. Wirres und verstörtes Denken läßt sich ja gewiß wohl erklären nach alledem, was ich getrunken hatte; aber was mich beunruhigte, waren diese seltsam lebendigen Fatamorgana-Erinnerungen, die sich da in meinen Geist eingeschlichen hatten. Und nicht bloß die, die sich eingeschlichen hatten, sondern auch die, die verschwunden waren. Ich blieb vor der Tierhandlung von Stevens stehen und geißelte mein Hirn geradezu, um herauszufinden, in welcher Beziehung er eigentlich zu mir stand. Ein Omnibus fuhr vorüber; es klang auf und nieder wie das Rattern eines Zuges. Es war, als müßte ich diese Erinnerung aus einem fernen, tiefen, dunkeln Schacht ausgraben. »Aber natürlich!« sagte ich endlich. »Er hat mir ja zu morgen drei Frösche versprochen! Komisch, daß ich das habe vergessen können!«

Ich weiß nicht, ob man den Kindern heutzutage noch sogenannte Nebelbilder zeigt? Bei denen — das weiß ich noch — tauchte immer ein Bild auf, wie ein undeutliches Gespenst, und wuchs, bis es das vorhergehende verdrängt hatte. Genau so — schien es mir — kämpfte eine ganze Reihenfolge von neuen Empfindungen mit denen meines altgewohnten Ich.

Verwirrt und ein bißchen beängstigt ging ich über Euston Road nach Tottenham Court Road und bemerkte kaum, was für einen ungewohnten Weg ich da machte; denn sonst kürzte ich immer ab durch

das dazwischenliegende Netzwerk von Seitenstraßen. Ich bog in die University Street ein und entdeckte, daß ich meine Hausnummer vergessen hatte. Nur mit großer Mühe rief ich mir meine »11« ins Gedächtnis zurück, und auch dann kam es mir vor, als sei es etwas, das irgendein längst vergessener Mensch mir gesagt hatte. Ich versuchte meine Gedanken zu festigen, indem ich mir die Einzelheiten des Diners zurückrief; aber ums Leben konnte ich mir kein Bild von dem Aussehen, meines Gastgebers machen. Ich sah ihn bloß als schattenhaften Umriß, ungefähr wie man sein eigenes Bild in einem Fenster, durch das man schaut, sehen würde. An seiner Stelle sah ich dagegen wie in einer seltsamen Vision mich selber, erhitzt, mit glänzenden Augen und sehr redselig, an einem Tisch sitzen.

»Ich muß das andere Pulver nehmen,« sagte ich. »Das wird ja immer unmöglicher!«

Ich suchte meine Kerze und die Streichhölzer — auf der falschen Seite des Flurs — und war im Zweifel, auf welchem Stockwerk mein Zimmer eigentlich lag. »Ich bin betrunken,« dachte ich. »So sicher wie was!« Und ich stolperte ganz unnötigerweise auf der Treppe, um diese Behauptung möglichst zu bestätigen.

Auf den ersten Blick kam mir mein Zimmer ungewohnt vor. »Blödsinn!« sagte ich und starrte umher. Es schien, als ob dieses Aufraffen mir mein eigenes Ich zurückbrächte und als ob das seltsame Fatamorganagefühl wieder zu dem konkreten, vertrauten würde. Da war noch immer der alte Spiegel, in dessen Rahmen meine Notizen über Eiweiß steckten. Mein vertragener Werktagsanzug lag auf dem Fußboden umher. Und trotzdem — so recht wirklich war es nicht. Ich fühlte, wie sich in meine Gedanken ein ganz seltsames Empfinden schleichen wollte, als säße ich in einem Eisenbahnwagen, in einem Zug, der eben anhielt, und als ob ich durchs Fenster auf irgendeine unbekannte Station hinausblickte. Ich umklammerte energisch den Bettpfosten, um mich meiner selbst zu vergewissern. »Wer weiß — es ist vielleicht eine Art Hellsehen!« sagte ich. »Ich muß an die Gesellschaft für Psychische Forschung schreiben.«

Ich legte die Rolle auf meinen Waschtisch, setzte mich aufs Bett und begann mir die Stiefel auszuziehen. Es war, als wäre das Bild meiner jetzigen Empfindungen über ein anderes Bild gemalt, das immer wieder darunter hindurchkam. »Verflucht!« dachte ich. »Verlier' ich denn den Verstand? Oder bin ich an zwei Stellen zu gleicher Zeit?« Halb entkleidet schüttete ich das Pulver in ein Glas und stürzte es hinunter. Es gärte und zeigte eine kalkig-gelbe Farbe. Noch eh' ich recht im Bett war, hatten meine Gedanken sich beruhigt. Ich fühlte noch das Kissen an meiner Wange; und gleich darauf muß ich eingeschlafen sein.

Ich erwachte ganz plötzlich aus einem Traum von seltsamen Tieren. Ich lag auf dem Rücken. Jeder kennt wohl dieses schwere, aufgeregte

Träumen, aus dem man zwar wach, aber seltsam niedergedrückt ersteht. Ich hatte einen sonderbaren Geschmack im Mund, ein müdes Gefühl in den Gliedern, ein Unbehagen über die ganze Haut. Ich ließ meinen Kopf regungslos auf dem Kissen liegen, in der Erwartung, daß dies Gefühl von Sonderbarkeit und Entsetzen wahrscheinlich bald wieder verschwinden und daß ich wieder einschlafen würde. Statt dessen nahm das unheimliche Empfinden nur immer zu. Anfänglich merkte ich nicht, daß in meiner Umgebung irgend etwas nicht stimmte. Ein schwaches Licht war im Zimmer, so schwach, daß es sich kaum vom Dunkel unterschied, und die Möbel hoben sich als verschwommene Kleckse völligen Dunkels davon ab. Ich starrte, die Augen dicht über die Bettdecke, um mich.

Erst kam mir der Gedanke, es sei jemand ins Zimmer gedrungen, um mir meine Rolle Geld zu stehlen; aber nachdem ich ein paar Minuten still, regelmäßig atmend, um Schlaf zu simulieren, dagelegen hatte, erkannte ich, daß das bloße Einbildung war. Trotzdem ließ mich die unbehagliche Ueberzeugung nicht los, daß irgend etwas nicht stimmte. Mit einer Anstrengung hob ich den Kopf vom Kissen und spähte um mich ins Dunkel. Was es war, das begriff ich nicht. Ich blickte auf die undeutlichen Formen um mich her, die größeren und kleineren Finsternisse, die Vorhänge, Tisch, Kamin, Bücherständer usw. bezeichneten. Dann fing ich an, etwas Unvertrautes in diesen Formen der Dunkelheit zu entdecken. Hat das Bett sich umgedreht? Dort drüben mußten doch die Bücherständer stehen; und etwas Verhülltes, Fahles erhob sich da, etwas, das unmöglich ein Bücherständer sein konnte, mochte ich es ansehen, wie ich wollte. Mein über einen Stuhl geworfenes Hemd konnte es nicht sein, dazu war es viel zu groß.

Ich überwand ein fast kindisches Grauen, warf die Bettücher zurück und fuhr mit dem einen Bein aus dem Bett. Anstatt von meinem Feldbett auf den Boden zu kommen, merkte ich, daß mein Fuß kaum den Rand der Matratze erreichte. Ich machte sozusagen einen zweiten Schritt und setzte mich am Rand des Bettes auf. Neben meinem Bett mußte auf dem zerbrochenen Stuhl die Kerze mit den Streichhölzern stehen. Ich streckte die Hand aus — — Nichts! Ich fuhr mit der Hand im Dunkeln herum, und sie schlug gegen ein Etwas von weichem, dickem Stoff, daß bei der Berührung ein leises Rauschen ertönen ließ. Ich packte es und zog daran; es schien ein vom Kopfende meines Bettes herabhängender Vorhang zu sein.

Ich war jetzt völlig wach und fing an zu begreifen, daß ich in einem fremden Zimmer lag. Das verwirrte mich. Ich versuchte, mich der Umstände des vorhergehenden Abends zu entsinnen, und fand auf einmal, sonderbarerweise, daß sie mir ganz lebhaft in Erinnerung standen: wie wir zu Abend aßen, wie ich die kleinen Pakete in Empfang nahm,

wie ich mich selber fragte, ob ich eigentlich betrunken sei, wie ich mich langsam auszog, wie kühl das Kissen sich gegen mein erhitztes Gesicht anfühlte. Ein plötzliches Mißtrauen überkam mich. War das gestern nacht gewesen oder die Nacht zuvor? Jedenfalls — dies Zimmer war mir fremd, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich hierhergeraten war. Der undeutliche, fahle Umriß ward blasser und ich bemerkte, daß es ein Fenster war, vor dem sich die dunkle Form eines ovalen Toilettenspiegels von der schwachen Andeutung von Morgendämmern, die durch die Gardine sickerte, abhob. Ich erhob mich; ein sonderbares Gefühl von Schwäche und Unsicherheit überraschte mich. Mit ausgestreckten, zitternden Händen ging ich langsam auf das Fenster zu, stieß aber trotzdem unterwegs mit dem Knie gegen einen Stuhl. Ich tastete hinter dem Spiegel, der groß und mit schönen Bronzeleuchtern versehen war, nach der Vorhangschnur. Aber ich fand keine. Zufällig kam mir schließlich die Quaste in die Hand, eine Feder schnappte, und die Gardine rollte in die Höhe.

Ich blickte auf eine Landschaft, die mir vollkommen fremd war. Der Himmel war bedeckt und durch das fedrige Grau der Wolkenmassen sickerte ein schwaches, dämmeriges Halblicht. Ganz am Rand des Himmels zeigte die Wolkendecke einen blutroten Saum. Unten war alles undeutlich und verschwommen, dunkel; in der Ferne ineinanderlaufende Hügel, eine nebelhafte Masse von Gebäuden, die gleich Zinnen emporragten, Bäume — wie verschüttete Tinte — und unter dem Fenster ein Geschnörkel von schwarzen Büschen und bleichgrauen Wegen. So gar nicht vertraut war es mir, daß ich im Augenblick glaubte, ich träume noch. Ich befühlte den Toilettentisch; er schien aus irgendeinem polierten Holz gearbeitet und war üppig ausgestattet — kleine Fläschchen aus Kristall und eine Bürste lagen darauf. Auch ein sonderbarer kleiner Gegenstand war da — hufeisenförmig fühlte er sich an, mit glatten, harten Vorsprüngen — der auf einem Teller lag. Streichhölzer oder eine Kerze konnte ich nicht finden.

Ich wandte meine Augen wieder aufs Zimmer. Nun, da die Gardine aufgezogen war, traten die Möbel gleich bleichen Gespenstern aus dem Dunkel hervor. Ein riesiges Himmelbett stand da, und der Kamin an seinem Fußende hatte eine große, weiße Verkleidung, die wie Marmor schimmerte.

Ich lehnte mich gegen den Toilettentisch, schloß die Augen, öffnete sie wieder und versuchte zu denken. Das alles war viel zu wirklich, als daß es ein Traum hätte sein können. Fast neigte ich zu der Annahme, daß irgendwo in meinem Gedächtnis noch eine Lücke sein müsse — eine Folge jener seltsamen Flüssigkeit, die ich getrunken hatte. Vielleicht hatte ich meine Erbschaft schon angetreten und hatte die Erinnerung verloren an das, was zwischen heut' und dem Tag lag, an dem mir mein Glück verkündet worden war. Vielleicht, wenn ich

noch ein bißchen wartete, würden die Dinge von selbst wieder klarer werden. Und doch — mein Abendessen mit dem alten Elvesham stand jetzt ganz merkwürdig lebendig und frisch in meiner Erinnerung. Der Sekt — die beflissenen Kellner — das Pulver — die Liköre. — — Ich hätte meine Seele darauf wetten können, daß all dies sich erst vor wenigen Stunden ereignet hatte.

Und dann geschah etwas — etwas so Alltägliches und doch für mich so Entsetzliches, daß mich noch heute beim bloßen Gedanken an jenen Moment schaudert. Ich sprach laut. Ich sagte: »Wie des Teufels bin ich denn hierhergeraten?«

. . . Und die Stimme war nicht meine Stimme.

Es war nicht meine Stimme. Die Artikulation war verwischt — die ganze Resonanz meiner Schädelknochen war anders . . . Um mich meiner selbst zu vergewissern, strich ich mit der einen Hand über die andere . . . Ich fühlte lose Hautfalten, die knöcherne Schlaffheit des Alters . . . »Ganz gewiß —« sagte ich in der fürchterlichen Stimme, die sich da irgendwie meiner Kehle bemächtigt hatte, »ganz gewiß — — es ist nur ein Traum!« Plötzlich, als täte ich es unwillkürlich, fuhr ich mir mit den Fingern in den Mund. Meine Zähne waren weg. Meine Fingerspitzen glitten über eine welke Oberfläche ebenen, verschrumpften Zahnfleisches. Mir ward übel vor Ekel und Entsetzen . . . Ich empfand den leidenschaftlichen Wunsch, mich selber, mein eigenes Ich zu sehen, die unheimliche Veränderung, die mit mir vorgegangen war, auf einmal und in ihrem vollen Grauen mir klarzumachen. Ich wankte nach dem Kamin und tastete auf dem Sims nach Streichhölzern. Während ich dahinstolperte, überfiel mich ein bellender Husten, und ich packte das dicke Flanellnachthemd, das um mich schlotterte. Streichhölzer waren auch da keine. Und ich merkte plötzlich, daß ich kalte Hände und Füße hatte. Pustend und hustend und vermutlich auch leise vor mich hingreinend tastete ich mich zu meinem Bett zurück.

»Es ist ja doch ein Traum!« wimmerte ich vor mich hin, während ich wieder ins Bett kletterte. »Ganz gewiß — nur ein Traum!« So recht nach Greisenart wiederholte ich das immer wieder. Ich zog mir die Bettücher über die Schultern — über die Ohren — Ich schob die Hand unters Kissen — fest entschlossen: ich wollte schlafen. Natürlich war es ein Traum. Mit dem Morgen würde der Traum vorüber sein, und ich würde aufwachen wie immer — stark und gesund — — erwachen — zu meiner Jugend und meinen Studien. Ich schloß die Augen, atmete regelmäßig, und — da ich merkte, es ging nicht — fing ich an, das Einmaleins herzusagen.

Aber das Gewünschte wollte sich nicht einstellen. Ich konnte nicht einschlafen. Und eine Ueberzeugung von der unerbittlichen Wirklichkeit der Veränderung, die mit mir vorgegangen war, wuchs immer mehr in mir. Bald lag ich mit weit offenen Augen da — das

Einmaleins war vergessen — und meine knöchernen Finger fuhren an meinem verschrumpften Zahnfleisch herum. Es war so — ich war plötzlich — unvermittelt — ein alter Mann geworden. Ich war auf irgendeine unbegreifliche, unerklärliche Art gleichsam durch mein Leben durchgerutscht und zum Greis geworden — ich war irgendwie betrogen um alles Beste im Leben — um Liebe, um Kampf, um Kraft und Hoffnung. Ich verkroch mich in die Kissen und versuchte mir selber vorzureden, daß derartige Halluzinationen ja vorkämen . . . Fast unmerklich, stetig ward die Dämmerung heller . . . Schließlich, als ich am Weiterschlafen verzweifelte — setzte ich mich im Bett auf und sah mich um. Ein kaltes Zwielicht erhellte das ganze Zimmer. Es war geräumig und gut ausgestattet — besser als je ein Zimmer, in dem ich bisher geschlafen hatte. Auf einem kleinen Gestell in einer Nische erblickte ich bald auch eine Kerze und Streichhölzer. Ich warf die Laken zurück und stand — schaudernd vor der rauhen Morgenluft, obschon es Sommer war — auf und zündete die Kerze an. Darauf wankte ich — mit einem Zittern, so daß das Lichthütchen gegen den Leuchter klapperte — nach dem Spiegel und erblickte — Elveshams Gesicht! Es war nicht weniger schrecklich, weil ich das schon gefürchtet hatte. Er war mir immer schwächlich und jämmerlich elend vorgekommen; aber wie ich ihn jetzt — — so — — bloß mit einem groben Flanellhemd bekleidet das über der Brust offen stand und den sehnigen, dürren Hals enthüllte — — so — an Stelle meines eigenen Körpers — — sah — — Ich kann diese jämmerliche Verfallenheit gar nicht beschreiben! Die hohlen Wangen, die vereinzelten Strähnen schmutzig-grauen Haars, die triefenden trüben Augen, die zitternden, verschrumpften Lippen, über denen immer ein Streifchen Rosa auftauchte und hinter denen man immer das scheußliche, schwärzliche Zahnfleisch sah! Wer ganz ist — ein Mensch, dessen Körper und Seele eins sind — so wie es die Natur seiner Jahre mit sich bringt — der kann sich nicht vorstellen, was dies teuflische Gefangensein für mich bedeutete! Jung sein und voll von Wünschen und voll von Energie der Jugend — — Und dabei gefangen und bald darauf zermalmt in dieser wankenden Ruine von einem Menschen . . .!

Aber ich verliere den Faden meiner Erzählung . . .

Eine Zeitlang muß ich geradezu betäubt gewesen sein über die Veränderung, die über mich hereingebrochen war. Der Tag schien hell, als ich mich endlich soweit zusammenraffte, um denken zu können. Ich war — auf irgendeine unerklärliche Art — verwandelt. Obschon — wie das — wenn nicht Hexerei im Spiel war — hatte zugehen können, das wußte ich nicht. Und während ich darüber nachdachte, ward mir das teuflische Genie Elveshams klar. Es kam mir ganz selbstverständlich vor: so wie ich in seinem Körper steckte, so war er jetzt Herr des meinen, das heißt, meiner Kraft, meiner Zukunft. Aber wie das be-

weisen? Dann — als ich weiter darüber nachdachte, erschien mir selber das alles so unglaublich und meine Gedanken wirbelten so durcheinander, daß ich mich selber kneifen, meine zahnlosen Gaumen befühlen, mich im Spiegel betrachten, die Dinge um mich berühren mußte, eh' ich wieder den Tatsachen nüchtern gegenüberstand. War alles Leben Halluzination? War ich wirklich Elvesham? Und Elvesham ich? Hatte ich einfach einmal nachts von Eden geträumt? Existierte überhaupt ein Eden? Aber — wenn ich Elvesham war, so müßte ich mich doch am nächsten Morgen darauf besinnen, wo ich war, — auf den Namen der Stadt, in der ich lebte — auf das, was geschehen war, eh' ich anfing zu träumen . . . Ich kämpfte mit meinen Gedanken. Ich rief mir die seltsame Zweiheit meiner nächtlichen Erinnerungen zurück. Aber mein Geist war jetzt ganz klar. Auch nicht die Spur einer Erinnerung außer der aus meinen Edentagen wollte noch in mir aufsteigen.

»Es ist einfach zum Verrücktwerden!« rief ich in meiner dünnen, Greisenstimme. Ich stolperte auf vom Bett, schleppte meine schwächlichen, bleiernen Glieder zum Waschtisch und steckte mein graues Haupt in eine Waschschüssel voll kalten Wassers. Dann — während ich mich abtrocknete, versuchte ich es aufs neue . . . Es half nichts. Ich fühlte — es war ganz fraglos: Ich war Eden, nicht Elvesham! Aber Eden in Elveshams Körper!

Hätte ich in irgendeinem anderen Jahrhundert gelebt — ich hätte eben mein Schicksal auf mich genommen und mich als Verhexten betrachtet. Aber in unsern skeptischen Tagen gelten Wunder nicht mehr. Es war einfach ein psychologischer Trick. Und was ein Mittel und ein festes Anstarren angerichtet hatten, das konnte irgendein anderes Mittel und ein anderes festes Anstarren oder irgendeine derartige Behandlung auch wieder zurechtbringen. Es war ja nicht das erstemal, daß ein Mensch die Erinnerung verlor. Aber Erinnerungen vertauschen — verwechseln wie man Regenschirme verwechselt — —! Ich mußte lachen. Ach! es war kein gesundes Lachen! Es was ein greisenhaft — winselndes Gekicher. Ich hatte auf einmal die Vorstellung, wie der alte Elvesham mich auslachte, und ein Taumel kleinlichen Zornes, wie ich ihn sonst gar nicht kannte, überfiel mich plötzlich. Ich fing hastig an, mir die Kleidungsstücke anzuziehen, die überall auf dem Boden herumlagen und erst als ich angezogen war, merkte ich, daß ich im Gesellschaftsanzug war. Ich öffnete den Schrank und fand darin einige Straßenanzüge, ein paar karierte Hosen und einen altmodischen Schlafrock. Die letzteren Stücke zog ich an, stülpte ein ehrwürdiges Hauskäppchen auf mein Haupt und wankte — ein bißchen hustend von der Anstrengung — auf den Korridor hinaus.

Es war ungefähr dreiviertel auf sechs; die Läden waren noch alle geschlossen; das Haus war ganz still. Es war ein geräumiger Flur, eine breite Treppe mit üppigem Läufer führte in die dunkle Tiefe der

unteren Halle; und durch eine halbgeöffnete Tür gerade vor mir erblickte ich ein Schreibpult, einen drehbaren Bücherständer, den Rücken eines Schreibsessels und Reihen auf Reihen von gebundenen Büchern.

»Mein Arbeitszimmer!« murmelte ich und ging über den Flur. Dann — beim Klang meiner Stimme — durchzuckte mich ein Gedanke. Ich ging zurück ins Schlafzimmer und schob mein Gebiß in den Mund. Leicht und gewohnheitsmäßig schlüpfte es an seinen Platz. »So ist's besser!« sagte ich, kauend und fletschend, und kehrte zum Arbeitszimmer zurück.

Die Schiebladen des Schreibpultes waren verschlossen. Auch der Pultdeckel war geschlossen. Nirgends bemerkte ich etwas von Schlüsseln; und auch in meinen Hosentaschen waren sie nicht. Ich stolperte wieder in mein Schlafzimmer, suchte in meinem Gesellschaftsanzug nach und überhaupt in allen Kleidungsstücken, deren ich habhaft werden konnte. Ich war voller Eifer; man hätte glauben können, Einbrecher hätten in meinem Zimmer gehaust, als ich endlich fertig war. Nicht nur, daß nirgends Schlüssel waren — — aber auch kein Stück Geld — keinen Fetzen Papier fand ich — — mit Ausnahme der Quittung vom vorhergehenden Abend.

Eine seltsame Müdigkeit überfiel mich plötzlich. Ich setzte mich und blickte starr auf das Kleiderzeug, das herumlag — hier — dort — mit umgedrehten Taschen. Von Sekunde zu Sekunde ward mir mehr und mehr klar, wie klug mein Feind seine Minen gelegt hatte, begann ich mehr und mehr einzusehen, wie hoffnungslos meine Lage war. Mit einer Kraftanstrengung erhob ich mich wieder und humpelte in das Arbeitszimmer zurück.

Auf der Treppe öffnete eben ein Hausmädchen die Läden. Sie sah mich starr an . . . Ich glaube, wegen des Ausdrucks auf meinem Gesicht. . . Ich machte die Tür meines Arbeitszimmers hinter mir zu, ergriff einen Feuerhaken und hieb damit auf das Schreibpult ein. Und so haben sie mich gefunden. Der Deckel des Pultes war zersplittert, das Schloß zertrümmert — die Briefe aus den Fächern gerissen und übers ganze Zimmer verstreut. In meiner senilen Wut hatte ich die Federn und all derartiges Schreibmaterial im Zimmer herumgeschleudert und die Tinte umgeworfen. Eine große Vase auf dem Kaminsims war auch zerbrochen — ich weiß nicht wie. Ich fand nirgends ein Scheckbuch — nirgends Geld — nirgends welche Anhaltspunkte, die mir zur Wiedererlangung meines eigenen Ich hätten dienen können. Wie ein Verrückter hämmerte ich auf die Schiebladen loß, als der Hausdiener, gefolgt von zwei Hausmädchen, eintrat.

Das — in aller Einfachheit — ist die Geschichte meiner Verwandlung. Niemand schenkte meinen verzweifelten Versicherungen Glauben. Ich werde als Geistesgestörter behandelt; während ich dies niederschreibe, überwacht man mich. Aber ich bin geistig gesund — vollkommen ge-

sund. — Und zum Beweis hab' ich diese Geschichte niedergeschrieben, genau so, wie alles sich zugetragen hat. Ich wende mich an den Leser: Ist irgendwo auch nur eine Spur von Verrücktheit in Stil oder Methode der Geschichte, die er da gelesen hat? Ich bin ein junger Mann — der in den Körper eines alten Mannes eingeschlossen ist. Aber diese einfache Tatsache ist für jedermann unverständlich. Natürlich werd' ich allen, die mir nicht glauben, verrückt vorkommen; natürlich kenn' ich die Namen meiner Sekretäre, der Aerzte, die mich besuchen, meiner Dienerschaft, der Nachbarn, der Stadt (wo sie auch liegen mag), in der ich jetzt lebe, nicht. Natürlich verirre ich mich in meinem eigenen Haus und habe Unannehmlichkeiten aller Art. Natürlich frage ich die seltsamsten Fragen. Natürlich wein' ich oder schrei' ich und habe Anfälle von Verzweiflung. Ich habe kein Geld und kein Scheckbuch. Die Bank erkennt meine Unterschrift nicht an; ich vermute, dank der schwachen Muskeln, die ich jetzt habe, ist meine Handschrift noch die Edens. Die Menschen wollen mich nicht selber nach der Bank gehen lassen. Das heißt, es scheint wirklich, daß hier in der Stadt überhaupt keine Bank ist und daß ich irgendwo in London mein Konto habe. Es scheint, daß Elvesham den Namen seines Bankiers ganz geheim gehalten hat. — — — Ich kann es nicht ergründen. Elvesham war ja berühmt als Forscher auf dem Gebiete von Geisteskrankheiten, und alle meine Auseinandersetzungen der Tatsachen dienen bloß dazu, die allgemeine Annahme zu bestätigen, daß meine Geisteskrankheit eine Folge übermäßigen Studiums psychologischer Probleme ist. Träume von persönlicher Identität! Ach Gott! Vor zwei Tagen noch war ich ein gesunder, junger Mensch, vor dem das Leben offen dalag. Heute kriech' ich — — ein übellauniger, alter Mann — ingrimmig — verzweifelt — jammervoll — in einem großen, luxuriösen, fremden Haus herum — von jedermann als Irrsinniger angesehen — beobachtet — gefürchtet — gescheut . . . Und in London fängt Elvesham sein Leben aufs neue an — in einem kraftvollen Körper — mit all dem Wissen und den Erfahrungen von siebenzig Jahren! Er hat mir mein Leben gestohlen.

Was eigentlich geschehen ist, weiß ich nicht genau. Im Studierzimmer sind Bände voll geschriebener Notizen, die sich hauptsächlich auf die Psychologie des Gedächtnisses beziehen — teilweise in Zahlen oder symbolischen Ziffern, die mir ganz und gar fremd sind. Ab und zu finden sich auch Anzeichen, daß er sich mit der Philosophie der Mathematik beschäftigt hat. Ich fasse es so auf: er hat die ganze Last seiner Erinnerungen, alles, was seine eigene Persönlichkeit ausmacht, von seinem alten, verbrauchten Gehirn auf das meine übertragen und hat — gleicherweise — meines in seinen verbrauchten Körper gelockt. Das heißt — er hat einfach die Körper vertauscht. Aber wie so etwas möglich sein kann — das steht außerhalb der Grenzen meiner Philosophie. Ich bin — solange ich zurückdenken kann — Materialist gewesen. Aber

dies hier ist — unzweifelhaft — ein Fall von Loslösbarkeit des Menschen von der Materie.

Ein verzweifeltes Experiment will ich noch versuchen. Ich schreibe dies nieder, eh' sich die Sache entscheidet. Heut' morgen gelang es mir — mit Hilfe eines Messers, daß ich beim Frühstück heimlich beiseite geschmuggelt habe, ein im übrigen ziemlich in die Augen fallendes Geheimfach des Schreibpultes aufzubrechen. Ich fand darin nichts als ein kleines, grünes Glasfläschchen mit einem weißen Pulver. Um den Hals der Flasche lief eine Etikette, darauf stand das eine Wort: »Erlösung« Das bedeutet ja wohl — — ist wahrscheinlich — Gift! Ich kann gut verstehen, daß Elvesham mir Gift in die Hände gespielt hat. . . . Und ich wäre ja auch ganz überzeugt von seiner Absicht, sich auf diese Weise des einzigen Menschen zu entledigen, der gegen ihn zeugen könnte — — wenn er es nicht so sorgfältig versteckt hätte . . . Ja, der Mann hat das Problem der Unsterblichkeit in der Praxis gelöst. Wenn nicht gerade der Zufall ihm besonders übel mitspielt, so wird er in meinem Körper weiterleben, bis er alt ist, und wird dann — unter Beiseiteschiebung des alten — sich wieder der Jugend und Kraft eines neuen Opfers bemächtigen. Wenn man seine Herzlosigkeit bedenkt, so ist es geradezu grauenhaft, sich seine immer wachsende Erfahrung vorzustellen, mit der er . . . Wie lang er wohl schon so von Körper zu Körper übersprungen ist — —? Aber ich bin müde des Schreibens. Das Pulver scheint in Wasser auflösbar zu sein. . . . Der Geschmack ist nicht unangenehm. . . .

Hier endet die auf Mr. Elveshams Schreibtisch aufgefundene Erzählung.

Der Leichnam lag zwischen Tisch und Stuhl. . . . . Der letztere war zurückgeschoben — vermutlich im letzten Krampf des Sterbenden. Die Geschichte war in einer ganz verrückten Handschrift geschrieben — ganz verschieden von seiner gewohnten, peinlich sauberen Schrift. Bloß zwei seltsame Tatsachen bleiben noch zu erwähnen. Eine Beziehung zwischen Eden und Elvesham existierte ganz fraglos, denn das gesamte Vermögen Elveshams war dem jungen Mann vermacht. Nur daß dieser sein Erbe nie antrat. Denn als Elvesham Selbstmord beging, war Eden — merkwürdigerweise — schon tot. Vierundzwanzig Stunden vorher war er — im Gedränge der Kreuzung vom Gower Street und Euston Road, von einer Droschke überfahren und auf der Stelle getötet worden. So daß das einzige menschliche Wesen, das Licht in diese phantastische Erzählung hätte bringen können, außerhalb des Bereichs aller Fragen steht. . . . Ich überlasse also diese außergewöhnliche Angelegenheit ohne weiteren Kommentar dem persönlichen Urteil des Lesers.

Das Ich. Anklage und Rettung.

Eine Lehre der Mystik über Natur und Seele von **Dr. Walter Bormann.**

(Fortsetzung.)

Geht nun hieraus in reichster Weise hervor, eine wie entscheidende Macht das Ich des Menschen mit seiner Einheit und außerdem die einheitliche Gefühlswelt dieses Ich für das Gewinnen auch der unbegrenzten Vielheiten unseres denkenden Erkennens in ihren Einheiten ausmacht, so ist es nicht minder belehrend und gerade für die mächtig dabei einwirkende Einheit unseres Ich die beste Bestätigung, daß bei der Einheitsvorstellung irgend eines Dinges oder auch Wesens niemals die gesamte Fülle der übrigens für unsere Erfahrung ja gar niemals abgeschlossenen Eigenschaften des betreffenden Dinges oder Wesens uns vorschweben kann, wie wir das schon im ersten Teile bei der Erörterung über die Bedeutung der Sprache bemerkten. Vielmehr verschaffen wir uns diese Vorstellungseinheit hauptsächlich mit dem vom Gesichtssinne vorgestellten Bilde eines Objektes unter Bezugnahme auf diese oder jene vereinzelten Eigenschaften desselben. Nehmen wir eines der beweglichsten Dinge als Beispiel: das Wasser. Das Wasser rinnt, ist hell, durchsichtig, glitzert, spritzt, ist elastisch, schlägt Wellen, rauscht, zischt und erzeugt bei seiner Bewegungsleichtigkeit die verschiedensten Tonweisen, befeuchtet, dringt ein und zerweicht, ist ein trefflicher Wärmeleiter, friert zu Eis, gerät bei Hitze in siedendes Wallen, es reinigt, nimmt fremde Bestandteile in sich auf und führt sie mit sich, es erquickt, belebt Pflanze, Tier und Mensch, es ertränkt, verwüstet als Hochflut die Erde, ist ein Elektrizitätsleiter, wird aufgesaugt von Luft und Wärme usw. usw. Beim Vorstellungsbegriffe des Wassers denken wir aber zumeist bloß an den Anblick des feuchten Naturelementes, vielleicht besonders zusammen mit den einzelnen Eindrücken des Rauschens oder Kühlens, oder wir haben die einzelnen Eigenschaften im Sinne, die uns gerade angehen. Nehmen wir nun jenen Begriff, der unter allen uns bekannten sicherlich die größte Menge von Verschiedenheiten uns erkennen läßt, den Begriff: Mensch. Welche weitum sich erstreckende Möglichkeit von Verhältnissen des Menschen wiederum zum Menschen und dann zur ganzen Schöpfung in allen ihren Teilen ergibt sich da sowohl in den Fähigkeiten des Körpers bei seinen zahllosen Verrichtungen und Lagen in Ruhe und Arbeit, als noch mehr in den Anlagen des Geistes und in dem, wozu der Mensch bei seinem Handeln überhaupt fähig ist! Trotz solcher Unendlichkeit der Vorstellungen, welche die Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen in uns wecken, stellen wir den Begriff der Einheit nirgends fester und unbedingter auf als eben beim Menschen kraft des Ichbewußtseins, das wir in uns selber besitzen und auf jedes Menschenbild übertragen, wovon wir dann, wie erwähnt, dazu fortschreiten, in den übrigen Gebilden der Natur die Einheit zu suchen. Was aber das Wasser, was der Mensch an sich selber und unmittelbar als Einheit sei, wissen

wir das etwa, nachdem wir, mit allen Sinnen an den Körpern herumsuchend und unsere verschiedenartigen Geistesgaben musternd, tausendfältiges Einzelnes ohne Vollständigkeit und ohne festen Sammelpunkt zusammenlasen? Beim Betrachten des Menschen gerade, bei dem wir den Einheitsbegriff am Unbedingtesten festhalten, werden wir, indem wir hier auf geistiges Gebiet gelangen, alsbald unserer Unzulänglichkeit in jedwedem Erkennen gewahr, sowohl in Hinsicht auf das Ich des Menschen wie dann in Betracht aller Aussendinge, deren Erkenntnis ja durchaus abhängt vom Unzureichenden unseres an Raum und Sinne gebundenen Erkenntnisvermögens, wie das Kant in seiner »Kritik der reinen Vernunft« erläuterte. Wie wir zum Begreifen unseres Ich niemals vordringen, so können wir auch nie das durch das Ich vermittelte Wesen der Dinge rein begreifen, und trotzdem wird die Bewußtseinseinheit des Ich der Schlüssel, mit dem wir uns unendliche Vorstellungen und Begriffe und ein reiches Wissen über die Welt erschließen. Dieses machtvolle Können und Wirken des uns selbst geheimnisvoll verschleierten Ich, wahrlich es ist die uns allernächste, rings und beständig uns umgebende Mystik; denn was anderes bedeutet die Mystik im eigentlichen Sinne, als ein von nie ergründetem Grund aus in Unerschöpflichkeit hervorquellendes allbelebendes Leben des Gemütes?

§ 3.

Wir haben aber eine zweite Ursache zu nennen, aus welcher die Eigenschaft des Denkens bei der Abschätzung des Ich zumeist voransteht. Es ist diese, daß das Denken uns unmittelbar bis ins einzelne Rechenschaft abgibt über die Gründe unseres Tuns nicht weniger nach Seite des Verstandes und der Klugheit als im ethischen Verhalten, und zwar in gleichem für unser Handeln in der Gegenwart wie im Rückblick auf all unser vergangenes Leben und für die Tragweite von beidem für die fernste Zukunft. Die antreibende Stimme des Fühlens und des Wollens erhält erst eine deutlich vernehmbare Sprache durch die vom Denken berechneten Gründe. So wird durch die Bestimmtheit des Denkens unser ganzes Leben, so weit das gelingt, in Einklang gesetzt, und unsere Verfehlungen und Versäumnisse können Besserung und Heilung finden, was sowohl für unsere weltlichen Zwecke des Nutzens wie für die der Wissenschaft und der Kunst wie endlich für diejenigen der Ethik als die kostbarsten Geltung hat, sodaß unser nie zum Schweigen zu bringendes Verantwortlichkeitsbewusstsein und Wahrheitsverlangen nach jeglicher Richtung möglichst befriedigt wird.

Eine dritte Ursache für die Betonung des Denkens bei der Schätzung des Ich ist der Umstand, daß wir das bestimmte Denken mit der Deutlichkeit seiner Rechenschaftsablegung als diejenige Gabe des Menschen achten, mit welcher er sich am kenntlichsten über alle Tiere erhebt. Nur ist dabei einzuschärfen, daß, wie wir sogleich zu erörtern haben

werden, die Erweiterung und Erhöhung des menschlichen Ich im Vergleich zum Seelenleben der Tiere nicht minder beim Fühlen und Wollen auf das Außerordentlichste sich bekundet und daß auch hier das Denken nur deshalb im Vordergrunde steht, weil es die Mannigfaltigkeiten dieses Abstandes in größter Deutlichkeit darweist.

Bietet nun aber, wie wir aussprachen, das Ich selbst für das Denken nirgends die Unterlage eines festen Begriffes und ist auf diesen Herd des Vorstellungslebens also doch der Name einer Vorstellung nicht anzuwenden, so ist es dagegen in der hervorgehobenen Einheit seines Wesens durchaus und einzig Gefühl, das an die räumlich körperlichen Empfindungen des äußeren und inneren Tastens anlehnt, aber im letzten und tiefsten Grunde das Gefühl einer geistigen Bewegung im Zeitengange ist, einer unablässigen Bewegung, die nach Willenszielen ausschaut, ob weltlicher, wissenschaftlicher, ästhetisch beglückender oder zuletzt sittlicher Art. Die Bewegung ist von der Flachheit und Roheit gemeiner Augenblickswünsche zum Verlangen des unerreicht Hohen als des Endzieles bei jedem Schritte gekehrt und dann umsomehr vom Kraftgefühle des einheitlichen Ich belebt im Streben nach Entfaltung und Fortentwickelung seiner gefühlten Kräfte.

Gilt ja doch Gefühl, obschon das Denken immer als nächstbemerkbare Eigenschaft des Ich in den Vordergrund gestellt wird, dennoch, so oft man die Psyche in ihrem reinsten Sein antreffen will, für den Atemhauch ihres Wesens. Und je mehr vom Kerne ihres Ich aus die Seele sich weitet zum Gefühle des Weltganzen und des Unendlichen, im Entzücken mitatmend das geheime, wundervolle, im Größten und Kleinsten sich regende Naturleben und Geistesweben, je mehr das Gefühl sich aufschwingt zu einem wahrhaft göttlichen Heilsverlangen für alles, was ist, desto reiner und vollkommener scheint uns dann das eigentliche Wesen des Ich ausgesprochen im Gefühle. Wie viel treffliches Wollen, wie viel klar begründendes Denken liegt schon zuvor eingebettet im Fühlen! Ob unbewußt noch für den ausrechnenden Verstand, ist diesem geheimen Fühlen, dem Urwesen unseres Ichbewußtseins, vom Besten und Schönsten gar vieles schon mit Sicherheit bewußt, was überkommen von seinem genialen Blick, von seinem klaren Drange zum Guten hernach das entschiedene Wollen im Bunde mit dem berechnenden Denken zum Leben führt.

Das ist nun wiederum mit der Einsicht über das Verhüllte unseres tiefsten und kostbarsten Seelenlebens Mystik im eigentlichen Begriffe, die wir ununterbrochen erfahren und von der wir uns doch so selten Rechenschaft ablegen. Daß das zur vollen Entwickelung gekommene Fühlen stets zum Wollen wird, haben wir oben bemerkt.

§ 4.

So sind wir beim Willen angelangt, derjenigen Seelentätigkeit, in welcher sich das Tätige des Ich überhaupt am Entschiedensten offen-

bart, hinausdrängend nach Bewegung und Leben und zugleich eine starke Bewegungsmacht in sich selbst verbleibend mit nachhaltigen Gewinnen. Denn es gehören die äußeren und innerlichen Wirkungen des Wollens enge zusammen und, da die Tatbewegung nach außen durch eine innerliche Tatbewegung geboren und unaufhörlich begleitet wird, als kostbarer Erfolg der Wirklichkeit für alle Welt, so ist die innerliche Tatbewegung dabei für die Seele als ihr selbsterrungener und unverlierbar selbstbewahrter Besitz für sie das noch weit kostbarere Gut. Sie gilt für die Seele jedesmal eine Handlung in der eigentlichsten und wertvollsten Bedeutung des Wortes, mit welcher sie den Trieb und Beruf hat, verantwortungsvoll Stein an Stein fügend, unausgesetzt den Aufbau ihres Selbst zu vollführen und, ob sie unter gemeinen Natureinflüssen des Bedürfnisses und der Leidenschaft noch so unverantwortlich an sich handele, das doch immer im Bewußtsein ihres Machtbefugnisses und einer sich vielleicht weit verirrenden Selbstgerechtigkeit mit dann angemaßter Machtausdehnung wagt. Wie nicht jedes Gefühl bis zur Kraft des Willens anwächst, so wird auch nicht jeder Wille zur Handlung in äußerer Gestaltung, aber jede Handlung ist Wille. Werden nun viele Handlungen, mit denen der Wille sich in die Außenwelt begeben möchte, im Keime erstickt, sei es, daß äußere Umstände sie verhindern, sei es, daß eine andere noch stärkere Willensregung eine vorausgegangene oder lange neben ihr bestehende trotz ihrer Stärke niederwirft, so bewahrt auch das nicht Ausgeführte gleichwohl in vollstem innerlichem Sinne den Wert der Handlung, insofern es bedeutsam oder gewaltig in die Gemütsverfassung eingriff und darin Spuren hinterließ, die das Ich in der Folge in irgendwelcher Hinsicht wandeln, sowohl gut wie übel leiten können; denn es ist die Unterdrückung kluger wie törichter, sittlich guter wie arger Willensregungen durch Gegenmotive möglich. Die Eindrücke des Verdrängten sind dann in der Seele nicht ausgelöscht; denn sie können, einmal überwunden, für spätere leichtere Ueberwindungen selber Art unsere Kraft stärken, können aber nicht minder mit vermehrter Gewalt unter der Reue der früheren Unterlassung aufs neue hervorbrechen, um das versäumte Gute oder Schlimme nachzuholen. Auf jeden Fall ist auch dann in uns etwas geschehen, was in vollem Sinne auf den Namen der Handlung Anspruch hat. Wir fassen mithin den Begriff der Handlung in jenem echten Sinne, in welchem ihn auch im rechten Verständnisse ihrer Aufgaben allein die dramatische Kunst anwenden darf. Ihr ist Handlung nicht jedes beliebige äußere Geschehen, sondern einzig dasjenige, was aus gewichtig eingreifenden Absichten, welche innerlich für den Handelnden selbst und damit zugleich oft für die Außenwelt belangreich sind, hervorspringt. (Fortsetzung folgt.)



Okkultistische Umschau.

Ein Brief Dargets. Der nachstehende Brief des Kommandanten Darget ist als offener Brief an den ständigen Sekretär der französischen Akademie der Wissenschaften im „Fraterniste“ vom 13. Febr. 1914 abgedruckt. Er lautet:

„Ich habe die Ehre, Ihnen die beiliegende Denkschrift über den Spiritismus und seine Wirkungen auf photographische Platten zu überreichen mit der Bitte, sie der Akademie (in Paris) vorzulegen.

Jene Wissenschaft ist jetzt aus den Kinderschuhen heraus; der Spiritismus hat Beweise genug für seine Tatsächlichkeit geliefert, so daß die Akademie ihn wohl berücksichtigen müßte.

Nachdem ich Ihnen seit 1898 bis auf den heutigen Tag zehn Berichte nebst Photographien gesandt habe, die den wirklichen und sichtbaren Beweis liefern, daß der Mensch, das Tier, die Pflanze und manche — wenn nicht alle — Mineralien ein Lebensfluid besitzen, eine Radioaktivität aufweisen, die auf den Platten Eindrücke, Spuren und Zeichen hinterlassen, je nach der Beschaffenheit und Stärke des Fluids, das auf sie wirkte, überreiche ich nun der Akademie Photographien besonderer Art, die ich spiritistische nennen möchte.

Neuerdings habe ich im Verfolg meiner photographischen Arbeiten auch Versuche mit Chromolithographien gemacht, die, in schwarzes Papier gehüllt, auf die Platten gelegt werden. Alle diese vielfarbigen Chromolithographien haben die Platten positiv und negativ beeindruckt, ähnlich wie es bei gewöhnlicher Tinte, Druckbuchstaben oder mit Farbenstiften der Fall war. Schon während der Jahre 1908 und 1909 hatten Sie Herrn d'Arsonval beauftragt, nach und nach vier Berichte über vier meiner nach verschiedenen Zwischenräumen eingesandten Denkschriften zu geben, aber diese Berichte sind bis jetzt noch nicht erstattet worden.

Am 23. Juli 1912 setzen Sie mich in Kenntnis, daß in der Sitzung (der Akademie) vom 6. Mai die Prüfung meiner Entdeckung einer Kommission, bestehend aus d'Arsonval und Dastre, übertragen worden sei, wofür ich Ihnen gerne meinen Dank ausspreche. Aber leider läßt das entscheidende Urteil dieser Kommission schon allzu lange auf sich warten. Ich bitte Sie daher, bei dieser Gelegenheit nochmals von der Kommission feststellen lassen zu wollen:

1. ob das Lebensfluid existiert und 2. ob meine Photographien beweisen oder nicht, daß es photographiert werden kann.

Mein Lebensfluid ist in Wahrheit nichts anders als das allgemein bekannte magnetische Fluid Mesmers (und wohl auch das Od Reichenbachs, wie sich der Schriftleiter dieses Blattes zu bemerken gestattet!), das seit mehr als hundert Jahren auf seine Anerkennung seitens der Akademie wartet. Meine Entdeckung besteht nun darin, daß ich seine Existenz durch die Photographie beweise, da ja seine Effluvien auf der Platte sichtbar sind und dauernd festgehalten werden. Nach dieser Einleitung, die mir zum besseren Verständnis des Folgenden notwendig schien, bitte ich Sie nun, die Akademie auch einige meiner spiritistischen Photographien prüfen zu lassen.

Das magnetische Fluid (oder Od), das dem Menschen, insbesonders aber den sogenannten Medien, entströmt, ist ein Mittel, dessen sich außerkörperliche intelligente Kräfte bedienen können, um uns mit dem Jenseits in Verbindung zu setzen. Zahlreiche Gelehrte in allen Ländern und auf allen Gebieten der Wissenschaften haben die Existenz dieser Kräfte anerkannt. Es fehlt diesen nur die Sanktion der offiziellen Wissenschaften, d. h. der unter dem Namen „Wissenschaftliche Akademie“ vereinigten Körperschaften. Es gebührt der

Akademie der Wissenschaften in Paris, als erste sich mit diesem Problem bekannt zu machen, das man ein wunderartiges nennt, während es doch nur unzureichend bekannt ist.

Über allerlei Manifestationen, wie Bewegungen von Gegenständen ohne Berührung, denen ähnlich, die d'Arsonval selbst im Institut géneral psychologique in Gegenwart mehrerer Zeugen beobachtet hat, macht Courtier Mitteilung, dem die Akademie dafür einen Teil des Fanny Emden-Preises zuerkannt hat.

Das von manchen Medien bezeugte Schauen von Vorgängen, die sich an einem fernen Ort abspielen, das von ihnen behauptete Sehen verstorbener Personen, die sie beschreiben, ohne sie je gesehen zu haben; Schriften und Namenszüge Verstorbener, die auf Blätter in versiegelten Behältern in Gegenwart mehrerer Zeugen erhalten werden, scheinen zu beweisen, daß es einen Verkehr zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt gibt.

Die Wissenschaft muß diese Tatsachen prüfen; sie leugnen, ohne sie gesehen zu haben, das wäre etwa dasselbe, wie wenn ein Richter verurteilen wollte, ohne die Prozeßakten gelesen zu haben.

Übrigens beruhen alle Religionen auf der Annahme dieses Verkehres, der ihren Lebensnerv bildet. Aber die Religionen bieten nur den Glauben, die mehr oder minder starke Überzeugung von der Möglichkeit eines solchen Verkehres, während die Phänomene des Spiritismus die Gewißheit davon geben. Das ist ein sehr beachtenswerter Unterschied.

Seitdem der Schatten Samuels dem Saul erschien, seit den Visionen der Johanna d'Arc u. a. m., hat sich der Glaube an die zu Unrecht „Wunder" genannten Phänomene sehr geklärt. Da unsere zeitgenössischen Medien dieselben Phänomene hervorbringen, geben sie denen, die sie studieren wollen, die Gewißheit, daß auch die in den Religionen und in der Überlieferung seit dem Altertum bis auf unsere Tage immer wiederkehrenden ähnlichen Berichte auf Wahrheit beruhen können.

Heute erkennen zahlreiche angesehene und hervorragend scharfsinnige und gelehrte Männer die Phänomene an, nachdem sie sie gesehen haben. Deshalb möchte ich der Akademie anempfehlen, sie auch zu sehen, damit sie dann ihr Urteil darüber abgeben kann. Das Wichtigste an diesen tatsächlichen Phänomenen ist, daß sie zum Teil photographiert werden können und auf der empfindlichen Platte eine unbestreitbare Spur hinterlassen. Vor dieser brutalen Wirklichkeit sinken alle Einwände zusammen. Man kann keine größere Gewähr für die Wahrheit leisten.

Was die Phänomene anbetrifft, die nicht photographiert werden können, so berufe ich mich dieser wegen nur auf Boirac, dem die Akademie 1912 einen Teil des F. Emden-Preises zuerkannt hat für seine „Psychologie inconnue", die nur die Vorhalle des Spiritismus ist. Boirac geht jetzt viel weiter, denn er schreibt mir eben:

„Es ist bewiesen, daß die Tische sich bewegen, daß sie vernünftige Antworten auf gestellte Fragen geben; es ist sicher, es ist bewiesen, daß die sogenannten Medien schreiben, sprechen, handeln können, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, genau wie wenn sie Werkzeuge fremder Persönlichkeiten wären. Alle diese Tatsachen stehen ausreichend fest, nur Ignoranten bestreiten sie noch."

Wenn nun auch eine Geisterphotographie — d. h. die des Phantoms eines Menschen, der gelebt hat — die Zunftgelehrten nicht überzeugt, so muß sie doch zum mindesten diese veranlassen, die Sache zu überprüfen. Wer verdient größere Glaubwürdigkeit: der, der versichert, was er gesehen, oder der, der leugnet, ohne gesehen zu haben? Berühmte Männer wie Crookes, Zöllner, Aksakow, Russel, Wallace, Lombrose, Oliver Lodge u. v. a. haben vor mir mittelst Apparates Phantomphotographien erhalten; aber die meinigen sind insofern anderer Art, als sie das Ergebnis einer direkten Beeindruckung (Magnetisation) meiner Platte und ohne Apparate zustande gekommen sind. Sie haben sich aus meinen früheren Ent-

deckungen über die V-Strahlen entwickelt. Sie tragen so sehr den Stempel der Wahrheit an sich, daß es unmöglich ist, sie nachzuahmen.

Aber alle, die mit und ohne Apparat entstandenen, führen zu folgenden Schlußfolgerungen, die ich wie folgt gestalten möchte:

„Der Spiritismus ist eine positive Wissenschaft, die handgreifliche Beweise für das Dasein der Seele und ihr Fortleben liefert.

Er zerstört die Behauptungen der Materialisten, indem er durch Experimente die Tatsächlichkeit eines intelligenten, vom Stoffe unabhängigen Prinzips nachweist.

Er zerstört den Aberglauben, indem er die mit Unrecht als Wunder angesehenen Vorgänge in den Rahmen der Naturgesetze einfügt."

Sollten Sie mir hierin nicht folgen wollen, so behaupte ich doch, daß meine spiritistischen Photographien Beeindruckungen zeigen, Gestalten von Menschen oder Tieren (die gelebt haben), Schriftzüge, die nur durch eine selbständige Intelligenz, die Boirac und Andere „fremde Persönlichkeiten" genannt haben, hervorgerufen werden konnten.

Ich berufe mich hier auf Boirac, weil er an der Universität eine Rolle spielt und Ihr Kollege ist. Sonst würde ich Allan Kardec, den Begründer der spiritistischen Wissenschaft nennen, und dann Délanne, dessen Hauptwerk: „Die materialisierten Erscheinungen Lebender und Toter" ist.

Sollten auch die Spiritisten, deren in allen Ländern der Erde eine Legion ist, sich in Bezug auf ihre Erklärung dieser Phänomene im Irrtum befinden, so ist es doch auf jeden Fall Sache der Akademie, sie zu studieren.

Ich führe zum Schluß nur ein Wort Victor Hugos an: „Dem spiritistischen Phänomene ausweichen, ihm nicht die verdiente Beachtung schenken, ihm lachend den Rücken kehren, das heißt Wissenschaft und Wahrheit für bankerott erklären."

Ferner einen Ausspruch Crookes: „Ich sage nicht, dies ist möglich, sondern es ist. Diese Phänomene mit Stillschweigen übergehen, wäre eine Feigheit, die mitzumachen ich keine Neigung habe."

Aus diesem offenen Brief Dargets ersehen unsere Leser, daß der Spiritismus tatsächlich an die Pforten der französischen Akademie der Wissenschaft pocht. Einerlei, ob die Akademie der Wissenschaften diesem Pochen Gehör schenken wird oder nicht, es kommt der Tag, wo die Wahrheit sich durchringen wird. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist dieser Tag schon viel näher gerückt, als die Vertreter der materialistischen Wissenschaften ahnen.

Der unheimliche Papyrus. Der Pariser Louvre ist ganz zweifellos verhext. Der Reihe nach verschwinden dort Kostbarkeiten von unschätzbarem Wert auf höchst geheimnisvolle Weise.

Das ist nun, wie ein Berliner Blatt zu erzählen weiß, die neueste Geschichte: Im Jahre 1888 schenkte der französische Ägyptologe Adolphe Cattani dem Louvre einen wundervollen Papyrus, den er in einer Pyramide bei einer Mumie gefunden hatte. Es war ein ganz rares Stück von 22 Meter Länge, ein sogenannter Begräbnispapyrus, der die Lebensgeschichte der zugehörigen Mumie erzählte. Sein wissenschaftlicher Wert war durch seine zeitliche Beziehung zu einer der ältesten und glanzvollsten Epochen der Pharaonenzeit charakterisiert, über die er erschöpfenden Aufschluß gab. Die Lebensgeschichte endete aber mit dem dunklen und seltsamen Satz, daß auf dieser Mumie ein böser Fluch laste: wer mit ihr in Berührung komme, finde bald einen schrecklichen Tod.

Wieweit dieser Fluch von der Mumie auf den Papyrus übergegangen ist, ließ sich „wissenschaftlich" nicht ermitteln. Er wurde als Nr. 2088 den Louvresamm-

lungen einverleibt und ist unter dieser Nummer noch heute in den Katalogen verzeichnet. Aber nun kommen die befremdlichen Tatsachen: Der Geber des Papyrus, Adolphe Cattanie, der damalige Louvredirektor Kaempfen, der damalige Konservator der ägyptischen Abteilungen Revilloud, mehrere Ägyptologen, die den Papyrus im Louvre studierten, kurz alle Personen, die den Papyrus in Händen gehabt haben, sind rasch nacheinander und alle eines mehr oder weniger tragischen Todes gestorben. Es ist auch Tatsache, daß kein Lebender bis jetzt gefunden werden konnte, der den Papyrus mit eigenen Augen gesehen hat. Er war ganz in Vergessenheit geraten, und erst als sich kürzlich der neue Unterstaatssekretär der schönen Künste, Jacquier, für das seltene Stück interessierte und es sehen wollte, entdeckte man — daß es verschwunden war!

Man hat nun eine große Untersuchung eingeleitet, die vom Museumsdirektor Henry Marcel, den Konservatoren Bénédite und Boireux mit Hilfe der Polizei betrieben wird, aber bisher noch nicht das geringste Resultat hatte. Es ist nicht nur fraglich, ob man einem so okkulten Geheimnis mit Polizeihunden und Daktylographie auf die Spur kommen kann — die Beteiligten selbst bringen nicht den richtigen Eifer für die Untersuchung mit. Denn wenn, Gott behüte, der Papyrus wieder zum Vorschein und in ihre Hände kommt — kann man — dann wissen — —??

Der Zusammenbruch des Salvarsans. Das Aprilheft des „Türmers" brachte einen Aufsehen erregenden Artikel: „Salvarsan in der Anklage", aus welchem wohl unzweifelhaft hervorgeht, daß es hoch an der Zeit ist, mit diesem „Heilmittel" gründlich aufzuräumen. Salvarsan enthält etwa 34 Proz. Arsenik, sodaß pro Injektion die 20- bis 40fache Maximaldosis dieses gefährlichen Giftes überschritten wird. Da darf man sich dann nicht wundern, wenn eine Reihe von Todesfällen, Lähmungen, Erblindungen etc. als Folgen der Salvarsankuren unbestreitbar festgestellt wurden.

Möge doch endlich sich allgemein das Wissen durchringen, daß es eine Reihe von weitaus wirksameren und unschädlicheren Syphiliskuren gibt als die verderbliche Schmierkur, Quecksilberinjektionen oder das Salvarsan. Es sei nur auf die guten Erfolge der Naturheilmethode, Kräuterkuren, Homöopathie, Elektrohomöopathie, Zimpelmittel, Baunscheidtismus u. s. w. hingewiesen.

Ganz in Vergessenheit scheint aber die Heilwirkung der Lobelienwurzel (Lobelia syphilitica L.) gegen die Lustseuche geraten sein. Kein geringerer als Dr. Samuel Hahnemann hat auf diese in dem 1787 in Dresden erschienenen Buche: „Die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneimittel", welches Werk er im Verein mit J. B. van den Sande, Apotheker in Brüssel, herausgab, hingewiesen.

Er sagt daselbst Seite 34 sub „Lobelienwurzel": „Ihre in die Augen fallende Wirkung ist Brechen und Abführen. Man gibt sie im äußersten Grade der Venusseuche in Abkochung, zuerst in kleinerer Gabe, z. B. ein Quentchen, und steigt, bis der Trank starkes Purgieren erregt, setzt damit einige Tage aus, fängt wieder an und fährt bis zur Heilung fort, die ohne Gefahr in wenig Wochen erfolgt. Ein altes, geheimes Spezifikum der nordamerikanischen Wilden, durch Johnson entdeckt und durch Kalm bekannt gemacht. Man muß die Wurzel der weißen Kardinalsblume (Lobelia longiflora L.) nicht damit verwechseln, die dasselbe tun soll, aber bei weitem gefährlicher ist."

Ferner Seite 29 unter „Sandriedgraswurzel (Carex arenaria L.): Eine Bewohnerin unseres Flugsandes hat man der Sassaparille an Kräften gleich gefunden, bei Ausbreitung des venerischen Übels und dem venerischen Beinfraße (tertiäre Lues!), wo Quecksilber nichts nutzte. Sie ist in der Tat kräftiger und vorzüglicher als die teuere Sassaparille."

Man sieht also, die Heilung der Syphilis war alten, tüchtigen Ärzten kein ungelöstes Problem und dieselben waren darin augenscheinlich unseren modernen „Excellenzen" überlegen; nicht zu reden von den alchemistischen Geheimärzten, die mit dem echten Aurum potabile leicht und rasch die Syphilis heilten. G. W. Surya.

Briefkasten.

Anfragen, deren Beantwortung von allgemeinem ::: Interesse ist, werden hier erledigt. :::

Sehr geehrter Herr!

Sie haben im Märzhefte Ihrer vorzüglich geleiteten Zeitschrift die Frage der schwarzen Magie zur Erörterung gestellt und wollen aus Ihrem Leserkreise allerlei Ansichten darüber hören. Über Geheimwissenschaft gibt es schon bedenklich viel Bücher, über das Wesen und Wirken schwarzer Magier hingegen nur sehr wenige.

Weil es sich aber um einen besonderen Fall handelt, so wenden wir uns zuerst dem kranken Kind und seinen Eltern zu. Fragen wir einmal, wie ein Arzt fragen muß: „Ist das Kind eine Zangengeburt? Wie ist der Schädel entwickelt? Hatte es jemals Fraisen, wie oft, wie stark, wie lange? Liegt erbliche Belastung vor und welche? Warum schlug die Frau die Hand des „schwarzen Magiers" aus? Welchen Gedanken hing sie während ihrer Schwangerschaft besonders nach? Gedanken des Abscheues vor jenem Mann, Gedanken der Furcht, Angst? Wer ist überhaupt jener Mann, dem man die magischen Einflüsse nachsagt? Wie ist sein Vorleben? Sein Charakter gegenüber anderen Leuten?" Alle diese Fragen wären genau zu beantworten, bevor man darangehen kann, schwarzmagische Einflüsse anzunehmen und jemand zu verdächtigen, der vielleicht voll Bosheit und Rachsucht sein kann, aber deshalb noch lange kein schwarzer Magier zu sein braucht.

Es gibt in deutschen Landen bereits so viel Theosophen, die in allen möglichen höheren Welten heimisch sind und gewiß nicht zögern werden, hier ihr Wissen und ihre Kräfte in den Dienst einer guten Sache zu stellen. Ich möchte hier nur einen ganz untheosophischen Standpunkt einnehmen, und zwar deshalb, damit Ihre Leser eine neue Weltanschauung kennen lernen, die rund dritthalb Tausend Jahre alt und kaum 10 Theosophen bekannt ist.

Was die Blavatsky und Sinett ihren Lesern von der Lehre des Buddho Gotamo erzählten, stimmt ganz und gar nicht zu dem, was uns in seinen Lehrreden aufbewahrt ist. Mit den Begriffen Karma und Wiederverkörperung allein ist's noch lange nicht getan. Verzeihen Sie, daß ich hier weit zurückgreife, ich werde deshalb mein Ziel, die Heilung des Kindes, nicht aus dem Auge verlieren.

Als der Buddho (so heißt das Wort in der Palisprache, in der die heiligen Schriften abgefaßt sind, Buddha ist die Sanskritform) die große Erleuchtung erlebt hatte, wurde ihm das Eine klar: alles in der Welt, jedes allerkleinste Teilchen, befindet sich in ununterbrochener Bewegung, Veränderung, Umwandlung. Unsere Vorstellung von einem Ruhenden, Beständigen, Festen, Unwandelbaren muß demnach ein Wahn sein. Wunderbar stimmt damit überein, was Sie in Ihrer „Okkulten Astrophysik" über den Platinwürfel von 24 000 kg schreiben, der kaum ein Gramm Stoff enthalte, der sich in ungeheurer Bewegung befinde und Masse, Schwere usw. vortäusche. Bei den Griechen hat Heraklit der Dunkle ähnliche Ansichten ausgesprochen (das bekannte πάντα ῥεῖ, alles fließt), aber daraus nicht die letzten Folgerungen gezogen, wie der Buddho, der zum weiteren Ergebnisse kam: Wenn alles in ununterbrochener Veränderung begriffen ist, so gibt es auch kein Ich, kein Selbst, die nur eine bequeme begriffliche Zusammenfassung einer ewig wechselnden Summe von Strebungen, Wünschen, Gedanken, Empfindungen usw., nicht aber eine unveränderliche, ewige Wesenheit sind. Aus der irrigen Vorstel-

lung von einem Ich entspringt nach Buddho Gotamo die ebenso irrige Scheidung der Welt in Ich und Nicht-Ich und damit der Kampf aller gegen alle. Gier, Haß und Wahn bezeichnet der Buddho geradezu als die Wurzeln alles Bösen und die Ursachen aller Leiden.

Die Unkenntnis der Weltgesetze (Wahn) treibt uns zu verkehrtem Handeln, dem ein gewisses Maß von Leiden folgt. Handlung, Tat, heißt bekanntlich „Karma" im Sanskrit, ein Wort, das die Theosophen zu ihrem eisernen Bestande zählen. Nicht jeder Theosoph jedoch versteht unter diesem Worte dasselbe. Dem „Karma" des Buddho haftet unter keiner Bedingung die Bedeutung eines unabänderlichen Geschickes und dergleichen an. Wenn alles in beständigem Wechsel begriffen ist, so ist nur die geschehene Tat etwas Feststehendes, nicht aber deren Folgen, die wir durch eine Änderung unserer Gedanken, Anschauungen usw. entsprechend ändern bezw. mildern können.

Dies Wenige mußten wir zum Verständnis des Folgenden vorausschicken. Gesetzt den Fall, daß es sich hier wirklich um magische Beeinflussung handelt, so liegen nach dem Karmagesetze (vielleicht sogar Jahrhunderte alte) Beziehungen zwischen dem Ehepaare, dem Kinde und dem schwarzen Magier vor. Welcher Art die Handlungen waren, die sie in Beziehungen zu einander setzten, ist zunächst gleichgiltig. Die Frage ist: „Wie kann man helfen?"

Wenn das Selbst nur eine Summe wechselnder Beziehungen, Gedanken, Strebungen, Empfindungen usw. ist, so ist der Magier, wie jedes andere Wesen, dem Gesetze der Veränderung unterworfen und es unbedingt möglich, daß sein Wesen eine andere Richtung, also hier zum Guten, nehmen kann. Er war ja auch nicht immer der „schwarze Magier", und was geworden ist, kann wieder anders werden. Daher wäre der Vorschlag, die Astralhülle des Magiers mit einem Degen zu durchbohren, nicht sehr vorteilhaft, denn die Verkörperung des Magiers zu neuem Leben und Wirken wäre damit nicht aufgehoben.

Wenn Leidenschaft Leiden ist, so muß der Magier sehr leiden. Mitleid ist für den Buddho eines der wichtigsten Mittel zur Erleuchtung und Erlösung vom Wahn. Ich erinnere nur an den durch Wagner zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruch: „Durch Mitleid wissend!"

Zwischen der gequälten Familie und dem Quäler besteht seit einer Verkörperung, oder mehreren, ein Band, das man durch Haß nicht zerreißen kann. Der Raum verbietet es, hier mehr als eine der entsprechenden Stellen anzuführen. In der 21. Rede der „Mittleren Sammlung der Lehrreden" sagt der Buddho: „Wenn auch Räuber und Mörder mit einer scharfen Säge Euch, meine Jünger, Glieder und Gelenke abtrennten, so würde der meiner Lehre nicht folgen, der darüber in Wut geriete. Ihr habt nur zu wünschen: Diese Qual darf unser Gemüt nicht stören, freundlich und mitleidig wollen wir bleiben, liebevollen Herzens, ohne heimliche Rachsucht und Tücke, und jene, die uns Übel verursachten, *wollen wir mit liebevollem Herzen durchstrahlen. Von diesem ausgehend, wollen wir die ganze Welt durchstrahlen mit liebevollem Herzen, mit weitem, tiefem, unbeschränktem Herzen, frei von Grimm und Groll!*"

Was hier der Buddho verlangt, ist auf den ersten Blick menschenunmöglich. Erst wenn wir erkannt haben, daß unser Ich etwas Wechselndes ist, können wir beginnen die Forderung Buddhos zu verstehen, zu begreifen, gutzuheißen.

Was sind Gedanken, Gefühle? Im allgemeinen heißt es: Ich habe Gedanken, Gefühle, Empfindungen. Wer Buddhos Ansicht anhängt, wird bald finden, daß Gedanken und Empfindungen vielmehr uns haben, beherrschen, knechten usw. Wie oft dämmert uns nicht diese Einsicht auf, wenn wir sagen müssen: „Ich werde den Gedanken nicht los?!"

Von diesem Standpunkte aus erscheint der schwarze Magier bemitleidens-

wert, denn er ist das Opfer seiner Haßgedanken, die er nicht los wird. Jeder bringt ihm Hilfe, der ihn davon befreit. Indem nun sein Opfer dies tut, arbeitet es an der eigenen Erlösung und der des Magiers. Einen anderen Weg zur gründlichen Befreiung von der magischen Beeinflussung gibt es meines Wissens nicht.

Die verehrten Leser, die gewiß ganz anderen Anschauungen huldigen, werden hier bedenklich den Kopf schütteln und die gepeinigte Familie wird sich gegen diese Zumutung begreiflicherweise sträuben. Ich verlange auch keine Befolgung dieser Winke und wäre froh, wenn unsere Theosophen ein leichteres, aber auch gründliches Mittel zur Abhilfe wüßten. Sie dürfen sich aber am Ende, wenn sie nichts ausgerichtet haben, nicht hinter das leider nur zu oft gehörte Wort verschanzen: „Hier ist unsere Macht zu schwach! Hier liegt ein schweres Karma vor, das ausgewirkt werden muß.“

Halten wir also nochmals die Anschauung fest: Die Welt im allgemeinen und unser Leib im besonderen sind nichts als eine Summe ewig wechselnder Beziehungen. Leben heißt: Beziehungen inne werden und Beziehungen schaffen. Empfinden wir diese Beziehungen als angenehm, so sprechen wir von gutem Karma, umgekehrt von üblem Karma. Die geschaffenen Beziehungen binden uns an Wesen und Dinge. Liebe bindet genau so fest wie Haß. Unangenehme Beziehungen sind nur zu lösen durch Schaffung guter Beziehungen. Das gelingt am ehesten durch Ausschaltung neuer Haßgedanken und durch beharrlich fortgesetzte Entwickelung guter Gedanken, Wünsche usw. für alle Wesen, in die man ebensogut selbst wie der Feind eingeschlossen ist. Man muß dabei alles selbstsüchtige Streben ausschalten, selbstlos, das heißt sein Selbst los werden.

Ein Deutscher, der (unter dem Decknamen Bhikku Nyanatiloka) in Südindien lebt und tief ins Wesen der wahren Lehre des Buddho eingedrungen ist, beschreibt diese Willensübung u. a. wie folgt: „Die Erweckung der Liebe besteht darin, daß man die ganze Welt mit liebevollem Gemüte gleichsam durchstrahlt, gleichviel ob Freund oder Feind, Tugendhafte oder Lasterhafte, Menschen wie Tiere, bis hinab zum kleinsten Lebewesen hat man alle in seine Liebe einzuschließen . . . Diese Erweckung, häufig geübt, läutert das Herz von Groll und Haß und erzeugt im Innern Ruhe und Frieden.“

Im vorliegenden Falle wäre folgender Weg einzuschlagen: Die Frau oder der Mann, oder beide, suchen das ruhigste Zimmer auf, wo die Außenwelt am wenigsten störend an sie herantritt, nehmen eine möglichst bequeme Stellung ein, sitzend oder liegend, schließen die Augen und achten auf ein möglichst langsames und ruhiges Atmen durch die Nase. Fließt der Atem ruhig, so kann die Willensübung beginnen, die auf 5 Atemzüge verteilt wird. Beim Einatmen des 1. Atemzuges denke man „Glückselig . . .“, beim Ausatmen den 2. Teil des Satzes: „. . . . mögen alle Wesen sein!“ Beim Einatmen des 2. Atemzuges denke man das Wort „Wahnfrei“, beim Ausatmen denke man kein Wort, sondern lasse die Empfindung gleichsam darauf ruhen, daß alle Wesen frei von Wahn sein und wahre Erkenntnis erringen mögen. Beim Einatmen des 3. Atemzuges denke man „Selbstlos“, beim Ausatmen lasse man die Empfindung wieder darauf ruhen, was am besten geschieht, wenn man aufmerksam den austretenden Atem verfolgt. Beim Einatmen des 4. Atemzuges denke man „Haßlos“, beim Ausatmen ruhe der Atem wieder auf dieser Empfindung, die gleichsam der unausgesprochene Wunsch ist, daß alle Wesen haßlos sein mögen, ohne Haß, Groll, Zorn, Grimm usw. Beim Einatmen des 5. Atemzuges denke man „Gierfrei“, beim Ausatmen lasse man die Empfindung wortlos auf dem Wunsche ruhen, daß alle Wesen frei von Begierden usw. sein mögen. Dann beginne man die Übung von neuem. Je länger man mit voller Aufmerksamkeit dabei ist, je mehr man dabei jeden anderen Gedanken ausschließen kann, desto eher wird sich der gute Erfolg einstellen. Die Hauptsache ist die gespannteste Aufmerksamkeit auf diese Gedanken und die Atemzüge!

Vielleicht fragt jemand, ob derlei zu glauben ist. Der Buddho verlangt keinen Glauben im Sinne anderer Religionen. Er will, daß sich jeder überzeuge. Erkenntnis entspringt aber nur aus genauer, aufmerksamer Nachprüfung. Ein sorgsames längeres Üben obiger Worte wird zu einer Umwandlung des Innern in guten Sinne führen und zu einer Lösung von schwarzmagischem Einflusse. Aller Zweifel an der Möglichkeit dieser Hilfe hindert nur die raschere Erfüllung des Wunsches nach Hilfe.

Warum ich dies schrieb? Weil sich Ihr Blatt immer von Partei-Einflüssen frei zu halten wußte und alle zum Worte kommen ließ, besonders, wenn sie Neues beizubringen wußten. Ich verlange garnicht Unfehlbarkeit für meine Ansicht und bin zufrieden, wenn recht viele Okkultisten und Theosophen aus ihrem reichen Erfahrungsschatze Mittel zum besten geben, die dem armen Kinde wirklich helfen. Sollten die Okkultisten ausbleiben oder ihre Mittel versagen, dann wird es mich freuen, wenn sich die gequälte Familie dieses Schreibens erinnert und daraus gebührenden Nutzen zieht.

Inzwischen verbleibe ich als Ihr ergebener

Anatta Puthudschano, Ceylon.

Tabakrauchen und Hellsehen.

Das Tabakrauchen ist dem Hellsehen nicht unmittelbar hinderlich, wohl aber mittelbar, weil es die Feinfühligkeit des Nervensystems stark herabdrückt und die Gehirnnerven zum Träumen anregt.

Frau H. P. Blavatski rauchte fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag, was ihrem Hellsehen gar nicht schadete; sie hatte es nötig, weil ihre Nerventätigkeit eine annormal starke war und eben herabgesetzt werden mußte.

Das Rauchen bewirkt ein Herabstimmen der Reizbarkeit der Nerven, was schon dadurch bewiesen wird, daß es statistisch festgesetzt ist, daß Verbrecher sehr oft gleich nach verübter Tat zur Zigarre oder Zigarette greifen. Sie tun es unbewußt, weil sie das Bedürfnis fühlen, ihre Aufregung niederzudrücken. Die Feinfühligkeit des Nervensystems ist aber ein Erfordernis, um normals Hellsehen zu erzielen.

Russische Zigaretten sind nicht schädlicher als andere, wenn es sich nicht um den türkischen Tabak handelt, der in Rußland sehr geschätzt wird und oft geraucht wird. Dieser Tabak ist dem Hellsehen direkt schädlich, weil bei seiner Herstellung etwas Opium verwendet wird. Opium, auch in Minimaldosen angewandt, ertötet gleich dem Alkohol die Tätigkeit der Zirbeldrüse, des sogenannten dritten Auges. Doch würde ich jedem Gewohnheitsraucher, selbst wenn er Okkultist ist, raten, den Tabak nicht ganz zu meiden, nur das Rauchen so viel als möglich einzuschränken, da die Anregung der Magensäfte durch das Nikotin bei plötzlicher Entziehung dieses anregenden Giftes starke Verdauungsstörungen hervorruft, die ebenso schädlich auf die astralen Fähigkeiten wirken wie die Abstumpfung der Nerven durch das Rauchen.

Übrigens ist ein Streben nach Hellsehen doch nur ein Streben nach sekundären Erscheinungen der Evolution, die wir erringen sollen. Wird diese höhere Entwickelung selbst angestrebt, so kommt das Hellsehen ohne unser Zutun, und das Verlangen nach dieser Entwickelung zwingt uns dann, alle kleinen Laster und schlechten Gewohnheiten, zu denen das Rauchen gehört, allmählich zu vermeiden und zu entfernen.

A. v. U.

Spuk und Besessenheit. Vor wenigen Wochen besuchte mich ein alter Bekannter, und noch ehe er ein Wort gesprochen hatte, las ich seinem abgesorgten Gesichte ab, daß er sicher nichts Gutes zu berichten habe. Und ich hatte mich wahrlich nicht getäuscht. „Nicht um eine Million möchte ich das wieder durchmachen, was ich in den letzten Monaten erleben mußte.“ Das waren bezeichnender Weise

seine ersten Worte, mit welchen er mir seine Leidensgeschichte zu erzählen begann. „Sie wissen doch," fuhr er fort, „daß ich seit Jahren von meiner ersten Frau geschieden lebte. Meine zweite Ehe ist in der Tat bisher weitaus glücklicher verlaufen wie die erste, wiewohl meine erste geschiedene Frau schon zu Lebzeiten des öfteren versuchte, Unfrieden in meine zweite Ehe, der auch drei Kinder entsprossen waren, zu bringen. Da starb meine erste Frau mit mir unversöhnt im Januar 1914, und seit dieser Zeit sind ich und meine zweite Frau furchtbar geplagt. Es spukt in unserem Hause, und meine offenbar sensitive Frau sah bald die Ursache des Spukes in Gestalt meiner ersten Frau in unserer jetzigenWohnung mit bösem Gesichte herumsitzen. Diese Verstorbene sucht nun durch allerlei Einflüsterungen unsere Ehe zu zerstören. Bald sagt sie meiner Frau, daß sie sich von mir scheiden lassen soll, bald gibt sie mir Mordgedanken ein, und dann sehe ich mich visionär als Mörder meiner drei Kinder und diese selbst blutend vor mir liegen. Kurz, aller Friede. alle Ruhe ist von unserem Hause gewichen! Unsichtbare Hände bewerfen uns mit kleinen Steinchen, und des öfteren fühlte ich deutlich, wie ein unsichtbares Wesen mir auf den Schultern auftritt und den Versuch machte, von meinem Körper Besitz zu ergreifen, indem dieses Phantom durch das Rückenmark gleichsam in meinen Körper einzudringen versuchte. Einmal ist es diesem Phantom auch gelungen, in mich einzudringen. Es war dies ein schreckliches Gefühl. Mein Gesicht veränderte sich augenblicklich und ich nahm die Gesichtszüge meiner verstorbenen Frau an, und diese begann nun auch aus mir herauszusprechen und meine zweite Frau zu bedrohen usw. Dann wieder ereignete es sich, daß meine Frau von der Verstorbenen besessen wurde. In solchen Augenblicken bin ich meines Lebens nicht sicher! Als ich nun auf Grund dieser Erlebnisse wußte, daß aller Spuk von meiner ersten verstorbenen Frau ausging, wurde ich zornig und fluchte heftig. Aber dadurch wurde die ganze Sache nur noch schlimmer. Was soll ich nun tun, um wieder Ruhe und Frieden zu haben?"

Ich riet dem geplagten Mann nun fürs erste, der Verstorbenen mit Güte entgegenzukommen, womöglich sie zu belehren, daß sie sich selbst durch ihr rachsüchtiges Wesen nur schade und ihre eigene geistige Entwicklung hemme. Auch solle er für die Verstorbene beten; des weiteren gab ich ihm und seiner Frau den Rat, Korallen und Hyperiumkraut stets bei sich zu tragen und auch Hyperiumtee zu trinken. Außerdem gab ich ihm einige homöopatische Mittel, die sowohl er als auch seine Frau nehmen sollte. Nach etwa vier Wochen besuchte er mich abermals und konnte mir nun berichten, daß bereits eine Besserung eingetreten sei. Die Anfälle wiederholen sich immer seltener und sind auch nicht mehr so heftig. Hoffentlich ist der arme Mann in einiger Zeit ganz von diesem Spuk befreit. Dieser Fall lehrt aber wieder deutlich, daß von Verstorbenen Spukwirkungen ausgehen können, daß diese, wenn sie rachsüchtig sind, sehr störend in unser Leben eingreifen können; selbst dann, wenn auch keine äußerlichen Spukphänomene wahrnehmbar sind, können sie sicher telepathisch und suggestiv unheilvoll auf die Opfer ihres Rachedurstes einwirken.

G. W. Surya.

Hermes. Sie können beruhigt sein, Paracelsus war „wirklicher Besitzer der Kunst", selbst wenn Schmieder in seiner „Geschichte der Alchemie" Paracelsus nicht als Adept gelten läßt. Wenn Sie Einblick in die alchemistischen Schriften des Paracelsus nehmen und selbst bereits wissen, woran man echte hermetische Schriftsteller erkennt, so finden Sie so viele Anhaltspunkte dafür, daß Paracelsus das „große Arcanum" besessen hat, daß jeder Zweifel schwindet. Die guten hermetischen Schriftsteller sind dunkel. Sie können und dürfen nur parabolisch die Grundsätze lehren, nie aber werden sie vollständige Anleitung irgend eines Pro-

zesses offen geben. Und wo sie solche Rezepte geben, da ist sicher derjenige, der die darin benannten Substanzen wörtlich nimmt, auf dem Holzwege. Im Kern der Sache müssen alle echten hermetischen Schriftsteller übereinstimmen. Diese „Konkordanzen" herauszufinden, ist die erste Arbeit des Schülers. Bedenken Sie ferner, daß die Einfachheit das Siegel der Wahrheit ist und daß gute hermetische Schriftsteller sich weitaus die größte Mühe gaben, das große Arcanum vor „Unwürdigen" (durch absichtliche Verdunkelung einfacher Tatsachen, Durcheinanderwerfen der Vorarbeit, Hauptarbeit und Nacharbeit usw.) zu verbergen, als fähigen und verständigen Liebhabern die Kunst vorzuenthalten. Ja, einige klassische hermetische Schriftsteller haben sogar mehr gesagt als sie verantworten konnten. G. W. S.

Der Schuster als Prophet. Wir brachten im Aprilheft unseres Blattes, Seite 562—563, die seltsamen Prophezeiungen des portugiesischen Schusters Bandarra, von welchen sich nur der erste Teil erfüllte, der zweite Teil jedoch unerfüllt blieb. Dazu sandte uns ein Mitarbeiter unseres Blattes, welchen wir sehr hochschätzen, weil er sich bemüht, alle positiven und negativen Resultate der okkulten Forschung einer möglichst sachlichen, gerechten und unparteiischen Kritik zu unterziehen, Folgendes ein: „Die Weissagung des Schusters Bandarra hat sich also nicht erfüllt. War er deswegen ein Schwindler? Gewiß nicht! Für den Okkultisten ist hierbei lehrreich, daß für die Zeit ein ähnliches Gesetz wie für das Licht maßgebend zu sein scheint. Wie das Licht im quadratischen Verhältnisse zur Entfernung abnimmt, so scheint die Sicherheit des Erkennens der Zukunft für die Seher mit der Zeitentfernung in gewisser Beziehung zu stehen. Oder auch: das geistige „Zeitauge" sieht, wie das körperliche „Raumauge", nur auf bestimmte Entfernungen deutlich. Darüber hinaus beginnt unsicheres Tasten und die Täuschung."

Die Sichtung der erfüllten, teilweise erfüllten und nicht erfüllten Prophezeiungen von diesem Standpunkte aus scheint uns sehr wertvoll zwecks Erhärtung dieser Theorie. Besonders in unseren Tagen, wo die Wissenschaft selbst zur Einsicht kommt, daß die Zeit nur eine vierte Dimension des Raumes darstellt. Folglich müßten für die Zeit ähnliche Gesetze gelten wie für den Raum, und umgekehrt.

La Gemme Astel. Eine langjährige Abonnentin unseres Blattes war so liebenswürdig, uns eine kleine Broschüre und eine Reihe von Anerkennungsschreiben über den Talisman „Gemme Astel" (welcher nur von Simeon Biennier, Clermont-Ferrand, 18, Rue des Gras, Frankreich, zu beziehen ist) einzusenden und wünscht unsere Ansicht über dieses Amulett.

Daß es wirksame Amulette oder Talismane gibt, dieser Glaube ist besonders im ganzen Orient uralt. Ja, die Herstellung wirklich wirksamer Amulette ist dort eine eigene Wissenschaft. Wie in jeder Sache, wird es auch da echte und unechte, wirksame und unwirksame Amulette geben. Herr Biennier behauptet nun, einen natürlich radioaktiven Stein durch besondere Präparation und besondere mystische Zeichen, die er eingraviert enthält, zu einem sehr wirksamen Glückstalisman vervollständigt zu haben. Daß diese „Gemme Astel" wirklich sehr radio-magnetisch ist, bestätigt ihm Prof. Donato, Offizier der Akademie, Chefredakteur von „La Vie Mysterieuse" und Vizepräsident der internationalen Gesellschaft für psychische Forschung. Dieser Okkultist sagt also, es genügt, um sich von der strahlenden Eigenschaft der „Gemme Astel" zu überzeugen, diese vor einen biologischen Kreisel (System Tormelin) zu stellen, und man wird bald sehen, daß sich dieser Kreisel oder dieses Rädchen mit einer außergewöhnlichen Geschwindigkeit zu drehen beginnt.

Demnach hätte also diese „Gemme Astel“ wirklich leicht kontrollierbare radioaktive Strahlungen, und es ist ganz gut möglich, daß diese Strahlungen auf die Gesundheit des Trägers usw. günstig einwirken. Wer sich für die Sache eingehender interessiert, der lasse sich von Herrn Biennier die dazugehörigen Broschüren usw. senden; jedoch muß dem Schreiben eine Retourmarke oder besser ein internationaler Briefmarkenscheck (22 Pfennige) beigelegt sein, sonst erhält man keine Antwort.

Die denkenden Tiere. Ein Herr Dr. Gustav Harter hat im „Neuen Wiener Tagblatt“ ein Feuilleton, betitelt „Die denkenden Tiere“, kürzlich erscheinen lassen, worin er die Ansicht verficht, daß diese denkenden Tiere so wenig eine eigene höhere Intelligenz besitzen als ein klopfender Morseapparat oder ein klopfender Tisch beim Tischrücken. Also demnach wären diese denkenden Tiere nur Empfangsapparate telepathischer Einflüsse, die dem Ober- oder Unterbewußtsein der Fragesteller selbst entspringen. Man muß sagen, daß diese Theorie des Dr. Harter auf den ersten Anblick etwas Bestechendes hat. Es lassen sich aber ohne große Kosten oder Mühe Apparate konstruieren, welche automatisch und vollkommen unabhängig und unbewußt geeignete mathemathische Fragen an die denkenden Tiere stellen, so daß jeder bewußte oder unbewußte telepathische Einfluß ausgeschaltet werden könnte. Was dann, wenn die Tiere dann doch noch richtige Lösungen zustande brächten? Dann bleiben nur zwei Erklärungsmöglichkeiten übrig. Entweder die Tiere besitzen wirklich eine eigene hohe Intelligenz, oder aber andere unsichtbare Intelligenzen bedienen sich dieser Tiere nur als Medium. Um letzteres festzustellen, müßte man die denkenden Tiere ersuchen, ihre Antwort in einer fremden Sprache zu geben, die sie bisher nicht gelernt haben und die auch kein Anwesender kennt oder je gehört hat. Oder man läßt Hellseher an den Experimenten teilnehmen. Diese würden bald herausbekommen, ob die denkenden Tiere mit eigener oder fremder Intelligenz operieren. Letzteres ist gar nicht so ausgeschlossen, denn dafür spricht das überraschend rasche Erlernen der Rechenoperationen usw. Kein noch so intelligentes Kind (mit Ausnahme der „Wunderkinder“) kann in so kurzer Zeit so viel Mathematik erlernen wie diese denkenden Tiere. Und dies ist eben verdächtig. Vielleicht halten ein paar gute Mathematiker aus dem Jenseits alle modernen Tierpsychologen zum Narren! G. W. Surya.

An die verehrten Leser und Mitarbeiter!

Der Posten eines Schriftleiters des „Zentralblattes für Okkultismus“ ist ein Kampfposten. Er absorbiert weitaus mehr Zeit und Kraft, als ich anfänglich dachte. Es blieben mir zu eigenen tieferen Studien immer weniger ruhige Stunden übrig, so daß ich mich nach Postenablösung schon seit einigen Jahren sehnte. Aber nicht eher wollte ich dies tun, ehe ich nicht die Sicherheit hatte, daß sich ein Nachfolger meldet, der imstande ist, das Blatt auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten, ja womöglich noch höher zu bringen. Dieser Sorge bin ich nun enthoben. Der in weiten Kreisen bekannte Schriftleiter der „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für psychische Forschung“ hat sich bereit erklärt, nun auch das „Zentralblatt für Okkultismus“ zu redigieren. Ich kann also ruhig scheiden, denn Herr A. Grobe-Wutischky ist ganz der richtige Mann, um das „Zentralblatt für Okkultismus“ so zu leiten, daß unsere Leser kaum einen Wechsel der Redaktion merken dürften.

Ich danke nunmehr wärmstens allen verehrten Lesern und Mitarbeitern für das Wohlwollen und die Förderung, welche sie dem „Zentralblatt für Okkultismus“ bisher angedeihen liessen, und bitte dieselben, diese auch dem neuen Schriftleiter ungeteilt zukommen zu lassen.

Ich verabschiede mich, indem ich jedem einzelnen Leser und Mitarbeiter sowie auch dem neuen Schriftleiter das Allerbeste für die Zukunft wünsche und die Versicherung gebe, daß ich nach wie vor geistig an dem großen Kulturkampf, den die Okkultisten führen, teilnehmen werde, und lege mit diesem Hefte die Feder als Schriftleiter des „Zentralblattes für Okkultismus" mit dem Bewußtsein nieder, meine Pflicht nach besten Kräften erfüllt zu haben.

Georgievitz-Weitzer (G. W. Surya.)

Vom Büchertisch.

Alle hier genannten Bücher sind durch die Sortimentsabteilung der Verlagsbuchhandlung von Max ::: Altmann in Leipzig zu beziehen. :::

Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Von Dr. Karl du Prel. Mit einer photographischen Aufnahme von Justinus Kerner und 5 Zeichnungen von Gabriel Max. Zweite Auflage. Verlag von Max Altmann, Leipzig. Brosch. Mk. 1, —.

In diesem Lebensabriß Kerners wird vor allem dessen mystische Richtung betont, in die er durch Erfahrungen mannigfacher Art, besonders aber durch die Beobachtungen getrieben wurde, die der Krankheitsverlauf der Seherin von Prevorst lieferte. Jeder, der den mystischen Seiten des Seelenlebens sein Interesse zuwendet, wird diese Seherin zu den merkwürdigsten Wesen zählen. Kerner hat seine Studien auf diesem Gebiete keineswegs phantastisch betrieben und sich und andere hineingesteigert. Es sind vielmehr reine Tatsachen, die er niederschrieb, die mit klaren Blicken beobachtet wurden, nicht nur von ihm, sondern von Männern jedes Standes und Alters. Wie viele Männer, welchen der Gespensterglaube, ja jeder Glaube überhaupt fern lag, kamen mit dem festen Vorsatz, nichts zu glauben und der Sache auf den Grund zu kommen, und gingen oft erschüttert von jener so einfachen Frau fort, erfüllt von den unbestreitbaren Tatsachen, die sie erfahren mußten und die sie trotz allem kalten und besonnenen Forschen nicht auszuklügeln vermochten. Denn die Seherin von Prevorst war ohne Zweifel die merkwürdigste aller Somnambulen, über welche Monographien erschienen sind. Wenn bei den meisten derselben nur die eine oder andere Seite des sogenannten Nachtlebens der Seele zu beobachten war, so zeigten sich hier alle vereinigt, und ihre mystischen Fähigkeiten blieben nicht auf die subjektive Sphäre beschränkt, sondern erstreckten ihre Fühlfäden in die dem normalen Bewußtsein verschlossene äußere Welt. Schon aus ihren Kinderjahren sind zahlreiche Fälle von Ahnungen, Visionen, zweitem Gesicht, Gedankenlesen und Doppelgängerei verbürgt. Kerner sagt, daß bei ihr der Somnambulismus fast permanente Anlage war und daß sie selbst im Wachen nie eigentlich wach im gewöhnlichen Sinn des Wortes war. Durch die reizvollen Illustrationen von Gabriel Max wird der Wert dieser Schrift noch erhöht.

Zweimal gestorben! Von **Dr. Ferdinand Maack.** Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem XVIII. Jahrhundert. Nach urkundlichen Quellen, mit literarischen Belegen und einer Abhandlung über vergangene und gegenwärtige Rosenkreuzerei. Leipzig, Verlag Wilhelm Heims. Preis brosch. Mk. 2.—.

Dr. Ferdinand Maack hat durch dieses seltsame Buch wieder neuerdings bewiesen, daß er ziemlich tief in das Wesen der Alchemie und in die Geschichte der Rosenkreuzer eingedrungen ist. Der erste Teil dieses Werkes handelt über „Vergangene und gegenwärtige Rosenkreuzerei" und ist allein schon sehr lesenswert, mag man auch nicht in allem mit dem gelehrten Autor übereinstimmen.

Direkt köstlich geschrieben ist aber der zweite Teil: „Zweimal gestorben! Man kann da einfach nicht mehr zu lesen aufhören. — Aber der Autor verfolgt mit seinem hochinteressanten Buch noch einen anderen Zweck, nämlich alte Gedanken in neuer Form aufleben zu lassen und vor gewissen gefährlichen Richtungen der modernen „Geisteswissenschaft" zu warnen. Und auch darin hat er nicht unrecht. Der altehrwürdige Name der Rosenkreuzer wird heute des öfteren von einzelnen Personen oder Gesellschaften mißbraucht, und Tausende von Strebenden werden von diesen Pseudorosenkreuzern ausgebeutet und irregeführt. Statt glücklich und wissend, machen diese Pseudorosenkreuzer ihre Schüler elend und dumm, arm und krank. Auch in Deutschland treiben diese Pseudorosenkreuzer leider ihr Unwesen. Möchten doch die Ausführungen Dr. Maacks manchen die Augen öffnen! Wirkliche Weisheit will errungen werden und kann, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht wie irgend ein Wissen jedermann gelehrt werden. Das gilt auch von der Alchemie, von welcher in obgenanntem Buche so viel die Rede ist. Statt modernen, zweifelhaften hermetischen Gesellschaften beizutreten, studiere man lieber die klassischen hermetischen Schriftsteller in deutscher und lateinischer Sprache, und man hat eher die Möglichkeit, verborgene Weisheit zu erringen, was allerdings mühevoll ist, als durch Erwerbung irgend eines Diplomes einer Pseudorosenkreuzergesellschaft. M. M.

Seele. Traum eines Zeitgemäßen über der Menschen Vergangenheit und Zukunft von Ernst A. Thiele. Preis eleg. brosch. Mk. 1.50.

Die europäische Menschheit durchzieht gerade gegenwärtig wieder ein gewaltiges Sehnen nach einem geistigen Lebensinhalt! Der Amerikanismus unserer Tage hat den Menschen das Herz geraubt und dadurch ihren Sinn für höhere Lebenswerte und -Aufgaben völlig verschlossen. Die verschiedensten Mächte sind am Werke, hier Einhalt zu gebieten: die Orthodoxen, die nur zu verlieren haben, und die Vertreter der Aufklärung, die nur gewinnen können. Die ersteren meinen das Heiligste und Edelste jedes Einzelnen, sein Sehnen, sein Hoffen und sein Ringen in ein starres, kaltes Dogma zu zwängen; die letzteren glauben den richtigen Weg zu gehen, indem sie mit der zersetzenden Schärfe der oft nicht einmal strengen Wissenschaft alle zarten Regungen persönlichen Erlebens zu ertöten suchen. In einem gleichen sich beide: sie reichen statt Brot — Steine! Der Verfasser dieser Schrift — auf philosophischem Gebiete kein Unbekannter mehr — hat nun versucht — und das ist ihm meisterlich gelungen — zwischen beiden Extremen den Mittelweg einzuschlagen. Er gibt in seiner hohes Wissen zeigenden Arbeit einen Überblick der verschlungenen Pfade, welche die Seele der Menschen hat wandeln müssen, um zum Lichte zu gelangen. Er will in seiner Entwicklung gerade beweisen, wie der ehrlich strebende Mensch immer in Gottes Hand ist — um dieses biblische Bild zu gebrauchen — ohne sich dem unbeweglichen Dogmatismus zu unterwerfen, daß göttliches Licht in sein Herz kommt, auch wenn er nicht der Sklave der Dunkelmänner ist. Nur muß er mit ehrlich kindlichem Herzen dem Unerforschlichen, dem Glanze der Ewigkeit, sich nahen.

Krieg allen, die den Menschen den inneren Trieb, die Seele, ersticken wollen; Frieden allen Suchenden und Hoffenden, die ihn finden.

Der Zweck dieser ziemlich umfangreichen Schrift ist erreicht, wenn der Leser zum Nachdenken über seine eigene Seele, die ja auch ein Tröpflein im Meere der Ewigkeit ist, gebracht wird, und sie sei darum nicht nur dem Philosophen und Gebildeten, sondern auch dem Manne im Volke, der von heute nicht auf morgen zu leben gewöhnt ist, angelegentlichst empfohlen! —

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Georgievitz-Weitzer, Graz, Maigasse 27. Verantwortlich für Deutschland: Max Altmann, Leipzig, Frommann-Str. 5. Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.